4° Geo. U. 124 w/4

Bayer. Staatsbibliothek München

Aus der Bibliothek
Gottfried Merzbacher
1926

56 a

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

4
1863

Vierter Band.

Hildburghausen.
Verlag vom Bibliographischen Institut.
1863.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Vorwort.

Wir haben diesem vierten Bande des Globus nur wenige Worte beizufügen.

Die Leser werden sich überzeugt haben, daß wir bestrebt sind, die Fülle und Reichhaltigkeit unserer Zeitschrift zu vermehren, und es macht uns Freude, daß unser Bemühen von Seiten des Publikums wie der Kritik fortwährend eine so freundliche Theilnahme findet.

Um das Zurechtfinden und den Ueberblick zu erleichtern, geben wir ein Generalregister über die ersten vier Bände bei. Ein Blick in dasselbe zeigt, daß wir in unserer Zeitschrift nach einem festen Plane verfahren sind.

Einige äußere Hindernisse machten es unthunlich, mit der Zugabe großer Karten schon beim vierten Bande zu beginnen. Aber der nächstfolgende Band wird mehrere derselben enthalten, z. B. über Afrika. Die Blätter über den Nordwesten und über den Süden dieses Erdtheils liegen in der Druckerei fertig und wir werden dieselben mit einer ausführlichen geographischen Erläuterung begleiten.

Sodann bringen wir auch eine Reihe von Bildern aus dem Südosten Europas. Diese Illustrationen von Kanitz dienen als Unterlagen für einen Text, dessen Verfasser die verschiedenen Gegenden, welche er schildert, aus eigener Anschauung kennt. Auch die Holzschnitte nach den Originalzeichnungen, welche der geniale kölnische Maler Grashoff auf seinen mehrjährigen Reisen in Südamerika entwarf, sind zumeist vollendet, und ein Theil derselben wird den fünften Band des Globus zieren.

Die ethnologische Wissenschaft findet mit Recht eine immer größere Theilnahme im Publikum. Wir haben es darum für nothwendig gehalten, näher auf dieselben einzugehen, und werden mit unseren „Ethnologischen Beiträgen“ fortfahren.

Dresden, 6. September 1863.

Der Herausgeber des Globus
Karl Andree.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 1.

	Seite
Die Stadt Sennär. Von Dr. R. Hartmann	1
In Valencia	6
Die Neger in Brasilien. Von Karl von Koseritz. I.	15
Halbbarbarei auf den Hebriden	16
Ein Steppenbild aus Daurien. Nach Gustav Radde.	18
Mac Kinlay's Entdeckungsreisen in Australien	20
Baker's Expedition zur Entdeckung der Nilquellen	22
Briefe über Böhmen. I.	23
Blattermerkverrennungen in Indien	26
Bimses aus Australien	27
Das neue Territorium Sticin im britischen Nordwest-Amerika	29
Befahrung des Nigers durch den englischen Kriegsdampfer Investigator	30
Kleine Nachrichten: Eine polnische Hochzeit. — Die Mormonen in Utah. — Die Kuli-Einwanderung nach Westindien. — Eine massenhafte Auswanderung von Sklaven. — Die Pimas am Rio Gila. — Uebersetzte der Indianer in Canada. — Die östlichen Provinzen der Kap-Kolonie. — Fortgang der Ansiedelung auf Neu-Caledonien. — Australien. — Untercalifornien (Upland-Baumwolle). — Die haarlosen Menschen in Australien. — Robinson Crusoe als Reisender	31—32

Nr. 2.

Die Osterwoche in Jerusalem	33
Sagen in der bayerischen Oberpfalz	43
Die Neger in Brasilien. Von Karl von Koseritz. II.	47
Briefe über Böhmen. II.	49
Stuart's Entdeckungsreisen in Australien	50
Ein geographischer Beit aus der Region am Orinocostrom	52
Ein Jahrmarkt der Nomaden am Altai	55
Die Bedeutung der Seefischereien	57
Gebirge und Vulkane auf Neuseeland	59
Das neue Territorium Idaho in der amerikanischen Nordunion	61
Kleine Nachrichten: Virginia-City im Nevada oder Washoe-Territorium. — Aus Britisch-Columbia. — Ein californischer Fichtenstamm. — Die Mormonen am Großen Salzsee. — Zur Statistik von Neu-Braunschweig. — Deutsche Auswanderung über Bremen. — Hochzeitsgewänder bei den östlichen Kalmücken. — Neue Ausgrabungen in Pompeji. — Ruinen des Pachacamac-Sonnentempels in Peru. — Die Tuaregs in der Sahara. — Die Kleine Bucharei. — Geographische Ausdrücke in Innerasien. — Ein St. Elmsfeuer auf dem Königstein an der Elbe. — Eine Bemerkung Humboldt's. — Der Volkscharakter der Neugriechen. — Die Abstämmlinge der Portugiesen in den Minas Novas. — Die Gauchos in der La Plata-Region. — Indianer und Neger. — Der Neger. — Die Polynesier. — Neuseeländische Begrüßung	61—64

Nr. 3.

Ein Streifzug durch die schwedischen Provinzen am Bottnischen Meerbusen	65
Ein Charakterbild der ostafrikanischen Negervölker	73
Briefe über Böhmen. III.	78
Eine Lehrerin auf Australien	83
Ein Abenteuer in Texas	85
Eine neue Mündung des Mississippi	86
Eine Jagd des Schahs von Persien	87
Der Austernfang	90
Aus dem Kolonialleben Neuseelands	93
Kleine Nachrichten: Missionäre in Südafrika von den Makololo vertrieben. — Die deutsche Sprache in Paris. — Europäische Bienen in Australien. — Bulgarische Zeitungen. — Negerbrauch	95—96

Nr. 4.

Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862. I.	97
Die Leute im Lande Oldenburg	106
Francisci's Reise auf dem Sungari, durch die Mandschurei bis zur Mündung des Amurstromes	109
Ein Blick in das Leben und Treiben der westindischen Neger	114
Briefe über Böhmen. IV.	116
Ein Besuch in der Krokodilenhöhle von Samun	118
Die Zigeuner in Aegypten	122
Australische Charakterbilder	123
Kleine Nachrichten: Afrikanische Expeditionen. — Dokter Baikie und die Länder am untern Niger. — Ein französisches Reich am Senegal. — Nachrichten aus Ostindien. — Riga im Sommer. — Der Kupferreichthum Tasmaniens. — Der König von Dahome. — Speke und Grant glücklich in Chartum angelangt	125—128

Nr. 5.

Die Ruinen der altamerikanischen Prachtstadt Chichen Itza in Yucatan	129
Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862. II.	135
Leben und Treiben in den Straßen von Konstantinopel. I.	143
Landschaften und Staaten nordwestlich vom Nyanza-See	147
Der Moorrauch und die trockenen Luftrübungen	149
Das Weinen der Nennthiere	152
Victoria's Mineralschatz. I.	153
Glücksfälle und Aberglauben in Rom	155
Die jüngsten Nachrichten über Eduard Vogel	157
Kleine Nachrichten: Der Winter von 1863 und die Luftströme. — Unregelmäßigkeit in den Meeresströmungen. — Aufstand Theehandel mit China. — Die Franzosen haben festen Fuß in China. — Livingstone's südafrikanische Expeditionen ist zu Ende. — Südafrika vom Westen nach Osten durchwandert. — Aus Natal und Kaffraria. — Von der afrikanischen Westküste. — Die englischen Kolonien. — Dampfer auf dem obern Irawaddy	158—160

Nr. 6.

Die Parsis in Bombay. I.	161
Sagen in der bayerischen Oberpfalz. II.	170
Speke's und Grant's Entdeckung der Hauptquelle des Weißen Nils	175
Ein Schreiben aus St. Thomas in Westindien über die freien Neger	179
Leben und Treiben in den Straßen von Konstantinopel. II.	180
Victoria's Mineralschatz. II.	184
Die Verwirrung in China	185
Ein reichstreies Dorf in Deutschland	187
Kleine Nachrichten: Verwirrung in Japan. — Japanische Landkarten und Küstenaufnahmen. —	

Digitized by Google

Seite

Tusima, eine wichtige Insel im japanischen Meere. — Die Landenge von Kraw in Hinterindien. — Wegbauten in Yoga. — Erforschung des Landes der Schan in Hinterindien. — Die Landenge von Panama. — Die große Eisenbahn nach dem Stillen Ocean. — Die Länge der unterseeischen Telegraphenlinien. — Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb des Zollvereins. — Wirthschaftlicher Fortschritt in Ostindien. — Aus dem Staatskalender des Königreichs Siam. — Stand des Erziehungswesens in Brasilien. — Fastnachtsfeier der polnischen Bauern. — Ein polnisches Urtheil über den polnischen Nationalcharakter. — Das Vorkommen des Tigers im nordöstlichen Asien. — Der Riesenvogel Moa auf Neu-Seeland. — Büco in Peru und die Guano-Inseln. — Steinwaffen der Feuerländer. — Todesfälle durch Feuer. — Die Perlenfischerei auf Ceylon . . . . . 188—192

Nr. 7.

Die Inka-Stadt Cuzco in Peru 193
Sitzen aus Aethiopien. I. Von Dr. R. Hartmann . 202
Die Parsis in Bombay II. 207
Die wissenschaftlichen und praktischen Erfolge der Novara-Expedition 211
Ein Jahr zu Berezof in Westsibirien 214
Das Erdbeben auf Rhodus 217
Ferdinand von Hochstetter's Werk über Neuseeland . 218
Kleine Nachrichten: Karl von der Decken in Ostafrika. — Seine zweite Besteigung des Kilimandscharo. — Hall's neue Reise nach den Nordpolgegenden. — Ein neuer Vulkan in Mexiko. — Eine neue gefährliche Krankheit in Indien. — Zur Statistik von Neuseeland. — Wie sieht die Hafenstadt Dunedin auf Neuseeland aus? — Tahiti und die Gesellschafts-Inseln. — Project einer russisch-indischen Eisenbahn. — Der Ueberlandweg nach dem südwestlichen China. — Die britisch-indische Dampfergesellschaft. — Die französische Madagaskar-Kompagnie. — Ein Telegraph bis zum Weißen Nil. — Der Verkauf kleiner Mädchen im östlichen Bengalen. — Die Witterungsverhältnisse . . . . . 222—224

Nr. 8.

Die Stadt Arequipa in Peru 225
Denkmäler assyrischer Kunst 230
Sitzen aus Aethiopien. II. Von Dr. R. Hartmann . 235
Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria. I. Von Richard Oberländer 238
Klimatische Krankheiten im Innern Ostafrikas . . . 242
Aus Alexander von Humboldt's geographischem Briefwechsel 245
Das Gedeihen der Chinchona in den Nilgherris und der Theepflanzungen in Assam 248
Speke's Vorrrede über seine Entdeckung der Nilquellen . 249
Kleine Nachrichten: Ein Vertrag Kapitän Grant's über seine afrikanische Reise. — Herr von Heuglin und Dr. Steudner auf dem Wege nach Gasal. — Der König Radama von Madagaskar ermordet. — Die Entfernung der Sonne von der Erde. — Europäischer Handel mit China. — Notizen aus Brasilien. — Marktleben zu San José in Costarica . . . . . 255—256

Nr. 9.

Streifzüge in den Gebirgen und Steppen der Chalchas-Mongolen und der Kirgisen 257
Zur Kennzeichnung der Menschen und der Dinge in Nordamerika 266
Das blutige Drama auf Madagaskar 270
Ein Ausflug von Stockholm nach Trondheim 274
Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria. II. Von Richard Oberländer 278
Ansichten und Urtheile über den Charakter der keltischen Völker 282
Fortschritt in den La Plata-Staaten 284
Die Erforschung des obern Uruguay-Flusses. Entdeckung eines großartigen Wasserfalles 286
Kleine Nachrichten: Die mißlungene Expedition des

Seite

Lieutenants Kruisenstern im Nördlichen Eismeere. — Ein Berliner Kind unter den Afghanen. — Von Melbourne nach England. — Der Hopfenbau in Mittelfranken. — Die Einwohnerzahl von Rotterdam . 287—288

Nr. 10.

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubischen Kataraften. I. 289
Eidsvolle, die Inselschweden an der Küste von Ostland. I. 298
Der Streit zwischen England und Japan 302
Eine Fahrt auf dem Sau Juanflusse von Greytown nach Granada am Nicaragua-See 306
Die Solfatara bei Pozzuoli 309
Einige Bemerkungen über die Insel Helgoland . . . 310
Dr. Steudener's Tod 312
Niquellen und Kilimandscharo 313
Kleine Nachrichten: Manila durch ein Erdbeben zerstört. — Geographie deutscher Ortsnamen. — Neue russische Städte im Amurlande. — Die Deutschen in Valparaiso. — Schiffsverkehr von St. Thomas in Westindien. — Neues Graphitlager in Sibirien. — Otago auf Neuseeland. — Bauplane im indo-australischen Archipelagus. — Die Einwohner von Fiume. — Entwickelung der Volkswirthschaft in Oesterreich. — Sprachmischung in Böhmen. — Der Weinbau in Neusüdwales . . . . . 318—320

Nr. 11.

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubischen Kataraften. II. 321
Eidsvolke, die Inselschweden an der Küste von Ostland. II. 331
Ethnologische Beiträge. V. 334
Ein deutsches Turn- und Gesangfest in Australien . . 337
Der Verkehr des Hafens von London 339
Mosaik aus dem Yankeelande. I. 340
Ein polnisches Sandbuch in der Tuchler-Haide . . . 343
Die tropischen Faserpflanzen und der neuseeländische Flachs 346
Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. (Nach einer amtlichen Zählung von 1860) 348
Kleine Nachrichten: Ein Urtheil über die Republik Chile. — Einrichtung einer chilenischen Hacienda. — Fairy-Island. — Ein Königsbegräbniß bei den Neuseelanden. — Die Bären und Bärenfelle im Amurgebiete. — Die Stadt Otaro. — Madras in Ostindien. — Humboldt über seine Besteigung des Chimborazo. — Neue Häfen in Formosa eröffnet. — Giftige Schlangen in Süd. — Tigerwuth in Indien. — Der Umsiang im Baikalsee. — Das Baierland des Trinbahns. — Die Benutzung der Steinkohle. — Der Rentenpfg. 349—352

Nr. 12.

Von Täbriz nach Teheran. Isfahan die Hauptstadt der Sefiden 353
Die Wermenen am großen Salzsee 365
Die ungarischen Rutbenen 369
Der Paußtipp bei Neapel und der Agnano-See. Von Fr. von Helmwald 372
Kraubverbung bei den Lappen 375
Die Wälder im Banate 377
Ethnologische Beiträge VI. 378
Jagderinnerungen aus Brasilien 380
Mosaik aus dem Yankeelande II. 382
Kleine Nachrichten: Südamerikanisches. Mitgetheilt von Herrn Karl von Koseritz in Rio Grande do Sul: Statistik der Salzfleischfabrikation in den La Plata-Staaten. — Auswanderung nach Brasilien. — Schiffahrt. — Der Talgbaum in der brasilianischen Provinz Ceara. — Europäische Einflüsse in China. — Zunftverfassung in Tiflis. — Aus Guadeloupe und Martinique. — Die französische Insel Reunion. — Die Landenge von Tehuantepec in Mexiko. — Aus Algerien. — Die Gesammtlänge der deutschen Eisenbahnen. — Ostindische Eisenbahnen. — Einwohnerzahl von Turin. — Guanoverrath an der peruanischen Küste. — Ansiedlungen der Maori. — Die Deutschen im Banate. — Die Ankunft der Baiern . . . . . 382—384

Digitized by Google

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 1.

	Seite
Platz in Semnar	2
Gerichtsverhandlung im Divan des Kommandanten in Semnar	4
Moschee in Semnar	5
Niederkunft im Hafen El Grao bei Valencia	7
Streit beim Kugelspiel	8
Wassergericht in Valencia	9
Blinde Musikanten vor der Domkirche in Valencia	10
Mozos de la escuadra	12
Portrait einer jungen Frau in Valencia	13
Tartanero	14

Zu Nr. 2.

Lager einer griechischen Pilgerkarawane in Palästina	33
Ansicht vom Todten Meer	36
Vor der Heiligengrabkirche zu Jerusalem	37
Griechische Pilger baden im Jordan	40
Das Innere der Grabkirche in Jerusalem. Austheilung des heiligen Feuers	41
Ein Congo-Neger	48
Karte von Neu-Seeland	60

Zu Nr. 3.

Der Lulea-Strom	65
Weiblicher Postillon in Lappland	66
Gefährliche Fahrt	66
Wasserfälle der Angermana-Elf	67
Ein Poststatal im nördlichen Schweden	68
Eine Bootfahrt stromab durch Kaskaden	69
Eine Wiege der Lappen	70
Ein Tragplatz	71
Auf dem Stalla-See	72
Eine junge Jüdin aus Persien	88
Eine persische Fantasia während der Jagd	89

Zu Nr. 4.

Eine Scene aus dem Stiergefecht zu Valencia	97
Einreiten der Picadores in den Circus zu Valencia	100
Eine Heerde von Kampfstieren	101
Der Picador Calderon	104
Eine schöne Aficionada im Amphitheater zu Valencia	105
Ritt über das Steinfeld Dalleh nach den Katakomben von Samun	119
In der Krokodilenhöhle von Samun in Aegypten	120

Zu Nr. 5.

Aus den Ruinen von Uxmal, Yucatan	129
Tiger-Basrelief im Circus von Chichen Itza, Yucatan	132
Vorderseite des Palastes der Vestalinnen in Chichen Itza	133
Der Espada erwartet den Stier	135
Ein Banderillero in Lebensgefahr	137
Das Anheften der Banderillas	138
Der Triumph des Espada	140
Der Lachetero versetzt dem Stier den Gnadenstoß	141
El Toro	143

Zu Nr. 6.

	Seite
Palankin	161
Kulis in Bombay	164
Arbeiterinnen in Bombay	165
Parsi-Frau und Kind	167
Ein Parsi in Bombay	168
Indische Handlungsdiener in Bombay	169

Zu Nr. 7.

Plaza und Kathedrale in Cuzco	193
Kloster de la Recoleta	195
Jesuitenkirche in Cuzco	196
San Sebastian	197
Ein Kanonikus und Professor der Experimentalphysik	198
Indianischer Priester und Seminarist in Cuzco	199
Manco Ccapac, erster Inka. 1021	200
Yoque Yupanqui, dritter Inka. 1091	200
Huascar, dreizehnter Inka. 1526	200
Coya Mama Ocllo Huacco	200
Coya Mama Ccahuana	200
Coya Mama Ccheque	200
Die Beguinage de la Recoleta in Cuzco	201

Zu Nr. 8.

Peruanische Feldarbeiter (Peones)	225
Chacarero	226
Alte Bäuerin	226
Chacarera	226
Leibesläufer in Arequipa	227
Plaza mayor und Kathedrale in Arequipa	228
Kirchentracht in Arequipa	229
Damen zu Arequipa: In Reitcostüm. In Puy	230
Assyrisches Töpfergeschirr	231
Cylinder mit Keilinschriften	231
Flasche von Terra cotta	231
Ein assyrisches Königsbild	232
Santon, der assyrische Herkules	232
Ein Königspalast in Ninive	233
Assyrische Schmuckachen	234
Karte des oberen Nilgebiets nach Speke's Originalkarte	252

Zu Nr. 9.

Wasserfall des Tschimlulat im Alatau	257
Ein Sänger im Zelte des Kirgisensultans Sabeck	260
Sonnenuntergang in der Steppe	261
Todtenklage bei den Kirgisen	263
Eine Fahrt mit der Post in der Kirgisensteppe	264
Krönungsdom in Drontheim	277

Zu Nr. 10.

Polonen des Isistempels auf der Insel Philae	289
Dame in Kairo	290
Fellahfrau	291
Fellahfrau	292

Digitized by Google

Seite
Eine Aegypterin 293
Aegyptiſcher Pferdeluecht 294
Eſeltreiber in Kairo 296
Palaſt Rhamſes III. in Medinet abu 297
Ein japaniſcher Offizier in alterthümlicher Kriegstracht . 304

Zu Nr. 11.

Säulenhalle auf der Inſel Philae 321
Aegyptiſche Tänzerin 322
Tarabukſpielerin 323
Inſel Philae 324
Ruinen von Karnas 325
Nubier 326
Tempel von Denderah 327
Nil-Kataraften von Wadi Halfa 328
Aus den Ruinen von Karnak 329

Zu Nr. 12.

Seite
Eine Brücke zu Täbriz 353
Schloß des Prinzen Abbas Mirza zu Täbriz 354
Alte Karawanſerei bei Täbriz 355
Verfallene Moſchee der mongoliſchen Sultane in Sultanieh 356
Das Reichsthor zu Teheran 357
Das Thor Dalak zu Teheran 358
Der königliche Gartenpalaſt zu Teheran 359
Das Landſchloß der Kadſcharen 360
Ein Theil des Platzes Meidan-e-Schah in Jsfahan . . 361
Brücke des Allah-Verdi-Khan in Jsfahan 362
Brücke des Haſſan-Abad in Jsfahan 363
Kurdiſcher Reiter aus des Schah's Gefolge 364
Der Mormonenprophet Joſeph Smith und ſein Bruder Hyram 366
Landſchaft am Großen Salzſee 367
An den Ufern des Utah-Sees 368

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zu Band I bis IV des Globus.

Europa.

Deutschland und Oesterreich.

Die Marschen der Weser und Elbe. I. 145. 214.
Die Marschbewohner an Weser und Elbe. I. 245.
Die friesischen Uthlande. II. 142.
Die Leute im Lande Oldenburg. IV. 106.
Die Insel Wangerooge. III. 256.
Der Rennsteig des Thüringer Waldes. II. 286.
Rubla in Thüringen und die Rühler. II. 311.
Ein reichsfreies Dorf in Deutschland. IV. 187.
Bauern im badischen Schwarzwalde. I. 243.
Die Sagen der bayerischen Oberpfalz. IV. 43. 170.
Die Ahkunft der Bayern. IV. 384.
Die Wenden und die Wendei in der Lausitz. II. 245.
Polnisch redende Bevölkerung Preußens. I. 224.
Ein polnisches Sanddorf in der Tuchler Haide. IV. 343.
Die ehemaligen Sitze der Slawen in Deutschland. III. 304.
Geographie deutscher Ortsnamen. IV. 318.
Wasserstraßen in Preußen. II. 96.
Kanal von Brunsbüttel nach Neustadt. II. 352.
Ursachen der letzten Ueberschwemmung in Deutschland. II. 126.
St. Elmsfeuer auf dem Königstein. IV. 64.
Volksmenge im preußischen Staate. III. 159.
Volkszahl in preußischen Städten. III. 224.
Volkszahl von Berlin. III. 96.
Volkszahl von Mainz und Köln. III. 96.
Volkszahl in deutschen Städten. II. 351.
Volkszahl in Würtemberg. III. 223.
Frankfurt (Statistisches). III. 351.
Die Hansestädte Hamburg und Bremen. II. 383.
Hamburger Handel. III. 128.
Lübecks Handel 1861. III. 96.
Verkehr von Lübeck. I. 192.
Deutsche Auswanderung über Bremen. IV. 62.
Schiffsverkehr in den Häfen des Zollvereins. III. 159.
Bergwerks- und Hüttenbetrieb in Preußen. III. 222.
Bergbau in Preußen. I. 224.
Der Bernsteinertrag in Ostpreußen. III. 96.
Bergbau und Hüttenbetrieb im Zollverein. IV. 189.
Bergwerkskertrag im sächsischen Erzgebirge. III. 127.

Der Hopfenbau in Mittelfranken. IV. 288.
Die preußischen Wollmärkte. III. 159.
Gasbeleuchtung in Deutschland. II. 351.
Rübenzuckerfabrikation im Zollverein. III. 127.

Briefe über Böhmen. IV. 23. 49. 78. 116.
Das Braunauer Ländchen. II. 58.
Auswanderung aus Böhmen. II. 32.
Sprachmischung in Böhmen. IV. 320.
Gotschee und die Gotschewer. II. 86.
Civilisation im illyrischen Dreieck. III. 125.
Der Reichthum Slawoniens. II. 352.
Die Einwohner von Fiume. IV. 320.
Die Stadt Otero. IV. 350.
Deutsche Ansiedler in der Marmarosch. II. 252.
Die Deutschen im Banate. IV. 384.
Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. III. 224.
Slowakische Ruthenen in Ungarn. III. 384.
Die ungarischen Ruthenen. IV. 369.
Auswanderung von Szeklern. IV. 31.
Triest als Handelshafen. III. 32.
Die Handelsflotte Oesterreichs. III. 32.
Auswärtiger Handel v. Oesterreich. II. 96.
Volkswirthschaft in Oesterreich. IV. 320.
Schwammfischerei im Adriatischen Meere. III. 158.
Bergöl in Galizien. II. 256.
Der österreichische Bergbau auf Steinkohlen. III. 127.
Bevölkerung von Wien. III. 128.

Schweiz.

Pfahlbauten in der Schweiz. I. 286.
Berlepsch Reisehandbuch für die Schweiz. II. 189.
Feste und Spiele im Kanton Luzern. II. 253. 288. 384.
Der Flächeninhalt der Schweiz genau bestimmt. III. 316.

Holland und Belgien.

Die holländische Kauffahrteiflotte. III. 351.
Rotterdam (Aufschwung des Handels). III. 351.
Die Einwohnerzahl v. Rotterdam. IV. 288.

Die Volksmenge von Belgien. I. 286.
Der Handel Belgiens. III. 159.
Gent in Ostflandern. III. 224.

Skandinavische Länder.

Streifzug in den schwedischen Provinzen am Bottnischen Meerbusen. IV. 65.
Ausflug von Stockholm nach Drontheim. IV. 274.
Fahrt von Drontheim bis zum Nordkap. II. 262.
Ein Ausflug nach Norwegen. I. 65.
Streifzüge in Norwegen. I. 97.
Schwedische Gebräuche bei feierlichen Gelegenheiten. III. 374.
Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen in Schweden. III. 310.
Bayard Taylor's Reise in Lappland. III. 177. 212.
Brautwerbung bei den Lappen. IV. 375.
Statistik Schwedens. II. 351.
Die Staatseinnahmen Schwedens. III. 96.
Bornholm und die Bornholmer. II. 347.
Von den Faröern. II. 350.

Großbritannien und Irland.

Eine Zigeunerkönigin in Schottland. I. 287.
Halbbarbarei auf den Hebriden. IV. 16.
Fairy Island. IV. 351.
Civilisation in Irland. III. 125.
Stand der Gesittung in Irland. I. 188.
Einige Bemerkungen über Helgoland. IV. 310.
Die normannischen Inseln im Kanale. III. 192.
Urtheil über die Engländer. III. 352.
Die geographische Gesellschaft in London. III. 348.
Deutsche Bestandtheile d. englischen Sprache. II. 94.
Gesundheitszustand in Manchester. I. 160.
Armuth in England. I. 95. 253.
Volksmenge in London. III. 128.
Volksmenge in England. I. 63.
Volksmenge im britischen Reiche. I. 95.
Englands Bevölkerung 1861. III. 128.
Der Verkehr des Hafens von London. IV. 339.
Postverkehr in England. I. 254.
Theeeinfuhr Großbritanniens. II. 64.
Getreideeinfuhr Großbritanniens. II. 96.
Ausfuhr Großbritanniens. II. 96.
Steinkohlenhandel Englands 1861. I. 384.
Kohlenzufuhr in London. III. 287.
Transport von Mineralien auf britischen Bahnen. III. 222.
Die Bleigruben Großbritanniens. III. 256.
Gewinnung von Eisenerz in Großbritannien. III. 222.
Kohlen in Großbritannien. III. 222.
Robben in Schottland. II. 63.
Einfuhr von Gold und Silber in England. III. 287.
Bankrotte in England u. Wales. III. 287.
Zur Statistik des britischen Kolonialreichs. III. 222.
Zur Statistik der britischen Finanzverwaltung. III. 222.

Digitized by Google

Frankreich.

Eigenthümlichkeiten in der Normandie. II. 286.
Frauentrachten im Elsaß. I. 279.
Das Münster in Straßburg. I. 347.
Die deutsche Sprache in Paris. IV. 96.
Nizza im Sommer. IV. 127.
Pitschner's Besteigung des Mont Blanc. II. 29.
Die Mündung der Rhone. III. 159.
St. Etienne in Frankreich. I. 64.
Französische Civilisation. I. 160.
Zur Gesittung in Corsika. III. 93.
Die Staatsschuld Frankreichs. III. 128.
Handelsbewegung Frankreichs 1862. III. 351.
Ausfuhr von Lyoner Seidenwaaren. III. 160.
Rübenzucker in Frankreich. II. 96. III. 128.
Bienenzucht in Frankreich. I. 95.
Die Volksmenge Frankreichs. II. 91
Die Volksmenge von Paris. III. 224.

Rußland und Polen.

Flächeninhalt des russischen Reiche. II. 351.
Volksmenge von St. Petersburg. III. 224.
Ein Winter in St. Petersburg. I. 208.
Deutsche Kaufleute in St. Petersburg. III. 320.
Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg. III. 285.
Astrachan an der Wolga. II. 190.
Verlandung der Mündungen des Don und der Wolga. I. 127.
Verkehr von Odessa. I. 192.
Handelsverkehr Rußlands. III. 351.
Thee und Theehandel in Rußland. I. 185.
Die Suodaler Handelsleute in Rußland. III. 284.
Ein Steppenvieh aus Rußland. I. 153.
Eine Wanderung vom Irtysch in Sibirien nach Königsberg am Pregel. III. 85. 113.
Eidechse, die Inselchoweden an der Küste von Estland. IV. 298. 331.
Die kaukasischen Provinzen Rußlands. III. 126.
Eine Eisfahrt durch den Kaukasus. I. 354.
Zunftverfassung in Tiflis. IV. 383.
Ein Opferfest bei den Adighe im Kaukasus II. 378.
Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus. III. 10. 41. 74.
Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspischen See. I. 59. 223. II. 117.
Briefe über Polen. III. 23. 52. 116. 210.
Eine Ansicht über Polen. III. 315.
Polnisches Urtheil über den polnischen Nationalcharakter. IV. 191.
Der polnische Bauer. III. 340.
Zahlrechtschreiber polnischer Bauern. IV. 190.
Eine polnische Hochzeit. IV. 31.
Eine polnische Landkarte. I. 151.

Iberische Halbinsel.

Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar. I. 23. 56.
Die Stadt Oporto am Douro. I. 171.
Zwei Bauwerke in Portugal. I. 282
Schloß Penda de Cintra und das Schloß von Guimaraens in Portugal. I. 320.
Belem in Portugal. I. 381.
Batalha, Kloster in Portugal. II. 185.
Das Kloster Mafra und die Stadt Barcellos in Portugal. II. 369.
Besteigung der Maladetta. II. 57.
Nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens. III. 257.
Von Barcelona nach Valencia. III. 363.
In Valencia. IV. 6.
Stiergefechte zu Valencia 1862. IV. 97. 135.

Italien.

Schilderungen aus Venedig. III. 171. 193.
Glücksspiele und Aberglauben in Rom. IV. 155.
Ausgrabungen in Pompeji. III. 126. IV. 63.
Der italienische Volkscharakter. III. 352.
Die neapolitanischen Volksstämme. II. 55. 92.
Die Camorra in Neapel. II. 182.
Volksleben in Neapel. I. 302. 321.
Neapolitanische Charakterskizze. III. 89. 146.
Der Acquajolo in Neapel. II. 64.
Die Deutschen und Schweizer in Neapel. III. 50.
Ein Ausbruch des Vesuv. I. 276.
Der Vesuv seit dem Ausbruche 1861. III. 106.
Die Solfatara bei Pozzuoli. IV. 309.
Der Pausilipp u. der Aganne-See. IV. 372.
Die Insel Sardinien und ihre Bedeutung. II. 240.
Civilisation auf Sicilien. III. 156.
Sicilianischer Schwefel. III. 96.
Erstürmung des Monte Pisc. I. 95.
Tunnel durch den Mont Cenis. I. 95.
Italienische Häfen. III. 192.
Die Schiffahrt Genuas. III. 192.

Europäische Türkei und Griechenland.

Leben und Treiben in Konstantinopel. IV. 143. 180.
Besuch im Demir Chan zu Konstantinopel. III. 58.
Der heilige Berg Athos, seine Klöster und Mönche. II. 33.
Beichte in einem Kloster auf dem Berge Athos. I. 27.
Thessalonich in Macedonien. I. 205.
Kanitz über die Länder der europäischen Türkei. III. 285.
A. Barth's Wanderung in den Südonauländern. III. 285.
Die Sulinamündung und der Handel der Donau. I. 127.
Die Sulinamündung. III. 256.
Die Donaumündung. III. 96.
Die Insel Candia. II. 192.
Nachrichten von der Insel Rhodus. I. 354.
Ein Blick auf die Insel Rhodus. III. 33.
Das Erdbeben auf Rhodus. IV. 217.
Besuch in der Grotte von Antiparos. I. 272.
Bevölkerung in Bosnien. I. 95.
Die Montenegriner und ihr Gesetzbuch. II. 201.
Bulgarische Zeitungen. IV. 96.
Volkszahl von Griechenland. III. 351.
Volkscharakter der Neugriechen. IV. 64.
Die Abkunft der Neugriechen. II. 160.
Kanal durch die Landenge von Korinth. III. 159.
Korinthenhandel Griechenlands. I. 192.
Die Jonischen Inseln. III. 224.

Asien.

Vorderasien und Arabien.

Vier Wochen im westlichen Kleinasien. II. 161.
Die Bäder zu Brussa. II. 346.
Ausflug nach Cilicien und in das Taurusgebirge. II. 257.
Tarsus in Cilicien, die Stadt des Apostels Paulus. III. 222.
Unabhängige Armenier im cilicischen Taurus. II. 286.
Die Schiffahrtsbewegung von Trapezunt. III. 224.
Erdbeben in Erzerum in Armenien. III. 63.
Die Osterwoche in Jerusalem. IV. 33.
Krähwinkel in Syrien. III. 32.
Bagdad, die Stadt der Chalifen. Die Ruinen von Babylon u. Ninive. II. 225.
Denkmäler assyrischer Kunst. IV. 230.
Alterthümer in Kleinasien. I. 256.
Der Wüstenwind in Mesopotamien. II. 254.
Unwetter in Mekka. II. 158.
Ein Charakterzug der Araber. I. 320.

Persien.

Schilderungen aus Persien. I. 33.
Von Täbriz nach Teheran. Isfahan, die Stadt der Sefiden. IV. 353.
Besteigung des Demawend in Persien. I. 250.
Chamisse's Reise nach Cheraffan. II. 97.
Reise und Reiter in Persien. II. 181.
Eine Jagd des Schahs von Persien. IV. 87.
Die italienische Expedition in Persien. III. 96.

Innerasien.

Nachrichten aus Tibet. I. 61.
Das Vordringen der Europäer nach Tibet. II. 21.
Neue Nachrichten aus Tibet. Das Vordringen katholischer Missionäre. II. 241.
Weitere Nachrichten aus Tibet. Desgodins' Reisen und sein Besuch in den Lamaklöstern. III. 341.
Eigenthümlichkeit der Frauen in Tibet. I. 384.
Chinesisch-tibetanische Expedition. I. 94.
Das Vordringen Rußlands nach Innerasien. I. 91.
Geographische Ausdrücke in Innerasien. IV. 61.
Hochzeitswünsche bei d. östlichen Kalmücken IV. 62.
Ein Königsbegräbniß bei den Mongolen. IV. 350.
Die kleine Bucharei. IV. 64.
Streifzüge in den Gebirgen und Steppen der Chalchas-Mongolen und Kirgisen. IV. 257.
Ein Ausflug nach Ladak und Kaschmir. III. 25.

Ostindien.

Die Parsis in Bombay. IV. 161. 207.
Bedeutung der Handelsstadt Bombay. III. 350.
Bemerkungen über Britisch-Ostindien. III. 237.
Die Goldregion in Ostindien. II. 62.
Madras in Ostindien. IV. 351.
Ostindiens Einnahmen und Ausgaben. III. 157.
Aberglaube in Ostindien. III. 32.
Ein neuer Gott in Indien. I. 222.
Wallfahrten in Indien. II. 95.
Unruhen u. Fortschritt in Ostindien. II. 95.
Wirklicher Fortschritt in Ostindien. IV. 190.

Digitized by Google

Witwenverbrennungen in Indien. IV. 26.
Leichenbegängniß eines Rajahsah in Ostindien. III. 349.
Eine indische Königin. II. 189.
Die Bergvölker in Bengalen. II. 191.
Verkauf kleiner Mädchen in Bengalen. IV. 224.
Nachrichten aus Ostindien. IV. 127.
Neue gefährliche Krankheit in Indien. IV. 223.
Bedeutung d. Centralprovinzen Ostindiens. III. 349.
Dampfstoßlitte auf dem Indus. I. 127.
Nachrichten aus dem Penjschab. I. 288.
Europäische Ansiedelungen Penjschab. I. 127.
Perlenfischerei auf Ceylon. IV. 192.

Die Andamanen-Inseln. I. 352. III. 30.
Ein Blatt auf den Andamanen. I. 316.
Ein Engeborener auf den andamanischen Inseln. I. 177.
Strafkolonie auf den Andamanen. I. 158.
Die Bewohner der nikobarischen Inseln. II. 220.

Hinterindien und der ostasiatische Archipel.

Mongkut, König von Siam. I. 140.
König Mongkut und das Leichenbegängniß eines christlichen Bischofs. III. 315.
Aus dem Staatskalender des Königreichs Siam. IV. 190.
Aus Hinterindien. Siam und die Franzosen. III. 157.
Die Franzosen in Cochinchina. I. 63.
Nachrichten aus Cochinchina. II. 158.
Die Franzosen in Cochinchina. II. 350.
Die französischen Eroberungen in Cochinchina. III. 308.
Die Franzosen in Cochinchina und auf Pulo Condor. II. 157.
Mouhot's Reise in Kamboschа. II. 191.
Wohnhäuser in Pegu. IV. 189.
Die Hauptstadt von Barma. III. 287.
Fahrt auf dem Irawaddy nach Amerapura. II. 272. 303.
Dampfer auf dem obern Irawaddy. IV. 160.
Das barmanische Reich und die Engländer. II. 320.
Erforschung des Laufes der Schan in Hinterindien. IV. 189.
Die Landenge von Kraw in Hinterindien. IV. 188.
Die Reisbäsen im englischen Hinterindien. III. 31.

Streifzüge unter den Dayaks auf Borneo. III. 97. 136.
Die Frauen des Sultans von Brunei auf Borneo. II. 256.
Buitanischer Ausbruch auf der Molukkeninsel Makian. II. 191.
Manila durch Erdbeben zerstört. IV. 318.
Lebensweise der Europäer in Niederländisch-Indien. II. 189.
Schilderungen aus Niederländisch-Indien. II. 150.
Die Holländer im indischen Archipelagus. Streit über Sumatra. III. 157.
Sir James Brooke, Radscha von Sarawak, und die Seeräuber im Indischen Archipelagus. I. 335. 364.
Seeräuber in den ostasiatischen Gewässern. I. 114.

China.

Aus China. I. 16.
Expedition auf dem oberen Jang-tse-kiang in das Innere von China. I. 179.
Die chinesische Stadt Tsche-fu in der Provinz Schan-Tung. I. 221.
Bilder aus dem chinesischen Leben. III. 143.
Rußland und China. I. 127.
Grenzscheide zwischen Rußland und China. I. 29.
Die Franzosen haben festen Fuß in China. IV. 160.
Macao in China den Portugiesen abgetreten. III. 95.
Francfort's Reise auf dem Sungari, durch die Mandschurei bis zur Amurmündung. IV. 109.
Die Kaiserlichen und die Taipingrebellen. II. 76.
Die chinesischen Rebellen, ihre Religion u. der amerikanische Missionär Roberts. II. 105.
Anarchie im westlichen China. I. 256.
Die Verwirrung in China. IV. 185.
Der Handel Europas mit China. I. 123.
Europäischer Handel mit China. IV. 255.
Rußlands Theehandel mit China. IV. 159.
Zufuhr von chinesischem Thee nach Europa. III. 287.
Die Handelsverhältnisse von Schanghai. III. 119.
Neue Häfen in Formosa eröffnet. IV. 352.
Marktleben u. Theegärten in China. II. 190.
Ueberlandweg nach dem südwestl. China. IV. 224.
Protestantische Missionäre in China. I. 160.

Englische Beamte in China. I. 159.
Das Betragen der Russen und Engländer in China. I. 62.
Die Chinesen in ihrer bürgerlichen Stellung zu den Europäern. I. 220.
Nachrichten aus China. II. 27. III. 351.
Kleine Nachrichten aus Asien. II. 191.
Die amtliche Pekinger Zeitung. II. 254.
Europäische Einflüsse in China. IV. 383.
Bibelübersetzung in chinesischer Sprache. III. 287.
Strafe für Verbrecher in China. I. 288.
Chinesische Fremdenlegion. I. 96.

Japan.

Bemerkungen über Japan. II. 145. 176.
Ein Neujahrstag zu Yeddo in Japan. I. 122.
Alcock's Bemerkungen über Japan. III. 62.
Nachrichten aus Japan. I. 224.
Reisen in Japan. I. 91.
Seefahrten der Japaner. I. 284.
Die Verwirrung in Japan. IV. 188.
Japan und die Seemächte. I. 189.
Die Russen auf Tsu-sima. I. 190
Tsu-sima, wichtige Insel im japanischen Meere. IV. 188.
Der Streit zwischen England und Japan. IV. 302.
Japanische Landkarten und Küstenaufnahmen. IV. 188.
Japanische Industrie. II. 158.
Der Handel in Japan. II. 96.
Japanische Kolonisation. III. 191.
Englische Zeitung in Japan. III. 352.
Japanisches Papier. II. 383.

Sibirien und die Amurländer.

Gustav Radde's Reisen in Ostsibirien. III. 353.
Ein Steppenbild aus Daurien. IV. 18.
Aus dem asiatischen Rußland. II. 352.
Ein Jahr zu Bereso in Westsibirien. IV. 214.
Die Graphitwerke in Sibirien. II. 374. IV. 319.
In Sibirien bei den Jakuten und Tunguſen. I. 161.
Ein Jahrmarkt der Nomaden am Altai. IV. 55.
Tungusische Nomaden in Ackerbauer verwandelt. III. 63.
Nachrichten aus dem Amurlande. I. 64.
Neue russische Städte im Amurlande. IV. 318.

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Ein Ausflug von Tanger nach Marokko. III. 77.
Schlangenbeschwörer in Marokko. I. 313.
Blondhaarige Bewohner des Atlasgebirges. I. 284.
Constitutionelle Verfassung von Tunis. I. 278.
Fortschritte in Tunesien. II. 350.
Ein Aufenthalt in Tripolis. I. 129.
Ausgrabung von cyrenaischen Alterthümern. I. 192.
Kolonisationsverhältnisse Algeriens. III. 223.
Nachrichten aus Algerien. II. 320. IV. 383.
Volkomenge Algeriens. II. 192. III. 287.
Artesische Brunnen in Algerien. II. 95.
Der Weinbau in Algerien. I. 287.

Karawanen aus der Sahara in Algier. I. 63.
Streifzüge in der Sahara von Algerien II. 79.
Tänzerinnen in der afrikanischen Wüste. II. 62.
Postreise in der Sahara. I. 275.
Duveyrier in der Sahara. I. 94.
Reise durch die westliche Sahara. I. 116.
Die Tuareks in der Sahara. IV. 63.
Der Stamm der Beni Mzab in Nordafrika. I. 117.
Munzinger's Expedition nach Wadai. II. 223.

Der Nordosten und die Nilländer.

Aegyptische Alterthümer. II. 160.
Besuch in der Krokodilhöhle von Samun. IV. 118.
Die Zigeuner in Aegypten. IV. 122.

Fahrt auf dem Nil bis zu den nubischen Kataraften. IV. 289. 321.
Chartum, die Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Die Anwohner des Weißen Nils und Gazellenflusses. IV. 353.
Chartum. III. 247. 273.
Lejean's Bemerkungen über den Bahr el Gasal. II. 153.
Die Probleme am obern Nil. I. 372.
Reisen des Dr. Peney am obern Nil. I. 247.
Dr. Peney am obern Nil gestorben. I. 252.
Die Sklavenjagden der Europäer am Weißen Nil. III. 214.
Nachrichten vom obern Weißen Nil. II. 319.
Gondokoro am Weißen Nil. II. 316.
Miani über die Entdeckungen am obern Nil. III. 30.
Lejean am obern Nil. I. 93.

Digitized by Google

Lasarque über die Länder am obern Nil. I 92.
Bakr's Expeditionen zur Entdeckung der Nilquellen. IV. 22.
Speke über die Entdeckung der Nilquellen. IV. 249.
Speke und Grant's Entdeckung der Hauptquelle des Weißen Nil. IV. 175.
Nilquellen und Kisimandscharo. IV. 313.
Die Expeditionen des Herrn von Heuglin. I. 350.
Alexander Ziegler über die deutschen Expeditionen in Afrika. III. 190.
Ein Brief Schubert's aus Chartum. III. 234.
v. Heuglin und Dr. Steudener auf dem Bahr el Gasal. IV. 255.
Dr. Steudener's Tod. IV. 312.
Entdeckungsreisen im Osten Afrikas. I. 107.
Afrikanische Expeditionen. IV. 123.

Darfur. II. 287.
Der mohammedanische Sudan, besonders Darfur. II. 364.
Consul Petherick's Reisen in Aegypten, im Sudan und Centralafrika. I. 344.
Skizzen aus Aethiopien. IV. 202. 235.
Die Stadt Sennar. IV. 1.
Die Bogos und ihr Land. II. 22.
Von Massaua nach Keren im Lande der Bogos. II. 236.
Vierzehn Tage in Messa. III. 161. 289. 321.
Aus den südabessinischen Landschaften. III. 27.
Ein paar Worte über die Oberabessinier. II. 342.
Stern's Reisen zu den Falaschas oder abyssinischen Juden. III. 312.
Der Wallan von Ada. I. 190.
Wie steht es mit dem Suezkanal? I. 52.
Die Arbeiten am Kanale von Suez. III. 188.
Port Said, der Mittelmeerhafen am Suezkanal. III. 350.
Im Rothen Meer und im östlichen Sudan. I. 376.
Im Rothen Meer und im Busen von Aden. III. 193.
Die Dahlak-Inseln im Rothen Meere. I. 224.
Perlenfischerei bei den Dahlak Inseln. I. 241.

Südostafrika.

Ein Besuch am Hofe des Muata Cazembe. III. 13.
Negergebräuche in Ostafrika. II. 384. III. 64.
Charakterbild der ostafrikanischen Neger. IV. 73.
Sklavenhandel an der Ostküste von Afrika. III. 191.
Brief Livingstone's von der Ostküste Afrikas. I. 247.
Livingstone auf dem Nyassa-See. Missionen und Baumwolle. II. 380.
Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika. II. 129. 171. 205.
Landschaften und Staaten nordwestlich vom Nyanza-See. IV. 147.
Baron v. d. Decken und der Kisimandscharo. I. 351.
Karl v. d. Decken in Ostafrika. IV. 222.
Düre im südöstlichen Afrika. III. 384.
Klimatische Krankheiten in Ostafrika. IV. 242.

Die Kapländer.

Nachrichten vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. III. 192.
Die östlichen Provinzen der Kap-Kolonie. IV. 32.
Die Malaien der Kapstadt. III. 126.
Nachrichten aus der Kap-Kolonie. I. 159. III. 160. 255.
Die Kap-Kolonie. II. 159.
Britisch-Kaffraria. I. 190.
Aus Natal und Kaffraria. IV. 160.
Pietermaritzburg in Port Natal. II. 159.
Missionäre bei den Zulukaffern. I. 285.
Nachrichten aus Südafrika. II. 223.
Livingstone und die Makololo. I. 94.
Südafrika von Westen nach Osten durchwandert. IV. 160.
Missionäre in Südafrika vergiftet. IV. 95.
Ein Patriarch in Südafrika. II. 192.

Westafrika und die Nigerländer.

Pascal's Wanderung durch das Goldland Bambuk. I. 19.
Lambert's Reise nach Futa Djalon. II. 1.
Lambert's Reise von Timbo in Futa Djalon nach St. Louis am Senegal. II. 48.
Eine Signare zu St. Louis am Senegal. I. 179.
Vom Senegal nach Timbuktu. III. 251.
Die Länder am Senegal und ihre Eroberung durch die Franzosen. I. 193.
Ein französisches Reich am Senegal. IV. 126.
Richard Burton über Westafrika. III. 318.
Richard Burton über das Cameroensgebirge. II. 286.
Mader über die Getchineger an der Sklavenküste. III. 317.
Der König von Dahome. II. 242. III. 93. IV. 128.
Die Negerstadt Abbeokuta in Yoruba. II. 279. III. 62.
Negergebräuche in Guinea. II. 288.
Der Hafen Lagos an der Sklavenküste. I. 159.
Ursitz der Sklavenverschiffung. I. 384.
Die Nigerexpedition. I. 252.
Magnan's Forschungsreise auf dem Niger. III. 189.
Befahrung des Niger durch den englischen Kriegsdampfer Investigator. IV. 30.
Anthropologie im Nigerdelta. II. 159.
Hutchinson's Fahrten im Nigerdelta. II. 51.
König Pepper, Herrscher von Bonny im Nigerdelta. I. 178.
Nachrichten vom untern Niger. II. 94.
Nachrichten aus dem Nigerdelta. III. 384.
Reisen in Afrika. I. 284.
Deutsche Reisende in Afrika. I. 383.
Englische Annexionen in Westafrika. II. 159.
Nachrichten von der Westküste Afrikas. I. 224. 254. III. 31. IV. 160.
Klima im tropischen Afrika. III. 352.
Postverbindung mit der Westküste Afrikas. I. 190.
Entdeckungsreisen in Centralafrika und im Westen. I. 87.
Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu. I. 121.
Du Chaillu's Forschungsreisen und Abenteuer. I. 43.
Königswahl am Gabunstrom. I. 115.
Die Völker am Gabun. I. 119.
Jagd bei den Fiubundanegern in Südwestafrika. II. 181.
Die Guaneinsel Ichaboe. I. 112.
Das Ovampoland. II. 159.

Madagaskar.

Ein Blick auf Madagaskar. I. 380. II. 193.
Radama der Realist, König von Madagaskar. III. 46.
Neue Nachrichten aus Madagaskar. III. 124.
Die Civilisationskomödie auf Madagaskar und die Napoleonischen Annexionen. III. 252.
Die Diego Suarez-Bai in Nordmadagaskar. III. 351.
König Radama von Madagaskar ermordet. IV. 255.
Das blutige Drama auf Madagaskar. IV. 270.
Die französische Madagaskar-Kompagnie. IV. 224.

Die Zuckerinsel Mauritius. II. 286.
Die französische Insel Reunion. IV. 383.
Nachrichten von den Komoro-Inseln. III. 31.
Die Seychellen-Inseln und der Salomonsbaum. III. 159.
Ein Orkan auf den Seychellen. III. 256.

Amerika.

Britisch Nord-Amerika.

Nachrichten aus Canada. III. 352.
Ueberreste der Indianer in Canada. IV. 31.
Die großen canadischen Seen. III. 128.
Canadas Bevölkerung. II. 64.
Flüchtige Sklaven in Canada. I. 160.
Erforschung von Labrador. I. 95.
Aus den Aufzeichnungen eines Kabeljaufischers in Labrador. II. 281. 314.
Die Goldgruben in Neuschottland. I. 128. 158. 286. II. 63.
Zur Statistik von Neubraunschweig. IV. 62.
Die Hondurasbai-Inseln. I. 96.
Zur Geographie von Britisch-Columbia. II. 125.
Britisch-Columbia und die Insel Vancouver. III. 319.
Aus Britisch-Columbia. II. 350. IV. 62.
Aussterben der Indianer in Britisch-Columbia. III. 352.
Goldreichthum in Britisch-Columbia. II. 28.
Das neue Territorium Stikin. IV. 29.

Die französische Kabeljaninsel St. Pierre. III. 27 6.

Vereinigte Staaten.

Die nordamerikanischen Verhältnisse. I. 298. 332. 360. II. 13.
Zur Kennzeichnung der Menschen und Dinge in Nordamerika. IV. 261.
Melait aus dem Yankeelande. IV. 340. 382.
Die Bevölkerung der Union. II. 96.
Die Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte in den Vereinigten Staaten. IV. 348.
Zur Statistik der Einwanderung in den Vereinigten Staaten. III. 128.

Digitized by Google

Bunte Musterkarte der Einwanderung in Nordamerika. III. 223.
Liegende und fahrende Habe in den Vereinigten Staaten. II. 254.
Erträgnisse der Sklavenhaltenden Staaten. I. 318.
Zur Statistik des wirthschaftlichen Aufschwunges in den konföderirten Staaten. III. 123.
Zur Negerfrage in Nordamerika. III. 317.
Die Neger und Weißen in Nordamerika. I. 287.
Staaten und Sklavenhalter in Nordamerika. I. 167.
Die Turner in Cincinnati und die Farbigen. I. 255.
Die Stellung der Farbigen in der Hanteruion und die angebliche Philantropie. III. 17.
Neue Staaten in Nordamerika. III. 318.
Einwanderung in Neu-York 1862. II. 287.
Waffenarmuth der Stadt Neu-York. I. 253.
Zeitbestimmung von Neu-York aus berechnet. I. 224.
Chicago in Illinois. III. 256.
Bevölkerung von Iowa und Wisconsin. I. 96.
Ein Zahltag bei den Indianern in Wisconsin. I. 55.
Ein Abenteuer in Texas. IV. 85.
Der Winter in Texas. I. 286.
Das neue Territorium Idaho. IV. 61.
Neue Mündung des Mississippi. IV. 86.
Der unbekannte Westen in Nordamerika. I. 155.
Deutsche Ansiedler am Obern See. II. 256.
Die deutsche Sprache in Nordamerika. I. 61.
Die Oelquellen in den Vereinigten Staaten. I. 191. 253. 286. III. 158. 287.
Die nordamerikanische Bibergegen. I. 64.
Die Wunderhöhlen der Vereinigten Staaten. I. 191.
Goldentdeckungen in Amerika. I. 253.
Philadelphia und die deutsch-amerikanische Journalistik vor 100 Jahren. II. 96.
Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer. III. 298. 332.
Gesteinsopferei in den Ver. Staaten. I. 187.
Banterute in Nordamerika. I. 160.
Die Prairiefeuer in Nordamerika. I. 249.
Civilisation in Nordamerika. III. 352.
Nordamerikanische Ausdrücke. III. 384.
Nordamerikanische Komplimente. I. 287.
Mason's und Dixon's Linie. III. 318.
Indianer am Rio Colorado. I. 246.
Virginia City in Nevada. IV. 61.
Vor zehn Jahren in Californien und Oregon. I. 1.
Streifzüge durch Californien. III. 1.
Charakterbilder aus den californischen Goldgegenden. III. 54.
Das Emporblühen Californiens. I. 183. II. 349.
Einwohner von San Francisco. I. 191.
Das Aufblühen von San Francisco. III. 383.
Nachrichten aus San Francisco. II. 126.
Der Reichthum an Edelmetallen in Californien. III. 376.
Der Kupferreichthum Californiens. I. 96. IV. 128.
Californisches Silber. III. 157.
Quecksilber in Californien. III. 127.
Nachrichten aus Californien. II. 256. III. 224. 287.
Ueberschwemmungen in Californien. II. 350.
Riesenbäume in Californien. III. 96.
Ein californischer Fichtenstamm. IV. 62.
Deutsche Weihnachtsfeier in Californien. III. 349.
Die Mormonen am Großen Salzsee. I. 96. IV. 62. 365.
Die Mormonen in Utah. III. 191. IV. 31.
Burton bei den Mormonen. I. 310.

Mexiko und Central-Amerika.

Ein Blick auf Mexiko. II. 43.
Wanderungen in Mexiko. II. 289. 321.
Von Mexiko nach Veracruz. Das gelbe Fieber und dessen Verbreitung. III. 65.
Der silberreiche Staat Chihuahua. II. 108.
Zerrüttete Zustände in Mexiko. I. 128.
Das Heidenthum in Mexiko. II. 89.
Kaufleute, Märkte und Handelsverkehr im alten Mexiko. II. 209.
Jorulla und Jsalco, zwei neue Feuerberge. III. 336. 371.
Ein neuer Vulkan in Mexiko. IV. 223.
Silber in Mexiko. III. 31.
Die Playa von Granada. I. 271.
Eine Fahrt auf dem San Juanflusse von Greytown nach Granada. IV. 306.
Ebenstales, das Land der edlen Metalle. II. 49.
Die Ruinen der altamerikanischen Prachtstadt Chichen Jtza in Yukatan. IV. 129.
Der letzte Jndianerkönig von Tehuantepec. II. 119.
Marktleben zu San José in Costarica. IV. 256.
Die Neger in Central-Amerika. III. 94.
Guano auf der Jnsel Sombrero. I. 128.
Deutsche Ansiedler an der Moskitoküste. III. 348.
Durchsuchung der Landenge von Darien. I. 94.
Schiffskanal durch die Landenge von Darien. I. 283.
Die Landenge von Panama. IV. 189.
Die Landenge von Tehuantepec. IV. 383.

Westindien.

Nachrichten aus Westindien. I. 158. II. 59. III. 255. IV. 31.
Die englischen Antillen. I. 255.
Die Volksmenge von Jamaica. I. 158.
Kingston auf Jamaica. I. 96.
Aus Guadeloupe und Martinique. IV. 383.
Schiffsverkehr von St. Thomas. IV. 319.
Die freien Neger in Westindien. III. 84.
Der Aufstand der Neger in St. Vincent. III. 156.
Leben und Treiben der westindischen Neger. IV. 114.
Ein Schreiben aus St. Thomas über die freien Neger. IV. 179.

Brasilien.

Ein Besuch in Rio de Janeiro. I. 225.
Der Maler Biard bei den Puris-Indianern. II. 17.
In der Campagna der Provinz Rio Grande do Sul. III 245. 278.
Leben und Treiben auf dem Marktplatze von Rio Grande do Sul. III. 148.
Die Neger in Brasilien. IV. 15. 47.
Der brasilianische Hafen Babia. III. 159.
Hafen und Korallenriff von Pernambuco. I. 110.
Abkömmlinge der Portugiesen in Minas Novas. IV. 64.
Expedition nach Ceara. I. 253.
Im brasilianischen Urwalde. I. 367.
Der Rio San Francisco. III. 286.
Deutsche Colonien in Brasilien. III. 156.
Kaffeeanbau in Brasilien. III. 320.
Stand des Erziehungswesens in Brasilien. IV. 190.
Notizen aus Brasilien. IV. 255. 382.

Spanische Republiken Südamerikas; Patagonien und Feuerland.

Ein Bild aus den Llanos von Venezuela. I. 318.
Goldgruben in Venezuela. II. 224.
Geographisches Bild aus der Region am Orinocofreme. IV. 52.
Humboldt über seine Bestigung des Chimborazo. IV. 353.
Eine Wanderung von Jslay durch die peruanische Wüste. Die Gräber und Mumien der Aymaras. III. 129.
Die Stadt Arequipa in Peru. IV. 225.
Die Jnkahadt Cuzco in Peru. IV. 193.
Ruinen des Pachacamac-Tempels. IV. 63.
Heiligenfest in Peru. I. 255.
Piseo in Peru u. die Guanoinseln. IV. 192.
Guanovertrag an der peruanischen Küste. IV. 384.
Der Handel von Peru. I. 191.
Die Tyroler am Pozozo in Tirol. I. 189.
Nachrichten aus Bolivia. I. 96.
Ein Urtheil über die Republik Chile. IV. 349.
Nachrichten aus Chile und Peru. III. 255.
Die Deutschen in Valparaiso. IV. 319.
Einrichtung einer chilenischen Hacienda. IV. 350.
Schilderungen aus den La Plata-Staaten. I. 233.
Fortschritt in den La Plata-Staaten. IV. 284.
Die Gauchos der La Plata-Region. IV. 64.
Oeffentliche Zustände in den La Plata-Ländern. III. 282.
Seidenbau in den La Plata-Ländern. III. 319.
Erdbeben in Mendoza. I. 253.
Einwanderung in die La Plata-Staaten. III. 191.
Land und Volk von Paraguay. II. 65.
Die Erforschung des Uruguayflusses. IV. 286.
Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern. I. 257. 289.
Die öden Küsten Patagoniens. II. 192.
Ein Besuch in der Magellanstraße bei den Pescherä's. II. 213.
Steinwaffen der Feuerländer. IV. 192.

Australien.

Australischer Kontinent.

Eine Wanderung durch Australien. I. 11.
Stuart's Reisen in Australien. I. 63. II. 341. IV. 59.
Mißlungene australische Expedition. I. 95.
Forschungsreisen von Burke und Wills. I. 318. 340.
Gregory's Reisen in Westaustralien. I. 383.
Landsborough's australische Reisen. II. 223. 382.
O'Hara Burke's Reise durch Australien. II. 320.

Die australischen Entdeckungsreisen. II. 349.
Neue Entdeckungen in Australien. III. 61.
Die neuesten Entdeckungen in Australien. III. 94.
Australische Entdeckungsreisende. III. 348.
Mac Kinlay's Entdeckungsreisen. IV. 20.
Die Kolonie Queensland. I. 160. III. 94. 253. 270.
Port Denison in Queensland. III. 95.
Ostküste in Queensland, Australien. II. 127.
Ein Sturmgewitter in Queensland. III. 309.
Nachrichten aus Neusüdwales. III. 64.
Die Lachlan-Goldfelder in Neusüdwales. I. 320.
Der Weinbau in Neusüdwales. IV. 320.
Die Kolonie Victoria. II. 382.
Bevölkerung in der Kolonie Victoria. III. 287.
Die Kolonie Victoria auf der Londoner Ausstellung von 1862. I. 318.
Die Eingeborenen der Kolonie Victoria. IV. 238. 278.
Victorias Mineralschatz. IV. 153. 184.
Die Eingeborenen Südaustraliens. II. 352.
Ein Urwald in Victoria, Südaustralien. I. 288.
Kolonisation Nordaustraliens. II. 160. III. 191.
Westaustralien als Deportations-Kolonie. I. 190. III. 156. 351.
Kleine Nachrichten aus Australien. I. 223. 254. 351. II. 127. III. 63. 156. 286. IV. 27. 32.
Eine Niederlassung in Australien. II. 254.
Erinnerungen eines australischen Waldmanns. I. 82.
Anwachs der Bevölkerung in Australien. III. 256.
Die haarlosen Menschen in Australien. III. 63. IV. 32.
Die Urbewohner Australiens. I. 267.
Von Melbourne nach England. IV. 288.
Eine Lobrede auf Australien. IV. 83.
Die Deutschen in Australien. II. 87.
Deutsches Turn- und Gesangfest in Australien. IV. 337.
Die Chinesen in Australien. I. 159.
Zur Gesellschaftsstatistik von Australien. I. 191.
Zur Sittengeschichte Australiens. I. 288.
Kohlenreichthum Australiens. II. 63.
Weinbau in Australien. II. 128.
Die Goldfelder in Australien. III. 64.
Ein Schiffbruch an der Westküste Australiens. I. 187.

Oceanien.

Bevölkerung auf Neuseeland. III. 256.
Die Hafenstadt Dunedin auf Neuseeland. IV. 224.
Otago auf Neuseeland. IV. 349.
Gebirge u. Pflanze auf Neuseeland. IV. 59.
Eine Zeitung in der Maori-Sprache. III. 352.
Austern à la Maori. IV. 384.
Neuseeländische Begrüßung. IV. 64.
Zur Statistik von Neuseeland. IV. 223.
Aus dem Kolonialleben Neuseelands. IV. 93.
Ferdinand v. Hochstetter's „Neuseeland". IV. 218.
Goldentdeckungen auf Neuseeland. I. 213. II. 157.
Räuber in den Goldfeldern Neuseelands. I. 384.
Nachrichten aus Neuseeland. I. 64.
Neu-Guinea und die östlichen Eilande des Indischen Archipelagus. III. 31.
Vulkane im indo-australischen Archipelagus. IV. 320.
Die Salomons-Inseln. I. 95.
Neu-Caledonien. I. 76.
Ansiedelungen auf Neu-Caledonien. III. 191. IV. 32.
Schiffbruch des Dreimasters St. Paul im Louisiade-Archipel. II. 265.
Die Insel Pynipet im Stillen Ocean. II. 250.
Die Pitcairn-Insulaner auf der Norfolk-Insel. II. 350.
Das Koralleneiland Bankore. II. 376.
Tahiti und die Gesellschaftsinseln. IV. 224.
Die Sandwichinseln und die Walfischfänger der Südsee. III. 218.
Nachrichten von den Sandwichinseln. III. 352.
Die Polynesier. IV. 64.
Ein blutiges Drama in der Südsee. I. 219.
Tyrannei der Missionäre in der Südsee. I. 287.

Die Polargegenden.

Expedition nach Spitzbergen. I. 189.
Torell's Expedition nach Spitzbergen. I. 249.
Schwedische Expedition nach Spitzbergen. I. 284.
Geologisches aus Spitzbergen. II. 32.
Eine Kreuzfahrt nach der Behringsstraße. I. 63.
Die Expedition des Lieutenants v. Krusenstern in das Nördliche Eismeer. III. 160. IV. 287.
Dr. Hawes und das offene Polarmeer. I. 184.
Ein Schiff im Eise des südlichen Polarmeeres. I. 60.
Hall's Rückkehr aus den Polargegenden. II. 371.
Hall's neue Reise nach den Nordpolgegenden. IV. 223.

Allgemeines.

Ethnologisches.

Ethnologische Beiträge. III. 280. 313. 335. 378. IV. 334. 378.
Die Menschenrassen. III. 92.
Die geographische Gruppirung der Kelten. III. 344.
Ansichten und Urtheile über den Charakter der keltischen Völker. IV. 282.
Indianer und Neger. IV. 64.
Unsere schwarzen Brüder. I. 314.
Ein Nachtbild aus Afrika. I. 254.
Negergedrauch. IV. 64. 96.
Was sind die höchsten Güter des Negers? III. 350.

Personennachrichten.

Neue Nachrichten über Livingstone und die Missionäre in Innerafrika. I. 26.
Nachrichten über Livingstone. I. 189.
Enthüllungen über Livingstone. III. 185.
Englisches Urtheil üb. Livingstone. III. 288.
Livingstone's Expedition zu Ende. IV. 160.
Frau Livingstone gestorben. III. 32.
Ludwig Kraft. III. 31. 348.
Nachrichten über Speke und Grant. III. 64. IV. 128. 255.
Jose Maria Ci Nastrero. I. 255.
S. Maj. Oretie Antoine I., König der Araukanier. II. 123.
Ein Schwarzer vom Senegal in Paris. I. 32.
Tod des Kaisers von China 1861. I. 190.
Der neue Kaiser von China. I. 286.
Der König von Barma. I. 286.
Der Nachkomme des Großmogul. I. 255.
Der letzte Großmogul. III. 287.
Ein Berliner Kind unter den Afghanen. III. 288. IV. 287.
Schlagintweit's Tagebücher gerettet. I. 189.
Burton und Du Chaillu. III. 221.
Ein Urtheil über Du Chaillu. II. 320.
Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu. III. 183.
Rena Sahib, der indische Bürger. II. 372.
Der australische Reisende Stuart. I. 253. II. 160.
Der Naturforscher Moubot in Siam. II. 320.
Gerüchte über Eduard Vogel. III. 61.
Munzinger's Bericht über den Tod Eduard Vogel's. II. 338.
Die jüngsten Nachrichten über Eduard Vogel. IV. 157.
Der Löwentödter Gerard. II. 62. III. 61.
Friedrich Gerstäcker in Südamerika. I. 188.
Mirza Dschaffer Chan in London. I. 32.

Digitized by Google

Ein Besuch beim alten Bonpland II. 60.
Richard Burton. I. 94.
Missionär Bert. I. 94.
Carl Anderssen. I. 284.
Graf de Geeuwaz de Lautree. I. 94.
Naturforscher Forbes. I. 95.
Lady Franklin. I. 95.
Nachrichten über Robert Fortune. I. 384.

Aus der Thierwelt.

Die Affen an den Felswänden Gibraltars. II. 345.
Mensch und Affe. III. 91.
Der nestbauende Affe. I. 125.
Der Gorilla und Hanno's Seereise. I 256.
Menschenraub durch Affen. III. 30.
Gazellenjagd in Persien. III. 152.
Der Zobel am Amurstrome. III. 154.
Das Weiden der Rennthiere. IV. 152.
Rennthiere in der Schweiz. III. 222.
Die geographische Verbreitung des Schneehasen. I. 288.
Raubthiere in Indien. I. 96.
Vorkommen des Tigers im nordöstlichen Asien. IV. 191.
Große Tigerjagd in Ostindien. II. 351.
Tigernoth in Indien. IV. 350.
Die Verbreitung des Alpaka. II. 155.
Das edle Roß der Araber. II. 121.
Der Dschiggetei, das wilde Pferd in Daurien. III. 28.
Bären und Bärenfeste im Amurgebiete. IV. 351.
Australische Charaktertiere. IV. 123.
Seltene Thiere aus Siam. I. 63.
Große Jagd in Südafrika. II. 351.
Akklimatisirte Thiere in Australien. III. 319.
Schafe aus China nach Australien verpflanzt. II. 254.
Asiatische Thiere nach Australien übersiedelt. II. 192.
Außereuropäische Thiere nach Europa übersiedelt. II. 222.
Balsincevs Aer. I. 31.
Das Vaterland des Truthahns. IV. 352.
Der südamerikanische Strauß. II. 60.
Straußeier in Europa ausgebrütet. I. 160.
Die Wanderungen der Zugvögel. II. 352.
Eine Trappenjagd in Persien. III. 215.
Zwei neue Arten Apteryx in Neuseeland. III. 352.
Der Riesenvogel Moa auf Neuseeland. IV. 191.
Neue Vögel in London. II. 320.
Gegebera, der australische Eisvogel. II. 224.
Die Brutplätze des Seidenschwanzes. II. 160.
Die Bedeutung der Seefischereien. IV. 57.
Der Austernfang. IV. 90.
Der Walfischfang. I. 191.
Neuer Punkt für den Stockfischfang. I. 192.
Ein Vetter der Seeschlange. III. 255.
Haifische als Wetterpropheten. III. 256.
Thierleben in der Meeresöde. III. 92.
Eine Walfischjagd bei den Orkaden. III. 93.
Die Wanderungen der Häringe. I. 125.
Zahme Fische im Irrawadde. II. 287.
Fischwanderungen in Südamerika. I. 157.
Omulfang im Baikalsee. IV. 351.
Die Lachsfischerei. III. 352.
Europäische Bienen in Australien. IV. 96.
Ameisen auf St. Helena. III. 96.
Die Blaschkian-Ameise in Südwestafrika. I. 137.
Giftige Schlangen in Sind. IV. 350.
Riesenschlangen auf Borneo. II. 287.
Die Schlangen in Südostaustralien. I. 58.
Die Wanderheuschrecke und ihre Verwüstungen in Südostrußland. III. 81.

Aus der Pflanzenwelt.

Die tropischen Faserpflanzen und der neuseeländische Flachs. IV. 346.
Neue Gespinnstpflanzen. III. 221.
Ein neuer Webestoff. III. 320.
England und die indische Baumwolle. I. 90.
Baumwolle in Nicaragua. I. 96.
Indische Baumwolle. I. 190.
Statistik der Baumwollenindustrie. I. 124.
Baumwolle auf Neu-Caledonien. II. 160.
Baumwolle in Nordamerika. III. 31.
Die Baumwollennetz in Europa. III. 95.
Baumwolle in Afrika. III. 160.
Baumwolle in Queensland. III. 320.
Ostindische Baumwolle. III. 320.
Einige Bemerkungen über die Baumwolle. III. 381.
Upland-Baumwolle in Untercalifornien. IV. 32.
Bewässerung der Seetange. IV. 352.
Dattelpflaume und Dattelin. III. 346.
Ersatzmittel für die Chinarinde. III. 221.
Die Chinchona soll in Indien angebaut werden. II. 224.
Verpflanzung der Fieberrinde nach Ostindien. III. 219.
Das Gedeihen der Chinchona in den Nilgherris und des Thees in Assam. IV. 248.
Der Raupenpilz. IV. 352.
Chinesischen Zuckersorgho in Nordamerika. III. 287.
Das Sorghozuckerrohr. III. 192.
Die Ipecacuanha in Matto Grosso. III. 284.

Verkehrsmittel.

Stand des englischen Eisenbahnwesens. II. 32.
Geldvertrag der britischen Eisenbahnen. III. 287.
Eisenbahnen von Großbritannien. III. 320.
Eisenbahn über die Pyrenäen. II. 383.
Eisenbahnen in Indien. III. 128. 159.
Eisenbahn von Kalkutta nach Benares. III. 320.
Indische Eisenbahnen. I. 96. 127. 223. IV. 384.
Projekt einer russisch-indischen Eisenbahn. IV. 224.
Eisenbahn von Smyrna nach Ephesus. I. 127. III. 256.
Die große Eisenbahn nach dem Stillen Ocean. IV. 189.
Eisenbahn in Peru. II. 288.
Eisenbahn in Brasilien. II. 383.
Eisenbahn in Paraguay. I. 254.
Das Telegraphennetz des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins 1862. III. 127.
Telegraph nach Algerien. I. 127.
Telegraph zwischen Sardinien u. Sicilien. III. 320.
Telegraph von Tripolis nach Aegypten. I. 127.
Legung des unterseeischen Telegraphenkabels zwischen Malta und Tripolis. I. 32.
Die Länge der unterseeischen Telegraphenlinien. IV. 189.
Telegraphenverbindung zwischen beiden Weltmeeren. I. 224.
Telegraphenverbindung nach Indien. III. 64. 159.
Unterseeische Telegraphen. I. 63.
Telegraph von Malta nach Alexandrien. I. 224.
Telegraph zwischen Smyrna und Syra. III. 158.
Telegraph durch die Mongolei nach Schanghai. III. 158.
Directes Telegramm zwischen Neu-York und San Francisco. III. 158.
Das Telegraphennetz in Neu-York. I. 128.
Noch ein Telegraph durch Nordamerika. III. 192.
Ein Telegraph bis zum Weißen Nil. IV. 224.
Russischer Telegraph nach Sibirien. I. 384.
Telegraphen im Amurlande. I. 95.
Telegraphen in der Kapkolonie. III. 96.
Telegraphen und Eisenbahnlänge auf der Erde. I. 286.
Betriebsergebnisse des deutsch-österreichischen Postvereins. III. 127.
Poststraße vom Ural nach Innerasien. III. 192.
Kanal der Eisenbahn durch die hinterindische Halbinsel. III. 192.
Oceanische Dampfschifffahrt. I. 95.
Neue Dampfverbindung mit Assen. III. 96.
Neue Seedampferlinie. II. 159.
Dampfer zwischen China und Californien. III. 287.
Dampferlinien zwischen Europa und Amerika. I. 32.
Russischer Handels- und Schifffahrtsgesellschaft. I. 192.
Die britisch-indische Dampfergesellschaft. IV. 224.

Verschiedenes.

Unglaube und Zweifelsucht in der Geographie. II. 54.
Scherz und Ernst in der geographischen Sprache der Völker. II. 217. 248.
Leichtgläubigkeit und Fabel in der Geographie. II. 343.
Warn die Holländer in Java gezwungen, Eingeborenen mit Füßen zu treten? II. 221.
Aus Alexander von Humboldt's geographischem Briefwechsel. IV. 245.
Aß das Einhorn ein Fabelthier? II. 375.
Das Messen im Alterthum. II. 306. 335. 360.
Wie ein Hantel Geographie schreibt. III. 64.
Geographische Schnitzer. II. 160.
Der Meerstaub und die trockenen Lufterscheinungen. IV. 149.
Der Winter von 1863 und die Luftströme. IV. 158.
Strenge des Winters 1861—1862. II. 64.
Die Völkerungsverhältnisse. IV. 224.
Unregelmäßigkeit in den Meeresströmungen. IV. 159.
Meeresströmungen. I. 224.
Erdbeben. I. 30.
Erd- und Seebeben. I. 156.
Mittelsteuropäische Gradmessung. III. 96.
Eine Sternwarte auf dem Ararat. I. 286.
Die Entfernung der Sonne von der Erde. IV. 255.
Die Dendmer Ausstellung von 1862 und die Kolonien. I. 124.
Die italienische Gewerbeausstellung. I. 124.
Sklavenhandel. I. 96.
Bestand und Kosten der stehenden Heere Europas. II. 284.
Eine tamulische Druckerei. I. 255.
Der höchste von Menschen bewohnte Ort. I. 64.
Bemerkung Humboldt's. IV. 64.
Uebersiedelung von Tschechen aus Amerika nach Sibirien. II. 350.
Auswanderung und Handel mit weißen Menschen vor 100 Jahren. II. 284.
Kulisauswanderung. II. 159.
Die Erfolge der Novaraexpedition. IV. 211.
Grabdenkmal des Mansfelus in London. II. 32.

Die engliſchen Kolonien. IV. 160.
Robinſon Cruſoë als Reiſender. IV. 32.
Arabiſches Sprichwort. III. 352.
Eine türkiſche Aeußerung. I. 188.
Rindfleiſch aus Spitzbergen. III. 320.
Wohin ſoll man gefährliche Verbrecher transportiren? III. 239.
Woher ſtammen die Cigarren? II. 61.
Altkeltiſcher Rachen. II. 160.
Frauen und Nadelarbeit. III. 319.
Statiſtik der Schiffbrüche. I. 156.
Todesfälle durch Feuer. IV. 192.
Eisberge im Atlantiſchen Ocean. II. 95.
Anzahl der Erdbewohner. I. 254.
Gold und Kohlen. I. 191.
Zopf und Knopf. I. 224.
Vorſintfluthliche Menſchen. III. 91.
Landweg von China nach Europa. II. 350.
Schnelle Fahrt eines Klipperſchiffes. I. 160.
Sklavenſchiffe. I. 64.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Stadt Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.*)

Am linken Ufer des Bahr-el-azraq, etwa unter 13½° N. Br., liegt Sennâr, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs der Fundj.**) Als diese, ein Negervolk, im sechzehnten Jahrhundert aus den südlichen Theilen des zwischen dem Blauen und Weißen Nile gelegenen Landes hervorgebrochen, gründeten sie, nach Besiegung der eingeborenen, hellfarbenen Dja'alin, bei Arbadji, in kahler, waldloser Gegend die Stadt Sennâr. Diese ward Hauptort eines mächtigen Fundj-Reiches, dessen Gaue sich südlich bis nach Fazoglu, östlich bis an die abyssinischen Berge, nördlich bis Wadi-Halfah ausdehnten. Viele kleine souveräne Fürsten — Molúk — zahlten den in Sennâr residirenden Königen — Sultanen — aus dem Stamme der Fundj Tribut. Mancherlei Ursachen schwächten jedoch im Laufe der Zeit das noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts so blühende Reich. Thronstreitigkeiten und große Schlaffheit des regierenden Sultans erleichterten im Jahre 1822 Ismail-Bascha, dem kriegerischen Sohne Mohammed-'Ali's, die Eroberung aller Lande zwischen Wadi-Halfah und den Bergen von Beni-Schongólo. Der letzte Sultan der Fundj wurde mediatisirt, seine Verwandten mit der Lehnsherrlichkeit über das zwischen dem Blauen und Weißen Nil gelegene Land Berûn abgefunden, und die Kapitale Sennâr sank schnell zu einer Provinzialstadt des ägyptischen Gouvernements Kharthûm herab. Das ist sie denn auch noch heut.

Sennâr bewahrt ganz den eigenthümlichen Charakter, welcher die Städte am obern Nil auszeichnet. Seine Umgebungen sind flach und kahl, bilden zur trockenen Jahreszeit eine staubige Wüstenei, die nur durch eine im Nordosten des Orts befindliche Gruppe echtafrikanischer Tropenbäume, einer Hamrah (Adansonia digitata), weniger Delèb-Palmen (Borassus Aethiopum) und Dôm-Palmen (Hyphaene thebaica), sowie durch einige meist mit Cactusfeigen und Limonen bepflanzte Gärten und Gemüsefelder geschmückt wird. Die Ufer des Bahr-el-azraq sind bei Sennâr breit und abschüssig, das Strombett ist voll bebuschter und zum Theil bebaumter Inseln. Während der Monate November bis Mai, zur Zeit des Niederwassers, erheben sich viele Sandbänke über den Spiegel des Flusses, auf denen zur Mittagsstunde gewaltige Krokodile ihre Schuppenleiber ausstrecken, und unzählige Krontkraniche, Klaffschnäbel, Reiher, Kibitze, Regenpfeifer, Gänse und Enten ein betäubendes Geschrei vernehmen lassen. Aus den dichten Urwäldern des gegenüberliegenden Ufers ertönt Nachts nicht selten das Gebrüll der Löwen.

Die Stadt selbst ist dicht am Ufer hingebaut und ziemlich weitläufig. Ihr lockerer, lehmiger, geschiebereicher Untergrund, ein Alluvium des Blauen Nils, ist sehr uneben, reich an Hügeln und Gruben, und wird durch die sommerlichen Gewitterregen von Rinnsalen durchfurcht. So muß man z. B. in den Umgebungen der Moschee bergauf, bergab klettern, um fortzukommen. In der Regenzeit, zwischen Mai und Oktober, füllen sich diese Vertiefungen des Bodens mit stehenden Lachen, deren Verdunstung in großer Sonnenglut den Ausbruch lebbringender Fieber begünstigt.

Die Straßen Sennârs sind krumm, winkelig und, wie zu Metalamich, Wolet-Medineh und an anderen Orten längs des Blauen Flusses, sowohl mit viereckigen Lehmhäusern, wie auch mit einigen rundlichen Strohhütten besetzt. Erstere sind ganz so wie in den nubischen Städten gebaut. Das Material zu denselben besteht durchweg in lufttrockenen Lehmziegeln, welche außen mit einem Gemisch von Lehm und Kuhdünger überschmiert werden. Oft sind mehrere Häuser von einer gemeinschaftlichen, mannshohen, von ein einhalb bis zwei Fuß dicken, hin und wieder krenelirten Mauern umgeben, in welche man eine Fronte der Häuser selbst hineingebaut hat. In den besseren Gebäuden gelangt man mittelst einer 6 bis 10 Fuß hohen Freitreppe von Lehm in die vorn offene Vorhalle — in die Rekûbah — den kühlsten Ort des Hauses, welchen man Nachts gern zum Schlafraume wählt. Von der Rekûbah aus gewinnt man eine bald größere, bald kleinere Flucht von Zimmern. Diese sind im Allgemeinen weniger hoch als in Kharthûm, Urdu (Neu-Dongolah) u. s. w. und haben unmittelbar das flache Dach zur Decke. Längs einer Wand fast eines jeden Zimmers läuft der Diwân, d. i. eine etwa zwei Fuß hohe, drei Fuß breite Erhöhung von Lehm, welche, mit Kissen belegt, in manchen Häusern zum Ausruhen dient, während in anderen darauf die Bettstellen angebracht werden.

Die niedrigen Fensterlöcher haben nirgends Glasscheiben, sondern werden nur mit Jalousien oder öfter noch mit rohgeschnitzten Holzläden verschlossen. Einige Wandnischen dienen zur Aufnahme kleinerer Geräthe.

*) Herr Doktor R. Hartmann begleitete als Naturforscher den weitzegierigen Grafen von Harnim auf dessen Reise durch Aegypten, Nubien und in den Regionen am Obern Nil. Der junge Graf erlag bekanntlich dem afrikanischen Klima; Dr. H. kam glücklich heim und brachte eine reiche wissenschaftliche Ausbeute mit. Der Globus wird eine Reihe von Mittheilungen aus der Feder dieses Reisenden bringen, der sehr aufmerksam beobachtet hat. Die von Dr. H. entworfenen Bilderskizzen sind im Original außerordentlich naturgetreu; unsere Zeichner und Holzschneider haben sich so viel als irgend möglich war, an dasselbe gehalten. Was die Schreibung der arabischen ꝛc. Wörter betrifft, so geben wir sie genau so wieder, wie der Herr Verfasser sie schreibt. Bekanntlich ist in diesen Dingen keine Uebereinstimmung zu erzielen. R.

**) Im Singular Fungi. Das g wird in Sennâr wie ein gutturales g gesprochen.

Digitized by Google

Blick in Sennar.

Digitized by Google

Das Dach, dessen Platte man mittelst einer engen Lehmtreppe ersteigt, ruht auf grobzugehauenen Balken von Sunth- oder Santh-, d. h. Nilakazienholz; über diese werden zerspliſſene Blattstiele der Dôm-Palme treuzweise gelegt, darüber derbe Matten aus Dôm-Blättern gebreitet, dann wird Erde aufgeſüllt und letztere endlich mit Lehm feſtgestampft. Diese Art Dächer, welchen man Behufs leichteren Abſluſſes eine nur wenige Zoll betragende Neigung verleiht, und an deren Firſten hölzerne Traufen eingefügt werden, beſitzen so wenig Feſtigkeit, daß ſie bei anhaltenden Regengüſſen leicht auszweichen und zuſammenſtürzen.*)

Die Geräthe in einem ſennäriſchen Hauſe beſtehen gewöhnlich nur in mehreren 'Angarib, Sing 'Angareb, d. h. auf vier gedrechſelten Füßen ruhenden, mit Kameelhaut-Riemen überſponnenen Holzrahmen **), ferner in buntverzierten Matten, einer Cufrah oder niedrigem Holzſitze zum Eſſen, wenigen halbfußhohen Stühlen von Angarebart, plumpen Waſſerkrügen oder Buräm, einer Backpfanne, dem Reibſtein, Merhakeh, zum Zermahlen der Getreidekörner und in gläſernen Flaſchen. Oulâl, dieſe in Aegypten ſo beliebten, aus poröſem Thone gefertigten Gefäße zum Kühlhalten des Waſſers, ſieht man nur bei Reichen.

Jedes größere Haus in Sennâr hat, nach mohammedaniſchem Brauche, ſeinen Diwân, d. h. Geſchäfts- und Beſuchsraum für den Hausherrn, und den Harim oder die Abtheilung für die Frauen. Zuweilen befinden ſich Diwân und Harim in getrennten, von der gemeinſchaftlichen Mauer umſchloſſenen Gebäuden. Uebrigens halten hier höchſtens Türken, ägyptiſche Araber und Kopten ihre Frauen unter ſtrengerem Verſchluß; die Eingeborenen verfahren in dieſer Hinſicht weit liberaler. Die zu ebener Erde gelegenen Gemächer dienen als Küchen, Vorrathskammern, Dienerwohnungen, Ställe u. ſ. w. In den kleinen, niedrigen Lehmhäuſern geringer Leute befinden ſich ſämmtliche Wohnräume wenig oder gar nicht über dem Boden erhaben.

Zu den ſtattlichſten Häuſern Sennârs gehören der Diwân des Gouverneurs und einige Kaſernen, welche mit jenem zuſammen „El-Urdu“, das Militärquartier (eigentlich Hauptlager) bilden, ferner die Moſchee und mehrere Privatgebäude. Die Moſchee — El-Djami — mit ihrem ſchmuckloſen, zuckerhutförmigen Minaret und pylonenartig geneigten Außenmauern iſt theilweiſe aus den gebrannten Ziegeln der alten Fungi-Moſchee aufgebaut worden. Vom großen Ziegelpalaſte der alten Landeskönige, deſſen Ruinen Cailliaud noch abgebildet, ſieht man jetzt kaum eine Spur mehr.

Zwiſchen den Lehmhäuſern liegen einige Strohhütten oder Togûle mit kreisförmigem Unterbau und Kegeldach, ganz wie ſie beim ſennäriſchen Landvolk allgemein im Gebrauche ſind. Um eine Gruppe ſolcher zu einer Familie gehöriger Togûle iſt gewöhnlich eine Hecke oder Zeribah von trockenen Dornzweigen aufgebaut, zum Schutz gegen den Marraſil, die geſtreckte Hyäne, welche allnächtlich die Straßen Sennârs durchläuft, nach Abfällen ſucht, auch gelegentlich eine Ziege, Schaf oder ſelbſt Eſel zerreißt. Auf dem freien Plätzchen vor der Moſchee hat man ehliche der in ägyptiſchen Städten ſo gern geſehenen Hülſenfrüchte (Parkinsonia aculeata) angepflanzt. Dieſe haben den Habitus unſerer Hängeweiden. Zwiſchen den anderen Häuſern bemerkt man Herjelidj-(Balanites-) und Akazienbäume, in deren laubarmen, dornigen Zweigen der Kuhreiher Abu-Bagr (Bubulus bubuleus) und Abdim-Storch (Sphenorrhynchus Abdimii) niſten.

Sennâr iſt eine ſehr unſaubere Stadt. Die Straßen und Gräben ſtarren von Unflat, Abfällen und ſelbſt Thierkadavern. Herrenloſe, wirkſpielartige Hunde, Nachts der Marraſil, Aasgeier, Milane, Marabu-Störche und Raben beſorgen die Reinigungspolizei. In den Häuſern trifft man Gecko-Eidechſen (Platydactylus), zuweilen Schlangen und Skorpione, immer aber Pimelien und andere Käfer, Grillen, Motten, Schaben, Tarantelu und Ameiſen in ungeheuren Mengen. Selbſt die winzige und dennoch ſo furchtbare Ardhah — Termite — (Termes destructor) richtet in manchen Wohnungen Schaden an.

Mitten durch die Stadt läuft eine Straße, an welcher zu beiden Seiten einige niedrige Verkaufslokale, Kaffee- und Bierſchenken befindlich. Das iſt der Bazâr. Man bemerkt dort etliche europäiſche Manufakturwaaren, z. B. engliſche weiße Baumwollenzeuge, geblümte Kattune, ferner amerikaniſche Leinwand, fertige türkiſche Kleider, tuneſer Filzmützen, Lederarbeiten, z. B. rothe Schnabelſchuhe, Sandalen, geſtickte Patronentäſchchen und Waſſerſchläuche, Spezereien, Gewürze, abyſſiniſchen Kaffee, Reis, Rohzucker ꝛc. Vor der Stadt wird auf einem beſondern Platze zweimal wöchentlich Markt (Sûq) abgehalten. Die Verkäufer, welche unter Schirmdächern aus Hetjelidjzweigen und Matten ſitzen, bieten hier mehrere Sorten von Durrah (Negerdhirſe — Sorghum), friſches Fleiſch, flüſſige Butter zum Eſſen und Stückenbutter zum Einſalben der Haare und Haut, Honig, Rettig, Salat, Gurken, Liebesäpfel, Melonen, Limonen, Kameele, Pferde, Eſel, Schlachtvieh u. dgl. feil. Außerhalb der Stadt befindet ſich auch die Schlachtſtätte, an welcher täglich das Fleiſch von Kameelen, Rindern, Schafen und Ziegen zu haben iſt. Einige Fiſcher angeln für den Markt die meiſtens zur Familie der Welſe gehörenden Fiſche. Wilde Thiere, als da ſind junge Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänen und Affen, werden von den Nomaden der Umgend zum Verkauf gebracht.

Ein alter Türke hielt im Jahre 1860 eine von Kameelen getriebene Mehlmühle und eine Deſtillation von Araqi oder Durrah-Branntwein. Buzah- oder Durrah-Bier, deſſen beſte Sorten Merisah und Bilbil heißen, braut man ſowohl in beſonderen Lokalen als auch in Privathäuſern. Wenige plumpe Fahrzeuge (Najaſſen oder Oandjen) vermitteln den Waſſerverkehr mit Khartûm, Mefalanûeh, Wolod-Medineh, Kartûſch und Roſeres.

Die Einwohnerzahl Sennârs mag 10 bis 12,000 Seelen betragen. Die Mehrzahl ſind Fundj und deren Miſchlinge; außerdem trifft man hier Berâbra oder Nubier, ſennäriſche Bedninen, Neger vom obern Blauen und vom Weißen Fluſſe, Abyſſinier, Türken, ägyptiſche Araber (Fellahhin), Kopten, endlich wenige Griechen, Armenier und Syrer. Die Türken und Fellahhin ſind hier Regierungsbeamte, Offiziere, Soldaten und Spekulanten; Griechen, Armenier ꝛc. ſind Kaufleute. Die Kopten dienen meiſt als Regierungsſchreiber, die Nubier als Schiffer, die Fundj als Weber, Lederzurichter, Grobſchmiede, Holzdrechsler ꝛc., die Abyſſinier und Neger als Sklaven, letztere aber auch als Soldaten. Hauptverkehrsſprache iſt ein mit vielen aus dem Berjâwi, Berberi, Fungi, Amhâra ꝛc. ſtammenden Wörtern vermiſchtes Arabiſch.

Die in der Stadt lebenden ſennäriſchen Eingeborenen ſind ſehr dunkel ſchwarzbraun von Farbe, und haben ziemlich gerade, an den Flügeln etwas breite Naſen, vorragende, fleiſchige, aber nicht aufgeworfene Lippen und große lebhafte

*) Im Auguſt 1860 ſtürzten während meiner Anweſenheit in Khartûm, bei einem furchtbaren nächtlichen Gewitter, die Dächer von neun Häuſern ein.

**) Dieſe Bettſtelle Algâ — der Abyſſinier — iſt von Wadi-Halfah bis nach Fazoghlu, vom Rothen Meere bis zum Weißen Nil hin, volksthümlich.

Digitized by Google

Gerichtsverhandlung im Thore des Armenhauses in Sennâr.

Digitized by Google

Medere in Sennâr.

Digitized by Google

Augen. Ihr Hirnschädel ist schön gewölbt, das Haar schlicht oder leicht gekräuselt. Die Männer tragen das Haar meist kurz geschoren und mit einer weißen baumwollenen, gestreiften Kappe (Tagieh) bedeckt; daneben bedienen sie sich eines weißen Hemdes mit weiten Aermeln, ziemlich enger Kniehose und einer Tob (Feetab der Nubier), d. h. eines 10 bis 12 Ellen langen Stückes weißen Baumwollenzeuges mit rothen oder blauen Einstreifen, welches in malerischem Faltenwurf um Hüften und Schultern drapirt wird. An den Füßen trägt man Sandalen oder rothe, türkische Schuhe. Viele gehen aber ganz barfuß. Die Weiber dagegen flechten ihr Haar nach Art der alten Aegyptierinnen in sehr zahlreiche kleine Köpfe. So lange sie unverheirathet sind, besteht ihr Hauptkostüm im Na'ad- oder Franzengurt von Leder, einer lieblichen Tracht, welche den wundervollen Wuchs dieser Mädchen zu betrachten gestattet. Später legen sie jedoch den Na'ad ab und hüllen sich in eine oder zwei Tobs. Zierlich gearbeitete Ringe und Armbänder von Gold, Silber und Elfenbein, hellblaue, hirschrothe, schwefelgelbe und weiße Glasperlen, längliche Achatstückchen (Summith) und in Leder genähte Amulette bilden das Schmuckwerk der Töchter des Landes. Die Männer befestigen einen Dolch mit an der Spitze verbreiterter Klinge am linken Ellenbogengelenke.

Diese Leute sind von Natur sehr gutmüthig, lebhaft, heiter, dabei aber arbeitsscheu, ausschweifend und jähzornig. Unter einer weniger drückenden Herrschaft könnten sie zu Elementen einer tüchtigen Bevölkerung herangebildet werden. Das schwere Türkenjoch aber erstickt bei ihnen jeden Aufschwung zum Bessern im Keime. Beim Bier aus Durrahhirse vergnügen sich Sennárs Eingeborene, so oft sie irgend können, singen dazu schwermüthige Weisen, schlagen auf die Handpauke (Tarabakkeh) und klimpern auf der nubischen Laute (Rebáb). Die Knaben werden, nach mohammedanischem Brauch, beschnitten; die jungen Mädchen desgleichen und — verschlossen. Kurz vor der Hochzeit öffnet man sie wieder, eine barbarische, in ganz Ost-Sudán übliche Sitte. Junge, heirathslustige Männer erkaufen ihre Bräute gegen einen geringen Ebezins (Makhr) von den Eltern. Mädchen heirathen selten vor dem 15. bis 16. Jahre, während dies in Aegypten leider im 11. bis 13. Jahre stattfindet. Bei Todesfällen ist die orientalische (schon alttestamentarische) Sitte, Klageweiber zu bestellen und die Familienglieder mitheulen zu lassen, allgemein.

Die hiesigen Türken, Fellahhin und Griechen bedienen sich der reichgestickten Mamelukentracht, die Kopten des morgenländischen Kaftan. Unter Ersteren trifft man kühne, energische Männer, welche die schwierige Aufgabe, sie weite Länderstrecken mit verhältnißmäßig geringer Waffenmacht im Zaume zu halten, mit Muth und Konsequenz zu lösen wissen.

An der Spitze der Verwaltung in Sennár steht ein Wakil*), welcher dem zu Woled-Medineh stationirten Mamúr oder Untergouverneur des Gbark, d. h. des Westufers des Blauen Flusses, untergeordnet ist und in der Armee den Rang eines Jüzbaschi (Hauptmanns) bekleidet. Er verfügt über einige Regierungsschreiber, einige Dawáhcin oder Polizeisoldaten und 400 Mann schwarzer, regulärer Infanterie des zweiten swanesischen Regiments. Von diesen Soldaten liegen jedoch für gewöhnlich nur 100 bis 150 Mann in der Stadt; die übrigen sind nach den umliegenden Dörfern detachirt. Zeitweise befindet sich hier auch eine Abtheilung der Schágieh, d. h. eingeborenen beduinischen Reiterei oder, wie augenblicklich, ein Zug türkischer Tromedar-Kavalerie.

Der Wakil, Chef des Militär- und Civilwesens, ist verpflichtet, täglich Diwán, d. h. öffentliche Gerichtsverhandlung, abzuhalten, der er selbst präsidiren muß. Ein Odábi (Kádi) oder Oberrichter unterstützt ihn durch Mittheilung der auf jedes Verbrechen bezüglichen Vorschriften des Koran oder der ergänzenden Sunneh-Gesetze, welche letztere den Koran-Auslegern ihren Ursprung verdanken. Jedermann darf dem Wakil seine Klage vorbringen. Bagatellvergehen werden, dem bündigen morgenländischen Rechtsverfahren zufolge, sofort abgetheilt und bestraft. Kapitalverbrechen müssen dagegen in Kharthúm zur Entscheidung gebracht werden.

Sennár ist ein höchst ungesunder Ort. Wie in Kharthúm, hat auch hier das furchtbare perniciöse Fieber, der Schrecken des tropischen Afrika, seinen Hauptsitz aufgeschlagen und wüthet namentlich stark kurz nach Aufhören der Sommerregen. Europäer, Türken und Fellahhin unterliegen dieser Krankheit äußerst leicht. Gewöhnliche Wechselfieber untergraben durch lange Dauer die Kräfte. Skorbut, chronisches Nasenbluten, Blutschwären, Eingeweidewürmer und Syphilis finden sich ebenfalls hier ein. — Sennár gilt daher den ägyptischen Beamten und Officieren als eine Art Verbannungsort, in welchem lange Lebensdauer nur Wenigen von ihnen beschieden ist.

*) Heißt eigentlich Stellvertreter, Sekretär, Beirath, hier aber soviel als Unterstatthalter, Distriktschef.

In Valencia.

Charakter der Valencianer. — Mundart. — Seidenbörse. — Orchesteras und Orchata de chufas. — Die Kathedrale und der Micalet. — Der Fluß Guadalaviar. — Die Bewässerung des Landes und dessen Fruchtbarkeit. — Wasserdiebe und Wassertribunal. — Blinde Zitherspieler. — Die Bibliothek und das Museum. — Mojos de la escuadra. — Valencianische Fayence. — Die Tartana und ein Tartanero.

Valencia ist eine der schönsten Landschaften in Spanien und die üppige Fruchtbarkeit derselben ist sprichwörtlich geworden; die Fluren liefern reichen Ertrag, sie sind als „Huerta" weltberühmt geworden, und mit Recht hat man die valencianische Region als das „maurische Paradies" bezeichnet; die Hauptstadt selber führt den Beinamen „die schönste".

Die Menschen in diesem Paradiese sind fleißig und rühren sich, ihre große Betriebsamkeit muß man loben. Von hispanischer Trägheit ist keine Spur vorhanden, wahrscheinlich weil so viel maurisches Blut in den Adern der Leute fließt. Die Araber in Spanien waren ein Kulturvolk und an Civilisation nicht blos allen übrigen Mohammedanern weit voraus, sondern auch den meisten christ-

Digitized by Google

lichen Völkern. Als der ſcheußliche Fanatismus der chriſtlichen Barbaren die fleißigen Juden und Mauren aus der Halbinſel vertrieb, wich Glück und Segen von dem Lande, auf welchem dann die bleierne Gewalt des ſtaatlichen Despotismus und der kirchlichen Inquiſition laſtete. Erſt ſeitdem dieſe beiden Ketten gebrochen worden ſind, hat Spanien angefangen wieder aufzuleben.

Der Charakter der Valenzianer iſt gemiſcht wie ihr Blut. Sie haben viele gute Seiten und ſind heitere luſtige Menſchen. Aber man ſchildert ſie auch als grauſam und heimtückiſch: man ſagt, Valencia ſei: Paraiſo habitado por Demenios, ein Paradies von Teufeln bewohnt.

Auf einer Fußtour durch die Huerta wurde Davillier von einem fürchterlichen Ungewitter überraſcht, vor welchem er in der aus Schilf gebauten Barraca, Hütte, eines Labrador, Landmanns, Schutz fand. Der Mann lud ihn zum Sitzen ein, reichte ihm Obſt und ſtellte auch Wein auf den Tiſch. Als man ihm beim Abſchied ein Silberſtück geben wollte, weigerte er ſich ſtandhaft und es koſtete Mühe, ihn zur Annahme des Geldes zu vermögen. Erſt als man ihn dringend bat, ſeinen Ninos, kleinen Kindern, Spielzeug dafür zu kaufen, willigte er ein.

Die valencianiſche Mundart iſt nicht ſo rauh wie die cataloniſche und wie der malloreaniſche Dialekt.

Ruderknecht im Hafen El Grao bei Valencia.

Man ſagt auch: en Valencia la carne es yerba, la yerba es agua, el hombre mujer, y la mujer nada; alſo das Fleiſch iſt wie Gemüſe, das Gemüſe iſt Waſſer, der Mann ein Weib und das Weib nichts.

Unſer Gewährsmann Davillier, welchen wir jetzt auf ſeinen Wanderungen begleiten, bei denen Doré ſeine geiſtvollen und markigen Skizzen entwarf, iſt mit den Valenzianern zufrieden; er fand ſie friedlich und ſah nur einmal beim Kugelſpiel, einen Streit, der heftig zu werden drohte und bei welchem man einander mit blanken Meſſern zu Leibe gehen wollte. Die Reiſenden trafen auf vielen Ausflügen in der Umgegend in Valencia nur mit friedlichen und höflichen Leuten zuſammen; äußerlich ſahen dieſelben freilich nicht gerade ſehr civiliſirt, ſondern grimmig genug aus.

Valencia macht den Eindruck lebhafter Geſchäftsthätigkeit, und häufig vernimmt man das Rauſchen und Klappern der Seidenſtühle nebſt dem Geſange der Weber; denn auch heute noch iſt die Seidenfabrikation von Bedeutung. Auf dem Marktplatze ſteht die Lonja de seda, Seidenbörſe, die Llotja, wie die Valencianer in ihrem Dialekte ſagen. An den Wänden derſelben hängen viele Stränge von allerlei Seide als Muſter aus. Die Bauart dieſer Börſe iſt anmuthig. Der Architekt, welcher im fünf-

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert das Werk errichtete, gab den Zinnen die Gestalt von Kronen und das Ganze erhält dadurch gleichsam einen heraldischen Anstrich. Im Innern macht Alles den Eindruck großer Zierlichkeit. Der große gewölbte Hauptsaal gemahnt durch seine Höhe an eine Kathedrale und wird durch Reihen von Säulen getragen, die wie Stricke gewunden sind. Der Garten im innern Gebäude ist mit Orangen und Citronenbäumen bepflanzt, die wohl so alt sind wie das Monument selbst.

In der Nähe der Lletja befinden sich die weit und breit gepriesenen Orchaterias, wo man wohlschmeckende Orchata de chufas (Chufa bedeutet eigentlich Erdmandel, ist Linné's Cyperus esculentus) bekommt. Diese sogenannte Schneeorgade wird aus der Milch jener Erdmandel bereitet. In den meisten Städten Spaniens findet man dergleichen Orchaterias de chufa und sie sind alle in den Händen von geborenen Valencianern, die auch in der Ferne ihre Landestracht beibehalten.

Die Domkirche, welche, wie in Catalonien, so auch in Valencia als Séu oder Sós bezeichnet wird, bietet ein Gemisch von allen möglichen Baustylen seit dem dreizehnten Jahrhundert dar. Das Innere ist, wie bei allen spanischen Kirchen, sehr düster, und nur zu gewissen Tagesstunden, wenn das Sonnenlicht in's Schiff eindringen kann, bemerkt man die zum Theil recht hübschen Gemälde aus der valencianischen Schule. Eine Kapelle ist noch genau so erhalten, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert gebaut wurde; sie bildet einen hohen, gewölbten Saal, an dessen Wänden man alle möglichen Waffen aus dem Mittelalter sieht. Daneben hängen in der Form von Gewinden gewaltige Ketten, mit denen einst ein aragonischer König den Hafen von Marseille gesperrt haben soll. Der Glockenthurm führt den Namen Micalet oder Miguelete, nach einer ungeheuern Glocke, die ein Gewicht von zweihundert und fünfzehn Centnern hat. Sie ist am Michaelistag eingeweiht worden und verkündet den Bewohnern des Gartenfeldes die Tageszeit der Bewässerung.

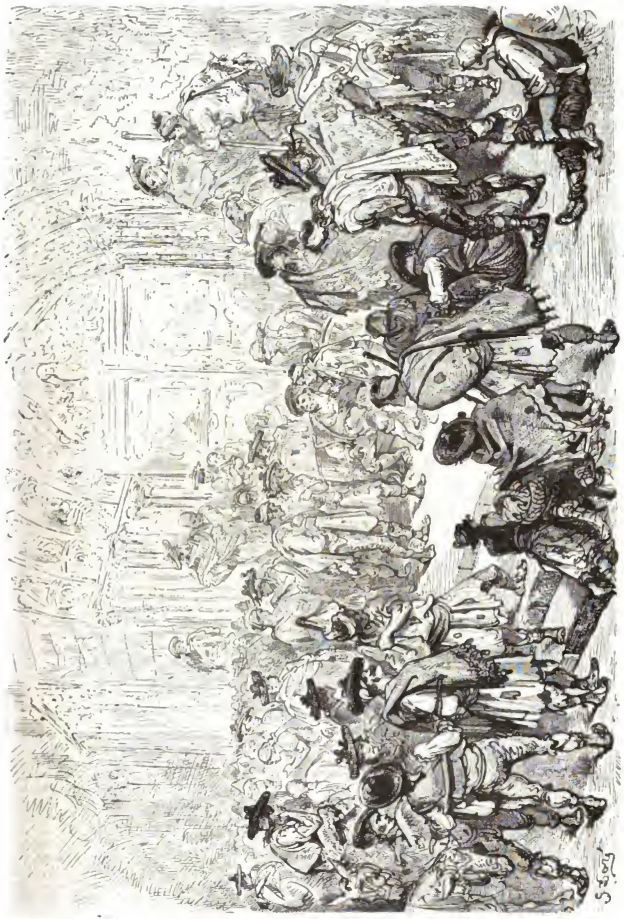
Von diesem Micalet aus hat man eine wunderbar schöne Aussicht. Man übersieht die ganze Stadt mit ihren engen gewundenen Straßen, den weißen Dachterrassen, den Kuppeln der Kirchen, deren Ziegel im Sonnenschein wie polirtes Kupfer glänzen. Und rings um Valencia dehnt sich, so weit der Blick reicht, die Huerta, das Gartenfeld, wie ein grünes Gewand aus, und der Horizont wird begrenzt von Gebirgen, die von blauem und rosenrothem Duft umwoben sind. Man sieht den großen See Albufera,

Streit beim Kugelspiel.

der mit dem Meere verschwimmt; auf der Fluth gaukeln Fahrzeuge mit ihren weithin schimmernden lateinischen Segeln. Auch den Hafenplatz von Valencia, das Städtchen Grao, sieht man deutlich, und dort ragen die Masten der Schiffe zwischen Palmen empor. Es ist geradezu bewältigend und entzückend, wenn man sich eine Stunde vor Sonnenuntergang in diesen wundervollen Anblick versenkt; man kann sich gar nicht satt daran sehen.

Valencia hat zwei sehr hübsche Spaziergänge, die Alameda und die Glorieta; sie liegen an verschiedenen Ufern des Guadalaviar. Wer dort auf- und abwandelt, wird so recht inne, wie durchaus südlich das Klima ist, man ergeht sich unter und neben Gewächsen der tropischen Zone, denn hier gedeihen der Bambus, die köstliche Frucht Chirimoya und sogar die Banane.

Ueber den Guadalaviar, der auch Turia heißt, sind



Wasserverband in Valencia.

Digitized by Google

vier sehr hübsche steinerne Brücken geschlagen, aber fast neun Monate im Jahre liegt das Bett dieses Flusses trocken. Dagegen tritt es zuweilen im Winter weit über seine Ufer und richtet große Verwüstungen an. Der Fluß hat seine Quelle in den Gebirgen von Aragonien und führt Wasser genug, aber während seines Laufes wird ihm dasselbe von den Landleuten entzogen, weil sie ihre Felder bewässern müssen.

Die Bewässerungen spielen auch in Valencia eine große Rolle; sie sind die Hauptbedingung für die Fruchtbarkeit der Felder; ihnen verdankt das Land Ergiebigkeit, der Mensch seinen Wohlstand. Lange vor 1238, als König Jayme oder Jakob der Erste, der Eroberer, diese Gegend unterwarf, hatten die Mauren, diese Civilisationsträger, den großartigen Plan ausgeführt, das Wasser des Guadalaviar, der in's Mittelländische Meer sich ergießt, abzuleiten und das Land mit ihm zu befruchten. Zu diesem Zwecke bauten sie acht Kanäle, die noch heute vorhanden sind. Der bedeutendste ist jener von Moncada; er bildet eine Hauptader, aus welcher sich eine große Menge kleiner Gerinne abzweigen. Diese letzteren, welche man als Acéquias (Wassergräben) bezeichnet, tragen das befruchtende Element auch bis auf weit entfernte Felder der Huerta. In höchst sinnreicher und zweckmäßiger Weise haben die mohammedanischen Männer ein System von Dämmen, Azudes, aufgeworfen; vermittelst derselben kann man den Stand des Wassers erhöhen und erneuerigen und vermeidet dadurch den Uebelstand, daß der eine Landmann zu viel Wasser bekommt, während der andere zu wenig erhält. Jedes Feld wird a manta bewässert, das heißt, vom Wasser wie mit einem Mantel überdeckt, und dieses läuft erst dann auf ein weites Feld ab, wenn das erste Feuchtigkeit genug eingesogen hat. Zu diesem Behufe sind zweckmäßige Vertiefungen getroffen worden.

Blinde Musikanten vor der Domkirche in Valencia.

Man gönnt dem wohlbewässerten Erdboden drei Valencia keine Ruhe und er bedarf derselben auch nicht; eine Ernte folgt unmittelbar auf die andere. „Valencia ist Gottes Land. Reis wächst, wo gestern Weizen stand.“ Der Mais wird bis achtzehn, ja bis vier und zwanzig Fuß hoch. Der Reisbau ist in der Huerta von nicht geringem Belang;

Digitized by Google

aber Reisfelder sind bekanntlich ungesund, und in diesen Sumpfgegenden herrscht das Fieber.

In anderen Ländern wird man nicht viel von Wasserdieben hören, aber in Valencia bezeichnet man als solche die Leute, welche widerrechtlich Wasser auf ihre Felder ableiten oder dasselbe länger, als erlaubt ist, auf denselben stehen lassen. Das giebt dann einen Proceß, und solche Cuestiones de riego, Streitigkeiten über Bewässerung, werden vom Wassertribunal entschieden, das nun schon seit acht Jahrhunderten besteht. Es wurde von dem maurischen Könige El Hakem al Mostansin billah im Jahre 929 gegründet, aber Jakob der Eroberer tastete die in hohem Grade zweckmäßige Einrichtung nicht an, und so finden wir sie heute noch durchaus in ihrer morgenländischen Einfachheit. Es ist eine ganz patriarchalische Justiz, ohne Gerichtsschreiber, Advokaten und Juristen, denn die Richter, Síndicos, sind Bauern, welche von anderen Landleuten gewählt werden.

An jedem Donnerstag, in der Mittagsstunde, versammelt sich das Wassertribunal, la Cort dos acequieros, unter freiem Himmel vor dem Seitenportal der Séu, und deshalb nennt man es auch wohl la Cort de la Séu, Kathedralgericht. Gewöhnlich hat sich eine Anzahl von Landleuten eingestellt, um mit anzuhören, wie das Recht gefunden und ertheilt wird. Alle die Labradores stehen umher, die Richter, als Vertreter der Acequias in der Huerta, sind auf ihrem Posten und sitzen auf einer mit Sammtmanchester überzogenen Bank. Es ist eine Verpflichtung der Domkirche, diese Bank zu liefern, und sie rührt ohne Zweifel schon aus den Zeiten her, da auf der Stelle der jetzigen Kathedrale eine Moschee stand. Diese ist von den Christen zerstört worden, aber das Servoint blieb. Ein anderes Mobiliar als jenes hölzerne Kanapee ist nicht vorhanden und wäre auch überflüssig; einen Tisch brauchen die Richter nicht, denn von Schreiben und Protokolliren ist gar keine Rede: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist hier die Losung.

Die Glocke auf dem Micalet schlägt zwölf und die Sitzung beginnt. Zwei vierschrötige Bauern in der Landestracht treten vor, der Kläger setzt, unter lebhaften Geberden und Bewegungen, seine Beschwerden auseinander und der Beklagte bringt seine Gründe mit nicht minderer Erregung vor. Der Síndico, ein sehr wohlgenährter Labrador, sitzt inzwischen auf dem Kanapee, er hört die Beiden ruhig an und steht erst auf, wenn er mit ihnen ein Verhör vornehmen will. Nachdem ein solches stattgefunden, treten die übrigen Mitglieder des Gerichts, eine Gruppe bildend, bei Seite und halten eine Besprechung, an welcher der starkbeleibte Síndico nicht theilnimmt. Jene finden das Urtheil, Dieser hat es den Parteien zu verkünden. In dem Falle, welchen hier Davillier schildert, wurde der Beklagte zu einer Geldbuße von sechzig Sueldos (drei Thaler weniger zwei Silbergroschen) verurtheilt. Nachher wurden noch einige andere Streitsachen kurz und bündig abgemacht und nach Verlauf von etwa einer Stunde, als weiter kein Proceß mehr vorlag, wandelten Richter und Parteien nach dem Hostal, dem Gasthause, wo ihre Pferde eingestallt waren.

Die Aussprüche und Entscheidungen dieses Wassertribunals haben ganz dieselbe Geltung wie jene, welche von ordentlichen Gerichten gefällt werden, und es kommt selten vor, daß Einsprache gegen sie erhoben wird. —

Nun war der Platz leer und wir betrachteten uns das Portal der Domkirche, dessen Giebelfeld ein von Seraphim umgebenes Basrelief der Jungfrau Maria zeigt. Auch sieht man Standbilder der zwölf Apostel und deswegen heißt dieses Eingangsthor auch la puerta de los Apostoles. Während wir uns diese Figuren ansahen, erhob sich ein eigenthümliches Geräusch, ein Gesumm, in welches näselnde Töne und ein scharfer Metallklang hineinspielten. Kein Zweifel, es kam von den Leuten, welche Oraciones singen. Wir schritten nun um die Kirche herum und gelangten bald an eine Rundbogenthür. Dort standen zwei mit malerischen Mantellumpen bekleidete Ciegos, blinde Leute; sie sangen Oraciones, eine Art von Litaneien zu Ehren verschiedener Heiligen, in einem besremdlichen Rythmus und mit Modulationen, deren Beschreibung eine Sache der Unmöglichkeit bleibt. Der jüngere sang Tenor und begleitete sich auf einer Bandurria; der Baryton war ein ältlicher Mann, welchem der breitkrämpige Sammthut recht gut stand; er hatte eine Sitara, welche er dann und wann zu den Füßen setzte, um von den Vorübergehenden eine Gabe zu erbitten. Beide Instrumente sind dem Königreiche Valencia eigenthümlich; die Citara ist zierlicher als die eigentliche Guitarre, kleiner und flacher und hat neun Metallsaiten; die Bandurria hat einige Aehnlichkeit mit der Italienischen Mandoline, hat zwölf Saiten und wird, gleich der Citara, mit einem biegsamen Stäbchen von Elfenbein oder Schildpat, der Pua, gespielt. Zuweilen kommt noch ein drittes Saiteninstrument hinzu, die Dulzayna.

Ein Besuch auf der Bibliothek verlohnt sich schon der Mühe. Valencia hatte unter allen Städten der pyrenäischen Halbinsel die erste Buchdruckerei, und aus dieser gingen, als das erste Werk, hervor die Obres o Trobes, Werke und Dichtungen zu Ehren der heiligen Jungfrau, in valencianischer Mundart. Der Druck fällt in das Jahr 1171. Auf der Bibliothek wird auch als Schatz gezeigt der berühmte Ritterroman Tirant lo blanch, en vulgar lengua valenciana, gedruckt zu Valencia Anno 1490. Es ist ein unterhaltendes Buch; die fahrenden Ritter essen, schlafen und sterben in ihren Betten, was in anderen Werken der Art nicht vorkommt. Weil es so unterhaltend war, fand es Gnade vor den Augen des Pfarrers, welcher einen großen Theil der Büchersammlung des sinnreichen Junkers Don Quixote den Flammen überantwortete. Er ist nun äußerst selten geworden und jetzt nur noch in drei Exemplaren vorhanden.

Das Museum befindet sich in dem alten Kloster de la Merced. Im Allgemeinen sind die dort aufbewahrten Gemälde von keinem höhern Werthe, doch müssen einige Bilder von Juan de Juanes und Ribalta, den besten Malern der valencianischen Schule, ausgenommen werden. Man hat im Jahre 1862 viele Bilder restaurirt. Von besonderm Interesse sind für Reisende, welche aus den Ländern diesseits der Pyrenäen kommen, die riesigen Palmen im Klosterhofe, welche weit über die Dächer emporragen. Diese Bäume sind, wie wir aus einer Inschrift erfahren, vor länger als hundert Jahren gepflanzt worden.

Valencia hat, gleich Barcelona, seine Calle de la plateria, wo fast durchgängig der Inhaber eines Gewölbes oder Ladens Goldschmied ist. Die dort versertigten Waaren sind zumeist für die wohlhabenden Bäuerinnen, die Llauradoras der Huerta, bestimmt und im Allgemeinen mit vortrefflichem Geschmack gearbeitet, gewöhnlich matt, wie die antiken Schmuckſachen, und mit vielen kleinen Perlen besetzt. Ein Spaziergang in der Calle de la plateria und ein Beschauen der von den verschiedenen Plateros in den Schaufenstern ausgestellten Siebensachen ist recht unterhaltend. Als wir, sagt Davillier, eines Morgens dort auf- und abschlenderten, fielen uns vier prächtige Männer auf. Wer die wohl sein mochten? Sie sahen wild und romantisch genug aus, erinnerten an Fra Diavolo und dessen Leute, traten aber sehr sicher auf, und die Leute kümmerten sich

Digitized by Google

Riesgo de la escuadra.

Digitized by Google

Portrait einer jungen Frau in Valencia

Digitized by Google

weiter nicht um sie. Der eine dieser romantischen Männer, die man ohne weiteres auf das Theater hätte stellen können, hatte einen wahren Wald von allerlei Federn auf dem Hut; alle trugen rothe Gürtel, Pistolen, Dolche und Musketen; nichts fehlte zum Räuberschmuck.

Aber jene stattlichen Männer waren keine Räuber, sondern geschworene Feinde dieser schädlichen Menschenklasse. Wir hatten Mozos de la escuadra vor uns, Gensdarmen, deren Obliegenheit darin besteht, die Mala gente, alle gemeingefährlichen Subjekte, aufzugreifen und unschädlich zu machen, namentlich aber Mörder und Diebe, welche in den schwer zugänglichen Gebirgsschluchten sich verbergen. Diese Prachtexemplare mußten gezeichnet werden und dazu fand sich denn auch günstige Gelegenheit. Als wir späterhin eine Wanderung in der Mucla de Cortes, einem der höchsten Gebirge im Königreiche Valencia, machten, trafen wir mit einem Wachtposten dieser Mozos zusammen. Hätten wir die Tracht und das Wesen dieser Leute nicht schon von früher her gekannt, so würden wir sie für Räuber gehalten haben. Diese wackeren Mozos erzählten uns Allerlei und reichten uns die Bota, einen mit beinahe schwarzem Wein gefüllten Ziegenschlauch. Wir tranken mit ihnen und erweiterten ihre Freundlichkeit durch ein Geschenk von Cigarren, und nachdem wir uns ein Stündchen mit ihnen unterhalten hatten, wünschten wir „glücklichen Fang" und zogen weiter.

Tartanero.

Berühmt für Valencia ist die Fayencefabrikation. Die Loza valenciana war schon im Mittelalter berühmt und wurde bis Italien und bis nach der Levante verführt. Noch heute werden die alten Schüsseln, Töpfe und Vasen mit Gold- und Kupferglanz von den Liebhabern eifrig gesucht und theuer bezahlt. Jetzt verfertigt man hauptsächlich in Manises und den umliegenden Dörfern alle Arten von Fayence, namentlich Azulejos, kleine viereckige Platten mit glänzenden Farben, mit welchen man Fußböden belegt und Wände bekleidet. t— Sind die sogenannten holländischen Fliesen, weiß und mit blauen Verzierungen, welche man in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland so häufig findet, eine Nachahmung der spanischen Fayencen, und durch die Spanier nach den batavischen Gegenden gekommen? —)

Manises, ein hübsches Dorf, liegt etwa zwei spanische Meilen von Valencia entfernt. Davillier und Doré fuhren in einer Tartana dorthin, einem höchst ursprünglichen Gefährt, einem verständnißlosen Karren. Die Tartana hat nichts zu thun mit dem gleichnamigen Seeschiffe, sondern ist ein Karren, der mit Wachsleinwand überzogen ist; der Kasten hat keine Federn; im Innern laufen der Länge nach zwei Bänke, und bei jedem Anstoße wird der Fahrgast hin und her geworfen. Man steigt von hinten ein, hat aber dazu nicht einmal eine Leiter, sondern muß ein halbmondförmig gebogenes Stück Holz als Fußtritt benutzen. Der Tartanero sitzt vorn, außerhalb des Kastens, und hat zuweilen einen Fußtritt, auf welchen er seine Füße stellen kann; gewöhnlich läßt er sie aber hinabhängen. Aus Rütteln und Schütteln macht der Tartanero sich gar nichts, denn daran ist er von Jugend auf gewöhnt; wer aber nicht das Glück hat, Tartanero zu sein, fühlt sich nach einer zweistündigen Fahrt wie gelähmt.

Als die beiden Reisenden wieder nach Valencia zurückkamen, zeigte der Tartanero mit der Peitsche vergnügt nach einem mächtigen grünen Anschlagzettel hin. Derselbe besagte, daß an einem der nächsten Tage zwei große Stiergefechte abgehalten werden sollten. „Dergleichen kennt man bei Ihnen zu Lande doch nicht!" sprach der Tartanero, und warf sich stolz in die Brust; „ich bitte Sie, Caballeros, versäumen Sie das doch ja nicht!" Alsdann erzählte er, welch ein entzückendes Schauspiel solch ein Gefecht gewähre, denn er war, wie seine meisten Landsleute, ein großer „Liebhaber" solcher Metzeleien.

Wir werden in einer spätern Nummer eingehende Mittheilungen über diese valencianischen Stiergefechte geben und die geistvollen, in jeder Beziehung charakteristischen Bilder Doré's beifügen.

Digitized by Google

Die Neger in Brasilien.

Von Karl von Loseritz.

I.

Rio Grande, 30. Januar 1863.

Die Neger in Brasilien sind entweder Freie oder Sklaven; beide stehen ungefähr in gleichem numerischen Verhältnisse. Ihrer Abstammung nach sind sie entweder Eingeborene (ercoulos) oder von Afrika importirte (negros de nação). Der Farbe nach unterscheiden wir Neger, Mulatten und Mestizen; die Ersteren sind ungemischt, die Zweiten stammen aus einer Mischung von Weißen und Negern, die Letztern endlich aus der von Negern und Indianern.

Brasilien zählt heute noch über zwei Millionen Sklaven, trotzdem seit der Annahme der Bill Aberdeen die Einfuhr, Dank der Wachsamkeit englischer und brasilianischer Kriegsschiffe, fast ganz aufgehört hat und man nur selten noch einen negro novo oder boçal, d. h. einen noch ganz unverstehenden und erst frisch angekommenen Neger, findet. Ich bin seit langen Jahren in Brasilien ansässig und stets von Negern, sowohl freien wie Sklaven, bedient worden, habe ihre Lage und gegenseitigen Verhältnisse aufs Genauste kennen gelernt und gestehe aufrichtig, daß es in Brasilien ein Glück für den Neger ist, Sklav zu sein.

Der brasilianische Sklav wird gut behandelt und die schaurigen Scenen des Negerlebens aus Onkel Tom's Hütte finden nur selten, und dann nur auf die größten Fazendas im Innern, Anwendung. Im Allgemeinen geht es dem brasilianischen Sklaven gut; er wird human behandelt und lebt hier, bei gleicher Arbeit, ungleich besser als in seinem miserablen afrikanischen Heimatlande. Diese meine Behauptung wird durch die That bewiesen, denn sehr viele Sklaven, denen die Freiheit von ihren Herren angeboten wird, wollen diese nicht annehmen. Wie viele fliehen um die Gnade, fortsfahren zu können, Sklaven zu sein? Das Beispiel endlich von Negern, die, hier unabhängig und reich geworden, nach ihrem Vaterlande zurückstrebten suchten, ist ungemein selten, und deshalb ist meine Meinung, daß Englands Kreuzung gegen die Sklaverei in Brasilien durchaus kein Werk der Philanthropie, sondern nur des Interesses war, weil ihm der schnelle Aufschwung unserer Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Baumwollen-Ausfuhr damals nicht convenirte. Sollten Wilberforce's Theorien wirklich der Grund zum Haudeln Britanniens gewesen sein, nun so hat es seinen Zweck nicht erreicht, denn durch die Verhinderung der Ausfuhr nach Brasilien ist der Sklavenhandel an der Küste von Afrika nicht vermindert worden; noch immer werden dort fast eben so viele Neger wie früher verkauft, nur mit dem Unterschiede, daß sie nach Ländern gebracht werden, wo sie auf keinen Fall so gut behandelt werden wie in Brasilien.

Der Negersklav ist hier durchgängig besser als der freie Neger. Die natürliche geistige Indolenz der Schwarzen, ihre Begriffs-Unfähigkeit, ihre angeborene Faulheit und die Vorliebe für geistige Getränke lassen den freien Neger mit Leichtigkeit in einen Zustand der Verwilderung fallen, von dem der Sklav ferner bleibt, weil auf ihn stets das wachsame Auge des Herrn blickt und er sich vor der Strafe fürchtet.

Der Charakter der Neger Brasiliens ist, wie gesagt, im höchsten Grade indolent; Faulheit ist die Göttin ihres Lebens. Der Neger ist nicht so falsch wie der Mulatte, ist sogar höchst anhänglich, seine Begriffsfähigkeit ist jedoch so mäßig, daß er bei der höchst niedrigen Bildungsstufe, welche selbst die eingeborenen Neger einnehmen, keine Idee von Pflicht und Gewissen hat. Die geistigen Fähigkeiten der Schwarzen sind gering; nur selten lernen sie lesen, wenn man sie auch die Schule besuchen läßt; befähigtere Individuen sind sehr selten, trotzdem es einige giebt, die mit Leichtigkeit lernen und eine gewisse Gabe der Initiative besitzen; diese Schwarzen richten aber gewöhnlich ihre Fähigkeiten auf's Schlechte, werden somit zu Betrügern, Dieben und Räubern. Sobald die schlechten Eigenschaften einmal entwickelt sind, dann ist kein Halt mehr. Sobald der beste, gutmüthigste und friedliebendste, unterthänigste Neger ein Mal Blut gesehen hat, wird er zum Tiger und seiner Grausamkeit setzt kaum nur der Tod Schranken. Ich selbst habe unzählige solcher Fälle erlebt; nur einen will ich hier erzählen.

Eine angesehene Familie der Stadt Pelotas hatte vor Jahren einen Schwarzen, der als Bäcker arbeitete und sich stets exemplarisch betragen hatte. Eines Tages fügte ihm der gelbe Capataz (Sklavenwächter) eine Ungerechtigkeit zu, ließ ihn so hart strafen und provocirte ihn so lange, bis der arme Teufel endlich sich auf ihn warf, ihm das Messer entriß, ihn niederstieß, noch fünf oder sechs Personen und zwei Hunde, die ihn den Weg vertraten, verwundete und in's Gebirge entfloh. Dort wurde der Padeiro (Bäcker), wie man ihn allgemein nannte, ein Schrecken der Provinz. Mord, Raub und Brandstiftung waren seine Losung; mit mehreren anderen Negern bildete er eine Räuberbande, die lange Zeit um Pelotas herum baufte, Häuser ausplünderte und niederbrannte, Männer ermordete und die Mädchen und jungen Frauen mit wegführte in die Schlupfwinkel. Das Schicksal derselben brauche ich nicht näher zu schildern. Der Padeiro, ebemals der beste Sklav der Welt, beging in Person mehr denn dreibundert Mordthaten, wie er selbst gestand. Jahre lang trieb er sein Unwesen, bis es endlich, durch Verrath eines Mitgliedes seiner Bande und nach einem mörderischen Gefecht, den kaiserlichen Truppen gelang, Herr dieses Ungethüms und seiner Spießgesellen zu werden. Der Padeiro und seine Genossen wurden sodann hingerichtet. Und zu einem solchen Grade der Verworfenheit kann es ein jeder Neger bringen, wenn er nur erst einen Schritt im Pfade des Verbrechens gethan hat, denn selbst die besten und begabtesten unter ihnen haben kaum den Begriff eines Unterschiedes von Gut und Schlecht; aus Gewohnheit sind sie gut, und mit derselben Leichtigkeit nehmen sie auch die Gewohnheit des Verbrechens an. Sie sind eine niedrigstehende, traurige Rasse. Wie bekannt, stehen ja die Neger in physischer Beziehung weit unter den anderen Rassen und auch in Brasilien ist dies der Fall.

Unsere hiesigen eingeborenen Neger sind im Allgemeinen nicht sehr schwarz, sondern spielen mehr in's Braunrothe hinein; Lippen und Zahnfleisch sind bläulich und es ist charakteristisch, daß der Neger mit rothem Zahnfleische gewöhnlich gut ist. Das Ideal der sammetschwarzen Haut und der Korallenlippen existirt hier nicht, und selbst an der afrikanischen Küste findet man nur selten dergleichen. Schöne Zähne haben fast alle; von Gestalt sind sie kräftig, von mehr als mittler Größe und gut gebaut; oft haben sie Riesenkräfte und alle besitzen große Ausdauer für die Arbeit, Hitze und Entbehrungen aller Art. Ihr Temperament ist nicht hitzig und trotz ihres starken Körperbaues sind sie, hier bei uns, weniger den sinnlichen Neigungen ergeben als die anderen Menschenschläge des Südens. Den Grundzug ihres Charakters bildet, wie schon bemerkt, eine phlegmatische Indolenz des Geistes und eine außerordentliche Trägheit. Sobald der Neger unbeschäftigt ist legt er sich hin und schläft, sowohl unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne als unter dem Gusse kalten Winterregens. Die Neger liegen zu jeder Zeit auf den Trottoirs der Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Kirchentreppen, kurz überall. Wenn

Digitized by Google

man aber den Schwarzen zur Thätigkeit anhält und streng beaufsichtigt, dann ist er ein guter Arbeiter, und darum ist der Sklav stets besser als der freie Schwarze; denn sobald dieser nicht mehr arbeiten muß, thut er nur gerade genug, um seinen Hunger zu stillen, und übersättigt sich im Uebrigen seiner Schlafsucht, dem Trunk und dem Spiel; auf das letztere ist er besonders erpicht. Beim Trunk und Spiel zum Verbrechen ist nur ein Schritt und daher stehen in ganz Brasilien die negros forros oder libertos in schlechtem Ruf, und für gewiethete Arbeit zieht Jeder, der das Land kennt, den Sklaven (captivo) vor. Daher kommt es, daß die Rekrutirung hauptsächlich auf freie Schwarze und Gelbe Rücksicht nimmt und unser Heer von 25,000 Mann fast nur aus Farbigen besteht, da der Weiße, so arm er sei, nur selten rekrutirt wird, und wenn es geschieht, gewöhnlich einen Sklaven, der dann frei wird, als seinen Stellvertreter abgiebt. Daß hierbei die Armee schlecht fährt, ist natürlich; man sieht in ihr keinen einzigen adreiten Soldaten; der dem Schwarzen angeborene schlendrige Gang und seine Fahrlässigkeit macht ihn zu einem schlechten Soldaten im Aeußern, und überhaupt giebt es wohl auf der ganzen Welt keine verdorbenere Klasse als die der gemeinen Soldaten Brasiliens: Trunk, Spiel und Diebstahl, die gewöhnlichen Fehler der schwarzen Rasse, herrschen auch im Heere vor, und kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgend ein schweres Verbrechen von diesen „Soldaten" verübt wird, hauptsächlich seit die chibata (Peitsche) abgeschafft ist, und der Soldat nicht mehr vor der körperlichen Züchtigung (der einzigen, die bei dem Neger hilft) Furcht hat.

In anderen Lebenslagen hat der Schwarze fast immer dieselben Fehler, und ich möchte nur diejenigen ausnehmen, welche in einer guten Familie groß geworden und so zu sagen erzogen sind. Deren giebt es nun viele, hauptsächlich weiblichen Geschlechts; sie zeigen einen gewissen Verstand und auch Gefühl, nehmen einige Civilisation an, jedoch nur wenig und, um es zu wiederholen, ich habe nur höchst selten Schwarze getroffen, die es weiter als zum fümmerhaften Lesen und schlechten Schreiben gebracht haben. Diese Kreolen bilden einen untergeordneten Theil der Familie, wachsen mit den Söhnen und Töchtern auf und ihrem Kontakte kann man theilweis die Precocität unserer brasilianischen Jugend danken. Nun glaube man jedoch nicht, daß unter den kleinen Sklaven und den Kindern des Hauses Familiarität herrsche, nichts weniger als dieses: der „junge Herr" (Senhor moço) ist von Jugend auf ein wahrer Herr, streng und eigenmächtig, der den Sklavenals sein absolutes Eigenthum betrachtet. Der Sklav wird fast allgemein gut gekleidet und gut genährt; körperliche Züchtigungen sind gesetzlich untersagt und werden auf Bitten der Herren vom Gefängnißwärter der Stadt, auf Befehl der Behörde, vollzogen. Noch erlaubt das Gesetz Sklaven in Auktion zu verkaufen, doch liegt bereits eine Gesetzvorlage in den Kammern, die darauf dringt, diesen Mißbrauch abzuschaffen, die Mutter nicht mehr von den Kindern zu trennen ꝛc. Die eingeborenen Sklaven lieben den Luxus und dünken sich glücklich, wenn sie ihre Herren in der Kleidung nachäffen können; sie alle sind kirchlichen Feierlichkeiten sehr zugethan, wie das natürlich ist, da der Pomp der katholischen Kirche doppelt stark auf dergleichen ungebildete Menschen wirkt, die überhaupt nur auf materielle Weise Eindrücke empfangen. Sie geben gern zur Kirche und folgen in unzähliger Menge den Prozessionen, worin es ihnen jedoch die Neger von der Küste noch zuvorthun, die mit ihren hundert Toiletten ein schauderhaftes Geschrei um die Kirche herum machen.

Wie ich schon oben sagte, haben die eingeborenen Sklaven viel Anhänglichkeit an ihre Herrschaften, die sie selbst dann noch oft bewahren, wenn sie längst frei und oft sogar reich sind. Der Werth eines Sklaven beträgt etwa 1000 bis höchstens 2000 spanische Thaler, und da viele Sklaven sehr brauchbare Handwerker sind, die außer dem Betrage von etwa einem preußischen Thaler, den sie fast durchgängig täglich ihren Herren bringen müssen (wenn sie Handwerker sind), noch ein oder zwei Thaler per Tag für sich verdienen, so wird es ihnen leicht, sich und ihre Gelieben loszukaufen. Zum Handel und zur Sparsamkeit haben sie alle einen natürlichen Hang, und so ist es häufig, daß manche schnell wohlhabend werden. Ich kenne ehemalige Sklaven, die Hunderttausende im Vermögen haben — aber denen dennoch „der Zopf immer nach hinten hängt." Trotz ihrer schweren goldenen Ketten, ihrer Brillanten und sammtenen Kleidern können sie doch keine Strümpfe vertragen und ziehen vor, barfuß zu gehen; im Hause essen sie am liebsten auf der Erde, und die Gabeln sind immer die Feinde ihres Geschlechts, da sie am liebsten mit den Fingern essen. An äußerer Gravität fehlt es den würdigen Leuten nicht; diese jedoch, sowie ihre ganze Erscheinung und Lebensweise, erscheint uns Weißen immer lächerlich. Aber es giebt auch manche vortheilhafte Ausnahmen, doch das allgemeine Profil der eingeborenen Negerrasse ist das, welches ich gezeichnet habe.

Die Mulatten sind ansstelliger; das weiße Blut, welches in ihren Adern rinnt, macht sie kulturfähiger; viele von ihnen sind äußerst talentvoll und sehr häufig finden wir in bedeutenden Aemtern und in angesehenen und einflußreichen Stellungen Abkömmlinge von ehemaligen Sklaven. Es giebt sehr bedeutende und angesehene Mulatten-Familien, deren Glieder wir in den höchsten Klassen des brasilianischen Beamtenthums finden und die aller Achtung würdig sind. Es ist dieses durchaus keine Anomalie, denn unser Land ist jung, wir besitzen keine alte Aristokratie und Jeder, der etwas Tüchtiges ist und weiß, kann es bis zu den höchsten Ehrenämtern bringen, ohne daß seine Abstammung oder Farbe dabei ihm hinderlich wäre. Mit Stolz kann der Brasilianer sagen, daß Verdienst und Intelligenz die einzigen gültigen Titel sind; wer diese besitzt, kommt vorwärts, möge er Sohn sein eines ehemaligen Sklaven oder eines Ministers. Darum eben hat Brasilien tüchtige Staatsmänner, weil es alle Talente schätzt und benutzt und keinen Ostracismus für die niedern Klassen zuläßt. Als Beispiel für diese Behauptung brauche ich nur den bedeutenden Staatsmann, den allgemein geachteten Vicomte de Montezuma, zu nennen, der die höchsten Ehrenämter bekleidet hat, trotzdem er Mulatte ist. Doch nun genug von den eingeborenen Negern; ich will nunmehr zu den bei weitem interessanteren Schwarzen gehen, die von Afrika importirt sind und von denen wir immer noch ein paar Millionen haben.

Halbbarbarei auf den Hebriden.

Wir thun uns sehr viel zu gute auf unsere europäische „Civilisation", und sind sehr eifrig bestissen, das, was wir so nennen, über die ganze Welt zu verbreiten. Im Namen der Civilisation führen wir Kriege in den fremden Erdtheilen, vergießen Ströme Bluts, vernichten ganze Völkerstämme, werfen andere völlig aus dem Gleichgewichte. Wir machen Propaganda mit dem Schwerte, mit dem Waarenballen und mit Predigten und Andachtsbüchern über die weite Welt. Dabei wird aber vergessen, daß wir in Europa selbst auf mehr als einem Punkte noch halbwilde Zustände haben, ganze Gruppen von Menschen, die noch

Digitized by Google

heute in der Entwickelung fremd geblieben, und die noch so rückständig sind, wie ihre Vorfahren vor unberthalb tausend Jahren.

Wir werden gelegentlich diese Gruppen im Zusammenhange darstellen, und damit einen Beitrag zur Ethnologie liefern; heute schildern wir Halbwilde, die in einem allerdings abgelegenen Theile des europäischen Großbritannien wohnen, die sogenannten Crofters auf Lewis, einer der Hebriden. Croft bedeutet ein kleines, umgäuntes, nahe am Wohnhause liegendes Grundstück, das als Weide oder als Ackerland benutzt wird. Danach heißen die Besitzer eines solchen Crofters. Nun hat jüngst ein Dr. Arthur Mitchell, im Auftrage der Regierung von Schottland, die sogenannten äußeren Hebriden besucht, um Erhebungen über das Irrenwesen zu machen. Er besuchte auf seiner Wanderung auch die Insel Lewis und bemerkt in seinem Berichte, daß man nicht in irgend ein Alterthümermuseum zu gehen brauche, um zu sehen, wie es auf jenen Inseln vor tausend Jahren ausgesehen habe; auf Lewis habe man das sichtbar, und handgreiflich und lebendig vor sich. Dort leben auf etwa 37 deutschen Geviertmeilen etwas mehr als zwanzigtausend Menschen, von denen nur wenige in Lebensweise und Anschauungen Fortschritte gemacht haben.

Das Wohnhaus besteht aus einer großen viereckigen Masse, einem sogenannten Blocke, von vierzig Fuß, und hat auf der einen Seite einen Vorbau, der eine Art von Halle bildet; auf der Hinterseite befindet sich ein größerer Anbau, und dieser wird als Scheune benutzt. Zu dem Ganzen führt nur eine einzige Thür; durch diese tritt man in die sogenannte Halle und sieht dann eine alte Handmühle (Quere), dergleichen als Kuriositäten in unseren Museen aufbewahrt werden. Dort oben ist sie noch ein Geräth, das man im Gebrauch hat. Gegenüber befindet sich der Stall für Kühe und Kälber. Wer aus der Vorhalle zum Hauptgebäude geht, muß über die Düngerstätte (Byre), und im Sommer, wenn das Feld bestellt ist, hat er einen Tritt hinabzusteigen, während er im Frühjahr aufwärts zu steigen sich genöthigt sieht. Denn das Vieh wird zur Winterzeit nur bei gutem Wetter, also selten, hinausgetrieben und so sammelt sich der Dünger hoch an. Er wird aber nur ein einziges Mal im ganzen Jahre fortgeschafft.

Das Haus ist immer mit Torfqualm erfüllt; dieser und der Ruß wirken als Mittel gegen die Fäulniß, und ohne beide wäre es unmöglich, daß Menschen fast unablässig in unmittelbarer Nähe eines Düngerhaufens und sich zersetzender thierischer und Pflanzenstoffe gesund bleiben könnten. Auch wäre der üble Geruch ohne den Torfqualm unerträglich; kein Mensch würde sich an denselben gewöhnen können. Im Winter hat es seine Schwierigkeiten, aus dem Vorhause nach dem Block zu gelangen, denn die Kühe sind dann unbändig, weil sie oft lange Zeit nicht hinauskommen, und in allen Räumen herrscht ein Halbdunkel.

Am andern Ende des Hauptgebäudes leben die, wie Dr. Mitchell sich ausdrückt, „menschlichen Thiere", das „menschliche Vieh", aber ohne durch irgend welche Schranke von dem thierischen Vieh geschieden zu sein, denn eine Reihe lose nebeneinander gelegter Steine kann doch nicht als Abgrenzung betrachtet werden. Der Mann von Lewis hält darauf, daß die Kühe das Feuer brennen sehen; das mache den Thieren Vergnügen und trage zur Wärme bei. Ueber der Feuerstelle sind die Balken mit Ruß überzogen; von denselben hängt eine Kette herab und an dieser befindet sich ein eiserner Topf.

Neben der einen Seite des Herdes liegt ein Brett auf zwei Lagen von Rasen oder großen Steinen und dort sitzen die Männer des Haushaltes, aber manchmal fehlt das Brett und die Bank ist weiter nichts als trockener Rasen. Hinter ihr liegt der zum nächsten Bedarf erforderliche Torf. Auf der andern Seite steht ein dreibeiniger Schemel für die Frau; Kinder und Hunde kauern neben der Feuerstelle in der warmen Asche. Neben dem Schemel der Frau, welche ihren Rücken den Kühen zuwendet, befindet sich in manchen, aber nicht in allen Häusern eine Art von Bört oder Gestims, auf welchem Teller und Schüsseln stehen, falls dergleichen vorhanden sind. Unter demselben sieht man ein Spinnrad und einige Töpfe.

Dr. Mitchell hat bei den Crofters nicht einen einzigen Tisch gesehen, und Stühle nur in äußerst seltenen Fällen. Theelöffel, Theekessel und verzinnte Eisengefäße sind nicht minder selten. Von Steingut und Töpfergeschirr hat man weiter nichts als einige Schüsseln und Becken der gröbsten Art, und in dem Kirchspiele Barvas sah in einem Theile von Uig fehlen sogar diese. Die Leute dort verfertigen sich ihr Topfgeschirr selber; es ist aber so unvollkommen, daß man es mit den Aschenurnen vergleichen kann, die vor ein paar tausend Jahren vergraben wurden. Das Verfahren geschieht, indem man beim Brennen saure Milch in den weißglühenden Topf schüttet; aber das ist eine sehr rohe Art des Verfahrens; das Geschirr kann nie ordentlich gereinigt werden, alle Milch, welche man darin aufbewahrt, wird sauer.

An einem andern Ende des Gemachs, falls dieser Ausdruck erlaubt ist, befindet sich die Schlafstätte. Von Bettstellen ist keine Rede; sie würden zu viel Holz und zu viel Geschicklichkeit bei der Arbeit in Anspruch nehmen. So sieht man denn vier Pfosten mit Sperrhölzern an der Seite, einem hölzernen Boden, und mit Stroh gefüllt. Dieses ist aber so werthvoll, daß es nur selten gewechselt wird. Die zwei oberen Pfosten reichen oft bis an die Dachsparren und sind an ihnen befestigt. Auf diesen ruht ein inneres Dach, weil das äußere nicht wasserdicht ist. In diesem Bette schlafen Alle ohne Unterschied des Geschlechts beisammen; denn es ist überhaupt nur eins vorhanden, wenn die Familie nicht gerade viele Mitglieder zählt.

Sonntagskleider und allerlei Sachen, die man für werthvoll hält, liegen in einem Kasten.

Das Haus besteht aus rauhen, unbehauenen Steinen; die Mauern sind fünf bis sechs Fuß dick; der Raum zwischen der äußern und innern Steinlage ist mit Torf ausgefüllt. Die Dachkalken ragen nicht über die Mauer hinaus, sondern endigen am innern Rande, so daß das Regenwasser nicht nach Außen, sondern nach Innen fällt. So sind denn die Mauerwände allezeit feucht und obendrein höchstens drei Ellen hoch; wer durch die Thür geht, muß sich bücken. Oben auf der Mauer läuft nicht selten rund um das Dach herum ein Fußpfad, der von Schafen, Hühnern, Kindern und Hunden fleißig benutzt wird. Mitchell mußte einmal, um zu einem benachbarten Orte zu gelangen, über ein Haus hinweggehen; Treppenstufen führten hinauf und hinab. Die Dachkalken oder Sparren sind übrigens weiter nichts als Baumzweige, welche man mit Stricken oder Strohseilen zusammengebunden hat.

Das Dach selbst besteht aus lose aufgelegtem Stroh; zur Befestigung desselben dienen Seile, die man aus Haidekraut windet und am Ende mit Steinen beschwert. Alljährlich wird solch ein Dach abgenommen, weil es ganz mit Ruß durchzogen ist; es gilt aber für ein sehr kräftiges Düngungsmittel, deshalb hat es auch sein Loch für den Abzug des Rauches, und man legt das Stroh recht dick auf, und zwar derart, daß das Dach halbrund wird. So ist denn, wie schon bemerkt, das Innere des Hauses immer mit dichtem Torfqualm erfüllt, und wer nicht an denselben gewöhnt ist, kann ihn nicht ertragen, denn er greift die Augen an. Was von Rauch etwa nach Außen dringt, lagert sich über das Dach, und das ganze Haus sieht genau so aus wie ein Düngerhaufen bei heißem, nassem Wetter. Bei den Crofters scheint das Dach überhaupt nicht da zu sein, um den Hausbewohnern Schutz gegen Kälte und Nässe zu gewähren, sondern lediglich zur Düngerversertigung. Nach starkem Regen läuft das Wasser durch; es ist ganz schwarz, und deshalb ist denn auch im Innern Alles schwarz und schmutzig.

Wenn im Frühjahre das Dach entfernt wird, ist die Hälfte der Bevölkerung buchstäblich ohne Obdach und befindet sich dann, weil gewöhnlich kaltes Wetter ist, in einer sehr unbehaglichen Lage. Nur äußerst wenige Häuser haben Fenster; etwas Licht kommt durch die Thür und zwei kleine Seitenlöcher oben an der Mauer, sodann

Digitized by Google

auch durch die Spalten in der Wand. Diese Menschen leben beinahe in Dunkelheit, und es ist eigentlich für ihre ganze Weise und ihr Treiben gut, daß sie im Finstern bleiben. Hätten sie Fenster, so würde doch einige Scheidung der Geschlechter von einander nöthig werden, das müßte aber gerade zu revolutionär auf ihr Denken und Handeln einwirken. Aus Schmutz machen sie sich gar nichts. Blödsinnige Leute läßt man fast ohne jede Bekleidung beim Vieh liegen und pflegelt sie, denn das thun ihnen gut. Neun Zehntel stehen außerhalb der britischen Civilisation, sprechen nur Gälisch und verstehen kein Wort Englisch. Sie sind unglaublich weit zurück. Ich kannte einen Mann, der nicht wußte, wie viel Pence auf den Schilling gehen; er wußte nichts vom Christenthume, konnte nicht lesen und kommunicirte nicht. Er war aber nicht etwa ein Idiot, sondern verbeckerhet, ein Crofter, zahlte Steuern und hatte leibliches Einkommen. —

Und bei solchen barbarischen Zuständen zu Hause zahlen die „Frommen" in England jährlich Hunderttausende für Missionäre — in Afrika und der Südsee!

Ein Steppenbild aus Daurien.

Nach Gustav Radde.

Die daurische Hochsteppe und ihre geographische Lage. — Der Tarei Nor. — Thierleben — Bodenbildung und Pflanzenwuchs — Mongolen. — Die Steppenfauna. —

Der ausgezeichnete junge Reisende, welchen unsere Leser kennen gelernt haben, erforschte auf seinen nordasiatischen Wanderungen im Jahre 1856 eine weite Strecke an der sibirisch-chinesischen Grenze, östlich vom Apfelgebirge und westlich vom Chingan gebirge, also die Region am Nordostende der hohen Gobi, welche als das russische Daurien bezeichnet wird.

Diese daurischen Hochsteppen sind nicht etwa baum- und buschlose, wasserarme Flächen, sondern weit mehr ein von vielen nackten Gebirgen durchsetztes Hochland, dessen Thäler und flachere Senkungen da, wo sie stark salzdurchtränkt sind, ausschließlich die Pflanzenfamilie der Chenopodiaceen ernähren, bald die syrischen Zuflüsse kleiner Quellen und Schnee- und Regenwasser aufnehmen, und unzählige flache und trübe Schlamm-Seen bilden, die in günstigen Fällen nur schlechtes Brakwasser enthalten, zumeist aber mit stark gesättigter Salz- und Soda-Soole gefüllt sind. Uebrigens kann man die daurische Landschaft an der mongolischen Grenze schon deshalb nicht mit den südosteuropäischen Tiefsteppen vergleichen, weil sie hoch liegt und ganz andere topographische Verhältnisse darbietet. Ein großer Theil dieser öden Region scheint, gleich der südlicher gelegenen Gobi, so weit diese bewohnbar ist, von der Natur den Nomadenvölkern vorbehalten zu sein. Denn sie gestattet den Anbau von Getreide nicht, und der wilde Mongole durchjagt sie heute, wie in früheren Jahrhunderten, auf flüchtigem Rosse.

Die Grenzsteppen Dauriens nehmen einen schmalen Streifen zwischen 130½° und 137° O. L. von Ferro ein, haben die Hauptausdehnung von Westen nach Osten und werden theilweise vom 50.° N. Br. durchschnitten und vom Onon durchflossen, in dessen Nähe sich dichte, kraftige Kiefernwälder ausdehnen. Das ganze Gebiet nimmt einen Flächenraum von etwa 830 geographischen Geviertmeilen ein und hat an seinen niedrigsten Punkten (Nuluiftuai am Barun-Tarei) 2200 Fuß absolute Höhe, an seinen höchsten etwa 3000 englische Fuß. Es wird in verschiedenen Richtungen von zahlreichen Höhenzügen durchsetzt, zwischen welchen breite Thäler mit salzigem Boden sich hindehnen. Im Allgemeinen hat es großen Mangel an gutem Wasser und äußerst trockene Luft. Auf einigen Süßwasserstümpfen fand Radde noch Ende Juni fußdicke Eismassen. In Daurien verbieten die rauhen, schneearmen Winter den Anbau von Wintergetreide, die frühen Herbstfröste schaden den Gemüsen; man hat nur Sommergetreide und Buchweizen, die aber, bei Mangel an Regen im Mai und Juni, häufig verdorren. Kommt einmal, was nicht häufig eintrifft, ein schneereicher Winter, dann werden die Heerden durch Mangel an Futter fast gänzlich aufgerieben.

Radde wählte zum Mittelpunkte seiner Ausflüge den großen Tarei Nor. Mit diesem Namen werden zwei Seen bezeichnet; am Nordostufer des größern liegt die Grenzwacht Kuluftuai, in der Nähe von gebrbewachsenen Süßwasserwerästen. Die flacheren Umgebungen der Tarei-Seen sind, da wo ihr Boden nicht mehr von Salz durchdrungen ist, mit unzähligen Hügeln bedeckt. Diese bilden eine Eigenthümlichkeit der Grenzsteppen und sie verdanken ihr Dasein den gesellschaftlich lebenden Murmelthieren. Aber wo sandiger Boden ist, fehlen diese Thiere, weil in ihm ihre Höhlen einstürzen. Von allen Erhöhungen der Steppe, welche ihre Bildung einzelnen Arten von Raub- oder industriellen Nagethieren, oder auch gesellschaftlich lebenden Pflanzen verdanken, sind die Baue der Mauseltherre am größten und am regelmäßigsten.

Die Dachsbaue sind in den Steppen nie in solchem Umfang und von solcher Größe zu finden wie in den Laubwäldern Europas; dagegen sind die unregegabenen Steeden der Pfeifhasen, Lagomys Ogotona, im Verhältniß zu ihren kleinen Bewohnern oft sehr umfangreich, nur sanft erhöht, aber von vielen unregelmäßigen Gängen durchzogen, deren Mündungen im Winter unter dem Schnee 15 bis 20 Klaftern weit in allerlei Krümmungen fortgesetzt werden und zuletzt in einzelnen Laufsteeden endigen. Einzelne Arvicola Arten, namentlich die Obi-Maus der Mongolen, sind durch ihre gesellschaftlichen Wanderungen und ihre große Menge von Wichtigkeit; sie unterwühlen insbesondere die sandigen Gegenden dergestalt, daß daraus Gefahr für die schnellen Pferde entsteht, welche beim Lauf an solchen Stellen durchbrechen und sich beschädigen.

Sichtbaere sind überall da, wo leichter Flugsand auftritt, die durch Pflanzen hervorgebrachten Veränderungen auf der Oberfläche des Bodens. Dort sieht man dornige Caraganen-Gebüsche, welche mit ihren gewundenen, holzigen Wurzeln ein festerschlungenes Netz bilden, in welchen der lose Sand haftet. Aber im Frühjahr und Herbst treiben die Stürme immer neue Sandwolken hervor, verschütten nicht selten Gestrüuche, öden aber dieselben nicht; im Gegentheil, gerade solche wachsen im nächsten Frühjahr um so kräftiger. So bilden sich vereinzelte Hügel von 3 bis 5 Fuß Höhe; sie sind stets gesellschaftlich zu finden und lassen zwischen sich viele, unregelmäßige Gräben, in welchen der Sand durch den Wind eine seingewellte Oberfläche erhält. Auch die hervorkriechenden Wurzelfüßse einer Irisart, welche den Salzgründen der Steppen eigenthümlich ist und gesellschaftlich vorkommt, bildet nach und nach im Boden kleine, sehr feste Hügel.

Der Einförmigkeit der Bodenbildung entspricht das massenhafte Vorkommen weniger Thier- und Pflanzenformen; auch in Daurien bewährt sich das allgemein gültige Steppengesetz: Armuth an Arten, aber Reichthum an Individuen.

Digitized by Google

In der kalten und gemäßigten Zone ist überall der Winter die Zeit anscheinender Ruhe in der Natur, und wir fühlen dann in ihr mehr das Oede, Verlassene und Todte. Aber in den Steppen wird jenes Gefühl noch um ein Bedeutendes gesteigert, namentlich wenn wir zum ersten Male hinaustreten in die erst vom weiten Horizonte begrenzten Gebiete, an deren nordöstlicher Seite graue Schneewolken lasten. Nur in der Nähe der frei daliegenden Grenzwacht (Ausluftai) gewahren wir einiges Leben. Auch hier fliegen Schaaren von Sperlingen von Hof zu Hof, oder auf die benachbarten Felder, die sich noch im Herbste mit struppigen Salzkräutern fußhoch bedeckten und deren Samen die Spatzen eifrig suchen. Ab und an zieht auch ein Rabenpaar über die Ansiedelung, seinen krächzenden Ruf häufig wiederholend und aufmerksam die Gehöfte musternd, um Aehricht zu entdecken. Außer diesen beiden Vögeln finden wir zur Tageszeit in der Nähe des Dorfes keine anderen, es sei denn, es hätten sich einige kleine Banden der Schneeammer hierher verirrt und zu den Sperlingen gesellt, oder daß die Berglerche (Alauda alpestris) auf kurze Zeit von den Salzgründen des Tarei zu den Wohnungen gekommen wäre.

Die Straße des Dorfes ist menschenleer, die Fenster der Gebäude sind klein und verschlossen, die Hunde auf dem Hofe liegen im innersten Winkel einer windgeschützten Ecke und die Hühner leben schon seit dem Herbst im Zimmer unter dem Ofen. Alles sucht in dieser Einöde Schutz gegen Kälte und Wind. Am Himmel häufen sich die schweren Schneewolken mehr und mehr und ziehen langsam herau. Nur der Mongole, welcher von seiner Geburt an den rauhen Elementen ausgesetzt war, fürchtet sie nicht. Er legt seinen weitärmeligen Pelz an und besteigt seinen besten Freund, das Pferd, mit welchem er dermaßen verbrüdert ist, daß er sich Menschen ohne Roß nicht gut vorstellen kann. Ihm ist die Steppe und ihr Himmel nicht fremd, er kennt in seinem Gebiete jeden Stein, jede Erdöhnung, jeden Quell und hat sie alle benannt; er weiß die Witterung mit großer Genauigkeit vorauszusagen und trifft demgemäß die nöthigen Vorkehrungen für seine Heerden. Es wird schlechtes Wetter geben; also muß man die Heerden heimtreiben; der Wind wird toben und den Schnee vor sich hertreiben. Dann ist die Steppe furchtbar und für Menschen wie Thiere ein Land des Todes und Verderbens.

Mit gewaltiger Kraft saust der erste Windstoß aus Nordwest heran und jagt den wenigen Schnee in seinem Gefolge vor sich her. Der Himmel bedeckt sich mehr und mehr; die Sonne blickt als matte Scheibe durch die schneeerfüllte Luft, immer stärker und heftiger wird der Sturm, bis zuletzt für das Auge alle Entfernung verschwindet und man nur noch die nächste Umgebung erkennt. Die Kälte ist empfindlich, aber weit empfindlicher sind die feinen, immer eingeln schwebenden Schneekrystalle, welche die Haut schneidend berühren. Flocken fallen in der Steppe nicht, sondern auch bei geringerer Kälte einzelne Krystallkörnchen, denn der Dunstkreis ist arm an Wassergehalt.

Nun hat der Hirte sorgenvolle Zeit, denn seine Habe schwebt in der größten Gefahr. Eilig treibt er die Heerden gegen den Wind nach Hause und es ist ein Glück, wenn sie noch rechtzeitig die eingezäunten Gehöfte erreichen. Denn nicht selten halten die Schneestürme zwölf Stunden an, manchmal aber auch zwei oder drei Mal so lange. Das zahme Vieh widersteht ihnen nicht, es geht gleich mit Anbeginn des Unwetters mit dem Wind, und je stärker dieser wird, um so rascher laufen die Heerden und nichts vermag sie dann in ihrer Flucht aufzuhalten. Besonders die Schafe leiden und gehen, bei mangelhafter Führung, heerdenweise verloren. In enggedrängten Haufen, den Kopf gesenkt, laufen sie vor dem Winde, ohne darauf zu achten, wohin derselbe sie treibe, sei es zu schneegefüllten Klüften oder, im ersten Winter, in die jetzt noch nicht gefrorenen Schlammlachen der Salzufer, sei es endlich an den Rand jäher Abstürze, wo sie dann hinabfallen und umkommen. Ebenso rennen die Pferde in gestrecktem Galopp mit gehobenem Schweif und fliegender Mähne vor dem Wetter, trennen sich von einander und manche finden, wenn der Sturm anhält, den Tod. Von den wilden Thieren sind an solchen Tagen manche sehr lebhaft, andere aber legen sich schlafen und der größte Theil führt um diese Zeit ein unterirdisches Leben. Sie haben sich tiefer, als die Kälte den Boden gefriegen läßt, in lorsglam bereitete Heuhetten gelagert, wo in lethargischer Betäubung der lange Winter verlebt wird. Aber alljährlich erfolgt im Frühjahre, wenn die Sonne höher steigt, zugleich mit der erwachenden Vegetation auch eine allgemeine Auferstehung der Winterschläfer.

Während die Antilopen, welche im Herbst auf ihren Wanderungen nach Norden oft in ungeheuren Schaaren aus der Mongolei nach Daurien herüberkommen, während der Steppenwetter sehr lebhaft sind und unablässig umherschweifen, legt sich der Wolf in enger Felsschlucht zur Ruhe und soll gerade beim stärksten Sturm am festesten schlafen.

Aber das Wetter hält an. Es neigt sich die Sonne und immer noch wüthet der wilde Nord. Die Raben fliegen zur Nachtruhe an die Sammelplätze, und die Sperlinge haben Schutz unter den Dächern der Wohnungen gefunden. Die Schneewolken ziehen in gleicher Richtung mit dem Winde; nur da, wo sie auf ihrem Wege an größere Steine und die dichtgestellten Blätter der Iris stoßen, prallen sie zurück, und der Schnee häuft sich am Fuße des Hindernisses an; die flachen, ebenen Stellen werden rein gefegt, und so kommt es, daß nach tagelangem, freilich nur geringem Schneefalle dennoch die ganze Gegend nur einzelne Schneespuren zeigt, aber im Ganzen die derbstliche Physiognomie behält. Wo aber blieb der gefallene Schnee? Er begrub in engen Felsschluchten die verunglückten Hausthiere, deren Gebeine man dort bleichen sieht, wenn im Frühlinge die Schneewasser abgeflossen sind.

Ueber dieses Bild frei wölbender Naturkräfte und Zerstörungen lagert sich dunkle Nacht. Sturm saust durch die Fugen der Holzwohnungen, er reißt die Dachdeckung herunter, er droht jeden Augenblick die Filzjurte der Nomaden umzuwerfen. In ihr erlöschte die letzte Glut der dürftigen Steppenbrennzeug. In seine Pelze gehüllt schnarcht der Mongole, und die bebenden Melodien solcher krampfhaften Wetterkämpfe sind das Wiegenlied des Säuglings; sie prägen ihm schon frühzeitig den Begriff erzürnter Geister in die Seele.

Aber jetzt, im Dunkel der Nacht, wenn kein Stern am schwarzbedeckten Himmel scheint, ist die Steppe nicht so todt als am Tage. Die Wölfe rotten sich, sie heulen, sie wandern zu den bekannten Stellen, um zu rauben, sie nahen sich dem Dorf, um selbst die Einzäunungen zu durchbrechen. Augenblicklich schlagen die wachsamen mongolischen Hunde an, verfolgen ihre natürlichen Feinde und treiben sie in die Flucht.

Alles wird wieder ruhig, man hört nur das hohle Pfeifen des Sturmes. Die dreisten Räuber jedoch versuchen aufs Neue einen zweiten und dritten Anfall in derselben Nacht; endlich aber werden sie der vergeblichen Anstrengung müde, ziehen davon und müssen bis zum Tage warten, um sich, von Hunger getrieben, mit den kleinen Pfeifhasen zu begnügen.

Außer den Wölfen treiben Füchse und besonders die Korsak-Füchse ihre Verfolgungen nur bei Nacht; sie fangen die Wühlmäuse und besonders die Ogotonen, und gerathen dabei nicht selten in die ihnen gestellten „Schwanenhälse", deren Köder sie lockt. Auch der Wolf, viel witziger als sein kleinerer Bruder, der Korsak, läßt sich häufig betören und kommt diesen Fangeisen zu nahe. Es sieht das Fleisch, es ist hungrig, er ahnt nichts Gutes. Dennoch angelt er die Oeffnung in immer kleineren Kreisen, tastet in der Nähe des verdeckten Eisens, und sobald er nur wirklich eine Spur davon gewahr wird, tritt er hinweg, der Köder bleibt des Menschen spottend. Anders der gefräßige Korsak; er geht gerade darauf los und beim ersten Male sitzt er fest.

Die Morgenstunde naht. Wolf und Fuchs suchen die Schlupfen, um sich in ihnen zu betten, der Korsak sieht in verlassene

Digitized by Google

Höhlen der Murmelthiere; seine Spur, stellenweise auf dem von Schnee entblößten Boden unkenntlich, läßt er auf anderen frisch bedeckten Stellen zurück.

Nach und nach ermattet der Sturm. Tröstend, aus dem Osten heraufziehend, bestrahlt die Sonne jene einsamen Gebiete, ein lichtes Blau bildet den Himmel und die dünne, reine Bergluft läßt den Strahlen größere Macht. Auf das Unwetter folgt ein ruhiger, erquickender Wintertag. Die Heerden werden freigelassen. Sie suchen das kümmerliche Futter und scharren es an den verschneiten Hügeln hervor. Der Mensch aber begiebt sich auf die Jagd, weil die frischen Spuren der nächtlichen Wanderer ihn dazu einladen.

Sie fällt günstig aus und nimmt den ganzen Tag in Anspruch. Nun, da dieser sich neigt, flammt der westliche Horizont des Tarei im Abendroth; die dem Zenith näheren Schichtwolken sind schon grau und nur purpurn umrandet. Mit sanftem Fluge hebt sich von ihrem Aufenthaltsort am verschneiten Irrbühgel die Schnee-Eule und zieht zur hohen Steppe, um die Pfeifhasen zu belauschen. Am dunkeln Himmel strahlen später die Gestirne, und ihr Glanz erscheint, der dünnern Luft wegen, weit lebhafter als in tiefer gelegenen Ländern.

Biederum wachen jetzt die Länder der Steppe und beginnen ihre nächtlichen Wanderungen. Die Luft ist ruhig und nichts stört den Frieden. Nur ab und zu verminnt man das Geschrei des Korsaks, welches mit jenem kleiner Kinder Aehnlichkeit hat. Aus ihrem Verstecke schleicht die Manulatze; sie nimmt den Weg gern den Schluchten entlang, um eine Bande schlafender Feldhühner zu überraschen. Der Altis stellt den Mäusen auf freiem Felde nach.

Erst im Frühjahre, wenn die belebende Sonne größere Macht gewinnt, ändert sich der Anblick der erdarmen Hochsteppe nach und nach, und in die Gebiete des Tarei ziehen unzählige Bewohner aus südlicheren Breiten, während zu gleicher Zeit aus dem heimatlichen Boden die Winterschläfer nach halbjähriger Ruhe auferstehen.

Mac Kinlay's Entdeckungsreisen in Australien.

Wir haben im Globus die Ergebnisse dieser Reisen, gleich nachdem dieselben in Europa bekannt wurden, mitgetheilt, und den wichtigen Gegenstand mehrfach berührt. Jetzt verdanken wir freundlicher Mittheilung aus Bremen eine Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania“ (vom 22. Januar 1863). Sie enthält eingehende Berichte sowohl über Mac Kinlay's als über Stuart's Wanderungen, aus der deutschen Südaustralischen Zeitung (vom 9. Januar), welche zu Adelaide erscheint. Dort war vor Kurzem das 48 Seiten enthaltende Tagebuch Mac Kinlay's erschienen; das Nachstehende ist ein Auszug aus demselben.

Mac Kinlay's Zug von Adelaide bis an den Golf von Carpentaria.

Mac Kinlay, welcher im Jahre 1861 von der südaustralischen Regierung zur Aufsuchung der victorianischen Entdeckungsreisenden (Burke rc.) ausgesandt wurde, verließ Adelaide mit einem Transport von Kameelen (die zu diesem Zweck aus dem Royal-Park bei Melbourne nach Adelaide gebracht worden waren) und Pferden, einem Ochsenkarren, einer Heerde Schafe und den nöthigen Mannschaften, und erreichte Manuwaltaninna, die äußerste Viehstation im Norden, am 26. September 1861. Das trockene Becken des Torrens-Sees wurde an einer günstigen Stelle, wo weder rechts noch links eine Spur von Wasser sichtbar, passirt und die Reise über wasserlose Ebenen und Sanddünen, deren Ueberschreitung äußerst mühsam war, bis zum Buchanan-See fortgesetzt, wo Mac Kinlay am 1. Oktober sein erstes Depot bildete. Mehrere von seinen Leuten waren bereits bedenklich erkrankt, so daß hier eine längere Rast nöthig wurde, wozu sich dieser Platz in Folge der üppigen Weide und des Ueberflusses an Wasservogelflügel vorzüglich eignete. Von dem Depot aus machte Mac Kinlay mehrere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen und entdeckte viele Wasserlachen, Seen und ausgedehnte Strecken üppiger Weide.

Ueberall hatte er Ursache über die kräftige Entwickelung der sehr zahlreichen eingeborenen Bevölkerung zu staunen. Die Schwarzen belästigten ihn übrigens wenig und zeigten sich mit geringen Ausnahmen freundlich und zuvorkommend. Dafür wurden sie von Mac Kinlay mit Angelhaken, Glasperlen und anderen Kleinigkeiten beschenkt, deren Werth sie wohl zu schätzen schienen. An einer Stelle war dem Reisenden eine Axt entwendet worden. Der Dieb hatte sich aus dem Staube gemacht und wurde von seinen Kameraden nicht verrathen. Gegen Abend bemerkte Mac Kinlay unter den Schwarzen, die das Lager umringten, einen alten Mann, der seinen kranken Sohn, ein Kind von 8 bis 10 Jahren, auf dem Arme trug. Der Anblick rührte ihn und er gab dem Kranken etwas Brod, Fleisch und Thee. Gegen Mitternacht, als Alle in einem tiefen Schlafe lagen, wurde Mac Kinlay durch die Stimme eines Eingeborenen, der sich, ganz gegen ihre Gewohnheit, allein an das Lager hingewagt hatte, geweckt und erstaunte nicht wenig, als er sah, daß es der Alte war, welcher unter dem Schutze der Dunkelheit gekommen war, um die von seinen Landsleuten entwendete Axt wieder zu bringen. Am nächsten Morgen wurde er zum Lohne seiner Ehrlichkeit mit einem Beile beschenkt, was ihm sehr erfreute. Anders benahm sich ein Stamm in der Nähe des Sees Kadbi Bäri, wohin der Reisende in Folge eines Gerüchts, daß sich dort Weiße aufhielten, einen Ausflug unternahm. Diese Leute machten auf Mac Kinlay und seine Begleiter, unter Anführung eines Häuptlings, der an seinem Körper die Spuren früher empfangener Schußwunden trug, einen förmlichen Angriff und konnten nur durch Flintenschüsse vertrieben werden. Hier fand man zwei Gräber mit menschlichen Ueberresten nebst anderen Spuren der Anwesenheit von Europäern. Mac Kinlay verfiel deshalb in den sehr natürlichen Irrthum, daß Burke und seine Gefährten von den Schwarzen hier ermordet worden seien, bis er durch den Empfang von Zeitungsnachrichten und den Anblick der Leichen von Burke und Wills am Cooper's Creek vom Gegentheil überzeugt wurde.

Nach seiner Rückkehr zum Depot schickte er einen Theil der Mannschaft nach Blanchewater zurück, um weitere Vorräthe, deren er bereits sehr bedürftig, nachzuholen. Während der Zeit von ungefähr drei Wochen, die bis zur Rückkunft verstrichen, machte Mac Kinlay, obschon er sehr an Durchfall und Gliederschmerzen litt, mehrere erfolglose Versuche, einen praktikabeln Weg nach Cooper's Creek zu finden. Die Witterung war jetzt unerträglich heiß, die Fliegen und Mücken waren eine schreckliche Plage, und obschon fortwährend Regen drohte, wollte es doch immer nicht zum Niederschlag kommen. Das Last- und Zugvieh, um sich vor den Fliegen zu schützen, brachte den größten Theil des Tages bis an die Ohren im Wasser zu. Die Unzuver-

Digitized by Google

lässigkeit der Eingeborenen, welche man als Führer geworben hatte und die nach ein Paar Tagen Aufenthalt gewöhnlich wieder fortliefen, veranlasste der Expedition manche Unannehmlichkeit.

Am 29. November lehrte die nach Blanchewater gesandte Abtheilung zurück und Mac Kinlay erfuhr nun durch Zeitungen das Schicksal Derjenigen, denen er Hülfe zu bringen bestimmt gewesen war. Trotzdem führte er seine erste Absicht aus und machte mit einem Theile der Mannschaft forcirte Märsche nach Cooper's Creek, wo er die Gräber der victorianischen Reisenden in Augenschein nahm. Auf diesem Ausflug entdeckte er einen neuen wilden Obstbaum, von dem er Kerne sammelte. Am 17. December verliessen die vereinigten Abtheilungen das Depot am Buchanan-See und gelangten nach mehreren Behinderungen nach dem Mulinuhurrana-See, wo zwar Wassergeflügel und grünes Gras in Menge, aber kein Schatten gegen die unerträgliche Sonnenhitze zu finden war. Nach eintägigem Aufenthalt, um die Schafherde, die zurückgeblieben war, nachkommen zu lassen, zog man weiter nach dem herrlichen See Kanbuganannı, der kreisförmig ist und 3 Meilen im Durchmesser hat. Die Umgegend ist von der üppigsten Fruchtbarkeit und wimmelt von Wassergeflügel und anderm Wild, aber auch von Eingeborenen, welche Mac Kinlay für die kräftigste einheimische Rasse hält, die er irgendwo in Australien angetroffen.

Hier wurde das Weihnachtsfest durch einen Rasttag gefeiert. Am 28. wurde in der Nähe eines grossen Sees, Watti Widjule genannt, ein zweites Depot gebildet, während Mac Kinlay mit einer leicht berittenen Abtheilung die Gegend in östlicher Richtung durchstreifte und auf diesem Zuge eine von unzähligen Seen durchschnittene Gegend, von Wasservögeln aller Art und vielen Schwarzen grosser Statur bevölkert, entdeckte. Zwei von diesen Seen, welche durch einen engen Kanal mit einander verbunden sind, benannte Mac Kinlay nach dem frühern Gouverneur von Südaustralien und dessen Gemahlin. In diesen Gewässern wimmelte es von grossen und schmackhaften Fischen. Muscheln und Krebsen, und wo ein Wasserbecken in Folge der langen Dürre ganz ausgetrocknet war, fanden sich zahlreiche Ueberreste derselben vor. Mehr gegen Osten wurde jedoch die Ausbeute weniger günstig; die Gegend änderte vollständig ihren Charakter und ging in todte, von Sandhügeln durchzogene Ebenen über, so dass Mac Kinlay wegen Wassermangels nicht weiter als bis zum 141.° östl. Länge in dieser Richtung vorzudringen vermochte. Die Hitze wurde jetzt ausserordentlich lästig und Mac Kinlay, der sein Depot nach den Zwillings-Seen Blanche und Sir Richard verlegt hatte, fehnte sich nach kühler Witterung, um weiter nach Norden vordringen zu können, da ein grosser Theil der Gesellschaft in Folge irgend einer unbekannten Eigenschaft des Wassers ernstlich erkrankt war.

Endlich rüstete man sich am 18. Januar 1862 zum Aufbruch und ging nach einem Creek, der sich in den Hodgkinson-See ergießt, zurück, von wo aus Mac Kinlay einen erfolglosen Ausflug in nördlicher Richtung machte, während die Kranken sich erholten und zur Weiterreise, sobald es regnen würde, rüsteten. Endlich am 7. und 8. Februar kam der erwünschte Regen und machte den Aufbruch möglich. Der Weg führte in nordöstlicher Richtung über Steinwüsten, lehmige Ebenen und wellige Sandhügel nach einem grossen Creek, Thumatbuganie genannt, in welchem am vierten Tage Spuren des verunglückten Burke, nämlich das Skelett eines Pferdes nebst Sattel, gefunden wurden. Hier verlor Mac Kinlay zwei seiner besten Ochsen in Folge der Sonnenhitze, welche durch die gewitterschwüle, feuchte Luft noch gesteigert worden war, und er erkrankte selber an einem heftigen Athmanfall, der ihn jedoch nicht verhinderte, seine Reise am 18. fortzusetzen. Zum grossen Bedauern mußte, da der Boden vom Regen sehr durchweicht war, der Ochsenkarren zurückgelassen und die Zugochsen mußten mit der Ladung desselben bepackt werden, was einige Schwierigkeit verursachte. Der Zug ging mit vielen Unterbrechungen in kurzen Tagereisen das Flußthal hinauf, bis am 1. März der Creek, welcher in Folge anhaltenden Regens schon während der ganzen Woche merklich gestiegen war, plötzlich über seine Ufer trat und das ganze Flußgebiet überschwemmte, so daß die Gesellschaft in größter Gefahr war zu ertrinken. Das auf einem kleinen Hügel aufgeschlagene Lager, in welchem Menschen und Vieh auf einem ganz engen Raume zusammengedrängt waren, drohte mit jedem Augenblicke von den reißenden Fluten verschlungen zu werden, und nur mit äußerster Noth gelang es, Thiere und Menschen durch etwa 5 Fuß tiefes Wasser auf festen Grund und Boden der Sandhügel zu bringen, wo die Flut sie nicht erreichen konnte und reichliches Futter für die Lastthiere und Schafe sich vorfand. Die Kameele waren hier von großem Nutzen, da sie das Mittel boten, die Lebensmittel und andere der Beschädigung ausgesetzte Gegenstände ohne Schaden durch die Ueberschwemmung zu transportiren. Von den Anhöhen bot der ganze westliche Horizont den unbeschreiblichen Anblick eines endlosen Binnenmeeres; nur einzelne Sandhügel und Baumkronen ragten aus der Ueberschwemmung empor, die im Westen, Norden und Südosten nach allen Richtungen sich ausbreitete. Die reichliche Nässe lockte jetzt Myriaden von Wassergeflügel, zum Theil ganz neuer Art, heran; auch überzogen sich die freigebenden Hügel und Tafelländer bald mit frischem Grün und unzähligen duftenden Blumen aus dem Lilliengeschlechte.

Nach einem Aufenthalte von ein paar Tagen brach die Partie wieder auf und zog in nordöstlicher Richtung weiter, fand aber zu ihrem Erstaunen, daß die Ueberschwemmung, statt abzunehmen, immer mehr an Ausdehnung gewann und sich über das ganze Terrain verbreitete, so daß man genöthigt war, sich auf die Kuppe eines steinigen Hügels zu flüchten, der gleichwohl am nächsten Morgen nur einen Fuß über das Wasser emporragte. Da jetzt an kein Vordringen nach Westen zu denken war, faßte Mac Kinlay den Entschluß, seine Schritte nach dem Golf von Carpentaria zu richten, in der Hoffnung, von dem daselbst vermutheten Dampfer der Regierung Proviant für die Rückreise empfangen zu können. Die Ueberschwemmung nöthigte ihn, viele Tage lang eine östliche Richtung einzuhalten, worauf er nach Norden einbog und bald in eine bereits, von vielen Creeks, die sämmtlich nach dem Centralpunkte der Ueberschwemmung zu fließen schienen, bewässerte Gegend gelangte, und sich an einer wahrhaft tropischen Vegetation mit vielerlei unbekannten Sträuchern und Blumen erfreuen konnte.

Die Reise bot bis zum 13. April, außer vielen bedeutenden Wasserläufen, deren Uebergang oft sehr beschwerlich war, wenig Bemerkenswerthes dar. An dem genannten Tage wurde aber der Schäfer mit seiner Heerde vermißt und erst am Abend des siebenten Tages wiedergefunden. Der arme Mensch war durch Kälte, Kummer und Schlaflosigkeit beinahe blödsinnig geworden, hatte aber Verstand genug behalten, ein Schaf zu schlachten, um sich auf diese Weise dem Hungertode zu entziehen. In dieser Gegend waren die Kängeruhs und Emus häufig, obwohl sehr scheu und unzugänglich. Indeß gelang es, einige derselben zu erlegen und so mit dem Schafsfleische besser haushalten zu können. In einem großen Creek unweit von hier fand Mac Kinlay einen ganz neuen Baum mit breiten, dunkelgrünen Blättern; auch eine der Orange ähnliche Frucht und eine Schlingpflanze mit bohnenartigem Samen.

Die Reise von dieser Stelle bis zum Leichhardt-Flusse, der am 6. Mai erreicht wurde, ging gut von Statten und zeichnete sich durch kein besonderes Abenteuer aus. Das Terrain war im Ganzen günstig, doch kamen auch zahlreiche Quarzhügel vor, welche die Anwesenheit von Gold vermuthen ließen, aber den Kameelen sehr lästig waren. Eingeborene wurden nicht in der Nähe gesehen, beschäftigten sich aber in gewisser Entfernung emsig mit dem Abbrennen des trockenen Grases und schienen von der Anwesenheit der Fremden im Uebrigen durchaus keine Notiz zu nehmen. Am Leichhardt traf man Kohlpalmen, Pandanus

Digitized by Google

und andere tropische Gewächse; in den Gewässern des Flusses, der an einer Stelle einen Fall von 60 Fuß bildet, befanden sich Schwertfische und Haye, welche die unmittelbare Nähe des Meeres ahnen ließen.

Nachdem Mac Kinlay einen guten Lagerplatz ausgesucht, durchstreifte er nun die ganze Gegend um die Mündungen des Albert- und Leichhardt-Flusses, konnte aber niemals die eigentliche Seeküste erreichen, da das Seewasser zur Zeit der Flut alle Niederungen überschwemmte. Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut betrug an den Mündungen der zahlreichen Küstenflüsse und Bäche ungefähr 7 Fuß täglich. Nachdem er sich überzeugt, daß der Dampfer „Victoria" nicht mehr an dieser Küste weile, trat Mac Kinlay den dritten und schwersten Theil seiner Reise, den Weg nach Port Denison in Queensland, an. Mehrere von den Leuten waren jetzt fieberkrank und die Kameele litten sehr an wunden Füßen und Müdigkeit. Anfangs zog man in östlicher Richtung über leichtbewaldete, von Creeks und Lagunen durchzogene Ebenen, und passirte an einer günstigen Stelle den Flinders-Fluß, wo der letzte Ochse geschlachtet wurde. Die einzige vorhandene Nahrung war jetzt etwa 230 Pfund getrocknetes Fleisch, und damit sollte der mühsame Marsch über unwegsame Gebirge nach den ferneren Stationen am obern Burdekin ausgeführt werden. Die Ebenen machten auch bald einem unwirthlichen Chaos von Felsenklippen und umgefallenen Baumstämmen, von hohen Gebirgsgräten überragt, Raum, und die unglücklichen Lastthiere vermochten kaum, sich durch das steinige Labyrinth hindurch zu winden. An Wasser war zwar kein Ueberfluß, doch bekam man durch Nachgraben im Sande stets genug; in Folge des holperigen Terrains wurden aber mehrere Pferde so erschöpft, daß sie zurückgelassen werden mußten.

Zur Reise über den verwickelten Gebirgsstock, der, aus unzähligen Felsengräten oder Kämmen bestehend, die Wasserscheide zwischen dem südlichen Ocean und dem Busen von Carpentaria bildet, gebrauchten die ermüdeten und entkräfteten Wanderer einen vollen Monat, während dessen sie noch mehrere Pferde und ein Kameel einbüßten. Sie fristeten nicht dem gedörrten Fleische dieser Thiere das Leben, da jede Spur von anderen Nahrungsmitteln längst verschwunden war. Känguruhs und Wallabies waren zwar auf den Abhängen genug vorhanden, indeß konnte man ihnen durchaus nicht beikommen, da das Wild von dem beständigen Heben der Eingeborenen, die sertwährend das Gras ringsum in Brand setzen, äußerst scheu geworden war. In den Gebirgen sah Mac Kinlay eine Menge ihm unbekannter Bäume und Sträucher, unter anderen einen Strauch mit eßbarer Frucht, von der Größe einer Pflaume, die gekocht oder gebraten sehr wohlschmeckend war.

Am 5. Juni, gegen Mittag, gelangte er in das Thal des Burdekin-Flusses, der sich in den Stillen Ocean ergießt. Hier fand man auch gleich Spuren der Anwesenheit von Europäern, Hufspuren von Pferden und in der Rinde eines Baumes eingegrabene Buchstaben. Dadurch wurde die Hoffnung der vielen Kranken wieder neu belebt, aber nur um bald noch tiefer zu sinken, als sich herausstellte, daß die Spuren wahrscheinlich sehr alt seien und das äußerste Reisejiel einer Gesellschaft nach Weite suchender Sauatter bezeichneten, indem in dem ganzen Burdekin-Thale, bis zu seiner Vereinigung mit dem Bowen-Flusse, keine einzige Station angetroffen wurde. Mac Kinlay beschreibt die Scenerie dieses Thales als von gewaltiger, fast erdrückender Erhabenheit und Pracht. Auf allen Seiten überragen steile Gebirgswände, stufenweise hinaufreichend zu unerreichbaren Gipfeln, den schmalen Saum ebenen Bodens, der sich am Flußbett entlang hinzieht. Das Wasser windet sich meist zwischen Sandbänken hindurch und verursacht durch seinen unregelmäßigen Lauf selbst Fußgängern große Hindernisse im Fortschreiten. Lastthiere können fast gar nicht entlang kommen, und für Räderfuhrwerk wird das Thal auf lange Jahre hin ganz unwegsam sein. Hieraus erklärte es sich, daß Mac Kinlay am obern Laufe des Flusses keine Stationen traf. Weiter unten wimmelte es in den Wässer von Alligatoren, die das Leben der Menschen und Pferde mehr als einmal in Gefahr brachten, da der Fluß, der steilen Thalabhänge wegen, mehrmals überschritten werden mußte. Am 30. Juli überschritt die Partie den Flußgrund und erstieg das Gebirge, um die starken Windungen, die der Burdekin in seinem mittlern Laufe macht, zu vermeiden, und gelangte dadurch in ein mehr ebenes Terrain, worauf sie sich dem Flusse wieder näherte. Am 2. August erblickte man zur Freude Aller Spuren von Vieh, und bald kamen Ochsen zu Gesicht, die von zwei Stockkeepern gehütet wurden.

Kurz darauf gelangten die Reisenden zur Station des Herrn Somers am Bowen-Flusse, wo sie sich nach ihren langen Strapazen am frischen Brode, Rindfleisch und Kartoffeln gütlich thaten, die indeß, wie Mac Kinlay erzählt, nach den erlittenen Entbehrungen eine so außerordentliche Wirkung auf die erschöpften Verdauungsorgane übten, daß Einige ernstlich krank wurden und sich erst nach mehreren Tagen wieder erholten. Von dieser Station gelangte Mac Kinlay mit einigen seiner Leute in kurzen Tagereisen nach Port Denison, wo er sich nach Sydney einschiffte. Der Rest der Gesellschaft nahm in Queensland Dienststellen an.

Baker's Expedition zur Entdeckung der Nilquellen.

Von Speke und Grant, welche von Sansibar aus in das Innere von Ostafrika eindrangen, um den Nyanza-See zu erreichen, die Nilquellen zu suchen und dann in Gondokoro am Weißen Nil mit Petherick zusammen zu treffen, haben wir seit geraumer Zeit keine Nachricht. Wir wissen noch nicht einmal, ob sie bis zum Nyanza-See gelangt sind. Die Nachricht, daß Petherick im Weißen Strom ertrunken sei, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt.

Nun ist aber eine neue Expedition unterwegs, welche der mehrfach im Globus erwähnte Baker unternimmt. Seinen Reiseplan hat er, unterm 8. November 1862, von Gharium aus in einem an den Kartographen J. Arrowsmith gerichteten Brief entwickelt. Zu demselben schreibt er Folgendes.

Ich fahre von hier am 1. December mit drei Schiffen ab und nehme eine hinreichende Anzahl von Rindvieh, vier Pferde, eben so viele Kameele, zehn Maulthiere, zehn Esel und eine Bedeckung von 15 ausgesuchten Leuten mit. Alle sind mit gezogenen Doppelgewehren bewaffnet; die Zahl meiner Schiffsbemannung beläuft sich gleichfalls auf 15 Köpfe. Sattelzeug, Lederzäcke und dergleichen mehr ist mit so großer Sorgfalt hergerichtet worden, daß ich wohl möglichst rasch werde reisen können. Die eben erwähnten Thiere sind alle ausgesucht und zwar so, daß sie sich zu den verschiedenen Arbeiten eignen: ich kann also, wo Land und Verhältnisse dem einen nicht zusagen, andere, geeignete verwenden. Ich habe überhaupt die äußerste Mühe und Sorgfalt auf alle Gegenstände der Ausrüstung verwandt und befürchte ein Mißlingen nicht.

Digitized by Google

Die Erforschung der Länder oberhalb Gondokoro ist bisher vorzugsweise durch den Mangel an gehörigen Transportmitteln verhindert worden, denn es kostet viel Geld, das Vieh von Chartum aus so weit stromauf zu schaffen. Ich werde bei der Fahrt auf dem Strome keinen Tag verlieren und nur bei den Mündungen des Sobat und des Gasal anhalten, um Beobachtungen anzustellen. Ich fahre ohne Aufenthalt bis Gondokoro und dann sogleich weiter bis zu den Kataraкten (— von Malcdo —). Bei diesen gebe ich an's Land, sende meine Fahrzeuge nach Chartum zurück und trete meine Landreise an.

Meine erste Station soll bei dem Elfenbeindepot Andrea Debono's sein, welche dem Äußersten die jetzt erreichten Punkte nahe liegt, etwa unter 3° 30' N. Br. Bei den Leuten dieses Handelsmannes hoffe ich allerlei Erkundigungen über die umliegende Region einzuziehen; dann will ich nach Süden hin vordringen und mich so nahe als möglich am Strome halten, bis ich zu dessen Quellen gelange. Das wird hoffentlich gegen Ende des März der Fall sein. Dann ist in Gondokoro Regenzeit: ich habe also seine Zeit zu verlieren und will wo möglich vor Anbeginn der Regenzeit unter dem Aequator ankommen.

Dort will ich ein mit Pfahlwerk befestigtes Lager, eine Sariba, aufschlagen; es soll während der Regenzeit mein Hauptquartier sein, von dem aus ich die Umgegend erforsche, bis ich dann, nach Eintritt der trockenen Jahreszeit, weiter vorwärts gehen kann. Mein Hauptzweck ist vor Allem darauf gerichtet, den Nyanza-See zu erreichen und Spuren vom Kapitän Speke aufzufinden. Habe ich das Glück, bis an diesen See zu gelangen, dann will ich mich nach Osten hin schlagen und weiter nach Norden hin bis zu den Quellen des Sobat zu gelangen suchen. Diese liegen im Lande der Gallas. Komme ich dorthin, dann habe ich Khne, fahre den Fluß hinab in den Weißen Strom und komme so nach Chartum zurück. Die nöthigen Werkzeuge und Geräthschaften führe ich bei mir: auch begleitet mich ein deutscher Zimmermann, der schon seit einigen Jahren in Afrika lebt und der einiger Zeit die österreichische Mission nach Gondokoro begleitete.

Die für Petherid bestimmten Fahrzeuge und Verstärkungen sind beinahe ganz in Bereitschaft: sobald sie die Vorräthe eingenommen haben, sollen sie mit meinen Schiffen nach Gondokoro fahren; das wären dann sechs Fahrzeuge mit etwa zweihundert Mann. Ich werde die Absahrt beschleunigen und ich hoffe Petherid sowohl wie seine Leute wohlbehalten in Gondokoro zu treffen; sie haben während der Regenzeit eine sehr schlimme Reise gehabt. Durch den Regen und das Scheitern seiner Fahrzeuge hat er viele Vorräthe verloren, und da er wegen der anhaltenden Südwinde nicht weiter stromauf gelangen konnte, so schickte er seine Schiffe nach Chartum zurück, behielt nur eins und machte sich zu Land auf den Weg nach Gondokoro, wo er nun Verstärkungen abwarten wollte.

Ich habe dem englischen Konsul in Alexandria von den schauderhaften Zuständen Kunde gegeben, welche durch die in Chartum ausgerüsteten Expeditionen zum Zwecke der Sklavenjagden hervorgerufen werden. (— Wir haben darüber schon Einiges in einer frühern Nummer des Globus gesagt. —) Leider sind dabei eben sowohl Europäer als Eingeborene betheiligt. Diese Sklavenjagden sind die Ursache aller Hindernisse und Schwierigkeiten, auf welche ich stoße. Europäer und Türken, mit nur ein paar Ausnahmen, sind darüber mit den Sverrn und Arabern einverstanden; von dieser ganzen Sippschaft wird ein Engländer hier etwa so angesehen, wie ein Mitglied der Londoner Polizeibehörde von der gesammten Gaunerschaft.

Petherick's Reise auf dem Weißen Nil fiel zusammen mit der Rückkehr beladener Sklavenschiffe, die aus dem Süden kamen. Das eine derselben gehörte dem Andreas Debono und wurde sogar von dem Nessen unsers achtbaren Landsmanns befehligt.*) Dieser aber faßte die Schuldigen und schickte sie nach Kairo; dadurch sind alle Klassen in Chartum, vom Gouverneur bis zum Gauner, aufsässig gegen ihn geworden.

Aus dem Umstande, daß ich neben Petherick der einzige Engländer hier im Sudan bin, schloß das scharfsinnige Publikum, daß ich in irgend einer nähern Beziehung zu ihm stehen müsse. Er hatte das Sklavenschiff, „den Matteen", mit Beschlag belegt, dadurch den Haß der Halunken alle auf sich gezogen, und nun ging dieser auch auf mich über. So geschah es denn, daß ich lange Zeit auch nicht einen einzigen Menschen in meinen Dienst bekommen konnte, und dem Agenten Petherick's ging es ebenso.

Der österreichische Konsul Natterer machte, ebenso wie ich, dem Ägyptischen Gouverneur Vorstellungen; es kostete uns aber beinahe Zwang, ihn zu einer Proklamation gegen den Sklavenhandel zu vermögen. Erst nachdem diese erschienen war, kamen Leute, um sich für unsere Expedition anwerben zu lassen.

Die Ägyptischen Behörden sind von einem ganz abscheulichen Geiste beseelt. Musa Pascha, der Gouverneur, leistete mir nicht den allergeringsten Beistand, sondern verhielt sich ganz unthätig. Ich muß mir also mit großen Kosten Fahrzeuge von Privatleuten verschaffen. Kaum abgefahren wurde mir mein Anfuchen, daß der Gouverneur mir einen Offizier mitgeben möge, der die Fahrzeuge, welche ich zurückschicken werde, unter Obhut nehmen und dafür sorgen solle, daß sie nicht zum Sklaventransport mißbraucht würden.

Aber ich hoffe auch so auf das Gelingen. Die Sache ist hauptsächlich eine Geldfrage, und daneben eine Frage der Gesundheit und Ausdauer, und das Alles will ich daran wenden. Ich habe mehrere Uhren, meine Instrumente sind im besten Zustand, auch besitze ich einen Nautical Almanac bis 1864.

*) Ueber Gondokoro vergleiche ich auf die Schilderung Lejean's im Globus (Nr. 22, Theil II, S. 346 bis 349). Er kann den Matteen Debono nur schlechten Sklavenjäger, der den Hirten spielte, nur erklären, er wolle mit seinen vierhundert Dienstleuten wirklich Polizei üben, nur „den Leuten, welche das böse Handwerk trieben, Fesseln legen." Obiger Bericht Baker's zeigt, wie dieser englische Unterthan das verstand. R.

Briefe über Böhmen.*)

Erster Artikel.

Deutsche und Tschechen. Gegensätze. Deutsche Kultureinflüsse.

Es ist der alte Widerstreit zwischen Slawen und Germanen, der sich mit erneuter Heftigkeit in Böhmen zeigt. Macht der Wissenschaft, Kraft der Intelligenz und eine von sechszig Millionen Menschen gesprochene Kulturſprache auf deutscher Seite; große politische Reglamkeit, verletztes Recht, ein ebenwerthes Streben

*) Diese Briefe haben einen Deutschen zum Verfasser, welcher der böhmischen Sprache vorhanden mächtig ist. Er hat sich, wie er uns schreibt, nach besten Kräften bemüht, so unbefangen als möglich zu schildern. Bekanntlich verfahren die Tschechen sehr excklusiv, bitten sich ein, ihrerseits zu wissenschaften von Altenreich auf den böhmischen Boden zu haben, und laufen

Digitized by Google

nach dem Fortschritt, dabei aber Verleugnung deutscher Kultur und Unduldsamkeit gegen dieselbe, eine von wenigen Millionen gesprochene, zwar schöne und reiche, doch noch der Entwickelung bedürftige Sprache auf der tschechischen Seite — das sind die Gegensätze, die auseinander prallen und so bald sich noch nicht ausgleichen werden, bis die richtige Form für das Nebeneinander, nicht Uebereinander in Böhmen gefunden sein wird. Auf das schöne, so recht im Herzen Europas gelegene Land mit seinen ungehobenen Hilfsquellen haben beide Völker gleiches Anrecht.

Auf die deutschen*) Völkerschaften der Markomannen und Quaden folgten in Böhmen die slawischen Tschechen. Wahrscheinlich fanden sie das Land nicht leer, sondern nahmen es im fünften Jahrhundert im Sturme der Völkerwanderung mit gewaffneter Hand. Daßmit erzählt uns ihren Einzug in seiner Reimchronik folgendermaßen: „In serbischer Sprache ist ein Land, das Name Chorwatien ist (Weißchorwatien in den hinterkarpathischen Ländern). In diesem Lande war ein Lech (Fürst), deß Name war Tschech; der hatte einen Norden sich schuldig gemacht, wofür er sein Land verwirkte. Dieser Tschech hatte sechs Brüder, wovhaft er Gemahl und Ehre hatte und vor ihnen wie Gesetze, die Tschech in einer Nacht zusammenrief und machte sich mit Allen aus dem Lande auf und zog von Wald zu Wald, die Kinder auf den Armen tragend" u. s. w.

Ganz Böhmen, und noch Strecken von Franken und Schlesien, wurden von den Tschechen in Besitz genommen. Verührungen und Kämpfe mit den Deutschen blieben nicht aus, und schon unter dem ersten bedeutenden Herrscher der Tschechen, Samo (wahrscheinlich einem Deutschen, dem Frebegar sagt von ihm natione francus), im siebenten Jahrhundert, traten Kriege zwischen Deutschen und Tschechen ein. Tributpflichtig ward dieses Volk zuerst unter Karl dem Großen den Deutschen; ja der Name dieses Fürsten war so achtungsgebietend, daß er zur Bezeichnung der Königswürde (Kral) wurde. Von nun ab war der deutsche Einfluß auf die Tschechen ein fortwährender und das Abhängigkeitsverhältniß derselben, zwar oft unterbrochen, wurde stets wieder erneuert. Deutsche Kaiser trugen zugleich die böhmische Krone, Deutsche zogen von den Grenzen her in das Land oder wurden von den böhmischen Herrschern, trotzdem ihre eigene Nation einen verhältnißmäßig hohen Grad von Kultur einnahm, wegen ihres Fleißes und ihrer Gewerbthätigkeit herbeigezogen. Mit der Schlacht am Weißen Berge (1620) war das Schicksal Böhmens entschieden; eine massenhafte deutsche Einwanderung und theilweise Germanisirung der Tschechen begann, so daß heute von dem ehemals slawischen Böhmen über 37 Procent des Gesammtflächenraumes von Deutschen eingenommen wird.

Deutsche des Meißner Stammes leben im Norden und Osten Böhmens, Franken im Westen und Menschen des bayerisch-österreichischen Stammes im Süden und Südwesten. Auf 1,800,000 Seelen beläuft sich die deutsche Bevölkerung (beinahe 39 Procent der Gesammteinwohnerzahl), während gegen drei Millionen Tschechen kompakt im Innern des Landes wohnen, und nur durch eine schmale Zunge mit den übrigen Slawen in Mähren verbunden sind.

Der Norden und Nordwesten Böhmens ist ganz deutsch; von geringerer Ausdehnung erscheint das deutsche Sprachgebiet im übrigen Lande, wo dasselbe in mehreren, verschieden großen, von einander getrennten Partien vorkommt. Es sind dies der größte Theil des Böhmer Waldes und die südliche Hälfte des Budweiser Kreises; die Gegenden von Neubistritz und Neubaus, um Stöcken und Frauenthal, bei Landskron, Grulich und Nakrutsch an der Grenze von Mähren und Schlesien, so wie der größte Theil des Riesengebirges. Kleine deutsche Ansiedelungen befinden sich allenthalben, besonders in den Städten und Industrieorten.

In den zwei Jahrhunderten, welche seit der Weißenberger Schlacht verflossen sind, haben die Tschechen viel zu leiden gehabt. Eine förmliche Knechtschaft, eine Bedrückung ihres guten Rechts begann: ihre Sprache, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, Alles was ihnen theuer war, wurde von Seiten der Machthaber, nicht von Seiten des deutschen Volkes, mißachtet und gedrückt. Dazu gesellten sich die fortwährenden Einflüsse deutscher Kultur, welche das tschechische Volk dem Stammenthume zu entreißen drohten und denen sie Ebenbürtiges an die Seite zu stellen nicht hatten!

Nichtanerkennung unleugbarer Verdienste um das Land und der ewige, bis heute gehende Vorwurf „fremder Eindringlinge" erbitterte wieder die Deutschen und gestaltete so eine Art Nationalhaß zwischen beiden Völkern, die doch berufen sind, in Eintracht für das Gedeihen des schönen Landes zu sorgen. Schon der alte Sebastian Frank († 1545) sagt in seinem Weltbuche: „Behem seyndt ein reich, bestarrig volck, doch mit unterew und seyndtschafft gegen den Teutschen berüchtiget." Barbarische Landtagsbeschlüsse von Seiten der Tschechen, nach denen Deutschredende zu keinen Aemtern gelangen sollten, ja des Landes verwiesen wurden, verschlimmerten das Uebel, hinderten aber das Eindringen des Deutschthums nicht. Bis auf den heutigen Tag und zwar in immer heftigerer Weise dauern diese Reibungen, namentlich in den gebildeten Ständen, während bei der beiderseitigen Landbevölkerung sehr wenig davon zu spüren ist.*) Die Deutschen aber sind gar nicht Willens, das, was sie durch Jahrhunderte lange Arbeit erworben haben, ohne Weiteres aufzugeben; denn ihre Entfernung oder Tschechisirung ist trotz Allem, was man dagegen einwendet, der Grund- und Lieblingsgedanke der Tschechen, der freilich niemals verwirklicht werden kann.

Gegen die Bestrebungen der Tschechen in nationaler Beziehung, Hebung ihrer Literatur und Sprache, vollkommene Gleichberechtigung mit den Deutschen, läßt sich nichts einwenden. Ihr politisches Streben aber, die Wiedervereinigung von Böhmen, Mähren, Schlesien und womöglich auch der Lausitz! und damit herbeigeführte Majorisirung der Deutschen und Trennung vom deutschen Reiche, ruft die Deutschen dieser Länder energisch auf den Kampfplatz.

Wir gönnen den Tschechen aufrichtig und ehrlich ihre nationale Entwicklung, wir sind weit davon entfernt, absterben zu wollen, daß sie ein volles Unrecht auf eine nationale Leitung in den Schulen haben und daß in den Aemtern rein tschechischer Gegenden die tschechische Sprache die maßgebende sein soll. Aber sie mögen mit ihrer Erbitterung gegen das Deutschthum außhören, denn sie unend-

---

Sturm gegen das Deutschthum. Die sieben und zwanzigste Sitzung des böhmischen Landtags (am 10. März) hat wieder einmal einen Beweis dafür geliefert. Palaphy hatte einen Antrag gestellt, der auf eine Wahlanordnung gerichtet war. Die Kommission hatte Verwerfung beantragt, welche dann auch mit 130 Stimmen gegen 78 Stimmen beschlossen wurde. Die Tagesweise des Antrags ging darauf hin, den Tschechen eine größere Anzahl von Mitgliedern im Landtage zu verschaffen; auch war er implicite gegen die österreichische Verwaltungsform gerichtet. Die deutschen Mitglieder durchschauten den Plan leicht; die Debatte war ungemein heftig und warf ein helles Schlaglicht auf die gegenseitige Stellung der beiden Nationalitäten in Böhmen. Im übrigen Deutschland sollte man diesen Verhältnissen billig weit mehr Beachtung zuwenden, als im Allgemeinen bisher geschehen ist. Der Abgeordnete Brinz äußerte: „Die Deutschen haben Gewalt zu der Befürchtung, daß sie kaum mehr eine ruhige Stunde haben dürften, wenn die Herrschaft über die Nationalität an die Fäuste ihrer Gegner gegeben würde", und Herzfeld sprach mit Nachdruck: „Die Deutschen wollen den Frieden, aber eben deßhalb wollen sie auch nicht die ewigen Hetzereien der Nationalitäten; sie wollen, daß der Verfassungsbau, dessen legendreiches Wirken sie bereits empfunden, erstarke und sich kräftige."

*) Es ist nöthig, hier den Nachdruck auf „deutsch" zu legen, da bei kanntlich in neuerer Zeit von Seiten der Tschechen, gegen alles geschichtliche Zeugniß die Behauptung aufgestellt ward, die Markomannen seien Slawen und zwar die Vorwanden Mährer gewesen!!

*) Daß z. B. die deutsche Sprache den gebildeten Tschechen verhaßt ist, obgleich sie vielfache sehr gut verstehen, erfuhr man daraus, daß sie sich französische Telegramme schicken, da die Telegraphen tschechische Depeschen nicht beförderten.

Digitized by Google

lichen Dank schuldig sind, und diesem nicht in die Schuhe schieben, was, in sattsch verstandenem Eifer, die Regierung für die Germanisirung thut. Die Tschechen sind gleichsam eine Brücke vom Slawenthum zum Germanenthum; sie können sich die schöne und edle Aufgabe stellen, das viele Gute, was ihnen deutsche Kultur und Bildung bietet, ihren slawischen Stammbrüdern zu vermitteln. Dazu ist aber vor Allem nothwendig, sich nicht in eine grenzenlose nationale Selbstüberhebung, in einen einsältigen Dünkel hineinreden, der da glaubt, schon mit den bedeutend weiter vorgeschrittenen Germanen und Romanen auf gleicher Stufe zu stehen. Gewiß hat nationales Selbstbewußtsein seinen hohen Werth, und wir sind weit davon entfernt, Erniedrigung des einen Volkes vor dem andern zu verlangen; so lange aber die Tschechen und slawischen Völker überhaupt noch keine Leistungen in Wissenschaft und Kunst aufzuweisen haben, die denen der west- und mitteleuropäischen Völker gleichstehen, mögen sie sich bescheiden und das Gute derselben annehmen und bei sich verarbeiten, oder, wenn sie stark genug dazu sind, Eigenartiges bieten. Mit Verleugnung und Mißachtung deutscher Kultur, überhaupt mit der bloßen Verneinung, so wie mit durch nichts begründeten Formeln, wie das beliebte „die Zukunft gehört den Slawen" kommt man nicht weiter. Und trotz aller Verleugnung, Mißachtung und Verneinung dringt doch deutsche Kultur unaufhaltsam bei ihnen ein; jede neue Eisenbahnschiene, die von Deutschen bewohnte Gegenden mit den tschechischen Theilen Böhmens verbindet, ist ein Laufgraben, eine Mine, die mitten in das tschechische Lager führt; sie ist es durch Handel und Verkehr, die doch einmal in Böhmen deutsch sind; sie ist ein Haltpunkt, an dem das germanische Element in das Herz des Tschechenlandes eindringt und sich weiter verbreitet.

Es ist in neuerer Zeit unter den Tschechen Mode geworden, alle deutschen Einflüsse zu leugnen und das, was sie sind, als einen Ausfluß des Slawenthums hinzustellen, trotzdem hundert und aber hundertmal das Gegentheil bewiesen worden ist. Sie heilen sich mit wohlfeilem Spott über die „deutschen Kulturträger" hinweg. Ohne deutschen Einfluß, ohne Befruchtung von Seiten derselben, wo stünden sie heute? Polen und Tschechen, die westlichen Vorposten der Slawen, stehen unter diesen am höchsten in der Kultur, lediglich in Folge der von ihnen aufgenommenen westlichen Bildung. Die anderen Slawen sind weit zurück. Dort blieb der slawische Genius reiner, unvermischter — allein eben deshalb auch auf einer niedrigern Stufe. In Böhmen aber kann man keinen Schritt thun, ohne auf Werke der Deutschen zu stoßen.

Wenn man die alte Königsstadt Prag (tschechisch: Praha) betritt, so fällt jedem Reisenden zunächst der imposante Hradschin in die Augen. Ueber dem Häusermeere desselben mit seinen tausend Fenstern ragt ein unvollendetes herrliches Werk deutscher Baukunst zum Himmel; es ist der Veitsdom, der ehrwürdige Bruder des Kölner Domes, erbaut von dem deutschen Peter Arler (d. i. der Parler) von Gmünd*). Vor dem Dome steht eine alte Bronzestatue, von Kunstkennern weit und breit bewundert wegen der Zierlichkeit ihres Gusses. Sie stellt den heiligen Georg zu Pferde dar, wie er den Lindwurm erstickt, und ist ein Werk der deutschen Gebrüder Klussenberg.

Wir steigen vom Hradschin herab. Die berühmte steinerne Moldaubrücke, sie ist gleichfalls ein Werk des deutschen Peter Arler; die Statue Karls IV. am Altstädter Brückenthurm hat den deutschen Bildhauer Hahnel in Dresden zu ihrem Meister; die schöne Teinkirche auf dem Ring wurde von deutschen Kaufleuten gebaut. Das Rabethof- und Franzensmonument, diese zwei Zierden Prags, wurden von deutschen Bildhauern geariheitet; die großartigen Eisenbahnbauten, die Prag aufzuweisen hat, sie sind das Werk von Deutschen. Nehmt dazu die Schätze an den Häusern, die vorwiegend in deutscher Sprache abgefaßt sind; nehmt die deutsche Sprache, mit der man euch in den Gasthäusern und Kaufläden anredet, und ihr werdet finden — doch nein! Prag ist eine „rein tschechische" Stadt, denn der böhmische Historiograph Palacky hat es gesagt!

Ein deutscher**) Kaiser, Karl IV., der seine deutsche Stellung mißbrauchte, um die Krone Böhmens auf Deutschlands Kosten zu heben, war es, unter dem Böhmen einen hohen Aufschwung nahm; unter einem deutschen Kaiser, Rudolf II., verweilten die ersten Koryphäen der Kunst und Wissenschaft in Prag, zumeist Männer germanischer Abkunft, wie Tycho de Brahe und die lustige Schaar niederländischer Künstler. Fast von Anbeginn der Geschichte Prags treffen wir dort Deutsche und Tschechen nebeneinander; wir sollten deshalb meinen, daß die mehr als vierzigtausend Deutschen in Prag, der gebildetere und wohlhabendere Theil der Bevölkerung, doch auch ein Anrecht auf das Dasein in dieser „rein tschechischen" Stadt haben.

Böhmen steht heute in industrieller Beziehung unter den Ländern der österreichischen Monarchie in erster Reihe. Und wem hat es dies anders zu verdanken als den Deutschen? Die Groß-Industrie ist dort deutsch, das Kleingewerbe blieb in den Händen der Tschechen. Was Reichenberg durch Johann Liebig ist, dürfte bekannt sein; die berühmte böhmische Glasfabrikation hat ihren Sitz in den deutschen Orten Gablonz, Haida, Steinschönau; die Prozellanfabrikation ward durch einen Deutschen, Hahenritzky, in Böhmen eingeführt, die schwunghaft betriebene Nadelfabrikation in Karlsbad ist deutsch, die Fabrikation chemischer Produkte in Aussig gleichfalls, ebenso die großartige Erzeugung von Bleistiften in Budweis. Oberleitensdorf ist der Sitz der bedeutenden Spielwaarenfabrikation; die Zündholzfabrikation, Eisenindustrie, Rübenzuckerfabrikation sind fast ausschließlich in den Händen deutscher Industriellen. Ein Deutscher, Salomon, war es, welcher die Leinenindustrie in Böhmen begründete und ein Deutscher, Franz Richter, ward der Reformator der Weberei und Spinnerei in Böhmen.

Sicher, die Deutschen in Böhmen sind keine bloßen slawisch-germanischen Baulente, sie sind in Allem vollwichtige Kinder des großen gemeinsamen Vaterlandes, auf die es stolz sein kann. Um nur aus der neuesten Zeit einige tüchtige Männer anzuführen, welche Böhmen Deutschland schenkte, nennen wir: die Mediciner Oppolzer, Hyrtl, Arlt, den Astronomen Littrow, die Mineralogen Haidinger und Reuß, den Ethnographen und Statistiker Czörnig, die Dichter Moritz Hartmann und Alfred Meißner, die Musiker Skulhes, Moscheles u. A.**).

Wir sind nicht grausam, wir stellen den Tschechen nicht die Leistungen des gesammten Deutschthums gegenüber, wir halten ihnen nur einen Spiegel her so gelehmäßten Deutschhöhmen vor. Auch die Tschechen haben ihre bedeutenden Männer gehabt, ihre Geschichte ist reich an markigen Erscheinungen; sie haben Leute gestellt, die in den Wissenschaften Ersprießliches hervorbrachten, ohne Größen zu sein. Sehen wir von dem Einen Huß ab †), so finden wir außer ihm und seinen Erfolgen nichts Weltergreifendes, Umgestaltendes, für die ganze Kultur der Menschheit Werthvolles, wie es Germanen und Romanen in so großer Fülle bieten.

Großes geleistet aber haben die Tschechen in der Aussprechung von Verdiensten anderer Völker und in Anerkennung derselben, wie einige Beispiele zu Genüge beweisen mögen.

*) Daraus, daß auf der Büste Peter's im Triforium des Prager Domes, dessen Vater „de Polonia" zubenannt wird, hat man ihn zu einem Franzosen aus Boulogne stempeln wollen!

**) Daß Karl IV. deutscher Kaiser gewesen, können die Tschechen leider nicht abstreiten, daß aber die Lützelburger, aus deren Geschlecht Karl IV. stammte, der Nationalität nach Franzosen seien, das zu beweisen hat Professor Tomek in Prag unternommen, um so den Aufschwung, den Böhmen unter den Kaisern aus jenem Hause nahm, ja nicht den Deutschen ableiten zu müssen!

†) Johann Huß erhielt seine reformatorischen Anregungen durch den Germanen Wiclliffe. A.

Digitized by Google

Solche krankhafte Gelüste müssen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Wer einmal die wenig Stunden von Prag entfernte alte Burg Karlstein, die jetzt mit der Westbahn leicht zu erreichen ist, besuchte, wird sich gewiß eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren können, den die Ueberreste der einstigen Pracht und Herrlichkeit auf ihn hervorbringen. Mit Ehrfurcht betrachtet der Wanderer die Kunstwerke, welche vor fünf Jahrhunderten dort aufgestellt wurden und sich theilweise noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Karlstein — diesen deutschen Namen nennt der lateinische Stiftungsbrief von 1357 — ward nach der Schilderung der Burg des heiligen Graf auf Montsalwatsch im Westraum von Eschenbach's Titurel auf einem blauen Marmorkalkfelsen gebaut, auf den buchstäblich die Beschreibung des deutschen Rittergedichtes paßt:

Ueberall so michel
Ein felse wag, von Grunde
Nicht anders denn Unichel.

Karl IV., jener Kaiser, von dessen Thätigkeit für Böhmen jede Scholle des Landes predigt, bestimmte Karlstein zum Aufbewahrungsorte für die deutschen und böhmischen Reichsinsignien, und dieser würdig, wurde er aufs Herrlichste mit Bildwerken ausgeschmückt.

Ein Theil der Wandgemälde stammt von dem Straßburger Niklas Wurmser; sehr interessante Brustbilder auf Holz und Gypsgrund gemalt, meist Heilige darstellend, von dem tschechischen Meister Theodorich von Prag, bewahrt die Kreuzkapelle auf, in der sich auch die zwei berühmten Temperabilder des Italieners Tommasino de Mutina befinden. Diese zwei schönen Bilder, ein Ecce homo und eine Muttergottes mit dem Christuskinde, welche das Gepräge italienischer Malerei an der Stirne tragen, sollten dazu beitragen, den Glanz einer „altitschechischen Malerschule" herbeizurufen zu helfen. Thomas von Modena schrieb sich nach alter Weise de Mutina (denn das ist der alte lateinische Name der italienischen Stadt), und da nun im Klattauer Kreise ein tschechisches Dorf Mutina (deutsch Mutersdorf) liegt, so mußte der Künstler dort geboren sein. Nur allein Abbé Dobrowsky belächelte diesen Wahn, und Scroup d'Agincourt bewies später schlagend die italienische Abkunft des Thomas.

Die Anmaßungen der Tschechen lassen sich schon in früheren Zeiten nachweisen, und nicht nur die Deutschen, sondern auch die alten griechischen Dichter mußten den Stoff liefern. So beweis ein eingefleischter Tschechy, Johann Jakob Curtius, weiland Rudolfs II. Kanzler, daß Anakreon nicht zu Teos in Jonien, sondern in der Umgebung von Leitomischl in Böhmen geboren sei; Lessing, dieser urdeutsche Mann, war eigentlich ein Slawe, denn, so lautet die famose Schlußfolgerung, sein Geburtsort Kamenz (d. h. Steinstadt) führt eine slawische Benennung und gehörte ehemals zur böhmischen Krone, und sein eigener Name läßt sich nur aus dem slawischen lesni, Förster, ableiten. Demnach müßten auch der Lausitzer Fichte und alle in Nordostdeutschland geborene große Männer Slawen sein.

Es geht diese Annektirungssucht ganz natürlich daraus hervor, daß die Tschechen, wie die Slawen überhaupt, im Gebiete der Wissenschaften und Künste sehr wenig bedeutende Leute aufzuweisen haben. Darum nur frisch den Nachbarn das Ihrige abgeprochen! Man weiß ja, wie lange sie die Behauptung aufstellten, Johannes Genssleisch zum Gutenberg sei ein vertriebener Hussit „Jan" aus der Stadt Kuttenberg in Böhmen gewesen, der nach der Schlacht bei Lipan flüchten mußte. Also gehört den Tschechen die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst. Herr Professor Vocel in Prag hat dies bereits in einem tschechischen Gedichte, „Das Labyrinth des Ruhmes" betitelt, sehr anschaulich geschildert. Das geht denn doch noch himmelweit über den Harlemer Koster!

Aus allerneuester Zeit können wir noch zwei Annektirungen melden, wenn wir von dem zum Tschechen gemachten, von deutschen (sächsischen) Eltern in Chrudim geborenen Erfinder der Schiffsschraube, Ressel, ganz absehen wollen. Da es den Tschechen an großen Komponisten fehlt, wurde vor zwei Jahren Karl Maria von Weber, bekanntlich zu Eutin geboren, „als dem Wesen seiner Musik nach ein Tschech", zum Slawen gestempelt, und warum? Weil er im Freischütz einige tschechische Volksliedermelodien benutzt hatte!

Etwa eine Stunde aufwärts von dem alten Städtchen Beraun liegt in dem romantischen Thale der Mies das Dorf Stradonitz, in dem sich eine neue Kapelle erhebt, die dem heiligen Liborius geweiht ist. Bei der Einsegnung derselben fand es der weihende Priester für angemessen, den Schauplatz von „Schiller's Gang nach dem Eisenhammer" in diese Gegend zu verlegen. Schloß Nischburg, in der Nähe auf hohem Felsen, war des Grafen Sitz; in der jetzt eingreifenen alten Kapelle zu Stradonitz sprach Fridolin der Paternoster vier und zum darauf zu dem benachbarten Eisenwerk Althütten, wo aber bereits der Jäger Robert seinen Tod in den Schmelzöfen gefunden hatte. Seitdem man dies dem gläubigen Volk erzählte, geht allerdings die Sage in jenen Orten, und man taufte sogar ein Wirthshaus: Zum Fridolin. Unser Schiller aber bearbeitete nach dieser „tschechischen Volkssage" seinen berühmten Gang nach dem Eisenhammer, trotzdem der Schauplatz Burg Zabern (Sawern) im Elsaß ist*)!

*) Die größte aus slawischer Annektirungswuth hervorgegangene Verirrung ist jedenfalls die Staroztalia slavjanska des Slowaken Kolar, ein Buch, in welchem die alte Kultur der Römer vom Slowenthum abgeleitet wird.

Wittwenverbrennungen in Indien.

Neulich meldeten wir, daß in Indien in der jüngsten Zeit dergleichen wieder vorgekommen seien. Jetzt finden wir ein Schreiben, welches Said Abdulat, Professor des Hindustani an der Londoner Universität, veröffentlicht hat. Der Verfasser ist Mirza Abbas, der im englischen Collegium zu Delhi studirte. Der Brief ist datirt aus Ambah im Distrikt Gwalier, vom 26. November 1842, und lautet wie folgt: —

Rand Kischore Thakur starb zu Ubeipur am 27. Oktober; seine Wittwe verbrannte sich freiwillig mit der Leiche ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen. Ein Augenzeuge berichtet, daß man den Todten zwischen hohe Holzpfähle gelegt hatte. Als die Flammen emporzulodern anfingen, bereitete die Frau sich zum Tode. Die Verwandten ihres Mannes gaben ihr das feierliche Geleit bis zur Verbrennungsstätte; Musiker zogen voran; die nächste Umgebung der Opferwilligen bestand aus Jünglingen und jungen Mädchen. Sie stürzte sich dann in den feurigen Ofen und war nach wenigen Augenblicken durch Hitze und Qualm erstickt.

Die Polizei erfuhr erst von dem barbarischen Opfer, nachdem Alles vorüber war. Sie eilte dann herbei und wollte die Verwandten der Wittwe als Mitschuldige vorhaften. Aber diese Männer, Dalthaman, Zemin Paul und Murli Thar, hatten etwa dreithundert bewaffnete Leute bei sich, leisteten Widerstand und die schwächere Polizei mußte weichen. Als aber der Maharadscha von Gwalior (— er ist ein Maharatte und den Engländern nur mittelbar unter-

Digitized by Google

worfen —) von der Sache hörte, ließ er zwei Kompagnien Infanterie und eine Batterie ausrücken, um die Schuldigen zu verhaften. Aber erst vor vier Tagen, am 22. November, konnte der Hauptanstifter Dalthaman nebst seinen Verwandten und Anhängern verhaftet werden, und es gab dabei doch einige Unruhen. Er hatte sich in eine Burg zurückgezogen, die aber umzingelt und mit Kanonen beschossen wurde. Die Belagerten ihrerseits hatten kein schweres Geschütz und mußten sich ergeben; jetzt sind sie alle gefangen und erwarten ihr Urtheil. Wahrscheinlich werden sie zum Tode verurtheilt und man zieht ihre Güter ein.

Das Alles entspringt aus dem barbarischen Glauben vieler Eingeborenen, und nur eine gute Erziehung wird allmälig dazu beitragen, daß solche Abscheulichkeiten aufhören. Denn die Satti, das heißt der Brauch, daß eine Wittwe sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennt, ist in Indien sehr alt, obwohl in Manus Gesetzen desselben keine Erwähnung geschieht. Aber der griechische Geschichtschreiber Diodorus Siculus hat schon vor achtzehnhundert Jahren eine Beschreibung derselben geliefert, welche auch heute noch vollkommen paßt.

In der Präsidentschaft Bengalen kommen Wittwenverbrennungen nicht vor, und die Bewohner derselben haben vor den Sattis einen ebenso tiefen Abscheu wie die Christen. In der Provinz Audh hatten sie sich aber erhalten; seitdem jedoch dieses vormalige Königreich eine britische Besitzung geworden ist, wollen die Leute auch dort von der Satti nichts mehr wissen. In Familien von hohem Rang ist es Sitte, daß die Fürsten selber den Wittwen Trost einsprechen, denn diese Bethörten halten es für einen Schimpf, daß sie sich nicht mit verbrennen dürfen; um Unheil zu verhüten, schafft man deshalb die Leiche so rasch als möglich fort.

Wie tief die Satti eingewurzelt war und wie es dabei zuging, davon kann ich Ihnen als Augenzeuge ein Beispiel erzählen. Ich stand am 28. Juni 1839 in Lahore (— der Hauptstadt des nun den Engländern unterworfenen Reiches der Sikhs —) vor dem Thore des Hazeri-Bang Palastes. Damals fand die Leichenfeierlichkeit für den berühmten Beherrscher des Pendschab, den Maharadscha Randschit Singh, statt, und das ganze Schauspiel hat auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mich auch heute noch aller Einzelnheiten genau erinnere.

Die Kanonen donnerten, die ganze Bevölkerung von Lahore war auf den Beinen, eine zahlreiche Spielbande kam aus dem Palast und hinter ihr gingen die Frauen in feierlichem Zuge. Die Leiche des großen Königs wurde auf einen aus duftendem Sandelholz errichteten Scheiterhaufen gelegt, und als die Flammen emporschlugen, trafen die Unglücklichen ihre Vorkehrungen zum Tode. Zwei jener Wittwen waren höchstens sechszehn Jahre alt. Diese schönen Weiber blickten stolz und triumphirend umher, gleichsam um zu zeigen, wie glücklich sie darüber waren, daß sie zum ersten Mal im Leben ihre Reize vor den Leuten zur Schau stellen konnten. (— Frauen von Rang dürfen sich nicht öffentlich zeigen, sondern werden im Zenana eingeschlossen gehalten, wie die Mohammedanerinnen im Harém. —)

Sie nahmen sich selber die Edelsteine und Juwelen ab, vertheilten dieselben an ihre Verwandten und ließen sich Spiegel geben. Dann gingen sie langsam, feierlichen Schritts um den Scheiterhaufen, faßen einander fragend an, ob wohl ihre Mienen irgend welche Aengstlichkeit verriethen; bald warfen sie sich in die Flammen. Noch sieben andere Frauen von geringerm Range weihten sich in derselben Weise dem Tode, aber sie zeigten sich nicht so entschlossen und starr, denn als sie dem Holzstoße nahe traten, malte sich Schrecken in ihren Mienen. Aber an Entrinnen war ja nicht zu denken und so stürzten denn auch sie sich in die rothe Glut hinein! —

Buntes aus Auftralien.

Wir finden in Nr. 107 der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania allerlei Notizen, welche dazu beitragen können, einen Einblick in die Kolonialverhältnisse Australiens zu verschaffen; wir geben deshalb Auszüge:

Heißer Sommer. In Deutschland hatte man einen sehr milden Winter, zu derselben Zeit litt Victoria an einem ungemein heißen Sommer. Die Germania schreibt: Am letzten Tage des verflossenen Jahres wehte ein sehr lästig heißer Nordwind und das Thermometer stieg an geschützten schattigen Orten bis 32° Reaumur. Gegen Abend stellte sich ein schweres Gewitter mit Regenschauern ein, und so erfreute man sich am ersten Tage des neuen Jahres des angenehmsten Wetters. Dieses hatte einen großen Theil der Bewohner Melbournes auf die Beine gebracht, und Tausende strömten schon vom Morgen an, theils in Wagen, theils zu Fuß in langen Zügen nach den verschiedenen öffentlichen Buschpartien, um dort in Gottes freier Natur bei Tanz, Spiel und sonstigen geselligen Unterhaltungen die immer mehr in Aufnahme kommenden Pic-Nics zu hegehen. Alle öffentlichen Parks waren belebt mit solchen Gesellschaften, besonders der Studley-Park, der Surrey-Paddock, der Royal-Park, Princes-Park und die Gegenden bei St. Kilda und Brighton. Auch die beiden hiesigen nichtkranken deutschen Vereine — denn es giebt bekanntlich auch noch einen dritten deutschen Verein, den Krankenverein — nämlich der deutsche Verein und der deutsche Turnverein, hielten ihr Neujahrs-Picnic, diesmal jedoch separirt, ersterer in der Yarra-Bend-Reserve, letzterer im Surrey-Paddock. Jeder dieser Vereine hatte ein gutes Musikchor engagirt und die Picnic-Plätze sollen sehr zahlreich besucht gewesen und es natürlich sehr heiter zugegangen sein.

Der 8. Januar war wiederum ein sehr heißer Tag. Um 1½ Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer beim Juwelier-Gewölbe der Herren Wenzel & Enes in Bourke-Street 101° im Schatten, 98° um 6 Uhr und 88° um 7 Uhr Abends. — Ein furchtbares Buschfeuer wüthet seit einer Woche in der Umgebung von Gisborne. Die Waldung, welche Mount Macedon bedeckt, steht an mehreren Stellen seit 14 Tagen in Brand, wodurch nicht nur die vielen dortigen Sägemühlen bedroht sind, sondern auch die dortigen Holzvorräthe zerstört wurden.

Rasche Seefahrt. Das Klipperschiff Esser, welches am 30. Oktober Plymouth in England verlassen hatte, warf schon am 10. Januar 1863 in der Hobsons-Bay seine Anker aus. Es hatte demnach die Fahrt nach Australien in ein und siebenzig Tagen zurückgelegt.

Höhe der australischen Berge. Nach Messungen, welche ein deutscher Naturforscher, Professor Neumayer, angestellt hat, ergab sich Folgendes:

Der Beechworth liegt 1785 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; Mount Gibbo 4500; Mount Kosciusko 7285; Omeo 1900 (auf früheren Karten zu 3100 Fuß angenommen); Cobungara 2900; Flour Bag 4200; Dead Timberhill 5200; Stony Point 6300; Mount Feathertop 6500; Little River Camp 5700; Zusammenfluß des Feathertop Creek mit dem Ovens River 1200; Morse's Creek 950.

Digitized by Google

Letzterer Ort soll eine der schönsten Fernsichten in Victoria bieten, besonders nach dem Great Dividing Ranges, dem Bogong- und anderen Gebirgen.

Wo bleibt der Frosch zur Zeit der Trockenheit? Man hat bisher, besonders in den nördlichen Distrikten Australiens, immer nicht gewußt, wohin der Frosch während der großen Trockenheit seinen Zufluchtsort nimmt. Der Erforschungsreisende Howitt giebt darüber folgenden Aufschluß: Der australische Frosch zieht sein natürliches Element anderen vor, und ehe die Trockenheit beginnt, trifft er Vorkehrungen, um solche zu überstehen. Sich nämlich durch den Sand einige Fuß tief ein Loch bohrend, bildet er sodann einen ungefähr 3 Zoll im Umkreise messenden Behälter, welchen er mit frischem Wasser füllt; außerdem versieht er sich selbst reichlich damit und bleibt bis zur nassen Jahreszeit vergraben. Diesen Umstand entdeckte Herr Howitt durch die Eingeborenen, welche sehr geschickt die Spuren des Frosches aufzusuchen verstehen, und nachdem sie dessen Aufenthaltsort aufgefunden, den Wasserbehälter austrinken und den Frosch selbst der Lubra und sonstigen Mitgliedschaft tredenzen.

Botanisches. Dr. Murray, welcher Howitt's Expedition begleitete, soll eine interessante Sammlung der Flora des Cooper-Creek-Distrikts mitgebracht haben; außerdem 17 verschiedene Arten einheimische Hölzer, die Herrn Dr. Müller zur Klassifikation übersandt wurden. Ein starkes narkotisches Gewächs, Pitcheren (Pitchiri), welches die Eingeborenen anstatt des Tabaks kauen und den Saft verschlucken, ist Dr. Macadam zur Analysirung übergeben worden.

Feigen und Wein. In Campbells Creek hat man Feigen gezogen, die 7 Zoll an Umfang haben sollen. Kapitän Simpson sagt, daß er selbst in Smyrna und Konstantinopel derartige große Früchte nicht gesehen habe. — In Melbourne wird jetzt viel südaustralischer Wein eingeführt. So z. B. ließ die Firma Davis und Co. ohnlängst 550 Oxhofte zum Werthe von 7000 Pfd. St. kommen. Unter diesen Weinen befindet sich auch das Erzeugniß unseres Landsmanns Sobels in Tanunda.

Die Akklimatisirungs-Gesellschaft in Melbourne hat aus Port Natal, Südafrika, eine Gnu-Antilope erhalten. Es waren mehrere eingeschifft worden, aber nur diese eine überstand die Reise. Mehrere Aris-Antilopen sind am Sagarsoafluß in Freiheit gesetzt worden, und man hofft, daß sie sich in der Wildniß fortpflanzen.

Dieselbe Gesellschaft hat Preise für Vernichtung der Falken ausgesetzt, weil dieselben unter den neueingeführten Vögeln, z. B. den Lerchen, große Verwüstung anrichten. Wer einen Falkenkopf einbringt, erhält 2d Silbergroschen.

Seidenwürmerzucht in Tasmanien. Die ehemalige Verbrecherkolonie Vandiemens-Land macht in diesem Gewerbszweige Fortschritte. Die Anregung dazu gaben Deutsche, namentlich ein Herr Stuyer, welcher auch Samen von dem weißen indischen Maulbeerbaume vertheilt hat.

Aus Südaustralien. Dort erschienen seither zwei deutsche Zeitungen; die eine derselben, zu Tanunda, hieß Südaustralische Zeitung; sie ist dem Herausgeber des Globus mehrmals von unbekannter Hand zugesandt worden und wir haben Auszüge daraus gegeben. Nun hat sie aufgehört und ist mit der deutschen Zeitung in Adelaide verschmolzen; diese führt jetzt den Titel: Südaustralische Zeitung. Zwei Blätter waren zu viel für die höchstens 15,000 Köpfe zählende deutsche Bevölkerung jener Kolonie.

Südaustralien hat gegenwärtig etwa 135,000 Einwohner, welche ungefähr 2½ Millionen Acres Land inne haben; davon sind etwa 500,000 unter Anbau. Die Kolonisten haben außerdem 45,000 Quadratmiles Kronländereien für Rindvieh- und Schafzucht gemiethet; sie besitzen 50 bis 60,000 Pferde, 27,000 Häupter großes Rindvieh und weit über 3 Millionen Stück Schafe. Mit Wein sind nahezu 4000 Acres bebaut (mehr als 3 Millionen Weinstöcke). Die Ernte wird für 1863 etwa 40,000 Tons Getreide zur Ausfuhr übrig lassen; außerdem werden 14 Mill. Pfund Wolle und 80,000 Centner Kupfer zur Ausfuhr kommen. Die Handelsbewegung von Südaustralien (Ein- und Ausfuhr, die so ziemlich einander die Wage halten) wird für 1863 auf etwa 4 Millionen Pfund Sterling veranschlagt.

Das von Stuart erforschte Land wird nicht lange unbenutzt bleiben. Schon im Januar waren südaustralische Heerdenbesitzer mit Vorbereitungen beschäftigt, um Schafe dorthin zu treiben. Andere Männer waren bereits abgegangen, um in der von Mac Kinlay entdeckten Goldregion zu „prospekten".

Neuseelands Goldertrag ist wirklich kein Mondschein. Die amtlichen Nachweisungen ergeben, daß vom 1. April bis zum 30. September 1862 zur Ausfuhr gelangten: 538,560 Unzen Goldes, im Werthe von 2,086,921 Pfd. Sterling, also etwa 14 Millionen Thaler! Das läßt sich hören. Davon kamen auf Auckland 2383, Nelson 196,719, Otago 1,887,819 Pfd. Sterling. Dazu kommt, was im Lande selbst bleibt. Die australischen Blätter sind gefüllt mit Nachrichten über die große Ergiebigkeit der neuseeländischen Goldfelder und über die Entdeckung vieler neuen Goldgegenden.

Anerkennung für Entdeckungsreisende. In einer zu Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, am 3. December 1862 abgehaltenen großen Volksversammlung, bei welcher der Gouverneur Bowen den Vorsitz führte, wurde dem Reisenden Landsborough, in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung Nordaustraliens, eine Dankadresse überreicht. Auch ist ihm ein gesetzgebenden Rath ein Sitz zuerkannt worden. L. wollte mit dem nächsten Dampfer zu einem Besuche nach England abgehen. In Sydney hielt man ihm zu Ehren ein großes Zwedessen.

In Südaustralien war die Heimkehr Stuarts ein wahrer Triumphzug. Als er in die weniger blühn bevölkerten Theile der Kolonie kam, wurde er überall festlich begrüßt. Gleich in Koringa überreichte man ihm eine Glückwunschadresse; in Kapunda, Gawler Town und Nord-Adelaide empfing man ihn mit Enthusiasmus. Aber er war krank und matt und litt schwer an den Nachwirkungen des Skarbods. In der Stadt Adelaide selbst war der Bahnhof mit einer großen Menschenmasse angefüllt, und beim Aussteigen lief der kranke Stuart Gefahr, von den Leuten erdrückt zu werden. Die Polizei konnte ihm nur mit Mühe eine Gasse schaffen. Dann hatte er noch einige Anreden von Magistratspersonen zu überstehen.

Die Ueberreste von Burke und Wills sind nun in Melbourne begraben worden. Wir meldeten neulich im Globus, daß Howitt die Gebeine der Reisenden in einem Sarge heimgebracht habe. Am 28. December kam er damit per Schiff von Adelaide an; dann wurden sie auf einem Leichenwagen nach dem Gebäude der Royal Society gebracht.

Die Begräbnißfeier fand am 21. Januar mit großem Pomp statt. Die Särge hatten auf einem prachtvollen Katafalk zur Schau gestanden; jeder Leichenwagen wurde von sechs Pferden gezogen, alle Minuten Trauerschüsse abgefeuert, so lange der Zug in Bewegung war. In ihm waren alle Beamten, Vereine ꝛc. vertreten, sämmtliche Logen und Regierungsbureaux geschlossen. Am Abend wurde eine große Versammlung gehalten, um den Herren Hute, Howitt und einigen Anderen eine Dankadresse wegen ihrer Bemühungen um Burke's Expedition zu überreichen. Die Verhandlungen waren ungemein stürmisch. Es begab sich, wie aus den langen Reden, welche wir in der „Germania" finden, hervorgeht, daß Burke für die Expedition gewählt wurde, weil eben kein Besserer verfügbar war. Der Bürgermeister meinte:

Digitized by Google

für Gray (welcher während der Expedition starb) sei es eben so ehrenvoll, daß seine Ueberreste an dem Orte lägen, wo er seinen Geist aufgegeben habe, als in Melbourne. Es wäre besser gewesen, man hätte auch Burke und Wills liegen lassen, wo sie gestorben seien, aber Land und Parlament hätten anders verfügt.

Gegen das Komité, auf dessen Veranstaltung Burke's Entdeckungsreise statt fand, herrscht ein weit verbreiteter Unwille; man giebt ihm viele Mißgriffe schuld. In Freyer's Creek wurde eine Volksversammlung abgehalten, welche beschloß, dem unglücklichen Gray ein Denkmal zu errichten; das Komité habe pflichtvergessen gehandelt, weil es nur Burke's und Wills' Gebeine nach Melbourne bringen ließ.

Der Drang, Denkmäler zu errichten, ist in Victoria lebhaft; in Ballarat ist man übereingekommen, ein Monument für sämmtliche „victorianische Entdeckungsreisende", die todten wie die lebenden, aufzustellen.

Das neue Territorium Stickin im britischen Nordwest-Amerika.

Rußland besitzt in Nordamerika am Großen Weltmeer ein Gebiet, das sich von 54° 40' bis 71° 23' nördlicher Breite erstreckt, und einen Flächenraum von mehr als 27,000 deutschen Geviertmeilen einnimmt. Aber zwischen der Behrings-Bay im Norden und der Dixons-Straße im Süden bildet dieses Territorium nur einen schmalen Küstensaum, und die Niederlassungen der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft liegen zumeist auf Inseln oder dicht am Gestade des Kontinents.

Die ganze nordwestliche Halbinsel im Norden der Behrings-Bay, also der äußerste Vorsprung des Festlandes, zwischen dem Großen Ocean, der Behrings-Straße und dem nördlichen Eismeer ist den Russen unterworfen; weiter südlich gehörte das Innere zum britischen Gebiete, zu den Besitzungen der Hudsons-Bay-Kompagnie, und bildet den nördlichen Theil von Neu-Caledonien. Wir haben mehrfach hervorgehoben, daß dieser Name seit 1858 in Britisch Columbia umgewandelt worden ist. Zu den Flüssen, welche aus dem britischen Gebiete her in den russischen Besitzungen münden, gehört auch der Stickin oder, wie die Engländer schreiben, Stekene. An beiden Mündung hatte die russische Kompagnie einen Handelsposten angelegt, Fort Stickin an Fredericksund, unter 56° 50' N. Br. Sie überließ denselben nachzweis an die Hudsonsbai-Gesellschaft, welche ihr als Pachtschilling alljährlich eine bestimmte Menge von Seeotterfellen und von Lebensmitteln gab.

Von Zeit zu Zeit lasen wir, daß Goldgräber bis in die nördlichen Einöden am Stickin geschweift seien und in jener Region eine Menge edlen Metalles gefunden hätten. Jetzt eben ersehen wir nun aus einer der neuesten Nummern des deutschen „San Francisco-Demokrat", daß durch einen Regierungserlaß der Königin Victoria der bisherige Distrikt „Stekene" zu einer selbständigen Kolonie unter dem Namen Territorium Stekene erhoben worden sei. Derselbe wird begrenzt im Süden und Westen von den russischen Besitzungen, im Norden vom 65. Breitengrade, im Osten vom 105. Längengrade. Vorläufig steht das neue Territorium unter dem Gouverneur von Britisch Columbia; dieser ernennt die Beamten, regelt die Bergwerksverhältnisse und das Obergericht ist beiden Kolonien gemeinschaftlich.

So lange nur Pelzjäger und Pelzhändler jene Region durchzogen, blieb sie, was sie stets gewesen, eine Einöde; seitdem aber Goldgräber dorthin strömen, ist reges Leben erwacht, und es haben sich, was in der Beschaffenheit der Sache liegt, Niederlassungen gebildet, in denen die Menschen vorerst zu Hunderten, bald aber auch zu Tausenden beisammen wohnen. Die Civilisation rückt ein.

An und für sich könnte es unbelangreich erscheinen, ob England die Zahl seiner zwei und funfzig Kolonien und Gebiete noch um ein Territorium in den nordamerikanischen Wüsteneien vermehrt. Die Sache hat aber, wie uns scheint, eine tiefere Bedeutung. Auch in jenem fernen Erdwinkel prallen die Interessen und Bestrebungen mit jenen Rußlands zusammen, und britischer Seits macht man gar kein Hehl daraus, daß man das Mündungsgebiet des Stickin den Moskowitern abnehmen wolle. Die russische Handelsgesellschaft ist nach und nach in Trägheit verfallen, in ihren Besitzungen tritt kaum ein Fortschritt zu Tage, und der Mangel an Umsicht und Unternehmungsgeist im russischen Amerika steht in einem schneidenden Gegensatze zu der ungemeinen Rührigkeit der germanischen Leute in Britisch Columbia. In neuen Ländern, welche erst besiedelt werden, liegen den Kolonisten manche Bedenken fern, die in alten Staaten den Anschlag geben können: der Ansiedler greift zu und nimmt was er gebraucht, ohne sich viel um den Rechtspunkt zu kümmern: er hat eben seine eigene Logik.

Die Bestätigung dafür finden wir in einem zu Victoria auf Vancouver erscheinenden Blatte, dem „British Colonist"; wir lasen sie in dem neuesten Hefte von Adolf Erman's reichhaltigem und gediegenem „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" (Berlin 1862. Band 22, Heft 1, S. 67 ff.), fast gleichzeitig mit der oben erwähnten Notiz im San Francisco-Demokraten, und wollen das Wichtigste hervorheben. Der „Colonist" drang darauf, dem Stickin-Distrikte eine feste Regierungsform zu geben (was nun zu Neujahr 1863 geschehen ist) und er verlangt ferner Unterhandlungen mit Rußland über Abtretung der Meeresküste an die britische Krone. Man könne ja nicht wohl annehmen, daß ein Strom wie der Stickin (Stekin), welcher 170 bis 190 Miles weit für Dampfer schiffbar ist, der ein so goldreiches Land bespült, das dieses Myriaden von Menschen anziehen wird, und daß der Handel auf einer solchen Straße stets durch einen russischen Schlagbaum von dreißig Miles Breite, von der Seeküste nach dem Innern hin gehen solle. „Die englische Bevölkerung, welche das Innere einnimmt, wird sich von den Russen nicht so behandeln lassen, wie der Indianer behandelt wird. Unser Handel muß in britischen Händen sein; Hülfsquellen, Energie und Unternehmungsgeist werden wir nicht aufwenden, um einen russischen Stapelplatz an der Küste aufzubauen. Wir müssen für unsere Waaren eine Niederlage haben, auf welcher die britische Flagge weht. Durch den Vertrag von 1825 ist uns die Schifffahrt auf dem Stickinflusse gestattet. Der Landstrich, welcher sich vom Portland-Kanal bis zum Glaciberg und 30 Miles rückwärts nach dem Innern erstreckt, muß schließlich britisches Eigenthum werden, entweder als direktes Ergebniß der Goldentdeckungen, oder durch Ursachen, welche zwar jetzt erst in der Entwickelung begriffen sind, deren Wirkungen aber unausbleiblich erscheinen."

„Kann man wohl vernünftiger Weise annehmen, daß der 300 Miles lange und 30 Miles breite Streif, der von den Russen nur zur Einsammlung von Pelzwerk und Walroßzähnen benutzt wird, für alle Zeiten die Zugänge zu unserm unermeßlichen Nordterritorium beherrschen könne? Wenn wir der Seeküste bedürfen, um unsern Handel mit einem an edlen Metallen reichen Binnenlande zu schützen und zu vertheidigen, so müssen wir sie haben.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten brauchten Florida und Louisiana und nahmen sie; wir bedürfen des Gestadesaums von Neu-Norfolk und Neu-Cornwallis. Es ist eben so sehr die Bestimmung unserer angelonormannischen Rasse, das ganze russische Amerika, so Edde und ungastlich dasselbe auch sein mag, zu beschützen, als es die der russischen Normannen gewesen ist, sich des nördlichen Europas und Asiens zu bemächtigen. Die Entdeckung von Gold in unserm hyperboräischen Dorado wird höchst wahrscheinlich die Annexion des in Frage stehenden Gebietes beschleunigen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Goldregion des Stickin sich bis zu den westlichen Zuflüssen des Mackenzieflusses erstreckt. In diesem Falle wird der Aufschwung des Handels und die Zunahme der Bevölkerung auch sanguinische Erwartungen übertreffen. Die Mündungen der Flüsse haben, vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und während desselben, den Handel des Binnenlandes beherrscht. Für unsern Nationalstolz wäre der Gedanke unerträglich, daß der russische Greif einen Punkt besitzen sollte, der seine Wichtigkeit dem britischen Löwen verdankt. Die Mündung des Stickin sollte unser sein, oder wenigstens ein Ausfuhrhafen auf britischem Gebiete gegründet werden, von welchem aus unsere Dampfer den britischen Gürtel pafsiren könnten; etwa Fort Simpson, Dundas-Island oder Portland-Kanal."

Das ist die reine Räuberlogik, die Annexions-Beweisführung: ich nehme mir mit Gewalt, was mir zusagt und passen kann. Weil im Stickingebiete Gold liegt und ein lebhafter Handel sich entwickeln wird, deshalb müssen wir Anderen nehmen, was ihnen gehört, mit Güte oder Gewalt!

Uebrigens sind die Goldfeisen im Stickinterritorium außerordentlich ergiebig, und mehrere tausend Abenteurer sind bereits an der Arbeit. Andere Tausende wollen im Frühjahr 1863 folgen, und eben deshalb hat man sich englischer Seits beeilt, durch Errichtung einer Territorialregierung gleich von vornherein Ordnung und feste Regel in die Sachen zu bringen. Wir bezweifeln übrigens gar nicht, daß jene Annexion über kurz oder lang zu einer Thatsache wird.

Befahrung des Nigers durch den englischen Kriegsdampfer Investigator.

Der Befehlshaber desselben, Kapitän Lefroy, erhielt im vorigen Spätsommer Auftrag, sich mit Dr. Baikie, der bekanntlich auch jetzt noch in der Nigerregion verweilt, in Verbindung zu setzen, und gelangte höher stroman als je zuvor ein Kriegsschiff gekommen war. Von Lagos aus steuerte er in die Mündung hinein (am 2. September 1862); er hatte gegen eine sehr heftige Strömung anzukämpfen, und einige Negerstämme im Deltaland benahmen sich feindselig. Der Dampfer that seine Schuldigkeit und lag bereits am 7. September vor der großen Stadt Iddah vor Anker.

Iddah kann als der eigentliche Schlüssel zum Niger betrachtet werden, welcher sich dort verengt und von der auf einer Anhöhe liegenden Stadt völlig beherrscht wird. Auf der Südseite dehnen sich fruchtbare Ebenen aus; die Häuser sind, wie überall in jener Gegend, rund, sollen aber reinlich sein; die Einwohner, etwa zehntausend Köpfe, kleiden sich in blaues Baumwollenzeug, das sie selber verfertigen. Iddah ist die Hauptstadt des „Königreiches" Igara, dessen Gebiet nach Nordosten hin bis an die Mündung des Tschadda an den Niger reicht. Die ganze Region zwischen Iddah und diesem Punkte wird von Kapitän Lefroy als ungemein malerisch geschildert; sie bildet eine Reihenfolge von Gebirgslandschaften und die Höhen sind mit dichten Wäldern bestanden. Gewerbe und Ackerbau, meint Lefroy, könnten aus dieser Gegend viel machen, aber die Landesbewohner verzichten auf den Anbau, weil der König Massada ihnen großen Schrecken einflößt.

Dieser Fulbehäuptling macht alljährlich nach der Regenzeit Raubeinfälle, plündert die Dörfer und schleppt einen Theil der Bewohner in die Sklaverei. (— Die besseren Fulbe, Fellatah, sind Mohammedaner, die Neger im Deltagebiete Heiden, Fetischverehrer —).

Am elften Tage seiner Fahrt kam der Investigator bis zu der Stelle, welche auf der Karte des Lieutenants Glover den äußersten Punkt bildet; am vierzehnten ankerte er vor Edde (Iddu, unweit von Egga, etwa unter dem 9.° N. Br.), wo damals „König" Massada seinen Lagerplatz hatte. Der König, sagt Lefroy, hatte uns eine Ehrenwache entgegengeschickt, und diese geleitete mich und meinen zweiten Offizier zur Audienz bei dem afrikanischen Fürsten. Er saß vor seiner Wohnung auf einer Matte und für uns waren mit Polstern belegte Matten bereit. Massada sieht gut aus und hat eine stolze Miene, wie sich das bei einem Kriegshäuptling seines Volkes erwarten läßt.

Nachdem wir uns beiderseitig Höflichkeiten gesagt, überreichte ich ihm einige Geschenke, die er mit Vergnügen entgegennahm; vor Allem gefiel ihm ein Kettenpanzer; als er denselben bekam, äußerte er: nun habe er den Beweis, daß man in England an ihn denke. Nachher stattete ich, auf seinen Wunsch, seinen Söhnen einen Besuch ab, und einige von diesen Prinzen wollten in jedem Lande für hübsche Männer gelten (— die Fulbe sind bekanntlich feine Neger —). Nachher unterhielt mich Seine Majestät Massada längere Zeit über Doktor Baikie, und sagte mir, derselbe sei nach Kano gereist, um nach Papieren und Sachen Bogel's zu forschen, der bekanntlich im Innern Afrikas ermordet worden ist. Der König hatte Baikie's Reise mißbilligt, ihm aber doch Pferde und eine Bedeckung gegeben.

Der Lagerplatz Edde nimmt eine beträchtliche Bodenfläche ein, und man sagte mir, daß dort mehr als 5000 Reiter versammelt seien. Massada verweilt dort auf Befehl seines Oberherrn, des Emirs von Sackatu (Sokoto), und hat den Auftrag, für die Sicherheit der Straßen in jenem Theile des Fellatahreiches zu sorgen. Früher sind dort seine Boten oftmals ausgeplündert oder gar ermordet worden. Nun hat Massada das ganze Land besetzt, die Negerhäuptlinge entthront und die einzelnen Gebiete an Leute gegeben, die seine Vasallen sind (— wahrscheinlich Fulbekrieger, die nun eine Art von Lehnsherren wurden —). Wiederholt äußerte Massada sein Mißvergnügen darüber, daß Baikie abgereist sei; ich würde sicherlich im Laufe dieses Jahres, 1862, keine Nachricht von ihm erhalten; wenn aber Briefe von Baikie bei ihm, Massada, einträfen, so wolle er mir dieselben nach Lagos besorgen und es so einrichten, daß meine Rückantworten an Baikie diesem zukämen. —

Einige Tage später fuhr der Investigator wieder stromab. Gleich nachher sandte Massada ihm einen Eilboten nach und ließ ihm sagen, daß Baikie demnächst zurückkommen werde; Lefroy möge wieder umkehren, er könne dann sich mit dem Doktor besprechen. Lieutenant Lefroy muß aber wohl Gründe gehabt haben, seine Fahrt stromab weiter fortzusetzen, wir werden also noch einige Zeit auf Berichte von Baikie warten müssen. Ohne Zweifel fallen sie sehr interessant aus, schon deshalb, weil wir wieder einmal Näheres über die inneren Verhältnisse der Fellatahstaaten erfahren werden.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Eine polnische Hochzeit. Bietet eine solche Hochzeit auch nicht viel des Ungewöhnlichen dar, so ist sie doch originell genug und in mancher Hinsicht sogar interessant.

Nachdem die Einwilligung zur Heirath von Seiten der Eltern gegeben wurde, findet an einem Sonnabend die Verlobung statt, zu welcher die Nachbarn und nächsten Verwandten eingeladen sind. Traktirt wird wenig, aber desto mehr getrunken. — Sonntags darauf erfolgt die Aufbietung.

Die Einladung zur Hochzeit besorgen „Brautdiener". Bei Jedermann, der gebeten wird, werden sie mit Branntwein traktirt, denn sie auch ohne Widerstreben so fleißig zuzrechen, bis am Ende ihnen die Füße den Dienst versagen. In der Dunkelheit verschwand einst ein Trinker beim Herausgehen gänzlich. Alles Suchen und Rufen seiner Kollegen blieb ohne Erfolg. Ein heftiges Pochen, das am andern Morgen im Keller gehört wurde, zeigte erst den Hausbewohnern seinen Aufenthaltsort.

Die zur Hochzeit Geladenen backen Brod und Kuchen, welchen sie der Braut übersenden; ebenso schicken sie Milch, Eier, Butter, Gänse, Hirse, Bohnen ꝛc.

Am Hochzeitstage holen jene Brautdiener die Gäste in die Wohnung der Braut. Hier werden sie mit Branntwein, Brot und Kuchen bewirthet. Den Weizen dazu mahlen sie sich in den meisten Fällen selbst auf einer Handmühle. Der Musikus spielt mit seiner Violine auf, die Mädchen erwählen sich durch Anstecken eines Bandes ihren „Kavalier" und der Tanz wird eröffnet. Nachdem alle Gäste versammelt sind, wird die Fahrt nach der Kirche angetreten; vorher hält aber erst einer der Gäste eine Rede an das Brautpaar: die „Ausmerkung".

Nun fährt ein großer Wagen, gewöhnlich ein Erntewagen, vor, und Alles eilt, darauf seinen Platz einzunehmen. Der Musikus voran, alle Anderen dann durcheinander, oft wie die Häringe aufeinander geschichtet. Die Brautdiener mit angesteckten Tüchern (der erste Brautdiener außerdem noch mit einer großen Reitpeitsche bewaffnet) und die Pistolen in der Hand, schwingen sich auf die Pferde und der Zug setzt sich in Bewegung. Der Musikus fängt an zu spielen, Frauen und Männer singen aus Leibeskräften, während die Brautdiener durch Abschießen der Pistolen den Tumult vervollständigen. So geht es bis zur Kirche. Nach stattgehabter Trauung kehren sie in ein Wirthshaus ein und trinken und tanzen dort noch ein paar Stunden.

Zu Hause wird sogleich allerlei Speise aufgetragen. Dieses Auftragen verrichtet der erste Brautdiener. Der Tisch ist freilich weder allzuviel noch mit köstlichen Gerichten gedeckt, doch thut dies Nichts zur Sache und thut der Fröhlichkeit keinen Eintrag.

Ist der Tisch leer, das Fest ziemlich gefeiert, dann beginnt der Tanz und dauert ohne Unterbrechung bis zum andern Morgen fort, um nach kurzer Rast wieder zu beginnen und den Tag über anzudalten.

Am Abend des zweiten Tages wird die Braut in eine besondere Kammer oder Stube geführt und dann „gehäbt", wobei nur Frauen gegenwärtig sein dürfen, doch suchen auch Männer sich hineinzudrücken, weil dort Braten verabreicht wird. Nachdem die Braut gehäbt ist, erfolgt die „Austauschung". Etliche der Männer verkleiden sich, wobei ein alter Verkleideter mit einem großen Sacke, der voll Scherben gefüllt ist, nicht fehlen darf. Der Handel beginnt und Einer sucht den Andern zu überbieten. Der Braut werden alle möglichen Fehler angehangen und diese beim Handel in einer Weise gerügt, die zu belcheiden eine Sache der Unmöglichkeit ist. Schließlich bleibt der Bräutigam Käufer.

Nun beginnt der „Brauttanz", ein Tanz, den die Frauen unter Gesang mit der Braut ausführen, und nach dessen Beendigung wieder Alles am Tanze Theil nimmt. Oft erreicht erst am vierten Tage die Hochzeit ihr Ende.

(Aus einem Schreiben aus Pleschen).

Die Mormonen in Utah haben seit Jahren beim Kongresse der amerikanischen Nordunion darum nachgesucht, als Staat in dieselbe aufgenommen zu werden; man ist in Washington aber nicht darauf eingegangen, weil man einen Staat mit Vielweiberei nicht mag. Die Mormonen sind aber, was den Buchstaben anbelangt, in ihrem guten Rechte, denn die Bundesverfassung gewährleistet die ganz unbedingte religiöse Freiheit, kennt keinerlei Ausschließlichkeit wegen religiöser Satzungen und die Polygamie ist bei den Mormonen eine religiöse Einrichtung. Sie berufen sich auf die Mehrheit der Erdenbewohner, bei denen dieselbe, wie zu allen Zeiten, so noch heute, bereschend war und ist, und auf die Bibel; habe ja doch der Herr Jehova an den polygamen Königen David und Salomo das größte Wohlgefallen gehabt. Der Präsident der Mormonen, Brigham Young, äußert sich nun in seiner Botschaft an die Gesetzgebung von Utah (sprich Juhah) sehr ungehalten; er bebt außerdem hervor, daß die Bevölkerungsmenge im Gebiete sich rasch vermehre; im Jahre 1862 seien wieder Tausende von Einwanderern gekommen, um die Gemeinde der Heiligen vom jüngsten Tage zu vermehren; man baue in Utah Baumwolle, habe viele Maschinen eingeführt, liefere vortreffliche Wollenwaaren und sei silberhaltig eben sowohl berechtigt als Staat in der Union zu treten, wie jedes andere beliebige Territorium.

Die Kuli-Einwanderung nach Westindien hat ihren Fortgang, weil mit den freien Negern bei der Arbeit nichts Rechtes anzufangen ist. In den englisch-westindischen Besitzungen kamen in der Einwanderungssaison 1861 auf 62 nicht weniger als 10,880 Kulis aus Indien an; davon 9855 aus Calcutta, 1025 aus Madras. Die Sterblichkeit während der Ueberfahrt war sehr gering. Ueber die chinesische Kulieinwanderung der letzten Jahre haben wir noch keine übersichtlichen Angaben gefunden.

Eine merkwürdige Auswanderung von Szeklern findet gegenwärtig von Siebenbürgen aus nach der Moldau hin statt. Wir entnehmen darüber einem Berichte des Grafen Dionys Kalnoki in einem magyarischen Blatte Folgendes. — Der Anfang einer Auswanderung dieser siebenbürgischen Magyaren nach der Moldau ist eigenthümlich. In jenem Lande wohnen sogenannte Csango-Ungarn, bei denen Szekler-Ueberläufer, Landstreicher und Rothleidende, weil sie magyarische Stammgenossen waren, freundliche Aufnahme fanden. Nach der Walachei gehen Szekler seit der Hyskiani-Revolution von 1821, denn damals nahmen mehrere nach Kronstadt ausgewanderte Bürgen zahlreiches Szeklerelement wolf mit sich nach der Walachei. Aber in größerem Maßstabe begann die Auswanderung erst im Jahre 1848. Die Urbarialunterthänigkeit und der Militärgrenzdienst waren aufgehoben und die bauerlichen Hemmnisse der Auswanderung somit weggefallen. Theure Jahre, Ueberschwemmungen und Seuchen auf der einen Seite, Wohlfeilheit der Lebensmittel, Höhe des Arbeitslohnes und die Aussablung desselben in Silber in den Donaufürstenthümern, verlockten die Szekler immer mehr, ihre alte Heimat zu verlassen. Die walachischen Grundbesitzer nahmen sehr wohlgewachsene Menschen gern als Dienstleute und Auswanderer auf. Mehrere Szeklerwädchen wurden von reichen Grundbesitzern geheirathet; einige Handwerker kamen in günstige Lage. Dies war der Grund, daß die Auswanderung zu einer Krankheit ausartete. Abenteurer, Bankerotteure benutzten dies und laufen von den mit Nachkommenschaft reich gesegneten, aber an Gütern armen Szeklerfamilien die schönsten Kinder im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren, unter dem Vorgeben, daß die Knaben ein Handwerk lernen, die Mädchen aber an reiche Bojaren verheirathet würden. Die armen Eltern, welche meist nur aus Noth ihre Kinder hingaben, ahnten aber nicht, daß ihre Söhne als förmliche Sklaven dienen müssen und die Mädchen zu einem schändlichen Gewerbe benutzt werden. Trotz aller Erfahrungen und aller Warnungen von Seiten der Behörden dauert aber der Auswanderung fort.

Die Pimos am Rio Gila, im gegenwärtigen Arizona-Territorium, sind ein halbcivilisirtes Indianervolk, das mit den Weißen stets gern in Frieden gelebt hat. Wir lesen nun, daß ein Herr Stea in New-York eine Grammatik der Pimasprache veröffentlicht hat. Er reiht die Handschrift, nebst einer andern, welche in spanischer Sprache eine Skizze von Sonora enthält, von einem Herrn Buckingham Smith, welcher beide ins Englische übersetzt hat. Arizona ist bekanntlich ein Theil von Sonora, und jenen westlichen Gegenden ist die Sprache der Pimas in verschiedenen Dialekten weit verbreitet. Jene Grammatik ist von etwa hundert Jahren von einem spanischen Missionär verfaßt und die eben erwähnte Skizze führt von einem Jesuiten her, der zwölf Jahre im Lande war; sie ist gleichfalls schon im vorigen Jahrhundert verfaßt worden.

Ueberreste der Indianer in Canada. Vor hundert Jahren hörte man viel von den Huronen, Algonkinern, Irokesen und anderen Rothhäuten, die ein Schrecken der Weißen waren und in den Kriegen, welche England, Frankreich und die Vereinigten Staaten führten, eine große Rolle spielten. Wie viel ist heute von ihnen allen übrig geblieben? Die neueste Zählung giebt Antwort.

Digitized by Google

Die Irokesen wurden schon vor nun etwa 90 Jahren aus der Gegend im Süden des Ontario-See's vertrieben; was übrig war, siedelte man am St. Lorenz zu, zwischen jenem See und dem Erie und an der Themse, welche in den St. Clair-See mündet. Gegenwärtig zählen sie keine 3000 Köpfe mehr. Andere Irokesen, welche von der französischen Regierung Canadas am Nordufer des St. Lorenz bei Caughnawaga, am Wasserfall St. Louis und bei St. Regis angesiedelt wurden, zählen jetzt 2300 Leute; sie sind theils Ackerbauer, theils Schiffer.

Auf dem Nordufer des St. Lorenz, zwischen dem Saguenay und dem Meere, streifen etwa 2500 wilde Nomaden vom Stamme der sogenannten Montagnards oder Montagnacs umher; zwischen dem Saguenay und dem Huron-See werden die Wälder durchstreift von den Horden der Terres de boute, Algonkiners des trois Rivières, Mistafiss, Naskopi, Utanacs und Nepissings; zusammen etwa 2500 Köpfe. Die „civilisirten", d. h. ansässigen Huronen von Jenne Lorette in der Nähe von Quebec sind nur 282 Köpfe stark; die Nepissings, Algonkiner und Irokesen am See des vier Montagnes zählen 340 Seelen, die Abenakis vom St. François 387, jene bei Becancour 172, die Indianer am Rivière Berte 171, die Mikmaks bei Ristigouche 473 Köpfe.

In Ober-Canada leben am St. Clairsluße auf der Insel Walpole zwischen 900 und 900 Odschibwäs und Potawatomis, am Ebenal Ecarté ungefähr 500 ihrer Brüder; auf der großen Insel Manitulin im Huron-See 1226; am Nordufer des genannten See's und am Obern See einige Jägerdörfer.

So sehr sind die Rothhäute zusammengeschmolzen. Und nun macht in ganz Canada die Ansiedelung reißende Fortschritte, die früheren Einöden erhalten mehr und mehr eine weiße Bevölkerung und bevor ein Menschenalter vergeht, werden diese schwachen Ueberbleibsel der Indianer weiter nach Westen hin, jenseits der Großen See gedrängt sein. Dort jagen sie dann noch höchstens ein paar Menschenalter hindurch das Elenn und den Hirsch, aber auch die in jene Gegend rückt ihnen die Civilisation nach, welche sie nicht vertragen und der sie nicht widerstehen können. Dann verschwinden sie allmälig ganz von der Erde, ohne daß man sich um sie kümmert und ohne daß diesen einst mächtigen Völkern eine Thräne nachgeweint wird!

Die östlichen Provinzen der Kap-Kolonie haben Mangel an Arbeitskräften. Um sich dergleichen zu verschaffen, beantragten sie beim Gouvernenr die Einführung von Negern und Tamares. Die letzteren sind bekanntlich ein schwarzes Volk im Nordwesten der Kap-Kolonie, welches wir durch Gatton's Reisewerk genauer kennen gelernt haben. Jene Erlaubniß wurde jedoch verweigert, und zwar in ganz richtiger Erwägung, daß sie doch keine guten und verläßlichen Arbeiter abgeben würden, und daß man sich bitten müsse, die Kolonie mit einem schwarzen Proletariat zu beglücken.

Die holländischen Bauern haben zwischen Cradock und Queenstown das Dorf Tarkastat gegründet, dessen Bevölkerung rasch anwächst.

In Britisch-Kaffraria kommen jetzt schon zwei englische Zeitungen heraus und ein deutsches Blatt, die „Post." Bekanntlich ging die deutsche Legion, welche während des Krimkrieges in England gebildet wurde, nachher zum großen Theil in die Kap-Kolonie und erhielt ihre Standorte an der Grenze von Britisch-Kaffraria, um dieses gegen etwaige Einfälle der Kaffern zu schützen. So entstanden deutsche Ansiedelungen, welche zwei bis dreitausend Köpfe zählen.

Aus dem Gebiete der Zulu-Kaffern, das nördlich von der Kolonie Natal liegt, sind im verigen Jahre tausende von Menschen nach dieser letzteren ausgewandert, viele zogen auch in das Gebiet der Amaknsah und Amamtongis. Die vielzähligen Stämme sind sehr ein Wandern und in Bewegung.

Fortgang der Ansiedelung auf Neu-Caledonien. Diese wertvolle französische Kolonie im Großen Ocean, welcher wir mehrfach erwähnten, hat in dem durch seine Ausnahme der estafettanischen Küste bekannten Schiffstapitän Guillain einen neuen Gouvernenr erhalten. Derselbe trat im Juni 1862 sein Amt an. Es fanden große Festlichkeiten statt, und in Port de France, dem Hauptorte, war die Garnison auf dem „Setterine-Platz" aufmarschirt. Guillain erklärte, Neu-Caledonien müsse wesentlich eine Ackerbau-Kolonie werden, Jeder solle Muth haben und sich selber helfen. Die schwarzen Eingeborenen überreichten ihm, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, eine Keule zum Schädelzerschmettern; diese ist das Amts- und Würdezeichen der Häuptlinge. Nachher besuchte der Gouvernenr die Missionen und die Zuckermühle, erklärte, daß er eine „vorschriftmäßige" Erörterung der Kolonialinteressen im „Moniteur de la Nouvelle Caledonie" gestatten werde; auch wolle er die Bleibeinkehr erleichtern, die Ausfuhr demnächst erlauben. Welche verschiedenen Begriffe die französische Regierung vom Kolonialwesen hat, geht daraus hervor, daß sie auf Neu-Caledonien das Paßwesen und das etwas ältere System der Ertheilung von Aufenthaltskarten eingeführt hatte!! Dieses hob Guillain auf, weil freie Bewegung eine Grundbedingung für die Einwanderung sei. Er richtete dann nach dem fein Innern hin einen Postdienst ein und will Wege bahnen lassen, was allerdings die Hauptsache ist, zunächst nach der Niederlassung Kanata. Kapitän Hardo besuchte die Küstenpunkte Unia, Kiakiek, Ngoeh, Tuta und Balaeh und brachte für die Ansiedler auf der Station Nagap Arbeiter und Geräthschaften. Der Schiffslieutenant Chambeyron unternahm einen Ausflug von der Ngoe-Bucht in's Innere, zum Zweck topographischer Aufnahmen, und ging zunächst nach dem Hundeloch-Pik, der 1631 Meter Höhe hat und 12 Kilometer von der Küste entfernt liegt. Gleichzeitig unternahm ein Ingenieur hydrographische Arbeiten an der Ostküste.

Australien. Die Regierung von Neusüdwales hat eine beträchtliche Strecke Landes am Hunterflusse der zu Sidney gegründeten Gesellschaft zur Beförderung des Baumwollenbaues überlassen, damit dieselbe Versuche in großem Maßstab anstellen könne.

Während Südafrika an Dürre litt, wurden die Kolonien Viktoria und Westaustralien von unendlichen Regengüssen heimgesucht. Namentlich in dem letztern traten die Flüsse weit über ihre Ufer aus und zerstörten Brücken, Straßen und Landgüter; man hatte dergleichen seit dreißig Jahren nicht erlebt.

Südaustralien beginnt sich eifrig, den Zug der Einwanderung nach sich hinzulenken, und hat beschlossen, zur Beförderung derselben ein Drittel des Ertrags vom Verkauf öffentlicher Ländereien zu verwenden. Die beiden anderen Drittel sind für die Tilgung der öffentlichen Schuld und für öffentliche Arbeiten bestimmt.

In Untercalifornien wächst eine Art von Upland-Baumwolle wild. Eine Kompagnie in San Francisco hat dort eine ausgedehnte Landstrecke erworben, um Baumwolle zu bauen, weil sie Arbeiter für geringen Lohnsatz haben kann, und das letztere ist eine Hauptsache.

Die baarfüßen Menschen in Australien. Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, daß man einen Menschen gefunden habe, der einen ganz und gar unbebaarten Stamm australischer Eingeborener angehöre. Die Sache scheint ihre Richtigkeit zu haben: denn der Sydney Morning Herald erhält folgende Mittheilung:

In der letzten Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Sydney sragte Herr Alfred Roberts, ob etwa einer der Anwesenden neue Thatsachen melden könne über die unbebaarten Eingeborenen, welche man im Distrikt Balonne gesehen hat. Einer dieser Wilden ist im Februar 1862 von Herrn Donald Mac Lay nach Sydney gebracht und von Herrn Roberts genau untersucht worden. Dieser fand den Wilden in ganz regelrechtem Zustande; er befand sich wohl, war gut gebaut und gut genährt. Die Haut wurde mikroskopisch untersucht und in ganz gehöriger Ordnung befunden; sie war vom Kopfe bis zum Fuße ganz und gar ohne alles Haar, nur allein an den Augenlidern sind einige Haare zu bemerken. Der Schädel war durchaus glatt. Man ist nun eifrig darüber aus, im Bezirk Balonne noch mehr solcher kahlen Menschen aufzufinden.

Robinson Crusoë als Reisender. Der Engländer Paton besuchte auf seinen levantinischen Wanderungen manche griechische Klöster und wurde überall freundlich aufgenommen. In einem derselben, Manasia, veranstalteten die Mönche zu Ehren des freigebigen Engländers eine Art von Festmahl. Am Schlusse desselben erhob sich ein Geistlicher, nahm einen großen mit Wein gefüllten Becher zur Hand und sprach: „Du größte Reisende Deines Vaterlandes, welchen wir kennen, ist Robinson Crusoë, gebürtig aus der Stadt York. Er war erst ein armer Mann und hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, aber am Ende gelangte er doch mit Gottes Hülfe in seine Heimat und sah Verwandte und Freunde wieder." Der gute Mönch hat also Defoe's oder Campe's Erzählungen für baare Münze genommen!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von J. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Die Osterwoche in Jerusalem.

Der Zwiespalt unter den christlichen Kirchen. — Gefahren der Pilgerreise in früheren Zeiten. — Wallfahrer auf den Dampfschiffen. — Die heilige Woche. — Kirche des heiligen Grabes. — Aeußerungen eines Russen. — Die Lateiner in Jerusalem. — Schilderung der griechischen Pilgerkaravanen. — Wie man einen Sitz im Himmel erkauft. — Die Schädelstätte und Christi Grab in ihrer heutigen Gestalt. — Stein der Salbung und Aramskapelle. — Besitznahme der heiligen Stätten. — Der griechische Patriarch. — Palmsonntag: Vertheilung der Palmen. — Mord, Todtschlag und türkische Soldaten in der Grabkirche. — Anblick derselben am Charfreitage. — Ein Passionsspiel. — Das Herabkommen des heiligen Feuers vom Himmel. — Ostersonntag. — Der Jordan und das Todte Meer. —

Wie weit liegen die Zeiten hinter uns, da man vieler Wochen und Monate bedurfte, um nach Jerusalem zu gelangen! Wir kennen aus der großen Anzahl von „Reißbüchern zum heiligen Lande“ die Menge von Beschwerden und Gefahren, welchen einst die frommen Gemüther ausgesetzt waren, die dem innern Drange nicht widerstehen konnten, einmal an der Stätte ihre Andacht zu verrichten, wo ihr Heiland gelebt und gelitten.

So lange christliche Mächte den Orient beherrschten, war für die Pilger leibliche Sicherheit vorhanden. Aber schon im frühen Mittelalter fielen die Gegenden, in welchen das Christenthum entstand, unter die Gewalt der Mohammedaner. Die Eingetzgläubigen und deren verschiedene Abtheilungen und Sekten haben bekanntlich von jeher einander weit ingrimmiger verfolgt und bekriegt, als je die Heiden. Wegen „himmlischer Wahrheiten“, welche die Einen für wahr, die Anderen für falsch ausgeben, und wegen vieler Lehrsätze und Glaubensmeinungen, über welche die Menschen

Lager einer griechischen Pilgerkaravane in Palästina.

von einander abweichen, haben sie viele Jahrhunderte hindurch ganze Oceane von Blut vergessen und grenzenloses Unheil über die Welt gebracht, ohne daß man bis heute der Einstimmigkeit auch nur um eines Zolles Breite näher gerückt wäre. Und so wird es immer sein, weil das durch das innerste Wesen und die Urantage des Menschen nun einmal so bedingt ist. Statt sich zu freuen, daß so viele Punkte der Uebereinstimmung vorhanden sind, haben

Digitized by Google

die Bekenner der verschiedenen Religionen und Kirchen, die Geistlichen allemal im Vortrab, einzelne Abweichungen in den Vordergrund gestellt, ihre Ansichten Anderen aufzwingen wollen, und so ist es dann gekommen, daß die Länder der Eingottgläubigen mit Gräueln erfüllt wurden.

Wenn die verschiedenen Christen, dogmatischer Subtilitäten halber, einander mit Schwert und Scheiterhaufen verfolgten, dann darf es nicht Wunder nehmen, daß die Mohammedaner ihrerseits diesen Christen keine Schonung angedeihen ließen; und sie thaten es um so weniger, weil sie Eroberer waren. Ihnen gegenüber hatten die Pilger einen harten Stand, besonders in den langen Kämpfen während der Kreuzzüge und nachdem die Abendländer den Versuch gemacht hatten, das „Heilige Land" dauernd in Besitz zu nehmen. Aber ausgeschlossen vom Besuche Jerusalems waren die Christen nicht, denn im Allgemeinen haben die Mohammedaner eine ziemlich milde Praxis geübt. Freilich, wenn die unhammedanischen Seeräuber, namentlich die nordafrikanischen Barbaresken, Pilgerschiffe entern konnten, dann fehlte es nicht, daß die Wallfahrer in die Sklaverei abgeführt wurden.

Aber heutzutage ist das anders. Der offene Kampf zwischen Christen und Mohammedanern hat längst aufgehört; das Abendland ist Herr über den Orient geworden, und der Türke begnügt sich damit, Faust im Sacke gegen den Christen zu machen, ihm, wo es angeht, den Hals abzuschneiden und ihn am heiligen Grabe zu Jerusalem mit Knütteln und Karbatschen durchzuprügeln. Im Uebrigen wird die hohe Pforte durch christliche Mächte gestützt, sie dienen ihr als Säulen und Strebepfeiler. Wir sind eben im neunzehnten Jahrhundert, nicht mehr im Zeitalter der Kreuzfahrer oder Barbaresken.

Aber die Wallfahrten dauern fort, nur sind darin die Mohammedaner viel eifriger als die Christen. Alljährlich pilgern sechzig- bis hunderttausend Bekenner des Islam aus allen Himmelsgegenden, um zu beten am Grabe ihres Propheten Mohammed, und wenn die mohammedanischen Staaten allesammt mehr oder weniger im Verfalle sind, so hat doch die alte Inbrunst unter den Bekennern des Propheten von Mekka an Feuer und Stärke nicht das mindeste eingebüßt. Die Pilger kommen vom östindischen Archipelago, aus Nerdchina, von der Donau, sie ziehen als Tatrari vom Senegal quer durch Afrika und sind oft jahrelang auf der Wallfahrt, um in der Kaaba zu beten. Die Christen haben den großen Pilgerkarawanen der Bekenner des Islam, und namentlich dem Glanz und der Pracht des syrischen Hasch, der alljährlich von Damaskus nach Mekka zieht, nichts an die Seite zu stellen.

Und doch ist den christlichen Europäern ein Zug in's gelobte Land in hohem Grad erleichtert. Er nimmt keine großen Gefahren in Anspruch und ist binnen wenigen Wochen auszuführen. Aber das germanische und romanische Abendland betheiligt sich nur in geringem Maße bei den Wallfahrten nach Jerusalem; eifriger sind schon Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche. Wir wollen jedoch erwähnen, daß in der neuesten Zeit aus den katholischen Gegenden des südlichen Deutschlands einige Pilgerzüge nach dem gelobten Lande stattgefunden haben; ob die Wallfahrer ihre Hoffnungen befriedigt oder getäuscht fanden, ist uns unbekannt. Aber die Fahrt mit dem Dampfer des Triester Lloyd war ohne Gefahr und Beschwerde, nahm bis zur phönikischen Küste bei Beyrut nur acht Tage in Anspruch und erforderte keine große Summe.

Die germanischen Völker sind in überwiegender Menge Protestanten, die romanischen sind Katholiken geblieben. Bei diesen letzteren war der Zug nach einem Besuche des „Heiligen Landes" seit Jahrhunderten zwar nicht bedeutend, aber doch weniger schwach als bei den ersteren. Die Politik spielt hinein. Frankreich hat von je in den außereuropäischen Ländern sich zum Hort, zur Schutzmacht des Katholicismus aufgeworfen. Aber im Orient ist die Zahl der Bekenner des griechischen Orthodoxismus den Anhängern der römischen Kirche bei weitem überlegen. Als Protektor jener tritt Rußland auf; zwischen beiden Abtheilungen der Christen herrscht Widerwillen und Eifersucht, und über die Frage, ob Rußland oder Frankreich, ob die griechischen Orthodoxen die baufällige Kuppel des Heiligen Grabes wieder herstellen sollten, ist es während der letzten Jahre zu manchen ärgerlichen Auftritten in Jerusalem gekommen.

Die Geistlichkeit in Frankreich hat sich Mühe gegeben, alljährlich hunderte gläubiger Seelen zu einer Wallfahrt nach Jerusalem aufzumuntern. Sie sammelt eine Anzahl derselben und schifft sie zu Marseille auf einem Dampfer ein. Es sind zumeist arme Leute, welche sich wacker geplagt haben, um das Reisegeld zu erschwingen. Die Führung übernimmt ein Geistlicher, unter dessen Obhut eine fromme Karawane steht, die alljährlich, seit Ostern 1854, nach Jerusalem pilgert. Sie zählt aber nur selten mehr als etwa ein halbes Hundert Köpfe. In Marseille hören die Gläubigen, bevor sie auf den Dampfer gehen, eine Messe, und bekommen dann ein kleines silbernes Kreuz, das sie auf der Brust tragen. Auf dem Schiffe haben sie einen kleinen tragbaren Altar, an welchem täglich mehrere Messen gelesen werden. Die Pilgerfahrt nimmt gewöhnlich zwei Monate in Anspruch; davon werden etwa vierzig Tage für den Aufenthalt in Jerusalem und den Besuch des „Heiligen Landes" überhaupt gerechnet. Die Fahrt von Marseille nach Jaffa, wo man die Pilger landet, dauert, über Alexandria und Malta, zehn Tage. Von Jaffa ziehen sie landein über die Ebene Saron, nach Ramleh und durch das Terebinthenthal nach der „Heiligen Stadt", die in einer wasserleeren und unfruchtbaren Gegend 2450 Fuß über der Meeresfläche liegt.

An jenes Jerusalem knüpfen sich große geschichtliche und religiöse Erinnerungen für Juden, Christen und Mohammedaner; sie ist für alle Drei eine heilige Stätte, aber diese „Friedensstadt" des Königs David ist im Verlaufe der Jahrtausende entsetzlicher heimgesucht worden als irgend ein anderer Punkt, gleichviel ob im Orient oder im Abendlande. Israel trauert um den Verlust Zions, der Höhe, auf welcher die Burg des psalmensingenden Königs stand; die Christen sind dort nur geduldet und die Muselmänner ingrimmig darüber, daß die Nazarener sich trotzdem so dreist geberden.

Wir wollen den Verlauf der „Heiligen Woche" in Jerusalem schildern, und nehmen einen katholischen Pilgersmann zum Führer, der von andächtigem Schauer durchbebt wurde, als er die Heilige Stadt erblickte. Dann suchte er ein Unterkommen. Früher fand man ein solches vorzugsweise nur in den Klöstern, aber heutzutage hat Jerusalem Gasthöfe, in denen man für täglich drei bis vier Thaler wohnen kann, und von den Wirthen, Kellnern, Dolmetschern, Kaufleuten und anderen Biedermännern gepreßt wird. Da ist „Hotel Simeon" auf der Höhe Zion; dann das Mediterranean Hotel", auch „Hotel Cristiano" genannt, von dessen Dachterrasse man einen recht hübschen Ueberblick hat und sowohl die Kuppeln der Heiligengrabkirche als jene der Moschee Omar's sieht. Das „English Hotel" liegt in der Via Dolorosa, und ein „Logirhaus" fehlt auch nicht. In der Osterwoche sind alle Preise höher als gewöhnlich.

Doch wir begleiten nun den französischen Katholiken, der seine Wahrnehmungen und Eindrücke schildert. Zunächst

Digitized by Google

berührte es ihn empfindlich, daß sich die Türken so breit machen. Was, so fragt er, wollen diese am Grabe Christi? Weshalb sind die hier und nicht bei den Tataren oder Tibetanern? Es drängen sich Einem allerlei seltsame Gedanken auf. Da sind die Christen so stolz auf ihre Civilisation und ihr Uebergewicht in der Welt, und bis auf den heutigen Tag haben sie es weder durch Waffen noch durch Verträge dahin bringen können, daß ihre Heilige Stadt unter die Herrschaft oder Obhut der Christen kam. Seltsame Leute, welche eine solche Stätte den „Ungläubigen" lassen. Man sagt, der kranke Mann, die Türkei, sei unfähig, noch lange zu leben. Weshalb kauft man ihm Palästina nicht ab? —

Man sieht, der Franzos ist naiv oder stellt sich doch so, denn seine Frage ist leicht zu beantworten. Die Christen könnten jeden Augenblick Palästina bekommen, wenn sie sich unter einander vertragen wollten. Aber dazu waren sie allezeit durchaus unfähig, und Einer gönnte dem Andern nichts. Um das Gebot ihres Religionsstifters: „Liebet euch untereinander", haben sie sich, wie die Geschichte aller Jahrhunderte beweist, niemals bekümmert; aber gehaßt und bekämpft haben sie einander von jeher recht gründlich. Selbst am Heiligen Grabe treten die Gegensätze in aller Schärfe höchst unerbaulich auf. Unter den Mohammedanern findet in Mekka, am Grabe des arabischen Propheten, Aehnliches statt; der Sunnit verfolgt und verhöhnt den Schiiten bis in die Kaaba hinein. —

Unser Pilger traf an der Wirthstafel einen Herrn mit einem großen Schnauzbarte, der ihm Folgendes sagte: Die Lateiner (d. h. die römisch-katholischen Leute) interessiren sich nicht besonders für die hiesigen Vorgänge, sie pilgern lieber zu ihren Wallfahrtsstätten in Europa als nach Jerusalem. Im Jahre 1808 wurde das Heilige Grab eingeäschert. Wer hat dasselbe wiederhergestellt? Die Lateiner nicht, diese Ehre gebührt den Griechen. Und wie zahlreich sind eben jetzt die Lateiner hier? Man bringt kaum einhundert heraus, Priester und Laien, Männer und Frauen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc.; Alles in Allem genommen. Dagegen sind schon mehr als zwölftausend Griechen eingetroffen.

Der Mann, welcher so sprach, war ein Russe.

Zwischen römischen und griechischen Christen trat, beiläufig bemerkt, die Spaltung schon früh ein. Anfangs bezog sie sich nur auf die Sprache und war lediglich geographisch; das südliche und westliche Abendland redete lateinisch, der Osten griechisch. Der römische Papst galt indeß für das Oberhaupt der Christenheit und hatte als Vertreter im Morgenlande die Patriarchen von Alexandria und Antiochia.

Aber der Patriarch von Konstantinopel nahm den höchsten Rang unmittelbar nach dem römischen Bischof in Anspruch, bis im Jahre 857 der Patriarch Photius die oberste Gewalt des Papstes in Abrede stellte und sich dieselbe beilegte. Die Bischöfe in Rom, sagte er, hätten ihre Privilegien und ihre hohe Stellung nur dem Umstande zu verdanken, daß Rom Hauptstadt der Kaiser gewesen, aber nun sei schon längst Konstantinopel zur Residenz geworden, und daraus folge, daß dem byzantinischen Bischofe der höchste Rang und die letzte Entscheidung in allen Angelegenheiten und Streitigkeiten der Kirche gebühre. Auf Primat und Pontifikat habe die lateinische Kirche kein Anrecht mehr. Von Seiten Roms wurden diese Sätze für eine ketzerische Anmaßung erklärt, allein der Streit nahm kein Ende und im Jahre 1093 erfolgte ein vollständiger Bruch, welcher seitdem nie mehr hat geheilt werden können. Aber die griechische Kirche erkennt nicht etwa ein einziges Oberhaupt an; der Patriarch von Konstantinopel gilt allerdings in den türkischen Landen als höchste kirchliche Autorität; allein in Rußland dekretirte Peter der Große das Amt eines Patriarchen in Abgang und vereinigte die höchste geistliche Würde mit der weltlichen des Czaren, und das Königreich Griechenland hat seine besondere Nationalkirche.

Es handelt sich bei dem Gegensatze zwischen der römischen und griechischen Kirche vorzugsweise um drei Gegensätze. Die letztere erkennt die Suprematie des Papstes nicht an; ihre Bekenner nehmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten mit, glauben, daß der heilige Geist lediglich und allein von Gott-Vater ausgehe, während die Römischen seit den Tagen Kaiser Karl's des Großen ihn zugleich von Gott-Vater und Gott-Sohn ausgehen lassen. Ueber solche Dinge sind sie nun in Zwiespalt'

In Jerusalem verschwinden die Lateiner so gut wie völlig; der Franzose traf in der Woche vor Ostern höchstens achtzig nicht ansässige Katholiken; mehr waren nicht gekommen. Während der Ceremonien in der Charwoche übernimmt der italienische Patriarch die Obhut der Pilger; er wohnt im Auftrage des römischen Stuhls in Jerusalem und führt den Titel: Hüter des Heiligen Grabes. Nächst ihm kommen der Superior des Franciskanerklosters zum Erlöser und der französische Consul.

Jerusalem ist an sich eine kleine, unbedeutende Stadt, deren Einwohnerzahl wir verschieden, zwischen 14 bis 23,000 Seelen, angegeben finden. Zur Osterzeit füllen sich gewöhnlich dreißigtausend Fremde ein, manchmal noch mehr. Dann bietet die Stadt David's ein buntes Gemisch von allerlei Volk und Trachten dar; aber es sind zumeist armselig gekleidete Menschen, die sich in den engen, gewundenen, schlecht gepflasterten, unebenen Straßen drängen, oder die düsteren Bazare anfüllen. Jerusalem ist häßlich und schmutzig. —

Ich schlenderte durch die Stadt und kam an das nach Bethlehem hinausführende Thor, vor welchem ich eine Menge von Zelten aufgeschlagen fand. Unter diesen lagerten Pilger. Vor der Osterzeit kommen täglich lange Wallfahrerkarawanen aus Rußland und den Donauländern an, aus Rumelien, Armenien und Syrien, von den Jonischen Inseln, aus Griechenland, Aegypten und sogar aus Abessinien.

Alle diese griechischen Christen sehen gar nicht aus, als ob das neunzehnte Jahrhundert etwas mit ihnen zu schaffen habe; sie sind gleich Menschen aus dem Mittelalter und halten den Besuch des Heiligen Grabes für eine religiöse Pflicht. Fast alle sind sehr arm, unternehmen die weite Reise mit Weib und Kindern und bringen einige Waaren mit, um dieselben unterwegs oder in Jerusalem zu verkaufen. Auf der Reise haben sie große Beschwerden und allerlei Ungemach zu bestehen, besonders während der Seefahrt; zumeist werden sie, gleich Häringen, in kleine griechische Fahrzeuge gepackt und die Fahrt dauert lange. Der Abgang durch Todesfälle ist unterwegs gar nicht unbeträchtlich.

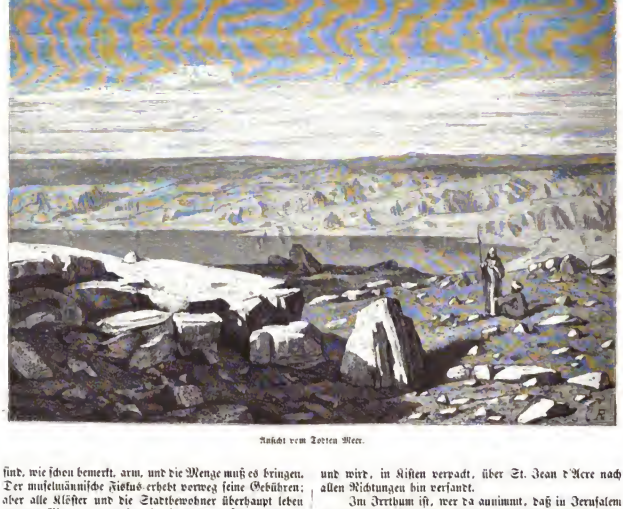
Diese Christenkarawanen ziehen unter Leitung eines Führers wie die Krauche oder Störche auf ihren Jahreswanderungen; sie nehmen allerlei Lebensmittel, Kochgeschirr und mancherlei Geräthschaften mit sich und bepacken damit Kameele oder Maulthiere. Tag für Tag sind sie vom frühen Morgen bis zum Abend in Bewegung, preisgegeben dem Sonnenbrand oder dem Regen, schlafen unter freiem Himmel und leiden nicht selten Mangel an Nahrung. Aber sie sind glücklich, wenn sie hunderte von Meilen zurückgelegt haben und in Jerusalem anlangen. Viele haben zehn oder zwanzig Jahre gedarbt und gespart, um die Pilgerfahrt machen zu können, und kehren bettelarm aber glücklich heim. —

Jerusalem ist ein theures Pflaster. Jeder griechische Wallfahrer muß am Bethlehemthor vier Para Einlaßgebühr

Digitized by Google

zahlen. Nachher finden die Pilger in den Klöſtern ihrer Nation Unterkommen, müſſen aber dafür Geld geben und dürfen auch nur zwei Tage und zwei Nächte in denſelben bleiben. Nachdem der Superior ihnen dann den größten Theil der baaren Habe, welche ſie mitgebracht, abgenommen hat, können ſie aus dem Kloſter abziehen und ſich, ſo gut es eben gehen will, irgendwo eine Wohnſtätte ſuchen. Der Einlaß zur Kirche des Heiligen Grabes muß auch mit Geld erkauft werden: überhaupt iſt „Geld, Geld und noch einmal Geld" die Loſung bei allen heiligen Stätten in und außer Jeruſalem, und wer zu den Thoren hinausgeht, muß auch dafür bezahlen. Die Pilger bieten am Tage nach der Ankunft ihre Waaren zum Verkauf aus. Die meiſten Leute

dieſem Amphitheater des Paradieſes ausſuchen und ſichern, wenn er dafür die Gebühr an die geiſtlichen Bilderverkäufer entrichtet. Gewöhnlich wählt er ſich einen Platz dicht bei dem Heiligen, welcher ſein Schutzpatron iſt. Die Preiſe ſind verſchieden, gerade ſo wie in unſeren Schauſpielhäuſern. Wer in dem erſten Range, dem himmliſchen Throne Gottes möglichſt nahe, ſich einen Sitz im Himmel ſichern will, hat den höchſten Gebührenſatz zu zahlen. Dieſe Art von Handel iſt auf die Griechen beſchränkt, die Lateiner befaſſen ſich damit nicht und haben andere Einnahmequellen. Sie verkaufen allerlei Reliquien und geweihte Roſenkränze, für welche in Jeruſalem und Bethlehem Fabriken angelegt worden ſind. Dieſer Handelsartikel findet guten Abſatz



Anſicht vom Todten Meer.

ſind, wie ſchon bemerkt, arm, und die Menge muß es bringen. Der muſelmänniſche Fiskus erhebt vorweg ſeine Gebühren; aber alle Klöſter und die Stadtbewohner überhaupt leben von den Pilgern, etwa ſo wie ein Badeort von den Badegäſten.

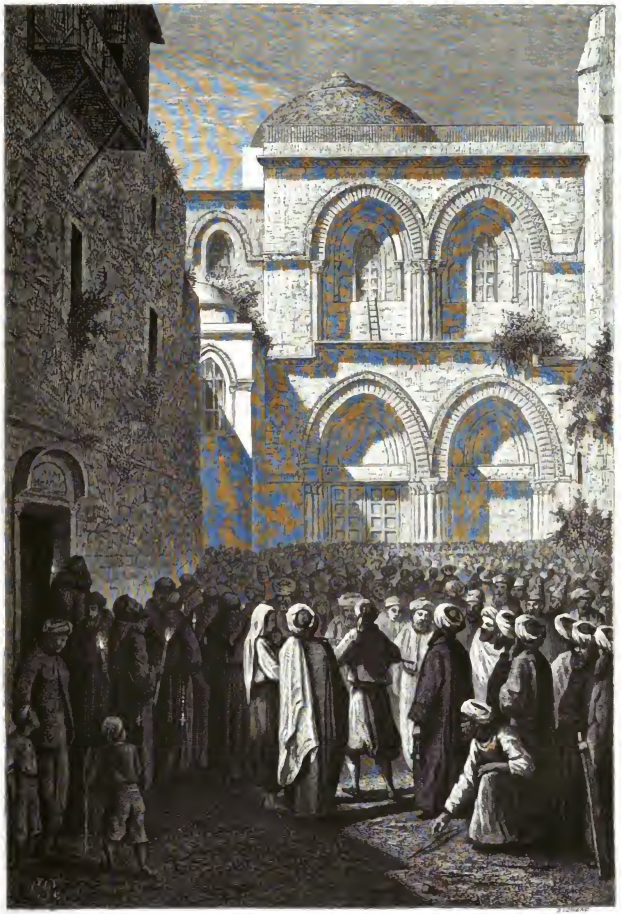
Die Armenier laſſen viel Geld in Jeruſalem; einſt zahlte ein Mann dieſes Volkes dem griechiſchen Patriarchen nicht weniger als einmalhunderttauſend Piaſter, um ſich dadurch einen der beſten Plätze im jenſeitigen Reiche der Auserwählten zu ſichern. Die Geiſtlichen bieten nämlich für die Gläubigen allerlei Bilder feil. Auf denſelben iſt das himmliſche Paradies wie ein Amphitheater dargeſtellt, mit einer großen Menge von Sitzen, wie in einem Komödienhauſe. Reſervirte Plätze ſind da vorhanden, leere Stellen neben den Heiligen auf den halbkreisförmigen Stufen der Estrade; jeder Pilger kann ſich einen beliebigen Platz in

und wird, in Kiſten verpackt, über St. Jean d'Acre nach allen Richtungen hin verſandt.

Im Irrthum iſt, wer da annimmt, daß in Jeruſalem die alte Einfachheit, das Ungeſchmückte, der tragiſche Charakter der Paſſionsauftritte gewahrt worden ſei. Man fragt: Wo iſt die Schädelſtätte, der Kalvarienberg? Und die Antwort lautet: Wenden Sie ſich rechts, ſteigen Sie jene Treppe hinauf; vom erſten Stock aus können Sie ihn ſchon ſehen. —

Die Schädelſtätte und Chriſti Grab ſind überdeckt und überladen mit Zierrath von Marmor und Silber, und liegen zwiſchen den Mauern eines Gebäudes, dem alle wahre Großartigkeit fehlt und das von einem Gewirr ſchmutziger, häßlicher Häuſer gleichſam erdrückt wird. Der geringſte Palaſt eines chriſtlichen Fürſten iſt leichter zugängig und bietet einen reſpektablern Anblick dar, als die Kirche des

Digitized by Google



Vor der Heiligengrabkirche zu Jerusalem.

Digitized by Google

Heiligen Grabes in Jerusalem. Man wird einwenden, daß Jesu Altar keines Schmuckes bedürfe. Gewiß paßt wahre Einfachheit für etwas, das an sich selbst groß und erhaben dasteht; aber wo wäre denn in Jerusalem diese wahre Einfachheit?

Nach meinem ersten Besuche der Heiligengrabeskirche schrieb ich Folgendes nieder: Die Straßen sind schmutziger wie eine macadamisirte Landstraße bei Regenwetter, übersäet mit spitzigen Steinen und schwer zu ersteigen. Vor einem der Kircheneingänge liegt ein elender Marktplatz. Etwas weiter hin bieten unter einem Gewölbe die Tröbler Rosenkränze, Medaillen und Kreuze feil. Dann folgt noch ein Gewirr von übereckten Wegen, man steigt mehrere Treppen hinab; die Kirche selbst liegt tiefer als die Häuser, von denen sie ganz umgeben ist. Nachher kommt ein viereckiger Platz, auf welchem eben jetzt griechische Pilger allerlei Zeuge, Seife und Rosenkränze ausgestellt haben. Dieser Platz bildet den Vorhof der Kirche; er gleicht einem Jahrmarkte. Jede dem Christen, welcher die Kirche betreten wollte, ohne einen Erlaubnißschein vorzuzeigen oder den Einlaß zu erkaufen! Ich war ganz ermüdet und auch in übler Stimmung durch all das Hin- und Herlaufen, Auf- und Absteigen, durch den wüsten Lärm und Tumult, und fragte meinen Führer, weshalb er mich nicht durch den Haupteingang in die Kirche führe. Er antwortete trocken: dies hier sei ja der Haupteingang.

Nun werde ich gedrückt und hin und her gestoßen, suche mich aber durch das wilde Gewühl hindurchzupressen und trete über die Thürschwelle. War ich nun in der Kirche des Heiligen Grabes? Ja, aber ich wähnte mich doch mitten in der Türkei. Der Leser möge selber urtheilen.

Auf einem mit Teppichen und Polstern belegten Gerüste saßen und lagen ein halbes Dutzend türkischer Kerle, rauchten Tabak, tranken Kaffee und spielten Schach. Diese Türken bilden die Kirchenwache und benehmen sich etwa so, als ob eine Jahrmarktsbude oder ein Waarenlager unter ihrer Obhut stünde. Wer den Einlaß in die Grabkirche nicht erkauft, wird als Christenhund mit Stockprügeln bedacht. An der Wand stehen blanke Flinten.

Einige Schritte von diesem türkischen Divan entfernt, bemerke ich einen großen viereckigen Würfel von rothem Marmor, der ein klein wenig über das Pflaster hervorsteht. Man sagte mir, das sei der Stein der Salbung, auf welchem Jesu Leichnam vor der Grablegung von Joseph aus Arimathia gesalbt worden.

Ich frage: ob einst bei der Schädelstätte ein so prächtiger Marmor dazu bereit gelegen habe, und man entgegnet mir: Das freilich nicht, der wirkliche Stein der Salbung liegt unter diesem Marmor. — Aber ich möchte gerade den wirklichen, ächten Stein sehen! Ich brauchte wahrhaftig nicht so weit zu wandern, um mir ein Stück rothen Marmors zeigen zu lassen.

Nun eilte ich nach Jesu Grabe, tief ergriffen trotz aller Unwürdigkeiten, welche ich gesehen. Man führt mich nach der rechten Seite hin unter eine große Kuppel, die oben offen ist aber bei Regenwetter mit Leinwand überspannt wird. Unter ihr steht ein kleines Marmordenkmal, eine Art von länglichem Viereck, dessen Vorderseite etwa achtzehn Fuß lang ist, und dessen Tiefe etwa fünf und zwanzig Fuß betragen mag. Es ist mit Pfeilern verziert. Auf der, dem Eingange gegenüber liegenden Seite ist es fünfeckig, und über diesem Theile befindet sich eine erweiterte Kuppel. Das Ganze bezeichnet man als „Heiliges Grab". Vor etwa funfzig Jahren war es in Trümmer gefallen und die Griechen ließen es auf ihre Kosten wieder herstellen. Sie glauben also dort mehr Rechte zu haben als die Lateiner. Diese sind auch nur im Besitz einer Kapelle und einer Galerie; das eigentliche Schiff der Kirche wird von den Griechen ausschließlich in Anspruch genommen.

Ich trete ein. Das Heilige Grab ist in zwei Theile gesondert. Der eine, mit Pfeilern versehene, dient als Vorhalle und wird als Engelskapelle bezeichnet, und hat im Hintergrund eine schmale, niedrige, in Halbkreis gewölbte Thür, durch welche man in ein etwa sieben Fuß langes und sechs Fuß breites Gemach kommt.

Mein Führer sagt: Dies hier ist das Heilige Grab. —
Wo ist das Heilige Grab?
Dort auf der rechten Seite. —

Aber ich sehe nur einen Kasten von schönem weißen Marmor, dessen Deckel einen Riß hat. Das kann doch unmöglich Christi Grab sein?

Nein, das ist es auch nicht; das wahre Grab liegt unter dem Marmor.

Ich sah also wieder nichts als bedeutungslosen Marmor, erfuhr aber nachher, daß die unter demselben liegenden, durch die Ueberlieferung gleichsam geweihten Steine sicherlich schon längst von den Pilgern zerbrochen, fortgeschleppt, gestohlen worden wären, wenn man sie nicht gesichert und der frommen Habgier entzogen hätte. Anfangs hatte man doch drei Löcher in den Marmor des muethen Grabes gebohrt, damit ein Blick auf das echte möglich sei; aber diese Löcher waren von Pilgern benutzt worden, um mit Zangen Stücke vom Grabmal abzubrechen und mitzunehmen.

Nachher ließ ich mich zur Schädelstätte führen, wurde dahei nach dem Salbungsstein und dem türkischen Divan zurückgeleitet, und mußte dann das Gesicht nach der Eingangsthür wenden; jetzt lag mir der Kalvarienberg zur Linken. Er besteht, seltsam genug, aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerke darüber. Der Ueberlieferung zufolge war er allerdings nicht hoch, muß aber doch eine angemessene Breite gehabt haben. Nun hat man ihn in Trümmer zerschlagen und nur den höchsten Theil verschont gelassen.

Im Erdgeschoß zeigte man mir zwei kleine Säle. Der eine wird als Adamskapelle bezeichnet; der andere bildet eine kleine Sakristei mit einem Magazin. Auf ganz modernen Treppen gelangt man in's Obergeschoß, das in zwei Abtheilungen gesondert ist. Die eine gehört den Griechen, die andere den Lateinern. Im Hintergrund ist eine Erhöhung, der höchste Punkt von Golgatha, aber man sieht auch dort fast weiter nichts als Marmor! Da, wo sich einst das Kreuz erhob, steht ein Altar; nur einen geringen Theil des Felsens hat man unbekleidet gelassen und in diesem sieht man einen mehr als sechs Fuß langen Riß, der von dem Erdbeben herrühren soll, dessen im Evangelium erwähnt wird. Da zerriß, sagt die Schrift, der Vorhang des Tempels von oben bis unten, die Erde erbebte, die Felsen barsten und die Gräber öffneten sich.

Doch wir wenden uns zu den Feierlichkeiten der Osterwoche. Am Sonnabend vor Palmsonntag halten die verschiedenen christlichen Gemeinschaften, jede abgesondert, die Patriarchen voran, den feierlichen Einzug in die Kirche des Heiligen Grabes, und das bezeichnet man als die Besitznahme der heiligen Stätten. Einem alten Brauche zufolge eröffnen die Lateiner den Zug, welcher von der Wohnung des italienischen Patriarchen ausgeht, und drei türkische Polizeidiener, Kawassen, schreiten voran.

In der Kirche küssen die Pilger zuerst den Stein der Salbung; nachher geht der Patriarch allein in das Heiligengrab-Monument und betet dort. Dann folgt man ihm zur Kapelle der Auferstehung, wo er seinen Ring auf Lippen und Stirn aller Pilger drückt. Das Alles bildet aber nur

Digitized by Google

ein Vorspiel zu der eigentlichen Ceremonie. Die türkischen Soldaten marschiren in die Kirche ein und setzen Gewehr beim Fuß, daß das Pflaster dröhnt. Ich gehe auf eine Galerie, die uns Lateinern gehört, denn unten strömen die Griechen ein.

Ihr Patriarch ist ein kleiner Greis von achtunggebietendem Aussehen und angethan mit sehr reichem Gewand. In der einen Hand hat er ein von Diamanten flimmerndes Kreuz und theilt mit demselben den Segen aus. Die vor ihm einherschreitenden Popen tragen hohe schwarze Mützen und rothe, weiße oder aus goldurchwirktem Stoff verfertigte Röcke. Sie bieten den Andächtigen in Sammt prächtig eingebundene, mit Gold verzierte Evangelienbücher dar. Alle Glocken ertönen, man schlägt mit Hämmern auf hölzerne Stangen, und die gesammte Geistlichkeit singt Lieder im Klageton. Daneben schwirren und tosen allerlei Stimmen durcheinander und auch an Kindergeschrei ist kein Mangel. Die ganze Kirche ist mit Weihrauchwolken erfüllt.

Zahlreich sind die Fahnen mit Heiligenbildern. Und nun kommt ein Greis in schwarzem Talar und goldener Mütze, inmitten von vier Fackelträgern und Diakonen, welche Rauchfässer in der einen Hand schwenken und in der andern Hand Reliefbilder einer gothischen Kirche halten. Jener Greis ist der armenische Patriarch.

Gleich darauf erscheinen die Kopten, ägyptische Christen, in weißen Kleidern. Sie haben sich aus einigen Brettern einen armseligen kleinen Altar zusammengezimmert und denselben, der Eingangsthür gegenüber, an die äußere Wand des Heiligen Grabes gestellt. Unter ihnen befinden sich auch die Christen aus Nubien in weißen Mänteln und schwarze abessinische Christen mit Turbanen. Ihre Gesänge sind von ganz seltsamer Art und zur Begleitung der Stimmen schlagen sie auf kupferne Becken.

Das ganze Schauspiel hat etwas „Unglaubliches" und unglaublich ist auch der Eindruck. Am Ende flimmert Einem Alles durcheinander, die Ohren sind betäubt, man glaubt sich in den babylonischen Thurm versetzt. Ich eile hinaus, drängte mich durch die Menge und war glücklich, als ich wieder frische Luft athmen konnte.

Der Palmsonntag war da. Einst zogen am frühen Morgen die lateinischen Mönche nach dem kleinen Flecken Bethphage, wo Christus oft in Gemeinschaft seiner Jünger die Nacht über verweilte. Der Superior der Franciskaner bestieg einen mit prächtigem Teppich überdeckten Esel, zwei angesehene jerusalemitische Katholiken hielten den Zaum; Mönche und Volk zogen singend hinterher auf dem mit Blumen und allerlei Grün bestreuten Wege. Am Thore schloß sich eine große Menge an und Alle riefen ununterbrochen ein lautes Hosiannah! Diese Feierlichkeit ist gegenwärtig abgeschafft worden.

Die Lateiner hören in den ersten Frühstunden die Messe, um sobald als möglich den zahlreichen Griechen Platz zu machen. Unter der Kuppel vor dem Heiligen Grabe stand ein reich geschmückter und glänzend erleuchteter Altar, und zur Seite desselben ein für den lateinischen Patriarchen bestimmtes, mit einem Thronhimmel überdecktes Gerüst. Das Marmorgrab war mit Palmzweigen hoch überdeckt; diese sind vorher vom Patriarchen in der Leichenkammer geweiht worden. Zumeist kommen diese Palmen aus der Gegend von Gaza; die höheren Geistlichen und auch manche Laien tragen dergleichen, aber mit Blumen und einer dreifachen Krone geschmückt. Der Patriarch sitzt unter seinem Thronhimmel und theilt sie an die Lateiner aus, welche sich vor ihm verneigen. Er erinnert sie daran, daß die Taube aus der Arche Noäh einen Oelzweig gebracht habe. Dann trägt man die Palmen in Processionen um das Heilige Grab und bis zum Steine der Salbung und geht nachher in die Maria-Magdalenenkirche, um eine Messe zu hören.

Aber die Lateiner müssen sich sputen, denn schon drängt in wildem Gewoge die Flut der „Schismatiker" heran. Unter der Kuppel brennen unzählige Wachskerzen; dasselbe ist der Fall im Schiffe der Kirche, auf welches die Griechen ausschließlich Anspruch haben. Neben dem Altar steht eine von einem Marmorkreis umgebene Säule; die Griechen behaupten, daß sie sich auf dem Nabel, auf dem Mittelpunkte der Erde erhebe. Bald ist die ganze Kirche von singenden Menschen gefüllt.

Diesmal kam bei der Austheilung der Palmen Mord und Todtschlag ausnahmsweise nicht vor; durchgängig sind Ruhe und Ordnung dabei sehr selten. Im Jahre 1831 befürchteten viele „orthodoxe" Christen (orthodox glauben aber Alle zu sein), namentlich die Bethlehemiten, daß sie bei der Palmenaustheilung zu kurz kommen würden, und stürmten wild gegen das Heilige Grab an. Dagwischen drängten sich Muselmänner, die auch ihren Antheil haben wollten; darüber kam es zu einer fürchterlichen Prügelei. Der Priester flüchtete sich in's Gemach des Heiligen Grabes und schloß die Thür hinter sich zu; die türkischen Soldaten sahen sich veranlaßt, in ihrer Weise zu Gunsten der Ordnung einzuschreiten, und so fiel ein wahrer Hagelsturm von Stock- und Karbatschenhieben in die Menge der Christen hinein. Als ich dort war, ging es in der Kirche selbst leidlich anständig zu, aber draußen vor der Thür fielen feste mehr türkische Prügel auf Kopf und Schultern der Orthodoxen, und ich habe in meinem ganzen Leben nie eine so angehezte Menge von Hieben austheilen sehen, als in der heiligen Woche zu Jerusalem. Wohlverstanden: die Türken allein theilen die Prügel aus, und die Christen allein nehmen dieses Geschenk in Empfang.

Im Jahre 1834 wurden etwa zweihundert Christen in der Grabeskirche zu Tode gequetscht und mehr als einhundert starben in den nächsten Tagen an ihren Wunden. Ohne abscheulichen Skandal geht es in der Osterwoche nie ab.

Vom Sonntag bis zum Dienstag Abend begiebt sich nichts Absonderliches in der Grabeskirche. Am Mittwoch ziehen die Pilger in aller Frühe nach dem Berge Zion. Dort ist ein Santon, ein mohammedanischer Heiliger. Hüter des Saales, wo, der Tradition zufolge, der heilige Geist sich auf die Apostel herabließ und wo David die Bundeslade aufstellte. Nachher zieht man in's Thal Josaphat und besucht die Stätten, an welche biblische Erinnerungen sich knüpfen.

Um drei Uhr Nachmittags treffen die Züge wieder in der Grabskirche ein. Die Mönche sitzen auf Pulten, welche in Reihen vor der Pforte zum Grab aufgestellt sind, und singen Stellen aus Jeremias und David. Nachdem mit leiser Stimme eine Art von Predigt gesprochen worden ist, pauken die Mönche auf ihre Bücher, auf die Pulte und auf die Bänke. Gleichzeitig machten katholische Kinder einen Heidenlärm mit Castagnetten, und der Skandal wurde so arg, daß die türkischen Soldaten sich einmischten und die ganze tobende Gesellschaft vom Grabe hinwegprügelten. Die liebe Jugend zog dann im christlichen Stadtviertel umher und brachte den reicheren Katholiken ein Ständchen mit Geschrei und Castagnettengeklapper.

Der Gründonnerstag kann als ein privilegirter Tag für die dem römischen Stuhl anhängigen Christen betrachtet werden, denn sie haben an ihm die Grabkirche bis zum Charfreitag Mittag ganz allein für sich. Doch drängen sich nicht selten auch Schismatiker ein.

Im Vorhofe steht ein von den Griechen errichteter Altar; denn da sie jetzt nicht in die Kirche hinein dürfen,

Digitized by Google

so beten sie draußen. Schon vor acht Uhr früh sieht man ein gewaltiges Gedränge von Griechen, Armeniern, Maroniten, Kopten und anderen Nichtkatholiken; es wimmelt von Menschen in den benachbarten Gassen und auf den Dächern; Alles murmelt Gebete. Diese Scene macht einen tiefen Eindruck, der durch Nichts gestört wird.

Meinem türkischen Kawaß, welcher mir nun einen Weg durch das Gewühl bahnte, verdanke ich, daß ich bis in die Kirche gelangte. Wie ganz anders sieht es heute dort aus! Alles ist ruhig und in dem großen Gebäude fühlen wir Handvoll Lateiner uns fast vereinsamt. Das Abendmahl wird ausgetheilt; die Processionen geht um das Heilige Grab, zum Steine der Salbung und nachher theilt der Patriarch den Segen aus. Um zwei Uhr wäscht ein Geistlicher zwölf Pilgern verschiedener Nationen die Füße, welche er küßt und bekreuzigt. Manche Wallfahrer bleiben während der Nacht in der Grabkirche. Tafelde geschieht bekanntlich auch bei den Mohammedanern in der Moschee zu Mekka.

Nun ist Charfreitag da. Die Frühmesse wird auf dem Kalvarienberge gelesen, und die Lateiner haben, wie schon bemerkt, ein Recht, bis Mittag allein die Grabkirche zu behaupten. Ich stand auf einer Galerie und sah, was sich unten begab. Die Schwärme der Griechen zogen heran und binnen einer halben Stunde war der ganze Tempel in eine Gastwirthschaft umgewandelt. Ich gewahrte ein Schauspiel, das ich nie für möglich gehalten hätte.

Für die Griechen besteht das große Interesse an der Charwoche weniger darin, sich an Christi Tod zu erinnern, als das heilige Feuer vom Himmel zu erhalten. Diese unzählige Menge von armen Wallfahrern war nun in der Grabkirche erschienen, aber wie? Jede Familie bringt allerlei Hausrath und Küchengeschirr mit, denn sie will vier und zwanzig Stunden dort bleiben, um am Sonnabend das Hervorbringen des heiligen Feuers zu sehen. Die Weiber schleppen auf dem einen Arm ein Kind, auf dem andern Töpfe oder Oliven und Brot, und in einem Korb auch Buttermilch.

Jeder möchte den besten Platz erringen. Glücklich preisen sich jene, welche ihr Bett am Heiligen Grab ausbreiten können; andere bereiten es am Fuß der Säulen, andere anderwärts, und kaum bleibt ein wenig Raum zum Gehen. Der Raum unter der Kuppel füllt sich sehr rasch.

Griechische Pilger baden im Jordan.

Nach und nach werden die übrigen Räume in Besitz genommen. An der äußern Wand des griechischen Chors sieht man in der Mauer selber, etwa zehn Fuß über dem Boden, große Schränke angebracht. Die Flügelthüren sind geöffnet, und in den Schränken sitzen, auf den Brettern der einzelnen Gefächer, Frauen in großer Anzahl; sie haben sich zusammengekauert und erinnern lebhaft an die Götzenbilder in indischen Tempeln. Viele Männer suchen Plätze an den Säulenvorsprüngen, am Karnieß, auf kleinen Gerüsten. Unten ist ein unablässiges Gehen und Kommen; es wird gegessen, geraucht, getrunken. Die türkische Polizei mengt sich nicht ein, sie thut weiter nichts, als daß sie Jeden, der in die Kirche hineingeht, nach Waffen durchsucht und was sie davon findet, in Verwahr nimmt.

Während die Griechen sich in der Grabkirche dergestalt häuslich eingerichtet haben, beten die Lateiner an den ver-

Das Innere der Grabkirche in Jerusalem. Austheilung des heiligen Feuers.

Digitized by Google

schiedenen Stationen des Marterweges und kommen erst Abends in die Kirche, um eine Procession mitzumachen und einer dramatischen Vorstellung beizuwohnen.

Um sechs Uhr nämlich ziehen die „Väter des heiligen Landes" aus der Kapelle der heiligen Jungfrau. Sie tragen ein großes Kreuz, und an demselben befindet sich eine Relieffuppe in Menschengröße. Sie soll Jesus Christus darstellen: Kopf, Arme und Beine sind biegsam.

Hinter den Vätern gehen Gläubige mit Fackeln, singen abwechselnd ein Stabat und ein Miserere und halten bei den verschiedenen Stationen an, zuerst bei jener der Kleidervertheilung, dann bei mehreren anderen, endlich bei der Schädelstätte. Dort zeigt ein Priester jenes Kreuz vor und erzählt, was Jesus auf Golgatha gelitten habe. Einige andere Priester heben nun die Puppe in die Höhe und nageln sie an ein anderes Kreuz. Inzwischen fährt der erste Priester in seiner Erzählung fort, und die versammelten Andächtigen schreien, weinen, schluchzen; in der Kirche selber dauert inzwischen der Tumult fort. Das währt so eine Weile. Dann tritt ein Mönch an's Kreuz hinan; in der einen Hand hält er einen Hammer, in der andern eine Zange. Mit dieser letztern reißt er die Dornenkrone vom Kopfe der Puppe, welcher, weil biegsam, sich neigt; nachher zieht er die Nägel aus den Händen und die Arme sinken herab; ein Gleiches geschieht mit den Nägeln an den Füßen und dann wird die Puppe von anderen Mönchen in leinenen Binden aufgefangen. Die Menge kniet nieder und betet, der Zug setzt sich wieder in Bewegung und geleitet die Puppe nach dem Steine der Salbung, wo das Drama seinen Fortgang nimmt. Auf dem rothen Marmor ist ein weißes Laken ausgebreitet, an den vier Enden stehen Becken mit wohlriechenden Essenzen. Ein Priester besprengt damit die in ein Schweißtuch gewickelte Puppe, verbrennt Weihrauch und spricht die darauf bezüglichen Worte aus dem Evangelium. Das Ganze schließt mit vielem Weihlagen am Heiligen Grabe, auf dessen Marmor die Puppe niedergelegt wird.

Inzwischen sind die Griechen in Erwartung des heiligen Feuers; der Sonnabend ist gekommen und für einen Lateiner ist es nun keine leichte Aufgabe, in die Grabkirche einzudringen. Die Thüren sind geschlossen; jeder Gläubige hält ein Bündel Wachskerzen in der Hand. Eine Doppelreihe türkischer Soldaten will einen Weg offen halten, wird aber oft durchbrochen und theilt mit Stöcken, Karbatschen und Haubajonnetten Schläge aus. Nachdem wir eine Stunde gewartet haben, geht die Thür auf und das Gedränge wird entsetzlich, weil Aus- und Eingehende sich begegnen. Doch die Kawassen des französischen Konsuls schaffen mit ihren Knütteln Rath; sie schlagen nach rechts und nach links und können solchergestalt den Durchzug erzwingen. Die Lateiner gelangen endlich auf die Hälfte der Galerie, welche ihnen gehört und können fortan Alles, was sich begiebt, in voller Gemächlichkeit mit ansehen.

Unter der Kuppel ist ein Gewimmel von Griechen, Armeniern, Kopten, Abessiniern, Negern und Indern, von Menschen aller Farben. Manche sind lediglich mit Hemd und Halbhosen bekleidet und barfuß. Jeder will einen guten Platz erhalten und einige kecke Araber haben Gürtel und Turban benutzt, um daraus ein Schwungseil zu verfertigen, das an den Säulenkapitälen befestigt worden ist. So hängen sie gleichsam in der Luft, aber sie haben doch ihren Platz.

Um zwei Uhr erscheint der Pascha, denn er wohnt allemal der Ceremonie bei. Sie beginnt, nachdem dieser Mohammedaner Platz genommen hat. Die Griechen und Armenier stimmen ihre näselnden Gesänge an; ihre Geistlichen ziehen mit entfalteten Bannern heran und geben zweimal um das Heilige Grab. Der griechische Bischof, der als Feuerbischof bezeichnet wird, geht allein in die Grabeskammer, nachdem er allen Schmuck kirchlicher Würde abgethan hat. Die Gläubigen sagen, er behalte nur ein dünnes, weißes Gewand auf dem Leibe, weil er sonst die Glut des himmlischen Feuers nicht aushalten könne. Uebrigens nimmt er zwei, natürlich nicht brennende, Fackeln mit.

Nach einem Weilchen erscheint das heilige Feuer; es quillt hervor aus zwei länglich-runden Oeffnungen in der Mauer an den Seitenwänden der Engelskapelle. Das Feuerloch zur Linken ist für die Armenier, das zur rechten für die Griechen. Ein Mann rennt heran, hält sich aber dabei gebückt, zündet am heiligen Feuer eine Fackel an, legt sie auf dem Altare der Armenier nieder, und so erhalten seine Glaubensgenossen die heilige Glut; auch die Syrer und Kopten bekommen etwas ab, und bald ist es auch auf den oberen Galerien. Dabei schreit die versammelte Menge und die Glocken werden geläutet. Diesmal hatten die Armenier den ersten Funken, die Griechen bekamen ihn ein paar Sekunden später, weil sie zu hastig waren. Ihre Fackel hatte zwar am ovalen Loche Feuer gefaßt, erlosch aber zweimal.

Nun kam der Bischof wieder zum Vorschein. Sein Blick war starr, das Gesicht bleich; bekleidet war er nur mit einem Hemd und in jeder Hand hielt er eine brennende Fackel. Jeder Gläubige, welcher im Besitze des himmlischen Feuers ist, fährt damit über alle Theile des Körpers, um sich zu reinigen. Dazu eben dienen die obenerwähnten Wachskerzen. Die Männer fahren damit zunächst über Bart, Hals und Brust und behaupten, es thue nicht weh; die Weiber sind noch viel eifriger; sie erschienen unserm katholischen Gewährsmanne wie Bachantinnen; überhaupt machte das Ganze auf ihn den Eindruck, als ob er bei einem heidnischen Saturnalienfeste zugegen gewesen sei. Die Lateiner glauben nicht an dieses himmlische Feuer, die Türken natürlich ebenso wenig.

Im Jahre 1825 fiel es dem Pascha von Damaskus ein, sich zu überzeugen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit diesem himmlischen Feuer habe. Er drang darauf, mit dem griechischen Patriarchen eingeschlossen zu werden, der an allen Gliedern zitterte und Alles aufbot, sein Geheimniß vor dem Muselmanne zu bewahren. Aber der Pascha war unbarmherzig. Der Patriarch machte kein Feuer. Nach einer Weile begann die Menge zu toben, sie verlangte das himmlische Feuer. Da warf sich der Patriarch dem Pascha zu Füßen und gestand ein, daß er das Feuer mache und sich dazu des Stahles, Feuersteins und Schwefels bediene. Zündhölzchen gab es in jener Zeit noch nicht. Der Mohammedaner wurde grimmig, sprach von nichtswürdiger Betrügerei, fing aber an zu lachen und beruhigte sich, als ihm der Patriarch sagte: „Wenn wir dieses heilige Feuer nicht mehr verfertigen, dann werden die griechischen Pilger ausbleiben; dann bekommen wir beide kein Geld mehr und wovon soll Jerusalem leben?" Das leuchtete dem Türken ein, der Patriarch schlug Feuer an und die Gläubigen waren beruhigt. Der Pascha hat aber keinen reinen Mund gehalten.

Am Osterfeuntage kommen nur wenige Griechen in die Grabkirche, aber alle Lateiner stellen sich ein. Schon um Mitternacht beginnt die Andacht und dauert bis zum Mittage. Man wirft Palmzweige auf das Heilige Grab und nimmt sie wieder, nachdem der Segen darüber gesprochen worden ist.

Die Griechen zerstreuen sich in der Stadt umher, manche gehen auch in's Thal Josaphat oder pilgern nach dem Jordan; aber für sie ist die Hauptsache vorüber, sobald sie ihr heiliges Feuer haben. Bevor sie abziehen, kaufen sie von den Geist-

Digitized by Google

lichen ein Zeugniß, zum Beweis, daß sie während der Osterzeit in Jerusalem waren; manche lassen sich auch auf Arm oder Brust Figuren des Kreuzes, der Lanze und die Namenszüge von Jesus und Maria einätzen.

Die griechischen Pilger, welche den Jordan besuchen, baden im Strom an der Stelle, wo, der Tradition zufolge, Christus von Johannes getauft wurde. Derselbe liegt etwa drei Wegstunden vom Todten Meer entfernt, und der Jordan ist dort breiter als der Main bei seiner Mündung in den Rhein. Wer jenen Punkt sieht, erhebt ein Freudengeschrei; die Pilger werfen die Kleider ab und rennen mit solcher Hast in die Flut, daß nicht selten Manche dem Ertrinken nahe sind. Zuerst tauchen sie dreimal unter und machen dabei das Zeichen des Kreuzes. Dann trinken sie, nicht um den Durst zu löschen, sondern um sich innerlich zu reinigen. Später stellen sie sich um einen Priester herum, der ihnen Wasser über den Kopf gießt. Viele tauchen ein Stück weißer Leinwand in den Jordan; es dient ihnen zum Bahrtuche, in welchem sie sich begraben lassen. Schon in Jerusalem legen sie es auf das Grabmal und auf die Schädelstätte; auch berühren sie es mit dem heiligen Feuer.

Nach dem Todten Meere finden keine Wallfahrten statt; aber ein Besuch dieses „von Gott verlassenen" Sees ist immerhin der Mühe werth. Alles ist öde, wild, zerrissen und macht einen unendlich niederschlagenden Eindruck auf den Beschauer.

Sagen in der bayerischen Oberpfalz.

Das Gebiet der Oberpfalz. — Wodanssagen. — Wald und Bäume. — Der Hovmann. — Wond und Freid. — Der Wirbelwind. — Das wilde Gejagt. — Die Katzenegger, Heitzegher und Holzfräulein. — Donar. — Donnerkeil und Blitzstrahl. — Wetterhexen. — Männliche Hexen. — Wettersegen.

Alle Hochachtung vor König Maximilian von Bayern! Dieser Fürst bethätigt seine Liebe zu den Wissenschaften in unermüdlicher Weise und besonders dadurch, daß er großmüthig, auf eigene Kosten, gelegene wissenschaftliche Unternehmungen in's Leben ruft, welche dem König, ihren Verfassern und dem ganzen Deutschland zur Zierde gereichen. Sie alle sind eingegeben von einem vaterländischen Geiste, und vortrefflich wäre es, wenn in anderen deutschen Landen ein so preiswürdiges Beispiel eifrige Nachahmung fände. Und daß König Max die rechten Leute kennt, welche auf seine Bestrebungen richtig einzugehen wissen, dafür liefert auch die „Bavaria" einen glänzenden Beweis.

Wir haben die drei Bände dieser „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrten." München 1860 ff., mit wahrer Freude durchgesehen, und können uns das Vergnügen nicht versagen, die Leser des Globus mit dieser vortrefflichen Arbeit, die in der That als das Muster einer Landes- und Völkerkunde dasteht, näher bekannt zu machen. Wir werden mehrfach Gelegenheit finden, Plan und Ausführung zu erwähnen; heute geben wir, gleichsam als Vorläufer, einige Mittheilungen über eine deutsche Gegend, welche früher nicht nach Gebühr beachtet worden ist, die wir aber nun in allen ihren Beziehungen aus der Bavaria gründlich kennen lernen und lieb gewinnen.

Wir meinen die Oberpfalz mit Regensburg. Sie bildet ein vom Böhmerwalde, den Ausläufern des bayerischen Waldes, den fränkischen Jura und des Fichtelgebirges umschlossenes Stück Land, welches von der in die Donau mündenden Nab durchströmt wird. Der Wasserlauf in der Oberpfalz deutet auf den Uebergang des südlichen zum mittlern Deutschland. Die bedeutendsten Gewässer: Regen, Nab und Altmühl, strömen zur Donau, aber die Ostgrenze der Oberpfalz greift in das Quellengebiet einiger Zuflüsse des Rheingebiets, und im Norden entspringt die Wondreb, ein Nebenfluß der Eger, also der Elbe.

Der Flächeninhalt beträgt 175,$_{22}$ Quadratmeilen; unter den 30 Städten sind Regensburg, Amberg, Neumarkt und Sulzbach die bedeutendsten; die Zahl der Einwohner belief sich, 7058 Militärbevölkerung eingerechnet, im Jahre 1858 auf 479,341 Seelen, in 119,144 Familien. Es ist ein kerniger, derber Volksschlag, welcher in der Oberpfalz wohnt, von der Uebercivilisation noch wenig berührt. Von seinem Leben und Treiben hat Eduard Fentsch vortreffliche Schilderungen entworfen, welche der Bavaria zur Zierde gereichen. Er stellt Haus und Wohnung dar, die Volkstrachten, die Mundarten, Sagen und Volkssitte gründlich und mit Liebe zur Sache. Er trägt redlich dazu bei, das Flußgebiet von Regen und Wondreb, Nab und Vils zu „erhöhten Ehren" zu bringen, und lohnenden Gewinn brachten namentlich seine „Schürfversuche auf dem bisher unaufgeschlossenen Felde volksthümlicher Sitte und Sage". Allerdings überrascht die zu Tage geförderte Reichhaltigkeit der Ausbeute, ihre Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit. Die oberpfälzische Sage weist unverkennbar auf altgermanischen Mythos hin (nur bin und wieder genahmt ein eigenthümlicher Brauch, ein Gewandstück, ein Orts- oder Familienname an uralte slawische Siedelung) und Fentsch liefert dafür die bündigsten Beweise.

Wir beginnen mit Wuotan, Wotan, dem allmächtigen, allturchdringenden Wesen. Seine geweihte Stätte ist der Wald, sein heiliges Thier der Schimmel; er ist kenntlich an seinem breiten Hute. Wodan offenbart sich im Wind, er fährt — begleitet von den Wallyren — im Sturme daher.

Allenthalben in der oberpfälzischen Sage begegnen wir den Spuren des heidnischen Gottes. Der Wald gilt noch heutzutage als geweihte Stätte. An seinen Bäumen werden die Martertäfelchen und Heiligenbilder aufgehangen und die Todtenbretter, sonst gewöhnlich an die Feldraine hingepflanzt, finden in der Oberpfalz häufig ihren Platz am Waldsaume oder im Schatten eines wilden Birnbaums am Felde.

Die Bäume des Waldes stehen in hoher Verehrung: „sie reden mit einander", sagt der Oberpfälzer, wenn der Wind durch's Gesäße weht, — sie haben ein geheimnißvolles Leben.

In der Gegend von Neuenhammer bitten die Holzarbeiter einen schönen, gesunden Baum förmlich um Verzeihung, wenn sie die Art an seinen Stamm legen. Der eigentliche Frevel am Baume, der absichtslos und mit

Digitized by Google

„ruchbarer" Hand verübte, ist deshalb auch in der Oberpfalz ein sehr geringer. Herr und Hüter des Waldes ist der Heyman (Hohmann, schwäb. Hojema, von Hay = Hag, eingehegter Wald). Vom Haymann erzählten die Märchen in der ganzen Oberpfalz. Er ist gewaltig groß, trägt einen Scheibenhut und hat statt des Haares und Bartes Moos und Baumflechte. In den Wäldern wandelt er umher, schwebt über den Gipfeln der Bäume oder reitet auf einem weißen Rosse. Selten verläßt er den Hag, und es ist etwas Ungewöhnliches, daß er — wie z. B. in Röth am Aller-seelentage — sein Revier überschreitet und bis an das Weich-bild des Städtchens geht. — Sein Ruf ist: „Hoy, hoy!" und der tönt wie eine Klage, weil sein Reich zu Ende gegangen.

Diese Züge lassen eine auffallende Aehnlichkeit mit Wodan nicht mißkennen. Die Oberpfalz hat selbst das Ge-dächtniß an seinen Namen nicht verloren. Schönwerth (— Verfasser der Sitten und Sagen aus der Oberpfalz —) berichtet von einer höchst merkwürdigen Sage, die um Neuen-hammer an der Pfreimt erzählt wird.

Sie spricht von einem mächtigen, der Zauberei kundigen König, Namens Wond und seiner Gemahlin Freid, welch letztere sich, um ihren Gatten zu fesseln, einen kunstreichen Halsgürtel von den Zwergen schmieden ließ, der für jenen, welcher ihn trug, die Gewalt hatte, alle Herzen zu bezaubern. Doch mußte sie sich den Zwergen zum Lohn ergeben. Als dies Wond erfuhr, nahm er ihr heimlich bei der Nacht das Geschmeide und verließ sie. Jahrelang eilte nun die Un-glückliche ihrem flüchtigen geliebten Gatten nach, und die Thränen, welche sie Abends, nach fruchtlosem Suchen, weinte, wurden zu Perlen. Endlich, als die Zeit um war, fand sie ihn und zeigte ihm die Perlen, die sie um ihn ge-weint. Es waren ihrer gerade so viel als Sternchen am Halsgeschmeide. Da wurde er erweicht, gab ihr den Schmuck zurück und nahm sie wieder auf. — Das Märchen giebt in überraschender Weise die Erzählung der Edda von Odhin und Freyja und dem Halsbande Brisingamen wieder. Die Bezeichnung: Wond, Wondl kommt auch noch ander-weit vor.

Bei den meisten jener wunderlich geformten Felsblöcke, die in den Sagen über den Teufelssprung eine Rolle spielen, geht auch der „Wondl" oder „Wouzl" um. Wuotan identifizirt sich hier mit dem bösen Feinde. Häufig reitet er auf einem grauen Schimmel. Der Wondl und sein Pferd haben keinen Kopf. Im oberpfälzischen Jurageb iete schreckt man die weinenden Kinder mit den Worten: „Sei still, der Wouzl kommt!" Um Königstein lautet ein altes Wiegenlied:

Schweig stilla g'schwind
Ma leibes Kind!
Da Wouzl kummt
Und mummt da mit.
Schweig stilla g'schwind
Und halt da Mäul,
Er is scheu draußn
Mit sein Gäul!
Dau, dau, dau, dau!

Wuotan hat die Herrschaft über den Wind. In der Oberpfalz bringt man dem Winde noch eine Art Opfer. Um Neukirchen und Etzelwang heißt es: „Dem Winde soll man drei Händeln voll Mehl hinausstreuen und dabei sprechen:

Wind oder Windin,
Hier geb' ich dir das Deine,
Laß du mir das Meine!

Dann reißt er nichts zusammen. Das doppelte Geschlecht des Windes gemahnt an Frigga. — Der Wirbelwind hin-wieder heißt dort: „Säutreck". Man sagt: „Der Säutreck jagt!" Dieselbe Bezeichnung gebraucht man aber zugleich fast in der ganzen Oberpfalz für den bösen Feind, und so berühren sich auch hier wieder der heidnische Gott, der im Sturmwinde daherbraust und der Teufel. —

Der segensreichste Wind ist jener, welcher in der heiligen Dreikönignacht weht. Dem „Dreikönigswinde" werden Thüren und Fenster geöffnet, daß er Glück und Heil ins Haus bringe. — Ehe wir auf die Sage vom wilden Gejage, die sich füglich hier anreiht, übergehen, sei noch eine beiläufige Bemerkung eingeschaltet. J. Grimm erwähnt des edisischen Namens Oci für Wuotan, d. h. der die Menschen des Wunsches, der höchsten Gabe theilhaftig Machende. Die Dichter des 13. Jahrhunderts haben den Wunsch als ein gewaltiges, schöpferisches Wesen personi-ficirt.

Auffallend häufig spricht der Oberpfälzer von einer Zeit, wo alle Wünsche wahr wurden. Das war die Zeit, wo die Welt noch jung war. Jetzt wird die Welt alt und der Sommer kalt. „Es giebt keine Sommer mehr, nur Sommerle."

Besonders reich sprudelt der Sagenborn vom wilden Gejage, dem Nachtgjeid, Nachtglead oder Nacht-geschrei. Nicht nur Ueberliefertes erbt sich fort; es ist das eines jener Kapitel, welche durch die erfinderische und gestaltende Phantasie des Volkes fortwährend vermehrt werden. Dazu regen die Stimmen an, welche des Nachts im Walde vernommen werden, wenn der Sturm hindurch-braust. Namentlich ist es der Wirbelwind, der „Säutreck", der den Spuk verkündet. Wenn ein Wirbelwind im Schwarzeuberge bei Stadt Eschenbach entsteht, dann sagen die Leute: „Der Hohmann jagt!" Ihm folgen Heren, geisterhafte Thiere, arme Seelen, — das ist das Nacht-geschrei. Nach einer Sage um Bleystein sind es die Seelen ungetaufter Kinder, welche das Geleite des Nachtgjeids bilden.

Die wilde Jagd — heißt es um Treffelstein — ist der böse Feind, welcher die Verdammten und armen Seelen jagt und Alles mitnimmt, was ihm auf der Erde wider-steht.*) Bisweilen jagt der wilde Jäger, der Hohmann, allein mit seinem Hund im Walde. —

Das gemahnt Alles an Wodan, der einherjagt auf den Flügeln des Sturmwindes, begleitet von den Einherjar, den schlecht gefallenen Helden (armen Seelen), und den Walkuren (Heren). —

Vor kaum Menschengedenken ging ein Bursche von Sandsee nach Reisach. Wie er mit Anbruch der Nacht gegen Neumaten auf das freie Feld in den sogenannten Arbergraben kam, hörte er hinter sich ein Getöse wie Katzen-geschrei. Das wuchs allgemach an, und zuletzt tönten Hundegebell und die Stimmen aller möglichen Thiere drein, so daß den Burschen die Angst schüttelte, obwohl er sonst nicht furchtsam war und anfänglich rathig aufgehorcht hatte. Da wehte plötzlich ein scharfer Windstoß vom Boweiher her, der ihn nach vorn zu Boden warf. Und nun ging's hart über ihn weg mit Gejohl und Geschrei, mit Hunde-heulen und Peitschenknallen. Es war das Gejag. Als es vorüber war, lief er heim, wie er konnte, und kam ver-stört und schweißtriefend an. Des andern Tags mußte er den Bader holen lassen. Der Windstoß aber, der ihn aufs Gesicht hingeworfen, hatte ihn gerettet, sonst wäre er zerrissen worden oder hätte mitjagen müssen. Nur wenn man am Boden liegt, das Antlitz gegen die

*) In der Gegend von Büchersreut nennen sie die wilde Jagd das Armeſündenjagen.

Digitized by Google

Erde gekehrt, geht das Nachtgjoid schadlos über Einen weg.

Ein Knecht auf der Od am Bärenstein, unweit des Marktes Waldthurn, hörte einmal, da er schon im Dachstübel war und just zu Bette gehen wollte, die wilde Jagd vorbeisausen. Beherzt und furchtlos, wie er war, schaute er zur Dachluke hinaus und rief dem Gejage spottend nach: „Hui, hui, mein Thal (Theil) a mit!“ Am dritten Tage lag er am Schragen. — Zu Zeiten, namentlich in der Dreikönigsnacht, geht das Gjeid auch im Geierberg bei Mischlbach und im Eschenhübl bei Sandsee. —

Ein Seitenstück zu der niedersächsischen Sage von Hans von Hackelberg, dem Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig, der im Thüringer Walde jagt*), erzählt man sich um Neunburg vor dem Wald. Es war einmal zur Zeit, da man um der Religion willen Krieg führte, ein Ritter von Blockösburg, der sich heimlich eine schöne Förstertochter zur Ehe nahm und darüber verfolgt wurde. Da verband er sich mit dem bösen Feind und ward zum Höllenritter. Von ihm leitet sich die wilde Jagd ab. — Im Allgemeinen heißt es, daß alle Jäger, edle wie gemeine, welche des Landmanns Saat in wilder Lust verheeren, von diesen verflucht und in Folge dieses Fluches in das wilde Heer aufgenommen werden. —

Wir wollen hier eine besondere Gattung geisterhafter Reiter erwähnen, welche um Neustadt unter dem Namen Kaltenegger bekannt sind. Diese Kaltenegger sind große Männer mit dreigespitzten Hüten — ein Zeichen des spätern Ursprungs der Sage —, welche in ganzen Schaaren auf mächtigen Rossen über die Hohlgasse während der Dämmerung hinsprengen. Sie reiten auf den Wanderer an, ohne ihn zu beschädigen, und erscheinen insbesondere als Vorboten des Krieges. —

Einen wesentlichen Bestandtheil der wilden Jagd bilden in der Oberpfalz die Holzhetzer. Theilweise übernehmen sie für sich allein die Rolle des Heymanns und seines Gefolges. Im Marchenever Holze bei Bärnau ist ein Stein, an welchem sie zusammenkommen, ehe sie auf das Hetzen ausgehen. Sie haben ihren Namen von der Hetzjagd, welche sie auf die armen Holzfräulein anstellen. Wir flechten hier — um des Zusammenhangs mit dem Nachtgjoid willen — eine Schilderung der Holzfräulein und ihrer Sippe ein, obwohl sie zu jener Gattung von Mittelwesen gehören, wie die Riesen, Zwerge, Schrazeln u. s. w.

Die Holzfräulein (Waldfräulein, Waldweibleein) sind kleine, kaum drei Fuß hohe Geschöpfe; die Farbe ihres Gesichts und Gewandes ist grau wie Moosrinde; sie spinnen auch ihr Garn aus dem „Baumnies“. Sie waschen sich das Gesicht mit dem Thau, der sich am Morgen in den Frauenmäntelchen vorfindet; den Leib ziehen sie durch den Thau der Wiese und trocknen sich mit Wallmoos ab. Sie leben in der Ehe und bekommen Kinder.

Die Verheiratheten wohnen in hohlen Bäumen. Den Menschen sind sie nicht ungeneigt; dagegen haben sie an den Holzhetzern ihre unerbittlichen Feinde. Von diesen werden sie rastlos verfolgt und — sobald diese ihrer habhaft geworden — in der Luft zerrissen. Doch wachsen die Stücke immer wieder zusammen.

Wenn Einer beim wilden Gjeid frevelte, sind ihm schon Fleischstücke von einem zerrissenen Holzfräulein von den vorbeisausenden Holzhetzern in's Haus geworfen worden.

Die beständige Gefahr, in welcher die Holzfräulein leben, macht sie zaghaft und trübselig. Sie führen darum auch in der Oberpfalz den Namen: „Klagweiblein“, „Klagmutter“. In ihrer Noth wenden sie sich an den Menschen. Im Holzbühl, einem Schlage bei Breitenstein, kam einst zu einem Holzhauer ein Waldfräulein und sagte zu ihm: „Lieber Mann, ich bitte Dich, schlag doch jedesmal drei Kreuze auf den Steck, so oft Du einen Baum umhaust. Drauf kann ich sicher ausruhen und die Holzhetzer können mir nicht an.“ — Das weiß man in der ganzen Oberpfalz und die Holzhauer thun auch zumeist danach. Auf solch einem mit drei eingehauenen Kreuzen versehenen Strunk ist man auch sicher vor der wilden Jagd.

Die Holzfräulein verkehren mit den Menschen, verrichten, wenn sie ihnen zeneigt sind, ihre Arbeit und erweisen sich überaus dankbar. Derselbe Holzhauer von Breitenstein brachte dem Holzfräulein, mit dem er oft zusammen kam, einmal ein „Oſenküchel“ mit. Es aß einige Brosamen aus der Mitte, füllte die Lücke mit Sägespänen aus und gab also das Küchel dem Manne wieder zurück. Als er es daheim auseinander brach, fielen drei glänzende Thaler von altem Gepräge heraus. — Wiederum auf der Breitensteiner Leiten kamen öfter zwei Waldfräulein zu den Graserinnen und warnten sie mit den Worten: „Sagt eure Träume nicht nüchtern und backt an keinem Freitage, dann werdet ihr Glück haben.“

Ein eigenthümlicher Zug geht durch alle Märchen, welche von den Waldweiblein erzählt werden. Sie lassen sich für die Arbeit, die sie den Menschen zu Liebe verrichten, nur durch etwas Speise belohnen.

Man bietet ihnen dafür Brot, Kartoffeln, Gemüse, niemals Fleisch. Um Lohn wirft man die Brosamen und Speisereste als Opfer für sie in den Ofen. Anderen thatsächlichen Dank verschmähen sie nicht nur, sondern man kann sie damit geradezwegs vertreiben. In Windisch-Eschenbach war einmal ein Schuster, bei dem allabendlich ein Holzfräulein zukehrte. Es putzte und scheuerte das Haus, gleich einer Magd, und war des andern Morgens verschwunden. Da wollte ihm der Hausherr seine Dankbarkeit zu erkennen geben, ließ zu Weihnachten ein neues Röcklein machen und legte es für dasselbe bereit. Als dies aber das Holzfräulein sah, schlug es die Händlein über dem Kopfe zusammen und jammerte: „Ach Gott, jetzt hab' ich meinen Lohn!“ Drauf verschwand es und kam nicht wieder.

Zunächst Pröthausen bei Königstein ist ein Berg, heißt „der silberne Wagen“. Den obern Theil nennt man „am alten Haus“, den untern „die rauthe Hüll“ oder „Rudenhüll“. Hier ist eine kleine Steinhöhle, drinnen der Sage nach ein Waldmännlein und Waldweibleein hausten. Zur Nachtzeit gingen sie zu ordentlichen, ehrbaren und namentlich reinlichen Leuten in's Haus und verrichteten ihnen, während sie schliefen, die Arbeit. Den fleißigen Spinnmädchen machten sie den Rocken süß; jenen der faulen besudelten sie. Sie waren nackt und man durfte ihnen jedesmal nur ein paar Bröcklein zu essen hinsetzen, ja aber keine Kleider anbieten, sonst verschwuchte man sie. Bei dem letzten Herrn von Breitenstein diente einst eine brave, fleißige Dirne, für die sie während der Nacht alle Arbeit verrichteten. Die übrigen Ehehalten kamen dann auf die Spur und verriethen es dem Herrn. Da legte dieser Schlingen und fing auch wirklich das Waldmännlein, das er in ein Kellergewölbe einsperrte. Fortan erscholl alle Nächte der klagende Ruf des Waldfräuleins. Der Herr achtete aber das nicht und ließ das Männlein verhungern. Als es todt war, ließ sich die jammernde Stimme des Waldweibleins wieder vernehmen: „O du schlimmer und grausamer Herr! Ließest du mein Männlein verhungern, so will ich dir auch den

*) Besser: am Harze, das sein specifisches Gebiet war. Zwei Stunden nördlich von Harzburg soll, der Sage nach, sein Grab sein. A.

Digitized by Google

Schlehenstein nicht geben. Darum — so soll auch dein Same aussterben und von deiner Burg kein Stein auf dem andern bleiben!“ Und wie das Zwergweib gesprochen, so geschah es auch alsbald.

Eine Deutung der Sage von den Holzfräulein mag schwer gelingen. Vielleicht liegt in ihr eine leise Erinnerung an verdrängte, unterjochte Völkerschaften, an Slawen und Wenden, die einem andern Götterdienste huldigten; daher ihre feindselige Stellung zu Wodan, zu dem Nachtjäger und den Holzhebern. Vielleicht klingt in ihnen die Mythe von der Freya nach. Sie warnen die Graserinnen vor der Entheiligung des Freitags*), des der Göttin geweihten Tages.

Wie diese bringen sie den Sterblichen Segen. Wer einen Strang von dem Garne besitzt, welches die Holzfräulein aus dem Baummoose spinnen, dem widerfährt kein Unglück. Das Klagweibel in der Rudenhüll gemahnt an Freyja, die um ihren Gatten Odyn weint, und an die spinnende und webende Freyja erinnert ein Gebrauch um Neuenhammer. Hier läßt man, wenn der Flachs vom Felde gerauft wird, fünf bis sechs Halme stehen und bindet sie oben in einen Knoten zusammen für die „Hulzrat“, welche sich darunter setzt und Schutz findet. Dort heißt es auch, daß das Holzfräulein sich in Flachs kleide. —

Donar, altnordisch Thorr, der über Wolken und Regen gebietende Gott, der sich durch Donner und Wetterstrahl ankündigt, ist rothbärtig, sein Zeichen der Hammer oder die Axt, sein Baum die Eiche.

In der christlichen Mythe ist das Geschäft, zu donnern, dem heiligen Petrus übertragen. Wenn es donnert, sagt der Oberpfälzer, fährt St. Peter Unsere Liebe Frau im Himmel in einem Wagen spazieren, oder er ergötzt sich am Kegelspiel. Petrus aber ist rothbärtig wie der alte Donnergott. —

Um Falkenstein werden beim Anzug eines Gewitters unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit vor dem Stadel und der Hausthüre drei Kreuze mit einer Axt in den Erdboden geschlagen, damit der Blitz nicht zünde. Die Sage vom Donnerkeil, fährt der Blitz thurmtief in den Erdboden hineinschlägt, ist auch hier zu Lande daheim. —

Der Blitzstrahl, heißt es in der Oberpfalz, schlägt nicht gern in die Eiche; wenn er einschlägt, zündet er nicht. Die Eichenwälder gehören vorzugsweise zu den „heiligen Hölzern“; dagegen zieht die Birke das Wetter an. Haben die Hexen ein Wetter zum Aufstehen gebracht, so kommt es zuerst in die Birke, um sie zu zerreißen.

So werden wir mannigfach an die Embleme der alten germanischen Gottheit gemahnt. Vielleicht trägt auch der Torstein, ein Hügelberg bei Königstein, von ihr den Namen. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man eine in der Umgegend bekannte Sage damit in Verbindung bringt.

Unter dem Felsen des Torsteins soll nämlich vor Zeiten ein Männlein gehaust haben, welches hat Gewitter machen und donnern lassen können.**) Wir können hier füglich eine Episode vom „Hexenglauben“ einschalten; denn nach der Anschauung des Volkes kommen die Gewitter von den Hexen. Die Hexen erscheinen also im Dienste Donar's. Ein heftiges, plötzlich aufgehendes Gewitter heißt Hexenwetter. Das „Wettermachen“ ist — neben den sonstigen schlimmen Einflüssen, welche sie auf die Menschen und namentlich auf die Hausthiere auszuüben vermögen — das verzüglichste Kennzeichen der Hexen. Traf Einer einmal eine Dirne, welche mit einem Pfahl im Brunnen um einander rührte. Da fragte er sie, was sie denn thue. Die Angeredete erwiderte: „Thut es meine Mutter auch; sie nimmt einen Stecken und rührt damit im Brunnen hinum und herum, dann kommt das Wetter!“ Da wurden Mutter und Kind verbrannt. — Ein andermal fuhr ein Kaufmann von Neustadt mit seinem Kind in die Stadt. Da kam plötzlich ein Gewitter, und als sich deshalb der Vater spitete, beruhigte ihn die Tochter. Denn sie könne machen, daß das Wetter nicht schade; sie habe das von der Frala (Großmutter) gelernt, welche auch die Wetter machen könne. Der Vater zeigte es an, um die Tochter zu retten. Sie war aber schon Hexe und ward mit der Großmutter verbrannt.*)

Auffallender Weise kennt man in der Oberpfalz auch männliche Hexen, welche das Wetter machen. Um Hemau heißen sie Druderer. Ein Bauer von Gefrees hatte einen Buben, der an einem verworfenen Tage, wo der Teufel vom Himmel fiel, geboren war. Beide gingen einmal über Land; da kamen sie an einen Bach, der über's Kreuz floß. Der Knabe zog den Strumpf vom rechten Fuß und ging ihn über den Kreuzfluß. Sogleich erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der Alles verwüstete.

Hinwieder weiß auch der Volksglaube die Mittel anzugeben, womit man der Wetterhexe ankömmt. Beim Läuten der Wetterglocke oder wenn man ein Gewehr losschießt, welches mit einer geweihten Kugel und einem Lukaszettel geladen ist, fallen sie von der Luft herab. Auch der Wettersegen, Kolomanisegen, hilft gegen die Wetterhexe. Man darf aber kein Wort auslassen, sonst hat das Wetter die Macht, den Betenden zu erschlagen. Es gehricht nicht an Mitteln, um überhaupt die Hexen zu erkennen. Wenn man während der Christmetten mit einem Ei unter der Achsel die ersten drei Schritte rücklings in die Kirche geht, so kann man die Hexen erkennen. Man stellt sich also, daß man die ganze Kirchengemeine übersieht, und nimmt die Eier vor die Augen. Dann zeichnen sich die Hexen durch einen Schein um den Kopf gleich einem Butterspicke vor den Uebrigen aus. Der Schein gemahnt an das leuchtende Rothhaar des Donnergottes. — Drückt Einen Nachts die Hexe, so muß man dreimal rufen: „In's drei Teufels Namen! Komm morgen früh nach a Leiha (etwas zu leihen)!“ Welche Weibsperson des andern Morgens zuerst in's Haus tritt, um etwas zu entlehnen, das ist die Hexe. Oder: Nimm das Grastuch und schlage über der Thürschwelle die Grazspitzel in's drei Teufels Namen recht wacker durch, so schlägst du die Hexe. Welches Weib darauf im Dorf oder in der Nachbarschaft krank wird, das macht sich als Hexe kenntlich, u. a. m.

*) Der Freitag gehört den „Laußigen“, sagt der Oberpfälzer. Am Freitag ist keine Hochzeit, rühren die Hexen nichts aus, u. a. m.

**) Gegenüber dem Torstein liegt der Singer, im Dialekt: Aesinger. Sein Name erinnert an die Asen. Im Sulzbachischen gilt die Bezeichnung „du Strabl-Aas“, „du dunnaschlächtigs“ für einen listigen, gewandten, überlegenen Burschen.

*) Zum Vertreiben des Wetters sind nach oberpfälzischem Glauben die Zigeuner und namentlich die Juden geeignet. Diese schneiden einen Laib Brot auseinander, kleben ihn wieder zusammen und schieben ihn mit etlichen geheimen Worten rücklings in den Ofen. Dann zerbricht sich das Gewitter.

Digitized by Google

Die Neger in Brasilien.

Von Karl von Koseritz.

II.

Während der langen Jahre, in denen der Sklavenhandel ziemlich unbehindert getrieben wurde, hat Brasilien Neger aller Küstenvölker Afrikas bekommen. Die meisten sind von der Nation Mina, sodann viele aus Congo, Angola, Benguela, Cabinda, Mosambik ꝛc. Die besten Leute stammen aus Congo, Benguela und Mosambik, sie sind zumeist gutgeartet, fügsam und auch arbeitsam, natürlich wenn sie dazu angehalten werden. Die schlimmsten von allen dagegen sind die Minas, höchst widerspenstige und unverschämte Leute. Sie befassen sich mit Vergiftungen, treiben allerlei Zauberkünste und halten wie Kletten zusammen. Dieser Schlag ist aber physisch und moralisch der interessanteste, und ich werde denselben gelegentlich eingehend beschreiben und auf Verhältnisse, Religion, Sprache, Lebensweise ꝛc. Rücksicht nehmen. Heute werde ich mich nur mit der allgemeinen Beschreibung des Lebens der importirten Neger beschäftigen.

Alle diese verschiedenen Völker halten mit einer Zähigkeit zusammen, um welche bessere Nationen sie beneiden können. Sie leben abgesondert von einander; ein jedes von ihnen hat seine Vorstände, zu denen gewöhnlich Leute gewählt werden, welche in der afrikanischen Heimat zur königlichen Familie gehörten. Die Mitglieder der verschiedenen Volksstoppen halten, wie bemerkt, ungemein untereinander zusammen, steuern allwöchentlich zu einer gemeinsamen Kasse bei, mit der sie ihre armen und kranken Brüder unterstützen. Alljährlich laufen sie einen ihrer Angehörigen, der durch das Loos erwählt wird, frei. Selten oder nie kommt Streit in derselben Nation vor, desto häufiger jedoch zwischen den verschiedenen Völkerschaften.

Diese unterscheiden sich erstens durch die Sprache, da jede von ihnen einen andern Dialekt spricht, und durch die verschiedenen Zeichnungen im Gesicht; denn jede Nation hat ihre besondere Zeichnung, die in frühester Jugend mit dem Messer in's Fleisch des Gesichts geschnitten und mit ätzendem Saft ausgebeizt wird. Solche Narben bilden die seltsamsten Figuren und Verschlingungen. Andere, z. B. die Congos, legen Samenkörner unter die Haut, sodaß sie das Gesicht voll kleiner Anhöhen haben; ich habe einen Congo-Neger gekannt, der daheim Prinz gewesen war und dessen Nase einer Treppe glich, der vielen Berge und Thäler wegen, die auf dem Rücken derselben eingeschnitten waren. Dieser Neger, Sklav eines Kapitän Caldeira, bei dem ich oft zu Besuch war, redete mit keinem seiner Nebensklaven und hat nie ein Wort portugiesisch ausgesprochen, trotzdem er dasselbe recht gut verstand; er lebte in steifer Zurückgezogenheit und die andern Neger respektirten ihn wirklich. Seine Hütte war nach Art seines Vaterlandes gebaut, hatte ein trichterförmiges Strohdach von bedeutender Höhe und in derselben stand ein unförmiges Götzenbild, welches er verehrte, angeachtet daß man ihn mit Gewalt getauft hatte. Bei alledem war er ein ruhiger, tüchtiger, nüchterner und ordentlicher Arbeiter, jedenfalls der beste Sklav der ganzen Fazenda.

Eine jede Nation ist stolz auf ihre Eigenschaften und zwischen allen herrscht die größte Eifersucht. Der Standesunterschied ihres Vaterlandes wird selbst hier noch beobachtet; in der Stadt Pelotas starb vor zwei Jahren die letzte Königin von Congo, welche hier stets als solche betrachtet ward und eine absolute Herrschaft über ihren ganzen Stamm führte; nach ihrem feierlichen Begräbnisse wurde von den Sklaven eine neue Königin gewählt, welcher alle ihre Huldigung darbrachten. Zu den Begräbnissen kommen gewöhnlich die Leute aller Nationen zusammen und die christlich-religiösen Feierlichkeiten in der Kirche bilden einen schreienden Gegensatz zu den lächerlichen Ceremonien der Neger, die unter fortwährendem Geschrei, Lachen und Springen die Leichenbahre nach dem Friedhofe tragen. Alle singen, tanzen und lachen, weil ihre Religion verlangt, daß alle fröhlich sein, wenn einer von ihnen gestorben ist. Ueberhaupt verschmilzt in ihren schwachen Köpfen die christliche Religion, die man ihnen aufgezwungen hat, ohne daß sie dieselbe verstanden und von der sie nur das äußere Ceremonial fassen, mit ihrem vaterländischen Aberglauben, und bildet so einen abenteuerlichen Mischmasch, in dem das strahlende Licht von Golgatha einen Theil der Irrthümer des Fetischismus erhellt, auf der andern Seite jedoch wieder von diesem verdeckt wird.

Kein einziger „Neger von Nation“ ist wirklich Christ, denn keiner hat die Lehrsätze der Religion verstanden; sie alle treiben eine Art christlichen Götzendienst, indem sie unsere Kreuze und Heiligenbilder wohl nur als eine vervollkommnete Form ihrer heidnischen Götzenbilder betrachten. Ich hatte noch vor Kurzem eine alte Negerin gemiethet, die aus Angola gebürtig war, und jedes Mal, wenn die Glocken läuteten, aufs Knie fiel und betete; wenn ich sie fragte, weshalb sie das thue, antwortete sie, „daß der Herr vom Himmel spräche und daß man da beten müsse.“ Wenn es donnerte, begann sie zu heulen und sagte: „Der Herr vom Himmel sei ärgerlich.“ So mischte sie ihren heidnischen Aberglauben mit den äußeren Ceremonien der christlichen Kirche und war, wie alle Neger von Nation, auf ihre eigene Art fromm. In einem folgenden Berichte werde ich über Sprache und Religion dieser heidnischen Völker Näheres mittheilen.

In Bezug auf Kleidung lieben alle Neger helle, grelle und schreiende Farben, hauptsächlich rothe Tücher zum Turban, den sie besonders gern haben. Um den Hals tragen sie eine große Zahl Ketten von bunten Glasperlen und um die Arme eine Menge größere und kleinere Messingringe. Die Kinder werden in einen Shawl gehüllt und auf dem Rücken festgebunden; die langen, zungenartig herabhängenden Brüste der Mutter werden über die Schulter hinabgeschlagen und das Kind auf dem Rücken sanft daran ganz gemächlich.

Das Geschrei der Negerinnen ist in der That fürchterlich; fünf oder sechs schwarze Quitandeiras, d. h. Fruchtverkäuferinnen, Marktweiber, machen einen Skandal, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann; alle schreien mit ihren Gutturallauten zu gleicher Zeit. So sitzen sie lärmend und ihre Pfeifen rauchend, bieten ihre Waare feil oder tragen dieselbe mit monotonem Ausrufe durch die Straßen der Stadt. Sie haben viel natürliche Anlagen zum Handel, und soll alle Quitandeiras verkörnen so viel Geld, daß sie sich gewöhnlich in kurzer Zeit loskaufen können; dann thun sich gewöhnlich fünf oder sechs zusammen und treiben gemeinschaftlich Handel.

Eine Negerwohnung, in welcher eine solche Kompagnie von Marktweibern wohnt, ist gar wunderlich. Niedrig, schmutzig und voller brüllender und schreiender Negerinnen, macht sie einen unangenehmen Eindruck; sie steht aber unter der strengsten polizeilichen Aufsicht, denn hier ist es, wo sich alle entlaufene Neger verstecken, wo alle Diebsspähle ihre Hehler finden und wo die berüchtigten Feitigeiras ihre sogenannten Mandingas und Quebrantas (Zaubereien) machen, von denen im brasilianischen Publikum merkwürdige Geschichten cirkulieren und die selbst unter den gebildeten Brasilianern noch hier und da Glauben finden.

Unter diesen freien Negern und Negerinnen sind viele sehr wohlhabende, aber keiner von allen weiß einen vernünftigen Ge-

Digitized by Google

brauch vom Gelde zu machen; gleich den Kreolen, ſo behalten auch die Neger von Natien, ſelbſt wenn ſie noch ſo reich wären, ſtets die alten Gewohnheiten, ſitzen immer auf der Erde und eſſen mit den Fingern; ſie gehen auch barfuß oder allerhöchſtens in Schlapp-Pantoffeln; bei Kirchenfeſten und Proceſſionen, mit Feuerwerk und allerlei Firlefanz vergenden ſie viel Geld.

Das höchſte Vergnügen, welches der importirte Schwarze kennt, iſt der Candombi, d. h. ein Tanzvergnügen. Am Sonntag Nachmittag verſammeln ſie ſich in großer Anzahl auf einem beliebigen Platz im Freien; alle tragen ihre beſten Kleider, die grellſten Farben blenden das Auge, das Ohr wird von dem raſenden Gebrüll der Neger und dem kreiſchenden Geſchrei der Negerinnen gräßlich gemartert und die Geruchsnerven der weißen Menſchen leiden unter der wirklich abſcheulichen, den Negern eignen Ausdünſtung dieſer ſtetten Geſellſchaft. Die Schwarzen bilden Kreiſe, von denen die Batucca und andere Negertänze ausgeführt werden; ringsherum ſtehen und ſitzen die, welche nicht tanzen, und unter ihnen ſind viele auf abenteuerliche und geſchmackloſe Weiſe mit Fittergeld, falſchem Hermelin und dergleichen Maſſentand mehr ausgeputzt. Die Muſik beſteht aus groben Trommeln, hohlen Kürbiſſen, Porunges genannt, mit Samenſteinen darin, Stückchen Eiſen, welche gegen einander geſchlagen werden, roh gearbeiteten Tamburins und anderen ſchauderhaften Inſtrumenten ähnlicher Art, welche Ohr und Kopf betäuben. Ihr Tanz an und für ſich iſt durchaus national und bildet ein Gemiſch von unſinnigen Sprüngen, unzüchtigen Stellungen und Bewegungen. Während die Einen tanzen, ſegen Andere mit einer Art von Pferdeſchweif den Staub unter deren Füßen weg. Uns ſo machen ſie Muſik, tanzen und ſchreien Stunden lang und ergötzen ſich dabei königlich.

Ein Congo-Neger. (S. 47.)

Es iſt ein wildes, phantaſtiſches Bild, ſolch ein Negertanz oder Candombi, das gewiß den Blick des Fremden feſſelt, an dem wir aber, die wir ſeit lange an dieſes bunte und unvernünftige Treiben gewöhnt ſind, keinen Geſchmack finden; denn es wird einem dabei wüſt im Kopf und die Geruchsorgane leiden zu ſehr unter der Catinga (Ausdünſtung) dieſer ſchwarzen Teufel, die bei ihrem Höllenlärm im Schweiße ſchwimmen.

Im Allgemeinen hat die ſchwarze Raſſe, ſelbſt in ihrer Vervollkommnung bei den Kreolen, nur geringe Kulturfähigkeit und auf eine höhere geiſtige Entwickelung derſelben iſt wohl unter keinen Umſtänden zu rechnen. Praktiſch in gewiſſem Sinne ſind alle dieſe Leute, zur Arbeit wie geboren; ſittlich und moraliſch werden ſie ſich jedoch nie hoch heben können. Dazu paßt nämlich gar nicht ihre ganze Organiſation. Dieſe iſt theilweis viel unvollkommner als jene der kaukaſiſchen Raſſe; ſchon das geringere Volumen ihres Gehirns und die fabelhafte Dicke des Negerſchädels giebt in dieſer Hinſicht Fingerzeige. Kräftig und geſund ſind faſt Alle; manche haben wahre Herkulesgeſtalten und bilden ſich nicht wenig auf dieſen körperlichen Vorzug ein. Die Kinder wachſen in der größten Vernachläſſigung auf; ſo lange ſie noch nicht ſitzen und kriechen können, werden ſie, wie ſchon geſagt, von ihrer Mutter mit einem Shawl auf dem Rücken feſtgebunden und nachher wälzen ſie ſich Tag und Nacht auf der Erde herum, zwiſchen Schweinen, Hunden, Hühnern und Katzen. Es kommt vor, daß Sklavinnen, die nicht gut behandelt werden, aus Wuth darüber, daß ſie nicht frei ſind, und um ihrem Herren nicht die Habe zu vermehren, ihre Kinder umbringen; wie denn überhaupt der Mord und hauptſächlich der Selbſtmord unter den Sklaven häufig iſt. Gewöhnlich trägt der Herr die Schuld; der Schwarze wird bei ſeiner natürlichen Indolenz und Charakterloſigkeit nur dann des Lebens müde, wenn er durch ſchlechte Behandlung, hauptſächlich Prügel, auf's Aeußerſte getrieben wird; im Allgemeinen iſt er genügſam und leicht zufrieden zu ſtellen. Jede Kleinigkeit macht ihn glücklich und bei guter Behandlung iſt er einigermaßen dankbar.

In Bezug auf geiſtige Befähigung giebt es, wie ſchon angedeutet wurde, Ausnahmen von der allgemeinen Regel; ich ſelbſt habe in dieſem Augenblick einen kleinen dreizehnjährigen Neger in Dienſt, der in einem deutſchen Hauſe großgewachſen iſt und ſo fertig deutſch wie portugieſiſch ſpricht; auch kenne ich andere, die ebenfalls mit Leichtigkeit verſchiedene Sprachen erlernt haben, doch das ſind eben nur ſeltene Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die in keiner Weiſe dazu dienen können, der ſogenannten Philanthropie das Wort zu reden, welche in dem Wahne befangen iſt, die Neger auf einen gleichen intellektuellen Höhepunkt mit anderen Raſſen bringen zu können, die ihnen doch in Allem überlegen ſind. Das wird immer eine verſehlte Spekulation ſein; der Neger iſt dafür gar nicht angelegt.

Noch muß ich eine phyſiologiſche Abnormität erwähnen, nämlich die ſogenannten weißen Neger, oder Negros aços, die wirklichen Albinos der Negerraſſen. Dieſe zeigen genau die Eigenthümlichkeiten unſerer Kakerlaken, neben allen phyſiſchen Geſtaltungen des Negers haben ſie jedoch ſchneeweiße Haut und das wollige Kraushaar, ſowie die Augenbrauen, Augen ꝛc. nehmen bei dem Mangel an Pigment, welcher ihren Zuſtand bedingt, eine ganz eigenthümliche Farbe an. Die Neger-Albinos ſind eine drollige Erſcheinung; es giebt deren ſehr viele in Braſilien, ſowohl ſolche, die den Albinismus univerſalis haben, als andere, die nur partiell daran leiden. Es ſieht dann merkwürdig genug aus, wenn man ſo einen Geſellen mit ſchwarzem Körper und ganz weißem Geſicht ſieht, oder die Hälfte weiß und die Hälfte ſchwarz.

Digitized by Google

Briefe über Böhmen.

Zweiter Artikel.

In kleinen Städten. — Neumodische Nationaltracht. — Beseda.

Böhmen ist ein an Städtchen reiches Land, aber es hat nur eine große Stadt, nämlich Prag. Prag zählt mit seinen Nebenorten Smichow und Karolinenthal jetzt bald 200,000 Einwohner und unter diesen etwa ein Drittel Deutsche, welche hauptsächlich den gebildetern und wohlhabendern Theil der Bevölkerung ausmachen. Hätte Prag statt eines tschechischen ein deutsches Hinterland, es wäre längst ganz deutsch.

Die zweite Stadt des Königreichs ist das rein deutsche Reichenberg, der Hauptsitz böhmischer Gewerbsthätigkeit. Erwähnenswerth sind nur noch Budweis und Pilsen, ersteres mit vorherrschend deutscher, letzteres mit gemischter Bevölkerung. Eine rein tschechische Stadt von Bedeutung finden wir nirgends. Nehmen wir vergleichsweise das benachbarte Bayern an, das kleiner als Böhmen ist, so zählen wir außer der Hauptstadt München noch die stolzen Städte Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Bamberg u. s. w., die durch ihre bürgerliche Thätigkeit hervorragen. Dort ist das richtige Verhältniß zwischen Land- und Städtebevölkerung vorhanden, wie es zum Gedeihen eines Staates die germanischen Völker gestalteten. In den tschechischen Theilen Böhmens dagegen bewahrheitet sich wieder der Satz, daß die Slawen ein Bürgerthum zu schaffen nicht verstanden und daß, wo bei ihnen die Anfänge zu einem solchen sich finden, diese von den Deutschen ausgehen. In den kleinen deutschen Städten des Landes finden wir einen ausgebreiteten Handel, eine blühende Gewerksthätigkeit, und in den kleinen tschechischen, mit wenig Ausnahmen, Oede und Versumpfung, neben einem karrikirten philisterhaften neumodischen Aufschwunge der Gemüther in nationaler Beziehung.

Das „Bürgerthum" in den kleinen Orten ist eine Mischung von deutschen und tschechischen Elementen. Die oft von böhmischen Herrschern (so vom „böhmischen Städtegründer" Przemysl Ottokar) hervorgerufenen deutschen Kleinbürger, welche, gerade wie in Polen und Ungarn, auch für Böhmen deutsche Städteordnung mitbrachten, erhielten keinen Nachschub von frischen Elementen, verfauerten und gingen besonders dadurch, daß das sie umgebende flache Land tschechisch blieb, in einem halbschlächtigen Tschechenthum auf. Noch heute, es ist nicht zu viel gesagt, führt der dritte Theil der Einwohner in diesen Orten deutsche Namen. Bis zum Jahre 1848 sprach man auch meist deutsch und es galt geradezu für unanständig, „die Sprache der Dienstboten und Kinder", das Tschechische, zu reden. Seitdem ist das anders geworden. Das Stadtsiegel führt nun eine tschechische Umschrift, die Stadtakten werden in dieser Sprache verfaßt und man redet mit Obsternation nur tschechisch, obgleich man das Deutsche ebensogut oder noch besser kann. Der Bürgermeister, früher eine konservative, der Regierung ergebene Persönlichkeit, ist nun ein Volksthümlicher und schreibt sich nicht mehr „Purkmistr", sondern „Mestanosta". Die Schulen, in welchen bis zu der erwähnten Zeit, und theilweise bis 1860, in deutscher Sprache unterrichtet wurde, leisteten wenig; aber hauptsächlich aus dem Grunde, weil die tschechischen Kinder hinein kamen, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen und deshalb begreiflicherweise keine Fortschritte machen konnten. Diesem Unrecht ist jetzt abgeholfen und jedenfalls wird bei den folgenden Generationen in Folge dessen Vieles anders sein. Man sieht jetzt vor allen Dingen auf nationale Erziehung, und die Schulmeister, die an allen Orten gute „Vlastenci" (Vaterlandsfreunde) sind, bemühen sich, den Kindern täglich einzutränken, daß die Tschechen das erste und herrlichste Volk auf Erden seien. Es ließe sich natürlich hiergegen Manches einwenden, doch ist ein solches Verfahren gewiß nicht zu verurtheilen; wir Deutschen können nur wünschen, daß unsere Lehrer unserer Jugend ganz dasselbe von unserer Nation einschärften.

In dem Maße, wie die kleinen Städtchen zum „reinen Tschechenthume" zurückkehren, in dem Maße verändert sich auch Manches an ihrer Physiognomie. Die Schilder an den Häusern der ehrsamen Handwerker waren bis vor Kurzem in deutscher Sprache abgefaßt, oder sie lauteten in beiden; ja wir erinnern uns, mit Heiterkeit ein Schild bewundert zu haben, auf dessen einer Seite: Waclaw Swoboda, mistr krejcowsky, auf dessen anderer in wörtlicher Uebersetzung des Eigennamens mit tschechischer Rechtschreibung stand: Wencel Fraghagt, Schnadermagstr, soll heißen: Wenzel Freiheit, Schneidermeister! Jetzt'gilt es für eine arge Versündigung, ein deutsches Schild auszuhängen, und der Handwerker, welcher dies wagte, würde sich der Gefahr aussetzen, viele Kunden zu verlieren.

Die Gesellschaft in diesen Städtchen zerfällt in zwei scharf getrennte Gruppen. Zu der ersten, an Zahl geringern Abtheilung, so zu sagen der haute volée, zählen pensionirte und nichtpensionirte Beamte, Ableger des ungeheuren böhmischen Beamtenheeres, mit höchst formellem Tone, Stammsitzen im Wirthshause und konservativer Gesinnung. Ihrer Nationalität nach betrachten sie sich als „Böhmen", d. h. weder als Deutsche noch als Tschechen, sondern als zweisprachige, meist neutrale Leute, die aber nach Umständen, wie gerade der Wind weht, auch dieser oder jener Partei angehören können. Mit Recht ernten sie selten den Dank irgend eines Theiles. Von der gut tschechischen erbgesessenen Bürgerschaft werden sie spottweise als „Frankfurter" bezeichnet, obgleich ihnen sicher nichts ferner liegt, als der Gedanke an ein deutsches Parlament in Frankfurt.

Die zweite Gruppe der Städtebewohner, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hat das deutsche Vereinsleben angenommen und versammelt sich jetzt in Spolki, Besedi oder Gesangvereinen, wo nationale Politik getrieben, d. h. auf die Deutschen geschimpft wird. Ein weiteres Stück in dem nationalen Leben dieser Leute ist die neu eingeführte „tschechische Kleidung".

Im ganzen civilisirten Europa ist man jetzt übereingekommen, die französische Tracht anzuerkennen. Was in Spanien, Italien oder selbst Griechenland von allen Nationaltrachten noch in gebildeten Kreisen getragen wird, verschwindet allmälig vor Cylinderhut und Frack, der auch jenseits des Oceans die Herrschaft errungen hat; daß diese Kleidung gerade schön und praktisch sei, wollen wir zamit keineswegs behauptet haben. Nur noch fest halten an der alten Tracht in Europa, der Bauer theilweise, und die weniger civilisirten, namentlich östlichen Völker. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß volksthümliche Trachten, wenn sie durchführbar wären, auch ihre gute Seite haben; bei uns Deutschen hat seiner Zeit der alte Jahn manche Lanze dafür gebrochen. „Der Ungar trägt seinen Attila, der Pole Conföderatka und Tschamarka, und unsere Brüder Serben und Montenegriner geben in ihren bunten Kleidern, warum sollen wir Tschechen zurückstehen?" So fragte man sich, und darum — ein Königreich für eine Nationaltracht! Als natürliches Muster hätte sich den Tschechoslawen am ersten die Hanakentracht dargeboten, aber grellroth und ein weiter, blauer Mantel darüber, das wäre doch ein wenig zu auffallend gewesen. So thaten sich also „die Herren von der Feder und von der Scheere" zusammen und erfanden über Nacht im Jahre des

Digitized by Google

Heils 1860 die neue tschechische Nationaltracht, die von den Zinnigen gebörig auspolsanirt und eingeweiht wurde.

Der kleinstädtische Philister ist nun glücklich. Prag hat ihm mit einer Nationaltracht beschenkt. Der Hauptbestandtheil derselben, die Tschamara, ist ein Schnurenrock, ähnlich wie ihn bei uns die Studenten hier und da noch tragen; auf dem Haupte sitzt der „slawische Hut", ein ganz gewöhnlicher runder Hut, an dem hinten ein paar Quasten herabbaumeln. Soll die Tracht vollständig sein, so dürfen Stiefeln, die bis zur halben Wade reichen, nicht fehlen. Mit grimmigen Blicken schaut ein solcher „Tschamarist" jeden Deutschen an, wenn er auch selbst Huberle oder Müller heißt, und aus seiner Brusttasche schaut unfehlbar die neueste Nummer der „Narodni listy", jenes deutschfressterischen Ultrablatts. Den Aufzug vollendet ein dicker Knüppel, als dessen Haubhabe ein eiserner Zizkakopf dient. So angeputzt, wähnt sich Huberle um mindestens vier Jahrhunderte unter die alten Hussiten zurückversetzt, und denkt daran, wie er in einer neuen Schlacht bei Aussig tausend Deutsche erschlagen will. Ergötzlich bleibt, daß es oft bei diesen Leuten mit der tschechischen Sprache nicht recht vorwärts will, zumal wenn es sich um wissenschaftliche Dinge handelt, wo sie dann plötzlich Deutsch zu reden beginnen! Eine Zukunft hat aber diese Tracht nicht.

In neuerer Zeit ist das Wort „Beseda" unter den Tschechen eine Art Schlagwort geworden; wir müssen deshalb darauf eingehen und dem deutschen Leser erzählen, was eine Beseda ist. Was wir etwa als „musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung mit darauf folgendem Tanz" ausdrücken, das ist eine Beseda, nur daß bei dieser vor allen Dingen die nationale Seite herausgekehrt werden muß und das Ganze einen streng tschechischen Anstrich bekommt. In Prag werden diese Besedi sehr glänzend auf der Sophieninsel abgehalten und dienen so als Vorbild für die kleineren Städte. —

Der Saal wird roth und weiß, in den Landesfarben, ausgeschmückt, die Büsten und Bilder nationaler Vorkämpfer der „böhmischen Krone" heben sich von Blumen und „slawischen Trikoloren" umgeben von der Wand ab. Die Wappen von Böhmen, Mähren und Schlesien, sind von einer einigenden Binde umschlungen, an einem hervorragenden Platze angebracht, während das Bild des „Königs von Böhmen", soll heißen des Kaisers von Oesterreich, mit einem bescheidenen Winkel vorlieb nehmen muß. Die Gesellschaft versammelt sich. Die männliche Welt in der Tschamara, die Damen in „slawischen Miedern" mit blau-weißrothen Schleifen aufgeputzt. Der Gesangverein des Städtchens eröffnet mit irgend einem Chor die Festlichkeit; wenn auch die Stimmen nicht harmoniren, was schadet das, des nationalen Zweckes halber belohnt doch ein „Vyborne" (Ausgezeichnet) die Anstrengungen. Wehe Dem, der es sich einfallen lassen wollte, Bravo zu rufen! Jetzt tritt ein Redner auf. Er preist die Tugenden der alten Slawen, beweist, daß von ihnen alles Gute kam und daß, was am Volke noch fehlerhaft und schlecht sei, nur dem Einflusse der „Cizozemci" (Fremdlinge, worunter natürlich die Deutschen zu verstehen sind) zugeschrieben werden müsse. Allgemeines Vyborné. Zum Schlusse entsaltet er die ganze Herrlichkeit des Tschechenthums vor den Augen der begeisterten Zuhörer und schließt mit einem Hoch auf die heilige Wenzelskrone. Mit Slawa! (Heil oder Ruhm) stimmt die Menge ein. Dann tritt eine Dame auf und singt unter anderen Nationalliedern das unvermeidliche, trotzdem aber schöne Lied von Franz Streup: „Kde domow muj?" (Wo steht mein Heimathaus?) in das die Gesellschaft mit einstimmt. Es folgen wiederum Männerchöre und humoristische Vorträge, in denen die Deutschen den Lachstoff abgeben müssen. Zum Schluß findet allgemein Tanzunterhaltung nach nationalen Melodien statt, und nun sieht man den Jüngling in der tschechischen Tschamara aus deutschem Reichenberger oder Brünner Tuche mit einer Dame in slawischem Mieder und französischer Krinoline tanzen, so daß das Ganze den Eindruck eines wälschen Salats macht.

Eine Beseda gleicht genau der andern; ihr Einfluß auf die Leute ist jedoch nicht zu unterschätzen. Wenn auch Vieles bei ihnen berechnet und gemacht ist, so erfüllen sie doch ihren Zweck, indem sie belebend und anregend auf das Nationalgefühl wirken und oft nicht unwesentlich zur Bekehrung der „Halben und Unschlüssigen" dienen.

Stuart's Entdeckungsreisen in Australien.

Stuart's Wanderung durch das australische Festland.

Die neueren Entdeckungen Stuart's, so groß ihre Wichtigkeit in Verbindung mit den Resultaten seiner früheren Reisen auch ist, beschränken sich dennoch auf einen sehr kleinen Raum, da der größte Theil der von ihm bis jetzt zugänglich gemachten Gegenden bereits durch Gregory und Leichhardt bekannt geworden ist.

Von dem See Newcastle-Waters aus, wo Stuart am 5. April 1862 ankam und ein Depot bildete, machte er Ausflüge, um wo möglich einen praktikablen Weg durch das ihn von allen Seiten umgebende Gestrüpp aufzufinden. Zuerst schlug er eine nördliche Richtung ein, konnte aber hier keinen Durchgang finden. Er stieß überall im Norden und Nordosten auf undurchdringlichen Wald, wodurch er veranlaßt wurde, nach dem Depot zurückzukehren und eine westliche Richtung, dem Victoria-Flusse zu, einzuschlagen. Auf diesem Wege drang er etwa 60 Meilen weit vor, fand aber keine bessere Aussicht, als auf seiner vorigen Reise. Erst ging es über grasreiche Fluren, in deren Mitte sich eine von Eingeborenen ausgegrabene und erweiterte Quelle befand; bald aber folgte dichter Wirwald, mit undurchdringlichem Gestrüpp, Speergras und ganz ausgetrocknetem Boden. Auf diesem Ausfluge bemerkte Stuart, daß die Eingeborenen die Gewohnheit hatten, in die Rinde der Bäume, welche an ihren Fußpfaden entlang standen, Zeichen einzugraben, wahrscheinlich um den Weg in der wasserlosen Wildniß nicht zu verfehlen.

Die Hitze war während dieser Zeit unausstehlich und wurde durch die Buschfeuer der Eingeborenen, welche Menschen und Vieh manchmal in Gefahr brachten, noch vermehrt. Uebrigens schienen die wenigen Eingeborenen, mit denen die Partie zusammentraf, ganz freundschaftlich gesinnt. Als Stuart von seinem erfolglosen Abstecher nach Howell's Ponds, einem nördlich von Newcastle-Waters gelegenen Wasserplatze, wohin das Lager inzwischen verlegt worden war, zurückkehrte, gab er das Unternehmen, nach dem Victoria-Flusse vorzudringen, ganz auf und entschloß sich zu einem letzten Versuch in nordöstlicher Richtung. Dieses Mal glückte es. Durch Einhaltung einer etwas mehr östlichen Richtung gelang es den Reisenden, eine grasreiche Gegend mit zahlreichen Wasserlachen zu erreichen und später einen bedeutenden Creek mit immer fließendem Wasser, Daly-Water, aufzufinden, welcher sie wohlbehalten durch den etwa 30 Meilen breiten Saum von Gestrüpp, das in dieser Richtung überdies nicht so sehr verwachsen war, geleitete. In diesem Creek vermuthet Stuart ein Quellgewässer des Wicham-Flusses, der sich in den Busen von Carpentaria ergießt.

Digitized by Google

Von hier aus wurde die Gegend immer besser; wir sesen von „herrlich begrastem Lande mit rothem, fruchtbarem Boden, bedeckt mit schönen Eucalypten und anderen Bäumen; von „breiten Flächen schwarzen Alluvial-Bodens mit üppiger Weide bedeckt", bis in 16° S. Br. der Strangways-Fluß erreicht wurde. Dieser Fluß war in seinem obern Laufe ganz trocken und furchtbar steinig, zeigte jedoch bald große und tiefe Wasserlöcher und führte die Reisenden bequem zum Roper-Flusse, mit welchem er sich vereinigt. Im Strangway's-Thale fand sich eine große Anzahl ganz neuer Bäume und Sträucher vor, und die Gewässer waren von großen und schmackhaften Fischen belebt. An der Mündung des Strangway's befand sich eine zahlreiche Bevölkerung von Eingeborenen, die sich mit den Reisenden ganz freundschaftlich unterhielten. Dabei folgten sie dem Zug immer von fern und zündeten das Gras an, so daß ihnen Stuart nicht recht trauen mochte. Der Roper wird von Stuart in den glühendsten Farben geschildert und muß in der That, für Australien, ein herrlicher Fluß sein. Indeß waren die Uebergänge desselben, des dichten Palmengebüsches und der steilen Ufer wegen, stets schwierig, und ein Pferd ging in einem der tiefen Uferkanäle, welche dem Hauptfluß entlang laufen, verloren.

Vom Roper, den Stuart in 15° 10' traf, unweit der Stelle, wo Gregory von West-Australien aus dahin vorgedrungen war, verfolgte die Expedition eine NNW. Richtung nach der Küste. Dieser Theil der Reise war sehr holperig. Die erste Strecke bestand aus Eisenstein- und Sandsteinfelsen, welche die Quellgewässer des Roper umgeben und durchziehen, bald aber einer geräumigen Hochebene mit vereinzelten Gipfeln und sparsamem Wasserläufen Raum gab. Am westlichen Saume dieser Hochebene erstreckte sich ein wellenförmiges Basaltland, welches von vielen Hügeln und Creeks durchzogen war und die Partie bis an die Ufer des Adelaide-Flusses führte. Das Flußthal des Adelaide ist mit Kohlpalmen, Pinien, Pandanus und Baumrohr bewachsen; die Wasserfläche am obern Lauf 80 bis 100 Schritt breit, nimmt aber in der Nähe der Mündung ungeheuer zu, so daß sie bald eine halbe englische Meile und darüber erreicht. Weiter unten, in der Nähe der Küste, breiteten sich ungeheuere Sümpfe mit quelligem Boden aus, welche die Reisenden nöthigten, das Flußufer zu verlassen und eine Richtung nach Osten einzuschlagen. Man war jetzt in unmittelbarer Nähe des Meeres. Die Beschreibung des Augenblicks, wo die offene See zuerst erblickt wurde, ist sehr interessant und wir geben sie daher mit Stuart's eigenen Worten:

„Ich sagte Keinem von der Gesellschaft, mit Ausnahme von Thring und Auld, daß wir dem Meere so nahe seien, da ich ihnen durch den Anblick derselben eine Ueberraschung bereiten wollte. Wir marschirten über leichten Grund, der etwas erhöht ist und mit einigen Eisenstein an der Oberfläche, während der vulkanische Fels hin und wieder zu Tage trat; dazu einige Ebenen schwarzen Alluvialbodens. Der Baumwuchs wird kleiner und strupviger, die Nähe des Meeres anzeigend. Auf acht und eine halbe Meile erreichten wir ein breites Thal mit angeschwemmtem Boden und langem Grase bedeckt; von hier aus kann ich das Getöse des Meeres vernehmen. Auf der entgegengesetzten Seite des Thales, das mehr als eine Viertelmeile breit ist, wächst ein Saum dichter und schwerer Gebüsche, sehr eng gedrängt, welche die Grenzlinie des Strandes bezeichnen. Wir passirten das Thal und machten uns an das Gestrüpp, welches ein förmliches Netzwerk von Schlingpflanzen war. Ich ließ die Pferde halten, um einen Weg hindurch zu bahnen, und ging einige Schritte voraus auf den Strand, wo ich durch den Anblick der Gewässer des Indischen Oceans im Bandiemen's-Golf erfreut und entzückt wurde, ehe die mit den Pferden Zurückgebliebenen etwas von dessen Nähe ahnten. Thring, der mir voraus rief, rief: „Die See!" wodurch jene so überrascht wurden, daß er den Ruf mehrmals wiederholen mußte, ehe sie den Sinn des Gesagten ordentlich begriffen, worauf sie sofort in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen. Der Strand ist mit weichem, blauen Schlick bedeckt. Da es eben Ebbe war, so konnte ich ziemlich weit sehen und überzeugte mich, daß es unmäßig sein würde, die Pferde hier entlang zu führen; ich ließ sie daher dort stehen, wo wir Halt gemacht hatten, und erlaubte der Hälfte der Gesellschaft, an den Strand zu kommen und den Anblick des Meeres zu genießen, während die Uebrigen bis zu ihrer Rückkehr die Pferde hüteten. Ich tauchte meine Füße und wusch mir Gesicht und Hände in der Flut, wie ich es dem frühern Gouverneur Sir Richard Mac Donnell versprochen, falls ich das Meer erreichen sollte. Der Schlick hat fast alle Seemuscheln bedeckt, indeß sammelten wir einige. Nachdem die ganze Gesellschaft sich einige Zeit am Strand ergangen, worüber sie höchlich erfreut war, kehrte ich zum Thale zurück und ließ meine Namenschiffre in einen großen Baum schneiden, da ich erst an der Mündung des Adelaide meine Flagge aufhissen wollte. Ich verfolgte nun das Thal in südöstlicher Richtung und erreichte auf anderthalb Meilen einen kleinen Bach mit fließendem Wasser; und da das Thal mit prächtigem grünen Grase bewachsen war, schlug ich der Pferde wegen hier mein Lager auf. Also bin ich jetzt, durch die göttliche Vorsehung geleitet, im Stande gewesen, den Hauptzweck der Expedition auszuführen und die ganze Gesellschaft als Zeugen meiner That mitzubringen, und zwar bin ich mitten durch die schönsten Gegenden gekommen, die ein Mensch sich wünschen kann, gut bis zur Küste und mit einem Strome fließenden Wassers, welches weniger als eine halbe Meile vom Meere entfernt ist. Vom Newcastle-Gewässer bis zur Cüstküste ist die große Anzahl Pferde nur eine Nacht ohne Wasser gewesen, und erhielt auch dann schon am nächsten Tage welches. Wird diese Gegend kolonisirt, so wird sie zu den schönsten Besitzungen der Krone gerechnet werden, passend für jegliche Art von Kultur. Welch ein prächtiges Land für den Anbau von Baumwolle!"

Am Donnerstage, den 24. Juli, erreichte Stuart die Küste. Er bemerkt, daß nach den zahlreichen Fußwegen, die durch das Thal nach der Küste laufen, sich hier viele Eingeborene aufhalten müssen, obgleich die Gesellschaft nur deren Spuren und verlassene Lagerplätze antraf. Unter den Bäumen fanden sich sehr häufig die Kohl- und andere Palmenarten. Den das Thal durchlaufenden Creek nannte Stuart „Charles-Creek", nach dem ältesten Sohne des Herrn John Chambers. Derselbe führt das Wasser zahlreicher Quellen in die See (Breite 12° 13' 3").

Freitag, 25. Juli. Um zu sehen, ob sich ein Weg um den sumpfigen Boden finde, wird Thring in südwestlicher Richtung abgesandt; derselbe kommt aber unverrichteter Sache zurück und meldet, daß die Mündung des Flusses auf diesem Wege nicht zu erreichen sei. Da diese aber bereits bekannt ist, so hielt Stuart es für besser, die Kräfte der Menschen und Thiere bei dem Versuche nicht anzustrengen, da ihnen noch der lange und mühsame Rückweg nach Adelaide bevorsteht. Die Gesellschaft überschritt daher den Creek und kam mit WNW.-Cours auf einen offenen Theil der Küste. Da dieser Theil, nach vielen umherliegenden Muscheln zu schließen, öfters unter Wasser steht, so ging Stuart etwas weiter zurück, nahm den höchsten der dort stehenden Bäume die unteren Aeste und befestigte am obern Zweige den englischen Union-Jack, mit Stuart's Namen in der Mitte der Fahne geflickt. Die ganze Gesellschaft gab drei enthusiastische Hurrahs, und Keckwid und die Uebrigen wünschten Stuart und sich gegenseitig Glück zu dem erfolgreichen Schluß ihrer Entdeckungsreise. Hierauf wurden drei Hochs für die Königin so wie für den Prinzen von Wales ausgebracht, und Stuart vergrub dann nahe am Fuße des Baumes eine lustdicht verschlossene Blechflasche mit einer kurzen Angabe seiner Reise und den Namen seiner Genossen. Zugleich sagte er in dem Dokumente, daß er der Bay den Namen „Elisabeth-Bay" gegeben habe, zur Ehre der

Digitized by Google

Miß Chambers, die ihm die hier aufgepflanzte Fahne zu dem Zwecke geschenkt hatte. Heute vor neun Monaten verließ die Gesellschaft Nord-Adelaide und zu derselben Stunde wurde die britische Flagge auf der andern Seeküste aufgepflanzt. Die Gesellschaft ging dann wieder über den Creek, bemerkte abermals zahlreiche Spuren von Eingeborenen, sah auch ringsherum den Rauch des von ihnen angezündeten Grases, bekam aber keine Schwarzen zu Gesicht. —

Die Rückkehr ist hauptsächlich durch die öfteren Zusammenstöße mit den Eingeborenen bemerkenswerth, so wie durch die zunehmende Krankheit Stuart's. Die Schwarzen kamen häufig nahe genug an die Gesellschaft heran, schwangen ihre Waffen und ließen ihr Kriegsgeschrei aus; doch genügte meistens die festere Haltung der Europäer und ein Schuß, um die Besucher fortzutreiben, wobei diese dann in den meisten Fällen das Gras in Brand steckten und so nur zuweilen Schaden, meistens doch Unannehmlichkeiten bereiteten. Stuart beschreibt die Eingeborenen des Innern Australiens als eine kleine, magere, jämmerlich aussehende Rasse. Einmal überraschte man eine Partie Frauen und Kinder, die gerade beim Bereiten ihres Mahles beschäftigt waren. Der Anblick der Europäer erschreckte die Leute so sehr, daß sie alle schreiend davonliefen und ihre ganzen Habseligkeiten zurückließen. Unter diesen fand sich auch eine Art Beil, welches die Eingeborenen aus einer eisernen Thürangel gemacht hatten. Stuart ließ die Sachen ungestört und setzte seine Reise am Roper-River fort, der hier ein stark fließender, tiefer und 90' breiter Fluß ist.

Bei Attack-Creek (der Gegend, in welcher Stuart auf seiner letzten Reise von den Eingeborenen angegriffen wurde), trat man alle Vorbereitungen, um einen feindlichen Angriff zurückzuweisen; allein die Schwarzen schienen die ihnen gegebene Lektion von der Macht der Weißen nicht vergessen zu haben, denn es ließen sich keine Feinde sehen.

Mit Anfang Septembers nahm die Krankheit Stuart's dermaßen zu, daß er kaum weiter kommen konnte. Am 10. September schreibt er: „Heute Morgen fühle ich mich wieder sehr krank und ich zweifle, daß ich im Stande bin, die bewohnten Distrikte zu erreichen. Falls mir Etwas passiren sollte, so habe ich Alles für das Schlimmste bereit, — mein Plan ist beendet, mein Journal jeden Tag aufgezeichnet, so daß kein Zweifel an dem Erfolge meiner Reise aufkommen kann. Der schwierige Theil des Weges ist überstanden und der Rest ist meinen früheren Begleitern wohl bekannt, so daß keine Gefahr vorliegt, sie möchten ihren Weg verlieren."

Von Tag zu Tag nimmt nun die Schwäche des braven Reisenden zu, bis er am 25. Oktober nicht mehr im Sattel auszuhalten vermag und eine Art Tragsessel hergerichtet und zwischen zwei Pferden befestigt wird, in dem er die Reise fortsetzt. Am 27. Oktober bekommt Stuart einen Anfall von Bluthusten, der ihn fast tödtet. Er giebt Befehl, eines der Pferde zu schlachten, um der Gesellschaft etwas frisches Fleisch und sich selbst etwas Suppe davon zu verschaffen. Ersteres kann er nicht essen, da sein Mund durch den Skorbut völlig wund ist. Am 29. scheint die Krisis der Krankheit eingetreten zu sein, die Stuart überstand und von wo ab es etwas besser mit ihm ging. Am 28. enthält das Tagebuch u. A. Folgendes: — „Auld war mit mir die Nacht und sagt mir, daß mein Athem ganz leichenartig rieche. Welch trüber Wechsel zwischen dem Tage, wo ich Adelaide verließ, und jetzt — meine rechte Hand fast unbrauchbar durch den Unfall, der mich bei der Abreise betroffen, völlige Blindheit nach Sonnenuntergang, obgleich der Mond hell genug für Andere scheint, und auch am Tage fast ohne die Kraft zu sehen; meine Glieder so schwach, daß ich von Anderen getragen werden muß, mein Körper ein Skelett, meine Kraft die eines Kindes — ein trauriges, elendes Wrack früherer Zeiten."

Stuart's Hoffnung, daß die Krisis für ihn überstanden sei, bewahrheitete sich glücklicherweise, sein Tagebuch enthält von jetzt an weniger trübe Aufzeichnungen. Die Gesellschaft näherte sich nun den bewohnten Distrikten und am 10. December erreichte sie die Mount-Stuart-Station, von wo aus man nach Mooloolo verging.

In einer Art Nachschrift, adressirt an den Krentlaub-Kommissär, giebt Stuart noch seine Meinung über das neuentdeckte Land ab und erklärt seinen Dank für die Hülfe, welche seine Gefährten ihm geleistet: — „Zum Schluß erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich das Land (d. i. vom Roper nach dem Adelaide und von dort bis an die Seeküste) ganz passend für die Ansiedelung von Europäern halte, da das Klima in jeder Hinsicht zuträglich und das Land von ausgezeichneter Güte und großer Ausdehnung ist. Holz — Stringybark, Ironbark, Gum &c., mit 50 bis 60 Fuß hohen Bambus an den Ufern der Flüsse, ist reichlich und in guter Lage vorhanden. Das Land wird in jeder Richtung von Quellen und Wasserläufen durchschnitten, und obgleich ich auf meiner ganzen Tour keine Gewitter oder andere schwere Regen erlebte, so war ich doch im Ganzen nur zwei Nächte ohne hinreichendes Wasser. Dies zeigt die Beständigkeit der Wasserläufe, und ich sehe durchaus keine Schwierigkeit, zu irgend einer Jahreszeit eine Heerde Pferde über den Kontinent zu führen, und ich kann erwähnen, daß Herr Thring, einer meiner Begleiter, bereit ist, solches zu übernehmen. Meine Gefährten haben sich auf der langen Reise und unter schwierigen Umständen völlig zu meiner Zufriedenheit benommen und will ich besonders der Herren Keckwick und Thring rühmend hier gedenken, die ja schon auf meinen früheren Reisen mich begleiteten. Während meiner Krankheit habe ich von Allen Beweise der Sympathie erhalten und ich nehme die Gelegenheit wahr, ihnen hier meinen besten Dank zu sagen. Die Namen meiner Gefährten sind: — Wm. Keckwick, zweiter Offizier; W. Thring, dritter Offizier; Stephen King, John Billiatt, James Frew, Heath Nash, W. P. Auld, Gehülfe; J. Mac Gorery, Schmidt; J. W. Waterhouse, Naturforscher der Gesellschaft.

Schließlich dankt Stuart noch der Regierung für die Hülfe, welche dieselbe der Gesellschaft gewährt hat, erwähnt der Dienste des Polizei-Inspektors Hamilton in sobender Weise und beklagt, daß John Chambers nicht mehr die Verwirklichung seines Lieblingswunsches — daß einer seiner Leute oder Freunde den Kontinent kreuzen möge — erlebt habe.

Ein geographisches Bild aus der Region am Orinocostrom.

Jüngst theilten wir, nach Gustav Radde's vortrefflichen Aufzeichnungen, ein Steppenbild aus Dauurien mit; heute wollen wir, im Gegensatze zu dem kalten Ostsibirien und dem Amurland, eine Schilderung äquatorialer Regionen im östlichen Südamerika geben, und wenden uns an den Orinoco, dessen Quellen in der Sierra Parime zwischen dem 2. und 3.° S. Br. liegen. Er bildet einen festen, in jeder Beziehung interessanten Stromlauf, der in einer Windung von dreihundert deutschen Meilen Länge das Hochland von Guyana umzieht, vermittelst der Gabelstellung des Cassiquiare und Rio Negro mit dem gewaltigsten aller Flüsse, dem Amazonas, in natürlicher Verbindung steht und ein großes, von unzähligen Wasserrinnen durchzogenes Delta bildet, das mehr

Digitized by Google

Mündungen zählt als selbst der Ganges. Alexander von Humboldt hat den Charakter der Orinocoregion prachtvoll geschildert; seine Darstellungen gehören zu dem Schönsten, was jemals aus eines Sterblichen Feder kam; jede andere Schilderung muß darauf verzichten, auch nur annähernd jene unserer großen Landsmannes zu erreichen. Aber die Natur jener Gegenden ist so anregend, packend und bewältigend, daß jede Beschreibung derselben etwas Anziehendes hat; auch sind von späteren Reisenden, z. B. von Doctor Plaffard, manche neue Beobachtungen gemacht worden.

Mit Erstaunen steht der Schiffer, welcher in eine der Mündungen des Orinoco einfährt, die mächtigen Wälder, von denen ein großer Theil des Deltalandes bestehatet wird. Bei hoher Flut sind die meisten Inseln von Wasser bedeckt, aus welchem die gewaltigen Baumstämme hoch emporragen. In den Nebenarmen des Stromes fährt das Boot unter einem dichten Laubdache dahin und muß viele Umwege machen, um nicht in den unzähligen armdicken Lianen verwickelt zu werden, welche schmarotzerhaft sich von einem Baume zum andern schlingen und Alles umranken. Das Fahrzeug wird umspielt von plumpen Lamantins und den scheußlichen Kaimans, den Brüdern des nilotischen Krokodils, und über dem Haupte des Reisenden flattern durch das Geäweig glänzend befiederte Aras, blaue Cotingas, veilchenfarbige Tangaras und Kardinalvögel mit feuerrothem Gefieder. Nicht minder bemerkbar macht sich das lärmende Geschlecht der Affen; sie hängen vermittelst ihrer langen Wickelschwänze an biegsamen Aesten oder springen mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens von Zweig zu Zweig, von einem Baume zum andern.

Das Alles erscheint dem Europäer, welcher zum ersten Male diese tropische Region betritt, äußerst überraschend, denn Alles ist ihm neu. Aber mit dem höchsten Befremden blickt er nach Hängematten, die hoch oben an den Zweigen befestigt sind und sich über dem Wasser schaukeln. Das sind die Ruhebetten der Guaraunen. Diese Indianer bewohnen die am wenigsten niedrigen Eilande des Orinocodeltas und nähren sich von Fischen, Bananen und Manioc. Aber der Fischfang veranlaßt sie zu Wanderungen und namentlich zum Besuch auch jener Inseln, die kaum über das Wasser sich erheben. Dort muß der Indianer, sobald die Flut eintritt, sich luftige Wohnungen suchen, und der guaraunische Mann pflegt in denselben des Schlafes lange liebe Stunden, während sein Weib in der am Fuße der Bäume befestigten Barke ihm sein Mahl bereitet.

Diese „Kinder der Natur" verehren den Mond und im Donner wohnt eine furchtbare Gottheit. Der Todte wird in eine Matte oder eine aus Bananenblättern geflochtene Hülle geschlagen und im Wald aufgehängt. Weich und angenehm klingt die Sprache. Der Indianer fragt: Casabana igi naguaeb? Woher kommst du? Und erhält zur Antwort: Dschi cuaré me naguaeb, ich komme dir entgegen. Dann spricht er wohl: Orinami manu, blüte dich, sei vorsichtig. Manche Ausdrücke haben etwas Malerisches; eine Angel wird als Fischfalle bezeichnet und heißt oribu kai; den Schuh, welchen übrigens der Guaraune nicht trägt, bezeichnet man als ein Fußgefängniß, omenamu; der wohlklingende Name obona bedeutet Donner.

Die Guaraunen scheinen dem großen Stamme der Caraiben nicht anzugehören. Von diesen Letzteren trifft man übrigens einige schwache Ueberreste am untern Orinoco, aber nicht einmal als Stämme oder Horden, sondern nur in einzelnen, zerstreut umherwandernden Familien.

Auf dem Orinoco können auch große Schiffe weithin stromauf fahren. Sie kommen oberhalb des Deltas, an der jetzt beinahe verlassenen Stadt Guayana vieja vorüber; nach Süden hin liegen die ehemaligen spanischen Missionen von Upata, in welchen einst dreißigtausend von den Geistlichen „bekehrte", genauer ausgedrückt, mehr oder weniger gezähmte, der umherschweifenden Lebensweise einigermaßen entfremdete Indianer beisammen waren. Aber heute gewähren diese Missionen von Upata nur ein Bild der Verwüstung und des Verfalls; die Häuser sind eingestürzt und die Indianer wieder in die Wälder zurückgegangen.

Wir erreichen die Mündung des Caroni (etwa 8° S. Br., 63° W. L.), der aus den südlichen Einöden kommt, fahren noch einen Längengrad weiter nach Westen und ankern vor Ciudad Bolivar, das zu Ehren des „Befreiers" diesen Namen führt: ehemals hieß es Angostura, und wird auch heute noch im Handelsverkehr so bezeichnet, oder auch San Thomas de Nueva Guayana. Diese für Venezuela große und reiche Stadt bildet den Hauptsitz des Orinoco und hat einen beträchtlichen Seehandel; aber von Ackerbau und Gewerben kaum eine Spur, nichts von Gartenanlagen oder wohlbestellten Feldern; Savannen und Wälder reichen bis in die Nähe der Häuser von Ciudad Bolivar. Doch sieht man da und dort einen Indigoadler, Zuckerrohr, Kaffeebäume, etwas urbar gemachtes Land, wo Mais, Bohnen und Yuca, Manioc, gebaut werden; diese letztere bildet für die Mehrzahl der Bewohner das Hauptnahrungsmittel und ersetzt unser Brot. Der Bananenbaum breitet holz seinen Blätterschmuck aus und ist reich mit Früchten beladet; auch die Baumwolle gedeiht vortrefflich, aber ihr Anbau wird vernachlässigt. Quinaquina kommt nur in höher gelegenen Gegenden vor; anderen werthvollen Arzneipflanzen und Drogen begegnet man auf Tritt und Schritt, z. B. der Simaruba, Angostura, Copaiba, Ricinus und der Tonkinbohne. Die Banille schwingt ihre Ranke von einem Baume zum andern und die Convolvulaceen und Orchideen sieht man in unzähligen Arten.

Dazu kommt der Reichthum an Farbhölzern, namentlich an Brasilholz und an Bäumen, welche für die Kunstschreinerei von Wichtigkeit sind, z. B. Ebenholz, Mahagony, Ceder und Pallisander; ferner der Hevea, ein Gummibaum, von welchem man Kautschuk gewinnt; gelbe, veilchen- und rosenfarbene Bäume, deren Name wissenschaftlich noch nicht bestimmt ist. Alles ist üppige Fülle, aber der Trägheit der Benezuelaner liegt es fern, solche Schätze zu heben. Die hohen Palmen ragen mit ihrem luftigen Laubdach über alle anderen Bäume empor, und manche geben ein vortreffliches Oel, vor Allem die Sejepalme. Daneben freilich mangeln auch giftige Pflanzen nicht, und unter diesen wird der Baum Guachamacan am meisten gefürchtet.

Auf den Llanos (Savannen, Wiesenflächen) weiden Rinderheerden, Pferde, Esel und Maulthiere, zumeist ohne Hüter und ohne Obdach. Die Leichen der gefallenen Thiere verderben die Luft verpesten, wenn nicht der Samuro-Rabe, welchen man als die „Vorsehung der Llanos" bezeichnet, sich nicht vom Fleische derselben nährte und lediglich Haut und Knochen übrig ließe.

Der Reisende würde mit ungestörter Freude durch die dichten Wälder und über die grünen Fluren wandern, wenn nicht überall Gefahr im Verborgenen lauerte. Der grimmige Jaguar, welchen man im Lande selbst als Tiger bezeichnet, richtet unter den Heerden große Verwüstungen an und ist selbst den Menschen gefährlich; der mähnenlose Puma, dieser „Löwe", welcher seine Benennung nicht verdient, ist weit weniger zu fürchten. Aber in den Flüssen wimmelt es von Krokodilen; sie liegen überall im warmen Uferschlamm, um sich zu sonnen, und verbreiten einen durchdringenden Moschusgeruch. Unter den giftigen Schlangen Guayanas gilt mit vollem Rechte die Cuaima als die schlimmste; die Farbe ihrer Haut erinnert an jene unserer Kröte, ihr fünf Fuß langer Kopf ist beinahe viereckig und der Schweif läuft in einem Horn aus. Auf dieses stützt sich das Ungethüm, wenn es ein Opfer erkoren hat, hebt sich kerzengerade empor, schießt wie ein Pfeil zu, und was von dem giftigen Zahne getroffen worden ist, hat nach wenigen Minuten zu leben aufgehört. Die Cuaima greift auch den Menschen an; die Indianer sehen in ihr eine Verkörperung des Teufels. Auch eine Klapperschlangenart kommt in Menge vor, und die Schlange mit dem dreieckigen Kopfe (Trigonocephalus) kletert auf Bäume, um von dort herab sich auf ihre Beute zu stürzen. Aber die größte unter den Schlangen, die Boa, hat keine Giftzähne,

Digitized by Google

wohl aber eine gewaltige Stärke, denn sie umschlingt und erdrückt auch die größten Thiere. Nachdem sie sich mit Nahrung angefüllt, bleibt sie träg im Grase liegen, am liebsten bei umgestürzten Baumstämmen, von denen man sie oft nur unterscheiden kann, wenn man näher zusieht.

Aber von allen diesen Kriechthieren wird weniger Unheil angerichtet, als von dem sogenannten Caraibenfische, welcher in stehenden Gewässern lebt. Der unkundige oder unvorsichtige Mensch kommt an einen klaren Teich oder ruhigen See; der Tag ist heiß, das helle Wasser lockt ihn an und er steigt hinein, um sich durch ein Bad zu erfrischen. Bald gewahrt er, daß ein kleiner Fisch mit länglicher Schnauze an ihn heranschwimmt. Die Zähne desselben bilden an beiden Kiefern eine Schneide, die so scharf ist wie die eines Scheermessers. Beißt der Fisch damit den Mann, und ist dieser so weit vom Ufer entfernt, daß er nicht im Nu festen Boden und das Trockene gewinnen kann, so hat er auf seine Rettung zu hoffen, denn augenblicklich kommen, durch das Blut angelockt, tausende von sogenannten Caraiben herangeschwommen, saugen sich an den Körper, der bald, aus eben so vielen Wunden blutend und durch Schmerz gepeinigt, zur Leiche wird. Aber der Fisch mit dem scharfen Gebiß gewährt eine wohlschmeckende Speise.

Unter den einheimischen Vierfüßern ist der Tapir bemerkenswerth. Mit Recht hat man gesagt, daß die Natur, als sie ihn schuf, gewissermaßen einen Anlauf genommen habe, um einen Elephanten zu bilden, unterwegs aber stehen geblieben und mit dem Rüssel nicht fertig geworden sei. Die wilden Eber, Baquiros, ziehen in Menge umher; sie sind kleiner als unsere Wildschweine, haben ein wohlschmeckendes Fleisch und eine Saugeschwulst, welche mit einem moschusduftenden Stoffe gefüllt ist. Unzählbar ist die Menge der Affen, die alle langgeschwänzt sind. Der wilde Alnate erfüllt den Wald mit seinem schreienden Gebrül; der zierliche Titi, kleiner als selbst der Ursiti, welcher hier fehlt, klettert und springt lustig umher; man sieht den Araguato, den Wittwen- und den Kapuzineraffen, den Sapaju und noch manche andere. Sie alle sind für den Indianer ein sehr gesuchter Leckerbissen. Myriaden buntgefiederter Vögel flattern umher; die Kotibris und die gleichfam von Topas und Rubin erglänzenden Fliegenvögel picken an den Blüten der Aristolochien und Orchideen; das gefährliche Volk der Papageien ist in einer Menge von Arten vertreten, und der Spottvogel ist unermüdlich, seinen wohllingenden und mannichfaltigen Gesang vernehmen zu lassen.

Für den Jäger sind Kaninchen, Hirsche, Tauben, Truthähne und Schildkröten eine Beute, welche er sich ohne große Mühe verschafft. Aber er hat wohl Acht zu geben, daß er, von seinem Tagewerk ermüdet, sich nicht unter freiem Himmel dem Schlaf überlasse, denn er liefe Gefahr, daß die Vampyr-Fledermaus sich an ihm festsauge und ihm Blut in großer Menge entziehe. Er spürt den Feind nicht, sondern schläft weiter; wenn er aber erwacht, fühlt er sich durch den großen Verlust von Lebenssaft abgemattet, und nicht selten sind die Fälle, daß Menschen solchen Vampiren zum Opfer werden. Wohlthätig dagegen ist der Ameisenfresser; er steckt seine äußerst lange, sehr klebrige Zunge in die Haufen der Termiten, welche ihm zur Nahrung dienen, und vermindert einigermaßen die ungeheure Menge dieser Ameisen, welche eine wahre Landplage bilden. Am meisten werden die rothen Termiten gefürchtet; sie graben lange unterirdische Gänge und unterwühlen die Häuser oder werfen hohe Hügel auf. In den Wäldern erkennt man die Richtung ihres Zuges an breiten Pfaden, auf welchen kein Blatt und kein Halm mehr steht, denn diese gefräßigen Thiere vertilgen Alles, was sie auf ihrem Wege finden; glücklicherweise verschonen sie den nützlichen Bananenbaum. Nicht so gefährlich, aber in hohem Grade lästig ist die Chique oder Nigua (in Westindien von den Engländern Jigger genannt), welche ihre Eier unter die Fußnägel der Menschen legt und gefährliche Wunden verursacht, wenn die Larve nicht herausgezogen wird, so lange sie sich noch im Ei befindet.

Wir haben weiter oben des Flusses Caroni erwähnt. Er bildet einen Wasserweg bis in das Herz des venezuelanischen Guyana, welches er in dessen ganzer Breite von Süden nach Norden durchfließt. Von Westen her mündet in ihn (beinahe unter 7° S. Br.) die Paragua; in seinem obern Laufe wird er durch hohe Gebirgszüge vom Cuyuni, einem Zuflusse des Essequibo, geschieden. Von Westen und Norden her nimmt er beträchtliche Zuflüsse auf, den Avechica mit dem Yuruaran, in welchen letztern vom Norden her der Yurnari mündet. Diese Region ist reich an edlen Metallen, namentlich an Gold und Platina; auch findet man ergiebige Lager von Kaolin und Zirkon. Diesen geologischen Gebiete gehört auch Upata an, welches verfallene Mission wir schon erwähnten. Dort liegt in reicher Fülle nicht nur Silber und Blei, sondern auch Kupfer und Eisen; aber die Venezuelaner wissen daraus keinen Vortheil zu ziehen. Auch das Ufergelände des Paragua ist metallreich, und weiter nach Westen hin am Benuari, einem der obersten Zuflüsse des Orinoco, ist Braunstein gefunden worden. Jene Gegenden, in welche einst die Sage das Dorado und den Parime-See verlegte, auf welchen Inseln sie goldene, von Diamanten schillernde Paläste wähnte, sind heute noch nicht genauer erforscht worden. In jenen Erzregionen ziehen vereinzelte Indianerhorden umher, welche der Jagd und dem Fischfang obliegen und die sogenannte Guayanes-Sprache reden. Aber zwischen ihnen wohnt ein zahlreicherer Stamm, der andern Ursprungs ist und in anderer Zunge spricht; das sind die erzfarbigen Comanacoas, Leute von kräftiger Leibesgestalt, die zu den schönsten Typen der uramerikanischen Bevölkerung gehören. Ihnen gegenüber bitten die weiter nach Westen hin an der Paragua umherziehenden Taparitos, kleine schwächliche Menschen mit plumpem Kopf, einen grellen Abstand.

In den obern Theilen des Orinocobeckens leben manche von der Civilisation etwas angestreifte Völker, zum Beispiel die Mawizis, Mariquitares, die Amapyures, Atures und einige von Brasilien der eingewanderte Omaguas. Diese Stämme nehmen die Region ein, in welcher der Orinoco seinen weiten Bogen beschreibt. Dort mündet von der linken Seite her der Rio Meta, dort zweigt auch der Cassiquiare ab und bildet die schon erwähnte Gabeltheilung, das Stromsystem des Orinoco durch den Rio Negro mit jenem des Amazonenstroms vereinigend. So hat die Natur selbst einen weiten, vielgegliederten Wasserweg hergestellt, welchen die Indianer vielfach benutzen. Sie rudern mit ihren großen flachen Booten, den Lanchas, bei deren Verfertigung sie viel Geschick zeigen, weit und breit in dem ausgedehnten Stromgebiet umher. Der weiße Ansiedler kauft ihnen gern solche Fahrzeuge ab, und dazu die von den Waldbewohnern verfertigten künstlichen Blumen aus geschmackvoll zusammengestellten Vogelfedern. Diese Erzeugnisse indianischer Industrie sind bei den Damen in Caracas, Cumana und Cindad Bolivar als Schmuck in hohem Grade beliebt. Jene Indianer sind nicht ganz unempfänglich für mancherlei Fertigkeiten und nicht ganz ohne Betriebsamkeit, aber weder Spanier noch Venezuelaner haben sich Mühe gegeben, diese Anlagen zu pflegen und zu entwickeln.

Jene Völker am obern Orinoco, am Cassiquiare, Meta und Rio Negro sind Geophagen, das heißt, sie haben die Gewohnheit, Erde zu essen. Diese eßbare Erde ist ein gelblich rothbrauner, Eisenoxyd enthaltender Thon, der zu kleinen Kuchen oder Kugeln geformt und, bevor man ihn genießt, getrocknet wird. Sie enthält keine nahrhaften Bestandtheile, sondern ist nur Ballast für den Magen; aber man ist diesen Thon besonders in Zeiten des Mangels, und er wirkt in einer Weise auf die Verdauungsorgane, daß der Mensch längere Zeit gesättigt ist. Der Indianer kann sich wochenlang allein mit dieser Erde fristen, wenn er sie in Palmöl gebacken hat, und wer an den Genuß dieses Ballastes gewöhnt ist, verspürt von demselben keinen Nachtheil für seine Gesundheit. Aber Beschwerden in den Eingeweiden verursacht er allerdings, wenigstens dem Neulinge. Manche Indianer

Digitized by Google

sind leidenschaftliche Erdesser und übertreiben den Genuß; dann magern sie ab und ihre braunröthliche Haut verwandelt sich in eine bleiche Farbe. Bei Einzelnen steigert sich die Begierde zu einem so hohen Grade, daß sie an Häusern, deren Wände mit eisenhaltigem Thon bewors'en sind, ganze Stücken abbrechen und gierig verschlingen; viele sind Kenner und Feinschmecker, welche die einzelnen Erdarten auf der Zunge genau unterscheiden, etwa so wie unser Weintrinker die Eigenschaften der verschiedenen Lagen und Jahrgänge bis in alle Einzelnheiten kennzeichnen.

Eine Hauptursache, der Geophagie, der Erdessressen, mag wohl der Mangel sein. Die Natur, so spröig und verschwenderisch sie am obern Orinoco sonst auch ist, bietet freiwillig nicht viel eßbare Pflanzen. Aber der Indianer ist träg; er baut freilich Ignamen, süße Kartoffeln und pflanzt Bananen, aber nicht genug; er hat keinen Begriff davon, daß er für die Zeiten der Noth Vorräthe einlegen müsse, und so kommt es, daß er zuweilen Mangel leidet. Uebrigens hat er zur Ausbilfe den Ertrag seiner Jagden; er ißt niest Affen, Eidechsen und sehr gern auch Ameisen, an denen es wahrlich niemals fehlt. Europäische Reisende versichern, daß eine in Palmöl gedämpfte Ameisenpastete trefflich gemundet habe; dagegen konnten sie einem andern Lieblingsgerichte der Indianer, dem Wurme der Kohlpalme, keinen Geschmack abgewinnen.

Die erdressenden Indianer haben das Geheimniß, das furchtbare Gift Curaré zu bereiten, und bewahren dasselbe. Ihre Paschés, Aerzte, sind allein berechtigt, das Gift zu verfertigen. Ein in dasselbe getauchter Pfeil ist verhängnißvoll für Alles was lebt; ein davon getroffener Affe oder Vogel fällt sogleich zu Boden; aber Thieren, welche der Indianer nicht gestört wissen will, giebt er Salz ein; dann kommen sie wieder zu sich.

Weit und breit in der Orinocoregion trifft man in Felsen eingegrabene Bilderzeichen. Sie kommen auch in der Quellgegend des Cnuuni vor, und Richard Schomburgk fand dergleichen auf seinen Reisen in Guyana unter den verschiedensten Breitengraden, nicht allein in den Flußthälern, sondern auch auf ansehnlichen Höhen. Auf seine Frage: wer sie gemacht habe, erhielt er von den Indianern die Antwort: Unsere Vorväter, als noch die großen Wasser die Erde bedeckten und jene auf Corials (Booten) die Berge befuhren.*) —

Man bezeichnet diese sehr rohen Bilderzeichen als Hieroglyphen; man will in ihnen „geheimnißvolle Zeugen einer höhern einheimischen Civilisation" sehen, man will sie in Zusammenhang mit den Bilderschriften von Mexiko, Centralamerika und Neu-Granada und den Denkmälern in Peru bringen, und ergeht sich in ausschweifenden Spekulationen über eine vormalige hohe Kultur, welche dann verschwunden sei.

Gewiß birgt Uramerika noch manches Geheimniß. Aber diese „Hieroglyphen" in Guyana sind Arbeiten nicht hochcivilisirter Völker, sondern indianischer Horden gewesen. Noch heute verfertigt der nordamerikanische Indianer ähnliche rohe Abbildungen von Thieren, Sternen, Sonne, Mond, Menschen; mehr oder weniger regelmäßig gezeichnete Schnörkelzeichen, rund, eckig, verschlungen, finden wir auf ähnlichen niedrigen Kulturstufen überall; der Trieb, äußere Gegenstände nachzubilden, liegt in den Menschen aller Rassen und aller Zeiten; auch unsere Kinder in Europa thun es.

Die Sache erklärt sich einfach, leicht und von selbst aus der Menschennatur, die sich, allerdings mit Modifikationen, welche von mancherlei Umständen bedingt werden, gleichmäßig äußert. Einen Zusammenhang zwischen allen „Hieroglyphen"-Verfertigern über einen weiten Kontinent zu finden, ist mehr als kühn. Ein Knabe in Kronstadt in Siebenbürgen zeichnet mit dem Griffel seine „Hieroglyphen" genau so wie der Knabe an der Elbe oder am Rhein, und beide stehen nicht im Mindesten in irgend welchem Zusammenhang. Aber man hat sich gewöhnt, Dinge, welche sich einfach aus der menschlichen Natur erklären und die so nahe liegen, weit herzuholen, und man sieht dann den Wald vor den Bäumen nicht.

*) Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1840 bis 1844, von Richard Schomburgk. Leipzig, Weber, 1847. Thl. 1, S. 318. Die Abbildungen auf S. 320 und 321. A.

Ein Jahrmarkt der Nomaden am Altai.

Das Bedürfniß, Waaren auszutauschen, macht sich bei allen Völkern geltend, welche über die niedrigste Stufe der Barbarei hinausgekommen sind. Der Verkehr durchbricht politische Schranken, und er thut dies um so eher und um so leichter, wenn zu beiden Seiten einer Staatsgrenze sprach- und stammverwandte Menschen wohnen. So auch im Innern von Asien, auf der weiten Strecke, wo das Reich des moskowitischen Czars und des chinesischen Kaisers sich berühren. Durch Verträge waren im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte einzelne Punkte festgesetzt worden, an welchen unter Aufsicht der Behörden der gegenseitige Waarenaustausch stattfinden durfte, z. B. Kiachta; aber diese reichten nicht aus und das Bedürfniß schuf sich neue Mittelpunkte an der russisch-chinesischen Grenze.

Wilhelm Radloff, der in der neuesten Nummer von Erman's Archiv zur Kunde von Rußland Briefe aus dem Altai mittheilt, schildert uns, in welcher Weise am südöstlichen Theile dieses Gebirges, auf der Grenze, in der Dsungarei, im Lande der Sojoten, Jahrmärkte entstanden. Er war bei einem mit den Kalmücken verwandten Volke, dem altaischen Dwojedanern, welche, in mehrere Stämme getheilt, am Teletzkischen See, am Balchaksalls und an der Tschuja nomadisiren, im Ganzen aber nicht viel über zweitausend Seelen zählen. Sie stehen unter erblichen Häuptlingen, Saisan, welche von der chinesischen Regierung eine Amtsmütze mit einem Knopf erhalten.

Vor etwa dreißig Jahren wurden russische Kaufleute, welche mit den Stämmen am und im Altai Handel treiben, von den Offizieren der chinesischen Grenzwachten zu einer direkten Handelsverbindung mit ihnen aufgefordert. Darauf gingen jene gern ein, bauten in der Tschuja-Steppe Magazine und bieten sich monatelang dort auf. Ein an sich scheinbar unbedeutender Umstand trug wesentlich bei, diesen Verkehr einen größern Aufschwung zu geben. In der Dsungarei ist die Zahl der Murmelthiere ganz ungemein groß, aber die Chinesen halten das Fell derselben für durchaus werthlos, die Russen dagegen wissen es zu schätzen und zahlten einen guten Preis. Sie bekamen eine große Menge von dieser Waare und konnten dafür von den Kaufleuten werthvolle Gegenstände umtauschen. Der Handel nahm dermaßen zu, daß die Wachtstationen für ihn nicht mehr ausreichten. Der chinesische Gouverneur der angrenzenden Provinzen hielt es nun für zweckmäßig, dreimal im Jahre zweihundert Soldaten in die Tschujasteppe zu schicken, ein Saisan (Häuptling, Sultan) der Törööt und einer der Sojoten durften mit einem Theil ihrer Namensangehörigen die Soldaten begleiten und seitdem kam eine gewisse Regelmäßigkeit in den Verkehr.

Die chinesische Behörde erlaubte den Russen ihren Handel bis in die chinesischen Wachtposten auszudehnen, und die Offiziere in diesen letzteren sind für die persönliche Sicherheit der Kaufleute verantwortlich. Während der Jahrmarktszeit muß jeder Offizier für die ihm untergebene Mannschaft einstehen, damit weder Diebstahl

Digitized by Google

noch Raub vorkomme; geschieht letzteres, so haben der Offizier und seine Leute für das Gestohlene Ersatz zu leisten. Kein chinesischer Unterthan darf auf dem Wachtposten oder auf dem Jahrmarkte Schulden machen. Das Alles wird streng gehalten.

So haben sich in zwei Einöden drei Jahrmärkte gebildet. Der erste fällt in den Anfang des Juni und beginnt am 5. des Mondsmonates. Die Kaufleute nennen ihn Tschoru, d. h. Soldatenabtheilung; die Kalmücken: Tschoru Käldi, d. h. das Heer ist angekommen. Der zweite, etwa sechs Wochen später, heißt Kalan, Abgabe, weil während jener Zeit die Dwojedanen ihren Tribut an China bezahlen müssen; der dritte fällt in den December.

Radloff besuchte den Juli-markt, welcher am Byrati-Bach abgehalten wird. Als er einen Hügel an demselben erstieg, ward er durch einen reizenden Anblick überrascht; das bunte Gewühl des Jahrmarktes, der sich unten im breiten Thalbecken des Byrati entfaltete, lag plötzlich vor seinem Auge. Diese Niederung war mit einem grünen Rasenteppich bedeckt, durch welchen sich das Flüßchen wie ein Silberfaden hindurchschlängelte. Im Vordergrunde weideten Kameele, Pferde- und Rindviehheerden im bunten Gewirr durcheinander; im Hintergrunde lagen die Jahrmarktszelte zerstreut umher. Etwa zwanzig derselben, blau von Farbe, gehörten den Mongolen; hinter ihnen waren ganze Berge von Pelzwerk aufgeschichtet und wurden von einer Soldatenabtheilung bewacht. Etwas weiter nach Süden standen in mehreren Reihen die weißen Zelte der russischen Kaufleute. Vor den Zelten sah man ganze Linien beladener Kameele; hier wurde abgeladen, dort trug man Waaren in die Zelte, und Alles war geschäftig, noch vor Einbruch der Dunkelheit in Ordnung zu kommen.

Weiter nach hinten, am Fuße der Grenzhügel, standen die Feldlager der Sojoten und Törböten. Diese letzteren und die Mongolen schienen bereits ihr Tagewerk vollendet zu haben, denn sie umwandelten schaarenweise zwischen den russischen Zelten umher. Durch die helle, bunte Kleidung dieser Umwandelnden erhielt das ganze Bild einen eigenthümlichen, imposanten Anstrich. Schon vom Hügel aus konnte man die verschiedenen Völkerschaften deutlich unterscheiden. Die Mongolen trugen rothe und gelbe Kaftane und chinesische Mützen, die Törböt hohe Pelzmützen mit viereckigen Deckeln und blaue oder grüne Röcke. Die Sojoten endlich erlaunte man an ihrer ärmlichen Kleidung; sie fahen in Pelzen ohne Ueberzug, oder auch bald nackt, zwischen den übrigen, ganz stattlich gekleideten, wie ein Haufen von Bettlern aus.

Der Saisan hatte für Herrn Radloff und dessen Begleiter mitten auf dem Jahrmarkte zwei Jurten aufstellen lassen, bei denen sich bald viele Menschen versammelten. Einige Saisane der Törböt und Sojoten traten zu unserm Landsmann heran und boten ihm aus kleinen Glas- oder Steinflaschen eine Prise Schnupftabak. Die Sitte des Tabakschnupfens ist von China aus bis in den Altai gedrungen. Man hat, wie in China und Tibet, den Tabak in Fläschchen mit enger Oeffnung, in welcher ein Stäbpel mit daran befestigtem kleinen Löffel steckt. Mit diesem letztern legt man den Tabak auf die Rückseite des Daumens und zieht ihn dann in die Nase ein. Bei den Törböten und Sojoten entspricht das Darreichen der Schnupftabaksflasche der bei den Dwojedanern üblichen Ueberreichung der Tabakspfeife.

Am andern Morgen öffneten die russischen Kaufleute ihre Waarenlager; die Nomaden versammelten sich, besahen Alles, fragten nach den Preisen, aber fast nirgends wurde ein Handel abgeschlossen. Es ist nämlich Gewohnheit bei diesen Völkern, am ersten Tage des Jahrmarktes die Waaren nur erst in Augenschein zu nehmen; am Abend berathen sie in den Zelten über den Preis ihrer Waaren (Felle) und erst am andern Tage beginnt der eigentliche Handel.

Dieser Verkehr ist für die chinesischen Unterthanen der Grenzlande von Wichtigkeit, denn durch ihn werden sie mit den ihnen nöthigen Waaren versorgt. Die russischen Kaufleute nehmen außer den gewöhnlichen Tauschartikeln, als da sind Seide, Tabak, Ziegelthee, Zobel- und Eichhörnchenfelle, auch, wie schon bemerkt, die für China werthlosen Felle des Murmelthieres, Dieses, das Tarbagan, blieb früher, weil es nichts galt, unbeachtet und konnte sich in's Ungeheure vermehren. Anfange erhielten die russischen Kaufleute das Fell für ein paar Kopeken und verkauften es auf dem Jahrmarkt in Irbit für 50 bis 60 Kopeken. Nachher stieg freilich der Preis des Murmelthierfelles im Altai und fiel in Irbit; das war eine natürliche Folge des Wetteifers. Aber es wird noch immer viel an dem Artikel verdient, denn der Russe kauft ihn jetzt mit 20 bis 30 Kopeken ein und bekommt in Irbit 35 bis 50 Kopeken. Der russische Marktbeamte schlug den Kaufleuten vor, während des Marktes eine Art Börse zu halten, um das Steigen der Preise zu verhindern, aber die kleineren Kaufleute wollten darauf nicht eingehen.

Am zweiten Tage begann der eigentliche Handel. Schon in aller Frühe erschienen in Schaaren die Verkäufer mit Murmelthierfellen und das Auf- und Abbieten dauerte bis in die Nacht hinein. Aber die Russen lassen nur wenig von dem bestimmten Preis ihrer Waare nach und immer nur dann, wenn der Käufer mehrere Gegenstände zugleich nimmt. Sie gehen so schlau zu Werke, daß dieser eine Uebervortheilung nicht merkt. Er fragt: Was kostet das Beil? Antwort: Sechs Murmelthierfelle. Jener bietet vier Felle, und der Kaufmann sagt: „Wenn du zwei Beile nimmst, so gebe ich sie für elf Felle.“ Der Käufer bietet zehn, und der Kaufmann entgegnet: „Nimm noch diesen Kasten, er kostet zehn Felle; dann gebe ich dir die beiden Beile für zehn Felle.“ Zu dem einen Kasten kommt dann noch ein anderer, in welchem Leder, Tuch ꝛc. enthalten ist, und bei jedem Stücke wird wieder ein Fell abgelassen, so daß zuletzt der Käufer für etwa 100 bis 150 Felle bei dem Kaufmann eingehandelt hat, der ihm die ganze Waare um etwa 15 Felle billiger ließ, als er anfangs forderte. Das aber steht im Vergleich zur Waare des Verkäufers in keinem Verhältniß und dieser ist übervortheilt worden, ohne es gemerkt zu haben.

Uebrigens sind die russischen Kaufleute sehr freundlich mit ihren Kunden, bewirthen die angesehenern mit Thee, Zucker und Zwieback und halten sie dadurch länger im Zelte fest. Die Mongolen bieten erst die schlechteren Felle feil und halten die besten bis zuletzt zurück; aber reiche Kaufleute nehmen gar keine Felle von geringer Güte.

Bei den mongolischen Soldaten befanden sich mehrere Feldgeistliche, sogar einige tibetanische. Diese Lamas waren alle geldgekleidet, gehörten also nicht zur rothen Tugendleiter des Lamaismus, sondern zur gelben.

Die Törböt und Sojoten sind von diebischem Charakter und werden von den Soldaten streng beaufsichtigt. Aus Furcht, ihrerseits bestohlen zu werden, kleiden sie sich so armselig als möglich und ketten mit eisernen Fußfesseln ihre Pferde aneinander. Einem russischen Kaufmanne wurde während des Marktes ein Pferd gestohlen; er gab davon dem russischen Marktbeamten Kunde und dieser machte dem mongolischen Offizier Anzeige. Von Seite des letztern wurde sofort den Saisanen der Sojoten und Törböt bei harter Strafe angedroht, jenes Pferd herbeizuschaffen, und schon am Nachmittage ward es dem Kaufmanne zurückgestellt.

Die Mongolen bringen Murmelthierfelle (als Radloff dort war, 80,000 Stück), etwas Zobelfelle, Jungvieh, Seidenzeuge, Ziegelthee, Messer, Feuerstahl und Tabakspfeifen. Die Russen verhandeln allerlei Eisenwaaren, namentlich auch Bortlegelöhlöffer, Messingwaaren, Tuche (nur roth, grün, gelb und hellblau), Baumwollenzeuge (kunter Kattun wird nicht gekauft), Leder, Schuh- und Holzwaaren, Spielbuben und Spielbosen, Pferde, Rindvieh und Maralhörner, welche von den Chinesen theuer bezahlt werden. Dieser Handel an der Tschuja hängt mit jenem im Altai selber eng zusammen.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Seefischereien.

Nicht Hunderttausende, sondern Millionen Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde leben vorzugsweise oder ausschließlich von den Nahrungsmitteln, welche das Meer ihnen darbietet. Ganze Völkerstämme, z. B. die Eskimos, die Pescherähs, viele Anwohner des Persischen Meerbusens ꝛc., sind Ichthyophagen. Der Ertrag des Fischfanges überhaupt, nach Geld berechnet, beläuft sich in jedem Jahr äußerst hoch in die Millionen; die Fischereien sind auch von hervorragender Wichtigkeit für die Schifffahrt und den Handel und gewähren vielen tausend Seelenten Beschäftigung.

Der sogenannte große Fischfang begreift den Walfischfang, den Robbenschlag, den Stockfischfang und die Korallenfischerei. — der kleine Fischfang erstreckt sich auf den Härings-, Makrelen-, Sardinen- und Austernfang. Beide Arten werden mit Recht als eine treffliche Schule für die Ausbildung der Seeleute betrachtet, und deshalb von manchen Regierungen, auch von der nordamerikanischen, durch Prämien aufgemuntert. In unseren deutschen Seehäfen wird leider dem Fischfang im weiten Ocean nicht so große Beachtung geschenkt, wie das von Seiten der Holländer, Engländer, Nordamerikaner und selbst Franzosen der Fall ist.

In unseren Tagen, da man der Fischzucht in den Strömen mit Recht große Sorgfalt zuwendet, ist mehrfach die Befürchtung ausgesprochen worden, daß in vielleicht nicht gar langer Zeit ein Mangel an Fischen eintreten könne. Gewiß ist, daß dieselben in manchen Meeresgegenden seltener geworden sind. Man wird fragen, wie das möglich sei, da ein ausgewachsener Stockfisch mehr als neun Millionen Eier enthält und Häringe und Flundern sich äußerst fruchtbar zeigen? Aber die Eier allein bedingen noch keinen Reichthum an Fischen. Vom Rogen des Lachses zum Beispiel bleibt ein großer Theil unbefruchtet vom Milcher, der Hecht verschlingt viele Tausende und ein Gleiches geschieht von Seiten der Lachsforelle und der wilden Wasservögel. Auch von der jungen lebendigen Brut geht schon früh ein großer Theil verloren. Und doch wird der Lachs in Europa überall gesetzlich geschützt. Bei Fischen, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vogelfrei und allen möglichen Feinden preisgegeben sind, muß der Verlust noch unendlich bedeutender sein. Ist doch sogar der Lachs in manchen Flüssen Englands, wo er einst in sehr großer Menge vorhanden war, jetzt geradezu selten geworden. Der Austernlaich kommt zu keinem Leben, wenn er nicht eine sichere Ruhestätte findet; er will gepflegt sein, sonst wird nur etwa der zehnte Theil zur Auster. Ein ausgewachsener Stockfisch kann von seiner ungeheuren Nogenmenge etwa vier Millionen Junge zur Welt bringen; wenn diese alle lebensfähig blieben und sich ihrerseits fortpflanzen könnten, dann müßte freilich binnen Kurzem der ganze Ocean mit ihnen angefüllt sein. Ein Naturforscher hat berechnet, daß ein einziges Paar Häringe, welche fünf Jahre lang ungestört sich fortpflanzen könnten, so daß alle Brut der verschiedenen Generationen am Leben bliebe, eine Masse vom Umfang unserer Erdkugel bilden würden. Daß in dieser Annahme keine Uebertreibung liegt, ist klar genug, denn jeder Häringsrogener enthält zwischen dreißig- und vierzigtausend Eier.

Aber die Natur selber stellt, wie auf dem Lande, so auch im Wasser ein Gleichgewicht her. Da, wo wir die Sperlinge, diese eifrigen Polizeidiener, vernichten, ist eine Vermehrung der schädlichen Insekten die unausbleibliche Folge. Auch die jungen Fische werden zu unzähligen Millionen vertilgt und wahrscheinlich kommt von je tausend kaum einer zur Reife.

In England hat man die volle Bedeutung der Seefischerei längst erkannt, und die Westminster Review brachte darüber in ihrer vorletzten Nummer eingehende Betrachtungen, denen wir Einzelnes entlehnen wollen.

Den Lachs kann man in allen seinen Lebensstadien genau verfolgen, nicht aber die Seefische. Es ist zum Beispiel auch heute noch nicht bewiesen, ob die Sprotte ein besonderer Fisch oder ein junger Häring sei. Niemand weiß mit Bestimmtheit, wie alt ein Häring sein muß, um das Geschäft der Fortpflanzung ausüben zu können; denn die Fischer, welche allerdings in der Lage wären, darüber Beobachtungen anzustellen, kümmern sich um den Fang, nicht aber um Dinge, welche den Naturforscher interessiren. Sie sagen z. B.: wenn die Möwen hoch auf den Felsen sitzen, dann sind die Häringe weit weg in See; sie kommen aber der Küste nahe, wenn jene Vögel sich nahe am Wasser aufhalten. Die Fischer sind überhaupt dem Fortschritt und der Entwickelung sehr schwer zugänglig; der Sohn bleibt in Allem wie der Vater gewesen. In einzelnen norwegischen Fischerdörfern gehört ein Zeitungsblatt zu den unbekannten Dingen!

In früheren Zeiten wurden weit weniger Fische gefangen als in unseren Tagen, weil die Nachfrage bei weitem nicht so groß war; jetzt aber ist der Handel mit Fischen zu einer ausgedehnten Spekulation geworden. Steinbutten von ungewöhnlicher Größe, die früher gar nicht selten gefangen wurden, kommen längst nicht mehr vor, und wo ist die Zeit, da man, wie 1808 in Dover, 60 Stück Makrelen für zehn Silbergroschen bekam? Damals waren einzelne Zugnetze dermaßen mit Makrelen gefüllt, daß man sie nicht bewegen konnte. Im Jahre 1821 fiel der Fang so reichlich aus, daß 16 Fischerboote aus Lowestoft am 30. Juni eine Summe von 5252 Pfd. Sterling, also mehr als 35,000 Thalern, verdient hatten, und im März 1833 brachten vier Boote aus Hastings 10,000 Stück Makrelen an einem einzigen Tag in's Land. Heute aber sehen wir erschöpfte Fischzüge nun zumeist weit kleinere, nicht so glute Fische als ehemals.

Die Seefischerei begann zu leiden, seitdem das Eisenbahnsystem eine immer größere Ausdehnung gewann, und die Lachsfischerei wurde schlechter, seitdem man Lachs in Eis verpackt und über alle Welt verschickt. Das Binnenland steht gegenwärtig nicht mehr hinter den Küstenplätzen zurück. Das Fischerdorf Prestonpans liegt 3 Miles von Edinburg; es versendet aber nach dem weit entfernten Manchester viel mehr Fische als nach der ganz nahen Hauptstadt Schottlands. Das Binnenland hat sich an den Genuß von Seefischen gewöhnt, die Nachfrage steigert sich fortwährend und die Fischer fangen mehr*).

Von großer Bedeutung ist besonders in Schottland die Häringsfischerei; sie steht unter Aufsicht einer Regierungsbehörde. Vorschriftsmäßig soll sie nur vermittelst der Treibnetze betrieben werden, deren jedes 50 Yards lang und 36 Yards breit (tief) ist. Die Fischer befestigen oft eine große Anzahl solcher Netze aneinander, so daß das Ganze im Wasser eine Art von Netzmauer auf der Strecke von einer Meile bildet. Der Fang beginnt gegen Sonnenuntergang; dann sind die Boote auf dem „Fischerei-Grunde", lassen das Netz über Bord, und eine am jedem Ende befestigte Boje zeigt, wie viele Netze überhaupt treiben. Die ganze treibende Netzwand ist am Boote vermittelst eines langen Schwimmseiles befestigt. Nun gehen die Schiffsleute zur Ruhe und lassen das Boot von Ebbe und Flut treiben. Der Fang gelingt, wenn ein Häringszug (Shoal im Englischen, also Zug, Gewimmel, Schwarm, Menge) dem Netze begegnet und in den Maschen hängen bleibt. Gegen Sonnenaufgang werden die Netze langsam auf-

*) In Deutschland haben wir dasselbe. Im Winter 1862 auf 1863 hatten wir in Leipzig und Dresden frischen Dorsch und Schellfisch fast alle Tage ohne Unterbrechung, während er in Bremen sehr oft fehlte. Vor 15 Jahren war es gar nicht selten, daß dort der Arbeitsmann einen Schellfisch mit nur anderthalb oder zwei Groschen bezahlte; jetzt kosten die Seefische an der untern Weser ziemlich so viel wie an der Pleiße oder an der obern Elbe. A.

gezogen und die Fische nach und nach in's Boot geworfen. Manchmal ist die Ausbeute völlig unbedeutend, aber zuweilen erhält man mit einem einzigen Zug ein ganzes Boot voll. In Bezug auf den Fang selbst haben die Fischer weder Regel noch System, denn sie werfen lediglich auf gutes Glück hin die Netze aus.

Nach dem Fange segeln sie möglichst rasch der Küste zu, weil viel darauf ankommt, daß die Fische sofort eingesalzen werden. Dabei führt ein Beamter der Fischereibehörde die Aufsicht, und sein eingebrannter Märk bezeugt, daß Alles in regelrechter Weise zugegangen sei. Die Häringe werden von den Bootsleuten in geflechtene Körbe geworfen und sogleich in einen Trog zum Kalen (Ausweiden) gethan. Diese Arbeit wird von Weibern verrichtet; nachher giebt man ihnen die nöthige Menge Salz und packt sie, zu je 850 Stück, in Fässer. Die Leitung aller dieser Arbeiten steht unter einem Küper, der darauf zu achten hat, daß die Fische gehörig sortirt werden, genug Salz bekommen und daß man alle beschädigten Häringe bei Seite werfe. Auch paßt er wohl auf, daß die Leute, welche den Fischen die Kehle öffnen (die Gutters), recht scharfe Messer haben, die Packer ihre Arbeit sorgfältig verrichten und die gefüllten Fässer gut bedecken.

Der Haupthäringshafen ist Wick, in Caithneßshire, Schottland, dessen gesammte Einwohnerschaft mehr oder weniger am Häringsfange betheiligt ist. Während der Zeit desselben, also etwa neun Wochen, herrscht dort ein sehr reges Leben; denn unablässig laufen Boote ein und aus und täglich werden 20 bis 30,000 Fässer Häringe gepackt. Dieser Fang beschäftigt dort etwa 1000 Boote.

Von da, wo Bahnlinien sind, werden die frischen Häringe in ungeheurer Menge weit und breit versandt, und viele über Nacht von Fichtenholz in Bücklinge verwandelt; aber der bei weitem größte Theil geht eingesalzen nach Hamburg und den Ostseehäfen. Wir wollen noch beifügen, daß die Besitzer der Häringsboote mit dem Einsalzen und dem Verkaufe gar nichts zu schaffen haben; sie liefern nur den „grünen", d. h. frischen Fisch; alles Uebrige ist Sache des „Curers", Salzers.

Auch an der englischen Küste wird die Häringsfischerei schwunghaft betrieben und nicht mit offenen Booten, wie in Schottland, sondern mit verdeckten Schiffen. Den Haupthafen bildet Yarmouth, von wo die Buysen auf mehrere Tage in See gehen. Von dem Fange wird ein großer Theil frisch nach London befördert, das Uebrige zumeist geräuchert. Das zu Yarmouth im Häringsfang angelegte Kapital beträgt mehr als eine Viertelmillionen Pfund Sterling; das nur neun Miles entfernte Lowestoft hat auch etwa 70 Boote von je 40 Tone Trächtigkeit in der Häringsfischerei.

Der Verbrauch allein in London ist kolossal; denn er beträgt etwa 300,000 Fässer an frischen Häringen, und jedes Faß enthält 700 Stück. Dazu kommen 265,000 Körbe (zu 150 Stück) Spedtückinge und 60,000,000 gesalzene Häringe.

Der Pilcher (englisch Pilchard, Clupea pilchardus), ein dem Häring sehr nahe verwandter Fisch, wird in Schleppnetzen, besonders an der Küste von Cornwallis, in großer Menge gefangen; aber dieser hat schon beträchtlich abgenommen. Den Mittelpunkt für diese Fischerei bildet St. Ives. Um die Zeit, da man das Eintreffen der Züge erwartet, welche der Küste nahe kommen, um ihren Rogen abzulegen, wird ein Mann auf den Küstenklippen ausgestellt, um zu lugen und die Ankunft der Pilcher zu melden. Dann fahren die Boote aufs Meer hinaus, um den Zug mit Netzen zu umgeben; wenn das gelungen ist, ziehen sie ihn gemächlich dem Strande zu und salzen die Fische ein. Er liegt acht und zwanzig Tage in übereinander geschichteten Lagen, und während dieser Zeit tropft eine Menge von Thran ab, der gute Preise bringt. Nachher werden die Fische abgewaschen, gepreßt, in Fässer verpackt und in großer Menge, besonders nach Italien, verschifft, wo man sie besonders während der Fastenzeit verspeist.

Sprotten sischt man in den Wintermonaten, gleichfalls in Schlagnetzen, und der Fang fällt manchmal sehr reichlich aus. Viele bereitet man als Sardinen zu, und der Sprottenfang hat durchschnittlich, in England, einen Geldwerth von 150,000 Pfund Sterling im Jahre.

Der Fang der sogenannten Weißfische (d. h. Schell- und Stockfische) wird nicht so systematisch betrieben, wie jener des Häringes. Man bedient sich bei demselben langer Leinen, an denen sehr viele Angelhaken befestigt sind, und das Boot zieht ein Schaarweg hinter sich her. Zum Köder nimmt man vorzugsweise Muscheln. Einst waren an der deutschen Nordseeküste, wie an den Gestaden Englands, die Schellfische und andere Gadidae so häufig, daß man vermittelst einer nur zwei Ruthen langen Leine, die höchstens einhundert Angelhaken hatte, binnen kurzer Zeit wohl tausend Stück fing; jetzt hat man Leinen mit Tausenden von Angelhaken und fängt weniger. Der Procentsatz hat sich beim Fange westentlich geändert; vor vierzig Jahren gewann man an 800 Angelhaken durchschnittlich 750 Fische, jetzt an 4000 Angelhaken kaum 100 Stück!

Der Schellfisch- und Stockfischfang wird besonders schwungreich in dem freundlichen Fischerorte Buckie, am Moray-Frith in Schottland, getrieben; dieser kleine Hafenplatz beschäftigt darin etwa vierzig größere Boote und viele kleinere Fahrzeuge. Jedes ist Eigenthum mehrerer Antheilhaber, der Fang selber ein Partgeschäft, und die Bemannung besteht aus acht oder neun Leuten, welche den Fang gleichmäßig unter sich vertheilen. Die Leute von Buckie fegeln manchmal 50 Miles weit in See und bleiben dann Tag und Nacht aus. Sie fangen auch den Leng (Gadus molva), haben aber nur offene Boote. Nicht selten bringen sie lebende Schellfische bis in die Themse.

Die Stockfischbank bei den Fardern ist jetzt beinahe erschöpft, nur jene bei Neufundland hat sich glücklicherweise bis jetzt noch immer in alter Weise bewährt, obwohl seit länger als zweihundert Jahren eine ungeheure Menge von Fischen dort gefangen worden ist. Der Fischereigrund auf derselben ist 600 Miles lang und 200 breit. Aber es ist nicht unmöglich, daß auch dort der Ertrag allmälig schwächer werde. Auch die Fischerei auf der Großen Dogger-Bank vor der englischen Küste hat ungemein nachgelassen, und es ist nicht unmöglich, daß selbst die neuentdeckte, ungemein ergiebige „Fischmine" bei Rockall, welche wir früher im Globus ausführlich besprochen haben, schwächern Ertrag geben werde.

Auf den Fang der sogenannten Flachfische (Zungen, Flundern, Butten ꝛc.) geben wir nicht näher ein. Der Verfasser eines Aufsatzes in der Westminster Review, welcher wir manche der obigen Angaben entlehnten, macht die Bemerkung, daß es sehr leicht sein würde, die Fischerei zu regeln, wenn wir erst mit der Naturgeschichte der Fische besser bekannt wären. Bis jetzt ist der Fang auf See in geradezu anarchischer Weise betrieben worden.

Bis in die jüngste Zeit war man in dem Wahne befangen, daß alle Seefische ein Wanderleben führen; wenn nun der Fang ungünstig ausfiel, dann sagte man, der Fisch sei ausgeblieben und nach anderen Gegenden gezogen. Aber dieser vermeintliche Wandertrieb ist gar nicht vorhanden und die Wiederentdeckung der Rockall-Stockfischbank liefert auch einen Beweis dafür. Alle Fische sind mehr oder weniger lokal, von der Spratte bis zum Lachs, und jede Art hat ihren heimatlichen Platz. Der Lachs hält sich allemal an seinen gewissen Strom, die Auster auf ihrer Bank, der Hummer an seinem Felsen, der Häring an seine Bucht. Das begreifen jetzt auch die Fischer und sie wissen, welcher Oertlichkeit ein Fisch angehört; sie erkennen ihn leicht und unterscheiden auf den ersten Blick den Lachs aus dem Tay von jenem des Tweed, und einen norwegischen Hummer von einem erkrabschen. Der feine Schellfisch aus der Dubliner Bay ist leicht von dem schottischen zu unterscheiden, ebenso ein Häring aus dem Loch Fyne von dem bei Caithneß.

Auch der Häring hat lange Zeit für einen Wanderfisch gegolten, und man wußte sehr poetisch darzustellen, wie er in ungeheuren Zügen aus dem nördlichen Eismeere komme, um an den

Digitized by Google

Küsten Europas zu laichen. Aber diese Theorie hielt nicht Stich und wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß der Häring ein ständiger Bewohner unsers Meeres ist, gerade wie die Schellfische oder Steinbutten. Schon 1854 hat ein sachkundiger Naturforscher, J. Cleghorn aus Wick, den klaren Beweis dafür geliefert. Also, und das sind die Ergebnisse seiner langjährigen Beobachtungen und Forschungen, der Häring wandert nicht, er ist ein Eingeborener der Meeresregion, in welcher man ihn antrifft. Innerhalb von wenig ausgedehnten Grenzen kommen mehrere Rassen vor, die an Größe, Qualität und Laichzeit verschieden sind und ihre unterscheidenden Merkmale fortwährend bewahren. Wenn der Häring seinen Rogen ablegen will, kommt er mit den Menschen in Berührung. Zu seinem Fange sind 41,045 Seeleute und 10,974 Boote ausgerüstet; die Fangnetze halten 81,934,330 Quadratyards und würden eine Oberfläche von 26½ Quadratmeilen bedecken.

Vor 25 Jahren wurden ungleich weniger Netze gebraucht als jetzt, aber man fing damit eben so viel wie heute. Viele früher sehr ergiebige Häringsstationen geben in unsern Tagen gar keinen oder doch nur geringen Ertrag. Die Fische sind in den am leichtesten zugänglichen Meeresgegenden zuerst verschwunden, namentlich in der Nähe starkbevölkerter Küsten. In solchen, wo Ebbe und Flut sehr heftig auftreten und die Strömung sehr stark ist, z. B. zwischen manchen Inseln, halten sie sich nicht gern auf, wohl aber an Gestaden, wo die Gezeiten schwach sind. Die Verminderung der Häringe rührt daher, daß man zu viel gefischt hat. Wären noch so viele Fische vorhanden wie früher, so müßte man jetzt, wo man doppelt so viele Netze auswirft, auch doppelt so viele Fische fangen; das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Wiser Häringsjäger fingen im Jahre 1820 mit 604 Booten genau so viel Häringe als 1861 mit 1104 Booten und einer dreimal größern Netzfläche.

Uebrigens darf man wohl annehmen, daß auch in frühern Zeiten der Reichthum und die Fülle an Fischen nie so groß gewesen ist, wie man gemeiniglich glaubt. Die Angaben waren offenbar übertrieben. Die Fische müßten sich ja dann in einer geradezu ungeheuern Weise vermehrt haben. Man nehme einmal, daß einige Billionen Häringe sich während etlicher Jahre vermehrten; der Häringsrogen besteht aus etwa 30,000 Eiern. Man nehme weiter, daß der Stockfisch von seinen mehr als neun Millionen Eiern auch nur eine Million Junge bekäme, und nehme dazu die Vermehrung noch anderer Arten von Seefischen! Wir stünden dann dem wirklich Eingeborenen gegenüber, und das Meer könnte eine solche Menge, ein solches Gewimmel nicht fassen, wenn keine Ausgleichung vorhanden wäre. Wie käme es nun, falls früher die Fische wirklich in so gewaltiger Menge vorhanden gewesen wären, daß sie sich so rasch vermindert haben? Die Wahrheit ist: es hat früher ungleich mehr Seefische in der Nordsee gegeben als heute, aber bei weitem nicht in solcher Menge, wie man anzunehmen pflegt.

Gebirge und Vulkane auf Neuseeland.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die neuseeländische Inselgruppe einst eine große Rolle spielen werde. Sie hat eine ganz vortreffliche Weltlage, ausgezeichnete Häfen, fruchtbaren Boden, gesundes Klima und liegt im gemäßigten Himmelsstriche. Dazu kommt ein großer Reichthum an trefflichen Steinkohlen und eine Fülle Goldes. Die Einwanderung strömt nun massenweis hinzu. Die weiße Bevölkerung betrug zu Ende 1860 erst 85,000 Köpfe, sie ist aber seitdem um mehr als 20,000 Seelen angewachsen.

Der holländische Seefahrer Abel Tasman hatte 1642 von Mauritius aus eine Entdeckungsreise nach Osten hin unternommen, und auf dieser fand er am 13. December Land, welches er für einen Theil der großen Terra australis incognita hielt. Mehr als hundert Jahre vergingen, bevor dasselbe wieder von einem europäischen Fahrzeuge besucht wurde; erst 1769 sah Kapitän Surville die Nordostküste; Cook kam im Herbste desselben Jahres und war zuerst gleichfalls der Ansicht, daß er ein Stück des großen unbekannten Südlandes entdeckt habe. Aber er umsegelte dann die Inseln und damit fiel die Theorie für immer.

Die Ansiedler von Neuseeland sind mit den dermaligen Namen unzufrieden, und möchten ihn gern in Süd-Britannien verwandeln. Mit einer leicht erklärlichen Vorliebe stellen sie Vergleichungen zwischen der alten und neuen Heimat an und malen die Zukunft ihrer Antipodeninseln mit glänzenden Farben. Haben wir, sagen sie, nicht alle Bedingungen, um groß und mächtig zu werden? Unsere insulare Lage ist herrlich, wir sind die Königin, die wahre Perle im Großen Ocean. Zwar Australien liegt eintausend Seemiles von uns entfernt, aber das ist uns lieber, als wenn wir diesem Inselkontinente näher gerückt wären, und mit Dampfern legen wir die Strecke in vier bis höchstens fünf Tagen zurück. Die Hafenmärkte Australiens sind also für uns gute, ungefährliche Nachbarn, bei wir mit leichter Mühe erreichen. Sie liegen uns westlich; im Norden haben wir die tausend Inseln Polynesiens, die nothwendig unsere Handelsdomänen werden müssen, und liegen wir nicht auch im Bereiche der großen Dampferlinie zwischen Europa und Australien? Denn über Panama wird diese künftig gehen müssen. Die spanischen und niederländischen Kolonien im indischen Archipelagus werden von unseren Küsten aus ohne Mühe oder Gefahr erreicht, ebenso Indien und China; und nach Osten hin gelangen wir auf der uns heimatlichen Südsee nach Californien, Mexico, Peru und Chile. Wir besitzen uns im Centrum des großen Australoceans, mittewegs zwischen den beiden großen Kaps, jenem der Guten Hoffnung und dem vor der Spitze Südamerikas.

Die Gruppe erstreckt sich in einem Bogen von Südwest nach Nordost, zwischen dem 48. und 34.° S. Br. und 166. bis 179.° O. Länge; die Strecke vom Kap Maria Vanbiemen im Norden bis zum South Cape ist etwas länger als 1000 Miles. Die größte Breite, unter 38° S. Br., beträgt 200 Miles. Die beiden großen Inseln sind durch die Cookstraße von einander getrennt; sie ist etwa 150 Miles lang und 50 breit. Eine dritte Insel, Stewarts Island, ist klein und von der großen südlichen Insel, New Munster, durch die Foveaux-Straße getrennt.

Im Jahre 1853 wurde Neuseeland in sechs große Provinzen getheilt: Auckland, Tarranaki und Wellington auf der Nordinsel New Ulster; Nelson, Canterbury und Otago auf der Südinsel. Diese letzteren sind durch die Goldfunde wichtig geworden. In der jüngsten Zeit sind noch zwei Provinzen hinzugekommen: Hawkes Bay und Marlborough.

Gelegentlich werden wir näher auf eine Schilderung von Neuseeland eingehen, denn diese Inseln sind auch für die Geschichte des Kolonisationswesens und wegen ihrer Eingeborenen sehr interessant. Heute geben wir, nach einer neuseeländischen Zeitung, einige Mittheilungen über die Gebirge. Ganz Neuseeland ist, wie Italien von den Apennin, mit Verzweigungen einer Gebirgskette bedeckt, welche man als Australalpen bezeichnet. Die höchsten Gipfel derselben liegen auf der Südinsel und ihr höchster Punkt, der Mount Cook auf der Westseite, erhebt sich höher als 12,000 Fuß. Die Berge Tyndall, Arrowsmith, Haidinger und mehrere andere, gipfeln zwischen 9000 und 10,000 Fuß. Wenn die Kolonisten jenen

Digitized by Google

Theil der Australalpen für das allerschönste Land in der Welt erklären, so liegt darin ohne Zweifel einige Uebertreibung. Aber es erleidet keinen Zweifel, daß es prachtvolle Landschaften darbietet. Es hat Gipfel, die mit ewigen Schnee bedeckt sind und gewaltige

nicht so hoch, aber eben so merkwürdig. Denn dort steigen mächtige vulkanische Kegel empor, dort liegen Basalte, heiße Quellen ohne Zahl, und manche davon sind intermittirend und gemahnen an die isländischen Geyser; auch fehlen nicht Schlammvulkane und Solfataren.

Gletscher tragen, herrliche Wasserfälle, ruhige Alpenseen, geschützte Meerbusen, dichte Wälder und mächtige Felsenpartien.

Die australischen Alpen erheben sich, gleich den amerikanischen Andes, an der Westseite steil aus dem sehr tiefen Ocean empor. Nach Osten hin entwickeln sie sich in einem ausgedehnten System abgerundeter Berge, wellenförmiger Hochebenen und Hügelketten. Dann folgen Alluvialebenen. Die Gebirge auf der Nordinsel sind

Fast in der Mitte der Nordinsel, unweit vom südlichen Ufer des Taupo-Sees (siehe unsere Karte), dessen stille Gewässer einen alten Krater ausfüllen, erheben sich die mächtigen Vulkane Tongariro und Ruapahu. Der erstere hat noch jetzt zwei lebendige Krater; der letztere scheint erloschen und trägt Schnee. Diese beiden Riesen beherrschen eine Gruppe kleiner Vulkane, die gleichsam Trabanten bilden und von den Maoris, den Eingebornen, als

Digitized by Google

Frauen und Kinder des Tongariro und Ruapahu bezeichnet werden. Die Sage erzählt, ein dritter Riese, der Taranaki, sei mit den beiden anderen in Streit gerathen und unterlegen. Da habe er nach der westlichen Küste fliehen müssen, wo er nun einsam steht und stolz auf seinen Schneemantel ist; das ist der Pik Egmont, 8270 Fuß hoch.

Nordöstlich vom Tongariro, in der Plenty-Bay, bildet der zweite thätige Vulkan Neuseelands die Insel Whalari (weißes Eiland). Er ist nur 868 Fuß hoch, stößt aber ununterbrochen Rauchwolken aus. Die Entfernung zwischen dem Whakari und dem Tongariro beträgt 120 Miles, aber dieser ganze Zwischenraum ist mit heißen Quellen, Seen und Solfataren gefüllt. Zum Schlusse mag bemerkt werden, daß sowohl der vulkanische Distrikt von Auckland, wie jener der Inselbay mit einer unzähligen Menge kleiner erloschener Krater bedeckt sind.

Das neue Territorium Idaho in der amerikanischen Nordunion.

Die ganze Breite des nordamerikanischen Festlandes ist nun mit Staaten oder organisirten Territorien überspannt; es giebt keine Lücke mehr auf dem Raume zwischen dem Atlantischen Ocean und dem großen Weltmeer. Nun ist auch die, ich möchte sagen Kernregion der Felsengebirge durch einen Beschluß des Kongresses unter dem Namen Idaho als Gebiet, Territorium, organisirt worden.

Idaho (sprich Eidaho, mit dem Accent auf der letzten Silbe) bildet den Embryo eines neuen Goldstaates, indem man auch dort das edle Metall in Menge entdeckte, und dieses hat rasch unternehmende Leute angezogen, welche das Bedürfniß staatlicher Ordnung fühlen. Diesem hat nun die Bundesregierung abgeholfen, indem sie auf gewöhnlichem Wege Territorialbeamte ernannte und die Grenzen des neuen Gebiets feststellte.

Dasselbe liegt im Norden der Gebiete Utah und Colorado, im Westen von Nebraska, und umfaßt einen beträchtlichen Theil des Landes der Schoschoni- (Schlangen-) Indianer. In seiner östlichen Hälfte bedeckt es vier Breitegrade, von 41 bis 45° N. Br., in der westlichen Hälfte reicht es von 42 bis 46° N. Br. Es umfaßt 13 Längengrade (von 104 bis 117° W. Länge).

Die östliche Hälfte wird von der Poststraße durchzogen, welche aus Missouri nach Californien führt. Die Rocky-Mountains bilden gleichfam das Rückgrat dieses Territoriums; sie ziehen vom berühmten Südpaß an, in nordöstlicher Richtung, und von ihnen strömen unzählige Gießbäche, so daß an Bewässerung kein Mangel ist. Vor wenigen Jahren durchstrichen nur einzelne Trappers und Mountaineers, also Pelzjäger, Gebirgswanderer, jene Einöden; dann aber kamen die Abenteurer, welche nach Gold suchten. Sie fanden Gold und blieben.

Die Territorien Oregon, Dacotah und Washington haben die Landstrecken hergegeben, aus welchen nun Idaho gebildet worden ist. Dergleichen ist in Nordamerika herkömmlich. So wurde vor Kurzem auch das Colorado-Territorium aus Theilen von Kansas, Utah und Nebraska geschaffen.

Die ersten Goldfunde in Idaho wurden im Sommer 1861 gemacht, und die ersten Minen in der Quellgegend des Salmon-River angelegt, also am westlichen Abhange der Rocky Mountains; der Salmon River ist ein Zufluß des Lewis, d. h. des südlichen Hauptarms des Columbia. Der Ertrag war gut, und deshalb strömten im Jahre 1862 Züge von Diggers aus Californien, vom großen Salzsee und vom Pikes Pik ein. Die Gegend wurde weit und breit „prospektet". Als der Missouri frei vom Eisgang war, fuhren etwa 400 Männer von St. Louis auf Dampfern der amerikanischen Pelzhandels-Gesellschaft Kroman bis Fort Benton, das schon hoch oben am Missouri in den Felsengebirgen liegt. Die Mehrzahl dieser Leute war von der American Exploring und Mineral Company ausgeschickt worden. Von Fort Benton fanden sie einen guten Weg nach den etwa 180 Miles entfernt liegenden Goldfeldern, hatten aber anfangs nur geringe Erfolge. Am 1. September jedoch fanden sie äußerst ergiebige „Placeres" (Placers, wie die Yankees sagen), in welchen der einzelne Mann täglich 20 bis 40 Dollars erwarb. Diese ergiebige Goldstätte liegt am Grasshoppers-Creek, unweit von den drei Forks des Missouri, in der Nähe der Big-Hole Prairie. Auch am Gold Creek und im Pridly Bear Valley wurde reichlich Gold gefunden, und zwar sogenanntes Schuppengold, so fein und gediegen, daß die Unze 19½ Dollars werth ist.

Gleich nachher wurden am Dear Lodge sehr ausgiebige Placeres in Angriff genommen, und noch im Herbst begannen die Miners den Bau einer Stadt am Dear Lodge, da wo die Mullans- und die Lander-Straße zusammenstießen. Das That wird als eine reizende Landschaft geschildert; Wild ist im Gebirge noch in Menge vorhanden. Dear Lodge City hatte im Frühjahre 1862 schon nahe an einhundert Häuser und unterhält seitdem eine regelmäßige Verbindung nach Westen hin mit Great Salt Lake City, nach Osten hin mit Fort Laramie.

Alle Thäler in der Quellgegend des Missouri sind sehr fruchtbar. In der Gegend von Dear Lodge City wohnen schon seit mehreren Jahren ein halbes Dutzend Familien französischer Canadier, die als Pelzjäger in jene Gegend gekommen waren. Bei ihnen lebt ein alter, oft genannter Mountaineer, John Grant; er besitzt eine Heerde von mehr als 600 Häuptern Rindvieh und baut Mais. Sein Ackerbau steht in jener Gegend nichts hindernd im Wege.

Die neuen Goldfelder in Idaho liegen 180 Miles von Fort Benton, 450 Miles vom Fort Wallawalla, d. h. dem Zusammenflusse beider Hauptarme des Columbiastroms, und ungefähr 300 Miles von der Mormonenhauptstadt am großen Salzsee. Allem Anschein nach ist die ganze Region der Rocky Mountains goldhaltig. Nach Idaho gelangt man leicht, weil der Missouri bis in das Gebirge hinein mit Dampfern befahren werden kann.

Kleine Nachrichten.

Virginia-City im Nevada oder Washoe-Territorium. Wir gaben vor ein paar Monaten über diese Stadt einige Notizen nach dem Bericht eines preußischen Reisenden, und haben nun einige Notizen eines andern Deutschen vor uns, welche während der Weihnachtstage 1862 geschrieben wurden. Im Jahre vorher war um jene Zeit das Wetter sehr kalt gewesen; diesmal war es mild. Lebensmittel, namentlich Mehl, hatte man in Fülle, weil bei der guten Beschaffenheit der Wege der Transport aus Californien her nicht unterbrochen wurde; das beste Fleisch kostete nur 8 bis 10 Cents. Die Minen haben sich im vorigen Jahr um 1000 Procent gehoben und die Aussichten für die Zukunft waren glänzend. Ueberall entstanden neue Werke und Anlagen für besseren Betrieb. Je tiefer man

Digitized by Google

gröbt, um so reichhaltiger sind die Erzgänge. Die reichen Kompagnien gehen Hunderttausende für Maschinen aus, namentlich für Quarzmühlen von ungeheurer Größe. Die besten Gruben sind im Besitze reicher Kapitalisten, denn die unbemittelten Miners werden von diesen „ausgefroren". So lautet der Kunstausdruck. Die meisten Miners stecken tief in Schulden und manche leiden bei ihrer sauren Arbeit beinahe Hunger. — In Virginia-City hat sich die Zahl der Häuser im letzten Jahre verdoppelt; aber ein großer Uebelstand liegt darin, daß alles böse Gesindel aus Californien sich dortbin gezogen hat; ein Mord folgt dem andern.

Der Deutsche bemerkt ferner: Im verflossenen Monate machte ich hier eine große Rundreise um das Centrum der Minen, welches Virginia und Gold Hill ist; unter anderen Sehenswürdigkeiten besuchte ich die Ophir Quarzmühle, vierzehn Meilen von hier; sie liegt am See Washoe und dicht am Fuße der mit ewigem Schnee bedeckten Sierra Nevada. Das Werk an sich selbst ist großartig und umfangreich, im Stande, jeden Monat eine halbe Million Gold und Silber zu gewinnen und zu Markte zu schaffen. Alle dazu erforderlichen Gebäude stehen auf etwa hundert Aceres Grund, und das ganze Etablissement ist mit einem prüll Fuß hohen Zaun umzogen. Als Superintendent ist ein Deutscher angestellt, dem die Gewinnung des Metalles allein anvertraut ist, und um den sich das ganze Werk dreht wie die Planeten um die Sonne. Ich fand in ihm den echten deutschen Biedermann vom alten Schlag, offen und gerädlig ohne Umschweife; er ist jedenfalls ein gelehrter, sachkundiger Assayer und Chemist, der für seine Dienste 600 Dollars per Monat erhält oder so viel er verlangen mag; in einem der großen langen Gebäude zeigte er mir das feinste Golderz, das über drei Millionen Thaler werth sein soll, und in dem Laboratorium lagen die Gold- und Silberbarren augenscheinlich, als wäre es Eisen oder Blei. Dieser achtbare Landsmann ist Herr Wollweber, aus Wehlar gebürtig, Bruder von Herrn Theodor Wollweber, früher Brauer in San Francisco und später Apotheker in Columbia und Sacramento, und nun in Los Angeles wohnhaft.

Aus Britisch-Columbia. Von Victoria nach Esquimalt, auf der Insel Vancouver, wird ein Telegraph gebaut; auch soll im Laufe des Jahres 1865 eine Linie von Britisch-Columbia nach dem Washington-Territorium gezogen werden, das bereits mit Californien, also auch mit den atlantischen Staaten, in Verbindung steht.

Ein californischer Fichtenstamm von kolossaler Größe trieb im vorigen Herbst an die Küste von Maui, einer der Sandwichs-Inseln. Mehrere andere kamen in den nächsten Tagen und wurden an's Land gezogen; andere aber schwammen weiter, und werden, von den Meeresströmungen durch den Stillen Ocean weiter nach Westen hin getrieben, wohl irgendwo im indischen Archipelagus, China oder Japan landen.

Die Mormonen am Großen Salzsee. Wir erwähnten derselben in unserer vorigen Nummer und äußerten, daß der Kongreß der amerikanischen Nordunion verfassungsmäßig gar kein Recht habe, sich in die religiösen Angelegenheiten der Mormonen zu mischen. Er hat es jedoch widerrechtlich gethan und eine „Polygamy-Act" erlassen, welche den Mormonen verbietet, mehr als eine Frau zu heirathen. Der Oberrichter der Vereinigten Staaten im Territorium Utah ließ in der ersten Woche des März den Präsidenten Brigham Young gefangen nehmen und erlud ihn dann zum Widerstand. Aber die Verhaftung war nur eine augenblickliche; das kirchliche Oberhaupt der Heiligen vom jüngsten Tage wurde sofort gegen 2000 Dollars Bürgschaft freigelassen und wird sich nun an die Gerichte wenden.

Wir unsererseits sind nicht eben für die Polygamie eingenommen; sie paßt nicht für Kulturvölker. Aber darauf kommt es bei der obschwebenden Frage gar nicht an, wohl aber darauf, ob die Regierung der Nordunion ein Recht habe, diese Einrichtung, welche bei den Mormonen mit der Religion zusammenhängt, zu verbieten. Der Kongreß hat dazu auch nicht den Schatten von Befugniß; und sobald die Klage Brigham Young's an das Obergericht kommt, muß dasselbe nothwendig die Entscheidung abgeben, daß der Kongreß sich einer widerrechtlichen Anmaßung schuldig gemacht habe und daß seine Polygamy-Act null und nichtig sei.

Beiläufig wollen wir bemerken, daß wohl niemals eine so durch und durch demoralisirte, nichtsnutzige und gewissenlose Versammlung über die Geschicke eines Volks entschieden hat, wie der Kongreß zu Washington unter des „Possenreißers" Lincoln Präsidentschaft. Ein Neworleer Blatt bemerkt: „Dieser Kongreß charakterisirte sich durch dreierlei: Wahnwitz, Gaunerei und Niederträchtigkeit."

Zur Statistik von Neu-Braunschweig. Diese englische Kolonie liegt zwischen Unter-Canada, der Fundy-Bay und dem Unionsstaate Maine; die wichtigsten Städte sind St. John und Fredericton. Die Bevölkerung beläuft sich nach der Zählung von 1862 auf 252,047 Seelen, also fast auf dieselbe Ziffer, welche das Herzogthum Braunschweig in Deutschland aufweist. Die Zunahme hat in 10 Jahren 58,247 Köpfe betragen. Von der gegenwärtigen Zahl sind 52,602 nicht in der Provinz geboren und von diesen sind 30,075 Irländer, 5200 Schotten, 4909 Engländer, 8721 meist aus den benachbarten englischen Kolonien, 3594 aus anderen Ländern. Die Zahl der Neger ist glücklicherweise nur gering, sie beträgt 1581; jene der Indianer 1212. Bei Sussex sind Steinkohlen, bei Alma in Albert County ist Kupfer, bei Lower Prince William in York County Spießglanz gefunden worden.

Deutsche Auswanderung über Bremen. Dieser rührigen Hansestadt gebührt der Ruhm, die Beförderung der Auswanderer und die Verpflegung der Leute in ein zweckmäßiges System gebracht zu haben. Diese Fürsorge hat sich auch pekuniär glänzend belohnt. Der Kundige weiß, daß es ein niedrig gegriffener Satz ist, wenn man im Durchschnitt das Ueberfahrtsgeld nach Nordamerika für den Kopf auf 30 Thaler rechnet und daß die Auswanderung eine gute Ausstrackt gewährt. Der indirekte Vortheil ist nicht minder hoch anzuschlagen als der direkte. Gegenwärtig hat die Auswanderung stark abgenommen, es können aber wieder Zeiten der Flut auf die gegenwärtige Ebbe folgen; aber sie wird dann wahrscheinlich weniger nach der Yankee-Union gehen, die jetzt Steuerdruck, unverwüstlich hohe Zölle, Konskription, Diktatur ꝛc. fast ärger zu tragen hat als je ein europäisches Land.

Wir haben je eben den „Neunten Bericht über die Wirksamkeit des Nachweisungs-Bureaus für Auswanderer in Bremen während der Jahre 1861 und 1862" erhalten und danken für die Zusendung. Gelegentlich werden wir einige Bemerkungen an diesen Bericht knüpfen; heute wollen wir nur die Thatsache hervorheben, daß von 1832 bis 1862, also binnen zwanzig Jahren, über Bremen nicht weniger als 793,267 Auswanderer über See befördert worden sind. Bekanntlich rechnet man die durchschnittliche Habe eines solchen auf 100 Thaler: der Gesammtwerth für Deutschland stellt sich also auf ungefähr 80,000,000 Thaler, ohne den volkswirthschaftlichen Verlust zu rechnen.

Die Auswanderung stellte sich in jenen zwei Jahrzehnten in folgender Weise heraus:

1832	. . . .	10,344		Transp.	253,133
1833	. . . .	8,891	1848		29,947
1834	. . . .	13,086	1849		28,629
1835	. . . .	6,185	1850		25,776
1836	. . . .	14,137	1851		37,493
1837	. . . .	15,087	1852		58,551
1838	. . . .	9,312	1853		58,111
1839	. . . .	12,412	1854		76,875
1840	. . . .	12,806	1855		31,550
1841	. . . .	9,594	1856		36,511
1842	. . . .	13,619	1857		49,399
1843	. . . .	9,927	1858		23,095
1844	. . . .	19,857	1859		22,098
1845	. . . .	31,822	1860		30,128
1846	. . . .	32,372	1861		17,261
1847	. . . .	33,682	1862		14,710
	Transp.	253,133		Total	793,267

Hochzeitswünsche bei den östlichen Kalmücken. Bei ihnen wird Hochzeit gemacht, wenn der Bräutigam den bedungenen Preis für das Mädchen an den Brautvater erlegt hat. Die Braut wird in festlichem Zug in die Jurte ihres Schwiegervaters geführt, der ihr eine Schale mit Branntwein reicht und, nachdem sie getrunken, eine lange Reihe von Wünschen, in kurzen Sätzen, ausspricht. Es sind manche recht hübsche und charakteristische darunter. Z. B. folgende:

Der alten Leute Segen möge dich erreichen.
Des hohen Gottes Auge möge dich treffen.
Deine Wohnstätte möge achteneich sein.
Zahlreicher als Schafe und Lämmer möge deine Nachkommenschaft sein.
Zahlreicher als der Auerhahn und seine Jungen möge deine Nachkommenschaft sein.
Wie Weizengebüsch und Baumschößlinge mögen sie sein.
Wie Buchweizengräslige und auffirmende Saat mögen sie sein.
Vor dir möge der Wend scheinen.
Hinter dir möge die Sonne scheinen.
Auf Hügelland stelle dein Haus.

Digitized by Google

Auf Bergland weide dein Vieh.
Deine Kleidung möge nie schmutzig werden.
Deine Pferde mögen nie mager werden.
Deine Lebenszeit sei lang.
Dein Verstand möge sinnt, dein Geist leicht sein.
Gegen den, der dich tritt, sei wie Eisen.
Dein Feuer strahle Wärme aus.
Deine Speise möge reichlich sein.
Dein Arm möge nicht ermatten.
Hundert Jahre lebe.
Einen Neimer besteige.

Neue Ausgrabungen in Pompeji. Das „Journal de Genève" enthält darüber einen interessanten Bericht: An verschiedenen Stellen hat das Gemisch von Asche und Wasser eine feste Decke über die unter ihnen begrabenen Gegenstände gebildet und so deren Abdrücke bewahrt. In einem Hause, welches man jüngst nach neuen Systeme vertikal ausgrub, erschien, als man ein Stück einer solchen Decke wegnahm, eine Höhle, welche Knochen enthielt. Man goß sofort Gyps in die Höhle. Als der Gyps fest geworden war, nahm man die Decke weg, und den Augen bot sich ein herzzerreissender Anblick dar. Man erblickte mehrere Leichen in der Stellung, in der bei ihnen der Tod eingetreten war: eine ältere Frau und ein junges Mädchen, die eine zu Füßen der andern liegend, diese gegen die Erde gewendet, das Haupt auf dem Arme, die Hände zusammengebaltt. Nach 18 Jahrhunderten noch von den Todesqualen erzählend, steht ihrem Ende vorhergegangen, sind die Leichen gleichzeitig ein Bild des Todes und der Agonie. In den Abgüssen sind die Skelete enthalten. Hier und dort starren die Knochen durch den Gyps. Wohl keine Statue der Welt macht einen Eindruck gleich diesen. Dazu das wissenschaftliche Interesse, das sie gewähren. Der Abdruck der Kleider ist fein bestimmt; um die Beine sind Bänder gewunden von einer Art Tricotstoff, an welchen die Maschen noch deutlich zu erkennen sind. Außer diesen zwei Leichen fand man die Formen von noch einer Frau und einem Manne. Letzterer mißt 6 Fuß und trug einen Schnurrbart. Er liegt auf dem Rücken. Seinem Antlitze sieht man die Schmerzen an, die er gelitten, doch muß er mit Resignation den Tod erwartet haben. Die Formen der Frau sind von bewundernswürdiger Schönheit.

Die Ausgrabungen in Pompeji fördern überhaupt, wie dem Londoner Athenäum geschrieben wird, unter ihrem jetzigen umsichtigen und energischen Leiter Cav. Fiorelli fast täglich neue Wunder zu Tage. Vor Kurzem wurde nahe an der Porta Orientale eine Antike gefunden, die in allen Museen Europas nicht ihres Gleichen hat, nämlich eine große zweiarmige Lucerna von gediegenem Golde, welche, nach Fiorelli's Vermuthung, zum Schatz eines Tempels gehört haben dürfte. Das Gold ist vom feinsten Korn, und da der Leuchter über 3 Pfund wiegt, so beträgt der Metallwerth mehr als 10,000 Lire. Dieser werthvolle Fund ist jetzt im Museum zu Neapel in der Raccolta degli oggetti preziosi niedergelegt.

Ruinen des Pachacamac-Sonnentempels in Peru. Die berühmtesten und interessantesten unter allen Ruinen in der Umgegend von Lima sind die der Stadt und des Tempels Pachacamac. Der Weg führt vom Rimacthal aus über das steile Vorgebirge von Morro Solar obertalb Chorillos, wendet sich dann scharf herum in einen Akazienwald und lenkt von diesem in eine breite, schöne Allee von Weidenbäumen ein, durch welche man zu der Zuckerpflanzung Villa gelangt. Obstbäumen, Mais-, Zuckerrohr- und Kleefelder breiten sich zu beiden Seiten aus, und die Pflanzung selbst bildet mit ihren herrschaftlichen und Wirthschaftsgebäuden, ihren Hütten für sämmtliche Sklaven und der Kirche eine ansehnliche Häusergruppe. Villa war lange durch den widerspenstigen Geist seiner Sklaven berüchtigt. Einige Jahre zuvor hatten sie den Aufseher erschlagen und in den Fluß geworfen, und noch immer gilt diese Straße für die gefährlichste in der Nähe von Lima. Jenseits Villa dehnt sich eine weite Wüstenebene mit mehreren Seen, auf denen sich viele Wasservögel aufhalten, bis an die über eine Meile breite Sandwüste von San Juan aus, die man durchreiten muß, ehe man, auf einer unmerklich anhängenden Höhe angelangt, zum ersten Mal einen Blick auf das Meer und auf die Ruinen des einst prächtigen Pachacamac gewinnt. Ich ritt schnell den ziemlich steilen Sandweg hinab, berühmte die kleine Hacienda Mama-Conas und befand mich bald in der Stadt der Todten.

Mit einem Gefühle schmerzlicher Niedergeschlagenheit durchwandert man die nun öden und verlassenen Straßen der einst so wohlhabenden und volkreichen Stadt, deren Alter über die Zeiten der Inkas hinausgeht. Die Häuser sind von kleinen Ziegeln erbaut, die Dächer verschwunden und die inneren Räume mit Sand gefüllt. Nach dem Meere zu erhebt sich ein einzelner Berg über der Stadt. Auf seinem Gipfel befand sich der berühmte Tempel. Die Ruinen bestehen aus drei breiten Terrassen mit zwanzig Fuß hohen Mauern, an denen man stellenweise noch die Scharlachfarbe erblickt, die einst das Ganze überkleidete. Trotz der Einwirkung von mehr als drei Jahrhunderten hat die trockene Luft dieses regenlosen Landes sie erhalten. Der Tempel, welcher die abgeplattete Oberfläche des Berges einnahm, war ein Heiligthum des Pachacamac, des Schöpfers der Erde (von Pacha, Erde, und Camac, Particip von Camani, ich schaffe), des höchsten Gottes der Indianer von Peru, dessen Kultus sich über das ganze Inkareich ausdehnte und an dessen Altären die frommen Pilgrime von den fernen Ebenen Chile bis zu den sonnigen Wäldern des Aequators zusammenströmten. Der Tempel wurde durch Fernando Pizarro zerstört und geplündert: nach den Chroniken jener Zeit waren die Thore mit Gold plattirt und mit Edelsteinen besetzt, wonach sich die ungeheuren Schätze, die das Innere bergen mochte, bemessen lassen.

Am Fuße des Tempels befanden sich die Trümmer eines Tambo oder Pilgerherbergs; auch haben Alterthumsforscher die Spuren eines Palastes, eines Sonnentempels und eines Jungfrauenklosters entdeckt. In ihrem gegenwärtigen Zustand unterscheiden sie sich wenig von den anderen Ruinen, so prächtig sie auch in den glücklichen Zeiten der Inkas gewesen sein mögen.

Die Aussicht von der Höhe ist entzückend. Die große, lautlose Stadt Pachacamac, von keiner lebenden Seele mehr bewohnt, behnt sich unmittelbar unter dem Berg aus, von dem fruchtbaren Thale darin durch den Fluß gleichen Namens geschieden; im Norden dieses kleinen Stromes ist das Ufergelände zwischen dem Ocean und den Anden eine Sandwüste; im Süden bildet der lachende Anblick des schön bewaldeten und wohl kultivirten Thals von Lurin einen schlagenden Gegensatz.

Der Abend, so erzählt Markham, war stark hereingebrochen, als ich die berühmten Ruinen verließ. Ich ritt auf der fruchtbaren Seite des Stromes nach einem Hüttchen zu und bat um Nachtquartier; aber statt des freundlichen Indianers, den ich erwartet hatte, kam eine Mordbande von Negern heraus, deren drohende Haltung das Schlimmste befürchten ließ. Derausnehmende Worte folgten und endeten damit, daß Einer von der Bande mit einem langen Messer auf mich losstürzte. Somit blieb keine Wahl mehr übrig; ich feuerte, nur ein paar Zoll von ihm entfernt, meinen Revolver ab, gab dem Pferde die Sporen, sandte einen Zweiten von der Bande einen Abschiedsschuß zu und jagte durch die Todtenstadt nach der Sandwüste zurück, wo ich mein Nachtquartier aufschlug.

Die Ruinen bei Lima, sammt denen von Caramarquilla und Pachacamac, sind jedenfalls die Ueberbleibsel einer sehr alten Civilisation und stehen, ebenso wie die gigantischen Trümmer von Tiahuanuco am See Titicaca, zu den Bauwerken der spätern Inkas in demselben Verhältnisse, wie die großen Ruinen von Palenque und Uxmal zu den Denkmälern der verhältnißmäßig neueren Azteken.

Die Tuareks in der Sahara sind theilweise in das französische Interessee gezogen worden. Wir haben im Globus häufig darauf hingewiesen, wie große Mühe die Behörden in Algerien sich in dieser Beziehung gegeben haben; auch Duveyrier's Reise, über welche wir nächstens noch einige Bemerkungen bringen, stand damit im Zusammenhang. Im vorigen Jahre war abermals eine aus mehreren Offizieren bestehende Expedition ausgerüstet worden; sie sollten die wichtige Oase Rhadames (Ghadames), in welcher der eben erwähnte Reisende sich längere Zeit aufgehalten, noch näher erforschen. Sie kamen am Tage vor Weihnachten nach Konstantine zurück und Alles war nach Wunsche gegangen. Die Bevölkerung hatte keinerlei Feindseligkeit gegen die Christen gezeigt. Die meisten Leute dort können lesen und schreiben und sind weiter vorgeschritten, als die algerischen Muselmänner. Sie stehen unter einem Kadhi, den der türkische Sultan ernennt, welcher Rhadames als seinen Besitz betrachtet.

Die Region weiter nach Westen hin ist Land der Tuareks. Mit ihnen hat die französische Regierung einen Vertrag abgeschlossen, dessen Beleuchtung auf den ersten Blick einleuchtet.

Aus Algerien führen drei Straßenzüge nach dem innern Sudan. Der westliche geht durch die Oase Tuat über Wadut und Araúan nach Timbuktu und dem Niger; der mittlere über den Dischebl Hoggar (Haggar) über Agadhes nach Sokotu und Kano, also recht in den centralen Sudan hinein; der dritte auch über Agadhes nach Bornu. Die Tuareks können alle drei Straßen verlegen und sperren.

Nun besagt der Vertrag, daß sie auf allen Märkten Algeriens ungehindert Handel treiben können und in dieser Beziehung den französischen Unterthanen gleich gestellt sind. Ihrerseits haben sie sich verpflichtet, die französischen Kaufleute zu beschützen, nicht minder alle Algerier, die weiter keinen Abgaben unterworfen sind, als den landesüblichen Zollen. Die Häuptlinge verpflichten sich auch,

Digitized by Google

den Franzosen die Straßen nach dem Sudan, welche für den Handel am vortheilhaftesten sind, zu zeigen. Die französische Regierung will gern die Kosten tragen, diese Straßen durch Kunstbauten und durch das Graben von Brunnen in besseren Zustand zu setzen.

Der Scheich El Hadsch Jchenachen und die übrigen politischen Häuptlinge des Landes Asgher werden all ihren Einfluß bei dem Kellustamm aufbieten, damit den algierischen Kaufleuten und den Karawanen im Lande Air (Asben, wo Agadez liegt) keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Die Kleine Bucharei. So bezeichnet man insgemein das Tafelland zwischen dem Thian schan und dem Knien lunin; man sagt auch wohl: Hohe Tatarei oder Ost-Turkestan. Aber der Ausdruck „Kleine Bucharei" ist, wie Adolf Erman betont, „sinnlos und abkurd", und es wäre endlich an der Zeit, ihn gänzlich fallen zu lassen. Denn das östliche (chinesische) Turkestan ist weder klein, noch steht es zu dem jenen westlichen Landschaftlichen Turkestan gehörenden Staate Buchara in anderer Beziehung, als daß es von Karawanen aus jener Stadt besucht wird.

Geographische Ausdrücke in Innerasien. Nan lu heißt Südstraße; Pe lu bedeutet Nordstraße. Der erstere Name erstreckt sich auf die im Süden des Thian schan, d. h. Himmelsgebirges (mongolisch Tengri-ola), liegenden Gegenden, der zweite auf jene im Norden dieses Gebirges.

Das türkische Wort Syrt (z. B. in Dschesi Syrt) bedeutet einfach: Hochland, ursprünglich aber Rückgrat.

Nor heißt bei den Mongolen See, z. B. Lop nor, Kuku nor ꝛc.

Ein St. Elmsfeuer auf dem Königstein an der Elbe. Professor Ernst Erhard Schmid in Jena sagt in seinem jüngst erschienenen „Grundriß der Meteorologie" (Leipzig, Leopold Voß), der, beiläufig bemerkt, eine ausgezeichnete, gediegene Arbeit ist, S. 271 Folgendes:

„Näheres über den gelabenen Konduktor der Elektrisirmaschine einem zugespitzten Leiter, so erhält man die bekannten Glimmlichter und Lichtbüschel. Aehnliche Erscheinungen hat man bei Gewittern oder gewitterhafter Beschaffenheit der Luft an Thurmspitzen, Masten oder anderen zugespitzten Gegenständen, die mit der Erdoberfläche in leitender Verbindung stehen, wahrgenommen. Sie sind seit langen Zeiten und aus fast allen Zonen bekannt als St. Elmsfeuer. So wenig sich gegen das elektrische Wesen desselben ein Widerspruch erheben läßt, eben so wenig ist dasselbe durch exakte Versuche bewährt. —

Zu Dresden und der Umgegend hatten wir am 29. März zwischen ½ und 9 Uhr Abends ein Gewitter, bei welchem sich das St. Elmsfeuer zeigte. Ein Physiker, Herr K. Tr. Sachse, bringt über dasselbe im Dresdner Journal folgende Mittheilung:

Auf der Festung Königstein wurde während des Gewitters, das dort die Zeit zwischen 7½ und ¼ 10 Uhr ziemlich ausfüllte, eine interessante, mit Wintergewittern gewöhnlich in Verbindung stehende Naturerscheinung beobachtet. Ein weißlich gelbes Strahlenbüschel in der Form eines umgekehrten, abgekürzten Kegels von etwa 1 Fuß Höhe wurde auf der Spitze des auf dem „Turm" stehenden Glockenthurmes wahrgenommen; der Knopf des Glockenthurmes war ringsum von einem weißlichen Lichte umflossen; ein gleiches Lichtbüschel zeigte sich an dem, auf der Brustwehr bei dem Glockenthurm angebrachten Geländer zur Aufnahme eines Fernrohrs. Auch von der Schildwache, welche um 9 Uhr am Glockenthurm anzuschlagen hatte, war beobachtet worden, daß im Augenblicke des Ergreifens der eisernen Zugstange aus den Fingerspitzen der wollenen Handschuhe kleine Lichtbüschel herausgetreten seien und daß auch das um den Hals geschlungene wollene Tuch ein weißliches Licht gezeigt habe; diese Lichterscheinung am Tuch und an den Spitzen der Handschuhe sei so lange geblieben, als die Schildwache auf dem Wallgange bis nach dem Schilderhause gelangt, und in letzterem erst verschwunden. Ob an den Wetterableitern oder an noch höher gelegenen Punkten ebenfalls gleiche Lichterscheinungen wahrgenommen sind, hat man bei dem herrschenden Sturm und dem heftigen Schnee- und Eisnadelfalle (der binnen einer halben Stunde den Boden 2 Zoll hoch bedeckte) nicht wahrnehmen können. Die Temperatur, die um 7 Uhr 30 Minuten noch 5° R war, ging bis um 10 Uhr auf 0° herab und zeigte am andern Morgen (den 30. März) früh 7 Uhr — 1,6° R. Die Ozonentwickelung war am 27., 28. und 29. März am Tage wie zur Nachtzeit in den höchsten Stärkegraden zu beobachten. — Die Erscheinung des St. Elmsfeuers ist in diesem Winter schon am 20. Januar nach einer Mittheilung des Dr. Mehn durch ganz Norddeutschland, besonders in Schleswig-Holstein an sehr zahlreichen Punkten, beobachtet worden; es stimmen die aus Königstein gemeldeten Beobachtungen fast ganz genau mit dortigen Wahrnehmungen überein.

Eine Bemerkung Humboldt's. Da, wo er seine Fahrt auf dem Cassiquiare in Süd-Amerika (dem Verbindungsarme zwischen dem Rio Negro und dem Orinoco) schildert, äußert er Folgendes: „In diesen inneren Ländern des Neuen Kontinents gewöhnt man sich fast, der Menschen selbst vollständig zur Ordnung der Natur zu betrachten. Der Boden ist mit Pflanzen überladen, deren Entwickelung durch Nichts gehemmt wird. Eine unermeßliche Schicht von Dammerde bewirkt die ununterbrochene Thätigkeit der organischen Kräfte. Die Krokodile und Boas sind Herren der Flüsse; der Jaguar, das Peccari, der Tapir und zahllose Affen durchziehen den Wald ohne Furcht und Gefahr und wohnen dort wie auf einem alten Erbe. Auf dem Ocean und in den Wüsten Afrikas verspürt man sich schwer mit dem Verschwinden des Menschen; hier aber, in einem mit ewigem Grün bekleideten Lande, bringt seine Abwesenheit ein seltsames und demüthigendes Gefühl hervor.

Der Volkscharakter der Neugriechen hat von manchen Seiten her eine scharfe Beurtheilung erfahren. So schrieb J. P. Fallmerayer in seinen Fragmenten aus dem Orient: „Ein häßlicheres Amphibium als der europäisirte Handelsgriche auf byzantinischem Boden besteht in der Natur der Dinge nicht."

Ein englisches Blatt, Daily News, sprach gegen das Projekt eines neugriechischen Reiches mit Konstantinopel als Hauptstadt. „Die Griechen seien eigentlich gar kein wahren Volk, sondern mehr nur eine große Handelsgenossenschaft, und vermöge ihren Charakters zum Herrschen über andere Stämme gar nicht geeignet. Der Grieche ist ein schlauer Diplomat; an Mäßigkeit thut er es dem Russen gleich, aber es fehlen ihm Festigkeit, Ausdauer und Zurückhaltung. Die Griechen sind nicht einmal zur Selbstverwaltung geeignet. Seit den Zeiten des Achäischen Bundes waren sie ohne nationale Regierung."

Die Abkömmlinge der Portugiesen in den Minas Novas waren zu Anfang unseres Jahrhunderts so weit in der Civilisation zurückgegangen, daß sie, wie St. Hilaire meldet, sogar den Gebrauch des Salzes vergessen hatten!

Die Gauchos in der La Plata-Region, Abkömmlinge der spanischen Eroberer und Einwanderer, sind Viehhirten und haben eine große Aneigung gegen Alles, was Wasser oder Schiffahrt heißt. Ihr eigner Landsmann Sarmiento, ein geistreicher Mann, der sie kennt, äußert: „Der Gaucho betrachtet ein Schiff wie ein Gefängniß."

Indianer und Neger. Wenn der Indianerstamm der Tupis in Südbrasilien, südlich vom Rio Parde, westlich von der Guanabucht, auf seinen Kriegszügen gegen die weißen Ansiedler Neger erbeutete, dann wurde diesen die schwarze Haut abgeschunden, weil die neidischen Leute sich solchergestalt überzeugen wollten, ob die schwarze Farbe künstlich oder natürlich sei. Nächstenliebe! —

Der Neger unterscheidet sich von anderen Rassen auch darin, daß er z. B. nach der Arbeit und wenn er speisen will, auch bei der stärksten Hitze, nicht den Schatten aufsucht, sondern die Sonne.

Die Polyneser kennen den Kuß als eine Liebkosung nicht; diese besteht bei ihnen darin, daß Einer den Andern mit der Nase reibt. Die Mutter z. B. küßt ihr Kind nicht, sondern reibt dasselbe mit ihrer Nase. Bemerkenswerth erscheint, daß auch die Somal, am Busen von Aden und im sogenannten Oestlichen Horn, das Küssen nicht kennen.

Neuseeländische Begrüßung. Die Maoris grüßten und begaben sich nicht durch Kopfnicken, sondern indem sie den Kopf nach hinten über zurückwerfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Streifzug durch die schwedischen Provinzen am Bottnischen Meerbusen.

Charakter der schwedischen Landschaft. — Besteigung des Areskuta. — Die Region der Wälder. — Ein Lappenmädchen als Postillon. — Der Stor-See. — Gefährliche Wasserfahrt. — Oesterlund. — Nach Sundsvall am Meere. — Die Angermana Elf. — Umeå. — Nach Piteå an der Ostsee. — Die Brücke von Safoar. — Ein Ball in der Badesaison. — Skellefteå. — Norsjö und Piteå. — Eine Jagd auf ausgestopfte Robben. — Luleå. — Ein Ausflug in's schwedische Lappland. — Wasserfälle. — Lappenlager. — Der Pastor von Jockmock mit siebenzehn Kindern. — Eine geistliche Amtsreise. — Björkholmer. — Hochnordische Perlen. — Ein Mittel gegen die Stechmücken. —

Die skandinavische Halbinsel zieht alljährlich mehr Reisende an und Deutschland liefert schon längst einen stärkern Beitrag als selbst England. Zumeist wird Norwegen besucht, und dasselbe bietet in der That eine unendliche Mannichfaltigkeit großartiger Landschaften dar. Schweden kann sich in dieser Beziehung mit dem Land auf der Westseite des Kjölengebirges nicht messen und wird deshalb von Touristen weit seltener betreten. Aber jene, welche sich über das Gebirge nach Osten hin wagen, stimmen Alle darin überein, daß sie für die Anstrengungen der Reise sich vollauf belohnt fanden. Auch der Landschaft in Schweden fehlt das Großartige keineswegs, nur trägt es einen andern Charakter als in Norwegen. Ein Wald zum Beispiel, der sich ohne Unterbrechung vierzig Wegstunden weit erstreckt, wie jener, der die Provinzen Jämtland und Herjedalen scheidet, hat etwas Packendes, und die schönen Seen geben der schwedischen Scenerie ein eigenthümliches Gepräge. Auch mangeln herrliche Wasserfälle nicht, und die Entwickelung der zumeist in der Richtung von Nordost nach Südwest zum Meere fließenden Ströme ist eine sehr eigenthümliche.

Vielleicht gereut es den Leser nicht, uns auf unserm Ausfluge zu begleiten. Wir waren von Drontheim nach Osten hin über das Kjölengebirge gefahren und im Allgemeinen der Poststraße gefolgt, welche von der norwegischen Königsstadt, im Norden des 62. Breitengrades, nach Osten hin durch das schwedische Jämtland bis zum Hafenorte Sundsvall am Bottnischen Meerbusen führt. Von dort aus wollten wir Streifzüge nach Norden hin unternehmen.

Sobald man nach Schweden, also gen Osten, hinabsteigt, sieht man sich von einer andern Natur umgeben. Der Abfall der skandinavischen Alpen ist viel weniger steil

Der Luleå-Strom.

als auf der andern Seite, und die Straße läuft an einer Reihenfolge von Seen hin, deren Ufer zwar bei weitem nicht so malerisch sind wie jene der norwegischen Fjorde, aber Spielraum für den Ackerbau gewähren. Auch die Leute sind schon anders, Sitten und Lebensweise mehr gemildert, selbst der Postkarren ist so zu sagen weit socialer, denn auf dem Hintersitz eines schwedischen Karriols haben zwei Menschen Platz, während in Norwegen nur einer sitzen kann. Der schwedische Postillon lenkt selber sein Roß.

Wir kamen durch ausgedehnte Waldungen, die aber zum Theil stark durchforstet sind, weil sie von flößbaren Gewässern durchzogen werden. An diesen liegen auch manche Dörfer und schöne Wiesen. Unter dem 63. Breitengrade

Digitized by Google

trägt der Boden noch recht gut, und Getreide reift bis 2000 Fuß über der Meeresfläche; der Ackerbau wäre dort einer beträchtlichen Ausdehnung fähig, aber es fehlt an Arbeitskräften. Freilich ziehen die Leute in jenen Gegenden die Waldarbeiten vor, welche ihnen das ganze Jahr hindurch Beschäftigung gewähren.

In jener Gegend ragt der Areskuta über alle anderen Berge empor. Je höher wir ihn hinaufstiegen, um so seltener wurde das Nadelholz; bei Stalkjenstjugen konnten wir schon die weiße, aus Tannenwäldern sich erhebende Kuppel ganz deutlich unterscheiden. In dem kleinen Thale, welches der Areelelfven durchrauscht, wohnen einige Bauern, bei denen wir Unterkommen fanden.

Am andern Morgen bestiegen wir den Berg, dessen Abfall weit steiler ist, als man aus der Ferne her glaubt, und der Weg geht im Zickzack. Wir hatten zum Führer einen fünfzehnjährigen Knaben, von welchem wir erfuhren, daß im Jahre vorher zwei Engländer bis auf den Gipfel des Areskuta geritten seien! Den Hals haben sie dabei nicht gebrochen, aber für die Mißhandlung der Pferde hätten sie eine Züchtigung mit der Peitsche verdient. Als wir die Region verkrüppelter Birken hinter uns gelassen, hörte aller

Weiblicher Postillon in Lappland.

Pflanzenwuchs auf; der Berg war kahl und bot mit seiner Schneedecke einen öden, einförmigen Anblick. Aber unten lag ein wildromantisches Thal, welches der Areelelfven schlängelnd durchzieht. Uns gegenüber erhob sich der düstere Berg Rhaustell.

Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir die Schneeregion, und wurden dort von so dichtem Nebel eingehüllt, daß wir gar nichts sehen konnten. Aber unser kleiner Führer ging trotzdem rasch vorwärts und meinte, wir würden weiter oben schon entschädigt werden. Bald sagen auch die Wolken unter uns, aber wir sahen während der nächsten drei Stunden nichts als Schnee. Endlich waren wir auf dem Gipfel, sanken erschöpft auf einer Eisfläche nieder, zitterten vor Kälte und sahen — gar nichts.

Das war ärgerlich. Wollten wir nicht Zeit und Anstrengungen umsonst aufgewandt haben, so mußten wir bis gegen Sonnenuntergang warten; dann sei es hier oben wunderschön, sagte unser Führer. Diesmal hatte er recht. Nach etwa einer Stunde fingen die Wolken an sich zu theilen, und nun sahen wir erst einen kleinen Streifen Boden und bald nachher eine Landschaft in einer Ausdehnung von vielen Meilen, und in dem ausgedehnten Panorama etwa sechszehn Kirchen, welche uns der Führer mit Namen bezeichnete. Die bescheidenen Thürme erglänzten im Abendsonnenstrahl, aber bald legte sich ein dünner, ich möchte sagen, melancholischer Schleier über die Gegend. Es giebt dort herrliche Sommertage, aber wie muß es in der langen Winterszeit den Menschen zu Muthe sein, die in einem so strengen, kalten Klima dort einsam und völlig abgeschieden von der übrigen Welt leben!

In den paar Sommermonaten entfaltet der Pflanzenwuchs im hohen Norden eine ungemeine Triebkraft. Die Zeit der Aussaat, des Wachsens, Reifens und der Ernte drängt sich für Gerste, Roggen, Hafer und Kartoffeln in die Zeitspanne von neun bis zehn Wochen zusammen. Aber in dieser Zeit arbeitet Jeder Tag und Nacht, so viel irgend die Kräfte erlauben. Die Sonne geht nur auf ein paar Stunden unter und in diesen herrscht helle Dämmerung. Keiner gönnt sich Ruhe, bis Alles von den Feldern herein und unter Dach und Fach gebracht worden ist, dann mögen die Nachtfröste kommen; sie finden auf dem Felde nichts mehr zu verderben.

Wir fuhren auf den Hof eines reichen Bauern, der eben sein Heu machte. Die Gebäude liegen in einem Birkenwäldchen und auf dem Hofe spielten wenigstens zwanzig kleine Kinder, Sprößlinge der Tagarbeiter, welche meilen-

Gefährliche Fahrt.

weit hergekommen waren, um dem Nachbar zu helfen. Sie brachten Frauen, Kind und Kegel mit, und der Bauer ernährte die ganze Gesellschaft.

Zwischen den Stationen Hamre und Romo hatte ich zum Postillon — eine Lappin. Sie war recht gesprächig, neugierig dazu, und als ich ihr erzählte, daß wir auf dem Gipfel des Berges Areskuta gewesen seien, schüttelte sie den Kopf und meinte, wie man nur dort oben hingehen möge, wo die Zauberer und Hexenmeister ihr Wesen trieben. Die arme Frau hatte einst das Nomadenleben verlassen, um einen reichen Lappen zu heirathen, der ein „Renegat", das heißt, aus einem Hirten ein ansässiger Ackerbauer geworden war. Anfangs war er gut und ordentlich gewesen, hatte sich aber dann dem Branntweintrinken ergeben und seine Wirthschaft zu Grunde gerichtet. Deshalb mußte er bei anderen Leuten dienen und sie versah Postillonsdienste. Während sie mir diese Ehestandsgeschichte erzählte, nahm sie mir eine Cigarre nach der andern weg, brach sie in Stücke, stopfte damit ihre Pfeife und schmauchte wie ein Dragoner.

Am Storsjön, das heißt dem Großen See, mußten wir über einen breiten Wasserarm setzen, aber bei unruhigem Wetter gilt die Fahrt für gefährlich. Wir hatten scharfen Wind und die Fährleute riethen uns dringend, bis zum andern Morgen zu warten. Aber ihre Hütte war so armselig

Digitized by Google

und die nächste Ortschaft, die Stadt Oesterſund, lag ſo nahe, daß wir das Wagniß unternehmen wollten. Allein es bekam uns ſchlecht. Kaum hatten wir unſer Karriol auf die Fähre geſchafft und waren eben erſt abgefahren, als die Strömung und ein Wind uns nach der Seite hin trieben, wo der Indals-Elf einen hohen Waſſerfall bildet. Dieſer Strom durchzieht den See, für welchen er den Abfluß bildet. Unſere Noth war groß. Allerdings arbeitete der Fährmann und ſeine Frau mit aller Anſtrengung, um, wie gewöhnlich, ſtromaufwärts zu fahren und wahrſcheinlich würde ihnen das gelungen ſein, wenn nicht die Unterlage eines Ruders gebrochen wäre. Sofort gaben wir Alle uns Mühe, den Schaden auszubeſſern, allein nun war der Schiffer nicht mehr Herr der Strömung, verlor den Kopf, ließ ſein Ruder aus den Händen und ſchrie: „Wir ſind verloren!“ Bitten und Drohungen fruchteten nichts; der Mann hatte alle Faſſung verloren, zitterte, weinte und kroch unter das Karriol; die Frau betete. Inzwiſchen trieb unſer Prahm mit großer Raſchheit abwärts und ſchon konnten wir das Toſen des Kataraktes hören. Da faßte ich, als wir ſchon in großer Noth waren, einen verzweifelten Entſchluß. Die Strömung trieb an einer Stelle, wo ſie eine ſtarke Windung machte dem Ufer zu und dort ſtanden Bäume, von welchen Zweige, über das Waſſer hinauszureichen. Darauf gründete ich im Nu den Plan zur Rettung und rief: „Raſch, packt mich bei den Beinen, ich faſſe den Zweig und dann haltet mich feſt!“ Es gelang mir, den Aſt zu umflammern und nach und nach mit den Händen weiter abwärts zu gleiten; meine Gefährten thaten auch das Ihrige, klammten ihre Beine recht feſt, wir brachten die Fähre zum Stillſtand und konnten ſie am Ufer feſtlegen. So waren wir aus Noth und Lebensgefahr gerettet, aber unſere Verlegenheit nahm noch kein Ende. Das Karriol wurde an's Land gebracht, in einen Tannenwald, deſſen Boden ſehr ſumpfig war. Pferde hatten wir nicht, und es blieb uns nichts übrig, als uns ſelber vorzuſpannen. Nachdem wir uns durch einen Trunk guten Weins geſtärkt hatten, gingen wir an eine ſo ungewohnte Arbeit und kamen nach vier Stunden, die uns ſehr ſauer wurden, wieder bei derſelben Hütte an, welche wir verſchmäht hatten. Alle meine Glieder waren wie zerſchlagen, ich möchte ſagen gerädert, aber ein langer Schlaf brachte uns Erquickung.

Waſſerfälle der Angermana-Elf.

Am andern Tage war das Wetter nicht ſo unruhig und wir konnten ohne Schwierigkeit fortkommen. Die Ufer des Stor-Sees ſind im Allgemeinen fruchtbar, und auf einigen Punkten hat man entzückende Ausſichten. Fröſeön, eine Inſel, iſt durch eine Brücke mit Oesterſund verbunden. Dieſe kleine Stadt ſcheint recht wohlhabend zu ſein, denn ſie iſt Mittelpunkt für den Handelsverkehr eines ausgedehnten Umlandes. Die Leute kommen zehn Meilen weit her, um dort ihren Bedarf an Zucker, Kaffee, Branntwein und allerlei Waaren einzukaufen, und je mehr die Zahl der auf ausgerodetem Waldboden gegründeten Ackerhöfe anwächſt, um ſo ſtärker wird auch der Verkehr von Oesterſund. Die Umwohner müſſen ſich dieſem Mittelpunkte zuwenden, weil die nächſte Stadt, Sundsvall, dreißig Meilen weit entfernt, an der Meeresküſte liegt. Wir erreichten dieſen kleinen Hafenplatz ohne alle Beſchwerde; ebenſo einen andern, Hernöſand, der eine halbe Tagereiſe weit nördlicher liegt.

Von dort aus machten wir einen Ausflug landein bis nach Viden, das am linken Ufer der Angermana liegt. An dieſem Strome folgt ohne Unterbrechung eine äußerſt romantiſche Landſchaft auf die andere, und manche derſelben erinnerte mich lebhaft an jene der Donau; nur iſt vielleicht die Mannichfaltigkeit in Schweden noch größer. Die Wälder ſind ganz prächtig, die Wieſen von ſaftiger Ueppigkeit. Bei Viden ſtürzt die Angermana inmitten eines wahren Archipelagus von Felſeninſelanden ſchäumend in Kaskaden hinab, nicht, wie in Norwegen, zwiſchen düſteren Felſenmaſſen, ſondern in einer heitern, man könnte faſt ſagen lieblichen Umgebung; Alles iſt hier friſch, grün, anmuthig.

Nicht ohne Bedauern verließen wir das reizende Thal der Angermana und folgten der großen Straße, welche, mit dem Meeresgeſtade in gleicher Richtung laufend, bis Umeä zieht. Dieſe Stadt liegt ſchon in der Provinz Weſterbotten, beinahe unter dem 64.° N. Br., und machte auf uns keinen fremdlichen Eindruck. Das Wieſenland iſt dort ſumpfig und in demſelben liegen viele vom Wetter geſchwärzte Gebäude umher, welche als Heuſchober benutzt werden. Wenn im Spätjahre Schnee fällt und der Boden gefroren iſt, fährt man das Heu auf Schlitten ab und zu; im Sommer können auf dem moraſtigen Boden keine Wägen gehen. Umeä hat einigen Schiffsbau, und in der Nähe, zu Bagböll, hat ein Engländer, Dixen, eine große Holzſägerei. Man kann dieſen Mann als einen Waldkönig bezeichnen, denn wo eine hübſche Sägemühle ſteht, da iſt ſie gewiß von ihm angelegt worden. Nach Bagböll hin hat er auf Pfahlgerüſten einen hölzernen Kanal gebaut, der wohl eine halbe Stunde lang iſt. Auf dieſem werden die Bohlen, welche weiter oberhalb am Umeäfluſſe geſchnitten worden ſind, hinabgeflößt und dann, zu Flößen vereinigt, bis an's Meer geſchafft. Dieſe Flöße werden gewöhnlich von ſechs Mann gelenkt und bauen ſich ein Segel aus Brettern.

Von Umeä aus zogen wir wieder landein. Nachdem wir die Stadt verlaſſen hatten wir, auf der Seite nach Alidebakken hin, einen reizenden Blick über dieſelbe und auf Strom und Meer. Dann kamen wir an den öden Tefvel-See, der einen trüben Eindruck macht; die Scenerie wird erſt an dem hübſchen Fluſſe Bindel wieder anmuthig. Aber die Freude wurde uns durch Schwärme zudringlicher Stechmücken verdorben; wir machten hier zuerſt nähere Bekanntſchaft mit dieſen entſetzlichen Plagegeiſtern. Bald nachher überſchritten wir den Säfr auf einer Brücke; in der Nähe, im Engpaſſe von Tjeckeboda, ſchlug im Jahre 1809 eine ſchwediſche Heeresabtheilung die Ruſſen, welche einen Einfall in's Land gemacht hatten. Abends waren wir auf dem Eiſenwerke Robertsforgen, welches jährlich im

Durchschnitt mehr als 20,000 Holzkohlen verbraucht; zwölf Hämmer sind Tag und Nacht in ununterbrochener Thätigkeit. Am andern Tage fiel uns auf, daß alle Scheunen in dieser Gegend eine achteckige Gestalt haben.

Wer sucht wohl im hohen Norden, jenseit des 64. Breitegrades, Badeleben wie am Rhein? Es ist, allerdings in Miniatur, vorhanden. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung sahen wir bei Rysätra Herren im Frack und Damen in weißen Kleidern, welche neben einem gelbangestrichenen Pavillon einen Ball im Freien veranstaltet hatten. Einer von den Herren trug einen Atlashut und einen mit goldenen Tressen besetzten Rock, und der war ein Arzt. Die auszeichnende Kleidung verkündete seine Doktorwürde. Der Mann bot uns ein Glas Punsch an, erzählte uns, daß wir uns in einem Tivoli befänden, daß hier ein Mineralbad sei und jetzt eben, zum Schlusse der Badesaison, ein Fest mit Tanz abgehalten werde.

Hinter Rysätra liegt ein mächtiger Tannenwald; er ist so wild und öde, daß er auf das Gemüth einen fast niederschlagenden Eindruck macht. Um so angenehmer fühlt man sich erregt, wenn man plötzlich an einen See gelangt, wo auf grünem Hügel eine Kirche steht und wo in der klaren Flut ländliche Wohnungen sich abspiegeln. Diese kleine Stadt, sie heißt Busträk, sah so nett aus, und wir meinten, daß die Einwohner sicherlich heitere Menschen sein müßten. Doch welche Täuschung! Alle Straßen waren öde, Thüren und Fensterläden geschlossen. Es war als ob der Tod durch alle diese Häuser gegangen sei. Unser Erstaunen über eine so seltsame Erscheinung wurde nicht vermindert, als der Postillon die Worte hinwarf: „Das hier ist eine Sonntagsstadt.“ Diese räthselhafte Aeußerung findet ihre Erklärung in Folgendem: In jener Gegend haben die Kirchsprengel einen Umfang von vielen Meilen und die Leute wohnen weit zerstreut umher. Manche haben sechs bis zehn Meilen zu machen, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen wollen. Sie müssen dann ein Unterkommen finden. Am Sonnabend Abend kommen sie an, am Sonntag oder auch Montage früh reisen sie wieder nach ihrer ständigen Wohnung zurück, und deshalb haben sie, von ihrem praktischen Verstande geleitet, sich bei der Kirche „Sonntagshäuser“ gebaut. So kommt es, daß Busträk allwöchentlich einmal einen eigenthümlichen Anblick gewinnt. Die Fensterläden werden geöffnet; hübsche Bäuerinnen ziehen durch die Straßen und plaudern mit ihren nächsten Nachbarinnen, von welchen sie gewöhnlich durch eine Entfernung von so und so vielen Meilen getrennt sind; in den Ställen wiehern die Pferde, und Handelsleute fehlen natürlich auch nicht. Alles hat einen heitern Anstrich. Es giebt solcher „Sonntagsstädte“ mehrere. In Busträk nahmen wir unser Mittagsessen auf freier Straße ein; die Treppenstufen eines verschlossenen Hauses bildeten den Tisch.

Ein Postrelais im nördlichen Schweden.

Abends waren wir in Skellefteå. Die kleine Stadt nimmt sich mit ihrer weißen Kirche recht hübsch aus; die korinthischen Säulen derselben sind von Holz. Es ist doch eine starke Uebertreibung, eine Art von Vergleich zwischen Skellefteå und — Palmyra anzustellen; aber das ist von Seiten eines bekannten Touristen geschehen. Wir fanden beim Pastor eine freundliche Aufnahme, und der landeskundige Mann rieth uns, am Skellefteåflusse bis Norsjö hinaufzugehen, weil die ganze Gegend ungemein malerisch

Eine Bootfahrt stromab durch Kaskaden.

Digitized by Google

sei. Wir machten auch diesen Ausflug, theils zu Wasser, theils im Karriol. Anfangs hielten wir uns an der Südseite des Flusses, gingen bei Johannisfors auf das nördliche Ufer über, und fanden bei Krangfors einen durch seine gewaltigen Wassermassen imponirenden Katarakt. Aber auf der jähen Straße, welche von Norsjö hinabführt, hätte ich beinahe mein Leben eingebüßt, und zwar durch eigene Schuld.

Als ich mein Karriol bestieg, bemerkte ich, daß man dem Pferde kein Gebiß, sondern nur eine Art Halfter angelegt hatte. Das schien mir in Hinblick auf den ungemein steilen Weg denn doch sehr bedenklich und ich bestand darauf, dem Gaul ein Gebiß anzulegen. Das Mädchen, welches Postillonsstelle vertrat, bot Alles auf, mich davon zurückzuhalten, ich ging aber selbst in den Stall und setzte meinen Willen durch. Das Pferd war offenbar verdrießlich darüber, zog an, warf aber den Kopf hin und her und fing dann plötzlich zu rennen an wie ein Sturmwind, ohne sich um Zügel oder Gebiß zu kümmern. Das leichte Karriol machte unglaubliche Sprünge; meine kleine Postillonin weinte, schrie und flammerte sich an mich an: so rasch war die Fahrt, daß sie mir den Athem abschnitt, und jede Sekunde schwebte ich in Gefahr, in den Abgrund hinunter geschleudert zu werden. Es war gar kein Gedanke daran, den Gaul zu halten oder zu lenken, und blieb mir gar nichts Anderes übrig, als den rechten Zügel allein zu behalten und das Pferd nach der Seite hin zu zerren, wo Wald stand: auf der andern Seite war jäher Absturz. Zum größten Glücke, denn die Gefahr war groß, fügte sich der Gaul und stürmte in den Wald hinein. Mein Karriol rannte mit den Rädern gegen zwei Tannen, brach in Stücke und nun stand auch das Pferd still; es zitterte wie Espenlaub. Ich kam noch leidlich davon, mit einer starken Quetschung an der linken Schulter; natürlich mußte ich das Karriol bezahlen.

Eine Wiege der Lappen.

Dem Gaul wurde der Halfter angelegt, und jetzt war er fromm wie ein Lamm, als er vor ein anderes Karriol gespannt wurde. Die Pferde in jener Gegend Schwedens leiden kein Eisen im Maule. Für gewöhnlich benutzt man sie nur im Winter, weil im Sommer die Verbindung vorzugsweise auf den Wasserwegen stattfindet. Bei der großen Kälte können die Pferde ein eisernes Gebiß nicht ertragen, und deshalb werden sie von frühester Jugend daran gewöhnt, sich vermittelst einer Art von Halfter lenken zu lassen, der in ähnlicher Weise angelegt wird wie jener bei den Rennthieren. Sobald das Frühjahr kommt, läßt man die Pferde in die Wälder laufen und holt sie erst wieder herein, wenn Schnee fällt. Aber jeder Bauer, an welchem die Reihe kommt, ist gesetzlich verpflichtet, ein Postpferd für Reisende zu stellen, die freilich nur selten erscheinen. Die Sache ist jedoch für ihn sehr lästig, weil er keine Vorbereitungen treffen kann und sein Thier erst aus dem Walde holen muß.

Unsere Weiterfahrt nach Piteå ging gut von Statten. Die Schifferleute haben dort einen eigenthümlichen Nebenerwerb; er besteht darin, daß sie vor den Fremden eine Jagd auf Seehunde ausführen, und das geschieht in folgender Weise. Vier Jäger kleiden sich in Robbenfelle, nehmen Gewehre und schleichen dann den Seehunden entgegen, welche in einiger Entfernung am Stromufer oder an der Seeküste liegen. Freilich sind diese Seehunde lediglich mit Stroh ausgestopfte Bestien, und die Jagd, welche in Natura auf dem Eise des Polarmeeres stattfindet, nahm sich auf den grünen Wiesen doch etwas lächerlich aus.

Immer weiter nach Norden! Die schöne Jahreszeit konnte nicht mehr lange dauern und wir wollten von Luleå aus doch den Lappen einen Besuch abstatten. Die Fahrt sollte über verschiedene Seen gehen, die bei unruhigem Wetter nicht ohne Gefahr sind. Wir hatten also keine Zeit zu verlieren und verließen so rasch als möglich Luleå, das mit allerlei Waaren und Delikatessen wohl versorgt ist. Wir kauften dort guten Wein und eine Anzahl lebendiger Hühner, die uns unterwegs trefflich munden sollten.

Am Luleäflusse saßen wir den Booten noch recht gut bestellt; weiter aufwärts, nach der Station Bredäker hin, war die Straße erst neu angelegt worden, und wir mußten zu Fuß in tiefem Sande waten. In jenem Ackerdorfe fanden wir alte Lappenweiber, denen die Obhut der Heerden anvertraut war. Diese Lappinnen sind über alle Beschreibung häßlich, sobald sie einmal die Jugend hinter sich haben; sie werden aber auch gewissermaßen als Auswürflinge der Gesellschaft behandelt. Ihnen gegenüber kann man sich keinen schärfern Gegensatz denken, als die blonden Schwedinnen hier im hohen Norden. Auch haben die Bauern einen Luxus, den man in anderen Gegenden vergeblich sucht; jeder hat nämlich drei verschiedene Wohnhäuser. Das Winterhaus wird während der schönen Jahreszeit auf allen Seiten geöffnet, damit die Luft recht ordentlich durchziehe; inzwischen wird das Sommerhaus bewohnt. Das dritte Haus steht neben der Kirche im „Sommerdorfe". Alles wird ungemein sauber gehalten. Eine Familie, welche neben ihrem Acker dreißig bis fünfzig Renuthiere besitzt, kann ganz gemächlich leben. Die Heerde wird einem Lappen anvertraut, welcher seine Sache immer gut macht; der Lohn für seine Bemühungen stellt sich jährlich auf etwa fünf Silbergroschen für jedes Renuthier. Im Herbste bezeichnet er die, welche zum Schlachten geeignet sind; geräuchertes Renuthierfleisch bildet eine Handelswaare, und namentlich die Zungen werden von Feinschmeckern sehr geschätzt.

Von Bredäker an fuhren wir auf der Luleå. Sie ist ein breiter, schöner Fluß und strömt durch stattliche Wälder, in denen wir dann und wann Ackerbau-Lichtungen bemerkten. Die schwedische Regierung begünstigt derartige Ansiedelungen, und gewährt denen, welche sie anlegen, Steuerfreiheit auf dreißig Jahre.

In Svartlä aßen wir zu Mittag. Es gehört zu dem ausgedehnten Besitzthum Gellivara, das ungemein reich an Erzen ist, auf welchem aber schon mehrere Kompagnien zu Grunde gegangen sind. Jetzt ist es von Engländern gekauft worden, welche des bessern Betriebes wegen eine Eisenbahn anlegen. Die Waldverwüstung nimmt auch in der Umgegend von Svartlä ihren leidigen Fortgang; die dortigen Sägemühlen verbrauchen eine ungeheure Menge von Stämmen.

Ein paar Meilen entfernt liegt der Wasserfall von Edfors, dessen Tosen wir schon in einer Entfernung von dreiviertel Stunden vernahmen. Dort ist ein sehr ergiebiger Lachsfang. Abends gelangten wir nach Wuollrim, wo wir bei dem Bauer Sandgrist übernachteten. Der brave Mann verschaffte uns einen wahren Luxus; er gab uns nämlich frisches Stroh zum Lager und ließ ein großes Bett-

Digitized by Google

laken darüber breiten. Er hatte ſich vor fünfzehn Jahren in jener Gegend angeſiedelt und nun ſchon ſo viel Land urbar gemacht, daß er zehn Kühe und zwölf Pferde halten konnte. Er lebte in großer Einſamkeit, abgeſchieden von allem Umgange, war aber fleißig und deshalb auch zufrieden. Am heitern Morgen zeigte er uns ſeinen See, auf dem es von ſchwarzen Enten wimmelte. Steile Berge, düſtere Fichten und lichte Birken ſpiegelten ſich in dem klaren Waſſer. Alles war ſtill, und die Ruhe wurde nur durch den Schlag unſerer Ruder unterbrochen.

Unſere Entenjagd war ſehr ergiebig. Wir ſtiegen zu Pferd und ritten drei Meilen weit bis Payerum, theilweiſe durch Sumpfland, in welchem nebeneinander gelegte Baumſtämme den Pfad bildeten; nachher mußten wir zu Schiffe gehen und über Seen und Kataraften fahren. Nicht ohne Aengſtlichkeit ſitzt man in einem gebrechlichen Fahrzeuge, das in den ſchäumenden Wogen ſo leicht umſchlagen, an den uns entgegenſtarrenden Felſen ſo leicht zerſchellen kann. (S. 69). Unſere vier Ruderer arbeiteten mit aller Kraft gegen den Strom, benutzten jeden Stein oder Felſen, um das Boot fortzubewegen, und manchmal ſchlug eine wilde Welle über Bord. Beim Hinauffahren der Kaskaden muß man ganz ſtill im Boote liegen, weil jede unvorſichtige Bewegung Lebensgefahr bringen kann. An Stellen, wo der Fluß ſehr bedeutende Krümmungen macht, kürzt man den Weg ab und geht über Land. Dann werden die Boote gezogen oder getragen, und daſſelbe iſt der Fall bei Kaskaden, die ſo ſteil ſind, daß man nicht über ſie hinwegfahren kann. Es fällt allerdings ſehr läſtig, daß man ſo häufig das Transportſyſtem wechſeln muß. Unſere Karawane beſtand aus fünfzehn Leuten, aber keiner hatte die Hände frei; ein Lappe trug den Hühnerkäfig, ein anderer Mann einen großen Lachs, der dritte einen Keſſel, der vierte einen Nachtſack und ſo weiter.

Es wurde dunkel und wir mußten noch über zwei Kaskaden ſtromanfahren. Wir hörten, wie ſie über ihr Felſenbett hinrauſchten, und bald ſahen wir ſie im Mondſcheine ſchwimmen. „Nun ſeid ſtill und fürchtet euch nicht,“ ſprach der Bootführer. Nun wurde tapfer in die Kaskade hinein gerudert und wohl zehn Minuten lang ſprach Keiner ein Wort; dann waren wir in ruhigem Waſſer. Die Schiffer zeigten nach einem Feuer hin, das etwas entfernt im Walde brannte. „Das haben die Lappen angemacht, um die Stechmücken abzuhalten; ſie müſſen Feuer und Rauch haben, ſonſt würden ihre Rennthiere toll und verrückt.“

Mitternacht war herangekommen; wir hatten heitern Himmel und beſchloſſen, die Lappen in ihrem Sommerlager zu überraſchen, und wurden reichlich belohnt. In dem Tannenwalde ſahen wir einen andern Wald: die mächtigen Geweihe von unzähligen Rennthieren, die ſich um die Feuerſtellen gedrängt hatten. Sie ſtanden oder lagen und alle verhielten ſich ruhig. Das Lappenzelt ſtand in der Nähe; die Hunde ſchlugen an und ſofort erſchien ein alter Lappe mit ſeiner Frau; denn dieſe Leute ſchlafen in ihren Kleidern und Leibwäſche kennen ſie nicht. Beide kamen uns wie Zwerge vor; Madame ging ſofort daran, ein Rennthier zu melken, und während ſie damit beſchäftigt war, erſchien die Tochter, die, wohlverſtanden als Lappin, für ein recht hübſches Mädchen gelten konnte. Sie kredenzte uns die ſchäumende Milch in einem ſilbernen Gefäße, das eine ganz orientaliſche Form hatte, und überreichte uns auch Rennthierkäſe mit getrockneten Fiſchen. Die letzteren ſollten das mangelnde Brot erſetzen. Die Milch iſt ſehr fett und erinnert an Ziegenmilch; der Käſe ſchmeckte ſehr fade, der Fiſch dagegen recht gut.

Eine Lappenfamilie kann kaum gut beſtehen, wenn ſie nicht zweihundert Rennthiere beſitzt; wohlhabende Leute haben deren bis zu tauſend Stück. Dieſe Leute lieben ihr unabhängiges Nomadenleben, das allerdings manche Beſchwerlichkeiten mit ſich führt. Aber aus denen machen ſie ſich nichts, denn ſie ſind von Jugend auf daran gewöhnt. Eine Lappin legt ihr neugeborenes Kind in einen Kaſten von Holz, aus welchem nur das Köpfchen herausguckt, wirft ihn über den Rücken und geht rüſtig weiter. Auf den Haltplätzen hängt ſie dieſe eigenthümliche Art von Wiege an einen hohen

Ein Trageſack.

Baumaſt, dann iſt das Kind ſicher vor Stechmücken und vor hungrigen Wölfen.

Sehr alte Lappen haben ein unglückliches Loos, wenn es wahr iſt, was uns erzählt wurde. Sobald der Alte ſich nicht mehr nützlich machen kann, wird er von ſeinen Kindern verlaſſen; ſie geben ihm Lebensmittel, welche für ein paar Tage ausreichen, und laſſen ihn im Walde liegen. Dort mag er dann verenden.

Wir ſahen, wie man das Lager aufbrach. Das Zelt wurde abgeſchlagen und ſammt allerlei Hausrath auf Renn-

thiere gepackt. Der Alte eröffnete den Zug, die Heerden folgten ihm, und drei Frauen, zwei Männer und die Hunde folgten oder gingen nebenher. Zur Winterszeit ereignen ſich allerlei Auftritte, die uns Mitteleuropäern neu ſind. Ein ſchwediſcher Beamter erzählte uns Folgendes. Er mußte durch einen Wald in der Nähe von Jockmock, das gerade unter dem Polarkreiſe liegt, und der Schnee war ſo hoch, daß Pferde und Schlitten verſanken. Aber die Reiſe durfte nicht aufgeſchoben werden, und was war nun zu thun? Der Beamte miethete einen Lappen, welcher Bahn ſchaffen mußte, und der Sohn der Einöde wußte ſich zu helfen. Er legte ſeine großen Schneeſchuhe an, ein abgerichtetes Rennthier, gleichſam, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, ein Leithammel, ging dicht hinter ihm, und dann folgten, je zu vieren nebeneinander, fünfzig bis ſechshundert Stück und machten Bahn. Der Beamte hatte nun einen guten Weg und zahlte Alles in Allem, nach unſerm Geld, einen Thaler und zwanzig Silbergroſchen.

Nachdem wir geſehen hatten, wie die Lappen mit ihrer Heerde abzogen, fuhren wir weiter ſtroman bis zu den Waſſerfällen in der Nähe von Jockmock, wo wir nach etwa einer Stunde anlangten. In dieſem Weiler hauſen ein Geiſtlicher und einige Krämer. Alljährlich wird zweimal Markt gehalten; die Lappen kommen, um ihre Produkte gegen allerlei Waare zu vertauſchen. Paſtor Weſterlund wohnt ſeit dreißig Jahren in Jockmock, hat ein Einkommen von etwa vierhundert Thalern und dabei nicht weniger als ſiebenzehn kräftige Kinder. Was für eine Freude das in einer ſo abgeſchiedenen Gegend iſt! Der eine Sohn hat es ſchon bis zum Geiſtlichen gebracht, zwei ſind Schulmeiſter, einer iſt Bauer; die hübſchen blonden Mädchen helfen der Mutter den Haushalt führen: ſie brauen Bier, ſalzen und räuchern Rennthierfleiſch und Lachs, ſpinnen und weben Leinen und Wolle und verfertigen Kleider für die ganze Familie. Die eine dieſer Töchter bringt in jedem Herbſt vier oder fünf kleinere Brüder nach Pitea, wo ſie die Schule beſuchen, und hält ihnen Haus, beſorgt Alles für ſie, von einer Ferienzeit bis zur andern. Sobald die Schule geſchloſſen iſt, tritt ſie mit ihnen den Rückweg an, der acht volle Tage in Anſpruch nimmt. Dieſe Reiſen werden zu Fuße gemacht, und es iſt ſchon vorgekommen, daß Schweſter und Brüder unter freiem Himmel geſchlafen haben.

Von Jockmock reiſten wir nach Quockjock, das mehr als dreißig Meilen weiter nach Norden liegt. Paſtor Weſter-

Auf dem Skalla-See.

lund ſchloß ſich an, weil er eine ſeiner Rundreiſen antreten wollte; er muß dergleichen alle halbe Jahre machen, und ſein Sprengel hat ungefähr dreißig Meilen in der Runde! Wir begaben uns zunächſt nach Saſſam, und fuhren dann über die einſamen Seen Purkia und Randijane, und ſahen aus der Ferne den Gletſcher des Harevarto. Die Landſchaft iſt hier überall melancholiſch und einförmig; hin und wieder ſahen wir in den Wäldern große Brandſtellen, denn Waldbrände ſind keineswegs ſelten. Man kann nichts dagegen machen und muß das Element wüthen laſſen, bis es ſich ſelber verzehrt. Wo wären hier auch Menſchen, welche löſchen könnten?

In jener Gegend, nicht weit vom Partijaver-See, ſtrömt der Fluß Silbo, der Perlenmuſcheln enthält. Mit dem Fange derſelben beſchäftigen ſich arme Lappen; ſie tauchen

Digitized by Google

in das kalte Waſſer und bringen die Muſcheln vermittelſt einer Zange zu Tage, welche an einem langen Stabe befeſtigt iſt. Doch von hundert Muſcheln hat kaum eine einzige eine kleine Perle; aber manchmal wird die Anſtrengung belohnt, und es giebt Silbo-Perlen, welche dem Lappen mit drei oder vier Thalern bezahlt werden und die in Hamburg für eben ſo viele hundert Mark Abnehmer finden. Die Krämer in Jockmock kaufen die Perlen auf, verhandeln ſie nach Luleå und von dort werden ſie weiter vertheilt.

In dem wilden Stalta-See bildet Björkholmen, die Birkeninſel, eine reizende Oaſe, und dort, faſt unter dem 67. Breitegrade, bauen die zwei Familien, welche die Bewohnerſchaft bilden, ſo viel Getreide, daß ſie davon an die Nachbarn verkaufen können. Brot gilt übrigens in jenen Gegenden für einen Luxusartikel, und geräuchertes Rennthierfleiſch oder an der Sonne getrocknete Fiſche dienen als Erſatz. Der eine Bauer zeigte uns mit Stolz die achtzig Morgen Landes, welche er urbar gemacht hatte, und allem Anſchein nach ſtand ihm eine ergiebige Ernte bevor. Er fragte nach Neuigkeiten und wußte nicht, was ſich ſeit Monaten in der Welt zugetragen hatte; nur dann und wann erhält er Zeitungen aus Jockmock.

Der Paſtor hat auf ſeinen Inſpektionsreiſen überall ein Zeitungskollegium zu halten, und namentlich den Lappen muß er allerlei erzählen, ſonſt ſind ſie nicht zufrieden. Er führt ſein Kirchenbuch bei ſich, um Geburts- und Sterbefälle eintragen zu können; er muß taufen und den Leuten aus dem Regiſter mittheilen, wie alt Dieſer oder Jener iſt, denn das vergißt der Lappe leicht. Gewöhnlich bringt dieſer dem Paſtor einen Rennthierſchinken mit.

Von Björholmen bis Quockjock hat man eine höchſt intereſſante Reiſe; ſie führt über Granudden und über den Weiler Njawiwi. Hier wurde der Paſtor angehalten und mußte unter freiem Himmel eine Taufe halten. Am andern Morgen fuhren wir den Sagat hinauf, über manche Kaskaden in den Lagatjaner-See hinein, an deſſen Ende Quockjock liegt. Die Landſchaften ſind über alle Beſchreibung ſchön; das Gelände iſt unten mit üppigem Grün bedeckt und ſteigt bis zu Höhen hinauf, welche Gletſcher tragen. Es war gerade Sonntag. Als der Paſtor ſich nahte, läutete man die Glocken, und der Eindruck war in der That erhebend. Der Geiſtliche legte ſein Amtskleid an, ſteckte ein weißes Beffchen vor, ſprach ein Gebet in lappiſcher Sprache und hielt dann ſchwediſch eine Predigt über den Text: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen.“

In Quockjock ſah ich ein Mädchen, das einen Schweden zum Vater, eine Lappin zur Mutter hatte. Es war ſchlank gewachſen, die Hautfarbe licht, aber Auge und Haar ſchwarz. Eine Schwedin wird niemals einen Lappen heirathen.

Wir hatten genug geſehen und traten unſere Heimreiſe an. Bisher waren wir zu Berg gefahren, jetzt hieß es: ſtromab! Die Boote gleiten pfeilgeſchwind auf dieſen Gewäſſern, welche alle ein ſteiles Gefäll haben, und die Thalfahrt über die Kaskaden iſt nicht ohne Gefahr. Wir kamen glücklich zurück nach Luleå, und ich kann meine Feder niederlegen. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Auf Björholmen zeigte man uns als Merkwürdigkeit ein Rennthier, das darauf abgerichtet war, einen Räderwagen zu ziehen, das aber im Winter auch, wie alle anderen, einen Schlitten zog.

In Jockmock litt ich Nachts entſetzlich durch die Stiche der Moskitos, welche ſelbſt durch das Mückennetz drangen. Am Morgen kam mein Wirth und ſprach: „Nichts iſt leichter als dieſem Uebelſtand abzuhelfen.“ Dann holte er einen irdenen Topf hervor, tauchte einen Pinſel ein, und ehe wir uns deſſen verſahen, hatte er und das Geſicht mit Theeröl geſchwärzt. Der Geruch war entſetzlich, aber das Mittel ganz probat, denn die Mücken ließen mich fortan in Ruhe.

Ein Charakterbild der oſtafrikaniſchen Negervölker.

Wir haben neulich in unſeren ethnologiſchen Beiträgen hervorgehoben, daß die verſchiedenen großen Gruppen, in welche die „Menſchheit“, die Geſammtheit der Erdbewohner, von der Natur ſelbſt durch unverkennbare Urmerkmale getheilt worden iſt, ganz verſchiedene Kulturwerthe haben. Wer ein richtiges Urtheil über das Weſen derſelben ſich bilden will, muß von allgemeinen Formeln abſehen und die Beſchaffenheit der Dinge in's Auge faſſen. Er muß unbefangen und ohne Prüfung an dieſe Dinge herantreten.

Nicht ohne Abſicht kommen wir im Globus ſo oft auf die Neger zurück. Die Negerfrage iſt in Bezug auf Ethnologie, Volkswirthſchaft, Handel und Politik gerade in unſeren Tagen von einer ganz ungeheuern Bedeutung geworden, und für Amerika erſcheint ſie geradezu verhängnißvoll. In den mittleren und ſüdlichen Ländern der großen Weſthälfte unſeres Erdballs iſt der Rückſchlag zur Barbarei unverkennbar und dieſe ſelbſt im Anwachſen, ſeitdem man den Neger jeder Kontrole enthoben hat. In Nordamerika iſt eine große und ſtolze Republik in den Abgrund gedrängt worden und einem heillosen Bürgerkriege anheimgefallen, ſeitdem es dem Fanatismus beſchränkter Köpfe, welche ſich für Philanthropen ausgeben, gelang, die unkundigen Maſſen für ihre unheilvollen Lehren zu gewinnen und in blutigen Kampf zu führen.

Der arme Neger, mit welchem in einer ſo gewiſſenloſen Weiſe experimentirt wird, hat nie ärgere Feinde gehabt, als dieſe pſeudophilanthropiſchen Fanatiker, für welche er ja ohnehin nur Mittel zum böſen Zweck iſt.

Den Neger betrachten wir unſererſeits als einen Minderjährigen, als einen intellektuell noch unentwickelten Menſchen, den man nicht auf eine höhere Stufe hebt (falls er fähig wäre, eine ſolche zu erreichen), wenn man ihn vogelfrei giebt. Wir ſehen die Folgen in allen tropiſchen oder warmen Kolonialgegenden, und in der kalten Gegend bleibt der Neger eine fremde, verkümmernde Pflanze. Gewiß wäre es wohlgethan, ihn der Sklaverei zu entheben, aber gute Erfolge für den Neger ſelbſt ſind nur dann zu erwarten, wenn man ihn unter einer wohlwollenden Bormundſchaft behält. Einer ſolchen wird er unter allen Umſtänden bedürfen, und wer es in der That ehrlich mit ihm meint, wer ein wirklicher und redlicher Philanthrop iſt, wird ihm eine ſolche gönnen müſſen.

Es erſcheint von hohem Intereſſe, zu beobachten, wie ſich der Neger in ſeiner afrikaniſchen Heimat entwickelt hat, oder richtiger geſagt, wie er in der wilden Barbarei ſtationär geblieben iſt. In dieſer Beziehung ſind die Schilderungen Richard Burton's von hervorragendem

Digitized by Google

Werthe. Wir schilderten vor etwa einem Jahre seine berühmte Reise, auf welcher er den Tanganyika-See entdeckte, und bemerkten damals, daß wir gelegentlich auf seine Schilderung der ostafrikanischen Schwarzen zurückkommen würden. Sie steht in seinem bekannten Werke: The lake regions of Centralafrika. Burton sagt:

Dem Psychologen bietet Ostafrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geist des Menschen noch in den Anfängen der materiellen Natur und deren Wirkungen dermaßen unterworfen und von denselben so abhängig, daß er sich weder fortentwickelt noch zurückschreitet. Man könnte saß in Versuchung gerathen, diesen Menschen eher wie eine Ausartung civilisirter Geschöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den ersten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwickelung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom ächten Metall; in ihm ist kein so reiches und volles Wesen wie etwa im Neuseeländer, den man (— bis auf einen gewissen Grad —) erziehen und ausbilden kann.

Er scheint einer jener kindischen Rassen anzugehören, die sich nie bis zum Mann emporheben, und wie abgenützte Glieder aus der großen Kette der beseelten Natur herausfallen. In ihm vereinigt sich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegsamkeit des Alters, die Unzulänglichkeit des Kindes und die Leichtgläubigkeit der Jugend mit dem Skepticismus der Erwachsenen und der Steifnackigkeit des Alters, das am Ueberkommenen klebt. Er hat Meer, Seen und wohnt in einem vielbesuchten Lande; seit Jahrhunderten steht er in unmittelbarem Verkehr mit den weiter entwickelten Anwohnern der Ostküste, und jeder hat wenigstens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer gesehen. Und doch ist er vor der Schwelle des Fortschrittes stehen geblieben; beibmisk keine höhere und mannichfaltigere Stufe der Einsicht zum Vorschein gekommen. Selbst die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf diese Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich vollauf damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er sich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtniß und Phantasie fehlen ihm.

Dieser Ostafrikaner erscheint, wie andere Barbaren auch, als ein seltsames Gemenge von Gutem und Bösem; aber das schlimme Element ist sorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civilisirte Mensch, der höchste Typus, dem Antriebe der Verstandeskraft, der Vernunft, gehorcht; der Halbcivilisirte (z. B. die großen Völker im Osten) läßt sich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weise bestimmen. Der schwarze Barbar erscheint als Sklav des äußern Antriebes, der Leidenschaft und des Instinkts, die alle nur äußerst schwach vom Gefühl beeinflußt werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geistiger Zucht.

Dem höher gebildeten Menschen erscheint er als ein der Vernunft abgekehrtes Geschöpf, ein Geschöpf, in welchem keine Logik ist, eine Masse von lauter Widersprüchen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Vernunft ist nicht wie unsere Vernunft. Er leitet Wirkungen aus Ursachen ab, die wir nicht kennen, er erreicht seine Zwecke und Ziele durch Mittel und Wege, für welche wir kein Verständniß haben; seine Kunstgriffe und sein ganzes Verfahren sind so einfältig und ohne Folgerichtigkeit, daß sie uns gerade dadurch überraschen und verächtlich erscheinen.

Diese Schwarzen sind gutmüthig und hartherzig, suchen leicht Streit und sind doch wieder vorsichtig und bedachtsam; in diesem Augenblicke zeigen sie ein gewisses Wohlwollen, und gleich nachher benehmen sie sich grausam, heftig und ehrvermungslos. Sie sind abergläubig und doch ohne Ehrerbietung, geselig und doch ohne Zuneigung, tapfer und feig, sklavisch und unterdrückend, hartnäckig und doch wieder unbeständig, Wechsel und Veränderung liebend; in gewisser Beziehung haben sie eine Art Begriff von Ehre, aber Rechtschaffenheit in Wort und That kennen sie nicht; sie legen großen Werth auf das Leben und doch kommt sehr häufig Selbstmord vor; sie sind habgierig und knickerig, unbedachtsam und ohne alle Voraussicht, haben eine Art Ahnung, daß sie niedrig stehen, aber der Verbesserung, der Weiterentwickelung und des Fortschreitens sind sie unfähig. Dieser Schwarze ist ein Embryo von zwei höheren Rassen geblieben: den Europäer, dessen Geist thätig und gegenständlich, analytisch und perceptiv ist, und dem idealen, subjektiven, synthetischen und reflektiven Araber. Er hat viel von den schlechten Merkmalen der niedriger organisirten Typen des Ostens, nämlich geistige Versumpfung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindische Leidenschaft.

Der civilisirte Mensch trachtet dahin, seine Selbstsucht zu verdecken, bei diesem Barbaren tritt sie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht, wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für schwach gehalten; ihm ist die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Ueber den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am andern Morgen denkt er nicht mehr daran. Gastfreundschaft übt er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, und seine erste Frage bleibt allemal: Was willst du mir geben? Einem Fremden, der in's Dorf kommt, wird die allerschlechteste Hütte angewiesen, und wenn er sich beklagt, entgegnet man ihm, draußen sei ja Platz genug. Sein Wirth verlangt für Alles, was er giebt und gewährt, sogleich Vorausbezahlung; ohne diese kann man Hungers sterben, wenn auch ringsum Lebensmittel vollauf wären. Es gäbe für den Fremden keine Sicherheit, wenn er nicht das Schießgewehr hätte, und wenigstens die Häuptlinge die Nothwendigkeit von Handel und Verkehr einigermaßen begriffen; deshalb nehmen sie den Kaufmann unter ihren Schutz. Der Handel bringt Vortheile, von anderen Fremden erwartet man dergleichen nicht und behandelt sie deshalb mit weniger Rücksicht.

Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er selber auch Ueberfluß daran hat; er wird seine Hand ausstrecken, um die Waaren eines Andern zu bergen, wenn auch Tausende dabei verloren gingen. Was geht ihn das an? Aber er geberdet sich lächerlich heftig, sobald ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklav abhanden kommt. Er ist geizig und karg auch dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; seine Nester liebt er mindestens eben so sehr wie seine Kinder, aber er giebt diesen Hunden nur selten ein wenig zu fressen, und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Esel mit Korn füttern; er giebt sein Erstaunen darüber mit einem langgezogenen Hi! hi! zu erkennen. Er ist höchst unbedachtsam, kennt keine Vorsorge, denkt nicht an morgen, und wird uns gewiß nicht den Weg zeigen, bevor man ihm Glasperlen gegeben hat. Es wurde schon bemerkt, daß in allen Dingen Vorausbezahlung geleistet werden muß;

Digitized by Google

freilich hält Niemand ein gegebenes Verſprechen und Keiner glaubt ſich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man auch nur für eine Stunde Kredit von ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand iſt nichts.“ Seine Habſucht iſt groß, aber noch ſtärker iſt an ihm Leichtfertigkeit und geiſtige Schlafſheit; er iſt von einem lammenhaften Hange nach neuen Dingen und nach Veränderung beſeſſen, und wird entlaufen, wenn es ihm gerade einfällt; dann verſchlägt es ihm auch ſehr wenig, ob er ſich dadurch Schaden zufügt. Auch kann ſeine Gewinnſucht nicht Schritt halten mit ſeiner eingewurzelten Trägheit, und gegen dieſe Faulheit läßt ſich gar nichts thun, da ſie durch das Klima begünſtigt wird. Die Natur hat in dieſem Lande alle Ueppigkeit entfaltet und dieſe iſt den Bewohnern zum Fluche geworden; ſie befriedigt ſeine Bedürfniſſe, ohne daß er ſich anzuſtrengen braucht.

Wahrheitsliebe iſt unter derartigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen keine Tugend, und die Lüge iſt auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. Wenn ein Muniaumeſſführer dem Reiſenden ſagt, daß nur eine kurze Strecke bis zum nächſten Haltplatze ſei, dann darf er mit Zuverſicht darauf rechnen, daß ihm ein langer und beſchwerlicher Weg bevorſtehe, und umgekehrt.

Auch halsſtarrig und ungeſtüm iſt dieſer ſchwarze Oſtafrikaner, und ſeine Zucht würde über ihn etwas vermögen, und in ſeiner verſteckten Widerſpenſtigkeit und ſeinem Eigenſinne gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauſchhandel irgend einen Gegenſtand, auf welchen er ſich einmal geſteift hat, nicht erhalten kann, ſo ſchleppt er gewiß Alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hauſe, und wäre es auch noch ſo weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, ſobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zuwendet; gefordert wird ohne alle Rückſichtnahme auf den Werth einer Waare. Nie geht ein Geſchäft glatt vor ſich, es iſt allemal Aerger dabei.

Rachſucht iſt eine ſtark vorwaltende Leidenſchaft; dafür liefern die vielen blutigen Fehden zwiſchen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung erſetzen einen Rechtszuſtand, von welchem man gar keine Ahnung hat, und Vaterliebe, Sohnes- und Bruderliebe ſcheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen geſtorbenen Vater, um ſeine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweiſe eine Spur zu finden vermögen. Es iſt wahrhaft peinlich, wenn man mit anſehen muß, daß ein von den Blattern ergriffener Träger mitten im Walde liegen bleibt, ohne daß ſeine Gefährten ſich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Lohn, nicht einmal die Glasperle, wird einen andern Menſchen vermögen, dem Kranken einige Pflege angedeihen zu laſſen. Man wird ihn von jeder Hütte wegtreiben; er mag ſich, wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurechtmachen. Er ſtellt dann ſeine Schale mit Getreide und ſeine mit Waſſer gefüllte Kalebaſſe neben ſich hin und wartet ab, bis er ſtirbt. Dann iſt er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wuth aus, und bei dieſen Anfällen läßt er ſie an lebendigen und unbelebten Gegenſtänden ohne Unterſchied aus; er iſt ungeduldig bis zum Lächerlichen und wird manchmal wahnſinnig, wenn ſein Wirk ihm nicht geſchieht. In ſeinem eigenen Lande ſtellt ſich ſeinem ganzen Treiben kein Hinderniß entgegen, dort kann er anmaßend und beſtig ſein, aber in anderen Gegenden darf er ſich nicht ſo geberden. Die Araber ſagen: „In ihrer Heimat ſind die Schwarzen wie Löwen, bei uns wie Hunde.“ Höchſt widerwärtig iſt ihr ewiges Zanken, Keifen und Schreien; es ſcheint faſt, als ob ſie ohne Streiten ſich gar nicht glücklich fühlen könnten. Die Zänker verſetzen ſich raſch in Aufregung, geben auf einander ein und weichen wieder zurück, ſtrecken, als Zeichen der Drohung, einen Finger voraus, heulen, kreiſchen, fluchen, ſchimpfen, und zuletzt ſchlagen Beide eine helle Lache auf oder ſtöhnen und ſchluchzen. Ihre Thränen „liegen hoch“; ein Mann, der einen Fauſtſchlag erhält, bedeckt das Geſicht mit den Händen und ſchreit, als ob das Herz ihm brechen wollte.

Die Weiber ſind wie Furien und im höchſten Grade widerſpenſtig; es iſt unmöglich, ſie zum Schweigen zu bringen, und beim Zanke der Männer ſchelten ſie tapfer mit und hetzen weiblich; ſie weinen nur ſelten. So redſelig und geſchwätzig ſind die Schwarzen, daß ſie ſelbſt den redſeligen Araber ermüden. „Lange Worte!“ Maneno mareſu, hört man auf allen Augenblicke als Vorwurf ausſprechen. Im Rauſch iſt der Oſtafrikaner ſehr reizbar; er ſtellt dann die Beine weit auseinander, ſchreit laut, fährt mit den Armen umher, oder ſchwingt Speer, Bogen und Pfeil wüthend in der Luft, doch kommt es nicht gar oft zum Blutvergießen. Hautgreiflichkeiten beſtehen darin, daß die ſchwarzen Kämpen einander ſtoßen, gegenſeitig das Haar ausraufen und ſich Ohrfeigen verſetzen; nach einiger Zeit legen ſich dann die Umſtehenden in's Mittel. Die ſeſſhaften Stämme müſſen wir als ſchwache und unkriegeriſche Barbaren betrachten; auch die tapferſten ſetzen ſich nicht ohne Noth der Lebensgefahr aus. Sie lieben Ueberfälle aus ſicherm Hinterhalt und ergreifen nach geringem Verluſt an Todten die Flucht. Dieſe Leute ſind, wie die Kinder, immer in Extremen. Ein Mann erhängt ſich mit derſelben Kaltblütigkeit, wie ein Engländer im Nebelmonat November, und doch hat der Tod für eben jenen Barbaren etwas unausſprechlich Schreckhaftes. Alle Gedanken der Schwarzen ſind ja ohnehin auf das dieſſeitige Leben gerichtet; ſie ſagen: „Ach, ſterben iſt ſehr ſchlecht; nachher giebt's kein Eſſen und Trinken, keine ſchönen Kleider trägt man!“ Beim ganzen Negerſtamm, und auch bei dieſen Schwarzen iſt der Zerſtörungsſinn ſehr ſcharf ausgeprägt; ein Sklave, der etwas zerbricht, wird dabei unwillkürlich ein Gelächter der Schadenfreude erheben. Das eigene Leben gilt dem Schwarzen ſehr viel, aber das eines Andern, und wäre dieſer auch ein Verwandter, achtet er nicht höher als das einer Ziege. Man hat bei Feuersbrünſten in Sanſibar geſehen, daß die Schwarzen noch Holz in die Glut warfen und vor wilder Wonne tanzten und ſangen. Bei dergleichen Gelegenheiten werden ſie dann von den Arabern wie Hunde todtgeſchoſſen.

Die Ehe iſt ein Handelsgeſchäft. Der Mann muß eine Frau nehmen, weil er eine ſolche braucht, um ſich behaglich zu fühlen, und deshalb kauft er die Waare. Der Vater verlangt von dem Bewerber ſo viele Kühe, Stücke Zeug oder Arm- und Fußreifen von Meſſingdraht, als dieſer ablaſſen kann; nachher gehört die Tochter dem Käufer, bei welchem ſie mit anderm Vieh in gleicher Linie ſteht. Der Mann kann ſeine Frau verlaufen; ein anderer Mann, welcher ſie ihm etwa wegnimmt, muß für ſie ſo viel zahlen, als ſie auf dem Sklavenmarkte werth wäre. Mitzaft kennt man nicht. Feierlichkeiten beim Abſchluß einer Ehe eben ſo wenig; der Vielweiberei iſt ſeine Schranke gezogen, und die Häuptlinge rühmen ſich der Anzahl ihrer Frauen, die allerdings beträchtlich genug iſt, denn ſie ſteigt von zwölf bis zu hundert! Es iſt für ein Mädchen kein Schimpf, Kinder zu haben; nach der Heirath wird die

Digitized by Google

Frau etwas vorſichtiger. Der Ehebrecher, Mgoni, muß dem beeinträchtigten Manne Vieh geben oder wird als Sklave verkauft; doch kommt es ſelten ſo weit, da das Vergehen für nicht ſo bedeutend erachtet wird, als ein kleiner Diebſtahl. Ein eiferſüchtiger Mann verſtümmelt oder ermordet wohl einen andern, doch kommt auch das ſehr ſelten vor. Mit der Eheſcheidung iſt man leicht fertig; man wirft ganz einfach die Frau vor die Thür und behält die Kinder.

Die Anhänglichkeit des Schwarzen an ſeine Hütte iſt ſehr ſtark, entſpringt aber nicht etwa aus der Liebe zur Familie, ſondern dem Bergnügen, welches dem Manne ſein Haus und der tägliche Verkehr mit genauen Bekannten gewährt. Mann, Weib und Kinder haben ihr ganzes Leben lang ſehr verſchiedene Intereſſen und gegenſeitig nur geringe Zuneigung. Auch kann man nur eine ſchwache Liebe des Vaters zu Kindern vorausſetzen, von denen er nicht weiß, ob ſie ſeine eigenen ſeien oder mit einem andern Manne erzeugt wurden; es iſt eben ein ganz eigenes Ding mit Treue in der Ehe bei den Schwarzen. Sie haben auch in dieſer Beziehung ganz andere Begriffe als die Europäer; der Vater kann ſeine Kinder nach Belieben verkaufen und dieſe beweiſen ihm keine Liebe oder Zuneigung. Zärtlichkeit für die Mutter zeigt ſich dann und wann, aber nur durch den Ausdruck der Ueberraſchung: „Mama, Mama!“ So ruft man, wenn man ſich vor etwas fürchtet oder ſich wundert. Ein Sohn, der erwachſen iſt, wird des Vaters Feind, und umgekehrt, gerade ſo wie bei den wilden Thieren. Bei alledem haben dieſe Menſchen einen gewiſſen Hang zur Geſelligkeit, und man hat einzelne Beiſpiele, daß Leute tiefſinnig, ja verrückt geworden ſind, weil ihnen ein Verwandter plötzlich weggeſtorben war; ſie können eben nichts ertragen, was über den gewöhnlichen Strich ihres geiſtigen Horizonts hinausgeht. Etwas lernen, ein wenig geiſtige Anſtrengung, würde ſie wahrſcheinlich um ihren Verſtand bringen, wie wir das bei den Bisdad oder Winkelprieſtern der Somal ſehen, denen aller geſunde Menſchenverſtand und jede Fähigkeit zu nützlichen Beſchäftigungen abhanden kommt, wenn ſie es dahin gebracht haben, daß ſie den Koran leſen können und einzelne Theile deſſelben auswendig wiſſen. Aus dieſem eigenartigen Hange zur Geſelligkeit erklärt ſich auch, weshalb ſie gern jedem Tadel ausweichen. Nie läßt man Ulefa, Ueberſchreitung, gelten, und es wäre vergebliche Mühe, mit vielen Worten darthun zu wollen, daß etwas Schlechtes gut ſei. Sehr oft hört man die Redensart: „Mbaya ni! Du biſt ſchlecht“, welche einen Tadel in ſich ſchließt. In einigen Landestheilen bekleiden Frauen die Häuptlingswürde, und bei den Wanyamueſi fragt der Mann wohl auch eine Frau um Rath.

Vom Bauweſen hat der Oſtafrikaner nur die allerroheſten Begriffe, und vor kleinerem Mauern oder Wänden zeigt er einen förmlichen Abſcheu. Ihm genügt eine aus Zweigen geflochtene Hütte, die wie ein Bienenkorb geſtaltet iſt, oder etwa auch ein Lederzelt. Nach Sanſibar kommen oft Wanyamueſi, aber viele derſelben ſind platterdings nicht zu bewegen, ein Haus zu betreten.

Dieſe Schwarzen ſind gierig und gefräßig und lieben häufige und kleine Mahlzeiten, um ſich den Genuß des Eſſens recht oft zu verſchaffen. Selbſt die civiliſirteren Kiſuahaheli haben keine Ausdrücke für Frühſtück, Mittagsmahl und Abendeſſen. Auch die oſtafrikaniſchen Barbaren können im Nothfalle mit wenig Speiſe ſich behelfen, dagegen ertragen ſie den Durſt nicht. An ein Aufbewahren und Ueberſparen denkt Keiner. Viel eſſen, das iſt des Lebens höchſter Zweck, wohlverſtanden nächſt der Berauſchung. Der Schwarze trinkt, bis er nicht mehr ſtehen kann, dann legt er ſich zum Schlafen hin, und nachdem er kaum die Augen wieder aufgeſchlagen hat, trinkt er von neuem. Zechgelage ſind hochwichtig und gehen allem Andern vor; bei jeder Gelegenheit wird Bier getrunken; bei der Rückkehr von einer Reiſe, nach der Geburt eines Kindes oder bei einer Elephantenjagd veranſtaltet man einen Schmaus; der Arbeiter regt keine Hand, bevor man ihm nicht Bier gereicht. Manche Stämme geben dem Häuptling eine Bierſchale mit in's Grab; ein König muß viel Bier trinken und wenig Fleiſch eſſen. Wenn ich einem Mnyamueſi, der eben geſpeiſt hat, frage, ob er hungrig ſei, dann antwortet er mit Ja, und will damit ſagen, er ſei nicht betrunken. Der Rauſch dient für alle Verbrechen zum Deckmantel oder zur Entſchuldigung; am liebſten trinkt man früh am Morgen, bald nach Tagesanbruch; der Barbar hat nichts zu verſäumen und macht ſich aus Kopfſchmerz nichts; auch kann er ja den Rauſch immer ſofort wieder ausſchlafen.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrerbietung oder Feſtigkeit; er hat auch kein Gewiſſen, alſo auch keine Gewiſſensbiſſe. Nach einem von ihm verübten Morde kennt er keine andere Beſorgniß, als die, daß der Geiſt des Getödteten ihn beläſtigen könne. Er raubt, als verſtehe ſich dergleichen von ſelbſt, und bettelt unverſchämt; er iſt entſetzlich niederträchtig und wenn er nicht gerade betrunken iſt, macht er gewiß Schlechtigkeiten.

Dieſes ganze wilde und rohe Treiben wurzelt in dem völligen Mangel an Ehrerbietung, welche den Oſtafrikaner kennzeichnet; er weiß gar nicht, was Ehrfurcht, Verehrung, Generation iſt. Sein Gemeinweſen beſteht aus zwei großen Abtheilungen, denn es giebt nur Herren und Sklaven; geſellſchaftliche Unterſchiede und Stufen kennt dieſer Schwarze nicht, und er behandelt, vom Häuptling allein abgeſehen, Jedermann als ſeines Gleichen. Zu das Haus des erſten beſten Fremden tritt er ohne Weiteres unangemeldet ein, mit ſeiner ohnehin harten, bellenden Stimme ſpricht er ſtets ſo laut als möglich, und iſt glücklich, wenn er ſich ſelber reden hören kann. Seine Anrede hat einen befehlshaberiſchen Ton, ſein ganzes Benehmen etwas Rohes und Freches, und dem Allen entſpricht der Ausdruck ſeines Auges. Er ſtreckt keinen ungewaſchenen, mit ſchmierigem und zerlumptem Baumwollenzeug oder Ziegenfell umhüllten Leib ſofort auf einer Haut aus und ſucht ſich den beſten Platz in der Wohnung des Fremden aus. Auf der Reiſe eilt er raſch vorwärts, um wo möglich die beſte Hütte für ſich in Beſchlag zu nehmen. Der Inhaber einer Karawane mag in Regen und Thau ſchlafen, das kümmert ſeine ſchwarzen Träger nicht, wenn nur ſie Obdach haben: er macht dann wohl einen Verſuch, für ſich gleichfalls eine trockene Stelle zu erobern, aber die Träger machen ihm keinen Platz, ſondern bleiben liegen. Deshalb ſagen die Araber: „Dieſe Menſchen haben keine Scham.“ Sehr läſtig wird ihre im höchſten Grade zudringliche Neugier, welcher der Fremde ſich gar nicht erwehren kann; er muß ſie eben gewähren laſſen. Sie kommen meiſtenweit her, um ihn anzuglotzen, heben den Zeltvorhang auf, um hineinzuguckeu, und benehmen ſich unverſchämt. Lungernde Frauen, Knaben und Mädchen treiben ſich unterwegs ſtundenweit neben der Karawane umher; alle halbnackt und ſo zu ſagen nur mit ſchmierigem Fette bekleidet, die erſteren mit lang herabhängenden Brüſten, die in ekelhafter Weiſe hin und her ſchlenkern, und ſie ſchreien und heulen wie wilde Thiere.

Digitized by Google

In geistiger Beziehung ist dieser Schwarze ganz unfruchtbar, roh, für Alles, was Fortschritt, Entwickelung und Veränderung heißt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gabe zum Beobachten, aber er kann aus seinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz ist in einen engen Kreis eingeschlossen, und über denselben kann dieser Schwarze gar nicht hinaus. Er bleibt stehen, wie manche Asiaten, aber er steht ungemein tiefer als diese allesammt. Er liebt die Musik und hat es, aus sich selber heraus, doch nicht weiter als bis zum Pfeifen gebracht; er hat alle musikalischen Werkzeuge von den Völkern an der Küste erhalten. Metrische Gesänge kennt er nicht, so gern er auch singt; er improvisirt einige Worte ohne Sinn oder Rhythmus und wiederholt sie in einem langgezogenen Recitativ immer und immer wieder bis zum Ekel, und schließt zuletzt mit einem durch die Nase hervorgestoßenen Ah, ha! Für gewisse Gelegenheiten hat er, gleich den Somal, besondere Tonweisen, zum Beispiel für die Elephantenjagd und die Erntearbeiten; die Trauermelodie besteht in einem von Weinen und Seufzen begleiteten Klagegesange, dessen einzelne Abtheilungen mit einem besondern Gegröl schließen.

Dieser Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig, aber er kennt weder Erzählungen noch Poesien oder Beredtsamkeit; nach Barbarenweise ist er dann und wann sententiös, aber den lieben langen Tag über wird er nichts Geschcidtes reden. Seine Sprache ist kunstreich und wohlklingend; die Namen bestehen oft aus flüssigen Mitlautern und Selbstlautern, Konsonanten kommen am Ende eines Wortes gar nicht, und doppelt nur im Anfang eines solchen vor; aber der Begriff eines Syllabarismus bleibt trotzdem diesem Schwarzen fremd. Er liebt den Tanz, hält den Takt vortrefflich, aber dieser Tanz ist unglaublich roh.

Der Ostafrikaner ist nie über den Fetischdienst hinausgekommen. Dieser erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Gedanken und Glauben der Menschen durch die Natur, von welcher sie sich umgeben sehen, beeinflußt und gefärbt worden sind; er spiegelt im Grunde nur den monströsen Charakter der Thier- und Pflanzenwelt wieder. In diesen Gegenden tritt die Natur nicht oft schön und erhaben auf; manchmal erscheint sie schreckhaft und öde; hier sind düstere Wälder, dort unfruchtbringliche Gestrüppe; hier ist ein Gewirr von Hügeln, dort eine unabsehbare Ebene, und die Menschen stehen einander als Todfeinde gegenüber. Unter solchen Umgebungen und Verhältnissen fühlen sie ihre Schwäche und Hülflosigkeit, werden von einer ungewissen Furcht, von einem namenlosen Grauen gepackt. Sie ahnen nicht, daß man sich dem Schutz eines höhern Wesens anempfehlen könne, und wenden sich also unmittelbar an die Gegenstände, welche ihnen Scheu und Furcht einflößen, und hoffen dieselben zu begütigen, etwa derart, wie sie einen Nebenmenschen befriedigen können. In die großen Geheimnisse von Leben und Tod können sie nicht eindringen, über diese haben sie weder Offenbarungen noch eine Erklärung; mit den großartigen Phänomenen der Schöpfung wissen sie nichts anzufangen und sind deshalb eine Beute dessen, was sie eben sich einbilden oder vorstellen. Da sie von Furcht und Schrecken gepeinigt werden, so bevölkern sie die unsichtbare Welt mit bösen Geistern und Kobolden, diesen Verleiblichungen ihrer kindischen Furcht und Angst. Die Besorgniß vor Zerstörung und Vernichtung ist in der Brust jedes Barbaren rege, und der Schrecken, welcher ihn immer gepackt hält, bewegt ihn, auf Alles, was er um sich her sieht, mit Verdacht zu blicken. Der sterbende Afrikaner wirft sich die Frage auf: „Wie kann ich allein krank sein, wenn alle Uebrigen um mich her sich wohl befinden? Ich bin verhext, bin verzaubert worden.“ Daher rührt der Glaube an Magie und übernatürliche Kräfte, welchen die weniger Befangenen zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Der Neger glaubt an Geist und Geister, an einen Schatten des Verstorbenen. Auf die Frage, was aus den „alten Leuten“, nämlich den Verfahren, geworden sei, über deren Staub und Asche er gewisse Feierlichkeiten verrichtet oder Bräuche beobachtet, erhält man zur Antwort: „Wame kuischa“, das heißt: sie sind zu Ende gegangen. Selbst die Indianer Nordamerikas (eine Rasse, deren Aus- und Absterben sich voraussehen läßt, welche demnach die Natur nicht sorterhalten will) wissen und glauben, daß es für den Menschen ein zukünftiges Leben gebe, aber der Ostafrikaner hat aus seiner Furcht sich einen Geist geschaffen, der niemals zur Form einer Seele gelangt, und darüber ist er nie hinausgekommen. Selbst sein Glauben ist schwankend, unsicher, verschwommen und ohne irgend ein System, doch treten zweierlei Kennzeichen bei demselben deutlich hervor. Wir erkennen darin eine Art von Tämonologie, weil die Koma, Gespenster der Abgeschiedenen, eine Rolle spielen, und Uchawi, Hexerei, schwarze Kunst, Zauberei, welche mit den Gespenstern in Verbindung steht, auf dieselben Bezug hat.

Nur einige Stämme an der Küste haben dem Islam eine sehr schwache Vorstellung von Einem höchsten Wesen entlehnt. Von Thierverehrung, wie im alten Aegypten oder in Indien, findet man keine Spur; bei den Kaffern wollen indessen einige Reisende dergleichen wahrgenommen haben. Von Sabäismus, Gestirnverehrung, treffen wir beim Schwarzen eben nur so viel, als sich aus dem menschlichen Instinkt ergiebt; er verehrt bis auf einen gewissen Grad Sonne und Mond, und der letztere wird höher geachtet als jene, aber um die Sterne kümmert er sich nicht. Man fragt ihn, woher seine tägliche Nahrung komme, und er zeigt nach der Sonne; man fragt ihn, ans welchen Ursachen sein Bruder gestorben sei, und er antwortet: durch Dschua oder Rimue, nämlich durch die Sonne. Der Kaffer hat am Neumond einen Feiertag, der Ostafrikaner nicht, doch begrüßt er das Erscheinen desselben mit Händeklatschen. Die Fetischhütte, Msimo, ist ein erster schwacher Ansatz zu einem Tempel, und wahrscheinlich vom Kurban der Araber abgeleitet (?); man findet dergleichen Hütten überall, namentlich aber in Usarame, Unyamuesi und Karagueh. Sie sind zwerghaft klein, nur ein paar Fuß hoch, haben ein Dach, aber keine Wände. Getreide und kleine mit Bier gefüllte Töpfe stehen am Boden oder hängen vom Dache herab; sie sollen die Geister versöhnen und die Fester gegen Unfälle schützen.

Der Fetischhanbeter wird von niedrigen Leidenschaften, Trübsinn und Furcht beherrscht; er bevölkert die unsichtbare Welt mit böswilligen Wesen und belebt die stoffliche Natur mit bösen Einflüssen. Alle Gebräuche seines düstern Aberglaubens zielen darauf hin, von ihm selbst Uebel und Nachtheil abzuwenden und dieselben auf Andere zu übertragen. Daher kommen Zauber und Magie als natürliche Ausflüsse der Dämonologie. Selten stirbt ein Mann, ohne daß Frau oder Kind, ein Verwandter oder ein Sklav angeschuldigt würde, den Zauber über den Verstorbenen geworfen zu haben. Dann wird mit der Untersuchung wie mit dem Zuerkennen der Strafe ganz willkürlich verfahren. Aber Zauberei und Hexerei wird von Tausenden ausgeübt, welche steif und fest an die Wirkungen derselben glauben. Der Zauberer und die Hexe wissen, daß sie schwere Martern

Digitized by Google

und den Tod zu erleiden haben, aber das Rachegefühl ist im Neger so stark, daß er sich trotzdem nicht abschrecken läßt. Manchmal gesteht er, wie das auch bei europäischen Hexenprocessen vorkam, seine Zauberei ein und rühmt sich einer That, an welche er selber glaubt. „Ich habe den geschlagen", oder „ich brachte über ihn die Krankheit." So spricht selbst ein Mensch, und sein Wahnglaube wie die Haublung, zu welchen derselbe ihn antreibt, sind Ausflüsse seines schwachen Geistes, welchen er durch überkommene Hallucination aufgestachelt hat.

Ueber diesen schwarzen Menschen lagert geistige Oede, geistiger Tod, und sie sind deshalb auch nicht fanatisch; was sie als Ersatz für Gott haben, ist kein eifersüchtiges Wesen. Aber der Neger glaubt, so gut wie die Bekenner wirklicher Religionen, die im Alleinbesitze der Wahrheit zu sein vermeinen, daß er allein recht und das Wahre habe. Er fastet wie ein Muselmann, damit er doch etwas mehr als ein gewöhnliches Geschöpf zu sein glaube; allein im Uebrigen kann er vom Islam nichts in sich aufnehmen. Sein Fetischdienst bannt ihn in die Fesseln seines Aberglaubens, an überkommene Gewohnheiten, denen er sich nicht entledigen mag; sie halten ihn unstrickt, er kann nichts vergeistigen und deshalb vermehrt er es nie zu dem philosophischen Pantheismus oder Polytheismus der Europäer und Asiaten zu bringen.

Dagegen nahmen die mit semitischem Blute verquickten Küstenstämme: die Somal, Wasawaheli und Wamrima, den Islam leicht an. Auch haben die Araber aus Politik seine Proselyten unter diesen Schwarzen im Innern machen wollen, damit eine Ungleichheit bestehen bleibe. Mit dem Schwerte könnte man wohl ganzen Stämmen gewaltsam den Mohammedanismus aufzerlegen, nicht aber in friedlicher Weise durch Erörterung oder Ueberredung einen Einzelnen für die Lehre gewinnen. Die Missionäre bei Mombas verließen sich auf Belehrung und Ueberredung, sind aber damit vollkommen gescheitert und haben ganz und gar nichts ausgerichtet. Sie mußten eingestehen, daß ihre schwarze Heerde „den ärgsten Ungläubigen und Spöttern in Europa nichts nachgebe und blasphemire." Die Schwarzen sagten zu den Sendboten: „Euer Gott ist ein schlechter Gebieter, denn er heißt seine Diener nicht." Ein Mann, welchen man bekehrt hatte, starb an einer Krankheit; daraus zogen die Wanika den Schluß, daß es einen Erlöser gar nicht gebe; ein solcher müsse ja doch dafür sorgen, daß seine Freunde nicht vom Tode hinweggerafft werden können. Bei Gesprächen über Gott äußern sie den Wunsch, ihn einmal zu sehen, aber nur um an ihm Rache dafür zu nehmen, daß Verwandte, Freunde und Ochsen gestorben sind; denn daran trägt ja er die Schuld.

Briefe über Böhmen.

Dritter Artikel.

Adel. — Großgrundbesitz. — Beamte. — Die Dörfer westlich von Prag. — Der Geistliche und der Dorfjude. — Trachten und Gesichtszüge. — Nationalgefühl. — Drahtbinder. — Marionetten. — Musik und Tanz. —

Die Tschechen hatten einst einen mächtigen, nationalgesinnten eingeborenen Adel, von dem aber nur wenig übrig geblieben ist. Schon vor den Zeiten des Pfälzers Friedrich war derselbe theilweise germanisirt oder hatte seine Güter an Deutsche verkauft. So ward es unter dem ersten Wenzel, der deutscher Minnesänger war, und dessen Lieder sich in der sogenannten Manesse'schen Sammlung finden, Mode, daß tschechische Adelige deutsche Namen zu führen begannen oder ihre Burgen mit deutschen Benennungen belegten. Die Sternberge z. B. hießen eigentlich Diwisch, das Schloß Klingenberg Zwikow, Schreckenstein bei Außig Strekow und die allerberühmten ausgestorbenen Rosenberge, zu deren Geschlecht die bekannte „weiße Frau" gehörte, führten den ursprünglichen Namen Witkowitz. Aus welch eigenthümlichen Gründen oft tschechische Adelige ihre Güter an Deutsche verkauften, ersehen wir an Herrn Nikolaus von Trtschka und Lipa, der im Jahre 1511 die Herrschaft Tetschen an die sächsischen Herren von Saalhausen für 8000 Schock Pager Groschen abtrat, weil sie ihm nicht mehr gefiel „wegen der schlechten Wege und vielen Deutschen".

Als nach der Weißenberger Schlacht der Winterkönig fliehen mußte, stoben auch viele tschechische Adelige mit ihm, deren Güter dann in andere, der kaiserlichen Partei freundliche Hände geriethen. So erhielt Wallenstein, der, wenngleich ein Böhme, doch in der Schlacht am Weißen Berge auf Seiten der Kaiserlichen focht, allein sechzig Herrschaften um einen Spottpreis. Dann bluteten noch auf dem Prager Ring vor dem altberühmten Rathhause die besten aus dem böhmischen Adel auf dem Schaffote. Was noch übrig blieb, ging meist im Oesterreicherthum auf und wir finden dann später die aus alten tschechischen Familien entsprossenen Kaunitze, Lobkowitze u. s. w. am Wiener Hofe als Stützen der Habsburger Politik.

Es ist also der alte eingeborene Adel größtentheils und zum Schaden für die Tschechen verschwunden. Von den alten Geschlechtern sind jetzt noch in Böhmen begütert: die Sternberge, Kolowrat, Lobkowitz, Schlick, Kinsky, Kinsky, Tschernin u. A. Im Besitze ihrer Stammschlösser sind aber nur noch zwei Familien: die Sternberge (Sternberg an der Sazawa) und die Tschernin auf Chudenitz. Die Dobrensky, bisher die Dritten in der Reihe, verkauften im verflossenen Jahr ihren Stammsitz Dobranitz.

Der größte Theil des heutigen böhmischen Adels ist aber ein fremder, zumeist deutscher. Dahin gehören die Liechtenstein, Auersperg, Clam, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Fürstenberg, Thun, Khevenhüller u. s. w., während die Rohan und Desfours französischer Abstammung sind. Und dieser Adel richtet seine Augen nach Wien, er ist mit wenigen Ausnahmen österreichisch gesinnt und das Tschechische kann ihn nur wenig berühren.

Begeichnet man auf einer Karte Böhmens alle die Länderein, welche der Adel sein eigen nennt, dann die Staatsdomänen und die Güter der Geistlichkeit mit einer Farbe, so wird man Raumen, den bei weitem größern Theil des Grundes und Bodens in ihrer Hand, den kleinern aber bei den Städten und Dörfern zu finden. Läge nicht gegen diesen Großgrundbesitz in der, meist deutschen, Industrie und im deutschen Handel ein Gegengewicht, so wäre Böhmen, bei der verhältnißmäßig geringen Entwickelung des bürgerlichen Elements, ganz in dessen Hände gegeben und von ihm abhängig. Bis zum Jahre 1848 herrschten auf den Domänen noch Patrimonialgerichte und verschiedene andere Privilegien des Adels, die seitdem

Digitized by Google

aufgehoben sind, aber noch immer ist die Macht und der Einfluß des Großgrundbesitzes in Böhmen größer, als irgendwo sonst in Deutschland.

Trotzdem spielt im Verhältniß zu seinem großen Besitze der böhmische Adelige, oder, wie er meist genannt wird, „Kavalier", lange nicht die Rolle, welche er einnehmen könnte. Es ist ihm freilich ein hoher Posten unter den Staatsstellen sicher, aber von dem Einflusse, den die begüterte ungarische oder englische Aristokratie auf die Nation oder das politische Leben nimmt, ist bei ihm wenig die Rede. Im Herrenhause des Reichsraths zu Wien oder im Landtage zu Prag nimmt er, Ausnahmen abgerechnet, seinen Sitz nur ein, um sich zu langweilen und um in der Jagdstage oder beim Gemeindegelage eine konservative Stimme abzugeben. Er ist vor allen Dingen Kavalier und trägt den ererbten Reichthum zur Schau. Auf der Prager Kleinseite besitzt er ein Palais und dabei einen hübschen Garten. Doch hält er sich dort weniger, meist nur zur Zeit der Bälle und des Landtags, auf; sein rechtes Leben beginnt draußen auf der Herrschaft.

Die Herrschaften sind von verschiedener Größe; es giebt deren, die ein wohl abgerundeten Ganze von sechs bis acht Geviertmeilen ausmachen. Hier ist der Kavalier fast unbeschränkter Alleinherrscher. An den Grenzen der Besitzung erheben sich neben den schwarzgelben kaiserlichen Schlagbäumen Schranken in seinen Hausfarben; jedes Stückchen Feld, jeder Forst liefert die Erträgnisse in seine Kasse. Kurz, Alles weist auf einen kleinen Staat im Staate hin, an dessen Spitze ein unbeschränkter Herrscher steht.

In den Waldungen liegt der Hauptreichthum des Kavaliers. In neuerer Zeit werden sie meist gut bewirthschaftet, wenn es sich auch später ereignen dürfte, daß der Landwald in Böhmen fast gänzlich verschwindet, da man nur Nadelholzschonungen (hier mit einem tschechischen Ausdrucke „Meiten" genannt) anlegt. Zum Theil sind die Forste noch wahre Urwaldungen, wie die des Fürsten Schwarzenberg im Böhmerwalde, die nur noch auf bessere Verkehrsmittel warten, um ihren ungeheuern Reichthum abgeben zu können. In den Wäldern zerstreut, auf hübschen bergigen Punkten, meist an rauschenden Strömen, die in seltener Mannichfaltigkeit das schöne Böhmerland bewässern, liegen alte Burgen, die oft erneuert und ausgebessert werden sind, um als Jagdsitz des Kavaliers zu dienen. Büchsenspanner, allerlei Jägerleute, feiste Bedienten mit impertinentem Manieren und glattrasirten Gesichtern, an Courtagen ein zahlloses Heer von Beamten, umschwärmen das Schloß, dessen Aeußeres und Inneres mit Hirsch- und Rehgeweihen, Büchsen, Hirschfängern, Jagdbildern und ähnlichen Sachen vollgestopft ist. Dem Kavalier geht die Jagd über Alles; er ist darin so eifrig, wie nur jemals ein englischer Lord. Dem edlen Waidwerke scheint die Herrschaft vor allem Andern gewidmet zu sein, und außer in den großen Thiergärten, wird auch Hochwild selbst im Freien gepflrscht. Der Ersatz für Wildschaden, den einzelne Kavaliere an benachbarte Ortsgemeinden leisten, geht oft hoch in die Tausende.

Neben seinen Forsten besitzt der Kavalier noch eine bedeutende Landwirthschaft, oder er ist Theilnehmer an einer Kohlengrube, einer Zuckerfabrik, oder hat einige Hüttenwerke. Das sind für ihn sehr ergiebige Anlagen, und es giebt auch einzelne Kavaliere, welche denselben Interesse zuwenden und nicht Alles lediglich den Beamten überlassen. Mit den Förstern und Hegern ist Jeder gut bekannt; denn es interessirt ihn als Jäger sehr, wie die Auerhahnbrut in einem Revier aufgefallen ist.

Zu Hause spricht der Kavalier französisch oder deutsch im Wiener Dialekte; mit dem Tschechischen befaßt er sich dagegen wenig, doch wird den Kindern jetzt diese Sprache auch beigebracht. Die armen Kinder, wie mag es in deren Kopfe aussehen: französisch, englisch, deutsch und tschechisch haben sie von Jugend auf zu lernen! In Prag hat der Kavalier seine eigene Bibliothek, die manchmal benutzt wird. Man kauft jährlich einige Oelgemälde an, am liebsten Jagdstücke, und der eine oder andere übernimmt das Protektorat irgend eines wissenschaftlichen Vereins. Daß bei solchen Kavalieren deutscher Abstammung, oder bei den halbschlächtigen adeligen Tschechen, mit rühmlichen Ausnahmen (unter denen besonders der Fürst Karl Auersperg hervorzuheben ist), eine nationale deutsche Gesinnung nicht zu finden ist, wird Niemanden Wunder nehmen. Einige Adelige, und unter diesen gerade leute deutscher Abstammung, haben sich in der letzten Zeit mit Ostentation dem Tschechenthum zugewandt, das sie für ihre feudalen Pläne auszunutzen trachten.

Die Herrschaften der Kavaliere sind die Geburtsstätten eines sehr wichtigen Faktors im Kronlande Böhmen, nämlich des Beamtenthums. Zur Verwaltung der Wälder, der Landwirthschaft und der industriellen Unternehmungen bedarf der Großgrundbesitzer eine Menge von Beamten, von ihm in jeder Beziehung abhängige Menschen, die nebst den Arbeitern die Bevölkerung der Herrschaft ausmachen. An die Stelle des freien Bauern treten Wirthschaftsverwalter, Maierhofsknechte und Taglöhner, willige Werkzeuge in der Hand ihres Herrn. In früherer Zeit nahmen es diese Beamten nicht so genau mit dem Eigenthum ihres Herrn; das sogenannte System des „Schmierens" (d. h. Bestechens) war in voller Blüte und mag auch jetzt noch vorkommen; wie böser stehende Beamte es machten, so trieben es auch die niederen Diener. Es ist ein leider nicht wegzuleugnender Fehler der Tschechen, daß ihre Achtung vor fremden Eigenthum eine sehr bedingte ist. In den unteren Schichten ist ein bestrafter Dieb noch lange nicht ehrlos und Jedermann geht mit ihm um, wie mit einem ehrlichen Menschen. Bezeichnend ist der Ausdruck „böhmischer Zirkel", den man für eine gewisse aneignende Handbewegung erfunden hat.

Diese Beamten sind (immer die Ausnahmen abgerechnet) eine ganz eigene Menschenklasse. Ihre Besoldungen an baarem Gelde betragen oft nicht viel, dagegen beziehen sie Deputate an Holz, Getreide, Bier und was sonst noch die Herrschaft hervorbringt. In ihrem gesellschaftlichen Wesen kommen sie dem Kleinstädter am nächsten, und alle über eine Domäne zerstreuten Beamten würden, auf einen Punkt zusammengedrängt, ein ganz herrliches Krähwinkel vorstellen. Aber eben so gut wie die Arbeiter auf den Herrschaften sind sie Proletarier und zwar recht konservative Proletarier, denn die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die auf einer Herrschaft Angestellten untereinander vielfach verwandt und verschwägert sind und in gelchlossener Phalanx Alle für Einen und Einer für Alle stehen, damit ja keine neue Ordnung der Dinge die alten Bräuche oder Mißbräuche ändere. Sie halten fest am Hergebrachten; manche sind im höchsten Grade servil gegen ihre Vorgesetzten und erkennen in jedem Fremden einen gefährlichen Eindringling und Neuerungssüchtigen. Die Söhne dieser Beamten kennen meist kein anderes Ziel als wieder Beamte zu werden, und da sie geläufig deutsch und tschechisch reden, außerdem in der Unterwürfigkeit und Willenlosigkeit ein gutes Stück leisten, so finden sie auch im ganzen Kaiserthaat überall leicht wieder eine Verwendung als Beamte. Die meisten Werkzeuge Bach'scher Willkür, namentlich in Ungarn, waren solche zweisprachige Böhmen, Fledermäuse, deren Handlungen dann auf Rechnung der deutschen Nation geschoben wurden und derselben unverdiente Vorwürfe brachten. Dieses ganze ausgedehnte Beamtenthum, eine Mischung von Servilismus, Armuth und Habsbliebung, ist aber eine ganz natürliche Folge des kolossalen Großgrundbesitzes. Latifundium, der überhaupt eine Menge volkswirthschaftlicher Nachtheile in seinem Gefolge hat, die leider nicht zu Antvern sind, als bis die Ursache desselben selbst beseitigt ist.

* * *

Eingestreut zwischen die weit sich hinziehenden Flächen des Großgrundbesitzes liegen die Dörfer der Bauern. Aber in so ausgedehntem Zusammenhange, wie wir die Felder der Landbewohner z. B. am Rhein, in Niedersachsen ꝛc. treffen, wo Dorfschaft an Dorfschaft stößt, finden wir die Ackergründe der Bauern

Digitized by Google

in Böhmen nirgends. Hier und da zeigen sich wohl größere Komplexe, aber im Allgemeinen sind es nur kleine Gemarkungen, welche der vierte Stand sein eigen nennt. Die Wälder, die bei den Dörfern als Gemeindegut sich befanden, oder im Besitz einzelner Bauern waren, sind meist abgetrieben und zu kahlen Hutweiden oder fruchtbaren Ackerboden gemacht worden. Häufig lautet sie die benachbarte Gutsoberschaft an, oder tauschte sie gegen ein Stück Wiese aus. So liegt denn das Dorf inmitten baumloser Felder; ein holperiger Weg, den man es ansieht, daß seit Menschengedenken wenig oder nichts für seine Erhaltung gethan worden ist, schlängelt sich zum Dorfe hin; die Gräben, die einst an seiner Seite sich hinzogen, sind kaum noch zu erkennen, sie sind längst verrast oder im Laufe der Zeit dem Boden gleich geworden. In regniger Zeit stehen dann Wasserlachen auf dem Wege, und die langsam dahin ziehenden Wagen der Bauern verfinken bis an die Nabe im Kothe.

Wir haben hier vorzugsweise die tschechischen Dörfer westlich von Prag im Auge. Die Gegend ist flach und nur vereinzelte Holzbirnbäume erheben sich aus dem meist gut bebauten Boden. Der Holzbirnbaum war den alten Slaven heilig, deshalb legen auch die Enkel nicht die Art an ihn, wie an alle anderen Bäume, sondern befingen ihn noch in ihren Volksliedern, deren eines beginnt: „Stieht im Feld ein breiter Birnbaum". Auch nahe beim Dorfe selbst finden wir wenig Bäume, nichts von einem Garten, kein Blumenbeet ist zu sehen. Ein paar vereinzelte Pflaumenbäume und einige am Mühlbache stehende Erlen, das ist Alles. Am Eingange des Dorfes steht ein mit den knallrothen Farben angestrichener Pfahl, der eine Tafel trägt, welche oben in deutscher, unten in tschechischer Sprache den Namen des Dorfes und verkündigt. Wir kreten ein; der Weg wird wo möglich noch schlechter, da er als willkommener Ablageplatz für allerlei Schutt benutzt wird; die Düngstätten liegen dicht an ihm und ergießen bei Regenwetter ihren werthvollen Inhalt als braunen Strom über die Straße; große Steine in der Mitte hat man liegen lassen und die Wagen fahren um dieselben herum; an die Entfernung derselben denkt Niemand.

Die Mittagsglocke läutet und die Kinder kommen mit Fibel und Schiefertafel bewaffnet aus der Schule gesprungen. Die blonden Haare, die blauen Augen der meisten lassen uns kaum einen äußerlichen Unterschied mit deutschen Kindern gewahren. Die ganze Schaar drängt sich an den fremden Pan (Herrn) heran; wie auf Befehl ertönt gleichzeitig aus aller Munde: „Pod wašen bud pan Jesuš Kristus!" Gelobt sei Jesu Christ! „Nawjeki, Amen!" In Ewigkeit. Amen! antworten wir und nun entsteht unter der Jugend ein förmliches Ringen, wer zuerst die Hand des Pan küssen soll. Die Urväter dieser Kinder färbten wohl einst den Boden hussitischen Schlachtfelder mit ihrem Blute, mit ungebrochenem Muthe für den Kelch streitend; die Enkel begrüßen uns mit dem katholischen Gruße; ihr Glaube ist ein anderer als der der Väter, aber der slawische Handkuß ist ihnen geblieben.

Die Bauernhäuser, Chalupen genannt, liegen zu beiden Seiten der Straße; sie sind niedrig, meist nur aus eingebrannten Lehmziegeln und tannenen Balken in Wechsellagen aufgeführt; die Ziegel sind mit weißem Kalk überkünscht, die Balken im Laufe der Zeit schwarz geworden, so daß nun das Ganze einem königlich preußischen Schlagbaume gleicht. Das mit Stroh gedeckte Dach geht tief herab, um an der einen Seite des Hauses sich zu erweitern und, von ein paar hölzernen Säulen gestützt, wagrecht fortzusetzen. Unter diesem verandaartigen Vorbaue läuft eine Galerie hin, Pawlatsche genannt, die im Sommer zum Aufenthalte der Familie dient. Die Ställe und Scheunen liegen abgesondert; oft gehört eine Scheune zu mehreren Chalupen zugleich. Statt der Strohdächer findet man hier und da Schindeln, und in der neuern Zeit mehren sich nauskrisch die Ziegelhäuser, aber im Allgemeinen zeigen die Dörfer in der erwähnten Gegend zwischen Prag und Pilsen einen sehr ärmlichen Anstrich. Oestlich und südlich von der Hauptstadt ist das anders.

Wenn nicht, was häufig der Fall ist, ein kleiner Gutsherr einen größern Hof mit hübschem Gebäude im Dorfe besitzt, so unterscheiden sich nur zwei Häuser von den übrigen Chalupen durch städtische Bauart: das des Geistlichen und des Juden. Der Geistliche fährt im Allgemeinen dasselbe einsame Leben wie die meisten katholischen Dorfpfarrer, aber eins zeichnet den tschechischen Landgeistlichen vor seinem deutschen Kollegen besonders aus: er ist zugleich nationaler Agent. Der deutsche Geistliche ist Obst- oder Bienenzüchter, oder hat sonst eine Liebhaberei, aber die Fortbildung des nationalen Elements liegt ihm wenig am Herzen. Ganz anders der tschechische Geistliche. Wenn ihn auch sonst die Wissenschaften oder Künste kalt lassen, in der Geschichte seines Vaterlandes ist er zu Hause und verfährt nie, bei passender Gelegenheit die Thaten der alten Tschechen den Bauern zu erzählen, wobei natürlicherweise mancher Seitenhieb auf die Deutschen mit abfällt. Kommt er aber zu den großen Tagen der Hussiten, dann steckt seine Stimme — hier liegt ein Bruch, die katholische Kirche und das Nationalgefühl gerathen in Widerspruch. Aber er erwärmt sich doch an dem Glaubensbelden Huß und wir haben es gesehen, daß junge Kapläne, angethan mit der „nationalen Tschamara", in einem unbewachten Augenblick auf das Wohl des Reformators ein Glas leerten. —

In allen Stücken das Gegentheil des Geistlichen ist der Dorfjude. Als er einzog in das Dorf und seinen mit tausenderlei Sachen wohlversehenen Kramladen eröffnete, nannte er noch nicht viel sein eigen. Fleiß, Ausdauer, Nüchternheit, Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, Freude am Gelde, diese Erbtheile der Söhne Israels, brachte er mit. Im Dorf entstand Anfregung und der Geistliche ließ sogar von der Kanzel einige Worte gegen ihn fallen. Aber er harrt aus. Schon mit Tagesanbruch füllt sich sein Laden; der Branntwein des Juden ist stärker und besser als der im Wirthshaus und der tschechische Bauer oder Arbeiter muß schon in der Frühe sein Gläschen von dem heraufschenden Getränke zu sich nehmen. Immer weiter dehnt sich der Geschäftskreis des Juden aus. Der bisherige Tabaksverkäufer besorgt sein Geschäft nicht zur Zufriedenheit der Steuerbehörde (der Tabak ist Monopol) oder er stirbt. Bald darauf sieht man den Doppeladler mit der Umschrift: „K. K. Tabaktrafik" am Hause des Juden angebracht. Diesem gefellt sich bald noch ein Adler bei, denn auch die Lotteollektur erlangt der Unermüdliche, und nun prangen allmonatlich zweimal die in der Prager kleinen Lotterie gezogenen Zahlen auf einer Tafel am Hause. Die Mauthein nahme der benachbarten Bezirksstraße ist meistbietend zu verpachten; sein christlicher Bieter findet sich, der Jude ersteht sie billig, findet seine Rechnung dabei und ist nun k. k. Mautheinnehmer. In dem Maße, wie sein Wohlstand durch Unternehmungen steigt, welche die christlichen Bewohner des Dorfes eben so gut wie er machen könnten, in dem Maße wird er verhaßter.

Gegenüber den wenigen unter ihnen lebenden Protestanten sind die Tschechen im höchsten Grade duldsam und bilden hierdurch einen erfreulichen Gegensatz gegen die Bewohner anderer Länder der Monarchie, z. B. die Tyroler. Sagt ihnen Jemand: Ich bin Protestant, so erhält man die Antwort: To jest fejni, das ist einerlei. Doch schreibt sich diese religiöse Duldsamkeit nicht etwa von einer geschichtlichen Erinnerung an das Hussitenthum her, da die Geistlichkeit soviel wie möglich Alles, was noch daran erinnert, auszutilgen strebt. Die wenigen noch heute übrig gebliebenen Hussiten nennt der Landmann scherzweise Berani, Böde, wegen der Hartnäckigkeit, mit der sie an ihrem alten Glauben festhalten. Spricht der tschechische Bauer aber vom Juden, so ist diesem das Eigenschaftswort „stinkend" oder „verflucht" sicher. Hieran ist aber außer dem kirchlichen noch der nationale, oder sagen wir besser der politische Standpunkt des Juden Schuld. Der Jude ist nämlich ein Propagandist für das Deutschthum. Die Pester Juden fingen in ihrer Synagoge den Szezat, im Tempel zu Warschau erklingt das Boze ces Polske; aber der böhmische, unter

Digitized by Google

den Tschechen lebende Israelit stimmt begeistert in Arndt's Vaterlandslied ein.

Woher kommt diese Erscheinung? Wie alle seine Glaubensgenossen, ist auch der böhmische Jude ein praktischer Mensch. Er weiß, daß er mit der Kenntniß der deutschen Sprache in ein großes Kulturgebiet eintritt, während er mit dem tschechischen Idiom sich nur wenige Meilen von der Landeshauptstadt entfernen darf, um an einer unübersteigbaren Sprachgrenze anzulangen; er bedient sich daher der Sprache Lessing's lieber, als der einer ihm feindlichen Minderheit. Zu Hause spricht der Jude nur deutsch. Und dann ist der Handel, in dem sich vorzugsweise die Thätigkeit des Juden bewegt, in Böhmen fast rein deutsch zu nennen. Auch übersieht der Jude nicht, daß, wenn eine Klärung der nationalen Streitigkeiten wird, das Uebergewicht und die Herrschaft doch den Deutschen bleibt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Juden unter den Tschechen sich sehr ausschließlich verhalten und sich in ihrem Umgang auf sich beschränken, viel mehr als dies in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist, wo man z. B. besondere „israelitische Bälle", welche die Juden eines Bezirks im Fasching vereinigen, weniger kennt. —

Es ist ein wahrer Satz, der sich auch in Böhmen wieder bewährt: „Wie die Klette an den Kleidern, so hängt der Jude an den Wätern slawischer Nation." Im ganzen Kronlande leben ihrer jetzt 86,000, so daß also etwa jeder fünfzigste Mensch ein Jude ist.

Es ist Sonntag im Dorfe. Wir schreiten mit der festtäglich gekleideten Menge der Kirche zu, deren Glocken zur Messe rufen. Der Pfad führt über den Steg des Mühlbachs, der das Dorf durchrinnt. Das Geländer des Steges ist im Verfall begriffen, wer kümmert sich auch darum? Man läßt es so gehen bis ein Unglück geschieht; Gemeinsinn muß man hier nicht suchen. Auf dem Geländer steht ein Bild des heiligen Johannes von Nepomuk, aus Blech geschnitten und mit Oelfarbe angemalt. Es ist ganz dem berühmten ehernen Heiligenbilde auf der Prager Brücke nachgeahmt, das selbst im deutschen Volksliede bekannt ist: „O du heiliger Nepomuk, der du stehst auf der Prager Bruck." Um das Haupt des Schutzpatrons der Brücken schwebt ein Sternenkranz, in der Rechten hält er einen Palmenzweig, in der Linken das Kruzifix. Das Volk schlägt ein Kreuz und geht beim heiligen Johannes vorüber, denn „heiliger Nepomuk", nach seinem Geburtsorte, wird er in Böhmen nie genannt. Trotzdem der Heilige schon beinahe fünfhundert Jahre todt, ist doch heute noch im Prager Veitsdom seine unverwes'te Zunge zu sehen!]

Die Kirche ist gedrängt voll; sie ist ja auf dem Lande der einzige Ort, wo man sich allwöchentlich in hübschen Kleidern versammeln und gegenseitig betrachten kann. Wie ist die Kleidung beschaffen? Von einer Volkstracht zwischen Prag und Pilsen keine Spur. Der Bauer oder Arbeiter schreitet in einem schlecht gemachten städtischen Rocke einher, der ihm wie ein übergeworfener Sack sitzt. Die Frauenzimmer tragen leichte Kattunröcke in grellen Farben — mit Reifen darunter: „Ona ma raš", sie trägt einen Reif, heißt es. Ueber den Kopf ist kleidsam ein buntseidenes Tuch gebunden, dessen Zipfel in den Nacken hängen. In anderen Gegenden Böhmens, in den deutschen Bezirken bei Pilsen, im deutschen Egerlande, an der mährischen Grenze und besonders in den slawischen Theilen Mährens selbst, gestaltet sich die Tracht reicher, eigenartiger und farbiger. Betrachten wir die Gesichtszüge und Gestalten der Kirchgänger. Die Männer sind meist hoch und schlank gewachsen, wenige tragen Bärte, meist ist das Gesicht rasirt. Die Haare sinken wie vom hellsten Flachsblond bis zum Rabenschwarz in allen Abstufungen. Hier und da stärker hervortretende Backenknochen, tiefer liegende Augen als man im Allgemeinen bei den Deutschen findet — doch im Ganzen keine wesentliche Abweichung. Daß bereits auch bei dem tschechischen Landvolk eine starke Beimischung von deutschem Blute sich findet, ist unleugbar; noch mehr ist dies jedoch bei den Städtern der Fall, während das Umgekehrte ganz in demselben Maße bei der deutschen Bevölkerung Böhmens auftritt. Eins unterscheidet den Tschechen aber doch physisch vom Deutschen: ein ungemein lebhaftes Geberdenspiel beim Sprechen. Die geringste Kleinigkeit weiß er oft so lebhaft vorzutragen und seinen Worten im Tonfall solche Abstufungen zu geben, daß man einen Schauspieler vor sich zu sehen wähnt. Wie hölzern erscheinen dem gegenüber oft unsere Bauern!

Die Messe ist gelesen und Alles strömt aus der Kirche; aber so wie drinnen die letzten Töne der Orgel verrauscht sind, erschallt draußen auf der Gasse der dumpfe Klang einer „Komödiantentrommel". Das Wort Komödiant hat in Böhmen einen weiten Begriff: Equilibristen, Seiltänzer, Bärenführer, Marionettenspieler und die Söhne Thaliens, die mit dem Thespiskarren umherziehen — Alle sind Komödianten. Und für sie Alle ist hier noch ein wahres Paradies.

Der Mann mit der Trommel steht mitten im Dorfe still; die Kirchgänger umgeben ihn und horchen eifrig auf seine Ankündigung, welche in wohlgesetzter tschechischer Sprache etwa so lautet: „Heute Abend um sieben Uhr wird im diesigen Gasthause der ausgezeichnete Marionettenspieler Herr Josefy Blinicky die Ehre haben aufzuführen: Doktor Faust, Lustspiel in fünf Akten, wozu die gezierndste Einladung geschieht."

Wir beschließen in's Wirthshaus zu gehen. Es ist noch zu früh, um dem Puppenspiele, das oben im Saal aufgeführt wird, beizuwohnen; wir treten deshalb unten in die Gaststube ein. Mit einem „Schön willkommen, küß die Hand" empfängt uns hösflich der Wirth. Er bringt eine Halbe (holba) leidlich guten Bieres herein, setzt einen Teller mit Salz und einen Laib Brod vor uns hin, zu dem er das nationale Schnappmesser, die Kudla, legt. Letztere hat eine fast dreieckige Klinge, die in einem kurzem, rund gedrechselten Stückchen Holz von gelber Farbe sitzt. Weiter ist in dem gerade nicht saubern Wirthshause nichts zu haben und man verlangt dort auch nichts weiter. Die Kost der Leute ist sehr einfach. Während der Woche kommen verschiedene nationale Mehlspeisen: Dalen, Liwanzen und Buchteln, auf den Tisch und nur Sonntags wird mit Knödeln und Fleisch (Knedlika a Maso) eine Ausnahme gemacht.

Der Wirth, der sich zu uns setzt, erkennt sogleich an unserer Aussprache den Deutschen und fühlt sich nun sogleich verpflichtet, sein nationales Glaubensbekenntniß abzulegen, daß er nämlich ein guter Tscheche sei. Er ist freilich nur ein kleiner Bauer, der einige Strich Feld bewirthschaftet, aber er ist Gemeindevorstand und somit eine wichtige Person. An der Wand hängt das Zeichen seiner Würde, die Palitschka, ein etwa anderthalb Schuh langes gedrechseltes Holz, an dem sich oben eine zusammengeballte eiserne Hand befindet. An diese findet der Gemeindevorsteher (predneha) seine Randschreiben an, und so wird die Palitschka, auch kurzweg Prawo, das Recht, genannt, von Haus zu Haus geschickt. Außer der Palitschka zeigen die Wände noch einigen andern Schmuck: zunächst das Bild des Landespatrons, des heiligen Wenzel. Er sitzt auf einem Schimmel in voller Rüstung, den Wimpelspeer in der Hand, mit der Herzogskrone auf dem Haupte. Neben ihm hängen die Bilder einiger nationalen Großen von heute, wie Palacky, Rieger, Brauner. Und wie es an den Wänden dieses Wirthshauses aussieht, so an denen der meisten übrigen Bauernhäuser: überall manifestirt sich das Tschechenthum. In der That, ein nicht zu unterschätzendes lebendiges Nationalgefühl steckt in diesem Volke, das darin den Deutschböhmen bei weitem voraus ist, obgleich auch bei diesen ein bedeutender Fortschritt zum Bessern sich nicht verkennen läßt. Fast jeder Bauer kennt einige Thatsachen aus der reichen Geschichte seines Landes, er weiß, daß Böhmen einst mächtiger und größer war und daß die Schlacht am Weißen Berge all' die Herrlichkeit vernichtete. Heißt es doch im Volksliede:

Nach der Schlacht am Weißen Berge
Kam über uns ein tiefer Schlaf,
Und in Böhmen eingenistet
Hat sich das deutsche Lumpenpack!

Digitized by Google

Die tschechischen Bauern lesen jetzt ziemlich viel Zeitungen, und diese dienen gerade nicht dazu, die nationalen Leidenschaften zu dämpfen. Aber häufig versteht der Bauer dieselben aus zweierlei Gründen nicht; einmal sind sie mit lateinischen Lettern gedruckt, die ihm nicht geläufig sind, und dann ist ihm die tschechische Sprache in ihrer gereinigten Gestalt, wie sie die Zeitungen bringen, oft ganz unverständlich; er liebt es, seine Rede mit verderbenen deutschen Wörtern zu flicken. Neben den Zeitungen nimmt er noch Gebetbücher, Kalender und einige Volksbücher in die Hand; diese sind durchgehends noch nach der alten Rechtschreibung und mit deutschen Lettern gedruckt. Die Volksbücher sind oft nach bekannten Deutschen bearbeitet, und unter ihnen erfreut sich zumal der Eulenspiegel einer großen Verbreitung. Das hat sich gewiß der launige Schaltsnarr von Kneitlingen am Elme, der alte plattdeutsche Ulenspiegel, nicht träumen lassen, daß er bei den Franzosen in dem Worte Espiegle und bei den Tschechen als „Enschpigl“ fortleben sollte!

Je näher die Stunde zur Aufführung des Puppenspiels rückt, desto lebhafter wird es in der Schenke. Plötzlich erschallen vor der Thür die wohlgesetzten Töne eines Männervierergesanges. „Drahtbinder!“ (Drátenici) sagt der Wirth, und kommt der durch den Gesang kundgegebenen Bitte um ein Almosen nach. Es sind die den Tschechen stammverwandten Slowaken, die ehrlichen Söhne des Trentschiner Komitats, welche in großer Anzahl Böhmen durchziehen, und wenn sie bei ihrer genügsamen Lebensweise eine kleine Summe Geldes erübrigt haben, wieder in ihr armes Karpathenland zurückkehren. Ihre alte praktische Tracht bewahren sie ungemein treu. Auf dem Kopfe sitzt der breitkrämpige Hut; die in der Mitte gescheitelten, meist schwarzen Haare fallen bis auf die Schultern herab; nur der Schnurrbart bleibt stehen, der übrige Bartwuchs wird abgeschoren. Das eine Hemd aus grober Leinwand, welches die ganze weite Reise aushalten muß, ist mit Fett getränkt; die eng anliegende, einst weiße Hose wird unten von Bandschnuren zusammengehalten. Als Mantel, als Decke, als einziges Kleidungsstück, das den Oberkörper schützt, dient ihm im Winter wie im Sommer die grobe, wollene Bunda, die über die Schultern geworfen wird und deren einer Aermel unten zugenäht ist und so einen Sack bildet, in dem allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt werden. Das wenige Handwerkszeug, die Drahtzange ꝛc., befindet sich einer in ledernen, umgehängten Tasche, die mit einem Christusbildchen (Pantichrist) aus Messing geziert ist. Diese Slowaken sind in Böhmen überall beliebte und gern gesehene Leute; ihre kleinen Drahtarbeiten, ihre Lorpflickereien lassen sie sich billig bezahlen und für die oft bildschönen, von ihnen gefungenen geistlichen Quartette, zumal in der Weihnachtszeit (Koledagesänge) giebt man stets ein kleines Almosen. Ihre Sprache ist mit der tschechischen so nahe verwandt, daß eine Verständigung zwischen beiden Völkern durchaus keine Schwierigkeit bietet.

Auch der christliche Konkurrent des Dorfjuden, der „Kastelmann“ (Kastlitschtarsch), eine Art Tabulettkrämer, läßt sich in der Schenke sehen. Er beginnt seine Waaren anzupreisen, die aus allerlei kleinen Kulturbedürfnissen bestehen; er redet tschechisch, und doch wird jeder Deutsche verstehen, was er uns bietet. Mit einförmigem Leierton, wie Antolycus in Shakespeares „Wintermärchen“, empfiehlt er uns: Federmesser, Pomadi, Pleiweiß (Bleiglätte), Schnupftücher, Kravatte, Zahnbürstchen, Borstwichs ꝛc. Es mag dies als Beispiel dienen, wie die Sprache hier oft verderbt ist.

Doch die Zeit rückt heran, daß wir dem „Pimperltheater“ beiwohnen müssen. Pimperl oder Kašperl ist die kleine lustige Figur im Stücke, und Pimperlatl im Allgemeinen sind die Marionetten.

Es ist in der That Schade, daß die Puppenspiele bei uns in Deutschland so in Abnahme gekommen sind. Wir erblicken in ihnen, vernünftig angewandt, ein Bildungsmittel für das Volk. Wenn auch die Marionettentheater in Böhmen häufig grausige Ritterstücke oder dumme Lustspiele bringen, so ist doch die Zahl der historischen Stücke, die belebend auf das Nationalgefühl der niederen Schichten wirken, keine kleine, und alle die verschiedenen Puppenspieler, die wir hörten, befleißigten sich einer sehr reinen tschechischen Sprache und wirkten auch hierdurch bildend auf das Volk. Wünschte, von dessen Faustaufführung wir hier sprechen wollen, ist jedenfalls der Beste unter ihnen.

Die Bühne, welche recht hübsch eingerichtet war, nahm die Hälfte des überfüllten Saales ein. Eine Drehorgel, in der Volkssprache „Fleschinettl“ genannt, verlieh das Orchester — und nur nationale tschechische Weisen, wie Hej Slowane, Kde domow muj und Slowan jsem ja' ertönten auf ihr. Ueber dem Vorhange thront ein großer böhmischer Wappenlöwe, zweischwänzig, mit der Wenzelskrone auf dem Haupt und der Umschrift: „Für König und Vaterland.“ Wir sind gespannt und voller Erwartung ten tschechischen Faust zu sehen. Die Polen haben ihren Twardowsky und sie glauben wir auch bei dem ihnen stammverwandten Volke eine originelle Fausterscheinung zu finden. Die Handlung entwickelt sich und je mehr sie mehr fortschreitet, desto mehr erkennen wir den deutschen Bauernsohn aus Absrda, den berühmten Dr. Johann Faust. Wagner, der trockene Schleicher, ist in einen kakai (lokaj) umgewandelt; „Mefistafel“ schließt mit Faust den bekannten Kontrakt; Kasperl citirt die Teufel mit „Bertlde, Barlucke“ und Faust verrichtet vor dem König in der „Hauptstadt Portugale“ seine Wunderdinge (Kunsti). Alexander der Große, in der alten Tracht eines böhmischen Herzogs, die krasna Helenoria (schöne Helena), Goliath und David werden aus ihren Gräbern gerufen und erscheinen vor dem Könige. Faust schiebt mit Mefistafel auf der Donau Kegel und wirft stets „olle nein“, verjüngt dann in Reue, wird aber durch ein schönes Weib wieder in das alte Lasterleben zurückgerufen, um von Mefistafel geholt zu werden, nachdem ihn dieser um die Hälfte der ausbedungenen Kontraktzeit betrogen hat. Mit einem Worte, wir sehen ganz das alte deutsche Puppenspiel vom Doktor Faust vor uns, wie es Simrock herausgab, dem Göthe die Anregung zu seinem Drama verdankt und das auch ihnen den englischen Stücke Marlowe's zu Grunde lag. Aecht tschechisch ist in dem ganzen Stücke nur eine ergötzliche Räubelkomödie im fünften Akte.

Faust und Eulenspiegel, diese zwei ächt deutschen Gestalten, sind hier so wohl bekannt wie in einem Dorfe Schwabens oder Niedersachsens. Man sieht daran, wie sich auch auf dem Gebiete der Volkssage und Erzählung Deutsches bei den Tschechen eingedrängert hat.

Wenn wir uns in den Bauernhäusern näher umsehen, so fällt es auf, in den meisten derselben ein Musikinstrument zu finden; bald hängt eine Geige, eine Klarinette oder ein Flügelhorn an der Wand und ein oder mehrere Mitglieder der Familie haben es zu einer gewissen Fertigkeit auf den verschiedenen Instrumenten gebracht. Fast jedes Dorf hat seine eigene, aus Einwohnern bestehende Musikbande, die bei Tanz oder Hochzeiten aufspielt. Und nennt der Landbewohner weiter nichts mehr sein eigen als die Geige, so nimmt er sie und zieht begleitet, von einigen Kameraden, hinaus in's Land oder weit in die Ferne, um mit dem geliebten Instrumente sich seinen Unterhalt zu gewinnen. Diese Musikliebhaberei ist beiden Böhmen deutschen und slawischen Stammes, eigen. Es ist auffallend, mit welcher Leichtigkeit sie oft mehrere Instrumente handhaben, wie dies ihnen gleichsam von Jugend auf angeboren ist, und doch finden wir unter den Tschechen, wie überhaupt unter den Slaven, keinen großen Tonsetzer. Der sich auch nur den deutschen Meistern zweiten Ranges an die Seite stellen könnte.

Trotzdem aber liegt ein tiefer Quell von herrlichen Weisen in der Brust des tschechischen Volkes; die meist schwermüthigen Melodien der wirklich schönen Volkslieder können sich denen aller anderen Völker dreist an die Seite stellen. Ein Blick in Erben's Sammlung genügt, um diese Behauptung zu bekräftigen, und die allgemeine Beliebtheit, welche die tschechischen Lieder selbst in künst-

Digitized by Google

lerisch gebildeten Kreisen genießen, die Bearbeitungen, die sie oft von tüchtigen Musikern erfuhren, bewahrheiten unsern Ausspruch. Trinklieder und heitere Lieder haben die Tschechen weit weniger als wir Deutschen.

Hand in Hand mit der Musikliebe des Tschechen geht seine Liebe zum Tanze. Es ist dies auch ein Merkmal, das er mit den meisten anderen slavischen Völkern gemein hat. Die Redowa und vor allem die Polka (Pulka, Halbschritt) sind ächt nationale Tänze, die aber heute sowohl in den Tanzlerien, wie in einer tschechischen Dorfschenke getanzt werden. Die Polka ist noch vor gar nicht langer Zeit von einem tschechischen Dienstmädchen erfunden worden. Eine mehr lokale Verbreitung hat der Strachak, ein eigenthümlicher Tanz, bei dem die tanzenden Paare sich gegenseitig in die Hände klatschen.

Eine Lobrede auf Australien.

Wir finden es sehr erklärlich, daß die Ansiedler mit Stolz und Genugthuung auf ihre neue Heimat blicken. Etwa um die Zeit, da in Europa die große französische Staatsumwälzung ausbrach, ein paar Jahre nach dem Tode Friedrich's des Großen, landete in der nachher so verrufenen Botany-Bay ein Schiff, mit dem „Auswurf der Menschheit" befrachtet, und warf diese Leute an die Gestade Australiens. Fernab von aller Welt, bei den Gegenfüßlern, gründete man Verbrecherkolonien.

Die schweren Zeiten hat man überstanden. Heute zählt Australien im Weltverkehr als ein Faktor ersten Ranges. Welch ein Gegensatz zwischen 1788 und 1863! Heute ist der große Inselkontinent in seiner ganzen Breite von Süden nach Norden durchwandert; neue Kolonien sind erstanden, selbst am Busen von Carpentaria wird gegenwärtig ein eigenes Gebiet organisirt. Am Ostrande liegen Queensland und Neusüdwales; am Südrande Victoria und Südaustralien, am Westrande Westaustralien; die verrufene Insel Vandiemensland ist in die Kolonie Tasmanien umgewandelt worden. Die Erfolge Australiens sind ohne Beispiel in der Weltgeschichte, selbst im Vergleich zu jenen Nordamerikas. Die ganze Entwickelung hat in der That einen großartigen Strich, und die Kraft, der Unternehmungsgeist und die Ausdauer der Ansiedler sind geradezu bewundernswürdig.

Wir begreifen, daß die Australier stolz auf sich sind und auf Das, was sie geschaffen haben. Sie befinden sich in den Jugendjahren und sind begreiflicherweise zu einigen Uebertreibungen geneigt. Aber wenn wir auch ein gutes Theil abziehen, so bleibt doch immer noch genug des Ruhmes für sie. In Bezug auf die Beschaffenheit ihres großen Kontinents sind ihre Hoffnungen allzu sanguinisch. Wir haben im Globus oft darauf hingewiesen, daß höhere Kulturverhältnisse und eine allseitige Entwicklung nur an den Gestaderändern und, je nach Beschaffenheit des Geländes, mehr oder weniger landein, möglich seien. Das Innere ist einseitig, die Gliederung dürftig, und große, das ganze Jahr hindurch schiffbare Ströme, dergleichen wir in den übrigen Erdtheilen finden, mangeln in Australien. Dort liegen viele Extreme nahe bei einander, und wie die ganze Beschaffenheit jenes Kontinents eine ganz eigenartige ist, auch in Bezug auf das Pflanzenreich und die Thierwelt, so werden auch die Civilisationsverhältnisse in diesem bald unterlig gebliebenen Erdtheile einen ganz eigenthümlichen Verlauf nehmen.

Die Australier aber sind mit ihrem Lande zufrieden, auch die deutschen Ansiedler. Diese machen dem alten Vaterland alle Ehre, weit mehr als ein nicht unbeträchtlicher Theil der Auswanderer, welche sich Nordamerika zur neuen Heimat erkoren haben. In Australien ist kein saules und verrottetes Jankeethum, von welchem in Amerika so manche unserer Landsleute in verderblicher Weise angesteckt worden; die Verhältnisse sind gesunder, die Ziele, welche man in's Auge faßt, praktischer.

Mit großer Freude lasen wir ein Heft der Australischen Vierteljahrsschrift, welche zu Melbourne in Victoria erscheint. Herausgeber ist Heinrich Püttmann vom Niederrhein, früher Mitredakteur der Kölnischen Zeitung und als Dichter der „Tscherkessenlieder" vortheilhaft bekannt. Er ist nun wohl an die sechzehn Jahre in Australien, wanderte vor 1848 dorthin aus und hat sich die Liebe zum alten Vaterlande ungeschmälert bewahrt. Es klingt rührend, wenn wir in seinen Gedichten, die er den „deutschen Sängern in Australien" widmet; folgende Verse lesen:

Schall' es aus jewedem Mund:
Heil den fernen deutschen Brüdern!
Und in Jedes Herzens Grund
Flamme, was echtingt in Liedern.

Denn, ob auch das weite Meer
Uns getrennt vom Vaterlande:
Deutsches Herz läßt nimmermehr
Von dem alten Liebesbande.

Drin, o Vaterland, fürwahr!
— Sei es bitter, sei es trüben, —
Dein gedenken immerdar
Muß es, und dich innig lieben!!

Uns so laßt der Heimat Lied
Ihr zur Ehre frei erklingen.
Daß in Lust und Stolz erglüht
Jedes Herz — ob deutschem Singen!

In einem Aufsatze, der überschrieben ist: „Vorwärts, Australier!" steigert H. Püttmann seine Schilderung bis zum Dithyrambus. Wir wollen sie mittheilen, weil sie charakteristisch ist und sehr gut zeigen kann, wie unsere Landsleute ihre neue Heimat ansehen. Er sagt:

Hier in Australien ist Raum für Millionen Menschen, hier ist Land vollauf, um die Phantasie des gierigsten Landbebauers zu sättigen, und Weide so unermeßlich, um viele Millionen Heerden zu nähren.

Und welches Land, und welche Triften!

In diesem Klima scheint die Natur dem Menschen zeigen zu wollen, daß sie gleich der ephesischen Göttin tausend Brüste besitzt, und Alles, auch das Fremdartigste, liebevoll ernährt, was ihrer mütterlichen Sorge anvertraut wird. —

Wir haben Korn, wir haben Früchte, wir haben Wein!

Mehl weiß wie Schnee, das beste der ganzen Welt, wie die Kornhändler in London, die es wissen müssen, behaupten.

Obst saftig und fein, labend für den Gaumen, entzückend für das Auge: gigantische Aepfel und Birnen, Pfirsiche mit duftigen Rosenwangen, und süße Mandeln in Hülle und Fülle, dann Loquat, Orangen, Citronen, Bananen ꝛc., kurz Alles, wodurch kalte und heiße Zonen sich auszeichnen, und Alles in bester Sorte!

Auch in nicht geringerer Fülle und Vortrefflichkeit begegnen wir Erzeugnissen von Garten, Feld und Wald, wie Melonen, Spargel, Liebesäpfel, Ingwer. Melalenca-Oele und Akazienwälder füllen die Luft mit Strömen von Wohlgeruch, die Eucalypten quillen von Harz: Blugum (Euc. globosus) liefert riesige Stämme zu Hafenbauten, Ceder und Schwarzholz (Acacia melanoxylon) sind für feinere Möbelarbeiten, und das Mpallholz versorgt den Raucher mit wohlriechenden — Tabakspfeifen.

Digitized by Google

Daß die Blumen hier geruchlos seien, ist nicht wahr. Hoch über den Giebeln der „Cottage“ nickt und duftet die Königin der Blumen, Veilchen und Nelken hüllen sich in ihre Düfte wie in unsichtbare Schleier, das Geranium, eine kleine Pflanze in Europa, wächst hier zu Mannshöhe, blühende Aloen erheben sich dreißig Fuß hoch in Gärten vor oft nur zehn Fuß hohen Häusern, und wer die allerprachtvollsten Exemplare der Fuchsien, Rhododendron ꝛc. sehen will, der muß hierher kommen.

Was aber den Wein betrifft, so zweifelt Niemand, daß Australien sich dereinst durch ihn zu hohem Ruhm emporschwingen und manches traurige Herz der Zukunft erheitern wird. Noch ist er jung, aber ein Riese in Windeln; ein Kosmopolit dazu: glühend wie der Spanier von Xeres, brausend wie der Champagner, oder stark und innig wie der Gott vom Rhein. —

Wir haben Gold und Edelsteine!

Denn nicht zufrieden mit dem Schmuck und Reichthum, den die Oberfläche der australischen Erde bietet, hat die Natur auch das Innere mit Schätzen durchwoben.

Gold — zum Wohl oder Wehe des Menschen — ist in solcher Menge vorhanden, daß seine Produktion wohl nicht mit den nächsten Menschenaltern schließen wird. Noch sind die Zeiten nicht ganz vorüber, wo eine Hand voll Sand, vom Boden des Flusses aufgehoben, eine Börse mit Gold füllte. Sollte dies aber auch nur Tradition werden, so bleiben dem golddurstigen Geschlecht noch Jahrhunderte, um dem Funken den Stein, dem Quarz das Gold zu entlocken.

So im Besitze des edelsten Metalls, hat der Australier es bisher kaum der Mühe werth gefunden, nach edlem Silber sich umzusehen. Doch ist es in Massen vorhanden, und mit ihm die meisten anderen mehr oder minder edlen Metalle: Kupfer, Zinn, Antimon ꝛc. Zum Ersatz für das fehlende Gold ist Südaustralien Kupfer in so reichem Maße vertheilt, daß der Gewinn seiner Ausbeutung dem des Goldes gleichkommt, und Neusüdwales hat, außer allen übrigen Mineralschätzen, sehr reiche Kohlenlager. Daß der Demant, der krystallisirte Kohlenstoff, auch in Australien gefunden wird, und außer ihm eine Menge anderer Edelsteine und kostbarer Gesteinsarten, wie Topase, Malachit, Turmalin ꝛc. ist am Ende viel weniger wichtig, als daß sich hier unerschöpfliche Lager von Thon und Porzellan-Erde (Kaolin) und Eisen vorfinden. Hat man doch leider letzteres bisher, aus Mangel an geeigneter Arbeitskraft, noch gar nicht ausbeuten können!

Noch wäre es leicht, auf viele andere schätzbare Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der australischen Natur aufmerksam zu machen; es genüge aber die Andeutung, daß, wie im Pflanzen-, so auch im Thierleben die wundersamste Mannichfaltigkeit und ein fast unbegreifliches Gedeihen aller Geschlechter der Erde herrscht. Neben dem schlafsinnigen eingebornen Faulthiere zeigt das naturalisirte australische Roß ungemeines Feuer und große Kraft der Ausdauer. Der Rindviehzucht ist ein weites Terrain geboten; und die Vermehrung der Schafe (deren es jetzt über 25 Millionen in Australien giebt) ist so fabelhaft, daß viele Heerdenbesitzer (Squatter) zu königlichen Reichthümern gelangt sind, und aus diesem Grunde Plutokratie in Australien Squattokratie heißt. Als einen Rivalen des Schafes sucht man in neuerer Zeit das südamerikanische Llama zu akklimatisiren, was mit gleich gutem Erfolge geschieht, wie die Naturaklirung fast jedes andern Geschöpfs der Thierwelt, von denen wir u. A. Angora-Ziegen, Ceylon-Rehe, Fasanen, Rephühner, alle Sorten Federvieh und nebenbei auch unsere heimischen Drosseln und Lerchen nennen.

So hat denn in jeder Beziehung die Natur ihr reichstes Füllhorn über diesen Welttheil ausgeschüttet; und es bleibt nur zu sehen, wie der Mensch die Gaben zu benutzen verstanden. Wenn Zahlen beweisen, so können wir prunkend auftreten und z. B. hervorheben, daß die weiße Bevölkerung des Landes, die vor wenig Jahrzehnten einen so winzigen und unwürdigen Ursprung hatte, nun auf etwa anderthalb Millionen angewachsen ist; daß die Goldfelder in zehn Jahren weit über hundert Millionen Pfund Sterling an Werth producirten; daß die Wollenausfuhr gleichfalls wohl die Hälfte dieser Summe betrug ꝛc.; aber wir bemerken hier nur im Allgemeinen, daß die australischen Kolonisten unleugbar eine entschiedene Energie zeigten, und mit Hülfe der unermeßlichen Naturgaben Großes vollendeten und noch Größeres vollenden können und werden.

Gegenwärtig sind am östlichen und südlichen Küstensaume des Landes im wirklichen Sinne des Wortes blühende Kolonien geschaffen, die in Bezug auf materielle und geistige Kultur keineswegs den europäischen Staaten nachstehen, und manche derselben durch Wohlstand und leider auch durch Luxus weit übertreffen. Das eiserne Dampfroß macht von den Metropolen Sydney, Adelaide und Melbourne nach allen Richtungen Ausflüge, der Lichtbote Telegraph vermittelt den Verkehr zwischen den Kolonien und der mächtige Geist der Industrie überhaupt rastet nimmer, um die Bevölkerung von den Fesseln, die sie noch theilweise, mancher Erzeugnisse des Kunstfleißes wegen an ältere Länder knüpfen, stets mehr zu befreien.

Aber das vor uns liegende Feld der Entwickelung ist trotz Allem groß und unendlich. Wenn wir gestern die Eisenbahn bis tief in's Innere von Victoria bis Sandhurst eröffneten und morgen weiter schreiten bis zu den Ufern des Murray, so müssen und werden wir später einen Eisenweg durch die verrufene Steinwüste bis nach dem Golf von Carpentaria hin bauen, und verbinden so Bass's Straits im Süden mit Torres Straits im Norden. Dadurch wird die Verbindung mit dem indischen Archipelagus eine unmittelbare und der Telegraph von Europa fliegt leicht zu uns herüber, wenn dies nicht früher von anderer Richtung her geschieht. Und in Beziehung auf beschleunigte Beförderung von Menschen und Waaren aus und nach der alten Welt haben wir unsere eigene Flotte zu bauen, um uns unabhängig zu machen in geschäftlicher und mancher andern Rücksicht; und wir werden die Flotte bauen, und dann vermöge unserer vortheilhaften geographischen Lage den ganzen Weltverkehr der südlichen Halbkugel uns aneignen.

Und inzwischen werden auch, nachdem uns nunmehr durch Burke, Landsborough und M'Kinlay das Innere Neuhollands erschlossen ist, die Saumtier ihr Reich ungemein erweitert haben. Das Schaf wird in den bewohnteren Distrikten allmälig dem Pfluge gewichen, neue Kolonieen werden gegründet werden und der Einwanderung im größten Maßstabe das weiteste Feld geboten sein.

Auf solche Weise mag im Laufe nicht zu vieler Jahre die Bevölkerung Australiens sich verzehnfacht haben, und das Produkt des Bodens nicht allein anstreichen für den heimischen Bedarf, sondern außer Gold und Wolle auch australischer Weizen und Wein, nebst Baumwolle, Tabak, Seide, Oel ꝛc. auf den Märkten der Welt prangen.

Dann möchte auch der Zeitpunkt gekommen sein, daß die Kolonien Australiens in einen Gesammtverband treten, und ein „Vereinigtes freies und selbstständiges Australien“ bilden. Wie nahe oder fern dieser Zeitpunkt ist, wird von der schnelleren oder langsameren Entwickelung und Kräftigung der Kolonien abhängen. Der Natur der Sache nach muß einstweilen das Separirungsgelüst sein Recht behalten, um durch Konkurrenz der einzelnen Kräfte den Fortschritt des Ganzen mehr zu beschleunigen; dabei tritt die Oberhoheit Englands der innern Entwicklung keineswegs hemmend entgegen, während im Gegentheil der Schutz des noch mächtigen Staates den Kolonien wohlwendig ist. Wenn dagegen die Entwickelung eine gewisse Höhe erreicht hat, wenn das Volk an Zahl und selbstständigem Bewußtsein erstarkt ist, so wird es naturgemäß der Concentration zustreben, und der Bevormundung entsagen.

Vorwärts, Australien!

Digitized by Google

Ein Abenteuer in Texas.

In den weiten Steppen und in den Wäldern von Texas schwärmt in großer Menge verwildertes Rindvieh umher. Die Ansiedler bekümmern sich nur wenig um dasselbe, weil sie ebenso reichlichen Vortheil haben. Allzuviele machen sie Streifzüge, um so viele Häupter als möglich einzufangen, die Kälber mit einem Brandmale zu zeichnen, den Zuwachs zu zählen und zu schlachten, so viel ihnen gerade beliebt.

Aber nicht alles halbverwildertes Vieh läßt sich einfangen, unzählige Stiere und Kühe entziehen sich jeder Aufsicht und leben in wilden Horden beisammen. Diese unterscheiden sich wesentlich von den halbverwilderten, welche doch dann und wann mit den Menschen in Berührung kommen und deßen Obergewalt kennen lernen. Sie sind außerordentlich scheu und vorsichtig, wagen sich nur bei Nacht auf die offene Prairie hinaus, entfernen sich auch dann nicht weit von den Wäldern, welche ihnen Schutz gewähren, und ziehen gleich beim ersten Grauen der Morgendämmerung in dieselben zurück. Den Tag über liegen sie in den unzugänglichen Theilen, wo das Holz am dichtesten steht, und in ausgedehnten, feuchten Niederungen, die mit hohem Röhricht bestanden sind, also in den sogenannten Cane-brakes, Rohrbrüchen. Sie sind schener als die Hirsche.

Alles Rindvieh, das über ein Jahr alt und nicht mit einem Brandmale gezeichnet worden ist, gilt für vogelfrei; Jeder kann es einfangen oder schießen. Die Besitzer der Viehgehöfte, die Rancheros (diese spanische Benennung ist in Texas auch auf die amerikanischen Viehzüchter übergegangen), glauben mit Recht, daß es gut sei, die wilden Thiere auszurotten, weil sie den halbverwilderten ein schlechtes Beispiel geben.

Die Jagdliebhaber finden an der Jagd auf einen ganz verwilderten Ochsen mehr Vergnügen, als an jener auf den Büffel, der viel leichter zu erlegen ist. Sie gewährt auch mehr Aufregung. Dafür zeugt die nachstehende Schilderung eines texanischen Waidmannes.

Ich war, so erzählt er, auf einer Pflanzung als Jäger in Dienst getreten und hatte die Verpflichtung übernommen, alle Angehörige derselben, Weiße wie Neger, mit Wildpret, Ochsen- und Schweinefleisch zu versorgen. Unsere „Lichtung“ (urbar gemachtes Stück Land, Clearing) liegt am Rio Brazos de Dios, welcher aus dem westlichen Tafellande herabströmt. Die Wälder der Umgegend sind dichter und haben weit mehr Unterholz als in den meisten anderen Theilen von Texas. Hin und wieder werden sie von hohen, trockenen Sandhügeln durchzogen; auf diesen wächst der immergrüne wilde Pfirsichbaum und die Lebenseiche. Diese Höhen sind also weniger dicht bestanden; aber ganz anders verhält es sich mit den sumpfigen Niederungen. In diesen wächst der zwergartige Palmetto, aus deßen breiten, fächerförmigen Blättern der Jäger sich in ein paar Minuten ein für den Regen undurchdringliches Schutzdach bereiten kann. Aber im Allgemeinen besteht diese Wildniß aus einer dichten Masse Dickichten, zumeist aus Hartriegel, allerlei Rohr und wilden Reben, welche sich um die, je nach der Oertlichkeit, in größerer oder geringerer Menge, einzeln oder in Gruppen auftretenden stärkeren Bäume geschlungen haben. Hin und wieder gelangt man an einen See, an deßen Ufern Alligatoren sich sonnen.

Jeder Waidmann wird begreifen, daß Jagen in einem solchen Gelände keine leichte Arbeit ist, weder zu Fuß noch zu Pferde. Aber gerade diese Rohrbrüche und Waldgestrüppe sind für unsereinen geradezu klassischer Boden, denn wir finden dort wildes Hornvieh, den Kuguar, Leoparden und Luchs, den schwarzen Bär, das Wildschwein, das mexikanische Schwein und den Wolf. Aber um den letztern bekümmern wir uns nicht, denn er ist werthlos.

Die Sommermorgen sind in Texas beinahe durchgängig höchst angenehm. Die Sonne scheint hell, vom mexikanischen Golf weht ein frischer, kühlender Südost herauf, und man fühlt Leib und Seele erquickt. Dem Jäger vor Allen gewährt es ein unaussprechliches Entzücken, durch diese edlen Wälder zu reiten. Es herrscht in ihnen bei Tage ein, ich möchte sagen erhabener, beschaulichender Schweigen; oft ist die Stille geradezu lautlos. Bald aber vernimmt man das Summen einer Biene, oder das Picken und Hämmern eines Spechtes, der an halbabgestorbenen Bäumen seine Insektennahrung sucht. Dazu kommt ein angenehmes Gefühl, weil man weiß, daß der Ritt nicht ohne Gefahren ist. Dergleichen kennt freilich ein europäischer Jäger nicht, der auf Stoppelfeldern nach Hühnern und Hasen schießt. Was weiß ein solcher von unseren Zweikämpfen, die wir ohne Sekundanten in der Waldeinöde oder in der Steppe auskämpfen, und wo wir wahrhaftig einen sichern Tritt, ein scharfes Auge und eine kräftige Faust nöthig haben! Wenn ihr da drüben in Europa ein Stück Wild nicht trefft, dann macht das weiter nichts aus. Ihr habt den Schuß vergeblich gethan und das Wild läuft weg. Das ist Alles. Wenn aber ich nach einem wilden Bullen schieße und treffe ihn nicht, und er rennt gegen mich ein, dann rettet mich kein Satz, wie die Amerikaner sagen, dann weiß auch keine Menschenseele, wo ich verendet bin; aber die Geier, denen ich zur Beute werde, die wissen es wohl. Und wenn einmal, wer weiß nach wie vielen Jahren, ein anderer Jäger in jene Waldöde und in den Rohrbruch kommt, dann findet er meine gebleichten Knochen und daneben ein verrostetes Messer und eine verrostete Büchse. Es ist kein Kinderspiel, einer wilden Bestie mit ungeladenem Feuerrohre gegenüber zu stehen. Mit dem Bär geht es allenfalls noch, denn wenn er mich angreift, so habe ich doch mein Jagdmesser und damit kann ich ihm beikommen. Aber wenn ein grimmiger Bulle gegen mich einstürmt, dann kann ich meine Seele dem lieben Gott befehlen, falls ich nicht so flink und gewandt bin wie ein Luchs.

An einem schönen Sommermorgen beschieg ich mein Pferd, um ein wildes Stück Rindvieh zu schießen. Ich hatte eine ausgezeichnete Doppelbüchse und drei vortreffliche Hunde, die nur auf Hornvieh und Schweine abgerichtet waren und immer dicht hinter dem Pferde gingen, so daß ich ungehindert auf das Vieh loseilen und fernern konnte, natürlich nur gegen den Wind. Denn das letztere beobachtet der Hinterwäldler allemal, weil bei den meisten Thieren der Geruch weit schärfer als das Gehör und bei allen Hirscharten sogar schärfer als das Gesicht ist. Wenn ich Spuren von Schweinen oder Rindvieh traf, erlaubte ich gewöhnlich den Hunden, dieselben zu verfolgen.

Ich war schon länger als eine Stunde nach Westen hin geritten, ohne daß mir irgend etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen wäre. Nach einer Weile kam ich an den Rand einer Dickichts. Dort waren die Hunde nicht mehr zu halten, sie stürmten hinein und bald vernahm ich ein gewaltiges Geräusch; die Büsche und das Rohr wurden gebogen und geknickt wie Getreidehalme, und nun kam, den Kopf nach unten, den Schweif in gerader Richtung lang ausgestreckt, ein gewaltiger Bulle, ich kann wohl sagen, herangedonnert. Er brach aus dem Dickicht heraus, etwa achtzehn Schritte von mir entfernt. Mein Pferd war sonst gut und zuverlässig, es hatte sich stets erprobt, wenn ich vom Sattel aus Feuer gab; heute aber wurde es im entscheidenden Augenblick unruhig, weil die Hunde zu arg lärmten. Ich gab Feuer, aber beide Kugeln kamen dem Bullen zu weit nach hinten in den Nacken. Nun brachte ich rasch mein Pferd in das Dickicht, lud sofort wieder beide Läufe und kam zu Fuß in's Freie. Die Hunde hielten inzwischen den Bullen gestellt, in einem Palmettosumpf, ein paar hundert Schritte von dem Punkte, wo ich zum ersten Mal auf ihn geschossen hatte. Dort suchte ich ihm beizukommen und beschloß ihn, indem ich unbemerkt von einer Palme zur andern ging. Aber der Boden war so sumpfig, daß ich bis beinahe an's Knie einsank; auch waren die Palmettos sehr dick und die starken, harten Blätter raschelten so sehr, daß ich keinen

Digitized by Google

ordentlichen Stand zum Schusse finden konnte. Hätte ich den Bullen wieder nicht tödlich getroffen, dann hatte ich hier nicht einmal einen schlanken Baum, den ich benutzen konnte, um der ärgernden Bestie derart auszuweichen, daß ich rings herum ging. Demnach hielt ich es für geratben, einen andern Grund und Boden und dickeres Gehölz auszusuchen.

Inzwischen setzten die Hunde dem Bullen immer stärker zu und zu meiner Freude bewegte er sich in einer Richtung, die ganz meinen Wünschen entsprach. Ich fand eine Lebenseiche, stellte mich an dieselbe und feuerte auf etwa dreißig Schritt. Aber als ich eben abdrückte, wandte der Bulle seinen Kopf nach der einen Seite, stieß mit dem Horne gegen einen Hund ein und meine Kugel ging fehl.

Nun rannte er wie ein Blitz auf mich zu; ich erwartete ihn, bis er nur noch etwa sechs Schritte von der Mündung meines Gewehrs entfernt war, und gab dann noch einmal Feuer. Aber der Bulle fiel nicht auf dem Flecke nieder. Man denke sich meine Lage! Sein heißer Athem drang mir in's Gesicht, seine rothunterlaufenen Augen starrten die meinigen an, und als ich dann, um ihm auszuweichen, rund um die Eiche gehen wollte, glitt ich an einer schlüpfrigen Wurzel aus. Der Bulle rannte auf mich ein und riß mit dem einen Horne mir den Jagdkittel vom Leibe. Zum Glück war sein Anlauf so gewaltig, daß er ihn wohl zwanzig bis dreißig Schritte weiter führte. Dann wandte er sich und wollte von neuem gegen mich einstürmen. Aber nun waren meine wackeren Hunde am Platz und schafften mir ein paar Sekunden Frist. Zum Laden hatte ich keine Zeit; in aller Eile kletterte ich auf den Baum, mußte jedoch mein Gewehr unten liegen lassen. Kaum hatte ich einen Ast erklommen, da war auch schon der Bulle da; er stampfte den Boden mit den Füßen, brüllte heiser, blutete aus Maul und Leib, seine Brust war mit Geifer bedeckt, er selber ein wahres Urbild ingrimmiger Wuth. Auf dem Baume konnte ich Athem schöpfen und empfand nun einen heftigen Schmerz; denn das Horn hatte mich arg gestreift. Aber daran zu denken, war keine Zeit; mir drängte sich die Frage auf, was nun werden solle, denn ich war ein Gefangener und der Bulle tobte und raf'te um den Baum herum. Ein Jägersmann muß sich in allen Fällen zu helfen wissen und auch ich fand ein Auskunftsmittel. Ich stieg höher auf den Baum und schnitt einen Zweig ab, riß mir Streifen von meinem Hemd und den Fetzen des Jagdkittels ab und befestigte den Handgriff meines Jagdmessers an jenem Zweig. Auf solche Art verfertigte ich mir eine Art von Speer, kletterte wieder auf den unteren Ast hinab und paßte nun die Gelegenheit ab, um mit meiner scharfen Waffe dem Bullen Stiche in den Nacken zu versetzen.

Der Bulle raf'te immer um den Baum herum; ich wartete zu. Aber nun fing er an zu taumeln wie ein Betrunkener, ließ den Kopf sinken und schwankte von der einen Seite zur andern. Wahrscheinlich machten sich die Folgen der innern Verblutung geltend, aber er war tapfer und gab sich offenbar alle Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Am Ende aber schwand ihm die Kraft und er fiel. Eine Weile zuckte er mit den Gliedern, dann streckte er die Beine von sich, und die Hunde fingen an, das Blut von den Wunden zu lecken.

Ich stieg vom Baume hinab und dankte dem Himmel für meine Rettung, denn ich war dem Rande des Grabes nahe gewesen. Nachdem ich mein Gewehr wieder geladen, suchte ich mein Pferd und ritt heim. Gleich nachher gingen Neger an Ort und Stelle, viertelten den Bullen und luden das Fleisch auf Maulthiere.

Noch setzt habe ich diesen Auftritt lebhaft vor meiner Seele, obwohl seitdem Jahre verflossen sind. Inzwischen bin ich über die blaue Flut des Mexikanischen Golfs gelegelt, habe viele hundert Meilen auf dem grasbewachsenen Prairiecean zurückgelegt, monatelang in den stillen Wäldern des Hochgebirges verweilt: ich habe auch das Getümmel der europäischen Hauptstädte kennen gelernt, aber ich sehne mich immer wieder nach jenen Dickichten und Rehstümpfen in Texas zurück.

Eine neue Mündung des Mississippi.

In dem Eroberungskriege, welchen die Yankee-Union des Nordens gegen die südliche Conföderation führt, handelt es sich hauptsächlich auch um den Besitz des Mississippi und die freie Schiffahrt auf diesem Strome, der Lebensader des Westens. Die Yankees sind zum größten Theil im Besitze des „Vaters der Gewässer", namentlich auch in jenem der Mündungsgegend. Aber unsern von New-Orleans liegt Port Hudson in Louisiana und weiter oberhalb, im Staate Mississippi, die Stadt Vicksburg, beides ein paar feste Burgen der Conföderirten, welche den Strom beherrschen. Die Yankees haben nun ein Projekt ausgesonnen, um Vicksburg gewissermaßen trocken zu legen und die ganze hydrographische Gestaltung des untern Mississippi zu verändern. Die Zeit wird lehren, ob sie damit zu Stande kommen. Die Sache selbst ist folgende:

Wenige Meilen südlich von der die Staaten Arkansas und Louisiana scheidenden Linie, im Carroll Parish des letztern Staates, dehnt sich eine Meile westlich vom Mississippi ein Wasserbecken, Lake Providence genannt, aus. Die Länge dieses Sees, der allen Anzeichen nach einst das Bett des Mississippi bildete, beträgt zwar nur sechs Meilen, aber aus ihm ergießen sich zwei gegenwärtig schon nicht unbeträchtliche Gewässer, der Tensasfluß und das Bayou Macon geheißen. Nach einem fast 200 englische Meilen langen, ziemlich gekrümmten Lauf ergießt sich Bayou Macon in den Tensas und nach einem noch fünfzig Meilen weiteren Laufe vereinigt sich dieser mit dem von Westen herkommenden Washita-Fluß und beide führen von da ab den Namen Black River. Nach einem kaum 100 Meilen betragenden Laufe fällt der Black River in den Red River und zwar circa 30 Meilen oberhalb der Mündung dieses in den Mississippi. Die ganze Länge des Tensas bis zu seiner Vereinigung mit dem Washita beträgt 250 Meilen, von denen 150 Meilen von da an gegen den Lake Providence während sechs Monaten des Jahres schiffbar sind; der Black River und der Red River sind Jahr aus Jahr ein fahrbar. Am südlichen Ende des Lake Providence, da, wo er sich dem Mississippi am meisten nähert, soll nun ein Kanal gestochen werden, um einen Theil der Fluten des Mississippi in dessen altes Bett, — denn wie ein Hufeisen am Strome mit seinen Enden sich anlegenden Lake Providence — wieder einzunehmen und dergestalt den obern, nicht schiffbaren Theil des Tensas mit einer solchen Wassermenge zu füllen, daß er mit Hilfe einiger Regulirungen und Nachhilfe das ganze Jahr hindurch schiffbar wäre. Damit würde denn vom Lake Providence bis zur Mündung des Mississippi eine kontinuirliche, mit diesem ziemlich parallel laufende, rivalisirende Wasserstraße gebildet von über dreihundert Meilen Erstreckung, welche Vicksburg und Natchez hinter sich oder neben sich lassen würde.

Der strategische Zweck wäre damit erst halb erreicht. Die Mündung des Red River, welche wir auf dem beschriebenen Wege, ohne den Mississippi und folglich ohne Vicksburg, Natchez, Fort Adams &c. passirt zu haben, erreichten, liegt noch fünfzig Meilen oberhalb Port Hudson, weshalb es nöthig ist, unsern Weg nach dem Golfe, diesem Plane zufolge, weiter zu verfolgen mit Hilfe einer

Digitized by Google

dem Mississippi parallel laufenden Wasserstraße. Doch auch dafür ist in jener wasserreichen, wunderbaren Delta-Region gesorgt. An der Stelle, wo der Mississippi und Red River ihre Wasser vereinigen, zweigt sich in südlicher Richtung und ohne viele Krümmungen zu haben, ein Strom ab, der bald Bayou, bald Fluß ist und der Atchafalaya River genannt wird. Dieses Wasser vereinigt sich nicht wieder mit dem Mississippi, sondern fällt nach einem Laufe von circa 250 Meilen in den Schestimacha See, der seinerseits durch eine Fortsetzung des Atchafalaya River mit der Bay gleichen Namens, respektive dem Golf von Mexiko, in Verbindung steht. Das Wort Atchafalaya bedeutet in der Indianersprache ungefähr so viel wie „verlorenes Wasser", welche Bezeichnung die Gewogen dahin interpretiren, daß der Atchafalaya einst der Red River war, bis dieser eines Tages die ihn vom Mississippi trennende Bank durchbrach und in diesen einmündete. Der alte Arm des Red River gegen den Golf zu, gespeist vom Mississippi und ihm selbst, sowie vom Lake Schestimacha, verblieb jedoch, und wurde damit in der bilderreichen Indianersprache zu einem „lost water". Bei hohem Wasserstande kann man heute noch vom Red River direkt nach der Atchafalaya Bay fahren, während bei niederm Wasserstande die große Menge Treibholz der Schifffahrt große Hindernisse in den Weg stellt, eine Schwierigkeit, die jedoch ohne sehr großen Aufwand an Mühe und Kosten zu überwinden sein würde.

Die Aufgabe der Ingenieure ist nun mit einem Male klar; sie besteht darin, mittelst des zwischen dem Mississippi und Lake Providence hergestellten Kanals eine durchaus fahrbare Strecke bis zur Mündung des Red River herzustellen; sie besteht ferner darin, mittelst des Baues eines Dammes den Red River vom Mississippi abzuschneiden und ihn zu zwingen, seinen ehemaligen Lauf wieder zu nehmen und schließlich diese ganze, gegen 600 Meilen lange Stromstrecke so zu regulieren, daß dem ungehemmtesten und freiesten Verkehr zu allen Jahreszeiten nichts mehr im Wege steht. New-Orleans würde dadurch selbstverständlich seine Bedeutung verlieren und eine neue Goldstadt an der Atchafalaya Bay oder dem Lake Schestimacha sich erheben müssen. Doch selbst neben dem Mississippi und mit der „Crescent City" in ihrer vollen Glorie, als ausführbar und ausgeführt gedacht, erscheint dieses Unternehmen imponirend und zukunftsgroß.

Eine Jagd des Schahs von Persien.

Wir haben vor einiger Zeit (Globus III, S. 152 und 215 ff.) eine Gazellen- und eine Trappenjagd, nach den Aufzeichnungen des Kommandanten Dubouiset, geschildert. Sehr begreiflich finden wir seinen Wunsch, auch einer jener großen Jagden beizuwohnen, welche der Schah von Zeit zu Zeit veranstaltet, und es traf sich, daß jener Wunsch erfüllt wurde.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Reisende mit dem Wali (Unterstatthalter) von Kurdistan Jagdausflüge von Teheran nach der Ebene von Weramin gemacht hatte. Auf der Heimkehr traf er mit Nomaden zusammen, die ihre schwarzen Zelte in der Ebene aufgeschlagen hatten. In Persien bezeichnet man diese Wanderstämme unter dem Namen der Ilyats; sie sind türkisch-tatarischer Abkunft und bilden zu dem eigentlichen Grundstamme der Bevölkerung, welcher ein seßhaftes Leben führt, einen scharfen Gegensatz. Im Frühjahre treiben sie ihre Heerden aus den Berggegenden hinab und suchen überhaupt in verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weidestrecken aus, und schlagen ihre Zelte am liebsten an einem Bach auf. Der Reisende bewog, gegen Geld und gute Worte, mehrere Frauen und Mädchen, sich vor ihm zu entschleiern; die Nomadinnen sind überhaupt nicht so zurückhaltend wie die Frauen in den Städten. Eins der hübschesten Exemplare, eine junge Frau von etwa dreißig Jahren, die schon seit mehreren Monaten verheirathet war, zeichnete er ab. Im Allgemeinen fand er bei den Ilyatfrauen eine niedrige Stirn, etwas hervorstehende Backenknochen, langgeschlitzte, ganz leicht nach den Schläfen hin erhöhte Augen, die Nase ein wenig platt, aber Hände und Füße sehr klein. Mädchen werden zuweilen schon nach vollendetem zehnten Jahre verheirathet und müssen sofort für den Haushalt sorgen, Brot backen, Butter und Käse bereiten und allerlei Zeug weben. Eine Nomadenfrau hat kein beneidens Leben.

Wir lassen nun unsern Gewährsmann erzählen, der nach Teheran zurückgekehrt war.

Auf der Ebene lag Schnee, und der Gipfel des Elbrus mit seiner weißen Kappe erglänzte im Sonnenschein. Der Himmel war blau, man konnte sich kein besseres Wetter wünschen. Der Schah benutzte dasselbe, um eine große Jagd zu veranstalten, und ich hatte rechte Lust, an derselben Theil zu nehmen. Nachdem ich gefrühstückt hatte, ließ ich mir meinen Mantel zusammenrollen, bestieg ein gutes Pferd und ritt nach Kend, einem Dorfe, das am Eingange zu einer wilden malerischen Schlucht liegt, um dort bei einem mir bekannten europäischen Arzt abzusteigen.

Die Hofetikette wird auch außerhalb der Stadt genau beobachtet, und ihr gemäß darf sich im Jagdgefolge des Schahs Niemand blicken lassen, der nicht eine besondere Einladung erhalten hat. Eine solche fehlte mir, allein ich rechnete auf die Gunst des Zufalls, die mich auch nicht täuschte.

Alle Würdenträger und dabei Beamten waren mit dem König hinausgezogen und das kleine Dorf sah nun einen eigenthümlichen Anblick dar. Jede Hütte mußte Gäste beherbergen, und reiche Leute behalfen sich in Ställen, deren Boden sie mit Filzdecken belegten. Der Perser ist zufrieden, wenn er nur seinen Teppich und eine Wasserpfeife (Kalian) hat, und diese beiden ihm nothwendigen Dinge nimmt er denn auch überall mit hin. Der Schah enthielt übrigens auf seinen Jagden großen Pomp, denn er hatte wohl an die zweitausend Kameele, welche mit allerlei Geräth und Siebensachen beladen waren!

Es fügte sich, daß am Abend ein Verwandter des Königs zum Doktor kam und mit uns Thee trank. Ich zeigte ihm mein Album, das eine Menge Skizzen enthielt, und diese gefielen ihm sehr. Am andern Morgen ließ der Schah sich dasselbe ausbitten, und als er es zurückfandte, mich zur Jagd einladen, welche am andern Tage stattfinden sollte.

Ich hatte Muße genug, mir das Leben und Treiben im Dorfe Kend näher zu betrachten. Hinter dem Gefolge des Königs war ein ganzer Schwarm von allerlei Volk hergezogen. Da waren Bettler, Gaukler, welche Affen tanzen ließen, Bakals, d. h. Leute, welche Reis, Gemüse, Zucker und Spezereien feilboten, und es hatte sich ein förmlicher Markt gebildet, der überhaupt in Persien nie fehlt, wenn der Schah irgendwo sein Lager aufschlägt, wäre es auch nur für eine einzige Nacht. Es versteht sich von selbst, daß auch Märchenerzähler und Derwische sich einfinden. Unter den letzteren bemerkte ich auch einen Neger, der, trotz des kalten Wetters, nur mit einem baumwollenen Schurze bekleidet war. Er trug einen mächtigen Reiherkranz, hatte seine wolligen Haare zu hornartigen Zöpfen geflochten, die steif emporstanden, und trug in der linken Hand eine gewaltige eiserne Kette, welche er manchmal über

Digitized by Google

die Schulter warf. Abends legte er sich unbekleidet, wie er war, vor unsere Thür und schlief dort!

Am andern Morgen um neun Uhr hörten wir einen Kanonenschuß. Er zeigt an, daß nach einer Stunde der Zug sich in Bewegung setzen solle; man traf also nun rasch alle nöthigen Vorbereitungen. Ich konnte von unserer Hütte aus mir Alles gemächlich mit ansehen, denn sie lag so, daß der Zug an ihr vorüberkommen mußte.

Eröffnet wurde derselbe durch einen Jägermeister, welchem einige Reiter mit langen Lanzen folgten. Hinter diesen gingen buntfarbige mit Jagdgewehren; die zur Jagd eingeladenen Männer; ein Maulthier, welches einen Pfahl und Ruthen trägt, mit welchen Geißelhiebe ausgetheilt werden; andere Maulthiere, beladen mit zusammengerollten Teppichen und mit Kisten, in denen Kleider für den König liegen; Kalesches zu Pferde, und dann dreihundert Reiter, angeführt von des Kriegsministers Sohne. Dieser war ein junger Bursch von etwa vierzehn Jahren und ritt langsam und würdig vor den Männern her, die bunt und mannichfaltig gekleidet waren, mit ihren langen schwarzen Bärten etwas wild aussahen, aber alle eine hohe schwarze Mütze aus Lammfell trugen.

Eine junge Armenierin in Persien.

Läufer, roth gekleidet, mit einer seltsam gestalteten Mütze von Goldpapier, auf welcher allerlei bunter Schmuck befestigt war. Von den hohen Würdenträgern gingen jene, welche an der Jagd nicht Theil nahmen, langsam vor dem Rosse des Schahs her, aber nur bis zum letzten Hause des Dorfes.

Der König hatte keine Reiter neben sich und war einfach gekleidet. Er trug einen Kulidsche, eine Art von Ueberwurf, dessen Aermel nicht über den Ellbogen hinausreichen, aus Kaschmirstoff, weite blaue Beinkleider, welche dicht unter dem Knie in hohe Stiefel gesteckt waren, und einen himmelblauen Plüschmantel. Seine Kopfbedeckung bestand in einer kleinen Kappe von schwarzem Lammfell.

Das Gefolge kam in nachstehender Ordnung. Zuerst der Beamte, welcher das Sacktuch des Schahs trägt; ein anderer, der in einer goldenen Theekanne kaltes Wasser bereit hielt; die Artilleristen. Der Schah befindet sich während der Jagd einige hundert Schritte weit von seinem Gefolge entfernt, damit er ganz ungehindert in allen seinen Bewegungen sei. Wir zerstreuten uns in kleinen Gruppen; einige hatten Windhunde, andere Falken und ganz besonders stattlich nahmen sich einige kurdische Reiter aus. Andere sprengten weit hinaus in die Ebene und lieferten einander jene „Fantasias", Scheingefechte, bei denen die Perser eine bewundernswürdige Gewandtheit zeigen. Man muß dergleichen mit angesehen haben, um den vollen Eindruck von dieser in der That ritterlichen Uebung in sich aufzunehmen.

An jenem Tage war die Ausbeute der Jagd gering; sie beschränkte sich auf Hühner, Hasen, Füchse und anderes Kleinwild. Der Zug ritt durch einen breiten Bach und gewährte dabei einen äußerst malerischen Anblick. Die rothen Kleider hoben sich scharf von dem weißen Schnee ab. Der Schah ritt einen ausgezeichneten

Digitized by Google

Eine persische Kamelia während der Jagd.

Digitized by Google

Renner und war stets voran; für ihn giebt es kein Hinderniß in der Bodengestaltung, denn es werden immer vier frische Pferde bereit gehalten und er wechselt sie oft. Der Perser liebt im Allgemeinen große Pferde, aber zur Reise und zur Jagd nimmt er gern recht kleine, weil diese auf abschüssigem Gelände viel sicherer laufen.

In meiner Nähe ritt ein alter dicker Eunuch, ein häßlicher, schwarzer Mann, der mir wie ein Teufel vorkam. Er ließ seinen Falken gegen einige Hühner los, sprengte hinterher und schnitt ihnen dann auf freiem Felde den Hals ab. Das schien ihm großes Vergnügen zu machen.

Nach Verlauf mehrerer Stunden wurde Halt gemacht. Für den Schah breitete man auf dem Schnee einen großen Teppich aus; er nahm mit mehreren boben Beamten auf demselben Platz, trank Thee und rauchte eine Pfeife. Als man ihm aber meldete, daß ein Wolf Kühner in der Nähe sei, sprang er auf, schoß und traf. Gleich nachher zog ein Rabe durch die Luft: auch diesen brachte er herunter; er war offenbar ein sehr guter Schütze. Als er dann wieder ruhig seine Pfeife rauchte, wurde ein mächtiger Wolf gebracht und vor den Füßen Seiner Majestät niedergelegt. Dafür bekamen die Leute fünf Tomans zum Geschenk, also etwa fünfzehn Thaler.

Bevor wir nach Kend zurückritten, gab uns der Schah noch ein eigenthümliches Schauspiel zum Besten. Das Pferd, welches seine Kalian (Wasserpfeife) trug, war sehr bösartig, und es sollte bestraft werden. Der König befahl, ein ebenso bösartiges herbei zu schaffen, das auch bald da war. Beide Thiere wurden einander derart gegenübergestellt, daß ihre Nasen sich berührten, und das wachte sie ganz grimmig. Sie spitzten die Ohren, schnaubten aus den weitgeöffneten Nüstern, wurden nun losgelassen und stürmten wild gegeneinander ein. Sie bissen sich in Hals und Brust und schlugen mit den Hufen aus. Nach einiger Zeit riß man sie auseinander. Das Ganze war eine etwas barbarische Belustigung, nahm aber doch ein gewisses Interesse in Anspruch.

Die Hauptjagd sollte am folgenden Tage stattfinden und die Kanone ließ sich schon um sieben Uhr Morgens vernehmen. Um acht Uhr waren wir alle im Sattel und trabten wohl vier Stunden weit in's Gebirge hinein. Dortbin waren schon am Abend vorher zwei Regimenter Soldaten geschickt worden, welche als Treiber gute Dienste leisteten. Natürlich mußten wir absteigen, denn in dem Labyrinth von Felsen und Schluchten war von Reiten keine Rede. Die Sonne brannte heiß auf uns herab und der Schnee glitzerte in einer für meine Augen fast unerträglichen Weise. Zum Glück hatte ich eine Brille mit blauen Gläsern. Die Perser schützen das Auge auf eine sehr einfache Weise, indem sie einen Haarbüschel von der Stirn herabhängen lassen; manche beschmieren sich auch das ganze Gesicht mit Schlamm, weil sie dann nicht so viel von dem zurückgeworfenen Lichte leiden.

Längere Zeit ließ sich kein Wild blicken. Manche Jäger aßen Apfelsinen oder Granatäpfel, andere rauchten Tabak; ich aber war so hoch als möglich hinaufgeklettert, um die ganze Scene übersehen zu können. Plötzlich vernahmen wir Trompetengeschmetter und sahen mehrere wilde Böcke. Nun erhob sich ein mächtiges Geschrei und die erschreckten Thiere stürzten einem Abhange zu. Die Jäger schossen und wir pfiffen einige Kugeln an den Ohren vorbei. Die eine Gemse wurde getroffen, zwei entkamen; sie bildeten nur die Vorhut von etwa einem Dutzend Anderer, von welchen der König fünf erlegte. Ein großer Bock, der sich in einem Felsenkessel verfangen hatte, wurde lebendig vor den Schah gebracht, der sehr erfreut war und den Jägern reiche Belohnung gab. Im Ganzen hatten wir elf Gemsen und eine Menge andern Wildes, namentlich Hühner, Hasen und wilde Ziegen. Der Aegagrus, den wir hier wohl uneigentlich als Gemse bezeichnet haben, wird so groß wie ein recht starker Ziegenbock; seine regelmäßig gewundenen Hörner erreichen eine Länge von drei Fuß; das Haar ist rothgrau, der Bart dunkler; vom Kopf ab läuft über den Rücken ein schwarzer Streif bis zum Schwanze. Das Thier lebt im steilen Hochgebirge rudelweis.

So reichlich war die Jagd ausgefallen, daß ich meinem gastfreundlichen Arzt einen wahren Gefallen that, als ich am andern Tage sechszehn Hasen als Geschenk von ihm annahm. Ich hing sie, je acht an einer Seite, über den Sattel und ritt in solchem Aufzug in Teheran ein. Dort hatten sich schon viele Leute versammelt, um die Rückkehr des Schahs abzuwarten und denselben um allerlei Bescheid anzugehen.

Ein paar Tage nachher zog eine Abtheilung kurdischer Reiter ab, welche in Churassan eine Kriegs-, bas heißt Raub- und Plünderungs-Expedition gegen die Turkomanen unternehmen wollte. Sie wurde vom Schah gemustert.

Der Austernfang.

In unserer vorigen Nummer wurde nachgewiesen, daß werthvolle Arten von Seefischen sich in einer bedenklichen Weise vermindert haben und daß von vielen Seiten her darauf gedrungen wird, eine Schonungszeit eintreten zu lassen und überhaupt den Fang mit mehr Verstand und Umsicht zu betreiben.

Auch die Austern hatten sich außerordentlich vermindert, aber man hat noch gerade zu rechter Zeit Mittel ergriffen, um einer weitern Entvölkerung und Verödung Schranken zu setzen. Der Gegenstand hat auch ein geographisches Interesse, und da uns eben neue Nachweisungen über denselben vorliegen, so wollen wir unseren Lesern einige Mittheilungen nicht vorenthalten.

Die Auster ist in verschiedenen Arten fast über alle Meere verbreitet. Die „Bänke", welche sie bildet, entstehen zumeist in der Nähe von Flußmündungen, in brakigem Seewasser oder in vollem Salzwasser, aber in süßem Wasser kommt die eigentliche Auster nicht vor. Die sogenannten Austern im Nil und Senegal sind keine ächten Austern.

Den klassischen Boden für diese Thiere bilden die Gestade des nordatlantischen Oceans in Europa wie in Amerika, vorzüglich auch in der Nordsee, sodann auch das Mittelländische und Adriatische Meer. Die Auster ist ein Hermaphrodit und vermehrt sich ungemein stark; jede einzelne legt im Verlauf eines Jahres 50,000 bis 60,000 Eier. Davon gehen freilich die meisten verloren, weil sie allerlei Seethieren zur Nahrung dienen. Die junge Auster heftet sich an den festen Punkt, auf welchem sie sich befindet, und führt dann jenes unbewegliche Austenleben, das zum Sprichwort geworden ist. Aber die Art desselben ist doch verschieden. Die Austern in den neapolitanischen Gewässern setzen sich gern an Pfähle und die Fischer sorgen dafür, daß es an solchen nicht mangele. Sobald ein Pfahl mit Austern bedeckt ist, nimmt man ihn aus dem Wasser und hat eine mühelose Ernte.

An der schleswig-holsteinischen Westküste liegen 40 bis 50 Austernbänke, einige auch an der Nordspitze von Jütland. Die Austern des Mittelmeeres sind von jenen im Atlantischen Ocean verschieden. Jene im Golf von Genua sind klein aber wohlschmeckend, noch besser jene aus dem Fusaro-See, die sorgfältig gepflegt werden. Schon die Griechen und Römer wußten die Auster zu schätzen. Die Letzteren hatten Austernparke im Golf von Bajä und

Digitized by Google

im Lucriner-See, zogen aber doch jene aus der Nordsee vor und ließen sie mit großem Kostenaufwande von den Küsten Galliens und Britanniens kommen. Die Waare wurde in Schnee verpackt und fest zusammengepreßt.

Die Austernfischerei giebt im Atlantischen Ocean und der Nordsee, namentlich in Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden und Deutschland einen Ertrag von Millionen Thalern. Man pflegt heute die Auster, wie man den Wald schont; man sorgt für den jungen Nachwuchs, läßt den Bänken eine Ruhezeit, hat besondere Becken, „Parke", angelegt, in denen man sie hegt und gleichsam veredelt. Sie haben nun viele Städten, in denen sie sich ungestört vermehren und entwickeln können. Kenner wissen, daß eine Auster am besten schmeckt, wenn sie vier bis fünf Jahr alt ist. Nachher wird sie zu fast, die Muschel wird dicker, aber der Geschmack ist immer weich gut, wiewohl nicht mehr so fein. Die großen Austern der Nordsee bilden nicht etwa eine besondere Art; selbst die Barietäten weichen nicht sehr von einander ab, und auch die „Grünen" verdanken ihre Farbe und ihren eigenthümlichen Geschmack nur dem Umstande, daß mikroskopische Thierchen in die Muschel eindringen und die ganze Auster gleichsam in Besitz nehmen. Der Feinschmecker unterscheidet die verschiedenen Austern auf den ersten Blick, er weiß, ob sie von den englischen, niederländischen oder deutschen Küsten stammen, aus der Bucht von Cancale, in der Nähe von St. Malo oder aus Marennes, von den Mündungen der Charente oder Sendre.

Vom Transporte der Auster gilt dasselbe, was wir früher über jenen der Seefische bemerkt haben; sie werden in Körbe oder Fässer verpackt, und man hat nun frische Austern auch tief im Binnenland und so weit überhaupt die Eisenbahnen reichen. Dazu kommen noch die vielen Millionen, welche marinirt und in hermetisch verschlossenen Blech- oder Steinbüchsen versichickt werden; sie halten sich jahrelang gut.

Der jährliche Verbrauch von Austern steigt in die tausende von Millionen. In Paris kommen jährlich im Durchschnitt 80 Millionen, aber in London siebenmal so viele zum Verkauf, nämlich mehr als 500,000,000 Stück! In England sind sie vorzugsweise häufig an den Küsten von Essex und Kent, auf der Rhede von Poole, am Gestade von Hants und Dorset, auch an jenen von Glamorgan. Jene von Carlingford an der irischen Küste sind durch ihr Aroma berühmt; sehr geschätzt werden bekanntlich auch die von Colchester, Brightlingsea oder Bunham, Maldon und Whitstable.

Sorgfältige Beobachtungen haben ergeben, daß die Annahme, Austern seien zum Verspeisen nur in solchen Monaten gut, die ein R haben, also von September bis April, auf ein ganz unbegründetes Vorurtheil hinausläuft. Es ist übrigens ganz richtig, daß um die Aprilzeit die Auster ihre Vermehrung bewerkstelligt; der Eierstock, der im Winter kaum bemerkbar ist, füllt sich nun und giebt dem obern Theile des Thieres eine weißliche Färbung; diese deutet auf baldiges Ablegen. Aber auf den Geschmack der Auster hat das keinen nachtheiligen Einfluß; sie ist das ganze Jahr hindurch gut und Feinschmecker halten sie gerade in den Frühlingsmonaten für am besten. Wenn man in den vier warmen Monaten für kühle Verpackung sorgt, dann ist an der Auster gar nichts auszusetzen. Dafür liefern die, welche vom Mai bis August aus den Parks genommen werden, den besten Beweis.

Aber die viermonatliche Ruhe, welche man den Austern gönnt, ist sehr wertlvoll. Man hat überall den Austernfang durch obrigkeitliche Verordnungen geregelt. In Frankreich z. B. ist er auf den Bänken nur vom 1. September bis zu 30. April erlaubt, und auch dann nur vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die Verwaltung bezeichnet die Bänke, auf welchen „gefischt" werden darf, und bestimmt auch die Tage dafür; sie hat auch die Weite der Maschen an den Netzen derart vorgeschrieben, daß die ganz kleinen Austern durch dieselben wieder hinausfallen. Jene, die etwa doch mitgefangen werden, wirft man wieder in's Meer. Solche Verordnungen können lästig erscheinen, für Frankreich waren sie aber unbedingt nothwendig, wenn jenes Land sich überhaupt den Austernfang bewahren wollte; er war vor etwa sechs Jahren beinahe völlig zu Grunde gerichtet.

Ein um die Fischzucht sehr verdienter Mann, der Akademiker Coste, hob die „geradezu trostlose Lage der Dinge" hervor und erhielt 1858 den Auftrag, die Küsten zu untersuchen und geeignete Maßregeln vorzuschlagen, damit dem Uebel gesteuert werde. Er fand die Sachen noch viel schlimmer als er befürchtet hatte. Bei La Rochelle, Marennes, Rochefort, bei den Inseln Ré und Oleron, also an der französischen Westküste, waren früher 23 sehr ergiebige Austernbänke vorhanden: davon fand Coste nur noch 5, und auch diese in einem kläglichen Zustande. In der Bucht von St. Brieuc, Bretagne, fand er von den 15 ehemals ganz ausgezeichneten Austernbänken nur noch 3 übrig; er sagt, daß zwanzig Boote binnen wenigen Tagen auch diesen schwachen Rest bis zur letzten Muschel hätten fahl machen können. Einst waren dort zweihundert Barken beschäftigt. Auch auf der Rhede von Brest war der Verfall ganz augenscheinlich; nur bei Granville und Cancale war es mit den Bänken einigermaßen erträglich beschaffen, weil dort eine strenge Aufsicht geführt worden war.

Coste griff nun mit fester Hand ein und beschloß, nicht nur für die Vermehrung und, was dasselbe sagen will, für den Schutz der einheimischen Austern zu sorgen, sondern auch essbare Muscheltiere aus fremden Gegenden an den französischen Küsten zu akklimatisiren. Das Erstere ist ihm schon nach kurzer Zeit gelungen; das Zweite befindet sich noch im Stadium der Versuche, aber die Aussinge scheinen ein gutes Ergebniß in Aussicht zu stellen. Coste sandte einen Schiffsleutenant aus Havre, Herrn de Broca, nach Nordamerika, um dort genaue Erkundigungen über den Austernfang einzuziehen und geeignete Muschelthiere zur Eingewöhnung an den atlantischen Küsten Mitteleuropas herüber zu schicken. Broca's sehr ausführlicher Bericht liegt uns im Februar- und Märzhefte der vom Pariser Marineministerium herausgegebenen Revue maritime et coloniale vor, und wir wollen einige Auszüge aus demselben mittheilen.

Im März 1862 fuhr de Broca von Havre nach den Vereinigten Staaten, machte eingehende Beobachtungen, sammelte und kam am 29. September nach einer Fahrt von zwölf Tagen in Liverpool an. Er hatte eine ganze Kolonie von Mollusken an Bord, namentlich von Klaffmuscheln, von welchen aber nur wenige Exemplare glücklich nach Europa kamen; dagegen blieben ein paar tausend Stück von der amerikanischen Venusmuschel und der virginischen Auster lebendig und wurden bei La Hogue de St. Waast wohlbehalten in's Meer gethan.

Schon im September 1861 schickte der bekannte Naturforscher Agassiz aus Boston eine Menge lebendiger Exemplare nach Europa, welche er einem Zeichner des naturwissenschaftlichen Museums in Cambridge, Herrn Burckart, übergeben hatte. Es waren Mya arenaria, Klaffmuschel, Soft Clam der Amerikaner; Venus mercenaria, amerikanische Venusmuschel; Pecten concentricus, Kammmuschel, die für wohlschmeckender gilt als selbst die Auster; Homarus americanus, Hummer; Mactra solidissima, Trogmuschel; Mytilus edulis, die gemeine Miesmuschel. Aber alle starben unterwegs bis auf etwa zweihundert Venusmuscheln, die man in den Parks von St. Waast ansiedelte.

Als Ergebniß hat sich schon jetzt herausgestellt, daß Austern und Venusmuscheln an den europäischen Küsten eben so gut fortkommen wie an den amerikanischen; der Versuch der Eingewöhnung war im Kleinen gelungen und soll nun im Großen fortgesetzt werden. Broca besuchte die Austernbänke auf der ganzen Strecke von der Massachusettsbay bis zur Chesapeakebay, lautte Muscheln und Austern, that sie in Kisten, die mit sandigem Kies gefüllt waren, und gab ihnen täglich zweimal frisches Seewasser. Die Klaffmuscheln waren nach zwölf Tagen alle gestorben, aber die Venusmuscheln und Austern befanden sich vortrefflich, und am 28. Mai, also in einer nicht wohl geeigneten, weil schon warmen Jahreszeit, schickte

Digitized by Google

de Broca eine Sendung ab. Dieser folgten mehrere andere von etwa 40 Stück Süßwasser-Schildkröten, Austern aus der Delawarebay und Klaffmuscheln, von denen etwa 400 lebendig nach Europa gelangten.

Von etwa 30,000 Exemplaren sind ungefähr 10,000 wohlbehalten angelangt. Die Zahl der letzteren wäre aber ohne Zweifel weit beträchtlicher gewesen, wenn die Leute, welche unterwegs die Sendungen zu überwachen hatten, sorgfältiger aufgepaßt hätten.

In Nordamerika sind die Austern keine Luxuspeise; alljährlich werden jetzt im Durchschnitt 20,000,000 Bushels davon verzehrt, und der Gesterwerth dieser Masse beträgt etwa 20 Millionen Dollars. Man unterscheidet drei Arten: Ostrea virginiana, O. borealis und O. canadensis; aber alle drei Arten weichen doch im Ganzen so wenig von einander ab, daß sie nur als Barietäten derselben Species betrachtet werden können. Jedoch im Vergleich zu den europäischen Austern ist der Unterschied beträchtlich, und diesen gegenüber bilden sie entschieden eine eigene Species; sie schmecken auch weniger fein, ihre Farbe spielt in's Violette, die Gestalt ist länglicher, die untere Klappe ist mehr ausgeböhlt, die Auster selbst ist dicker, zarter und reicher an Nahrungsstoff, schmeckt weniger salzig und ähnelt in dieser letztern Beziehung der Miesmuschel. Die Fischer behaupten, daß sie zwanzig Jahre brauche, um ihre völlige Ausbildung zu erhalten; dann ist sie aber auch weit größer als unsere Austern und wird sehr dick und schwer. Alle amerikanischen Austern haben schwächere Muskeln als die europäischen.

Die virginische Auster wird bis zu 15 Zoll lang und $3^1/_2$ Zoll breit. Im Handel bezeichnet man sie gewöhnlich als Auster von der Chesapeake-Bay, sie kommt aber der ganzen Küste entlang vor, namentlich im Süden, und nach Norden hin bis zur Prinz Edwards-Insel und überhaupt im St. Lorenzbusen.

Die Ostrea borealis, gewöhnlich Neuyorker Auster genannt, wird nicht so länglich und breit. Man findet sie in der Bay von Newyork in ungeheurer Menge, aber auch an den Küsten überhaupt und auch in der Chesapeakebay neben der virginischen Auster; sodann in der Buzzards-Bay in Massachusetts.

Die canadische Auster wird gleichfalls nicht so lang als die virginische, und wird von Newyork bis hinauf in die canadischen Gewässer in Menge gefunden. Das gilt überhaupt von allen drei Arten; sie bilden von Canada bis zum Mexikanischen Meerbusen eine wahre Manna, welche in unerschöpflicher Fülle zu haben ist. So mächtig sind die Bänke, daß die Austern, wenn man nicht alljährlich viele Millionen fange, sich in bedenklicher Weise vermehren müßten. Sie würden dann Klippen bilden, den Strömungen an der Küste eine andere Richtung geben, manche Durchfahrten verdämmen, überhaupt der Schifffahrt hinderlich werden. Häufig sind sie überall an den Küsten, aber einige Oertlichkeiten scheinen ihnen doch ganz besonders zuzusagen, z. B. die Gestade von Neu-Jersey, von Long Island bei Neu-York, von Connecticut und Rhode Island, die Mündung des Delaware und vor Allem die Chesapeakebay; in dieser letztern sind hunderte von Schiffen mit dem Austernfange beschäftigt. Aber auch der Albemarle-Sund, der Palmico-Sund und andere Küstenstrecken von Nord-Carolina haben vortrefflliche Austern.

Die Amerikaner wissen den Segen dieser Meeresgabe vollkommen zu würdigen und widmen der Auster eine gewisse Pflege. Sie haben „Pflanzungen" angelegt und dieselben unter den Schutz der Staatsgesetze gestellt, welche sehr streng sind. Die amerikanischen Austern lieben, gleich unseren europäischen, einen etwas schlammigen Sandgrund, der viel thierische Nahrungsstoffe für sie darbietet und gegen den heftigen Wogenbrang des Oceans geschützt ist. Das gilt insbesondere von der Chesapeake-Bay, jenem prächtigen Becken, in welchem alle Bedingungen für das Gedeihen der Auster in hohem Grade gegeben sind. Vom Meer aus dringt sie zwischen den Vorgebirgen Charles und Henry von Osten nach Westen in's Land und nimmt dann ihre Richtung nach Norden; sie hat eine Länge von 150 Miles, eine Breite von 15 bis zu 30 Miles, und nimmt eine Anzahl von wichtigen Strömen auf, z. B. den Susquehannah, Potomac, Rappahannock, York und St. James, und erhält dadurch einen beträchtlichen Zufluß süßen Wassers. Sie ist also nicht so salzhaltig als der offene Ocean, und gerade dieser Umstand ist für das Gedeihen und die Vermehrung der Austern günstig. Auch hat die große Bay eine unzählige Menge von kleinen Buchten, Einschnitten und Inseln. Sie ist ungemein fischreich, und der Fang der Makrelen, Häringe, Aale, Barsche, Essen, Störe und anderer Fische bringt große Summen ein. Mit dem Austernfang und den Pflanzungen waren dort in dem Jahre vor Ausbruch des Bürgerkrieges etwa zehntausend Leute beschäftigt. Die Auster der Chesapeakebay ist von Natur so fett, daß sie in der Regel gar nicht erst in den Pflanzungen kultivirt zu werden braucht. Sie erträgt auch die Kälte gut, denn im Raume der Schiffe, welche in der strengen Winterzeit diese Auster nach Boston bringen, hält sie sich bis zu vier Wochen am Leben, wenn nur die Körbe geschlossen bleiben. Die meisten Austern, welche in den nördlichen Staaten auf den „Pflanzungen" kultivirt werden, kommen aus der Chesapeakebay und von der Mündung des Delaware, und dort sind sie so billig, daß die Fischer, sowohl auf der virginischen Seite wie auf jener von Maryland, den Buschel von 200 bis 250 Stück zu 15 bis 20 Cents verkaufen. Aber selbst durch die Kultur werden sie nie so fein wie die „Natives" an den Küsten von Connecticut, Rhode Island und stellenweise von Massachusetts, die übrigens nur an der nächsten Küste verspeist werden, theurer sind und auch nicht in's Innere versichirt werden. Ausgezeichnet kommen sie vor in der Bay von Neu-York, bei Neu-Haven, in der Providencebay, auch an der Küste von New-Jersey. Jene von Blue Point, in der großen Bucht auf der Südseite von Long Island, gelten für die delikatesten.

Während wir in Europa die Austern nur frisch verzehren und als Delikatesse betrachten, verwendet man sie in Amerika, eben weil sie so billig und in so großer Menge vorhanden sind, in mannigfacher Weise. Sie werden mariniert, zu Suppen verwandt, gedämpft, gebraten, zu Pasteten und noch in anderer Weise benutzt. Man kann in den „Austerhäusern" der großen Städte (in New-York allein giebt es mehr als dreihundert solcher Restaurationen) Austern in allen möglichen Zubereitungen haben. Eine gebratene oder gekochte amerikanische Auster ist unserer europäischen vorzuziehen. In der warmen Jahreszeit dürfen Austern nur aus den Pflanzungen, nicht von den Bänken genommen werden, und in den Oyster Houses haben die Wirthe besondere Vorkehrungen getroffen, um durch Eis eine solche Temperatur herzustellen, welche der Auster behagt. Die Großhändler verkaufen den Buschel, der etwa 200 bis 250 Stück enthält, durchschnittlich zu einem Dollar, also 1 Thlr. 12 Sgr.; in den Austerhäusern zahlt man, je nach Beschaffenheit, von einem halben Dollar bis zu drittehalb Dollars für das Hundert. Die Verschickung findet in verschiedener Weise statt: entweder in der Schale oder ohne dieselbe, mariniert und luftdicht conserviert. Die Schalen benutzt man zur Düngung des Landes, zum Macadamisiren der Straßen, zum Kalkbrennen. In Baltimore allein gewinnt man aus dem Verkaufe der Austernschalen jährlich etwa 100,000 Dollars. Der Austernkalk eignet sich vortrefflich für Wasserbauten.

Die Austernkultur ist in Nordamerika einfach und weit weniger kostspielig als bei uns. Eigentliche „Parks" hat man nicht, wohl aber Wasserbecken, welche abgedämmt sind, z. B. in Neu-Jersey und Connecticut. Aber zumeist begnügt man sich, die Austern an geeigneten Punkten an der Küste auszusäen, und man erzielt bei diesem gar nicht mühsamen Verfahren vortreffliche Ergebnisse. Allein die Thiere gedeihen nicht überall gleich gut; auf reinem Sande z. B. wachsen sie langsam und werden nicht fett; im Schlamme bekommen sie einen übeln Geschmack und werden nicht selten steifict; am besten entwickeln sie sich in einem etwas schlammhaltigen Sande. Im Brackwasser der Teiche oder im Ebbe- und Flutbereiche der Stromesmündungen werden sie groß und fett, schmecken aber daher als jene aus dem reinen Salzwasser.

Die künstlichen Austernbetten, denn so bezeichnet man sie,

Digitized by Google

werden halb so angelegt, daß sie immer vom Meere bedeckt sind, oder auch, z. B. bei Boston, New-Haven, Wellfleet ꝛc., derart, daß sie manchmal bloß liegen. Am besten gedeihen sie, wie schon angedeutet wurde, in Buchten, an Flußmündungen, deren Bett keinen Veränderungen unterworfen ist; in salzigen Teichen, überhaupt an geschützten Oertlichkeiten, wo die Strömung nicht zu reißend ist. Man pflanzt nicht tiefer als so, daß bei niedriger Ebbe 15 Fuß Wasser über dem Austernbett ist, gewöhnlich liegt dasselbe aber nur ein paar Ellen unter Wasser, und man bezeichnet sie mit langen, biegsamen Ruthenstäben, welche auch über die Fluthöhe hinausragen. Gewöhnlich ist ein „Bett" viereckig und hält 40 bis 60 Fuß im Quadrat. Die Hafenpolizei ist angewiesen, strenge Wacht zu halten.

Die Aussaat, das Anpflanzen, findet nach der Winterszeit statt, vom März bis Mai. Dann holen viele Schiffe die Austern aus der Chesapeakebay und vom Delaware ꝛc., in Ladungen von mehreren tausend Bushels, und bringen sie den Pflanzern, welche das Ausstreuen sehr sorgfältig vornehmen. Dasselbe geschieht vermittelst einer zweizähnigen Harke in ähnlicher Weise, wie bei uns der Säemann sein Korn rundum auswirft, und zwar auf ein Bett ungefähr 50 Bushels. Manche sind schon drei Monate nach der Aussaat gut und fett, denn auf den Pflanzungen können sie sich freier und besser entwickeln als auf den heimatlichen Bänken, wo sie enger und gedrängter beisammen liegen.

Die Austernkultur wirft einen sichern und bedeutenden Nutzen ab, denn derselbe beträgt nicht selten 50 Procent.

Wir wollen zum Schlusse hervorheben, daß man daran denkt, auch noch andere Wasserthiere aus Nordamerika zu verpflanzen, z. B. die Salzwasserschildkröte (Terrapinschildkröte, Emys concentrica), die an den Stromündungen und in Brackwasserteichen lebt und vortrefflich schmeckt; sodann den amerikanischen Hummer; er ist größer als unser europäischer, aber weniger schmackhaft; mehrere Süßwasser-Schildkröten, z. B. die sehr geschätzte rothbandige (red belly); die große See-Forelle (Salmo amethystus) und den Weißfisch (Coregonus albus, Attihawneg der Odschibwä-Indianer). Agassiz meint, daß man die letzteren vermittelst künstlicher Befruchtung bald in großer Menge haben könne. So viel ist sicher, daß in unseren europäischen Gewässern dieselben Bedingungen für das Gedeihen gegeben sind, wie in den amerikanischen.

Aus dem Kolonialleben Neuseelands.

Die deutschen Ansiedler in Nelson und ihre Schicksale.

Nelson bildet die nördliche Provinz der Südinsel im neuseeländischen Archipelagus, ist etwa 160 Miles lang und hat eine Bevölkerung von etwa 16,000 weißen Bewohnern; die Zahl der Maoris beträgt noch etwa 1000 Seelen. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt unter 41½° S. Br., hat ungefähr 7000 Einwohner und wurde 1842 an der Blind-Bay gegründet; das Klima ist vortrefflich.

Wir finden in Hursthouse's Werke über Neuseeland (London 1861, S. 148) eine Schilderung der Bestandtheile, aus welchen die Bevölkerung der Stadt Nelson besteht. Da sind, sagt er, Kaufleute aus Liverpool, Handlungsgehülfen aus London, Aerzte aus Dublin, Advokaten aus Leeds, Magister aus Cambridge, Lehrer aus Oxford, Marineoffiziere aus Jersey, Invaliden aus Indien, Gutsbesitzer aus Lincolnshire, Schiffsbauer aus Portsmouth, Brauer aus Brighton, ein Bischof aus Eton, Maurer aus Bath und so in's Unendliche fort. In dem neuen jungen Kolonialleben stellt sich bald ein eigenthümliches Gepräge heraus; wir sehen eine große Mannichfaltigkeit der Gesellschaft, keckes Auftreten, Waguiß und Originalität des Charakters; Alles drängt vorwärts, aber Alles ist noch in den Anfängen. —

So der Engländer. Auch die Schilderung eines Deutschen haben wir vor uns liegen. Herr Karl von Döbren hat die Schicksale der deutschen Ansiedler in Nelson, wo er selber seßhaft zu sein scheint, in der Australischen Vierteljahrsschrift dargestellt. Ton und Behandlung sind nicht gerade hübsch, es ist leichtfertige, nach Witz haschende Spielerei darin; wir haben aber nur wenig gestrichen, weil wir dann und wann der Kolonialpresse, wie sie ist, das Wort gönnen. Der aufmerksame Leser wird übrigens finden, daß auch in Australien, wie in Amerika, sich ein deutsch-englisches Mischgequatsch (denn se können wir wohl statt Jargon sagen) gebildet hat, das an Californien und Pennsylvanien erinnert.

Doch Herr von Döbren möge selber erzählen:

Die ersten Schritte zur Kolonisation Neuseelands wurden im Jahre 1839 von der New Zealand Company gethan, die durch Agenten große Strecken Landes von den Maoris (Eingeborenen) aufkaufte, um solche in London wieder zu verwerthen. Die Maoris waren leicht zu bewegen, gegen einige Ballen wollener Decken, einige Pfunde Schießpulver und ein Dutzend rostiger Gewehre ihre schönen Küstenstrecken abzugeben, da sie mehr den augenblicklichen Nutzen des Tauschhandels im Auge hatten als die später bleibende brüderliche Nachbarschaft John Bull's. Nachdem die Gegend um Queen Charlotte Sound, Port Nicholson, später Wellington, so wie Blind Bay, Nelson, von der Gesellschaft angekauft war, wurde das Land zierlich auf Papier gemalt und als „Splendid agricultural land" für 20 bis 30 Schillinge per Acre verschachert.

Natürlich kamen kleine Mißverständnisse vor, wie z. B. in Nelson, wo eine Masse „Stadt-Land" mitten in der See liegt, oder ganze Settionen wegen des unergründlichen Sumpfes nicht zu finden sind; aber diese unbedeutenden Abweichungen hinderten nicht den Verkauf des Landes in London. Die Auswanderer griffen in den Glückstopf der Landspekulation, und was Einer zu viel an unfruchtbaren, steilen Kalkfelsen erhielt, wurde bei dem Andern wieder durch schöne Gegend im fühlen Grunde gut gemacht.

Im Februar 1842 kamen die ersten Schiffe mit Auswanderern in Blind Bay an, und groß war die Täuschung der armen Pioniere. Hunger und Elend starrten ihnen in's Gesicht, wo sie ein südbendes Land und lachende Pomeranzenbäume erwartet hatten.

Um das „Geschäft" in Gang zu bringen, hatte ein deutscher Gelehrter, Dieffenbach, das Land im Auftrage der Kompagnie durchforschen müssen. Sein Urtheil über die jetzige Provinz Nelson war, der mächtigen Waldungen und der wilden Gebirge halber, nicht sehr günstig in Bezug auf Ackerbau. Doch die Company wußte sich zu helfen. Dem Deutschen wurde das Manuskript abgekauft, die Berge und Waldungen wurden ausgestrichen, Blumenduft und Früchtegeschimmer nebst den nach „Bearbeitung" sechzenden Fluren dafür eingeschoben und so das Buch dem hungrigen Publikum aufgetischt*).

Es geht nichts über eine richtige Behandlung. Wahrscheinlich waren Blumenduft und frischer Waldgeruch von Blind Bay auch bis nach Deutschland gedrungen, denn ein Gutsbesitzer, Graf Rauhau, bekam Lust, sich unter dem Schatten der Orangenbäume Neuseelands zu erholen. Er kaufte demnach einige tausend Acres von der Company und schickte eine Anzahl Mecklenburger Tagelöhner

*) Dieffenbach war ehrlich und gab sehr bald seine Beschreibung von Neuseeland unverstümmelt in deutscher Sprache heraus. A.

Digitized by Google

unter der Leitung der Gebrüder Kelling nach Blind Bay, um das „Gut" des Grafen nach medlenburgischen Principien „bewirthschaften" zu lassen.

Zu gleicher Zeit bildete sich auch eine Gesellschaft in Hamburg, um „Güter" in dem gelobten Lande Neuseeland für Kaufmannsseelen herauszublasen. Diese Expedition unglücklicher deutscher Bauern wurde unter den Befehl eines Schwindlers, den wir Moses nennen wollen, gestellt, und dieser Gauner trieb sein Geschäft so weit, daß er auf der Reise die „Opfer" in Ketten legen ließ und drohte, sie als Sklaven zu verkaufen, wenn sie seinen Befehlen nicht nachkämen. Glücklicherweise machte eine sturmige Tracht Prügel des Herrn Rentmeisters Standpunkt klar, und die armen Leute hatten Ruhe.

Natürlich lief die Gesellschaft nach Ankunft sofort auseinander. Der Herr Rentmeister begann Schlachten zu scheeren, die ihm nicht gehörten, und die Bauern liefen aus Hunger in die Berge, um wilden Kohl zu suchen.

Der allgemeinen großen Noth abzuhelfen, ließ die N. Z. Company Wege und Brücken von den Ansiedlern bauen, doch dauerte diese Hülfe nicht lange, da die Company es bald darauf für angemessen fand, sich bankerott zu erklären. Das Elend erreichte nun den höchsten Grad, und wäre es nicht der wild gewordenen Schweine halber gewesen, die Cook früher an's Land gesetzt, so hätte die junge Kolonie elendiglich aus Nahrungsmangel zu Grunde gehen müssen. Außerdem brach ein Streit mit den Maoris aus, und als im Jahre 1843 unter Kapitän Watefield eine Expedition nach der Wairau ausgerüstet wurde, überfielen die Häuptlinge Rauparaha und Rangihaiata die einige fünfzig Mann starke Kolonie der Engländer, tödteten 17 Mann und schlugen den Rest in wilder Flucht nach Nelson zurück. Das Ende der Kolonie schien nun gekommen, und Angst und Verzweiflung trieb die Ansiedler in Scharen nach Adelaide.

Nur mit der Zeit und als man fand, daß die Maoris friedliebender sich zeigten als man anfangs glaubte, kehrten Ruhe und Vertrauen allmälig zurück. Die Kolonisten, die bis jetzt meistens nur als Tagelöhner für die Company gearbeitet hatten, fingen nun an, für sich selbst das Land zu bebauen, und die ersten Spatenstiche in dem jetzt so blühenden Waimea-Distrikte wurden gethan.

Die Wirthschaft auf den „Gütern" hatte noch immer nicht begonnen, weil Moses die mitgebrachten Provisionen noch nicht alle bekommen hatte und weil das Kohlsuchen in den Bergen lange Zeit erforderte. Dazu kam, daß die Waldungen von Schweinen und wilden Tauben wimmelten, und es behagte unseren lieben Landsleuten besser, auf die Schweins- und Taubenjagd zu gehen, als für nichts auf den „Gütern" zu arbeiten.

So standen die Sachen, als die zweite Expedition deutscher Arbeiter unter Leitung der Gebrüder Kelling eintraf. Bis jetzt hatten die Engländer nur Gelegenheit gehabt, Rentmeister Moses als Hallunken und die deutschen Tagelöhner als Schweinejäger kennen zu lernen, und es war demnach natürlich, daß die Herren Kelling mit Mißtrauen und Kälte empfangen wurden. Doch diese Herren, obgleich noch mit der englischen Sprache unbekannt, hatten Mutterwitz und auch noch etwas Anderes von Hause mitgebracht. Meister Schmalhans war Küchenmeister der Zeit in Nelson und Erscheinungen wie eine volle Flasche Brandy ꝛc., gehörten in den Bereich der frommen Wünsche. Nun aber wollte es die Vorsehung oder vielmehr der Herr Graf, daß sich am Bord des deutschen Schiffes eine löbliche Gesellschaft geistvoller Flaschen, nebst einer Sammlung Hamburger Rauchfleisch und westphälischer Schinken befand. Die Herren Kelling öffneten ihre Brodbeutel und John Bull Maul und Herz. Das Vorurtheil gegen den „Dutchmann" verschwand, und der bessere Theil der englischen Kolonisten nahm sich der deutschen Ankömmlinge an, und mit Lust und Hoffnung ging es an die Urbarmachung des wilden Landes.

Freilich hatte es mit der Wirthschaft des „Gutes" seine Schwierigkeiten. Die in Deutschland gegebenen Befehle konnten in Neuseeland nicht ausgeführt werden, und aller Fleiß und alle Sorgen der Herren Kelling, als Bevollmächtigte der gräflichen Herrlichkeit, trugen wenig Früchte für sie und gar keine für die armen Arbeiter. Der Graf brummte und die Tagelöhner raisonnirten, und das Ende vom Liede war, daß letztere davongingen. Der Graf und die Hamburger Kaufleute mußten ihr Land mit Verlust verkaufen. Doch mit der Vernichtung der gräflichen Hoffnungen gingen keineswegs die Aussichten der deutschen Ansiedler zu Grunde.

Wir wollen sie vorläufig in den dichten Flachsbüschen zurücklassen und später zusehen, was Zeit, Ausdauer und tüchtige Arbeit aus ihnen gemacht hat. Noch kämpfen rüstig mit ihnen um den Besitz des Landes Mangel, Sandfliegen und Mosquitos. Ihre leichten Hütten von Manuka-Büschen bergen sich unter der Wuth des Gewittersturms und Aengstlich drückt die liebende Mutter den kalten Säugling an die erwärmende Brust.

„Ach, wären wir daheim geblieben!" jammert sie.

Geduld, lieb Weibchen, Geduld! In zwanzig Jahren fährst Du in der Kutsche! —

* * *

Wenn man von Wellington — dem langweiligsten und windigsten Neste von ganz Neuseeland — durch Queen Charlotte's Sound segelt und den gefährlichen French Paß glücklich durchschifft hat, so breitet sich Blind-Bay wie ein herrliches Panorama vor den entzückten Blicken aus. Im weiten Bogen an der Nordseite durch Cape Farewell mit seinen weit auslaufenden Sandbänken eingeschlossen, bildet das kühn hervorragende Separation Point die engere Grenze zwischen Blind- und Massacre-Bay. Scharfe, seltsam geformte Bergketten ziehen sich nach Süden bis zu den Petores-Gebirgen zurück, deren schneebedeckte Kuppen gar herrlich aus der blauen Wolken hervorragen.

Im Mittelpunkte der Bay, von grünen, kegelförmigen Bergen umgeben, die sich terrassenförmig über einander bis zu dem chromund kupferreichen Due Mountain erheben, liegt das freundliche Nelson. Zwischen lachenden Gärten und freundlichen Cottages erhebt sich die englische Kirche auf einem mit Blumen und Gesträuch bepflanzten Hügel, und wenn auch die hölzerne Nachbildung eines gothischen Domes etwas traurig ausgefallen, so ist das Ganze doch ein hübsches Bild. Das neue Gymnasium so wie die Gouvernements-Gebäude sind imponirend und geschmackvoll.

Seiner geschützten Lage, seines gesunden Klimas und seiner Blumen- und Obstgärten halber wird Nelson mit Recht das Eden Neuseelands genannt.

Der Kontrast zwischen australischen Südsee und Nelson ist überraschend. Dort wogt und wühlt und treibt Alles durcheinander, und jedem hastig Dahereilenden scheint deutlich auf seiner wichtigen Geschäftsmiene geschrieben: „Um Gotteswillen, Kinder, macht Platz, ich habe vor Mittag noch ein Achtel Prozent Kommission zu verdienen." In Nelson übereilt man sich nicht so.

Auf einem eben vor seiner Thür abgeladenen Ballen sitzt rauchend der Kaufmann, den Morgens nicht vor halb zehn Uhr erscheinenden „Examiner" durchlesend. Der Leitartikel scheint ihm zu gefallen; wie gewöhnlich enthält dieser eine fröhliche Aussicht auf die baldige „Ausrottung" des ganzen Maori-Geschlechts, oder er denkt mit prophetischem Geist an die künftige Größe Nelsons.

Ruhe, Publichäuser, Gemüthlichkeit, Schaaren lärmender Kinder, blühende Rosenstöcke, seite Milchkühe und schelmische Frauengesichter trifft man auf jedem Schritt an. Trotz Gold, Kohlen, Plumbago, Platina, Kupfer, Chrom, Eisen, Marmor und Blei, die sich in der Provinz befinden, bleibt die Bevölkerung ruhig und gemüthlich, läßt Metalle Metalle sein und ist zufrieden mit dem, was ihr die liebliche Natur auf leichtere Weise bescheert.

In Nelson findet man nicht eine verschließbare Thüre, und das liebe Frauenvolk schwärmt so unschuldig in den milden Mondnächten umher, wie bei uns die Maikäfer! Das fehlte noch, daß

Digitized by Google

die wilden Söhne der australischen Goldfelder Abends die Spaziergänge unsicher machten! Nein, nein, Nelson hat ganz Recht, wenn es „die development of the goldfields“ als moralisches Uebel betrachtet, und die Hebung seiner mineralischen Schätze künftigen Generationen überläßt!

Es ist gar hübsch, im freundlichen Nelson umherzuschlendern, wo jede Straße ein neues und überraschendes Panorama bietet. Kleine schattige Thäler, eben breit genug, um einen Pfad, eine sprudelnde Quelle, und kleine Häuser inmitten lachender Gärtchen zu bulden, scheinen Bersteden zwischen den tegelförmigen Bergen zu spielen. Nelson scheint eigens dazu geschaffen, um müden Wanderern auf der Bahn des Lebens — vorausgesetzt, sie haben sich vorher im saubigen Australien wenigstens 300 Pfd. St. Rente erfochten — ein kühles, heimliches Plätzchen, selbstgebrautes gutes Bier und, wenn sie allein kommen, niedliche Lebensgefährtinnen anzubieten.

Und dies ist der Platz, der vor zwanzig Jahren noch eine Wüste war; — wo früher Furcht, Hunger und Mühseligkeit die Leute plagte, da herrscht jetzt Ruhe und Wohlstand und — was über Alles geht, — Zufriedenheit mit dem bescheidenen Loose.

Doch wir wollen sehen, was aus unseren deutschen Landsleuten geworden ist. — Nachdem wir uns überzeugt, daß der beste Dichter, der beste Arzt, der beste Sprachlehrer, der beste Baumeister, der beste Tischler, der beste Weinbauer und der beste Schneider in Nelson Deutsche sind, wollen wir nach Ranzau hinausfahren, um nachzusehen, wie unsere Freunde, die Herren Kelling und die verunglückte Hamburger Expedition, sich befinden.

Ein Landsmann, dessen Bekanntschaft wir kürzlich gemacht, hat uns einen Platz auf seinem „Bullockdray“ angeboten und auf Ehrenwort versichert, daß er nur about half a mile von dem Hause des Herrn Kelling „dwellte.“ Wir sein „good friends“ sagte er, und wenn Sie die deutsche „language speaken“, so wird er Ihnen als German well aufnehmen.“

Gerührt drückten wir dem braven Germanen die Hand, die Peitsche flog knallend über die fetten Ochsen und mit der freundlichen Einladung: heave up, Major! setzte sich die Rumpelmaschine in Bewegung.

„Ich habe Ihnen schon seit einigen Tagen in Nelson gesehen, hob der gute Landsmann an, als wir in's Freie kamen, und mir gleich erkundigt, ob Sie „Land purchasen“ wollen? Mrs. Brown sagte mir, daß Sie ein Frenchman aus Australien wären und noch nicht „gemarried“ hätten.“

Wir waren natürlich der Mrs. Brown sehr dankbar für diese Theilnahme, um so mehr, da der Landsmann erzählte, daß sie eine junge Wittwe und recht hübsch sei. — „Nun will ich Ihnen aber einen guten Advice geben, fuhr er zutraulich fort, — aber haben Sie auch „Money“ mitgebracht? setzte er forschend hinzu. Unser Lächeln ob der naiven Frage fofort in ein Na ob! übersetzend, fuhr er leiser fort: „Sie sein green hier in der Kolonie. Sie müssen very cautious sein! Trauen Sie nobody, selbst nicht Ihrem Bruder. Die Germans namentlich sein schlecht, besonders gegen Deutsche, die noch keine colonial Experience haben! Ich meine es gut mit Sie, und wenn Sie bei mir lodgen wollen, so kostet Sie das blos ein Pfund per Week! Für sechshundert Pfund verkaufe ich Ihnen eine Section von fünfzig Acres und dann sein Sie gleich all right! Sie stoppen bei mir diese Nacht und ich will Ihnen das Land morgen zeigen.“

Der Landsmann war ein früherer Tagelöhner der Ranzan'schen Expedition. Seine Verhältnisse haben mehr oder weniger Anwendung auf sämmtliche Deutsche, die in Neuseeland aus Nichts sich eine unabhängige Stellung erworben haben. Ihre Zahl ist nicht unbedeutend. Außer in Ranzau und Waimea hat sich bei Holy Busch eine deutsche Kolonie gebildet, und in der Monteri ist die deutsche Bevölkerung bei weitem die überwiegende. Hier ist auch eine deutsche Kirche und Schule unter der Leitung des Pastor Heyne. Herr Karl Kelling vertritt den Distrikt in der Provincial Council, während sein Bruder Fedor, der zugleich Magistrat ist, einen Theil von Waimea repräsentirt.

In Bezug auf die Hülfsquellen wollen wir erwähnen, daß bis jetzt von den vielen Mineralien nur Gold, Chrom und Graphit bearbeitet wird. Gold durch einige wenige Partien in Massacre Bay, Wangapeka und an der Westküste, Chrom durch die Due Mountain Company und Herrn Hackett, und Graphit durch die Herren Wiesenhavern und Beyergang. Die Mine der Letzteren befindet sich in Kalawau, Massacre-Bay, und liefert eine ausgezeichnete Qualität. — Für die Bearbeitung der außerordentlich reichen Kohlenlager, die oft 12 bis 17 Fuß dick erscheinen und von besonderer Güte sind, fängt man kürzlich auch an Applikationen bei der Regierung einzureichen. Doch wenn man nicht bald Geld, Energie und Talent — wer entdehren besonders tüchtige Geologen und Scheidekünstler — in die Provinz einführt, so hat es mit dem Kohlen-Exportiren noch gute Wege.

Kleine Nachrichten.

Missionäre in Südafrika von den Makololo vergiftet. Wir machten wiederholt darauf aufmerksam, daß David Livingstone die Welt und sich selber in Bezug auf seine Baumwollen- und Missionshoffnungen schwer getäuscht hat. Die Nachrichten aus Südafrika bringen dafür fast allmonatlich neue Belege.

Der verdienstvolle Reisende und sanguinische Missionär erwartete viel von seinen „guten Freunden“, den Makololo, mit welchen er zuerst in den Jahren 1851 und 1853 in näherer Berührung kam. Sie sind der am weitesten nach Norden vorgerückte Stamm der großen Betschuana-Völkergruppe; diese reicht vom Oranjeflusse bis zum 18.° S. Br.; aber die Makololo haben weiter nach Norden hin bis zum 14.° S. Br. Eroberungen gemacht, und auf dieser Strecke von 4 Breitengraden schwarze Völker bezwungen; sie bezeichnen diese Neger mit dem Gesammtnamen Makalaka und verlangen von denselben Zwangsarbeit. Der Schwarze wird von dem lehrsamen Feudalherrn, dem Makololo, wie eine Art von Leibeigener behandelt, aber, wie überall in Afrika, in milder Weise.

Die Hauptstadt dieser Makololo ist Linyanti, etwa 18.° S. Br., 23.° O. L., und dort traf Livingstone am 23. Mai 1853 ein. Der Häuptling Sebituane war damals ein Bursch von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren, und der Missionär schildert ihn als „einen warmen Freund der Engländer“. Aber schon der Empfang hätte den Europäer Stoff zum Nachdenken geben können. Als der Häuptling den Fremden „in königlichem Styl“ empfing, ließ er ihm eine Menge von Töpfen vorsetzen, die mit Bovaloa, dem im Lande gebrauten Biere, gefüllt waren. Jede Frau, welche einen Topf vor den weißen Mann hinsetzte, trank einen tüchtigen Schluck, um den Beweis zu liefern, daß das Bier nicht vergiftet sei. Livingstone verweilte damals einen ganzen Monat in Linyanti, weil er das Fieber bekam. Im Herbst 1855 war er abermals dort. Seine Schilderung der Makololo zeigt, daß diese Leute Barbaren im ähnlicher Weise sind, wie die ostafrikanischen Negreidern, von denen wir, nach Burton, in dieser Nummer eine eingehende Charakteristik gaben. (S. 73 ff.) Livingstone gesteht ein, daß er zwar manches Jahr unter den Makololo gelebt habe, sich aber doch keine klare Vorstellung von ihrem Wesen machen könne. Wir glauben das gern, weil diesen lehrsamen Barbaren, eben so wie den Schwarzen, der innere Zusammenhang fehlt; sie sind ohne alle Logik. Der Missionär sagt: Manchmal erröthen sie sehr gute und manchmal sehr schlechte Handlungen; es sei aber nicht im Stande gewesen, die Beweggründe für das Eine wie für das

Digitized by Google

Andere herauszubringen. Dann gelangte er aber doch zu der richtigen Ansicht, daß sie ein festsames Gemisch von Gut und Böse seien. Was wir Wohlthätigkeit nennen, ist ihnen ein durchaus unbekannter Begriff. Allerdings ereignen sich Fälle, welche scheinbar auf Güte und Freigebigkeit deuten; aber der Reiche ist wohlwollend gegen den Armen, weil er von diesem Gegendienste erwartet. Einem armen kranken Manne, der keine nahen Verwandten hat, reicht man nicht einmal einen Trunk Wasser; seine Leiche wird nicht begraben, sondern zum Fraße für die Hyänen auf das freie Feld geworfen. Kaltblütige Grausamkeit, gänzliche Fühllosigkeit ist gar nicht selten, man läßt z. B. Sklavinnen verhungern.

Wir schicken dies voraus, weil es zur Erläuterung eines Berichtes dienen kann, der von einer englischen Zeitung zu Port Natal, den Cape and Natal News, mitgetheilt wird. Auf Livingstone's Rath und Antrieb hatten sich nämlich Missionäre zu den Makolo begeben; es ist ihnen aber nicht minder schlimm ergangen, wie jenen, deren Schicksal wir im vorigen Bande des Globus (III, S. 185 ff.) erzählten.

Der Bericht ist datirt aus Bothletlhe und lautet folgendermaßen: Seit meinem vorigen Schreiben haben wir vom Ngami-See (20° S. Br.) einen Ausflug nach Westen und nach Norden hin gemacht, einmal um dem Fieber zu entgehen, sodann um unser Land mit der von Anderssen am Okavange entdeckten Gegend in Verbindung zu bringen. Wir fanden aber keine gute Gegend, denn es mangelte an Wasser, und wir kehrten um, nachdem wir ein paar hundert Meilen gemacht hatten, zum großen Theil in einer bis jetzt noch nicht erforschten Gegend.

Wir machten auf Elephanten Jagd, aber Einige von uns wurden vom Fieber ergriffen und konnten nicht weiter vorwärts. Baines und Barry sind jetzt so ziemlich wieder hergestellt, aber noch sehr schwach; sie wollen demnächst nach den großen Victoria-Katarakten aufbrechen. Wenn sich dieselben, daß unterhalb derselben ein Boot den Strom (Sambesi) hinabfahren kann, dann wollen wir dort ein solches bauen, wenn nicht, suchen wir weiter abwärts eine dafür geeignete Stelle aus und hoffen dann im November oder December nach Tete — der bekannten portugiesischen Niederlassung am Sambesi, dessen unterer Lauf bert bezweifelt — zu erreichen.

Am Kap (der guten Hoffnung) weiß man wohl nicht genau, welchen klaglichen Ausgang die Mission bei den Makolos genommen hat; aber die schriftlichen Mittheilungen, welche Price darüber gemacht hat, werden uns von Livingstone bestätigt. Sie erzählen, daß die Missionäre vergiftet worden seien und man spricht darüber in Linyanti ganz offen. Gegen die Uebertebenden hat Sekeletu sich so schwöre benommen, daß er dadurch ebenso sehr sich zum Verbrecher stempelt, als wäre er selbst Urheber des Mordes.

Ganz dasselbe besagen Briefe, datirt vom Ngami-See, welche Baines von Herrn Logier erhalten hat; sie sprechen über die Vergiftung des Geistlichen Helmore und seiner Familie. Der Häuptling Letschulatebe hatte Herrn Chapman eine herzbrechende Schilderung über das unglückliche Loos der Missionäre gegeben. Man schenkte ihnen einen Ochsen, aber es steckte ein schwarzer Anschlag dahinter; das Bier, welches man ihnen reichte, war vergiftet; nachher wurde gepflündert. Selbst wenn man an eine Vergiftung nicht glauben will, so bleibt doch ausgemacht, daß Sekeletu sich gegen die Unglücklichen, welche dem Tod entgegen siechten, mit äußerster Grausamkeit benommen hat. Er selber bekam aber um jene Zeit einen Ausfall.

Baines hebt einen Zug hervor, welcher zeigt, wie die Eingeborenen über den Tod der Missionäre denken. Ein Bote des Häuptlings sagte Herrn Chapman, die Engländer seien Feiglinge, weil sie für den Tod ihrer Landsleute an Sekeletu keine Rache nähmen. Chapman äußerte, Livingstone habe gesagt, die Missionäre würden gut behandelt, sein aber dem Fieber erlegen. Darauf entgegnete der Bote die obigen Worte, und fügte hinzu: „Gang wohl; aber wenn Sekeletu Freund der Engländer war, weshalb hat er ihnen denn ihren Wagen geraubt?“ —

So weit der Bericht; wir wollen aber noch ein paar Bemerkungen hinzufügen:

Livingstone hatte die Makolo ermahnt, ihre Raubzüge einzustellen. Sie sind aber trotzdem arge Räuber geblieben. Er wußte, daß Innerafrika ein Fieberland und im höchsten Grad ungesund ist; trotzdem behauptet er in seinem bekannten Reiswerke, das Innere, namentlich das Land der Makoleka, biete für den Ansiedelungsmenschen eine weit einladendere Feld dar als die Westküste. Freilich gesteht er auch zu, daß die Leute gar nicht nach dem Evangelium verlangen. Was er ihnen von seinen Lehren zu vernehmen gab, hörten sie an, erklärten es aber für „festsame Dinge“, und verstanden nicht, was er wollte. „Wissen wir, wovon er spricht!“ sagten sie, und Andere äußerten: „Wenn wir Worte über andere Sachen hören, so können wir sie behalten. Wenn du uns aber so wunderbare Dinge erzählst, dergleichen wir nie gehört haben, dann wissen wir nicht, wie es sich damit verhält, und sie sanken aus unseren Herzen weg.“ Livingstone gesteht selber ein, daß „die Lehren gar keine merkbare Wirkung hervorbringen; sie wenden nichts gegen dieselben ein, bleiben aber ganz erstaunlich gleichgiltig und sagen: Wir verstehen das nicht!“ —

Die deutsche Sprache in Paris. Es ist sehr schimm, daß die vielen Tausende von Deutschen, welche in der Hauptstadt Frankreichs ansässig sind, nicht mehr Werth auf die Bewahrung ihrer Muttersprache legen, als von Seiten so Vieler geschieht. Es ist schimpflich und geradezu bedientenhaft, daß sie dieselbe aufgeben, und daß die in Paris erzeugten Kinder oft nicht einmal geläufig mit ihren Eltern reden können. Die deutsche Pariser Zeitung schreibt darüber Folgendes:

„Die Sprache trennt gar bald die Kinder von ihren deutschen Eltern in Paris, und gewöhnlich, sobald erstere selbständig geworden sind, ist die deutsche Sprache ganz vergessen, ja noch öfter verstehen Kinder ganz deutscher Eltern kaum ein Wort deutsch, und wissen dann beinahe ihren deutschen Familiennamen nicht mehr richtig auszusprechen. Besonders sind es die wirklichen Deutschen, welche auf diese Weise alles Deutsche an den Nagel hängen, während die elsässischen und die schweizerischen Familien ihre Kinder oft jahrelang in die Heimat schicken, um ihnen die deutsche Sprache zu bewahren. Noch mehr aber sind es die Israeliten, welche die deutsche Sprache gleichsam als Nationalsprache pflegen. Ueberall wo man in Paris einen Israeliten antrifft, kann man ihn herzhaft deutsch anreden, und man wird immer verstanden werden. Die Pariser und überhaupt alle französischen Israeliten stammen freilich zumeist aus Deutschland, mit Ausnahme von wenigen Portugiesen; aber manche Familien sind doch schon seit Jahrhunderten in Paris ansässig — und sprechen noch immer deutsch.“ Nebenbei bemerkt, sprechen auch die in Galizien und in Russisch-Polen lebenden Juden fast ausnahmslos deutsch neben dem Polnischen.

Europäische Bienen in Australien. Die europäische Biene wurde mit solchem Erfolg in Australien eingeführt, daß sie jetzt bereits in großer Menge in allen Wäldern dieses Kontinents verbreitet ist. Die zahlreichen honigführenden Blüten von Xanthorhoea, Eucalyptus und Myrtus liefern den Stoff, welcher in hohlen Bäumen untergebracht wird. Die einheimische stachellose Biene, welche nicht viel größer als eine Fliege ist, wird von den fremden Eindringlingen gleichsam verdrängt, denn sie ist schon sehr selten geworden, gerade wie die schwarzen Menschen verschwinden. Eigenthümlich ist die Weise, wie die Eingeborenen ein Bienennest aufzuspüren wissen. Sie brechen von einer gewissen Kieferart ein Stückchen Rinde ab, das durch seinen Geruch oder aus irgend einer andern Ursache die Bienen anzieht. Auf diese Weise fangen sie eine und befestigen mittelst des klebrigen Blütenstaubes, der sich an den Hinterschenkeln des Insekten befindet, ein Hänschen sehr leichter Federdunen. Das so aufgeputzte Thierchen ist weithin kenntlich: die Eingeborenen lassen es fliegen, folgen seiner Spur und finden dann das Bienennest, dessen reicher Inhalt ihnen zur Beute wird. —

Bulgarische Zeitungen. In bulgarischer Sprache erscheinen jetzt neun Zeitungen, und zwar vier politische, zwei belletristische, zwei wissenschaftliche und ein Unterhaltungsblatt. Diese sind: Dunavsky lebed, der Donauschwan, redigirt von dem literarischen und nationalen Führer der Bulgaren Rakovsky in Belgrad. In Konstantinopel erscheinen: Bigarie: Carihradsky vestnik (Konstantinopoler Bote); Povetnik (der Rath) und Bigarsky knizici (bulgarische Bücher). In Braslow an der Donau erscheint: Bigarska prela (die bulgarische Biene) und die bulgarischen Studenten in Moskau geben eine Zeitschrift Bratrsky tudeř (brüderliches Bestreben) heraus. Eine philologische Zeitschrift, Luboslovno spisanie, welche Totinov in Smyrna herausgab, scheint keinen fruchtbaren Boden gefunden zu haben und ging ein. Ein „Journal für Handel und Gewerbe“, Zurnal za trgovia i zanajat, erscheint zu Philippopel in Thracien. Außerdem kommen noch in Odessa und Paris bulgarische Zeitungen heraus. Immerhin ein achtenswerther Anfang.

Negerbrauch. Im Lande Karagwe, westlich vom Nyanza-See, werden junge Mädchen mit Milchbrei förmlich gemästet. Männer dürfen nur süße, Frauen nur saure Milch genießen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862.

Erſter Artikel.

Coſas de España. — Zur Geſchichte der Stiergefechte. — Bullengefechte zu Ehren des heiligen Kreuzes. — Päpſtliche Dekrete gegen die Feſtas de toros. — Veränderung im Charakter dieſes Nationalvergnügens. — Auftreten der Picadores, Banderilleros, Chulos und Espadas. — Berühmte Kämpfer und Schriftſteller. — Vertheidigung der Stiergefechte. — Die Univerſität für Tauromachie zu Sevilla. — Die Ganaderias und ihre Raſſeneigenthümlichkeiten. — Abrichtung von Kampfbullen, und wie ſie getrieben werden. — Die Stiere im Cerral. — Die Cuadrilla. — Obrigkeitliche Verordnungen. — Das Amphitheater und ſeine Einrichtungen. — Einreiten der Toreros. — Eine ſchöne Aficionada. — .

Man meint bei uns im germaniſchen Europa, es ſei in Spanien ſo ziemlich vorüber mit den Stiergefechten, und jene blutigen Schauſtellungen, welche den Spaniern ergötzlich, uns aber als Barbarei erſcheinen, gehörten nur noch zu den Seltenheiten. Man giebt ſich dem Glauben hin, daß der Gang der neuen „Civiliſation“ auch auf der ſüdlichen Seite der Pyrenäen die Sitten mildere und abſchleife. In gewiſſer Beziehung iſt das auch wahr. Man hat keine Autos da fe mehr, man verbrennt keine Juden und Ketzer, ſondern ſperrt die letzteren nur auf zehn Jahre in's Gefängniß, wenn ſie ein Neues Teſtament geleſen haben; man hat Eiſenbahnen und Staatsſchulden und hebräiſche Leute zu Gläubigern. Das iſt allerdings viel „Civiliſation“; aber man hat auch Stiergefechte, und dieſe floriren gerade in unſeren Tagen. Sie ſind ſchon oftmals beſchrieben worden, ſelbſt in Schulbüchern kann man Beſchreibungen darüber leſen. Nichts deſto weniger wollen wir, und zwar ausführlich, auf den Gegenſtand eingehen und halten uns des Beifalls der Leſer ſicher; denn wir folgen einem Gewährsmanne, den wir ſchon nach Barcelona und Valencia geleitet haben, und fügen Bilder hinzu, an denen Doré's Genialität ſich in markiger Weiſe zeigt. Wir kürzen Davillier's Text allerdings etwas ab, geben aber alles Weſentliche und verwiſchen keinen einzigen Charakterzug.

Eine Scene aus dem Stiergefecht in Valencia.

Man bezeichnet jenſeits der Pyrenäen allerlei Dinge, welche dem Land eigenthümlich ſind, mit dem ſprichwörtlichen Ausdrucke Coſas de España, ſpaniſche Dinge. Sachen, die, wie wir Deutſchen ſagen, uns ſpaniſch vorkommen. Zu dieſen gehören ganz beſonders die Stiergefechte, und die Liebhaberei an denſelben bringt jeder Spanier

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

gleichsam mit auf die Welt. Die Knaben spielen Bulle, wie sie bei uns Soldaten spielen. Einer kriecht auf allen Vieren und stellt den Bullen vor, ein anderer hat einen Stecken, der die Pike vorstellt, reitet auf dem Rücken eines Kameraden und ist Picador.

Wir untersuchen nicht näher, ob schon die alten Iberer Stiergefechte hatten, oder ob sie durch die arabischen Eroberer nach Spanien gekommen seien. Gewiß bleibt, daß schon der Cid Campeador ein vollendeter Torero war. Im Mittelalter durften bei großen Festen und Feierlichkeiten, zum Beispiel bei fürstlichen Vermählungen, beim Einzug eines Königs und dergleichen mehr, die Fiestas de toros nicht fehlen, und dieselben sind von den Dichtern häufig besungen worden. Der muselmännische Ehrlmann war für dieselben eben so leidenschaftlich eingenommen wie der christliche Hidalgo. Noch heute sieht man in Granada den Bibarramblaplatz, auf welchem die Mauren kräftige Stiere bekämpften, die sie aus den Gebirgsweiden bei Ronda geholt hatten.

Der Kupferstecher Goya, der ein großer Liebhaber der Stiergefechte, ein Aficionado, war, hat diese maurischen Bullenkämpfe durch eine Reihenfolge schöner Bilder erläutert. Man sieht, wie der tapfere „Mohre" Gasul einen Stier, welcher gegen sein Pferd einrennt, mit der Lanze derart durchbohrt, daß sie auf der andern Seite des Leibes herauskommt; andere Mohren, in der Tracht unserer Maskeradenritter, aber mit grimmigen Gesichtern, verüben nicht minder kecke Thaten. Wir sehen auch Kaiser Karl den Fünften hoch zu Roß, wie er auf dem Marktplatze zu Valladolid einen Stier bekämpft. Das Fest war zur Feier der Geburt seines Sohnes, Philipp des Zweiten, des düstern, fanatischen Tyrannen, veranstaltet worden. Aber diesem schandertaften Könige behagte es mehr, Hekatomben von Ketzern abschlachten zu lassen, als Rindvieh zu tödten.

Doch gerade zur Zeit dieses Menschenwürgers, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, erreichte die Leidenschaft der Spanier für die Stiergefechte einen hohen Grad. Der Papst nahm Aergerniß daran, und Pius der Fünfte, der eine Bulle zu Gunsten der Inquisition, also des Ketzermordes, erlassen hatte, schleuderte eine andere gegen das Abschlachten der gehörnten Bullen im Circus. In der That, eine Humanität von eigenthümlicher Liebenswürdigkeit! Dieser Pontifex wetterte gleichmäßig gegen weltliche wie geistliche Stiertödter, aber gegen den Volksgeschmack richtete er nicht das Mindeste aus. Denn trotz der Bulle erschienen Abhandlungen in großer Zahl über Stiertämpfe und Ritterspiele (Gineta), in welchen alle Regeln der Reitkunst in ihrer Anwendung auf Stiergefechte beschrieben wurden. Damals bekämpfte man die Bullen zu Pferde, und die Geistlichen nahmen eifrigen Antheil. Im Jahre 1626 wurde in Madrid ein Stiergefecht abgehalten, bei welchem ein Kardinal zugegen war. Damals regierte Philipp der Vierte, „der Große, katholischer König von Hispanien, Herr von Ost- und Westindien, allzeit Mehrer des Reichs, der Fromme, Glückliche und sehr Große." So nennt ihn eine Schrift, welche 1631 gedruckt worden ist. Dieser König ritt als Torero auf den Madrider Marktplatz, auf welchen die Ketzer zu Tausenden verbrannt wurden und wo auch Stiere bekämpft wurden. Beide „Lustbarkeiten" waren Lieblingsvergnügen des Königs und des Hofes.

Der Jesuit Pedro de Guzman, welcher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb, berichtet ausdrücklich, daß zu seiner Zeit keine Stiergefechte abgehalten wurden, bei welchen nicht zwei oder drei Menschen das Leben verloren; oft aber mußte eine größere Anzahl in den Staub beißen. Zu Valladolid wurde 1612 zu Ehren des heiligen Kreuzes ein großes Bullengefecht veranstaltet, bei welchem zehn Kämpfer todt auf dem Platze blieben. Guzman erklärt diese aragonischen Fiestas, d. h. Feste, öffentliche Lustbarkeiten, für eine „unnachahmliche Barbarei", und fügt hinzu, es sei eine unbestreitbare Thatsache, daß in Spanien alljährlich im Durchschnitt zwei- bis dreihundert Menschen bei den Stiergefechten ihr Leben verlören.

Unter König Karl dem Zweiten stieg die Leidenschaft für dieselben auf den höchsten Grad, aber seitdem die Bourbons auf dem spanischen Throne saßen, geriethen sie in Verfall. Philipp der Fünfte wollte von solchen Schaustellungen nichts wissen, aber sie kamen nie ganz ab. Nach und nach gewannen die Spanier wieder Geschmack an ihnen und in mehreren Städten wurden Plazos de toros gebaut. Nun aber gewann die Tauromachie einen ganz neuen Charakter. Früher hatte sich ausschließlich der Adel an denselben betheiligt und zu Roß den Bullen lediglich mit einer Lanze bekämpft. Von nun an traten andere Leute in die Arena, nämlich die Picadores, die Banderilleros, die Chulos und der Espada. Der Letztere stellte sich zu Fuße dem Bullen entgegen, lediglich mit einem Schwerte bewaffnet und mit der Muleta, d. h. einem Stücke rothen Zeuges, das auch wohl als Engaño bezeichnet wird, das heißt Täuschung und Betrug, weil der rothe Lappen dazu dient, die Aufmerksamkeit des Stieres abzulenken.

Urheber dieser Art, den Bullen zu bekämpfen, war ein Andalusier, Franz Romero aus Ronda; auch hat er zuerst die Tauromachie als ein einträgliches Gewerbe betrieben. Er unterrichtete seinen Sohn Johann in der neuen Kunst und dieser erfand die regelmäßigen Quadrillen der Picadores, Banderilleros und Chulos; er brachte System in die Sache. Nach ihm kam Joachim Rodriguez, der in Spanien unter dem Namen Costillares berühmt ist (Costilla heißt Rippe). Er ist Erfinder der meisten jetzt üblichen Suertes, d. h. Ausfälle mit dem Schwerte, Gänge, und erhob die Kunst auf ihre gegenwärtige Höhe. Er regelte die Anwendung der Muleta derart, daß der Bulle völlig in die Gewalt der Espada und en sazon para la muerte geräth, auf den Punkt, daß er den tödtlichen Stoß empfangen muß. Früher wartete der Espada ab, bis der Stier gegen ihn einstürmte und sich selber aufrannte. Wenn ein Bulle aplomado, schwerfällig und schwach, wurde, oder gar nicht angreifen wollte, dann wurde er von irgend Einem durchbohrt vermittelst einer langen Lanze, Punzon, oder man schnitt ihm die Fußsehnen durch, wozu man sich der media luna, einer halbmondförmigen Sichel, bediente, die an einer langen Stange befestigt war. Das Alles ersdhien dem Costillares zu roh, und um eine solche „Barbarei" ein für allemal abzuthun, erfann er den berühmten Suerte de volapiés (a volapié heißt ohne festen Tritt, ohne festen Boden zum Auftreten), und von nun an war jeder Stier völlig in der Gewalt des Mannes. Sevilla darf sich rühmen, Vaterstadt des Costillares zu sein. Lange Zeit glänzte dieser Torero als erster Stern am Himmel der Tauromachie. Dann aber bekam er eine Geschwulst an der Hand, wurde unfähig zum Bullentödten und mußte fortan auf den Beifall der Menge verzichten. Das aber ging ihm so sehr zu Herzen, daß er in tiefe Schwermuth verfiel, an welcher er dann bald nachher gestorben ist.

Auch Pedro Romero, Johann's Sohn, steht als gewaltiger Kämpe in hohem Andenken. Er war von herkulischem Wuchse, voll von großem Selbstvertrauen und hielt es für einen Ehrenpunkt, keinem Stier auszuweichen. Einst hatte er am Schluß eines Gefechtes den letzten Stier abgethan und die Menge verlief sich schon. Da rief man plötzlich: „Romero, rette Dich!" Er wandte den Kopf und sah

Digitized by Google

dicht hinter sich einen Bullen, der eben, in Folge der Nachlässigkeit eines Wärters, aus dem Stall entsprungen war. Die Lage Romero's war gefährlich und das geringste Zaudern mußte verhängnißvoll werden. Von Flucht konnte nicht die Rede sein, denn er hatte seinen Vorsprung; nichts blieb ihm übrig, als den Stier festen Fußes zu erwarten. Das that auch Romero; er rannte dem Bullen das Schwert so tief in den Leib, daß dieser sofort todt zu Boden fiel. Das Ganze hatte keine Minute gedauert, und der Beifall für den unerschrockenen Torero war ungeheuer. Bei allen Genossen war er ungemein beliebt, denn nie ließ er einen, der in Gefahr schwebte, im Stiche. Als er im Jahre 1839 in seiner Vaterstadt Ronda mit Tod abging, hatte er auf dem Sterbebette nachgewiesen, daß etwa 5600 Bullen durch seine Hand gefallen seien!

Unter den Espadas unserer Tage wird Joseph Delgado gerühmt; unter dem Namen Pepe Illo wurde er allgemein bekannt. Er ist auch der erste Torero, welcher ein Werk über die Regeln der neuern Tauromachie verfaßte. Aber als Torero steht ihm gleich und als Schriftsteller ragt über ihn hinaus der berühmte Montés. Alle vertheidigt in seiner Abhandlung in charakteristischer Weise die Stiergefechte.

„Sie sind eine Freude für die Kinder und ein Jubel für die Greise. Weichet von hinnen, ihr Schwachköpfe, die ihr eine so edle Uebung als Barbarei verschreit! Die Gründe gegen diesen Kampf entstammen lediglich der Furcht und dem Neide. Man gehe doch nur einmal hin und betrachte sich ein Stiergefecht; dann wird die eigene Erfahrung sofort das System dieser schwächlichen Moralisten über den Haufen werfen. Man wird mir wohl mit dem Einwande kommen, daß dann und wann ein Torero das Leben einbüße. Was will aber eine solche Entgegnung bedeuten? Giebt es überhaupt irgend eine Uebung, welche ganz frei von Gefahren wäre? Ereignen sich nicht selbst bei Spielen Unfälle? Sind bei Reiten und Schwimmen nicht unendlich mehr Menschen um's Leben gekommen als durch die Stiergefechte? In unserer Kunst haben wir es übrigens bis zu einem so hohen Grade von Sicherheit gebracht, daß wir den Bullen so verächtlich behandeln, als wäre er nur ein Schöps. Das Zeugniß hat uns ein marokkanischer Ereherr gegeben, der jüngst in Cadiz ein Stiergefecht mit ansah.

Pepe Illo hat beim Ausüben seiner edlen Kunst unzählige Wunden davon getragen. Insbesondere hatte er fünf und zwanzig Cornadas aufzuweisen. Stöße mit den Hörnern, aber trotzdem war er stets der Mann auf dem Platze. Aber der Vergleich zwischen dem Bullen und dem Schöpse hielt nicht Stich, und seine Behauptung, daß die Tauromachie ein ganz ungefährliches Ding sei, bewährte sich gerade an ihm keineswegs. Auf der Plaza zu Madrid ist er von einem grimmigen Stiere mit den Hörnern gepackt und in grauenhafter Weise todtgestoßen worden.

Ein anderer berühmter Espada (— das Wort bedeutet Schwert), Franz Herrera Guillen, steht hoch im Angedenken der Aficionados und besonders auch der Aficionadas. Einst hatte er im Kampfe schon mehrere Wunden davon getragen; nichts desto weniger erlegte er noch acht Bullen. Aber auch sein Ende war beklagenswerth. Im Circus zu Ronda in Andalusien sprach er eben mit einem Zuschauer, da rannte von hinten ein Bulle auf ihn zu, bevor er die Gefahr ahnte, und versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß an den Kopf, daß er mansetodt zusammenstürzte.

Vor dreißig Jahren herrschte eine fast wilde Leidenschaft für die Stiergefechte, und sogar Mönche „warfen ihre Kutten in die Nesseln", um Toreros zu werden. Der Staat erkannte die Tauromachie als eine sehr edle Kunst an; am 28. Mai 1830 erließ der König ein Dekret, demgemäß zu Sevilla eine tauromachische Hochschule gegründet wurde. Am Portale des Universitätsgebäudes prangt die Inschrift: „Fernando VII. pio, feliz, restaurador, para la enseñanza preservadora de la Escuela de tauromaquia." Der König stiftete zwei Professuren; die erste erhielt Peter Romero, die zweite Joseph Candido. Die Schüler übten sich zuerst an hölzernen Bullen; beim zweiten Kursus gingen sie in die Schlächtereien, um Studien nach der Natur zu machen. Beim dritten Kursus stellte man ihnen zweijährige Bullen entgegen, deren Hörner bewickelt wurden. Ihre Prüfung bestanden sie durch ein ernsthaftes Gefecht im Circus. Diese Universität ist übrigens wieder eingegangen.

Der „Cäsar der Tauromachie", Franz Montés, trat im Jahre 1832 auf. In ihm waren alle Eigenschaften des Diestro, d. h. eines geschickten und gewandten Kämpen, vereinigt. Seine Stöße trafen allemal sicher, die Zuschauer hegten für ihn nie irgendwelche Besorgniß; der Bolksgunst meinte, daß Montés durch Blick und Bewegung die Stiere lenken könne und über sie eine ähnliche Gewalt übe, wie der Reiter über ein Schulpferd. Manuel Diaz, mit dem Beinamen Labi, ging noch weiter in der Tollkühnheit, denn er fiel auf die Knie und erwartete den anstürmenden Bullen mit übereinandergeschlagenen Armen; zu rechter Zeit sprang er dann auf und führte den tödtlichen Stoß. Dieser Mann starb ruhig in seinem Bett.

Doch wir wenden uns nach diesen geschichtlichen Bemerkungen zur Sache selbst. Die Corrida de toros, das Stiergefecht, ist für den Spanier, was für den Engländer sein Sport. Sehen Herkules fand in Spanien die berühmten Stiere des Gerneus, und noch heute weiden große Heerden an den Ufern des Guadalquivir und Tamara.

Der Liebhaber, Aficionado, kennt jede einzelne Heerde, Ganaderia, ohne daß er nöthig hätte, die Devisa derselben zu betrachten. Diese ist ein Bändchen, welches man dem Stier um den Hals knüpft; es zeigt an, zu welcher Casta, Rasse, er gehört. So erkennt man die Stirn aus der Ganaderia gijena, welche dem Marquis von Casa Gaviria gehört, an dem rothen Bändchen; jene von Vista Hermosa in Andalusien tragen weiß und blau und andere haben andere Farben.

Die Stiere jeder Casta haben verschiedene Vorzüge oder Mängel. Jene von Salvatierra sind tapfer und flink, vertheidigen sich wacker, allein ihr Feuer hat keine Ausdauer und man darf sie nicht zu lange bekämpfen. Die von Gijon sind anfangs ungemein flink, werden aber bald aplomados. Ausgezeichnete Bullen kommen aus der Ganaderia von Colmenar viejo, das einige Meilen von Escurial entfernt liegt, aber für die besten gelten jene von Vista Hermosa.

Gewöhnlich liegen die Stierweiden weitab von allen Wohnungen. Der Bulle sieht selten einen andern Menschen als den Vaquero, den Hirten, und kann als nahezu wild betrachtet werden. Man hält sehr viel auf die Reinheit der Casta, aber nicht jeder Stier eignet sich zu Zwecken der Tauromachie. Unter den Hirten ist allemal einer, welcher als Kenner bezeichnet wird, el Conocedór; dieser stellt mit jedem einjährigen Bullen eine Prüfung an und versährt dabei in folgender Weise. Er besteigt ein trästiges Roß, sprengt gegen den Stier an und versetzt ihm Lanzenstiche, um zu sehen, wie das Thier sich mache. Läuft es fort oder ist es nicht lebhaft genug, dann wird es für unwürdig erklärt, dereinstens den ruhmreichen Tod im Circus zu sterben; es muß ein Ochse werden und geräth in die Hände des Fleischers. Findet aber der Conocedor die gewünschten Eigenschaften, dann erhält der junge Bulle die Herradura,

Digitized by Google

Querreiten der Picadores in den Circus zu Valencia.

Digitized by Google

Eine Heerde von Kampfstieren.

Digitized by Google

das heißt, man brennt ihm ein Zeichen ein und er wird nun zu einem Novillo. Als solcher hat er allerlei Prüfungen zu bestehen; da er aber schon gefährlich zu werden anfängt, so befestigt man ihm unwickelte Kugeln an den Hörnern, und er ist dann embolado. Nachdem er sich wacker gezeigt hat und die Hoffnungen, welche man von seiner Begabung hegte, nicht täuschte, erklärt man ihn für einen Toro de muerte, einen Bullen, der würdig sei, einen edeln Tod zu sterben. Man veranstaltet Gefechte mit den Novillos, um sie an den Kampf zu gewöhnen, und dergleichen Novilladas sind in kleinen Städten sehr beliebt.

Ein Toro de muerte muß fünf Jahre alt geworden sein, bevor er für tüchtig genug gilt, um in einer Corrida zu figuriren. Dann kommt es zunächst darauf an, eine Heerde solcher wilden Bullen nach der oft sehr weit entfernten Stadt zu treiben, und das bleibt immer eine gefährliche Sache, welche ohne Beihilfe der Cabestros gar nicht anzuführen wäre.

Die Cabestros sind sehr große, gewöhnlich hellfarbige Ochsen mit gewaltigen Hörnern, aber sehr zahm. Sie weiden in Gemeinschaft der Bullen, die von früher Jugend an sie gewöhnt sind und ihnen gelehrig folgen. Man treibt die Stiere am liebsten bei Nacht, weil man alsdann weniger Gefahr läuft, daß sie durch irgend einen beliebigen Gegenstand benunruhigt oder in Wuth versetzt werden. Die Cabestros gehen voran und die Vaqueros reiten nebenher. Wer Nachts einem solchen Zuge begegnet, wird lebhaft an eine Schilderung im Don Quixote erinnert, der in seiner romantischen Narrheit mit einer solchen Ganada anband und, wie billig, über den Haufen gerannt wurde.

Die Treiber halten in der Nähe der Stadt eine kurze Rast und führen am Abend vor dem Gefechte die Stiere nach der Plaza zum Encierro, zur Einsperrung. Dort kommen sie zunächst in den Corral, Stall; nachher schafft man sie zum Aparlade, dem abgesonderten Verschlage; dieser wird als Toril bezeichnet, ist eine enge Zelle und in dieser bleibt der Stier, bis er zum Kampf in die Arena gelassen wird. Der Apartade, das Absperren, geschieht mehrere Stunden vorher, und die Aficionados benutzen die Zeit, um die verschiedenen Kampfbullen zu besehen und ihr Gutachten zu äußern, ganz in ähnlicher Weise wie die Reiter vor dem Wettrennen der Pferde es zu machen pflegen.

Die Bullen lieferu sich im Corral einige kleine Scharmützel, bis die friedlichen Cabestros eingetrieben werden. Vermittelst derselben werden jene in den Toril gelockt, und diese Arbeit des Apartado währt oft stundenlang.

In Madrid findet von Ostern bis Allerheiligen an jedem Montag ein Stiergefecht statt, in den Provinzialstädten meist an den Hauptfesten, aber nicht zur Winterszeit, weil die Kälte dem Bullen viel von seinem Feuer nimmt. Ohnehin müssen die Zuschauer im Freien sitzen, und auf der kastilischen Hochebene ist es im Winter so kalt wie im mittlern Europa. In Valencia dagegen und in Andalusien, z. B. in Sevilla, hält man auch im December Stiergefechte ab.

Fast jede irgend bedeutende Stadt hat ihre Plaza de toros. Gewöhnlich ist solch ein Amphitheater Eigenthum der Stadt oder irgend eines Hospitiums und wird einen guten Nutzen ab. Man verpachtet es an einen Asentista, Unternehmer, der sein Geschäft in ähnlicher Weise betreibt, wie der italienische Impresario das seinige. Eine Corrida erfordert manchmal einen bedeutenden Kostenaufwand; das Pachtgeld für die Plaza in Madrid kostet für jedes einzelne Stiergefecht siebentausend Francs und dazu kommen noch die Kosten für die Bullen, von denen manche mit 150 bis 200 Thalern bezahlt werden.

Gewöhnlich sind sechs bis acht oder neun Stiere dem Tode geweiht, manchmal auch mehr. Die Pferde, welche man opfern muß, sind Mähren, die mit höchstens zehn Thalern bezahlt werden; aber man bedarf bei jedem Gefecht zwei bis drei Dutzend solcher abgelebten Gäule.

Neben den Bullen sind die Stierkämpfer Hauptpersonen. Die Truppe solcher Toreros heißt eine Cuadrilla und wird gut bezahlt, je nachdem sie mehr oder weniger berühmte Leute unter sich zählt. Manchmal übernimmt der erste Espada die ganze Cuadrilla, Picadores, Banderilleros und Chulos, und schließt einen Vertrag mit dem Asentista. Ein anständiges Bullengefecht erfordert eine Kostenauslage von vier- bis sechstausend Thalern, bringt aber doch eine hübsche Summe ein, weil die Preise doch sind und die Amphitheater zehn- bis fünfzehntausend und noch mehr Zuschauer fassen. Die größten Plazas in Spanien sind jene zu Xeres de la Frontera, Madrid und Valencia.

Einige Tage vor dem Gefechte sind die Mauern und Straßenecken mit riesigen Anschlagzetteln beklebt, auf welchen ein ausführliches Programm der Corrida zu lesen ist. Es führt die Namen der Toreros und der Bullen auf, und aus welchen Ganaderias dieselben stammen. Daneben enthält dasselbe allerlei Bemerkungen, die als Beiträge zur Sittengeschichte gar nicht unwichtig sind. Wir wollen unseren Lesern solch ein Programm mittheilen. (S. 103).

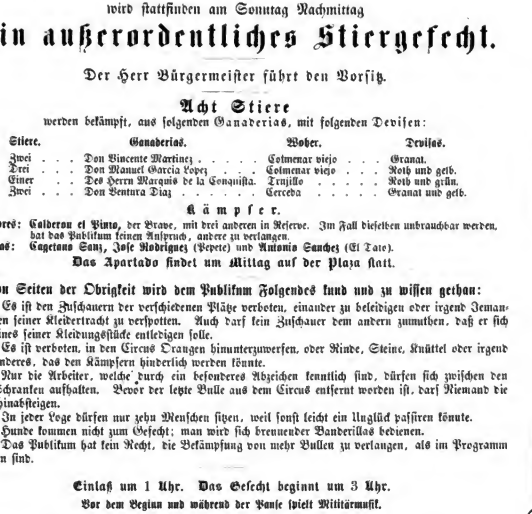
Außerdem werden auch kleine Zettel an die Zuschauer vertheilt, auf denen sich weiße Columnen befinden. Diese füllt der Liebhaber aus, indem er mit Nadelstichen verzeichnet, wie viel Pikenstöße jeder Stier erhalten habe, wie oft ein Picador vom Pferde gefallen ist, wie viel Rosse todt auf dem Platze blieben, wie viele Banderillas dem Bullen angeheftet wurden, wie viele Schwertstiche er erhalten hat und dergleichen mehr. Der ächte und rechte Aficionado führt eine genaue Statistik über Alles was vorgeht, und solch ein Programm, Estade, das mit Nadelstichen übersäet ist, bewahrt er sorgfältig auf. Bei dem Stiergefechte, das am 7. Oktober 1862 zu Valencia abgehalten wurde und etwa zwei Stunden dauerte, ereignete sich während der Funcion, „Verrichtung", Folgendes: 8 Stiere kamen nach und nach in den Circus; 31 Pferde wurden getödtet oder schwer verwundet; die Stiere bekamen zusammen 112 Pikenstiche; die Picadores wurden 25 Mal vom Pferde geworfen; es wurden 24½ Paar Banderillas angeheftet; 61 Mal wurde ihnen die Muleta vorgehalten. Bei den Festen in Madrid 1833 wurden in einer einzigen Woche neun und neunzig Stiere getödtet und dreihundert und achtzig Pferde blieben auf dem Platze!

Betrachten wir uns nun die Einrichtung des Amphitheaters, welche überall so ziemlich dieselbe ist. Die Arena, der Circus, das Rundtheil, el Redondel, bildet einen kreisrunden Raum, der mit feinem Sande bedeckt wird, damit die Kämpfer nicht ausgleiten. Ringsum läuft eine etwa mannshohe, blutroth angestrichene Bretterwand. Auf beiden Seiten dieser Bretter, der Tablas oder Tableros, läuft ein vorspringender Fußtritt, damit die Toreros mit einem Satz über die Wand hinüberspringen können, falls der Bulle ihnen zu dicht auf den Fersen ist. In den Tablas befinden sich in angemessenen Zwischenräumen Thüren mit Doppelflügeln. Die Hauptpforte steht mit dem Toril in Verbindung und jeder Stier muß dieselbe passiren; die anderen werden zu allerlei verschiedenem Behufe benutzt. Um den ganzen Circus herum, zwischen den Tablas und den Barrieren des Zuschauerraumes, geht ein Laufgang, die Balla, auch Callejon genannt; dann beginnen die stufenförmig über einander sich erhebenden Sitze der Zuschauer, theils von Holz, theils von Stein. Vom ersten Rang aus kann der

Digitized by Google

Aficionado Alles genau sehen und sogar den Stier berühren, falls dieser die Tablas übersprungen hat. Aber bis auf die Zuschauersitze kann er nicht gelangen, weil ein starkes Tau ihm im Wege ist. Wegen dieser Seilschranke bezeichnet man die Plätze des ersten Ranges als Delanteras de cuerda oder barrera, auch wohl als Barandillas, d. h. kleine Geländer. Die Plätze unmittelbar über oder hinter den Delanteros heißen Gradas, Stufen, Bänke; die noch einläßt, also den Circus nicht verpachtet, sondern die Sache selbst in Betrieb genommen hat. Auf solche Weise hat die Wohlthätigkeitsanstalt größern Profit.

Wir bestellten, sagt Davillier, zwei Tage vorher Plätze in den Delanteras de barrera, und betrachteten uns in aller Muße die Einrichtung der Plaza, das herrliche Amphitheater, das ohne Frage das herrlichste in ganz Spanien ist. Endlich kam die Cuadrilla, und es war uns sehr erwünscht, daß



Plaza de Toros.

Bei günstiger Witterung
wird stattfinden am Sonntag Nachmittag

Ein außerordentliches Stiergefecht.

Der Herr Bürgermeister führt den Vorsitz.

Acht Stiere

werden bekämpft, aus folgenden Ganaderias, mit folgenden Devisen:

Stiere.	Ganaderias.	Woher.	Devises.
Zwei . . .	Don Vincente Martinez	Colmenar viejo . . .	Granat.
Drei . . .	Don Manuel Garcia Lopez	Colmenar viejo . . .	Roth und gelb.
Einer . .	Des Herrn Marquis de la Conquista.	Trujillo	Roth und grün.
Zwei . . .	Don Ventura Diaz	Cereeda	Granat und gelb.

Kämpfer.

Picadores: **Calderon el Pinto,** der Brave, mit drei anderen in Reserve. Im Fall dieselben unbrauchbar werden, hat das Publikum keinen Anspruch, andere zu verlangen.

Espadas: **Cayetano Sanz, José Rodriguez** (Perete) und **Antonio Sanchez** (El Tato).

Das Apartado findet um Mittag auf der Plaza statt.

Von Seiten der Obrigkeit wird dem Publikum Folgendes kund und zu wissen gethan:

1. Es ist den Zuschauern der verschiedenen Plätze verboten, einander zu beleidigen oder irgend Jemanden wegen seiner Kleidertracht zu verspotten. Auch darf kein Zuschauer dem andern zumuthen, daß er sich irgend eines seiner Kleidungsstücke entledigen solle.

2. Es ist verboten, in den Circus Orangen hinunterzuwerfen, oder Rinde, Steine, Knüttel oder irgend etwas Anderes, das den Kämpfern hinderlich werden könnte.

3. Nur die Arbeiter, welche durch ein besonderes Abzeichen kenntlich sind, dürfen sich zwischen den beiden Schranken aufhalten. Bevor der letzte Bulle aus dem Circus entfernt worden ist, darf Niemand die Stufen hinabsteigen.

4. In jeder Loge dürfen nur zehn Menschen sitzen, weil sonst leicht ein Unglück passiren könnte.

5. Hunde kommen nicht zum Gefecht; man wird sich brennender Banderillas bedienen.

6. Das Publikum hat kein Recht, die Bekämpfung von mehr Bullen zu verlangen, als im Programm angegeben sind.

Einlaß um 1 Uhr. Das Gefecht beginnt um 3 Uhr.

Vor dem Beginn und während der Pause spielt Militärmusik.

höheren Tendidos, Gerüste. Diese letzteren sind schon billig. Die Tabloncillos sind Sperrsitze, und die Palcos verdeckte Logen.

Je nachdem die Plätze Sonne oder Schatten haben, heißen sie Asientos de sol oder de sombra; auch giebt es eine Zwischenklasse, welche während des Stiergefechts eine Zeitlang Schatten und eine Weile auch Sonne hat. Die Sonnenplätze kosten nur halb so viel wie die Schattenplätze.

In Valencia gehört die Plaza de Toros dem geistlichen Hospitium, dessen Verwaltung sich nicht mit den Asentistas sie in unserm Gasthofe zur Hoffnung, der Fonda de la Esperanza, Herberge nahm. Als Toreros bezeichnet man alle Leute, welche irgendwie am Stiergefechte theilnehmen, die Ausdrücke Toreador und Matador sind dafür in Spanien selbst nicht üblich.

Der Torero ist fast durchgängig ein Andalusier, und ist er etwa kein solcher durch Geburt, so wird er es bald durch Umgang mit seinen Genossen. Denn Andalusien gilt mit vollem Rechte für den klassischen Boden der Tauromachie, und der Torero trägt immer, auch wenn er nicht im Circus

Digitized by Google

Der Picador Colleron.

Digitized by Google

Eine schöne Aficionada im Amphitheater zu Valencia.

Digitized by Google

beschäftigt ist, die in jener Provinz übliche Kleidertracht: den Sombrero calañes (calaña heißt Muster, Modell), das heißt den Filzhut mit aufgeschlagener Krämpe; den Marsellés, kurze, reich gestickte Jacke, und die Faja, den breiten seidenen Gürtel. Dazu kommt im Winter der Capote, ein Tuchmantel, der mit granatrothem Sammet gefüttert ist. Ganz besonders charakteristisch ist aber die Coleta, ein fingerstarker und eine halbe Spanne langer Haarzopf, der auf den Nacken hinabhängt. Der Torero läßt ihn wachsen, um daran die Moña zu knüpfen, einen Chignon von schwarzer Seide, der eben so wenig fehlen darf, wie ein zierlich gefalteter Busenstreif, ein Jabot.

Die Toreros führen ein Wanderleben, denn sie ziehen von einer Stadt zur andern. Sie sind lustige Gesellen, lieben Prunk und lockeres Treiben, sind, wie sie selber sich ausdrücken, Freunde de rumbo y de trueno (— rumbo heißt Pracht, Prunk, großmüthige Freigebigkeit; trueno Knall oder Donner —), trinken den besten Xerezwein und rauchen ächte Havanacigarren. Das Geld, nicht selten durch Wunden und Blut erworben, rinnt wie Wasser durch ihre Hände.

Endlich war der große Tag der Corrida gekommen, ein Sonntag, an welchem Jeder freie Zeit hatte. Die Sache versprach sehr glänzend zu werden, denn zur Cuadrilla gehörten die „ersten Männer Spaniens". Da war Antonio Sanchez, zubenamset el Tato und jetzt der erste Espada der Welt; da war auch Calderon, ein gewaltiger Picador, desgleichen man seit den Tagen des Cid nicht gesehen, und endlich el Gordito, ein so kecker Banderillero, wie nur je einer den Circus betreten hat.

Wer eine spanische Stadt nicht am Tage eines Stiergefechts gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von dem Leben und Treiben bei einer so festlichen Gelegenheit machen. Alle Welt ist in einer Art von fieberhafter Aufregung. Leute kommen, gehen, drängen sich durch einander, holen Einlaßzettel, stehen in Gruppen beisammen; man hört das Geklimper von Guitarren und Zithern; die Landleute strömen zu Roß und zu Fuß herbei, und es war, als ob alle Bewohner des Gartenfeldes nach Valencia hereingeströmt seien. Die Labradoras der Huerta hatten ihren besten Goldschmuck angelegt und schritten stolz und selbstgenügsam einher. Wir betrachteten die Schönen mit Vergnügen.

Da erhebt sich plötzlich der Ruf: „Calderon kommt!" Und der Picador, aufgeputzt, wie es sich für einen großen Tag und für eine große Gelegenheit gebührt, reitet um die Ecke und kommt in Sicht. Die Menge nennt ihm entgegen und schreit: Ole, hella, Señor Calderon! Man schwenkt die Hüte und Jeder will ihm die Hand geben. Dann kommen noch vier andere Picadores, und die Menge wird so dicht, daß jene hintereinander reiten müssen. Wir folgen der Masse und gelangen mit ihr zum Amphitheater, das im Ganzen einer blendenden Sonne gleichsam schwimmt, sitzen nach etwa fünf Minuten im ersten Rang und harren der Dinge, die da kommen sollen.

Zunächst nahm freilich eine schöne Valencianerin unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie war eine eifrige und feurige Aficionada, eine gründliche Kennerin alles Dessen, was beim Stiergefechte von Belang erscheint, und machte uns auf viele Einzelnheiten aufmerksam, die uns sonst wohl entgangen wären.

Die Leute im Lande Oldenburg.

Man hört im übrigen Deutschland nicht viel von dem Winkel zwischen Unterweser, Nordsee und Ostfriesland. Seine Bewohner haben ein ruhiges, zufriedenes Dasein, dazu eine verständige, gute Regierung, mit welcher sie in Frieden leben, finden Spielraum für jede gesunde Entwickelung und sind verschont von den Plagen, über welche man in anderen Theilen des großen Vaterlandes so viel zu klagen hat. Oldenburg kennt keine bevorrechtete Kaste und keinen Standesdünkel, keinen kirchlichen Fanatismus, keine Reactionäre und keine Demagogen. Es ist ein ganz gesundes Land und bescheidet sich gern dabei.

Glänzende Seiten fehlen dem Land allerdings; es ist einem recht achtbaren bürgerlichen Haushalte zu vergleichen und befriedigt sich auch dabei. Es hat keine Romantik, außer jener, die vom Meer unzertrennlich ist; mit diesem kämpft es. Die Nachkommen der alten Sachsen und Friesen haben von jeher tapfer mit Wetter und Wogen gerungen, und sind in dem Streite mit den wilden Elementen Meister geblieben. Diesen haben sie die Sicherheit ihres Landes abgewonnen. Die Fluß- und Seemarschen in unserm deutschen Nordwesten sind schon im sechsten Jahrhundert theilweise bedeicht, gegen die Meeresfluten gesichert und diesen mühsam entrissen, und seit anderthalb Jahrtausenden ist diese Arbeit niemals unterbrochen worden. Auch heute noch gewinnt man dem Meere Groden und Polder ab und schützt Land, das einmal für den Anbau erobert worden ist, mannhaft, ausdauernd und oft mit Gefahr von Leib und Leben. Hermann Allmers, ein Mann altfriesischen Stammes, hat davon prächtige Schilderungen entworfen, und unsere Leser kennen dieselben (Globus I. S. 145). Die Deiche sind Schutz und Schirm für das Land, deswegen ist in den Chroniken stets sorgsam aufgezeichnet worden, wann und wie man Groden eingedeicht. Siele angelegt, Tiefe schiffbar gemacht hat, Teicherdnungen und Sturmfluten spielen eine hervorragende Rolle.

Die „Feste Oldenburg" wurde im Jahre 1150 von Heinrich dem Löwen gebaut; er übergab sie seinem Vasallen Christian dem Ersten. Der gräflich oldenburgische Stamm erlosch im Jahre 1667; von da an bis 1773 stand Oldenburg unter dänischer Regierung. Diese schloß in dem letztgenannten Jahre einen Vertrag mit dem Hause Holstein-Gottorp, das in Rußland herrschte und seine Ansprüche an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vertauschte und die Regierung mit voller Landeshoheit auf Friedrich August, Herzog von Holstein-Gottorp und Fürstbischof von Lübeck, übertrug.

Das Großherzogthum besteht aus dem Stammland an der Nordseeküste, zwischen Weser und Ems, dem Fürstenthum Lübeck (mit Eutin) im östlichen Holstein, zum Theil an der Ostsee und im Gebiete der Trave, und dem rheinischen Fürstenthume Birkenfeld, im Nahegebiet, am Südabhange des Hunsrück. Wir fassen nur die Bewohner des ersteren in's Auge.

Vor wenigen Wochen ist eine „Topographisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Oldenburg von A. G. Böse" in Oldenburg bei G. Stalling erschienen, eine fleißige Arbeit, die einen sehr guten Ueberblick giebt und genaue

Digitized by Google

Einzelnheiten über alle Landesverhältnisse bringt; den oldenburgischen Menschen hat ein landes- und volkskundiger Arzt, Dr. J. Goldschmidt, schon 1847 geschildert („Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort"). Auf den Wanderungen, welche wir vor fünfzehn Jahren im Lande gemacht, haben wir Goldschmidt's Darstellungen sehr zutreffend gefunden, und jüngst lasen wir sie mit neuem Vergnügen wieder durch.

Der Oldenburger, das Volk, redet sassisch-niederdeutsch, „plattdeutsch", wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Die Mundart im eigentlichen alten Herzogthume, dessen Bewohner protestantisch sind (jene in den ehemals münsterschen Kreisen Kloppenburg und Vechta bekennen sich vorwiegend zur katholischen Kirche), entspricht durchaus dem ruhigen, phlegmatischen, geistig etwas trägen Wesen der Oldenburger. Hochdeutsch ist die Umgangssprache nur bei der höher gebildeten Klasse, aber Jedermann kann plattdeutsch.

Der oldenburgische Plattdeutsche vermeidet gern Alles, was nur irgent Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordert, alle schwer auszusprechenden, scharfen Mitlauter und auch alle Härten. Das ist überhaupt kennzeichnend für das Sassische.

In meiner frühen Jugend lobte mir mein Großvater in Braunschweig unsere heimische Mundart, und machte mir den Gegensatz durch einen Vers klar, den ich ihm wiederholen mußte. Es war der Schluß eines Gedichts, dessen übrigen Inhalt ich längst vergessen habe. Er lautete:

„Drum Pyper pip up, ſäht de plattdütſche Mann.
Nun Pfeifer pfeif auf, ſpricht der hochteutſche Mann."

Das Plattdeutsche wirft namentlich das p weg; es sagt Perd, Pund, Pepper, Pipe, statt Pferd, Pfund Pfeffer, Pfeife; es ersetzt den Gurgellaut ch durch das bequemere k, und sagt Sak statt Sache, Bekk statt Bach, Pek statt Pech. Es wirft, gleich den Skandinaviern, Angelsachsen, Holländern und Vlamingen, den Zischlaut sch weg und hat statt dessen zumeist ein einfaches s oder ein sk, alſo: Snider statt Schneider; swart statt schwarz; auch hält es am sp fest, gleich allen germanischen und nichtgermanischen Völkern und verwirft die nichtgermanische Aussprache desselben. Es sagt nicht Schstall, Schstein, Schstock, oder gar, wie im allemannischen Oberlande, Pscht, sondern übereinstimmend mit dem Geschriebenen: Stall, Stein, Stock, Post. Statt des harten z hat es t oder s, und sagt: Holt, Snute, Katte, Telt, Twivel, Hart ꝛc., für: Holz, Schnauze, Katze, Zelt, Zweifel, Herz. Es wirft das r weg, wo es unbequem ist, und sagt Gasten statt Gerste, Wost statt Wurst. Aus f oder ff macht es w oder p: es sagt statt Teufel: Tüwel, statt offen: open oder in manchen Gegenden apen. Und so noch Manches. Aber in vielen plattdeutschen Gegenden, namentlich in den Nordseegegenden, werden die Vokale nicht rein ausgesprochen, während die Westphalen doch ein sehr scharfes a haben. Die unreine, ungewisse Aussprache der Vokale, welche uns am Englischen so unangenehm auffällt, ist ein angelsächsisches Erbtheil. Sehr richtig sagt Goldschmidt, „daß die Aussprache plattdeutscher Vokale sich durch Zeichen nicht einfangen lasse."

Das gilt namentlich vom a, und die Unbestimmtheit wird von Vielen auch auf das Hochdeutsche übertragen. In einer und derselben Stadt wird oft das a ganz verschieden ausgesprochen, z. B. in Braunschweig von manchen Leuten. Einer begegnet dem Andern und fragt: „Wohin willst du gehen?" Antwort: „Ins Theäter". — Der Andere sagt: „So, in's Theäter?" — Einmal lautet das a wie das schwedische ä, ganz tief, das anderemal wie ä. Mit einem Zeichen kann man zum Beispiel gar nicht ausdrücken das mal, wie es die bekannten, meist sehr hübschen Honigkuchenverkäuferinnen aus Braunschweig den Vorübergehenden in hochdeutscher Sprache zurufen: „Hören sie mal, wollen Sie nicht etwas Hübsches mitnehmen?" Das a ist nicht ganz ein ä, es klingt aber an und ist für Nichtbraunschweiger sehr schwer oder gar nicht genau nachzusprechen, wie es dem Fremden auch rein unmöglich ist, dreimal hintereinander ohne Anstoß zu wiederholen: „Hier jückt et 'nt, hier stikket et 'nt, hier beit et 'nt weih." Hier juckt es mich, hier sticht es mich, hier thut mir's weh." Das 'nt ist zugleich Nasen- und Gaumenlaut.

Doch wir wenden uns wieder nach Oldenburg. Das dortige Plattdeutsch hat keine Diminutive, welche man dagegen im Münsterschen und im südlichen Niedersachsen sehr häufig findet. Dem Oldenburger fehlt die gefällige Freundlichkeit im Behaben, das seinen Ausdruck im häufigen Gebrauche der Verkleinerungswörter erhält; er ist zu ruhig, ehrlich, bieder und zu prosaisch, um sich zu bemühen, das Leben für seine Umgebung und für sich selbst durch dergleichen zu verschönern.

Der Oldenburger hat kein Wort für Muth, denn das plattdeutsche Mood bezeichnet Neigung für etwas; er sagt z. B. er habe keinen Muth zu heirathen; „ick hämwe lin mood to Jan"; ich glaube nicht, daß Johann wieder hergestellt wird. Aber Goldschmidt hätte sagen sollen, daß man an der Nordsee den Ausdruck deftig auch für tapfer und muthig gebraucht; es ist tüchtig im Sinne des römischen Virtus und Valor zugleich. Ich habe zum Beispiel von einem Bauer bei Delmenhorst sagen hören, daß die Soldaten sich bei Waterloo deftig geschlagen haben.

Das friedliche oldenburgische Volk hat nur wenige originale Schimpfwörter. Von außen her sind gekommen: Kujehn und Kanaille; im Uebrigen begnügt man sich mit: Donnerslag, Dummsmut (der ein dummes Maul hat, dummes Zeug spricht), Schubbejack und dergleichen harmlosen Ausdrücken mehr. Gestucht wird nicht viel, und ein Oldenburger stößt in seinem ganzen Leben wohl nicht so viel Flüche aus wie z. B. ein hochdeutscher Bergmann im Harze, der ein „Kreuzbimmelschockschwerenothunnerwetter tausend Lachter tief in Gottes Erdboden hinunterfahren" läßt.

Der plattdeutsche Oldenburger hat das Wort Freude nicht; er drückt den Begriff mit dem hochdeutschen Wort aus oder mit Pläseer. Mit Ausdrücken der Zufriedenheit geht er sparsam um; aber er hat viele Ausdrücke, welche in Oberdeutschland nicht vorkommen. Dahin gehören folgende: Nach Küsters Kamp (Feldes) gehen, d. h. auf den Kirchhof; begraben werden. Er sagt noch Penn für Feder, gerade wie der Engländer, und bezeichnet einen Federsuchser und Bureauschreiber als Pennlicker, Federlecker; den untern Theil der Handwurzel nennt er Wrist, das Hirn Brägen oder Bräen, brain der Engländer; Mist ist Nebel. Black ist schwarz, Tinte: minn, meen, gering, elend. Bolk heißt auch Hausgesinde; auch die Schiffsbemannung wird so bezeichnet; Knip heißt Messer; trecken, ziehen; Tide: Ebbe und Flut. Das Wort gemein hat keine niedrige Nebenbedeutung, sondern bedeutet nur: gewöhnlich, auch oft: freundlich und herablassend. Auch Kerl hat eine solche nicht, und eine Frau sagt wohl von ihrem Manne: „Min Keerl slavt (arbeitet) den ganzen Dag."

Ausdrücke, welche das Oberdeutsche nicht kennt, von denen aber die meisten nicht specifisch oldenburgisch, sondern überhaupt sassisch sind: Etzgrün, Grummet; Hester (im südlichen Sassischen, das überhaupt die Doppellauter liebt, Heister) junge Eiche; Enter, einjähriges, Twenter, zweijähriges Füllen; Ham, Trift; Rick, Stange; Güst, eine Kuh, welche keine Kälber bekommt, unfruchtbar ist. Slump, Zufall, wenn er glücklich ist; aisch, häßlich; unmunnig, was nicht gesagt werden kann; sick bemischen, eine Frau

Digitized by Google

nehmen; er will sich bemenschen, verheirathen; Bangebüre, einer der das Herz in den Hosen hat. — In Weeldreiher, Raddreher, d. h. Drechsler, ist noch das englische wheel erhalten, das sich sonst verloren hat. Knaff für ein Knorren am Holze. Für Taille hat man Kneep; auch die Hochdeutschen haben das gute Wort als Kniff. Der Oldenburger sagt: „Deern, deer'n, wat bist'n minn um'n Kneep! Mädchen, wie schlank ist deine Taille. Dirne, deern, wird allgemein für Mädchen gebraucht, ohne jede üble Nebenbedeutung.

Der Landmann bedient sich im Verkehr mit seinesgleichen der Familiennamen gar nicht, selbst die Knechte reden ihren Herrn beim Vornamen an; doch reißt bei den reichen Bauern in der Marsch bereits das Vornehmthun ein, und sie lassen sich sogar schon Herr nennen, — eine ganz unfriesische Neuerung. In Ostfriesland hat man die Eigenthümlichkeit, daß jüngere Leute, welche einen alten Mann anreden, dem Vornamen beifellen ein Oym anhängen und sagen: Janohm, Dierkohm; dem Vornamen der älteren Frauen fügt man bei der Anrede ein Mö, Muhme, hinzu und sagt: Alke-mö, Tante Adelheid, Grete-mö ꝛc.

Wenn die Oldenburgischen Landleute von einem ihrer Bekannten aus dem Dorfe sprechen, dann nennen sie ihn ebenfalls beim Vornamen und geben ihm, damit er von andern unterschieden sei, ein bezeichnendes Beiwort, z. B. der lange Jan. Sie fügen auch wohl den Vornamen seines Vaters oder seiner Mutter hinzu, z. B. Fike's Geerd (Gerhard, der Sophie Sohn). Trittens legen sie dem Vornamen noch den Namen des Hauses bei, der aber in der Regel mit dem Familiennamen nicht übereinstimmt. Fast immer wird der letztere übergangen. Unser Gewährsmann erzählt, er habe mehrfach gefunden, daß der Nachbar den Familiennamen des Nachbars, mit welchem er seit vielen Jahren im bestem Verkehr lebte, nicht gekannt hat. Tagegen sind Hausnamen unsterblich. Leute aus den verschiedensten Familien kommen durch Heirath oder Kauf in den Besitz eines Hofes; nun mögen sie, bevor sie in den Besitz des Hauses kamen, geheißen haben wie sie wollen, im Dorfe werden sie doch nur nur nach dem Hause benannt. „He heet (heißt) Müller's Dierk (Dietrich), aber he schrift sik egentlich Dierk Hotes." Der Familienname wird nicht gesprochen, nur geschrieben.

Die plattdeutschen Sprichwörter befassen sich nicht viel mit Religion, aber stete mehr mit Allem, was die alte Volkssitte heiligt. Diese hat sich bei der abgeschiedenen Lage des Landes und durch das Plattdeutsche viel mächtiger und einflußreicher erhalten, als in den meisten anderen Theilen Deutschlands. „Unsere oldenburgischen Landsleute sind ehrlich, gutmüthig, bieder und keusch, nicht so sehr weil die Religion das will, sondern weil ihr ruhiges Temperament es ihnen leicht macht, den Gesetzen der alten Volkssitte zu gehorchen." Das Wort: „Wer will ruhig sterben, läßt sein Gut den rechten Erben", hat eine höchst gebieterische Geltung. Wo nach der Sitte eines Landestheiles der jüngste oder älteste Sohn Stammerbe einer geschlossenen Landstelle ist, da wird es sich kaum je ereignen, daß der Vater, obwohl er die Befugniß hat, frei über sein Gut zu verfügen und demjenigen von seinen Söhnen dasselbe zu vererben, welchen er für den passendsten hält, einen andern zum Erben einsetzt als den, welchen die Landessitte bestimmt. Wenn es geschähe, so würde man weit und breit darüber mißbilligend reden. Solche Abweichung, meint man, könne kein Glück und keinen Segen bringen.

Mehr Rechtlichkeit als beim eigentlichen Oldenburger findet man gewiß bei keinem deutschen Stamm. Er hat alle hochdeutschen Sprüchwörter, welche sich auf Ehrlichkeit beziehen und vor der Lüge warnen. Er sagt auch: „Stiehlt mein Bruder, so hängt den Dieb." Darin liegt ein Abscheu vor Eigenthumsverletzung, der gar kein Erbarmen kennt.

Der Oldenburger ist ehrlich, gerade, aber recht derb, und äußere Höflichkeitsformen verschmäht er so sehr, daß er dem Fremden als ungeschlacht vorkommt. „Hut in der Hand, geht durch's ganze Land", ist ein Wort, das er weder kennt, noch begreift; von allzuhöflichen Leuten sagt er: „Wer zu freundlich ist, hat entweder Jemand betrogen oder will Jemand betrügen." Wer immer freundlich lächelt, wird sein Vertrauen nie gewinnen. Aber er kennt die Macht weiblicher Schmeichelei und sagt: „Mit Eien und Aleien kann man wol en Bullen tal kriegen." Eien heißt liebkosend die Wangen streicheln, und Aleien ist streicheln.

Auf Recht und Gesetz hält er nicht minder wie auf Sitte. Für eine Grundwahrheit gilt ihm: „Recht met Recht bliwen", und „Unrecht ward min dage kin Recht." Schon die Kinder lernen Rechtssprichwörter, z. B.: „Wo Einer sein Gut findet, da spricht er's an; — Hand muß Hand wahren; — wer Schaden thut, muß Schaden bessern; — ein Nothschlag, kein Todtschlag." Aus dem steifen Festhalten an wirklichem oder vermeintlichem Recht entstehen langwierige Processe; der Bauer sagt: „Recht moot sinen Gang hebben."

Selbst bei den Spielen der Knaben zeigt sich das Rechtsgefühl sehr scharf. Wenn zwei sich beim Murmelspiel streiten, kommt wohl ein Dritter und sagt: „Smit wedder um, wat Recht is kummt recht wedder" (wirf noch einmal, was Recht ist, kommt wieder). Begnügt er sich mit dem zweiten Wurfe noch nicht, kann verlangt er einen dritten, der ihm auch gewährt wird, denn: „Dreimal is ein Recht." Der andere Spieler muß sich ohne Murren unterwerfen, „denn daß ein Oldenburger Straßenjunge sich je dem Gottesurtheil des dritten Wurfes widersetzt habe, davon ist bis jetzt noch kein Fall in den Annalen Oldenburgs notirt worden. Das wäre auch ein unerhörter Gewaltstreich, ein Auflehnen gegen alle Sitte." Diese erfordert auch, daß Der, welcher im Spiele gewonnen hat, so lange spielen muß, wie es dem in Verlust Befindlichen beliebt. Zwei Knaben dürfen nie gegen Einen balgen, denn: „Twee up een' sind Mörner" (Mörder), und die Knaben sagen auch: „Et is mi nich um de Murmels, man um de Gerechtigkeit van't Spill", und dieses Wort ist auch in die Sprache der Erwachsenen übergegangen.

Das lebhafte Rechtsgefühl steckt in Fleisch und Blut. Jeder weiß, daß er im Lande Recht bekommt; daher sagt er: „Hier is noch Recht zu bekommen; — it is kein Land von Gewalt, it is'n Land von't Recht." Und: Was dem Einen Recht, ist dem Andern kein Unrecht. Die hochdeutschen Sprichwörter; Gunst geht vor Recht, und Geld wird nicht gehangen, sind in Oldenburg ganz unbekannt. Es giebt auch keins, welches den Rath ertheilt, die Gunst der Richter oder Beamten durch Geschenke zu erwerben. Auf die Intelligenz des Beamtenthums legt der Bauer keinen sehr hohen Werth, und fast in seinem Plattdeutsch: Die Herren in der Stadt haben keinen Bauernverstand; die Schriftgelehrten, die Federlecker und Tintenklekker wissen nicht was dem Bauer frommt.

Leute solchen Schlages sind bedächtig und mißtrauisch gegen Neuerungen. Auch kleine Zugeständnisse sind schwer von ihnen zu erlangen; sie wollen nicht gern Ja sagen, weil man möglicherweise ein Recht gegen sie daraus herleiten

Digitized by Google

könnte. „Das Geschriebene haftet", oder Plattdeutsch: Wat schrift, klawt!

Auf der Geest fehlt ihnen übrigens energische Thatkraft und politische Bildung, — beides ganz im Gegensatz zu den Marschen, — ist noch sehr gering. Der Bauer fügt sich und meint: mit Gewalt könne man auch einen Bullen melken, gegen einen heißen Ofen könne man nicht anjähnen; mit Gewalt kann man eine Geige an einem Eichbaum zertrümmern.

„Mannsaul", schweigsam ist der oldenburgische Landmann in hohem Grade; er ist ein langweiliger Mensch. Auch ist ihm bei seinem höchst ruhigen Blute jede lärmende Aeußerung der Gefühle zuwider; er äußert Schmerz wie Freude nur still. Er gebraucht, wenn er redet, weder Hand noch Arm, bewegt weder Kopf noch Auge, kaum bewegt er den Mund. Er ist wie eine graue, glatte Meeresfläche, die von keinem Sturm erregt wird, ein für jeden andern als seinesgleichen, höchst langweiliges Subjekt. Und gesellige Talente hat er auch nicht, aber in seiner Art ist er doch ein tüchtiger Mensch.

Die Bauernhöfe auf der Geest liegen vereinzelt und abgeschlossen. Vor dem Haus ist ein großer, unwallter, mit Eichen oder Buchen besetzter Platz, auf welchem sich außer der großen Scheune auch immer einige Häuser für Heuerleute befinden. Rings um das Gehöft liegen Felder und Wiesen, denn Dörfer, deren Häuser stadtähnlich aneinander gereiht sind, giebt es im Herzogthum nur wenige. Jeder einzelne Hof bildet mit seinen Bewohnern eine Welt für sich, und diese regiert mit Milde, aber auch mit fester Hand ase Ölst. Denn so wird von Jedermann, der zum Hofe gehört, das Familienhaupt genannt. Neben ihm leitet die Hausfrau ganz selbständig das Hauswesen, in welches der Hausherr sich nicht einmischen darf. Sobald er es versucht, muß er darauf gefaßt sein, daß sie ihm sagt: „Snack annerś; hest nix to seggen, slöpst achter!" Das heißt: „Rede anders; du hast nichts zu sagen, du schläfst hinten." Denn die Frau schläft vorn in dem großen Bette, weil sie die Kinder abwarten hat. Aber in allen Angelegenheiten, welche nicht das Innere der Haushaltung betreffen, gehorcht sie dem Manne unbedingt. Sie sagt selbst: „Wo der Hahn kräht, da kräht keine Henne; und wo Hosen sind, gilt kein Weiberrock;" und „Mannshand baven", d. h. oben auf.

Die Dienstboten sind den Kindern des Hauses so gut wie gleichgestellt, denn: „wer dient, ist so gut als der da lohnt;" „wer Brot ißt, ist eben so gut, als der es giebt." Die Dienenden gehorchen dem Osten willig, aber er darf nichts verlangen, was gegen Brauch und Herkommen wäre, denn: „wer sich als Hund vermiethet, muß Knochen fressen."

Solch ein Bauernhaushalt auf der Geest stimmt sich wunderbar lautlos ab. Oft hört man stundenlang weder sprechen noch lachen oder gar singen; Zanken und Toben kommt nie vor, man „blastt" (leist) nicht, das paßt nur für Hunde.

Der Ackerbauer arbeitet stätig und hat Ausdauer, aber ihm fehlt Behendigkeit und er läßt sich nicht aus seinem alten Geleise bringen. Allzuhastig wird schlecht; allmälig kommt Haus in's Wamms; was lange währt, wird gut; wer langsam geht, kommt auch mit; komm' ich heute nicht, komm' ich doch morgen; schon mancher Mensch hat sich zum Bettler gearbeitet, — das sind Sprichwörter nach seinem Sinne; ebenso das: lieber zum Schelm schlafen als zum Schelm arbeiten. Er ist ein langsamer Mensch.

Unglückliche Ehen sind sehr selten. Zank zwischen Mann und Frau ebenso, und dasselbe gilt von alten Jungfern. Armuth ist wenig vorhanden; Knechte und Mägde heirathen erst, wenn sie so viel verdient haben, daß sie ihren Hausstand leidlich einrichten können.

Wird schließen mit einigen Worten über die Kinder. Man hat kein Wort für erziehen; man treft de kinner up, wie Kälber oder Füllen, und giebt ihnen sehr reichlich zu essen; denn: Kindern und Kälbern ihr Theil, dann bleiben Bauch und Rücken heil. Das Kind muß recht reichlich gefüttert werden, sonst wird es, wie man meint, mager, und davor hat die Bäuerin große Furcht. Bei der Blatternimpfung zeigt die Mutter, welche das fetteste Kind hat, diesen Sprößling mit wahrem Stolz den Nachbarinnen, und äußert: es hat sich „mächtig gebessert". Dem Landmann ist dies ebenso beim Aufsieden des Viehs eine wichtige Sache; mit dem Ausdrucke „sid bäterս" bezeichnet er sowohl das Fettwerden, wie das Tugendhaftwerden. „Je bätert sick upt olter, as de Winterswin", er bessert sich, je älter er wird, wie die Winterschweine, und das kann man auslegen als: er wird fetter, oder auch, er wird besser und tugendhafter.

Ein Fischverkäufer sagt: „Das sind tugendhafte Aale, die können Sie auf Glauben kaufen." Aber tugendhaft ist kein plattdeutscher Ausdruck; man hat dafür dögend, was etwas taugt.

Francket's Reise auf dem Sungari, durch die Mandschurei bis zur Mündung des Amurstromes.

Vom Liao tung-Golfe nach der Mandschurei. — Kercanische Gesandtschaft. — Die große Pfahlmauer und die Stadt Kai Yben. — Chinesische Einwanderer. — Kuan tsching pie. — In Sibirien, der Hauptstadt der Mandschurei. — Sargmagazine und Todtenpflaster. — Höflicher Mandarinen und ein nicht höflicher Europäer. — Die Barke Sain Sibiun. — Fahrt auf dem Sungari nach Sin tsching. — Die Uferlandschaften; Fischer und Jägerhorden. — In einer Pagode. — Die Teufelsinsel und eine Ueberschwemmung. — Die Fauna. — Auf dem Amur bis zur Mündung des Ussuri. — Chabarowka. — Fahrt nach Nikolajewsk. —

Häufig ist von uns auf die Thätigkeit hingewiesen worden, welche von den katholischen Missionären auch im Gebiete des chinesischen Reichs entfaltet wird. Manche ihrer Mittheilungen sind für die Länder- und Völkerkunde von nicht geringem Interesse; wir wollen in dieser Beziehung nur an die Berichte über Tibet erinnern, welche wir, nach Desgodin's und Anderer Aufzeichnung, vor einiger Zeit im Globus gaben.

Nun hat im Jahre 1861 der Missionar Francket eine Wanderung vom Liao tung-Golf (dem nördlichen Theile des Busens von Pe tschi li) nach Norden hin durch die Mandschurei gemacht; er kam durch Gegenden, welche von den wissenschaftlichen Expeditionen der Russen nicht berührt worden sind, und giebt Schilderungen, die einen Einblick in die Verhältnisse eines Gebiets gewähren, von welchem die Mandschu-Dynastie Chinas ausgegangen ist. Seit

Digitized by Google

längerer Zeit lebte Francket im Distrikte Nieu Tschwang; gegen Neujahr bekam er dann von seinem geistlichen Vorgesetzten Befehl, die Steppen der Mongolei und die mandschurischen Wälder zu besuchen. Bevor er dorthin aufbrach, ritt er zum Bischof, dessen Palast im „gegabelten Thale", am Ufer des Tscha ho, sich stattlich erhebt. Ueber demselben steht zwischen den Bergen des Blumendrachen und des Hahnenkammes eine gothische Kapelle Unserer lieben Frau vom Schnee.

Von dort unternahm er um die Osterzeit seinen Ausritt und gelangte am folgenden Tag an einen großen Flecken. Als er eben im Gasthofe frühstücken wollte, wurde er von einem Mandarin aus Mukden erkannt, der ihm schon früher einmal an der großen Pfahlmauer begegnet war. Einige Zeit nachher traf er mit einer Gesandtschaft aus Korea zusammen. Sie bestand aus drei hohen Würdenträgern und einer Menge von Trabanten und Kaufleuten, im Ganzen etwa zweihundert Leuten. Die zur niedrigen Klasse gehörenden konnte man auf den ersten Blick an der Aschenfarbe ihrer Kleidung von den höheren Ständen unterscheiden, welche weiße Gewänder trugen. Jene gingen zu Fuß und trugen Sandalen, diese hatten nette spitze Schuhe, ritten, fuhren oder ließen sich in Sänften tragen. Die kleinen Pferde der Edelleute wurden von Reitknechten am Zaume geführt; in den Sänften saßen nur Mandarinen, vor welchen ein Herold einherschritt.

Die Koreaner hielten den französischen Missionär für einen Oroß, das heißt einen Russen; er benahm ihnen aber diesen Irrthum und sprach ihnen viel davon, daß die Koreaner demnächst gezwungen werden würden, den Katholiken in ihrem Lande Religionsfreiheit zu gewähren. Bekanntlich verlangen die Missionäre überall eine solche für sich, würden sich aber wohl hüten, dieselbe z. B. den Buddhisten in Italien oder Spanien ꝛc. zu gewähren. Der Muth jener Leute ist oft bewundernswürdig, aber ihre dreiste Anmaßung überschreitet auch alle Grenzen, und wenn die „Barbaren" derselben entgegentreten, dann schreien jene über Verfolgung! Sie verlangen von Anderen, was sie diesen selber nicht gewähren würden. Francket z. B. bezeichnete den Koreanern gegenüber den König von Korea als einen „winzigen Tyrannen", den man es schon eintränken werde, daß er „grausam" gegen die Missionäre verfahre. Die Koreaner ließen sich solche Impertinenzen ruhig gefallen.

Der Missionar zog auf der Kaiserstraße weiter bis zur Stadt Kai Uyen, d. h. Oeffnung des Anfangs, verließ dort die Mandschurei und schlug den Weg nach der Mongolei ein. Nachdem hielt er an der großen Pfahlmauer, da wo dieselbe mit der andern Pfahlmauer zusammenstößt, welche Liao tung von Korea und der Mandschurei scheidet. Am andern Tage war er vor der Pforte Mansien tai, d. h. Thurm des großen Pferdes. Sie ist ein Hauptein- und Ausgangsthor der Pfahlmauer und wurde eben damals strenger bewacht als sonst, weil in der Umgegend Unruhe herrschte. Francket wollte sich für einen Mandarin ausgeben und glaubte, unbehelligt von den Wachtposten, passiren zu können; aber sein Wagen und sein berittener Katechist wurden sofort von Finanzsoldaten umringt, welche ihnen den Weg verstraten. Da erlief sich der Franzose auf die neuesten Verträge, welche den Europäern das Reisen im chinesischen Reiche gestatten, und so ließ man ihn durch, ohne auch nur nach einem Passe zu fragen.

Nun ritt er mehrere Tage lang an der Pfahlmauer hin, durch Dörfer und Flecken. Diese sind alle das Werk chinesischer Einwanderer, welche in großer Menge in die mongolische Ebene eingeströmen. In Pakiatze, d. h. die acht Familien, hielt er an, denn dieser Ort bildet den Kernpunkt für eine Anzahl christlicher Chinesengemeinden, und dort fand er auch zwei Missionäre, Renault und Boyer. Der letztere hat Obhut über die mongolischen Christen; der erstere wollte mit Francket die unbedeutenden Mandschuren besuchen. Beide waren ohne Pässe (was gegen die Vorschrift der Verträge ist, welche sie doch zu ihren Gunsten anrufen) und beschlossen, recht unverschämt aufzutreten. Sie wollten ihre Lehre in Hütten und Palästen verkünden. Vorsichtsmaßregeln bieten sie für „überflüssig". So zogen sie nach Ghirin, um dort ein Boot zu kaufen und mit demselben auf den Flüssen der Mandschurei zu fahren als schiffende Apostel.

Am ersten Tage kamen sie nach Kuan tsching dze, d. h. Stadt des langen Frühlings; sie liegt am linken Ufer des Iton, etwa dreitheil Wegstunden von der mandschurischen Pfahlmauer, ist erst in der neuern Zeit entstanden und hat lebhaften Handelsverkehr, weil sie einen Stapelplatz für Waaren aus dem Süden wie aus dem Norden bildet. In den langen und breiten Hauptstraßen, die freilich stets entweder sehr schmutzig oder sehr staubig sind, steht man Laden an Laden, alle reichlich versehen. Die Missionäre kehrten in einer christlichen Herberge ein und wurden dort von manchen Glaubensgenossen besucht.

Francket benahm sich auch in dieser Stadt sehr dreist. Er erfuhr, daß das Edict, welches Religionsfreiheit verkündet, dort noch nicht bekannt gemacht worden sei. Er forderte nun die Christen auf, ihn auf einem Rundgange zu begleiten; er wolle alle amtlichen Anschläge lesen, und dann den Obermandarin dadurch zur Bekanntmachung drängen, daß er dem Straßenpublikum den Inhalt des kaiserlichen Edikts zum Besten gäbe. Die Christen riethen ihm jedoch davon ab; der Missionär blieb aber bei seinem Vorhaben und hielt die Leute auf der Straße an, erzählte ihnen von dem Edikt und dem mächtigen Frankreich und prüfte alle Anschläge. Dann erklärte er laut, daß der richtige und wichtigste fehle, ging in ein sehr besuchtes Theehaus und äußerte sich dort in ähnlicher Weise. Der Zufall fügte, daß er sich auch an Unterbeamte des Obermandarin wandte; diese benahmen sich aber, trotz solcher Zudringlichkeit, so höflich, daß sie für diesen dreisten Fremdling sogar die Zeche bezahlen wollten.

Dann zog er weiter und passirte abermals die Pfahlmauer, um eine kleine Christengemeinde zu besuchen, die er am Flusse Imen oder Imma fand. Am 29. April war er in Ghirin, chinesisch Tschuan tschang, Stadt der Barken. Sie ist nächst Mukden, die größte im Norden der großen Mauer und die eigentliche Hauptstadt der Mandschurei. Ghirin ist von Bergen umgeben, dehnt sich in einem Halbkreis am linken Ufer des Sungari hin und hat, wie alle tatarischen Städte, keine Befestigungen. Die Hauptstraße und Uferladen sind mit Holz gepflastert, die Umfriedigungen der Häuser, Höfe und Gärten bestehen aus Brettern; am Strome liegt viel Bau- und Brennholz aufgespeichert; von den Bergen, namentlich vom Amba, weißen Berge, bringt man mächtige Fichtenstämme herab, welche im Winter weit in die Mongolei und nach Liao tung hinein transportirt werden.

Unter den vielen Waarenläden zeichnen sich ganz besonders die sehr zahlreichen Sargmagazine aus. Die Särge werden mit einer, man kann wohl sagen, sein ausgesonnenen Koketterie zur Schau ausgestellt, um besonders durch schöne rothe Farbe und glänzenden Firnis Käufer anzulocken. Auf manchen sieht man goldene Inschriften, welche Glück und Wohlergehen verheißen. Die Leute kaufen nämlich schon bei Lebzeiten den Kasten, in welchem sie zur letzten Ruhe bestattet werden, und tapezieren ihn so sämlich als möglich aus; auch werden die Leichen mit den kostbarsten Gewändern angekleidet. Man kümmert an einen Sarg nicht etwa die traurigen Gedanken wie in Europa, besteht ihn vielmehr gern, stellt ihn im Haus oder im Garten auf, oder neben eine Pagode. Francket sah dergleichen zu Hunderten neben einander aufgestellt, alle mit dem Zufügende nach Mittag.

Das Wohlmpflaster in Ghirin verräthet unter dem Tritte der Fußgänger und Reiter. Als der Fremdling aus dem Abendland über dasselbe hintrabte, hielt man ihn und seinen Gefährten für „extraordinäre Personen"; eine Menge von neugierigen, lärmenden Leuten drängte sich herbei und folgte bis in den Hofraum der Herberge, die von der Dienerschaft eines Mandarinen auf seinen Kosten gehalten wurde. Die Fremden mußten ihre Namen einschreiben, und nun wurde der Ungestüm der Menge erst recht groß. Seit dem Jesuiten, welcher einst mit dem Kaiser Kien long nach Ghirin

Digitized by Google

gekommen war, hatte man dort keinen europäischen Geistlichen gesehen. Die Leute schlugen die papiernen Fenster ein und wollten die Thür erstürmen, um sich die Fremdlinge näher betrachten zu können. Francket sandte, um sich Ruhe zu verschaffen, einen Boten an den Polizeimeister, der eine Abtheilung mit Ruthen bewaffneter Soldaten schickte; sie mußten vor der Herberge Wacht halten, ließen aber doch ihre Mannschaften hineinschlüpfen, welche dann in's Zimmer eindrangen, sich aber im Uebrigen ungemein höflich benahmen. Auch stellten sich, unter Beobachtung aller gesellschaftlichen Förmlichkeiten, Besuche aus allen Klassen ein, denen Francket seine Religion anpries; den Gelehrten gab er Bücher über dieselbe. Sie hörten wohl zu, aber das war auch Alles, denn: „ohne die Gnade von oben und guten Herzenswillen sind Belehrungen unmöglich, besonders bei den Großen dieser Erde, welche sich mehr um die Anhäufung auf ihren Mühen, um Sapeken (Geld) oder um Opium kümmern, als um das Heil ihrer Seelen."

Auch ein hoher Würdenträger erschien, mit rothem Knopfe, Pfauenfedern und fürstlichem Gefolge. Der Mann, welchen der Missionär für einen Späher der Regierung hielt, erzählte, er sei einmal in der Nähe des Abendlandes gewesen, habe als General in Thian schan nan lu, dem chinesischen Turkestan, Siege über die rebellischen Mohammedaner erfochten, und äußerte, der Fremde werde ja wohl von der berühmten Stadt Kaschgar gehört haben. Das bejahte derselbe und fügte hinzu, der Mandarin werde wohl auch von der Expedition der Weltmächte gegen China uns von Verkündigung der Religionsfreiheit etwas wissen; das Edict darüber müsse vorschriftgemäß im ganzen Reiche bekannt gemacht werden, was aber hier noch nicht geschehen sei. Der Mandarin, feinerseits ein Mann von Sitte und Anstand, bemerkte sehr verständig und höflich, von dem Vertrage habe er allerdings gehört, kenne aber die Gründe nicht, weshalb derselbe hier noch nicht bekannt gemacht worden sei; übrigens mische er sich in solche Angelegenheiten nicht. Der Missionar wurde aber nun immer aufringlicher und gröber und sagte dem höflichen Manne geradezu Zurechtweisungen, die er wohlgefällig erzählt. Er sagte ihm: „Wenn ihr Beamte euch nicht um so ernste Dinge kümmert, und wenn das durch euch in Unkunde und Unwissenheit gehaltene Volk uns bestiehlt oder mißhandelt, uns, die euer Kaiser respektirt wissen will, an wem liegt dann die Schuld und auf wen fällt die Verantwortlichkeit? Ich brauchaupe mich deshalb nicht; wenn ihr auch auf meinen angelaufenen Paß euer Siegel nicht setzen wollt, so werde ich trotzdem durch die ganze Mandschurei reisen und wenn mir ein Unglück begegnet, so wird man schon wissen, an wen man sich zu halten hat."

Was würde einem Chinesen geschehen, der in Europa gegen Landesbeamte eine solche Sprache führte? Aber Francket that sich auf die feinige etwas zu gute und bemerkt: „Mein edler Besucher schien von unserer langen Unterhaltung ebenso befriedigt zu sein wie ich selber, und fuhr in seinem Wagen heim." Der Missionär ließ dann durch seinen Katechesen eine Barke kaufen, für welche er 50,000 Sapeken, etwa 1000 Francs, zahlte. Sie war 38 Fuß lang, 8 breit, 4 tief und mußte erst ausgebessert werden. Die Zwischenzeit benutzte er, um während der Pfingsttage die etwa 30 Stunden entfernte, schon oben erwähnte Gemeinde mongolischer Christen in Pakiatze zu besuchen.

Wie rücksichtsvoll sich die chinesischen Behörden und wie rücksichtslos sich die französischen Missionäre benahmen, davon erzählt Francket wieder einen Beweis. Der Geistliche in Pakiatze beklagte sich, daß „die Heiden der Umgegend" sich gehässig gegen „unsere heilige Religion" benähmen; ein Nachkomme des Confucius und ein Mandarin debauptelen, daß er ein Stück Landes, welches zu einem Oratorium gehöre, sich widerrechtlich angeeignet habe. Nun wollte Francket es den „Götzendienern" eintränken, ein „Exempel geben" und beim Gouverneur persönlich Klage führen. Wie er sich dabei benahm, möge er selbst erzählen:

„Ich war von mehreren festlich gekleideten Katecheten und Herrn Royer begleitet. Dieser fuhr in einem Wagen, ich ritt, und so zogen wir durch die große Stadt Kuan tsching dze nach dem Regierungspalaste. Die Wächter und Offiziere ließen uns bei jeder Thür an und erklärten, wir dürften nicht weiter gehen, aber wir gaben ihnen nicht einmal eine Antwort und kamen bis unter den Säulengang, wo die Mandarinen ihre Sitzungen abhalten. Die Sekretäre und Räthe bezeigten sich, und zu empfangen, und erschien uns, auf dem Kang, der warmen Stelle im Zimmer, Platz zu nehmen; sie wunderten sich beim Präsentiren, welchen wir einen Brief geschrieben hatten, unsere Ankunft melden. Der Präsident zog seine schwarzseidenen Stiefel und sein seidenes Amtsgewand an, setzte seine rothe Sammetmütze mit dem Krystallknopf auf und bat uns, in den Salon zu treten, wo er uns auf den weichen Sopbas den Ehrensitz anwies. Dann wurde Thee gebracht, man zündete uns unsere Pfeifen an und wir sprachen lange über unsere heilige Religion. Der Beamte wiederholte mehrmals, er wurde auch Gerüchte verfahren, und als wir fortgingen, begleitete er uns mit vielen Ceremonien bis zur großen Thür, die er uns öffnen ließ und durch welche sonst nur Mandarinen gehen dürfen."

Nachdem wir gezeigt haben, wie die Chinesen und wie die Missionäre sich benahmen, lassen wir die geistlichen Ansichten derselben bei Seite, um Francket auf seiner Reise zu begleiten. Er ging nach Ghirin zurück, wo jetzt aber die Leute ihn nicht aufnehmen wollten; wahrscheinlich mißfiel ihnen sein anmaßendes Wesen. Zuletzt fand er in einer Opiumkneipe ein Unterkommen, aber Schmutz und Dunst waren so unerträglich, daß er wieder hinausging und unter freiem Himmel schlief, aber vielmehr unter feinem Zelt am Stromufer. Dort verlebte er mehrere Tage, immer umgeben von einer neugierigen Menge. Die Gelehrten und Lamas lud er in sein Zelt und redete ihnen von seiner Religion vor; sein College Royer stellte sich auf das Boot und hielt Schiffspredigten an die versammelte Menge. Sehr bescheiden vergleicht Francket die Backe mit jener des heiligen Petrus! Und, sagt er, damit sie dieselben Heilsschätze bringen möchte, sanken wir das Schiff: Frohe Botschaft, Evangelium, d. h. im Mandschu Sain Ghisun, chinesisch Fu in, und hielten eine große Flagge auf, an der jene Worte mit großen Buchstaben zu lesen waren. Als nun günstiger Wind sich erhob, lichteten wir den Anker, um den Sungari hinabzuschwimmen, der bei Ghirin schon breiter ist als die Seine in Paris. —

Abends und Morgens stimmte die Mannschaft Gesänge an: Sonntags und Festtags lasen die Missionäre Messe unter ihrem Zelte, stellten ein Crucifix zwischen zwei Bilder und zwei Kerzen, und ein Brett diente statt des Altars. So kam er nach Sintsching, Neustadt, einem neuerrichteten Verwaltungsort und so genannt im Gegensatze zu der ältern, welche Petune heißt und eine Stunde weit landeinwärts liegt. Ueberall drängte sich die Menge herbei, um die Fremden zu begaffen, die vom Schiffe herab und in den Straßen predigten. Francket hielt die sehr zahlreichen Mohammedaner fest, um religiöse Streitfragen mit ihnen zu erörtern; er eiferte gegen die „Abgeschmacktheiten" des Koran, aber die Heiden legten wenig Werth auf das, was er ihnen zum Besten gab. Sie verlauften ihm aber gegen baares Geld Schwaaren, und so konnte er weiter fahren. Zu San tscha ho schlug er wieder sein Zelt auf, an der Mündung des Hon oder Honni; die Chinesen nennen ihn Pu ho, weil er von Pu kuei herströmt; mit diesem letztern Namen belegen sie die Mandschustadt Ilstisikar.

Von San tscha ho an wird der Strom tiefer, der Wind war günstig und die Fahrt nach Osten ging rascher. Bei Hu li tun, der Stadt der Fischer, wurde ein paar Tage angehalten, und Royer las in der kleinen Christengemeinde zu Ming ya no pong Messe. Weiterhin traf man keine Christen mehr.

An den Ufern des Sungari sind nur wenige Ortschaften, und diese weit auseinander; an beiden Ufern liegen unangebaute Ebenen. Aber am rechten Ufer finden sich doch nach und nach immer mehr chinesische Ansiedler ein und machen die Besitzungen

Digitized by Google

der Mandschusoldaten urbar; am linken Ufer dagegen ziehen Nomaden mit ihren zahlreichen Heerden umher. Bei Kalamen am Sungari hatte ein Nomadenchan sein Lager aufgeschlagen. Auch traf man Fischer, zumeist heimatlose Chinesen.

Sehr häufig sind Hasen und Fasanen, die man ohne große Mühe fängt; in allen Buchten wimmelt und schwärmt es von Gänsen und Enten, die aber ungemein scheu sind; in den Rohrdickichten und an den Teichen leben unzählige Reiher, Schwäne und andere Wasservögel, an den steilen Ufern nisten Myriaden von Schwalben, denn in diesem Lande finden sie keine Höhlen, um ihre Nester daran zu kleben. Sie höhlen deshalb in die steilen Lehmwände eine unendliche Menge von Löchern, eins neben das andere, und man meint einen ungeheuren Bienenstock vor sich zu sehen. Allemal liegen diese „Sommerwohnungen" der Schwalben in den höchsteilen Gegenden am Strom, und dort schlug der Missionär am liebsten sein Zelt auf; als Lager dienten ihm Hirsch- oder Ziegenfelle, und unangenehm waren nur die unzähligen Moskitostechwärme und das Heulen der Wölfe, welche die nächtliche Ruhe störten. Einmal entstand Feuer im Boot, ein andermal wären sie, am 19. Juli, bei San sing, fast auf einem dicht unter dem Wasser liegenden Felsen gescheitert.

Dieses San sing ist in jener nordöstlichen Gegend die letzte Stadt auf chinesischem Gebiete; sie liegt am rechten Ufer des Sungari, zwischen den dort mündenden Flüssen Aulen und Hurba. Bei den Mandschu heißt sie Jolan hala, und von dieser alten Stadt sieht man, in der Nähe der Neustadt San sing, noch alte Wälle und mancherlei Gerümmer. Die Ausdrücke San sing und Jolan hala bedeuten wörtlich: die drei Familiennamen; und der Name soll wohl an drei berühmte Mandschufamilien erinnern, welche von dort stammen. Der Sage zufolge wohnten sie den König Kiere, welcher für den Gründer der gegenwärtigen Mandschudynastie gilt. Wahrscheinlich verhielt sich die Sache so, daß die letztere jene drei mächtigen Eroberer bewog, sich mit ihrer Erobererherde zu vereinigen. Wenigstens war stets ihre Politik darauf gerichtet, die unabhängigen Stämme, welche am Fluß entlang bis zum Meeresgestade wohnen, für sich zu gewinnen; die kaiserliche Dynastie schloß mit ihnen Verträge, die auch heute noch gelten. Alljährlich muß der Mandarin von San sing den Häuptlingen ein Gastmahl geben, auch im Namen des Kaisers ihnen seidene Gewänder verehren. Sie schenken dagegen Zobelfelle und Fische als eine Art von Tribut. Chinesen sollen über die Grenze bei San sing nicht hinaus, aber für Geld und gute Worte sieht der Mandarin durch die Finger.

Alljährlich erscheinen in der Mitte des Sommers Barbaren in San sing, um die Ausbeute ihrer Jagd und des Fischfangs gegen Zeuge und allerlei ihnen nothwendige Geräthschaften zu vertauschen. Da kommen die Jupis und Kilimis, die Fischhäute, die Langhaarigen und die Kurzhaarigen auf ihren raschfahrenden Booten, an denen auch nicht ein einziger eiserner Nagel sich befindet. Manche langten an, andere fuhren ab, als die Missionäre ihre Barke am Ufer befestigten. Gleich nachher erschien ein Mandarin, um sich nach dem Zwecke der Reise zu erkundigen, und gab den Fremden fünfzehn Mann Soldaten zum Schutz oder um jene beaufsichtigen zu lassen. Sie folgten den Europäern auf Tritt und Schritt; die Sache hatte aber den Vortheil, daß gar nichts gestohlen ward. Der Mandarin hatte einen Eilboten nach Ghirin geschickt, um Befehl einzuholen, wie er gegen die ohne Paß reisenden Fremden sich verhalten solle; diese wollten nun Gegenden besuchen, über welche damals China und Rußland sich noch nicht geeinigt hatten. Er bat die Fremden, bis zur Rückkehr jenes Eilboten in San sing zu verweilen, und räumte ihnen eine große Pagode ein; diese stand dicht am Fluß und die Barke lag ganz in der Nähe, sicher vor jedem Sturme. Der chinesische Bonze gab den Abendländischen freundlich Pfeffer, Senf, Kohl und dergleichen mehr; er baute selber Gemüse in seinem Garten, aber auch viel Mohn, wahrscheinlich zur Opiumbereitung. Wie der abendländische Missionär eine solche Gastfreundlichkeit auffaßte, ergiebt sich aus seiner Darstellung. Er sagt nämlich:

„Der rechte Flügel der Pagode war Wohnbaus des Bonzen und zugleich Schulgebäude. Er konnte uns zum Aufenthalt ganz genehm sein, wenn man den Bonzen zur Thür hinausbefördert, dem Schulmagister Urlaub und den Schülern Ferien gab. Ringsum herrschte eine wohlthuende Einsamkeit; im Hofe stand eine prächtige Ulme, welche erquickenden Schatten gab. Wir nahmen diese Wohnung an. Man möge sich darüber nicht skandalisiren, denn ich wußte damals noch nicht, daß die Pagode ein Niang niang miao war, das heißt ein Tempel der Göttinnen; erst am andern Morgen erfuhr ich es, als ich dem gelehrten Schulmeister die Lehre vom wahren Gotte beibringen wollte. Als ich mit dem Bonzen bei dieses Teufelsinnen war, wollte er mich sie alle kennen lehren. Er wies zuerst nach dem Hauptaltar. Da siehst du, sprach er, jene alte vergoldete Frau auf einem Steine sitzen; zu ihren Füßen sitzt ein Hund, in ihrem Schooß eine Puppe und zu beiden Seiten stehen zwei Ehrendamen. Nun, das ist die Kuan in pussa, die Mutter der Güte und der Barmherzigkeit. So gab er mir die Namen aller seiner Götzenbilder und ihrer Eigenschaften; er hatte Idole für das Gesicht, für die Blattern, für Verrenkungen, für Dachse und Füchse. Wie sehr erbarmte mich dieser widersinnige Unblick! Als wir nun Alles besichtigt und das uns Passende für unser Presbyterium und unsere Kirche ausgewählt hatten, entfernten wir die abergläubige Inschrift des Confucius, stellten statt der Tafel, auf welcher sich dieselbe befand, unsern Altar hin und lasen jeden Morgen die heilige Messe."

Francket findet das Alles ganz in der Ordnung. Wir unsererseits erinnern uns, einst in dem Reisebericht eines englischen Methodisten, welcher katholische Länder besucht hatte, ganz ähnliche Auslassungen über die katholischen Madonnen- und Heiligenbilder, über die wächsernen Glieder, welche in den Kirchen hängen, über „diabolischen Flitter und Satanswerk" gelesen zu haben. Die Geistlichen der verschiedenen Sekten sind sehr streng gegeneinander und oft sehr intolerant, ohne zu bedenken, daß in manchen Fällen das mutato nomine de te fabula narratur von Andersgläubigen auf sie in Anwendung gebracht wird.

Francket hatte sich nun in der Pagode häuslich und geistlich eingerichtet. Da strömte aber unaufhörlicher Regen vom Himmel herab, alle Bäche und Flüsse traten über ihre Ufer und die Ueberschwemmung wurde gewaltig. „Auch unsere satanische Wohnung blieb nicht verschont; als das Wasser herandrang, nahmen unsere Ehrengardisten Reißaus, nun den Stadtbewohnern Hülfe zu leisten, welche auf die Hügel flüchteten. Das Wasser richtete große Verheerungen an. Wir unserseits hatten auf alle Fälle an unserer Barke einen sichern Zufluchtsort und blieben vorerst lieber unter dem gastlichen Dache des chinesischen Lycums, wo wir gegen Sturm und Regen geschützt waren. Aber zuletzt drangen doch auch hier die Fluten zu Thüren und Fenstern hinein und wir mußten in den obern Theil der Pagode zu den Göttinnen flüchten; wir zündeten dort ein Feuer an, um die Mücken zu verscheuchen, und bivouchirten so die ganze Nacht hindurch. Ich sah auch nicht einen Stein, auf welchen ich mein Haupt hätte legen können; deshalb stieg ich auf einen Altar, breitete dort meine Hirschhaut aus und schlief unter den Augen dieser Schlammgötzen ganz ruhig. Aber ein paar Mal wurde ich doch aus dem Schlummer aufgeschreckt; denn eine Mauer fiel ein und der Thurm stürzte zusammen. Nach und nach wichen die Untergängen, auf welchen diese Thongötzen standen, und diese selber verschwanden in den Fluten. Nun ward es auch Zeit für mich, an Bord unserer Barke zu gehen und einen nahen Hügel zu gewinnen, wohin schon viele Leute sich geflüchtet hatten."

Francket benutzte die allgemeine Verwirrung, um weiter zu fahren; er kümmerte sich nicht um den Mandarin, welcher alle Hände voll zu thun hatte. Seine Barke Sain Ghisun schwamm

Digitized by Google

rasch den Sungari hinunter, der weit über seine Ufer ausgetreten war. Die Gegend war weniger dünn bewohnt als weiter oben; hin und wieder sah man Dörfer und Weiler als Etappen auf der großen Straße, und Wachtposten, welche jeden Verkehr der chinesischen Unterthanen mit den wilden Stämmen verhindern sollen. Beide Theile dürfen die Grenze, welche quer über den Fluß läuft, nicht überschreiten, aber Franclet passirte dieselbe unangefochten etwa fünfundzwanzig Wegstunden unterhalb San sing.

Nun befand er sich im Gebiete der Jupjis oder Fischhäute und hatte anfangs die Absicht, dort zu bleiben und sie sowohl wie „andere Horden dieser Unglückszonen unter den Schutz des Apostelkönigs zu bringen". Er octroyirte ihnen als Schutzheilige Unsere Liebe Frau von dem Fische.

Die Jupjis, welche er überall am rechten Ufer des Sungari und des Amur traf, sind ruhige, gastliche Menschen. Ihre Dörfer liegen an geschützten Buchten unter Bäumen.

Alle Jupjis benahmen sich sehr wacker. Wenn sie von ihrem Birkenkahnen aus die Barke sahen, riefen sie den Europäern ein Aia, aia! Guten Tag! zu; knieten, wenn diese an's Ufer gingen, brachten Fische und rohes oder gedörrtes Wildpret, wilde Gänse, überhaupt die Ausbeute ihrer Jagd. Dafür verlangten sie keine Zahlung, sondern gaben Alles umsonst; höchstens hofften sie auf ein paar Blätter Tabak, an dem sie noch mehr hängen als selbst die Chinesen. Eine junge Jupji gab ein aus Karpfenhaut verfertigtes Kleid her und bekam dafür etwas Zeug. Auch brachten sie vortrefflichen Champignons und Brombeeren. Alles wäre recht gut gewesen, ohne die Pein der Bremsen, Stechfliegen, Mücken und Blattläuse. Die Reisenden mußten über den Kopf eine Kappe ziehen, in der nur für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung war, und Nachts unter einem ausgeräuchertem Moskitonetze schlafen. Trotzdem litten sie viel von den unerbittlichen Blutsaugern. Die Jupjisnaben zeigten sich dienstfertig, zündeten rings um die Fremden Feuer an und suchten die Peiniger zu verscheuchen.

Endlich erreichte die Barke den Zusammenfluß des Sungari und Amur. Den letztern Strom bezeichnen die Mandschu als Saghalieula, die Chinesen als Hei lung kiang, wegen der dunkeln Farbe seines Wassers, das tief und rein ist und an jene des Meeres erinnert. Die Einfahrt zum Sungari wird durch ein Lager und eine Flotte der Mandschu beherrscht, und der Fu tu tung oder Generalgouverneur von San sing erwartete, an der Spitze seiner Soldaten, die Fremden, denen er schon einen Adjunanten entgegengeschickt hatte.

Aber Franclet fuhr weiter, ohne sich um ihn zu bekümmern, und schwamm nun auf einem neutralen Flusse, dem Amur. Dieser bildet jetzt die Grenze zwischen dem chinesischen und dem russischen Reiche von Sibirien bis zum Ussuri, und von diesem letztern Flusse bis zum Hinka-See und bis Korea. Ausland hat ohne einen Schwertstreich ein großes Gebiet an sich gerissen, und war im Besitz, ehe der Himmelssohn in Peking auch nur etwas davon ahnte. Die Petersburger Regierung verpflanzte sechszehntausend Kosaken an den Amur und Ussuri, und diese sind nun an verschiedenen Punkten derart angesiedelt, daß sie eine Kette von Niederlassungen bilden.

Die erste russische Station, welche Franclet am Sungari traf, heißt Makaelsi meonula; dort warf er Anker und schlug sein Zelt inmitten der Kosaken und der russischen Garnison auf. Als die Mostowiter das Zeichen des Kreuzes sahen, liefen sie herbei und waren nicht wenig überrascht, dort in der Mandschurei französische Missionäre anzutreffen. Diese waren hocherstaunt, einmal wieder Brot zu essen, wurden von dem General sehr freundlich aufgenommen und erhielten von ihm Empfehlungsbriefe für die anderen russischen Posten am Ussuri und Amur.

General Kuffe war nur zur Inspektion an jenem Punkte, sein Standquartier ist in der neuangelegten russischen Stadt Blagoweschtschensk. Franclet fuhr dann weiter, hielt drei Tage bei der Station St. Simeon und sah, daß drei Kaufmannsschiffe von eben so vielen Dampfern stromab geschleppt wurden. Unter der Garnison befanden sich auch polnische Soldaten.

Die Strecke von der Mündung des Sungari bis zu jener des Ussuri wurde in sechs Tagen zurückgelegt, trotz widriger Winde auf dem Amur. Da, wo der Ussuri sich mit dem letztern vereinigt, liegt nun, an den bewaldeten Bergabhängen, die neue russische Stadt Chabarosska, so genannt nach dem Abenteurer Chabaroff, welcher zuerst von Sibirien aus bis in die Gründen am untern Amur vordrang. Die Russen besitzen nun den ganzen Lauf des Ussuri bis zu dessen Quelle, ohne den Sungari aus den Augen zu verlieren.

Es war Franclet's Absicht, in einem Dorfe der Jupjis zu überwintern und sich mit den Fischer- und Jagdhorden der Umgegend in Verbindung zu setzen. Er hatte zwei junge Männer vom Stamme der Fischhäute zu sich genommen und ging mit denselben nach ihrem Dorfe, das Sumi hieß. Die Hütten waren während der Abwesenheit der Bewohner von den Russen als Pferdeställe benutzt worden, und nur einige auf Pfählen errichtete Speicher befanden sich nicht im Verfall. In diesen wohnte er; unten wurde ein Feuer angezündet, um die abscheuliche Landplage, die Stechmücken, abzuhalten; diese sind viel schlimmer als Bären, Tiger und Wölfe.

Der Befehlshaber der russischen Truppen in dem benachbarten Chabaroffka räumte dort den Missionären eine stattlich hergerichtete Wohnung ein, welche ursprünglich für eine chinesische Gesandtschaft bestimmt war. Diese aber kam nicht, und so sagt der Missionär, daß er „in seiner Eigenschaft als Abgesandter Gottes" sich dieselbe habe gefallen lassen!

Von seinen Fenstern aus hatte er eine sehr schöne Aussicht auf die mit Urwäldern bestandenen Berge und auf Ebenen, welche vom Ussuri und vom Saghalien (Amur) durchströmt werden. Beide vereinigen sich an dem Hügel, auf welchem die Wohnung stand. Bei diesem legte auch der Dampfer „Amur" an. Als Franclet denselben pfeifen hörte, wurde er von einem Drange zur Weiterreise übermannt, und einige Offiziere forderten ihn auf, die Reise stromab bis Nikolajeffsk mit ihnen zu machen. Gern benutzte er die günstige Gelegenheit, bekam einen Freiplatz und ging noch vor Einbruch der Nacht an Bord des kleinen Dampfers. Dieser war der erste, welchen man auf dem Werft von Nikolajeffsk vom Stapel gelassen hatte, die Maschinen und sonstigen Material stammten jedoch aus Nordamerika. Er gehörte der Regierung und beförderte die Post und hatte bei dieser Fahrt eine so beträchtliche Menge von Fahrgästen, daß manche unter freiem Himmel auf dem Verdecke schlafen mußten. Der Missionär fand Unterkommen in einer Koje, welche ihm von Matrosen aus Kronstadt eingeräumt wurde; der russische Pope dagegen, welcher als Schiffsgeistlicher diente, mußte Tag und Nacht auf Deck bleiben und schlief dort neben dem Diener der katholischen Sendboten.

Der Dampfer Amur war ein Babel im Kleinen, denn man hörte vielerlei Sprachen. Seitdem die Russen den Amur genau erforscht und gute Karten des Stromlaufes entworfen haben, hat die Fahrt eigentlich keine Gefahr mehr, doch gehen die Schiffe nur bei Tage und legen Abends bei irgend einer der Kosakenstationen an, welche in oder bei den Dörfern der Jupjis, Kilimiz oder Giljaka an beiden Ufern bis zur Mündung hinab von Strecke zu Strecke sich befinden. Dort nimmt allemal das Boot seinen Tagesbedarf an Brennholz ein.

Die Fahrt von der Mündung des Ussuri bis nach Nikolajeffsk wurde in vier Tagen zurückgelegt. Am 30. August, nach Sonnenuntergang, lag das Boot unter dem Leuchtthurme, welcher sich über dem Strom auf einer Insel erhebt. So war denn Franclet in Nikolajeffsk. An demselben Tage war dort auch Admiral Kasatewitsch angelangt, der Gouverneur der neuen Küstenprovinz, welche sich von Korea bis zur Behringsstraße ausdehnt und auch die Kurilen und den nördlichen Theil der Insel Sagbalien (Krafte, Tarakai) in sich begreift; die südliche Hälfte derselben gehört den Japanern. Der Admiral hatte eben am Hinka-See über Grenzregelungen mit einem chinesischen Bevollmächtigten unterhandelt und war auf dem

Digitized by Google

Seewege zurückgekommen. Bei Nikolajeffsk lagen am rechten Ufer zehn oder zwölf Kriegsschiffe, gegen den Südwind durch die Berge völlig geschützt. Unter denselben befand sich ein japanisches Fahrzeug, das ganz europäisch auslief. „Das kluge und betriebsame Volk der Japaner giebt sich Mühe, die Künste und Fertigkeiten des Auslandes sich anzueignen und nutzbar zu machen, und bildet auch darin einen Gegensatz zu den hochmüthigen und apathischen Chinesen, die an ihren Bräuchen nichts ändern wollen." Jenes japanische Kriegsschiff war im Auftrage seiner Regierung gekommen und hatte eine Ladung herrlicher Industrieerzeugnisse gebracht, für welche freilich sehr hohe Preise verlangt wurden. Engländer und Franzosen waren noch nicht in Nikolajeffsk, wohl aber Amerikaner und Deutsche.

Am andern Morgen ging Francket, der noch immer chinesisch gekleidet war, mit einem Genieobersten an's Land. Einige hielten ihn für einen Spion, Andere für einen wissenschaftlichen Reisenden. Zwei aus Sachsen gebürtige Kaufleute, welche er Maller und Hetet nennt, luden ihn zum Mittagessen ein, und Wohnung fand er bei einem Herrn Weber, der aus Polen verbannt worden war. Auch die Offiziere benahmen sich gastlich und stellten ihm Bücher und Zeitungen zur Verfügung.

Von Nikolajeffsk entwirft Francket folgende Schilderung. Die Stadt liegt am linken Ufer des Amur, etwa 15 Lieues von der Mündung. An jener Stelle sand während des Krimkrieges die russische Flotte eine Zuflucht, und dadurch entstand allmälig eine Stadt. Mit Einschluß der Besatzung zählte sie (im Sommer 1861) ungefähr 3000 Einwohner. Die Häuser sind von Holz; die Wände bestehen aus über und neben einander gelegten Tannenstämmen, die Dächer aus Bohlen und Baumrinde. Alles ist noch ganz neu und ursprünglich. Die nach der Schnur gezogenen Straßen sind zum Theil geebnet, man könnte fast sagen, urbar gemacht, aber noch ohne Pflaster; in den meisten stehen aber noch Bäume und ein Wagen kann in ihnen nicht fahren. Auch die russische Kirche ist von Holz.

Ein Blick in das Leben und Treiben der westindischen Neger.

Schlangenverehrung und Gebeimbund des Vodu.

In unserer vorigen Nummer haben wir, einem ausgezeichneten Gewährsmann und Augenzeugen, Richard Burton, folgend, gezeigt, wie der ostafrikanische Neger in seiner Urheimat lebt; heute wollen wir zeigen, wie das Leben und Treiben der Schwarzen in beißen Gegenden Amerikas sich gestaltet. Man ersieht daraus, welch ein gräßliches Unheil durch eine falschverstandene Philanthropie über die Neger gebracht wird; es tritt klar zu Tage, welches Unglück durch schlecht begründete, allgemeine Phrasen angerichtet wird, die dem Unkundigen schön klingen, aber bald bis in Grund und Boden sind. Ueberall, wo man so beschränkt oder verblendet war, sie in's praktische Leben einzuführen, hat man weiter nichts erzielt, als der Barbarei die Bresche zu treten. Wir fordern Jedermann auf, uns auch nur eine einzige Thatsache anzuführen, welche beweise, daß die Neger in den tropischen Gegenden Amerikas seit der Emancipation auch nur einen einzigen kleinen Schritt auf der Bahn der Gesittung vorangeschritten seien, daß die Verwilderung der schwarzen Menschen nicht zugenommen habe. Jetzt, da von Seiten fanatischer oder nach Stelle und einträglichen Aemtern jagender Yankees wieder ein heilloses Experimentiren mit den armen Schwarzen in ganz gewissenloser, alle Erfahrungen mit Füßen tretender Weise getrieben wird, ist es an der Zeit, darauf hinzuweisen, was die Erfahrung lehrt. Wir unsererseits haben der „Negerfrage" seit fast zwanzig Jahren ein ernstes und eingehendes Studium gewidmet; wir stehen außer aller Partei und geben nicht von vorgefaßten Meinungen aus; wir haben auch kein Lieblingsdogma zu vertreten. Aber was uns als wahr und richtig erscheint, das sagen wir ganz unumwunden, rund heraus, ohne uns auch nur das allermindeste darum zu kümmern, ob das Ergebniß langjähriger, ehrlicher und gewissenhafter Forschungen „unpopulär" sei oder nicht. Wir legen auf eine „Popularität", welche sich auf Vorurtheile oder Unkunde stützt, gar keinen Werth und verzichten ein- für allemal auf eine solche. Wohl aber halten wir es, im Interesse der wahren Humanität, für eine Pflicht, das zu sagen, was wir für richtig erkennen. Deshalb wollen wir noch oftmals auf eine so brennende Angelegenheit zurückkommen, heute aber unsern Blick nach Westindien wenden.

Die Sache selbst bietet für den Beobachter ein großes Interesse dar, denn sie ist von Wichtigkeit für die ökonomischen und Verkehrsverhältnisse beider Erdtheile, für das Verständniß der gegenseitigen Stellung zweier großen Menschenrassen und für die religiösen Beziehungen. Die Thatsachen sprechen laut und enthalten viele gewichtige Lehren. Es wird uns nicht einfallen, die Negersklaverei zu vertheidigen; stellt man aber einen Vergleich an zwischen der Lage, in welcher sich der Neger in Afrika befindet, wo er fast überall Sklave ist (denn neun Zehntel aller Afrikaner sind in ihrer Heimat Sklaven), und wie er sich in Amerika in seinem Hörigkeitsverhältnisse gestellt sieht, dann fällt derselbe durchaus zum Vortheil der Neuen Welt aus.

Es steht fest, daß der Neger in den Kolonien wenig oder gar nicht arbeitet, sobald ihm ein Zwangsantrieb fehlt. Die Länder Amerikas, in welchen der schwarze Mensch sich in überwiegender Mehrheit befindet, was z. B. in Westindien der Fall ist, gehen zurück, seitdem die Neger sich selbst überlassen bleiben. Vor beinahe dreißig Jahren wurde in den britischen Besitzungen die unbedingte Emancipation durchgeführt und sie wurden dem Ruin immer näher gerückt; derselbe war nur dadurch abzuwenden, daß man asiatische Arbeiter herbeiholte. Der Menschenfreund könnte verschmerzen, wenn sie etwa weit weniger Zucker und andere tropische Erzeugnisse als früher lieferten, er könnte sich gefallen lassen, daß die Weißen den Schwarzen das Feld räumen, wenn nur diese Letzteren in eine günstigere Lage gerathen wären. Aber das ist leider nicht der Fall und die Verwilderung nimmt unter den freien Negern in grauenerregender Weise überhand.

Auf Haiti sind sie seit länger als einem halben Jahrhundert frei, auf Jamaika und in den übrigen englischen Antillen beinahe halb so lange. Europa hat ihnen großes Wohlwollen bewiesen; protestantische und katholische Geistliche in Menge haben sich unsäglicher Mühe gegeben, sie zu sittigen; sie besitzen die fruchtbarsten Ländereien in einem Klima, das ihrer Leibesbeschaffenheit völlig zusagt; sie fänden allezeit lohnenden Absatz für die Produkte, welche sie dem Handel liefern würden, und doch ist der Rückschlag in die Barbarei unaufhaltsam. Die Klagen, welche darüber der päpstliche Generalvikar aus Haiti nach Rom schrieb, stimmen vollkommen überein mit den Berichten der englischen Missionäre aus Jamaika.

Der Neger stößt gleich, sobald er sich frei fühlt, und nicht, wie in Nordamerika in kälterm Klima, in verhältnißmäßig geringer Anzahl unter Millionen Weißen, das Wesen der europäischen und christlichen Civilisation ab, und er behält höchstens einige äußere Formen, die er obendrein häufig noch karrikirt. Er wirft sich mit Leidenschaft in das unwohnliche Afrikanerthum zurück. Zunächst verschmäht er Ehe und Trauung und folgt seinem Hange nach Promiscuität; man kann nicht einmal sagen, daß er Vielweiberei habe,

Digitized by Google

sondern er beliebt den bunten Wechsel im wilden Durcheinander. Er wendet sich von christlichen Geistlichen ab und folgt seinen Fetischpriestern, den Obiah- und Miallmännern; der Gott, welchen er am liebsten verehrt, ist eine Schlange aus Congo. Dieser Schlangenkultus macht seit Jahren reißende Fortschritte, und der Geheimbund des Wodu greift auf Haiti immer weiter um sich. Scheinbar und äußerlich behalten dessen Anhänger das Christenthum bei; die Berührungen mit den Weißen sind immer noch zu mannichfaltig, als daß ein offenes Herausstreten räthlich erscheinen könnte, auch wollen die vielen Mulatten von einem Schlangengötzen nichts wissen, und spötteln über denselben. Aber viele Neger hängen ihm mit Leidenschaft an.

Man wußte lange, daß auf Haiti der Congoschlange göttliche Ehren erwiesen werden, auch war es kein Geheimniß, daß dieser Kultus überall, wo Neger in Masse beisammen leben, zum Vorschein kommt, und selbst in Texas, im Schwange geht. Genauere Einzelheiten über denselben haben wir durch Herrn von Bonneau erfahren, welcher in einer wissenschaftlich Zeitschrift ausführliche Nachweise brachte. Der Gegenstand ist von kulturpolitischer Wichtigkeit und verdient der Erwähnung, weil er einen Einblick in das Leben der amerikanischen Neger öffnet.

Der Wodu, oder, wie die Franzosen schreiben, Vaudou, ist ein Geheimbund, dessen Mitglieder die Schlange verehren; diese letztere wird mit demselben Namen belegt. Sie ist eine Gottheit, ein geheimnißvolles Wesen, welches Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt, Einfluß auf alle Dinge dieser Welt übt, und deren Sinnbild eben die Schlange ist. Der Neger sieht aber in diesem Sinnbild auch die Gottheit selbst, welche ihre Orakel einem auf Lebenszeit gewählten Oberpriester und einer Prophetin mittheilt; jener heißt Papa Wodu und König, diese Mama Wodu und Königin. Beide werden von Mitgliedern des schwarzen Bundes mit großer Ehrfurcht behandelt und üben großen Einfluß. Auch auf Haiti, wo Kaiser Soulouque ein eifriger Anhänger des Wodu war, stehen sie in großem Ansehen.

Jede Landschaft hat ihren besondern Wodu, aber die gesammte Verbrüderung hängt innig zusammen. Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt der Papa; sie findet in einem Wald oder in einem abgelegenen Hause statt. Auf einem Gerüste befindet sich ein Kasten, der auf der einen Seite mit einem Gitter versehen ist, und in dieser heiligen Bundeslade wird die göttliche Schlange verwahrt. Auf ihr stehen Papa und Mama mit blutrothen Tüchern behängt, denn blutroth ist die heilige Farbe des Wodu; beshalb trägt der Papa auch ein blutrothes Diadem und daneben ein breites blaues Band. Der Kultus beginnt mit einer förmlichen Anbetung der Schlange; die Anwesenden schwören, ihrem Dienste treu zu bleiben, ihr zu gehorchen und das Geheimniß der Anbetung und der Brüderschaft unverbrüchlich zu bewahren. Darauf steigt die Mama von der Bundeslade herab und verfällt in Zuckungen; sie zittert, spricht, schreit, flucht, giebt Prophezeiungen und antwortet auf die Fragen, welche von den Anhängigen an die Schlange gerichtet werden. Wer eine Prophezeiung erhalten hat, wirft für den Gott ein Geschenk in ein vor der Bundeslade stehendes Gefäß. Der Ertrag wird zu Bundeszwecken verwandt. Den Eid der Treue bekräftigt man dadurch, daß man Blut von eben geschlachteten Ziegen trinkt; aber manchmal wird zu diesem Zweck auch ein Kind geopfert. Das darf um so weniger auffallen, da man weiß, daß noch vor wenigen Jahren auf Haiti zwei Negerfesten bestanden, welche Menschen fraßen.

Die Einweihung, bei der Kräuter, Haare, Hörner ꝛc. eine große Rolle spielen, findet unter barbarischen Feierlichkeiten statt. Nachdem der Neuling einen fürchterlichen Eid geleistet, beginnen die Tänze und dauern fort, bis sich aller Anwesenden ein fieberhaftes Zucken und eine Aufregung bemächtigt, welche durch den Genuß von Zuckerbranntwein noch gesteigert wird. Das Rasen und Toben nimmt einen immer ärgern Charakter an, Männer und Weiber zerkratzen sich Leib und Gesicht, das Blut rieselt zum Boden hinab. Einige stürzen hinaus, springen und schreien, andere machen Kraftübungen, noch andere stecken ihre Arme in siedendes Wasser. Anzweifeln erfährt auch der wilde Tanz keine Unterbrechung und hinterher folgen schrußliche Ausschweifungen und Orgien, die wir hier nicht beschreiben können.

Die Anhänger des Wodu sind von allen Negern die gefährlichen. Ein Beobachter sagt: Der Wodu schwarze will gar nicht arbeiten; er stiehlt und spielt den Scheinheiligen; er vertheilt Gifte und richtet viel Unheil an. Er hat bei der Aufnahme in den Bund seine Standhaftigkeit bewiesen. Als man ihm im Kreise der Eingeweihten die Binde von den Augen nahm, sah er eine Blutlache und in derselben Begeirkollen und Federn liegen; dann entstand ein Geräusch, und darauf trat der Papa-König hervor, in der einen Hand einen Feuerbrand, in der andern einen Dolch. Er fragt den Neuling: „Was willst du hier?“ und erhält zur Antwort: „Ich will die heilige Schlange küssen und von der Wodukönigin ihre Befehle und ihre Gifte erhalten.“ Der König rennt ihm dann den Stahl in das Dickfleisch der Arme und Beine und hält den Feuerbrand auf die Wunden. Wehe ihm, wenn er vor Schmerz aufschreit; er würde auf der Stelle ermordet. Aber wenn er standhaft bleibt und würdig befunden wird, dann führt man ihn hinter einen Vorhang und windet die heilige Schlange um seinen Leib; er küßt sie und erhält von der Königin die Gifte. Sieben Neger schlagen mit Macht auf die heilige Trommel, das neue Mitglied nimmt den Becher, dessen Inhalt aus Blut und Schießpulver gemischt ist, und leert ihn. Während er trinkt, wird gesungen, und ein solches Einweihungslied beginnt: „Wir schwören, daß wir die Weißen vernichten wollen!“

Die Mitglieder des Wodubundes gewähren einander Schutz und Unterstützung, ihre Zauberer üben großen Einfluß und verbreiten den Fetischdienst immer weiter. Solch ein heiliger Mann hat in seiner Hütte einen Altar, auf welchem neben dem Kruzifix und Marienbild allemal auch einige afrikanische Fetische angebracht sind! Der Papa Wodu besitzt eine Gewalt, wie bei uns im Mittelalter das Vehmgericht; überall stehen ihm Anhänger zu Gebote, welche auf sein Geheiß einen Menschen, welchen er als Feind des Bundes bezeichnet, niederstoßen oder vergiften.

Der Wodu spielt in der Geschichte von Haiti eine große Rolle; Toussaint Louverture erließ schon im Jahre 1800 eine Verordnung gegen die Gesellschaft, weil sie gemeingefährlich sei; es ist aber bezeichnend für diesen Neger, daß er den Wodu hauptsächlich deshalb haßte, weil er des festen Glaubens war, er sei von demselben derart behext, daß er, Toussaint, durch die Nase spreche. Dessalines ließ sich vom Papa Wodu Zauber geben, die ihn unverwundbar machen sollten; als er aber trotzdem verwundet wurde, gerieth er in Wuth, ließ sich sein Geld zurückerstatten und später ihn als halbes Hundert Wodu-anhänger auf Bajonnette spießen. Auch nachdem er Kaiser geworden, verfolgte er die Sekte und ließ viele ihrer Eingeweihten in's Meer werfen. Denn es gilt der Glaube, daß Salzwasser dem Wodu alle Kraft nehme. Kaiser Faustin Soulouque bagegen war, wie schon bemerkt, ein höchst eifriger Wodumann, und seit seiner Thronbesteigung der Bund in größerm Flor als je zuvor auf Haiti. Der Christengeist tritt immer mehr in den Hintergrund, die Schlange ist Spenderin alles Guten und Bösen, gerade wie auf den Küsten von Guinea und Congo, das Bluttrinken geht im Schwange. Der Neger saugt der noch lebenden Ziege oder dem Ochsen das warme Blut aus und läßt nicht eher ab, als bis er, man möchte sagen trunken von Blut, auf dem Schlachtopfer liegt, Alles zur Verherrlichung des Schlangengottes.

So weit sind die Dinge bereits gediehen, seitdem die Weißen sich der Kontrole über die Neger begeben haben, und so lange diese fehlt, giebt es kein Mittel, dem Umsichgreifen der Barbarei zu steuern. Man kann Haiti kaum noch als ein christliches Land bezeichnen, seitdem viele Priester,

Digitized by Google

schwarze natürlich, zugleich Messe lesen und dem Wodu angehören. Der letztere lagt ihrem Naturell zu, der Zwang, welchen die christliche Kirche ihnen auferlegt, erscheint lästig, und sie mögen deshalb keine weißen Geistlichen unter sich dulden. Auf Jamaika sind die Sachen noch nicht so weit gediehen, es scheint aber wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß dort die Dinge eine Wendung zum Bessern nehmen; denn die afrikanischen Traditionen haben sich fortgepflanzt, und das Negerthum findet freien Spielraum. Es kümmert sich nicht um die Wünsche und Beklagen der „Philanthropen", durch deren Maßregeln eine solche Wiederverwilderung möglich wurde. Deswegen müssen auch sie, wiewohl sie es nur mit Leidwesen thun, jetzt eingestehen, daß die Emancipation, so wie sie stattfand, eine unpraktische und übereilte Maßregel war, welche gerade über die Schwarzen unsägliches Unheil gebracht hat. Nur weiß Niemand ein Mittel, dasselbe abzuwenden und die Uebereilung wieder gut zu machen. A.

Briefe über Böhmen.

Vierter Artikel.

Tschechische Literatur und Sprache. — Einwirkungen der deutschen Sprache. —

Von der tschechischen Sprache weiß man im Allgemeinen in Deutschland sehr wenig oder macht sich von ihr falsche Begriffe. Man hört dort von „Stockböhmen", die im Innern des Landes wohnen und die neben der geradebrechten deutschen Sprache noch ein eigenes slawisches Idiom reden, das man sich so etwa wie die Zigeunersprache denkt. Und doch ist nichts falscher als gerade diese Ansicht. Wir müssen gestehen, daß auch wir mit derselben nach Böhmen kamen, nach langem Aufenthalt und Erlernung der Sprache aber fanden, daß sie eine reiche und auch wohllautende sei. Sie hat eine Zeit gehabt, in der sie sogar diplomatische Sprache war, ihre Literatur war einst in verhältnißmäßig hoher Blüte und brachte auch Eigenartiges hervor. Doch sank sie zum Aschenbrödel herab und nur noch Kalender, Gesangbücher und derlei Schriften wurden in ihr gedruckt. Die Schlacht am Weißen Berge warf, wie so Vieles, auch die tschechische Sprache gänzlich darnieder; herrschend ward in Böhmen die deutsche Sprache und ist es auch, wiewohl beschränkt, geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber die fast schon todt geglaubte tschechische Sprache feierte ihre Auferstehung.

Aehnlich wie bei den Flamingen in Belgien, mit deren Nationalbewegung die tschechische überhaupt viel Aehnlichkeit hat, knüpften die Tschechen an ihre alte Literatur an, und die ganze Bewegung, die erst später auf das sprachliche und politische Gebiet überging, hatte Anfangs einen rein literarischen Charakter. Abbé Dobrovsky, der große Slawist, von dem hauptsächlich die Anregungen ausgingen, hielt die tschechische Sprache selbst für zukunftslos und wenn man sich in seiner Gegenwart derselben bediente, pflegte er zu sagen: „Lassen wir die Todten ruhen." Hanka, Jungmann, Schafarik und Palacky, alle vier Männer von Bedeutung, schlossen sich ihm an. Joseph Jungmann, in seiner Jugend ein armer Hirtenknabe in dem Dorfe Hudlitz, legte durch seine Geschichte der böhmischen Literatur und sein tschechisch-deutsches Wörterbuch, ein Riesenwerk, den Grundstein zur neuern tschechischen Literatur; der Slowake Schafarik verbreitete zuerst in seinen klassischen „slawischen Alterthümern" unerwartet ein helles Licht über die bis dahin dunkle Vergangenheit des europäischen Ostens; der Mähre Palacky hellte, freilich nicht ohne Parteilichkeit gegen die Deutschen, die tschechische Geschichte auf, und Wenzel Hanka machte sich besonders um die Erforschung der ältesten tschechischen Schriftdenkmale verdient.

Unter diesen nimmt in jeder Beziehung die Königinhofer Handschrift, die als eine Art Nationalheiligthum von den Tschechen betrachtet wird, den ersten Platz ein. Ist sie und sind andere verwandte Schriftstücke echt, so wäre mit ihr der Beweis geliefert, daß bereits vor dem Jahre 1000 bei den Tschechen eine hohe geistige Kultur Platz gegriffen hatte; für den Fall ihrer Unechtheit zerfällt derselbe aber in Nichts. Hanka fand diese Pergamenthandschrift „unter alten verrosteten Hussitenspeerspitzen" in einem Thurme zu Königinhof und besorgte deren Herausgabe. Sie soll im dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben sein, ihr Ursprung aber bis in's neunte Jahrhundert zurückreichen. Uebersetzt ward sie in's Magyarische, Italienische, Französische, Englische und zweimal in's Deutsche von Swoboda und dem Grafen Thun. Ihr Inhalt ist theils lyrischer, theils episch-geschichtlicher Natur.

Bekanntlich ward sie von der deutschen Kritik, besonders von Max Büdinger und Feifalik, stark als unecht angefochten. Die Tschechen aber, unter ihnen der alte Palacky, traten mit großem Eifer für die Echtheit auf und selbst in dem verflossenen Jahre brachen die Brüder Jireitschek noch in deutscher Sprache eine Lanze dafür. Wir maßen uns kein Urtheil über diese Streitfrage an, wenn wir auch geneigt sind, uns auf die Seite unserer Landsleute zu stellen, und fügen nur hinzu, daß jeder Tschechе einen Zweifel an der Echtheit für eine Nationalbeleidigung ansieht. Dem sei wie ihm wolle, die Schönheit der in der Königinhofer Handschrift mitgetheilten Gedichte ist über allem Zweifel erhaben, und selbst für den Fall, daß sie unecht ist, würden Gedichte dieser Art, in unserer Zeit geschrieben, den Dichter derselben gewiß zu einem Poeten hohen Ranges erheben. Wir theilen, was die Leser gewiß nicht ungern sehen werden, hier einige lyrische Proben nach Wenzig's Uebersetzung mit.

Das Mädchen und die Lerche.

Jätet dort ein Mädchen Hanf
Bei dem Herrengarten,
Eine Lerche fragt die Maid:
„Was bist du so traurig?"
„„Ach wie könnt' ich fröhlich sein,
Liebe kleine Lerche!
Führten zu den Holzen mir
Fort zum Festgelage.

Hätt' ich eine Feder nur,
Schrieb ich ihm ein Briefchen,
Nun du, Lerchlein, flögst damit
Hin zu meinem Holden.
Doch nicht hab' ich Feder, Blatt nicht,
Kann kein Briefchen schreiben;
Grüß' ihn du mit Sang, und sag' ihm:
Daß vor Leid ich sterbe!""

Des Mädchens Klage.

„Ach ihr Wälder, dunkle Wälder,
Mitten Wälder,
Warum grünt ihr immer wieder
Winters, wie im Sommer?

Digitized by Google

Gerne möcht' ich wohl nicht weinen,
Nicht das Herz mir quälen;
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer soll hier nicht weinen?
Wo mein Vater, lieber Vater?
Ach in's Grab vergraben!
Wo die Mutter, gute Mutter?
Ach grasüberwachsen!
Hab' nicht Bruder, hab' nicht Schwester,
Und mein Trauter — ferne!"

Die philologischen, archäologischen und historischen Werke der vier oben genannten Gelehrten sind von bleibendem Werth und gereichen, obgleich theilweise in deutscher Sprache geschrieben, der tschechischen Literatur zu hohen Ehren. Jungmann, der arme Hirtenknabe, starb 1847 als Ritter des Leopoldordens, Schafarik und Hanka starben vor wenigen Jahren. Noch lebt der bejahrte Palacky und mit ihm wird man den letzten Mann von Bedeutung begraben, der, auf deutscher Bildung fußend, der tschechischen Literatur einen verdienten Ruhm verschaffte. Denn der Nachwuchs entspricht in keiner Beziehung den Vorfahren, und was jetzt in tschechischer Sprache geschrieben wird, ist meist unbedeutend und werthlos. Aber es herrscht eine ungemeine Rührigkeit unter den jetzigen tschechischen Schriftstellern; die Produktion ist eine erstaunenswerth massenhafte, jedoch mit dem Gepräge der Nachahmung versehene, ohne all und jede Eigenthümlichkeit. Mit der größten Emsigkeit werden die Schätze der deutschen Literatur übertragen und ausgebeutet und die Zahl der tschechischen Zeitschriften nimmt fortwährend zu. In den letzten Jahren sind auch sachwissenschaftliche Zeitungen entstanden: eine pädagogische, rechtswissenschaftliche, medicinische, naturwissenschaftliche und mehrere landwirthschaftliche. Diese Sachen sind aber nur als für die Tschechen vorhanden, für alle anderen Völker aber als begraben anzusehen, da man deutschen, englischen und französischen Gelehrten nicht zumuthen kann, tschechisch zu lernen, um vielleicht in denselben etwas Gutes zu finden. Das haben denn die Tschechen theilweise auch selbst eingesehen, und wo es ihnen um die Wissenschaft oder um größeres Bekanntwerden ihrer Arbeiten zu thun war, schrieben sie deutsch. So erschienen die Werke der berühmten tschechischen Mediciner Skoda, Hamernik, Purkyné und Rokitansky in unserer Sprache und das Beste, was ihre neuere Geschichtsforschung nächst Palacky's (auch deutsch geschriebener) böhmischer Geschichte hervorbrachte, Gindely's Geschichte der böhmischen Brüder und Geschichte Kaiser Rudolf's II., sind gleichfalls deutsch geschrieben. — Die neueren tschechischen Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller sind nicht erwähnenswerth und würden auch ihre Sachen unbekannt für andere Völker geblieben sein, wenn sich nicht unter ihnen selbst Ueberseher, wie Wenzig und Alfred Waldau (Jarosch), gefunden hätten, welche die deutsche Literatur mit unverlangten Uebertragungen beglücken. Uns ist nur ein Werk bekannt, die erwähnten slawischen Alterthümer Schafarik's, welche als Stütze für deutsche Geschichtsforschung von einem Deutschen übersetzt wurden.

Wir haben oben gesagt, daß die tschechische Sprache eine reiche und auch wohllautende sei. Wenn sie auch, wie das bei zweihundertjährigem Drucke von Seiten der österreichischen Regierung nicht anders sein konnte, in Allem, was Ausdrücke, welche die großen Fortschritte der Wissenschaften gerade in dieser Zeit betreffen, zurückgeblieben ist, so ist doch binnen kurzer Zeit hierin ein bedeutender Aufschwung zu bemerken. Mit emsigem Fleiße holte man das Versäumte so gut es ging nach, eignete Wörter anderer slawischer Idiome der tschechischen Sprache an oder bildete selbst neue, die mit Blitzesschnelle in den gebildeten tschechischen Kreise Aufnahme fanden. Zu gleicher Zeit wurden eifrig die eingedrungenen deutschen Wörter ausgemerzt, und so bieten denn heute alle in tschechischer Sprache gedruckten Schriften dieselbe in ihrer reinen Gestalt; viel reiner als das mit diplomatischen französischen Bettlerlappen verbrämte Deutsch, welches unsere Zeitungen uns vorführen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die tschechische Sprache wieder viele innerhalb ihres eigenen Gebietes entrissene Kreise der Gesellschaft zurückerobert hat. Die Aemter verlehren, wie recht und billig, wieder mit den Parteien tschechisch — der Gottesdienst war es stets, und selbst im Landtage hört man diese Sprache, wenn auch nur zum Zeichen, daß ihr Recht gewahrt werde. Doch behauptet die deutsche Sprache sich einen festen Stand unter den Tschechen; jeder Gebildete ist ihrer kundig und muß sie auch können, wenn er überhaupt fortkommen will, da die Welt nicht blos aus dem kleinen tschechischen Sprachgebiet besteht. Der tschechische Kaufmann, der tschechische Industrielle und Großgrundbesitzer führt fast durchgehends auch heute noch seinen Briefwechsel und Geschäftsbücher deutsch und wird, da er im Handel und Wandel meist mit Deutschen zu thun hat, wohl schwerlich je davon abgehen.

Es giebt in ganz Böhmen sicher keinen auch noch so entlegenen Weiler, in dem nicht wenigstens ein Mensch deutsch kann. Entweder lernten die Mädchen während der Dienstzeit in Prag, der Handwerker während der Wanderjahre oder der junge Bauer als Soldat mehr oder weniger geläufig Deutsch. In den deutschen Bezirken Böhmens findet das Umgekehrte aber keineswegs Statt; mit Ausnahme der Sprachgrenzbezirke findet man selten in den deutschen Dörfern Jemanden, der tschechisch redet, aus dem einfachen Grunde, weil die Nothwendigkeit zur Erlernung durchaus nicht vorliegt. Die Tschechen, die zu ihrem Fortkommen unumgänglich der deutschen Sprache bedürfen und deshalb schon in nationaler Beziehung als unverehrt nicht betrachtet werden dürfen, möchten auch gern das Umgekehrte hervorrufen und den Deutschen durchgehends die Erlernung des Tschechischen aufzwingen. In den Sprachgrenzdistrikten, wo die Nothwendigkeit dazu vorliegt, sind die Deutschen von selbst darauf eingegangen, und hier hilft ein sehr praktisches Mittel allen etwa durch Einsprachigkeit hervorgerufenen Uebelständen ab. Man taufcht nämlich die Kinder auf einige Zeit aus; das tschechische Kind, nachdem es seine Muttersprache erlernt hat, wird zu Deutschen des benachbarten Dorfes gebracht, deren Kind dann wieder bei den tschechischen Eltern Unterkommen findet und deren Sprache erlernt. So kommt es denn, daß an der Sprachgrenzlinie beinahe Alt' und Jeder zweisprachig ist, wenn auch in höherem Maße auf der tschechischen Seite. Ob dies nun eine Folge der größern Nothwendigkeit oder mit der den Slawen überhaupt nachgerühmten Fähigkeit, fremde Sprachen leicht zu erlernen, zusammenhängt, lassen wir dahingestellt.

Daß bei diesem Ineinandergreifen der Sprachen eine Einwirkung der einen auf die andere nicht ausbleiben konnte, liegt auf der Hand; hört man doch von einzelnen Leuten oft ein gar seltsames Gemisch reden; sie beginnen einen Satz tschechisch und vollenden ihn deutsch, oder wiederholen das eben Gesagte in der andern Sprache. Häufig stellt man die Frage deutsch und erhält die Antwort tschechisch. So haben beide Sprachen von einander angenommen, wenngleich die deutsche in ungleich geringerem Maße. Der Deutschböhme braucht die Worte Kren für Meerrettig, Schmetten (von smetana) für Rahm, Kolatschen für Kuchen, Kasch für Brei, Batschkoren für Filzkartoffeln, er sagt mit einem Tschechismus „das Kind spielt sich", statt es spielt, „es steht nicht dafür", statt es ist nicht der Mühe werth. In Prag sind die Dienstboten wesentliche Propagandisten für die tschechische Sprache; das Hinterland ist dort rein tschechisch und so kommt es, daß deutsche Familien meist tschechische Dienstboten haben, die freilich alle Deutsch können, jedoch die Kindermädchen und Ammen besonders den Kindern zuerst ihre Sprache beibringen. So kommt es, daß die deutschen Kinder leider dort nicht zuerst ihre Muttersprache lernen und in der frühesten Jugend sich häufig mit den Eltern nicht verständigen können. Es giebt dies unläugbar für spätere Jahren an und hat zur Folge, daß sich mancher Deutsche entnationalisirt.

Bei der Erlernung seiner Sprache kommt der Tscheche dem Deutschen ungemein gefällig entgegen; er hat herzliche Freude daran,

Digitized by Google

den Deutschen sein Idiom radebrechen zu hören und verstümmt es nie, auf das Liebenswürdigste die Fehler zu verbessern, ohne dabei in eine Unart unseres Volkes zu verfallen: über den Fehlenden zu lachen. Er erklärt dem Deutschen, daß seine geliebte Muttersprache durchaus nicht so hart und mit Zischlauten überladen sei, wie es der — übrigens ausgezeichnet bündigen — Rechtschreibung nach der Fall zu sein scheine und daß, wenn wir Deutschen ihm das berühmte „Strtsch prst strz krk" (Stet den Finger durch den Hals) verwerfen wollten, es ihm nicht schwer fallen würde, in der deutschen Sprache ähnlich lautende Wörter aufzufinden. Dem ist in der That so.

Wie weit der Gebrauch deutscher Wörter in der tschechischen Sprache oft geht, ist am besten an dem Einfluß unserer Sprache auf Bezeichnung gewerblicher und industrieller Dinge zu erkennen. Wenn sich nicht mit bestimmten historischen Daten beweisen ließe, daß Gewerbe und Industrie zum großen Theil von Deutschen unter den Tschechen eingeführt wurden, so würden die deutschen technischen Benennungen, die überall gebraucht werden, laut und beredt dafür sprechen. Man gehe einmal in eine tschechische Tischler- oder Schlosserwerkstatt und frage, wie heißt dieses oder jenes Werkzeug? Der Tischler hat seine „Hobli und Meslik" (Meißel); er macht „Falzi und Kitsni" oder behobelt (hoblemat) „Lati". Der Schlosser hat seinen „Schraubschted", seine „Klupna" (Klappe) u. s. w. Man giebt sich von Seiten der Tschechen Mühe, auch hier auf die Sprache reinigend einzuwirken und verfaßt kleine technische Wörterbücher, in denen die Wörter aber oft sehr weit hergeholt sind und an einen Campe'schen „Geschtoerker" für Nase erinnern. Auch sind Erfolge bis jetzt noch nicht zu verspüren gewesen.

Treten wir einmal in einen alten böhmischen Wald, in dem eben Holz gefällt worden ist; wir sehen schwarze, rußige Gestalten damit beschäftigt, die Holzklaftern zusammenzurücken (rukowat), dann schichten (schichtowat), die Köhler den Meiler (Milirsch), sie stellen den Quandelpfahl (kwendle) auf und brennen Kohlen. Ein Fuhrmann (forman) kommt und holt die Kohlen ab, um sie zum Hüttenwerk (hut) zu führen. Dort ist nun wieder faß jeder technische Ausdruck deutsch: Die Gicht, die Formen, das Gestell, der Tümpel, die Hämmer, das Poch- und Quetschwerk, die Werkzeuge, Alles wird, nur ein wenig verunstaltet, wie bei uns benannt.

Einzig und allein deutsch sind auch sämmtliche beim Bergwesen gebrauchte technische Benennungen. Es ist dies nicht zu verwundern, denn im Berg- und Hüttenfache waren von je die Germanen die Ersten und die Lehrer der anderen Völker. Das erste Werk über Hüttenkunde wurde von einem Deutschen (Georg Agricola) geschrieben, und wie der europäische rationelle Bergbau so recht eigentlich seinen Ursitz im Harz und Erzgebirge aufzuweisen hat, ist bekannt. Von dort wurden zahlreiche Arbeiterkolonien nach allen Weltgegenden gerufen, um die deutsche Art des Bergbaues einzuführen, auch nach Böhmen, namentlich Kuttenberg, kamen viele.

Wohin aber auch der deutsche Bergmann kam, er brachte sein „Glück auf" mit, und so tönt dasselbe denn heute von Kongsberg in Norwegen bis zum Balkan, wo deutsche Bergknappen ansahren. Auch der tschechische Henee (hawirsch, abgeleitet von der älteren deutschen Form Hawer) grüßt mit Glück auf! Freilich hat man versucht, ihm einen nationalen, aber nicht entsprechenden Gruß: Zdar buh! (Gedeih's Gott!) beizubringen, doch ohne Erfolg. Er trägt den deutschen Bergkittel und das Leder, spricht vom Steiger, von Schachten, Stollen, Fahrten, vom Liegenden und Hangenden (linti a banti), von Hunten, mit denselben deutschen Worten. Nur seine Ausdrücke für die Erze und Mineralien, selbst die seltensten, sind gut tschechisch. Ihm fehlt aber gänzlich die Romantik des deutschen Bergmannes, er kennt keine Erdgeister, Kobolde und Metallkönige, keine mit fröhlichem Glück auf! endenden Berglieder, die das Leben unserer Knappen so farbig und anziehend gestalten. Aber fromm ist er, wie der deutsche Bergmann auch.

Ein Besuch in der Krokodilenhöhle von Samun.

Man bezeichnet in Aegypten das Land zwischen dem Nil und dem Rothen Meer als die Arabische Wüste; sie reicht nach Süden hin bis zum Gebirgszuge der Katarakten von Assuan in einer mittlern Breite von etwa 26 deutschen Meilen und in einer Ausdehnung von etwa sechs Breitengraden. Dieses wilde Gebirgsland bildet ein chaotisches Gewirr von Felsmassen, welche durch tiefe, mit Sand gefüllte Thäler von einander geschieden sind. Ebenen und Oasen fehlen, auch sind Wasserquellen nur spärlich vorhanden, und die wenigen Bäche verlieren sich im Sande. Nur ein schmaler Uferstaum am Nil ist anbaufähig.

Am Nil liegen, wie schon vor zweitausend Jahren der Geschichtsschreiber Diodorus Siculus sich ausdrückte, große bewundernswürdige Werke, unvergängliche Monumente ägyptischen Ruhmes. Dort liegen namentlich auch die Nekropolen, die Todtenstädte, wunderbare Friedhöfe, in denen Menschen und Thiere beigesetzt wurden. „Denn die alten Aegypter achten das zeitliche Leben gering, aber auf das Fortleben nach dem Tode, in rühmlichem Andenken, legen sie den höchsten Werth. Sie nennen die Gräber der Verstorbenen ewige Häuser, weil sie an eine grenzenlose Fortdauer derselben in der Unterwelt glauben." So drückt sich ein alter Grieche aus.

Auch die Werke der Aegypter, welche unter der Erde liegen, erregen unser Staunen. Ein großer Theil des westlichen Nilufers, die libysche Gebirgskette, ist hohl und beherbergt Mumien in geradezu ungeheurer Menge. Die Eingänge zu diesen Katakomben oder Hypogäen, Bauten unter der Erde, sind nur schmal, aber im Innern ziehen sich Gänge und Grotten, Nischen, Säle, Säulenhallen hin; man sieht viereckige Vertiefungen, sogenannte Mumienbrunnen, und schöne Pforten. Von besonderem Interesse ist die Nekropolis von Theben. Belzoni, welcher einen Theil derselben geöffnet hat, sagt: „In diesen Grabräumen lag eine solche Menge von Leichen, daß ich an manchen Stellen keinen Schritt weiter konnte, ohne auf eine Mumie zu treten; alle Minuten kam mein Gesicht in Berührung mit einem alten Aegyter."

Unser Landsmann, Herr von Professch-Osten, hat vor etwa einem Menschenalter seinen Besuch in der Todtenstadt von Theben geschildert. Derselbe war nicht ohne Gefahr, die Luft drückend heiß, Schwärme von Fledermäusen waren lästig, man trat immer und immer wieder auf Mumien und der Staub war entsetzlich. An manchen Stellen muß man kriechen wie ein Krokodil. Aber in den Tagen der alten Aegypter herrschte Ordnung in der Todtenstadt, denn noch heute steht man Spuren von Pracht und Schmuck. Die Mumien waren nach den verschiedenen Ständen aufgestellt oder vielmehr gelegt, theils in Särgen, theils nicht. Neben manchen hat man Papyrusrollen gefunden; die Wände sind mit Hieroglyphen bedeckt. Professch fragte sich: „Bin ich im Traume oder haben sich mir Bilder der Fernsicht verwirklicht?"

Unter den Nekropolen ist die sogenannte Krokodilenhöhle von Samun bemerkenswerth. Wir wollen zum Führer dorthin den Reisenden A. Georges wählen, welcher sie im Jahre 1860 besucht hat.

Bei Sonnenuntergang, schreibt er, verließ ich Sint, die

Digitized by Google

Hauptstadt von Oberägypten, fuhr nilabwärts und war um Tagesanbruch beim Landungsplatze Meguel Ouat, von wo aus man die Wanderung zur Krokodilengrotte antritt. Am Ufer saß ein Mann, welcher sich als Fremdenführer zu erkennen gab und für eine Summe von fünf und einem Drittel Thaler mich führen und alles Nöthige schaffen wollte, Wachskerzen ausgenommen. Das „Alles" bestand freilich nur in zwei Eseln; die Zügel dieser Thiere waren aus Palmenfasern geflochten; der Sattel war sehr unbequem und rutschte abwechselnd hin und her; es macht aber nicht viel aus, wenn man einmal in den weichen Sand fällt.

Wir stiegen zu Esel. Mein Dragoman (Dolmetscher) hatte ein paar Pistolen in den Gürtel gesteckt, und ich fragte ihn, ob er die Mumien bekämpfen wolle; zwei Schiffsleute und der Nais, Barkenführer, gingen auch mit; sie trugen Wachskerzen und eine Laterne. Dazu kamen noch ein junger Bursch aus dem Dorfe und die beiden Eseltreiber. Anfangs ritten wir über fruchtbare Felder, in denen viele Palmen stehen, aber bald näherten wir uns der Bergkette auf der arabischen Seite. Dort liegt die Höhle.

Der Führer, ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren, erzählte uns, daß die Leute in jener Gegend Scheu tragen, die Höhle zu besuchen. Inzwischen hörte aller Pflanzenwuchs auf, und da, wo die öde, dürre Wüste beginnt, liegt ein kleiner mohammedanischer Begräbnißplatz. Von dort ab ritten wir einen engen, sehr steilen Pfad hinan; unaufhörlich rollten Steine unter uns hin und wir stiegen ab. Die Gebirgsformation ist höchst eigenthümlich. Von einem gewaltigen, gleichsam ausgezahnten Blocke hatten wir einen Blick auf das Nilthal und sahen weidende Schafe, Palmen, grüne Felder und Dörfer. Der lichte Dunstschleier, welcher anfangs die Niederung überzogen hatte, verschwand bald, und so konnte ich auf eine weite Strecke hin den Lauf des Stromes verfolgen. Bei der wunderbar durchsichtigen Luft konnte ich die weißen Minarete von Monfalut und Siut genau erkennen, und der Nil verlor sich am fernen Horizont im Grün der Gefilde.

Bald gelangten wir auf den Gipfel der Kette, auf welcher abgerundete Hügel sich erhoben. Nun bestieg ich meinen Esel wieder; meine Füße wären dort oben verloren gewesen; nur Esel und Araber können das Gehen auf den spitzen oder unter den Sohlen hinwegrollenden Steinen ertragen. So kamen wir auf eine Hochebene, welche Dakleh genannt wird und mit einer ungeheuern Menge von Steinen übersäet ist, welche so ziemlich annähernd einerlei Größe und Gestalt haben. Mein Führer gab mir dafür die Erklärung in seiner Weise. — Hier wohnte, sagte er, vor Zeiten ein Mann, der hieß Dakleh und baute Melonen. Eines Tages wurde ihm der Arbeit zu viel und er fluchte darüber. Allah nahm das übel auf, verwandelte die Melonen in Steine, das Feld in eine Wüstenei und

Ritt über das Steinfeld Dakleh nach den Katakomben von Samun.

den Mann in einen Felsen. Die Steine haben in ihrer Gestalt allerdings Aehnlichkeit mit hurischen Melonen.

Oben auf der Hochebene hatten wir die Wüste in ihrer abschreckenden Nacktheit; nur einigemale sah ich da und dort etwas Stechginster; auch einen Schakal habe ich bemerkt, aber keinen Vogel, außer einem Adler auf dem hohen Felsen über Dakleh. Kein Lüftchen ging, kein Insekt summte, und Alles war so feierlich und still wie im Thale von Bibran el Mokuk, das von Theben nach den Gräbern der Pharaonen führt. Diese liegen in einer entsetzlichen Einöde, wo Alles Schweigen ist. Sie paßt vortrefflich für Einsiedler, die von aller Außenwelt sich abscheiden und lediglich der innern Betrachtung sich ergeben wollten, und deswegen ist diese thebaische Wüste auch der klassische Boden der alten christlichen Anachoreten.

Wir befanden uns nun in der Nähe der Krokodilengrotte, aber vergeblich suchte ich einen Eingang. Endlich wies der Führer auf einen unregelmäßigen Spalt, der mit dem flachen Boden gleich

Digitized by Google

lag. Dieſe Oeffnung hat höchſtens zwei Ellen Durchmeſſer, und ſie bildeten den Eingang. Bevor ich hindurchſtieg in die Nekropole, erklomm ich einen Hügel, um dieſe ſeltſame Gegend zu überblicken. Ich ſah nichts als Geſtein und ein breites Bett gelben Sandes, das einem Strome glich, denn der Wind hatte ihm eine wellenförmige Oberfläche gegeben.

Nun wagte ich mich in die Höhle, nachdem ich Beinkleider von Zwillich angezogen und ein Tuch über den Kopf gebunden hatte. Wir fündeten die Wachsfackeln und die Laterne an und ſtiegen ohne weitere Schwierigkeit hinab. Bald kamen wir jedoch auf feinen Sand, den ich beſſer als Staub bezeichne; er wirbelte empor und benahm mir faſt den Athem. Nach dreißig Schritten gewahrten wir keinen Schimmer mehr vom Tageslichte; mein Dragoman erbebt, bald verlief oder wellenförmig, und ſpitze Steine ragten wie Stalaktiten aus den Wänden oder von der Decke herab. Manchmal kam ein hoher, breiter Raum, in welchem man aufrecht gehen konnte, und ich verglich ſolche Stellen mit den Oaſen der Wüſte. Endlich traten wir in einen großen, ringförmigen Raum, deſſen Boden von einer wirr durcheinander liegenden Maſſe von Steinen gebildet wird, über welche wir hinwegkletterten.

Dort ſah man noch vor wenigen Jahren einen todten Mann, der ein entſetzliches Schauſpiel darbot. Er ſaß auf einem Stein, an die Wand gelehnt, und hatte noch die ganze Haut; die Arme waren ausgeſtreckt wie bei einem Menſchen, der aus dem Schlaf erwacht und gähnt; der Kopf war etwas nach hinten übergebeugt, der Leib ſteif, das Auge unheimlich groß, der Mund verzerrt und

In der Krokodilenhöhle von Samun in Aegypten.

wurde ängſtlich, wollte nicht weiter gehen und beſchwor mich, mit ihm umzukehren. Er war im Uebrigen ein kecker, reſoluter Burſch, aus Syrien, von europäiſcher Abſtammung, rühmte ſich, in Abeſſinien Löwen und Elephanten erlegt zu haben, aber mit Mumien in der Unterwelt mochte er ſich nichts zu ſchaffen machen. Er meinte, dort wimmle es von Geiſtern. Er kehrte wirklich um; wir aber gingen vorwärts oder wir krochen vielmehr.

Es war eine entſetzliche Arbeit. Der Staub überdeckte mich, mir ſtieg das Blut zu Kopf und meine Nerven waren ungemein gereizt. Wir mußten uns durch lange, ſchmale Gänge hindurchwinden, und das bleiche Fackellicht machte, wenn ich ſo ſagen darf, die Dunkelheit greifbar. Mir wurde körperlich und moraliſch unwohl und ich empfand eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach Licht, Luft und Sonne. Aber umkehren mochte ich doch nicht.

Aus dem Sande gelangten wir auf unebenen Boden und mächtige Steine lagen quer im Wege. Die Wände drängten ſich hier nahe zuſammen, dort wurden ſie breiter. Der Pfad war bald geöffnet, als habe er eben ſchreien wollen; das Haar hing nach vorne über den Schädel hinab, und das Ganze machte einen fürchterlichen Eindruck, da auch die Nägel in's Fleiſch ſich eingeklammert hatten; wenn man auf den Leib ſchlug, ertönte dieſer wie ein hohler Keſſel. Ohne Zweifel hatte dieſer Mann in der Höhle ſich verirrt, ſein Licht war verliſcht, er mochte viel und lange geſchrieen haben, aber am Ende iſt er vor Hunger, Durſt und Verzweiflung geſtorben. Die heißfeuchte Luft mit den bituminöſen Ausdünſtungen hatte ihn ſo durchdrungen, daß ſeine Haut ſchwarz und wie gegerbt ausſah und zur Mumie wurde. Acht Jahre lang wagte Niemand dieſes Memento mori zu entfernen, dann aber wurde dieſe moderne Mumie vernichtet.

Aus dem ringförmigen Raume geht man nach links; Gewölbe und Wände ſind geſchwärzt und durch die bituminöſen Dünſte mit einem dicken, fledrigen Ueberzuge belegt, den man mit dem Finger leicht hinwegwiſcht, dann erſcheint der glänzende Quarz des Geſteins. Der Weg iſt aber nun minder beſchwerlich und man kommt

Digitized by Google

rascher vorwärts. Aber nun beginnt eine neue Plage; denn Schwärme von Fledermäusen, die am Gewölbe hängen, werden durch das Fackellicht aufgescheucht, flattern umher und fliegen uns an den Kopf oder in's Gesicht und dabei verbreiten sie einen scharfen, ganz unerträglichen Geruch. Aber wir sind einmal in der Grotte und müssen weiter. Wir finden ganze Lagen und Schichten zerrissener Zeugbinden, hören auch den Widerhall unserer Tritte nicht mehr, sondern es ist als ob wir auf Torf gingen. Aber bei jedem Schritte treten wir auf Trümmer, die im Wege liegen, und wühlen einen schwarzen, beißenden, ekelerregenden Staub auf, der einen bittern Geschmack hat wie Ruß und Aloe.

Zunächst fiel mir unter den Mumien die ungeheure Masse von Krokodilen auf, die ich in allen Größen fand; selbst ganz kleine fehlen nicht, denn manche sind kaum einen Fuß lang, aber, gleich den großen, einbalsamirt und mit Palmenfasern und Binden umwickelt. Ich hob mit Mühe ein größeres Krokodil auf, in dessen Leib ich dann etwas klappern hörte, wahrscheinlich einige mit Hieroglyphen bedeckte Skarabäen, dergleichen man mit den Mumien begrub. Ich hätte sie gern herausgenommen, aber mein Dolch glitt an der dornharten Haut ab.

Meine Meinung, daß hier nur Krokodile beigesetzt worden seien, verschwand, als ich gleich nachher unzählige Mumien aller Art sah: ganze unversehrte Menschenleiber, Leichen ohne Kopf und verstümmelte Glieder; Mumien von Vögeln, Vierfüßern, Kriechthieren, ja sogar von Eiern, und das Alles neben und übereinander zwischen Lagen von Palmblättern und zum Theil sehr gut erhalten. Die Menschenmumien sind sorgfältig mit Binden umwickelt und gewöhnlich zwischen zwei Sykomorenbrettern eingepreßt, weil dieses Holz so unvergänglich ist wie jenes der Ceder. Diese Art von Mumien kann man leicht öffnen, man findet aber nichts in ihnen. Ich überzeugte mich, daß die Einbalsamirungsart bei den Aegyptern nicht in allen Fällen die Würmer abgehalten hat. Ich sah Krokodilskehlen, die wie ein Stück alten Holzes durchbohrt sind, auch sind ich mumificirte Raupen und selbst Würmer.

Es macht einen seltsam unheimlichen Eindruck, wenn man lebendige Menschen bei Fackelschein auf und unter so vielen Todten sieht. Ich selber glaubte mich verloren, als ich bemerkte, in wie unvorsichtiger Weise der Führer den vielen brennbaren Stoffen nahe kam, insbesondere den Zeugbinden und den Palmenblättern, die mit Bitumen getränkt sind. Hat doch die Grotte schon einmal gebrannt, nachdem ein Engländer durch Unbedachtsamkeit sie in Brand gesteckt! So sagte man mir; aber das Nachstehende hat mehr Wahrscheinlichkeit. Vier Araber waren in die Höhle gegangen, um Fledermausdünger zu holen, der für sehr kräftig und fruchtbar gilt. Sie hatten Lampen mit offenen Dochten; die feuerfangenden Stoffe begannen zu brennen und die Araber sah man nie wieder. So ist ein großer Theil der Höhle ausgebrannt worden und lange Zeit hat sich Niemand hineingewagt. Man sieht aber nicht genau, wo das Feuer gebrannt und wo es aufgehört hat, denn die schwarze Farbe der Wände und Decken erklärt sich leicht durch die bituminösen Ausdünstungen der mumificirten Körper. Und wie und wodurch erlosch das Feuer, welchem es doch wahrlich an Stoff nicht fehlte? Daß der Brand in der That stattgefunden, unterliegt keinem Zweifel, denn noch jetzt leben manche Leute, die den aus dem Höhleneingang und vielen Erdspalten hervordringenden Qualm gesehen haben.

Einst waren vier Mogrebiner, also Männer aus den westlich von Aegypten liegenden Regionen, in die Katakomben hineingedrungen, um dort Schätze zu heben. Das war allerdings keine leichte Arbeit, weil nach den Vorstellungen der Araber die verborgenen Schätze von Geistern gehütet werden. Jene Mogrebiner glaubten indessen vermittelst ihrer vermeintlichen Zauberkünste mit denselben schon fertig werden zu können, und ohnedin waren ja die Mumien, an denen sie Kostbarkeiten zu finden hofften, nur Leichen von „Ungläubigen". Die verwegenen Schatzgräber wagten sich in den Katakomben weiter vor, als irgend Jemand vor ihnen, und kamen durch einen schmalen Gang in einen großen runden Raum. Dort erhob sich urplötzlich ein nacktes Weib vor ihnen, eine Dschinn, ein Genius, welchem die Bewachung der unterirdischen Schätze anvertraut war.

„Gebt mir eine Bekleidung!" sprach sie zu den in hohem Grad überraschten Mogrebinern. Der eine sprach: „Wir wollen ihr ein Hemd geben." Inzwischen hatte sich aber die Dschinn gebückt und eine Handvoll von dem feinen ätzenden Staub aufgenommen, welchen sie den Schatzgräbern in die Augen warf. Drei derselben verloren sofort alle Sehkraft, fingen an zu taumeln und umher zu tasten, stießen gegen die Wände, fielen zu Boden, rafften sich wieder auf, konnten aber keinen Ausgang finden. Wie lange sie gelitten haben, weiß Niemand. Der Vierte kam aber aus der Höhle heraus, denn er hatte Amulette und ein Buch mit Zauberformeln bei sich. So erzählen die Araber.

Man geht in diesen Katakomben auf einem mit Leichen gleichsam gepflasterten Wege, der gar kein Ende nehmen will. Er ist düster, tief, wie ein gähnender Abgrund. Der Himmel mag wissen, wohin man käme, wenn man weiter und immer weiter gehen wollte. Aber man fühlt sich ermüdet, beklommen, empfindet peinlich den Mangel an Tageslicht, sehnt sich nach frischer Luft und nach Sonne. Auch ist die Hitze fast erdrückend; der Staub dringt einem in Ohren und Augen, Nase, Mund und in alle Poren, und der Schweiß rinnt in dicken Tropfen vom Leibe hinunter.

Ich trat den Rückweg an. Trotz aller Stöße an Kopf, Knie und Ellbogen und ungeachtet der Fledermäuse kam er mir nicht so beschwerlich vor wie der Hinweg, und es war, wie wenn mir eine Centnerlast von der Brust abgewälzt würde, als ich die erste Spur von dem Tageslichte sah, welches durch die Oeffnung der Höhle schimmerte. Gleich nachher schlürfte ich mit vollen Zügen die freie, frische Luft ein.

Wir alle sahen aus wie Essenkehrer oder Neger und ritten nach dem Nil zurück. Manchmal vernahmen wir unter dem Tritte der Esel einen dumpfen Ton; dann befanden wir uns über Gewölben, denn jene Berge sind weit und breit unterhöhlt. Wo der eigentliche Eingang zu den Katakomben liegt, wissen wir heute nicht mehr. Jenes kleine Loch, durch welches wir hineingelangten, kann er nicht gewesen sein.

Aber woher kam die ganz ungeheure Menge von Leichen? Wahrscheinlich aus der alten Stadt, auf deren Ruinen jetzt Monfalut steht, und aus dem alten Hermopolis. Hat man die Angehörigen verschiedener Kasten hier ohne Unterschied neben einander begraben? Das war schwerlich der Fall. Die Könige, Priester und Edelleute wollten Großartigkeit und Pomp auch nach dem Tode und hatten Prachtgräber; in der Grotte von Samun werden wohl nur Leute aus dem Volke begraben. Aber darüber kann man doch in Zweifel sein, denn an Händen und Füßen mehrer Mumien fand ich Spuren von Vergoldung.

Diese Krokodilshöhle von Samun wird nur selten von Reisenden besucht; die meisten wissen nichts davon, andere finden die Wanderung unter der Erde zu beschwerlich und fürchten sich vor dem allerdings niederschlagenden, beklemmenden Eindrucke. Die Araber sind nie weiter hineingegangen als bis zu der Stelle, wo wir umkehrten. Im Jahre 1860 waren vor mir nur drei Reisende in der Grotte gewesen.

Wie wohl thaten mir nun der heitere Himmel, die Sonne, so heiß sie auch auf uns herniederbrannte, und der Anblick der libyschen Bergzüge! Eben noch hatte ich starre Mumien berührt, und jetzt sah ich Züge von weiß und rosenroth gefärbten Flamingos über die Erde dahin ziehen. Ein unbeschreibliches Behagen aber empfand ich, als ich im Nilstrom ein Bad nahm und den Ruß und Staub der Mumienhöhle von meinen Gliedern abspülen konnte. Da war es mir, als sei ich wie neugeboren.

Digitized by Google

Die Zigeuner in Aegypten.*)

Außer den Juden giebt es nur noch eine Völkerschaft, welche, ohne daß die Sage, wie bei diesen, auf ein göttliches Strafgericht hinweise, zerstreut durch die Länder wandert, nirgends zu Hause und dennoch überall heimisch, aber stets ihre eigenthümlichen Merkmale in Gesichtsbildung, Sprache und Sitten bewahrend. Es ist dies das verrufene Völkchen der Zigeuner, das in aller Herren Ländern durch Wahrsagen, Kesselflicken, Musiciren, gelegentlich auch durch gewandte Auffassung des Begriffs von Eigenthum, und Verwechselung von Mein und Dein leichten sorglosen Unterhalt sich zu erwerben weiß.

Während gegenwärtig von europäischen Ländern nur noch Ungarn und Spanien die Zigeuner in ihrer vollen Eigenthümlichkeit aufweisen, da im übrigen Europa die alles mit gleichem Firniß überziehende Civilisation denselben bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Curiosa gelten werden, hat der klassische Boden des Orients, auf dem ebenso wie manche Trümmerreste alter Prachtbauten auch nicht wenig alte Völkerruinen unter dem dichten, wild fortwuchernden Gestrüpp türkischer Barbarei den Sturm und das Ungemach von Jahrtausenden überdauerten, die Zigeuner in ächter Ursprünglichkeit erhalten.

Der Türke und Perser bezeichnet dies Völkerreschen mit dem uralten Namen Tschinganeh, den er auch als Schmähung und Ausdruck der größten Verachtung gebraucht. Auffallend erscheint, daß in den arabischen Ländern diese Bezeichnung vollkommen unbekannt ist. In Syrien giebt es Zigeuner in verächtlicher Anzahl, aber sie führen hier den ächt arabisch klingenden Namen Nuwar und werden auch als ein besonderer Araberstamm der Beni-Nuwar aufgeführt. In Aegypten wird ihnen der Name Ghagar gegeben. Der Name Nuwar wird zwar auch in Aegypten verstanden, aber man bezeichnet damit, besonders in Oberägypten, wo man Nauer ausspricht, die als Goldschmiede herumziehenden Zigeuner.

Die Ghagar bilden in Aegypten einen zahlreichen Volksstamm, der nach bekannter Zigeunerart seinen Unterhalt gewinnt, indem die Männer als Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer oder auch als Schlangenfänger (wie die Psyllen Herodot's) sich im Lande herumtreiben, während die Weiber als Tänzerinnen, Bublerinnen und Wahrsagerinnen sich Geld verdienen. Uebrigens erhellt aus vielen übereinstimmenden Nachrichten, die ich einzog, daß außer dem Handel mit Eisen, Pferden und Kameelen, den sie mit Vorliebe betreiben, fast der ganze Kleinhandel Aegyptens, welches sie nach allen Richtungen als Kleinverkäufer, Hausirer (Bad'd'aa'h) durchziehen, vollkommen in den Händen der Ghagar ist. Sie machen ihre Einkäufe in Kairo, wo sie den einheimischen Kaufleuten wohlbekannt sind, besuchen die großen Messen von Tanta, deren zwei jährlich abgehalten werden, dann die erst seit etwa zehn Jahren in Aufschwung gekommene Messe, welche drei Stunden von Beni-Suef zum Geburtsfeste des heiligen Schilkani (Mauled-esch-Schilkani) alljährlich im Monat Mai abgehalten wird. Auf diesen Messen vermitteln sie einen sehr bedeutenden Waarenumsatz und machen so schöne Gewinnste, daß reiche Ghagar gar nicht zu den Seltenheiten gehören.

Während so ein Theil Handel treibt, lebt ein anderer in Kairo als Schlangenfänger (Hawi) und als schlangentreffende Derwische (Rifaijeh), und mancher Reisende hat in Kairo die ekelhaften Leistungen der Letzteren gesehen, ohne zu ahnen, daß hinter der mohammedanischen Derwischmaske der Zigeuner versteckt ist. Diese letztere Klasse kommt oft mit den europäischen Reisenden in Berührung, und leistet den Naturforschern willkommene Dienste, indem sie alle Arten von Wüstenthieren, Schlangen mit und ohne Giftzähne, Eidechsen, Uromastix, Wüstenratten, Schakale, Wölfe, Steinthiere u. s. w. stets bereit haben und lebendig oder todt in fürzester Frist liefern. Die Behendigkeit, mit der diese Leute Schlangen aufzufinden und zu fangen wissen, ist wirklich überraschend. Mit einem Palmenstab bewaffnet, womit er an die Mauern und Decken klopft, und mit einer Rohrflöte, durch deren Ton er die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken vorgiebt, bleibt selten eine von einem Hawi vorgenommene Haussuchung fruchtlos, was allerdings aus dem Grund erklärlich ist, daß in vielen der alten Häuser Kairos sich Schlangen aufhalten, die aber fast immer dem harmlosen Geschlechte der Nattern angehören. Dennoch flößen sie den Bewohnern großen Schrecken ein, und Niemand würde es wagen, ein Gemach zu betreten, wenn der Hawi erklärt hat, daß eine Schlange darin sei.

Der Name Ghagar ist ein ganz allgemeiner, womit alle Zigeuner bezeichnet werden; nach ihrer eigenen Angabe zerfallen sie in verschiedene Stämme. Alle geben sich aber für ächte Araber aus und thun sich auf ihre rein arabische Abstammung viel zu gute. Sie geben an, aus dem Westen, also aus Westafrika, eingewandert zu sein; über den Zeitpunkt, wann dieses Ereigniß stattfand, wissen sie nichts Bestimmtes zu melden. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht übrigens auch der Umstand, daß sie sich ohne Ausnahme zur Religionsform der Malikiten bekennen, welche bekanntlich in ganz Nordwestafrika die herrschende unter den vier orthodoxen Sekten des Islam ist. Alle führen ein unstätes Wanderleben und verheben sich hierzu mit eigenen Wanderbewilligungen, die von dem Schrich der Gilde, dem Rifai-Derwisch oder der Polizei ausgestellt werden.

Am zahlreichsten ist allenthalben in Aegypten der Stamm, welcher mit dem Namen Ghawazi bezeichnet wird. Er hat fast in allen größeren Städten und Dörfern seine in allen Künsten der Verführung wohlbewanderten Vertreterinnen, welchen die Schönheit eine sehr gefährliche Waffe verleiht. Sie bezeichnen sich selbst mit dem Namen Beramikeh, d. i. Bermeiden, und scheinen somit ihren Ursprung auf das in der Geschichte des Orients hochberühmte Geschlecht der Bermeiden zurückzuführen, das, nachdem es die höchsten Würden des Chalifats bekleidet hatte, von dem Chalifen Harun-el-Raschid gestürzt und vernichtet ward. Zugleich aber sind sie auf ihre Bedouinenabstammung sehr stolz. Sie führen in der That auch ein wahres Beduinenleben, halten sich fast immer unter Zelten auf und ziehen von einem Jahrmarkte zum andern. Alle Ghaziemädchen wählen ohne Ausnahme das leichte Handwerk der Tänzerinnen und die älteren treiben Wahrsagerei. Sie verheirathen sich selten, bevor sie sich ein kleines Vermögen erworben haben, und wählen oft zu Gatten ihre Sklaven. Der Mann einer Ghazieh ist überhaupt selten mehr als ihr Diener, der die Flöte bläst oder die Handtrommel schlägt, wenn sie tanzt, oder auch ihr neue Bekanntschaften anbringt. Beispiele, daß eine Ghazieh einen Dorfschech heirathet, sollen nicht selten vorkommen, und, was merkwürdiger erscheint, ihre eheliche Treue soll dann ebenso gewissenhaft sein, als ihr früherer Lebenswandel leichtfertig war.

Die Ghawazi sprechen den allgemeinen Zigeunerdialekt, dessen sich auch die anderen Stämme bedienen. Die Zigeuner Oberägyptens nennen sich selbst Saaideh, d. i. Leute aus Said, d. i. Oberägypten. Sie ziehen im Lande herum und betreiben Wahrsagerei, Kleinhandel oder den Verkauf von Eisen und Pferden. Ihre Züge sind ächt asiatisch, die Hautfarbe ist dunkelbraun, das Auge stechend

*) Nach Alfred von Kremer: Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Leipzig 1863, Brockhaus. Zwei Theile. L. S. 138 ff. Das Buch ist eine recht tüchtige Arbeit und enthält eine Menge werthvoller Angaben über Aegypten, theils aus eigener Anschauung des Verfassers, der, wenn wir nicht irren, Oberreichskonsul in Kairo ist. Auch hat er mit Fleiß die über Aegypten reichlich fließen den Quellen benutzt. Wer sich über die gegenwärtigen Zustände Aegyptens näher unterrichten oder das Land der Pharaonen besuchen will, darf Kremer's Buch nicht unberücksichtigt lassen. A.

Digitized by Google

schwarz, das Haar schlicht und ebenfalls schwarz. Die Weiber tättowiren sich oft blau an den Lippen, Händen und auf der Brust; in den Ohren tragen sie große messingene Ohrgehänge, um den Hals Schnüre von blauen und rothen Glasperlen. Sie wahrsagen mittelst Muscheln, die sie in einem ledernen Schnappsacke tragen, der über die Schulter geworfen wird; je nach den Gruppirungen der Muscheln, die mit der Hand geworfen werden, wollen sie die Zukunft erkennen. Im Sommer, um die Zeit, wenn der Nil zu steigen beginnt, sieht man sie häufig in den Straßen von Kairo, wo sie leicht an ihrem ledernen, über die Schulter gehängten Schnappsack so wie an dem eigenthümlichen Rufe zu erkennen sind, den sie erschallen lassen: „Nibeiji-ez-zein", d. i. wir finden Verlorenes auf. In Kairo lebt eine zahlreiche Gesellschaft solcher Wahrsagerinnen, welche auf die Leichtgläubigkeit der Kairiner spekulirt; sie wohnen alle zusammen in einem Gebäude, das Hôsch Bardak heißt und knapp unter der Citadelle gegenüber der Moschee des Sultans Hassan liegt. Mit ihnen konkurriren die maghrebinischen Zauberer und die Wahrsager, deren besonders das innere Afrika, namentlich Darfur, die größte Anzahl liefert. Man kann sie an den Straßen sitzen und aus Knoten oder Sand wahrsagen sehen. Die Wahrsagerei aus dem Sande, Ilm-er-raml genannt, ist alt im Orient und dürfte dem Leser schon aus „Tausend und eine Nacht" bekannt sein, wo sie eine große Rolle spielt.

Weitere Stammnamen sind H'aleb oder auch Schab'-aini und Tat'ar.*) Die Weiber sind fast alle Wahrsagerinnen, die Männer, welche dem letztgenannten Stamme angehören, größtentheils Hufschmiede oder Kesselflicker und werden auch mit dem Namen A'nwâdât oder Ma'mer-ratijjeh bezeichnet. Auch unter den Ghagar giebt es viele Schmiede, welche die Messingringe machen, die sowohl an den Fingern und Armgelenken, als auch an den Ohren, der Nase und dem Halse getragen werden.

Die zahlreiche Klasse von Leuten, welche mit abgerichteten Affen herumziehen und sie für Geld sich produciren lassen, deren man viele in Kairo sehen kann, wo sie besonders auf der Esbekijjeh nie fehlen, gehören fast alle dem Zigeunerstamme an, und man bezeichnet sie hier mit dem Namen Kurubâti (von Kird, der Affe). Von demselben Volke sind auch die Athleten und Gymnastiker, die unter dem Namen Bahlawân bekannt sind und in größeren Städten bei Jahrmärkten und festlichen Gelegenheiten sich einfinden. Besonders zum Fest'Id-ed-d'ah'ijjeh kommen sie in großer Anzahl nach Kairo.

Alle diese verschiedenen Unterabtheilungen, in welche die Egyptischen Zigeuner zerfallen, sprechen dieselbe Diebssprache, die sie Sim nennen. Ueber die Bedeutung und den Ursprung dieses Wortes ist nichts Gewisses zu erfahren; nach den Angaben der Eingeborenen soll das Wort Sim etwas Verborgenes oder Geheimnißvolles bedeuten. Mit dem Ausdrucke Sim bezeichnet man eine Art von unächtem, blos äußerlich vergoldetem Golddraht, der aus Oesterreich importirt wird. Die einzigen Bahlawan sollen eine andere Sprache haben.

*) In Niedersachsen bezeichnet der Seilonund die Zigeuner, welche sich dann und wann auf Wanderzügen dort blicken lassen, als Tatern. Nach hat man für einen Menschen mit bräunlicher Hautfarbe den Ausdruck: „Er sieht gelb aus wie eine Tatere." A.

Australische Charakterthiere.

Das Schnabelthier. — Der Ameisenfresser. — Fliegendes Opossum. — Fliegender Fuchs — Dugong. —

Es ist noch nicht lange her, daß man das australische Festland als einen Erdtheil ansah, der nur aus dem Schutt und Gerölle der übrigen Kontinente zusammengesetzt sei, dessen kahle, unsichere Bäume man nicht einmal zu Nutzholz verwenden könne und dessen Eingeborene eine Art Zwischenstufe zwischen Affen und Menschen einnähmen. Die meisten dieser Vorurtheile sind jetzt gewichen; die Fruchtbarkeit des Bodens ist in vielen Gegenden eine hohe; Kupfer, Gold und Steinkohlen sind in Menge vorhanden und die Thier- und Pflanzenwelt dieses fünften Erdtheils entwickeln eine Fülle eigenthümlicher und höchst interessanter Bildungen, welche denen anderer Tropenländer schwerlich nachstehen. Sie sind uns durch den englischen Naturforscher Bennet in einem hübsch ausgestatteten Werke*) sehr anschaulich, aber zuweilen mit ermüdender Breite und Weitschweifigkeit, geschildert worden. Bei den nachstehenden Skizzen ist Bennet unser Führer.

Die australischen Säugetiere weichen bekanntlich in vieler Beziehung von denen der übrigen Erdtheile ab. Große, mächtige Formen, wie jene unserer Dickhäuter, fehlen gänzlich; von besonderer Wichtigkeit sind dagegen die Beutelthiere, welche neben den zahnlosen Thieren so recht eigentlich den Charakter der Säugethierfauna bestimmen. Die eigenthümlichen zahnlosen Thiere, z. B. das Schnabelthier und der Ameisenfresser, fesseln unsere Aufmerksamkeit auch dadurch, daß sie ein dem Untergange geweihtes Geschlecht sind. Nach Bennet scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, in der diese Thiere, wie unter den Vögeln der Dudu, Rea und Notornis oder das Borkenthier, von der Erde gänzlich verschwunden sind.

*) Gatherings of a Naturalist in Australasia, by George Bennett. London 1860.

Die europäischen Naturforscher hatten anfangs große Mühe, um für das Schnabelthier eine Stellung im zoologischen System aufzufinden. Man betrachtete diesen Ornithorhynchus paradoxus als eine Art von Zwischenstufe zwischen Reptilien, Vögeln und Säugethieren. Die ersten Bälge dieses sonderbaren Wesens, welche man nach England schickte, wurden als eine Art von Fälschung angesehen, etwa so wie des nordamerikanischen Humbuggers Barnum berühmte Seejungfrau. Man glaubte ein altes Mauskursfell vor sich zu haben, an das vorn ein Entenschnabel angeleyt war. Als aber das Thier für ächt anerkannt war, beschrieb 1799 Shaw dasselbe zuerst unter dem Namen Platypus anatinus; dieser Name wurde jedoch durch den vollkommenen Ornithorhynchus paradoxus verdrängt. Die Kolonisten von Neu-Süd-Wales nennen das Schnabelthier Wassermaulwurf; bei den eingeborenen Schwarzen führt es verschiedene Namen.

Bennett mögte erzählen, wie er zum ersten Male das Schnabelthier antraf. „An einem schönen Sommerabende begab ich mich mit einigen Gefährten nach einem Fluß, in welchem der Ornithorhynchus noch häufig vorkam. Auf der andern Seite des Wassers erhob sich eine romantische Hügelkette, die mit herrlichen Bäumen bestanden war. Die Zweige der üppig mit goldenen Blütenbüschen geschmückten Akazien hingen über das Flußbett hinab; in den lustigen und majestätischen Eukalypten oder Gummibäumen ertönte das gurgelnde Lachen des australischen Eisvogels; düstere Sumpfeichen und fichtenähnliche Casuarinen bildeten den Hintergrund der Landschaft.

Ein üppiger Rohrwuchs von gemeinem europäischen Schilfrohr (Arundo phragmites) bedeckte das jenseitige Ufer, an welchem hier und da die anmuthig im Abendwinde sich schaukelnden, wohl bis vierzehn Fuß hohen Wedel eines Farrens (Cibotium Billardieri)

Digitized by Google

das Auge erfreuten. Zwischen diesen blickten wieder die weißen Blütenbüschel und rothen Fruchttrauben des einheimischen Brombeerstrauches (Rubus rosaefolius) durch, während auf dem Flußarme selbst die einförmigen Blätter des Damasonium ovalifolium schwammen, neben denen sich die weißen, wasserlilienartigen Blumen erhoben. Am meisten wurde aber meine Aufmerksamkeit durch die gleichsam mit Willenskraft belebte Ballisneria gefesselt, die in angeheurer Menge am Boden des Flusses wuchs, von wo sie ihre breiten, halbdurchsichtigen Blätter an die Oberfläche sandte, während die auf spiralförmigen Stengeln schwankenden weiblichen Blüten im Wasser stoßen und die losgelösten männlichen Blüten frei zu ihnen hinschwammen.

An solchen Stellen ist der Lieblingsaufenthalt des Schnabelthieres. Zwischen den zahlreichen Wasserpflanzen findet es seine Insektennahrung und in den von mächtigen Bäumen beschatteten, aufsteigenden Flußufern kann es am besten seine Höhlungen graben.

Die Sonne ging gerade unter, als mich meine Gefährten auf die schwachen, kreisförmigen Wellen in unserer Nähe aufmerksam machten, die ein heranschwimmendes Schnabelthier verrauchte. Der dunkle Körper des scheuen Thieres hob sich von dem Wasserspiegel deutlich ab, der Kopf war etwas über das Wasser erhoben. Beim Anblicke des Thieres, das ich bisher nur ausgestopft und aus Beschreibungen kannte und um zuerst lebend sah, ward ich freudig erregt, doch mußte ich mich still verhalten, da beim leisesten Geräusche die Thiere unerraschen und nicht wieder erscheinen. Länger als eine oder zwei Minuten bleiben die Schnabelthiere nicht an der Oberfläche des Wassers, tauchen dann unter und erscheinen bald in einer kleinen Entfernung von dem früheren Platze wieder oben. In diesem Augenblicke muß sich der Jäger schußfertig machen, um das Thier, so wie es wieder erscheint, zu erlegen. Denn schon durch das Aufheben der Flinte würde es unsehbar unter das Wasser verscheucht werden. Nur Schüsse aus der Nähe und auf den Kopf abgefeuert sind von Wirksamkeit; die losen und weichen Theile des Körpers erscheinen wegen ihrer Widerstandslosigkeit für Schrot kaum durchdringbar."

Der Körper des Schnabelthieres sieht zusammengedrückt aus; er hat etwas vom Bieber, vom Maulwurf und dem Fischotter zugleich. Das Fell ist oben grob, dicht und dunkelschwarzbraun mit einem leichten silbergrauen Anflug. Auf der hellern, rostfarbigen Unterseite, an der Brust und Kehle, ist der Pelz dagegen seidenartig weich. Bei jungen Thieren ist der Schwanz unten mit silberweißen Haaren besetzt, welche später ausfallen, so daß der Schwanz der älteren Thiere unten kahl erscheint. Am innern Augenwinkel befindet sich ein blaßgelber Fleck. Ein Unterschied in der Färbung, bezüglich der Geschlechter, kann nicht wahrgenommen werden. Dagegen hat das Männchen an den Hinterfüßen einen beweglichen Sporn, ähnlich wie der Hausbahn; dem Weibchen fehlt derselbe. Dieser Stachel ist keineswegs giftig; wenn man das Schnabelthier in der Hand hält, sucht es sich zu entwinden, doch verletzt es nicht mit dem Sporn, vor welchem übrigens die eingeborenen Schwarzen einen großen Respekt haben. Die Schenkel sind kurz, die Füße flimmerig und mit einer Schwimmhaut versehen; an den Vorderfüßen geht dieselbe noch über die Klauen hinaus, während sie bei den Hinterfüßen kürzer ist. Vorder- wie Hinterfüße sind wegen der kräftigen Klauen gut zum Graben geeignet. Der Kopf ist flach, vorn Maul aus erstrecken sich zwei flache Lippen oder Kiefern, die dem Schnabel einer Ente gleichen. Beide Kiefern sind mit vier hornartigen Zähnen versehen, deren vorderer lang und schmal, deren hinterer mühlsteinartig ist. Die obere „Schnabelplatte" ist von schmutzig graubrauner Farbe, die untere Platte fleischfarben. Eine schmutzig graubraune, zähige Masse, von derselben Substanz wie der Schnabel, erstreckt sich von der Baßs desselben nach den Augen, denen sie vielleicht beim Graben in der Erde als eine Art Schutz dient. Die hoch oben im Kopfe stehenden Augen sind klein, doch sehr glänzend und von brauner Farbe. Der Geruch des Thieres ist fischartig. Von den Eingeborenen wird es gegessen, was aber gerade nicht als Empfehlung dienen kann, da diese auch Schlangen, Ratten, Kröten und Frösche verzehren. Die Länge schwankt zwischen 1' 6" und 1' 8"; gewöhnlich sind die Männchen etwas größer. Die Thiere besitzen das Vermögen, sich zusammenzukugeln.

Man sieht die Schnabelthiere das ganze Jahr hindurch in den australischen Flüssen, doch zumeist im Frühjahr und Sommer, besonders in der Morgen- und Abenddämmerung. Im Schwimmen besitzen sie große Gewandtheit und rudern kräftig gegen den Strom an, während sie stromabwärts sich treiben lassen. In ihrem Magen fand Bennet Insektenreste von Raucerbien und kleine Schaltthiere, stets mit etwas Kies und Schlamm gemischt. Die Eingeborenen behaupten, das Thier lebe von Wasserpflanzen, was aber nie beobachtet wurde. Die Jungen werden zuerst mit Milch, dann mit Insekten und Schlamm gefüttert.

Ueber die Fortpflanzung dieses sonderbaren Thieres war man längere Zeit im Unklaren; ja man glaubte sogar, daß hasselbe Eier wie ein Vogel lege. In diesem Wahne wurde man noch dadurch bestärkt, daß lange Zeit hindurch die Saugwarzen des Weibchens nicht zu finden waren. Die Schnabelthiere graben sich in den Ufern rand zwanzig bis fünfzig Fuß lange gewundene Gänge, die in eine eiförmige Höhle endigen, auf deren Boden sich trockene Wasserpflanzen befinden und in denen die Jungen geworfen werden. Diese Höhlen haben zwei Eingänge, einen oberirdischen, der die Luft in den Gang leitet, und einen unter dem Wasser, von wo aus das Thier in den Fluß gelangt.

Um die Höhlen zu erforschen, wandte sich Bennett an einen eingeborenen Schwarzen, Namens Daraga, der eine besondere Geschicklichkeit in der Auffindung derselben besaß. „Wir hatten bald eine Höhle ausgespürt, die sich durch frische dahin führende Fußtapfen des Thieres als bewohnt erwies. Ich ließ zur Aufgrabung Spaten herbeibringen, als aber Daraga von Graben hörte, erklärte er die Höhle für unbewohnt, da er einen großen Abschen vor dem Arbeiten hatte. Ich mußte also andere Arbeiter graben lassen, und Daraga nahm erst spürerhin auch Theil; mit einem spitzen Stocke fand er die Richtung des Ganges auf und leistete nun fast noch mehr als die weißen Arbeiter mit ihren Schaufeln. Noch ehe wir zum Kessel der Höhle gelangten, schaute das geflörte Schnabelthier neugierig heraus; es wurde trotz seines heftigen Sträubens ergriffen und lebendig gefangen. Dieses ausgewachsene Weibchen setzten wir in einen Kasten mit Gras, in dem es sich ganz wohl befand; nur wenn es im Schlafe gestört ward, stieß es einige leise Töne aus. Im November erklärte Daraga, daß in dieser Zeit „von dem alten Weib viel Junge herabstiegen." Wir untersuchten deshalb neue Höhlen, in deren einer wir drei etwa zwei Zoll lange junge, vor Kurzem geworfene Thiere, doch nicht die leiseste Spur von Eierschalen fanden. Größere Junge erhielten sich einige Wochen lebend in der Gefangenschaft, zeigten sich recht niedlich und spielten zusammen, starben aber trotz aller Vorsicht und Mühe, so daß es nicht gelang, sie lebend nach Europa zu bringen."

In den sandigen und festigen Theilen des südlichen Australien, besonders in Löchern und kleinen Höhlen, findet man den Rachelschweinartigen Ameisenfresser, Echidna hystrix; im Norden kommt er nur selten vor. Die Kolonisten nennen ihn nach ihrer europäischen Erinnerung gewöhnlich nur Igel oder Stachelschwein, bei den Eingeborenen heißt er Nidobejan oder Jannecumbina. Die ganze Oberfläche des Thieres ist mit Stacheln von schmutzig-weißer Farbe bedeckt. Die Augen sind klein und von brauner Farbe, die Schnauze ist lang und röhrenförmig, die am Ende derselben stehenden Nasenlöcher sind sehr klein. Die lange und dünne Zunge des Thieres vermittelt ihm die Nahrung, welche zumeist aus Ameisen besteht. Die ausgestreckte Zunge ist mit einem klebrigen Saft überzogen, der in zwei großen Submaxillardrüsen abgesondert wird. Durch diesen Saft kleben die Ameisen an und werden dann eingeschlürft. Alle Ameisenfresser, welche Bennett öffnete, enthielten in ihrem Magen, neben zerquetschten Ameisen-

Digitized by Google

theilen, noch beträchtliche Mengen Schlamm und Sand, der, gerade wie beim Schnabelthier, bei der Ernährung und Verdauung dieser zahnlosen Thiere eine wichtige Rolle zu spielen scheint. Auch der männliche Ameisenfresser hat, gerade so wie das männliche Schnabelthier, einen scharfen, hohlen und beweglichen Sporn an den Hinterfüßen, welcher mit einer Absonderungsdrüse in Verbindung steht, deren Zweck Bennett nicht ermitteln konnte. Die nach hinten gekrümmten, zum Wühlen dienenden Klauen sind lang und scharf.

Die Ameisenfresser, gleich den Ornithorhynchus, nächtliche und Dämmerungsthiere, schlafen gewöhnlich am Tage und graben Nachts ihre Löcher, wobei ihre Bewegungen lebhaft und gewandt sind; beim Angreifen rollen sie sich wie ein Igel zusammen und richten die scharfen Stacheln nach außen, damit man ihnen nichts anhaben könne. Eine Stimme schienen sie nicht zu haben.

Die Eingebornen essen diese Thiere, nachdem sie dieselben in der ganzen Haut geröstet haben; auch Europäer verschmähen dieses Gericht nicht. In der Gefangenschaft dauern sie gut aus; jung werden sie mit Milch aufgefüttert; später erhalten sie hartgekochte, geriebene Eier mit möglichst viel Sand.

Das langgeschwänzte fliegende Opossum (Belideus flaviventris) oder „fliegende Eichhörnchen" der Kolonisten ist überall in den Wäldern von Neusüdwales zu finden. Selbst im Jugendzustande sind diese Thiere ungemein scheu und wild; sie schreien, wenn man sie anfaßt, und versuchen zu knabbern und beißen, denn ihre Klauen sind scharf wie die einer Katze, und die Zähne gefährlich. Den Eingeborenen dienen sie, wie fast Alles, was von Fleisch ist, zur Nahrung; sie wissen das Thier in seinen Baumhöhlen geschickt aufzuspüren, ziehen es an seinem langen Schwanze heraus und schlagen es mit dem Kopfe gegen den Baum todt, noch ehe es beißen kann.

Das Opossum lebt auf Bäumen; die ganze Bauart seiner Füße weist schon auf diesen lustigen Aufenthalt hin; am Boden sind seine Bewegungen ungeschickt und wackelnd, während es auf den Bäumen leicht und zierlich wie ein Eichhörnchen herumspringt. Bei Tage schläft es in einem Baumloch; in der Nacht „fliegt" es mit Hülfe der fallschirmartigen Flughäute von einem Baume zum andern. Bennett sah manche von sechzig Fuß hohen Bäumen ohne Schaden auf die Erde herabspringen.

In der Gefangenschaft dauern sie gut aus, gewöhnen sich jedoch nur allmälig an dieselbe, am ehesten noch, wenn man ihnen viel Zucker, eingemachte Früchte und derlei Süßigkeiten giebt. Am Tage schlafen sie in zusammengekauerter Stellung, Nachts dagegen sind sie ungemein lebhaft und gewandt. Als man das erste dieser Thiere in den zoologischen Garten des Regents-Park in London brachte, war es auch am Tage munter, da es den heiligen Londoner Tag, gegenüber dem klaren, frumblichen Himmel Australiens, wie eine Art Dämmerung betrachten mochte. Im wilden Zustande leben sie von dem Honig der Eucalyptusblüten, so wie von den zarten Schößlingen und Samen dieser Bäume. Auch Insekten verschmähen sie nicht. In klaren Mondnächten ziehen sie mit ihren Jungen schaarenweise in die neuen Pfirsichgärten der australischen Kolonisten, deren Ernte sie verwüsten.

Die Färbung des Opossums ist sehr hübsch. Der graulschwarze Oberkörper das schöne tiefschwarze Linien am Hinterkopfe, Rücken und den Säumen der Flughäute, die zwischen den Beinen ausgespannt sind. Der walzenförmige Schwanz ist schwarz, buschig und über einen Fuß lang, während der übrige Körper nur die Länge von acht Zoll erreicht. Der Unterkörper ist weiß, an der Kehle gelblich, die Füße tiefschwarz, mit weißen Nägeln. Die nackte Schnauze und die Fußsohlen sind rosenfarben, die Ohren sind gleichfalls nackt und durchscheinend. Das seidenartige Fell liefert ein Pelzwerk, welches dem der Chinchilla kaum nachsteht. Die Schwarzen sengen diesen schönen Pelz ab und kochen das ganze Thier in der Haut, wodurch das Fleisch sehr saftig bleiben soll.

Auch verschiedene Arten großer Fledermäuse sollen Australien nicht; unsere europäische Hufeisennase ist durch eine verwandte Art, Rhinolophus megaphyllus, welche in Höhlen wohnt, vertreten. Eine wichtigere Stellung nehmen die vampyrartigen, fruchtfressenden Fledermäuse, von den Kolonisten fliegende Füchse genannt, ein. Am gewöhnlichsten ist unter ihnen der Pteropus Edwardsii an der Moreton-Bay und in den nördlichen Theilen von Neusüdwales, wo er in dicken Haufen an den Spitzen der Gummibäume hängt, deren Zweige zuweilen unter der Last zusammenbrechen. Gleich allen Fledermäusen sind sie Dämmerungsthiere, doch haben sie wieder eine Eigenthümlichkeit, welche alle nächtlichen Thiere Australiens auszeichnet, die nämlich, daß sie auch während einer kurzen Zeit am Tage der Nahrung nachgehen. Trotz ihres starken Moschusgeruchs werden sie von den Eingebornen mit vielem Appetite verzehrt, ja, unser verstorbener Landsmann Leichhardt versicherte Herrn Bennett, daß er sie während seiner Wanderungen im Innern Australiens häufig gern gegessen habe.

Mit den Hinterfüßen hängen die fliegenden Füchse so fest an den Baumzweigen, daß sie, selbst wenn sie todtgeschossen oder verwundet werden, nicht herabfallen und man hinaufsteigen muß, um sie zu holen. Sie leben von Früchten und Insekten, thun auch in den Obstgärten viel Schaden. Ihr Geschrei gleicht dem kleiner Kinder.

Die großen Cetaceen, jene werthvollen Wasserfängethiere, kommen an den Küsten Australiens häufig vor und manche von ihnen sind der südlichen Halbkugel eigenthümlich. Unter ihnen ist eine Dugong-Art oder Seekuh zu erwähnen, welche Owen Halicore australis nannte.

Von den Küsten der Moreton-Bay an bis nach Kap Hyrt findet man diese Cetaceen hauptsächlich an seichten Stellen im Wasser, sich sonnend, mit dem Haupt über dem Wasserspiegel erhoben, ähnlich wie einen Seehund. Als Weide dienen dem Dugong die großen untermeerischen Seegras- und Sargassumwiesen und fortwährend ist der große Magen dieses Thieres mit diesen Pflanzen gefüllt. Ein ausgewachsener Dugong erreicht eine Länge von fünfzehn Fuß. Das Männchen zeichnet sich durch zwei Hauzähne aus, die dem Weibchen fehlen. Die langen fleischigen Lippen sind besonders gut zum Abweiden des Seegrases eingerichtet; das Innere des Mundes ist mit kleinen Büschelu scharfer Haare besetzt.

Der Dugong ist ein sehr thranreiches Thier und die australischen Aerzte verschreiben diesen Thran anstatt des Lebertbrans, da er bei gleichen medicinischen Wirkungen einen bessern Geschmack hat. Anfangs sagte man den Dugong, nach der Art der Walfische, mit Harpunen, doch ist man jetzt davon abgekommen und fängt ihn in Netzen, die in der Nacht ausgeworfen werden. Ein ausgewachsenes Thier liefert bis zu zwölf Gallonen Thran, der im gewöhnlichen Zustande von fester Konsistenz ist und zum Gebrauch erst aufgethaut werden muß. Das Fleisch ist ausgezeichnet, frisch schmeckt es wie Rindfleisch, gesalzen wie Speck. Die Knochen sind sehr fest, ohne Markhöhle und ohne Oelgehalt und werden wie Elfenbein verarbeitet. R.

Kleine Nachrichten.

Afrikanische Expeditionen. Wir verweisen unsere Leser auf die Mittheilung, welche wir neulich (Globus IV. S. 22) über Baker's Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen und zur Unterstützung der Reisenden Speke und Grant gegeben haben. In der letzten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft war wieder viel die Rede von nilotischen Angelegenheiten. Ueber Petherick's Schicksal sind wir noch im Ungewissen; Baker wollte, wie wir gemeldet, am 1. December von Chartum aus stromab fahren. Von

Digitized by Google

den muthigen Frauen, welche eine Mißfahrt unternommen hatten und bis über Gondokoro hinaus gelangt waren, erhalten wir jetzt nähere Kunde. Sie sind nicht Engländerinnen, sondern Holländerinnen. Am 24. November waren sie wieder in Chartum zurück. Durch Baker wissen wir, daß Petherick seine beschädigten Barken nach Chartum zurückschicken hatte; die Provisionen waren unterdeß verdorben, weil Wasser in die Schiffe eingedrungen war, möglicherweise durch Niedertrachtigkeit des von den Sklavenjägern bestochenen Schiffsvolkes. Wir haben schon früher erzählt, welche Noth Petherick mit diesem Gesindel auszustehen hatte. In dieser Ansicht kommen wir durch eine Notiz, welche wir weiter unten mittheilen. Petherick hatte, nachdem er seine Barken stromab geschickt, erklärt, er wolle zu Fuße weiter gehen. Es scheint aber, daß er nicht gerade gen Süden, nach Gondokoro, gegangen ist, sondern nach Westen hin, wahrscheinlich nach irgend einer der Eisenkeinstationen, die er von früheren Zeiten her kannte. Möglicherweise ist er viel zu weit nach Westen gegangen und obendrein in einer Jahreszeit, wo das Land weit und breit überschwemmt ist. So läßt sich erklären, daß die holländischen Frauen, welche eine ganze Dampfkagreise über Gondokoro hinaufkamen, nichts von ihm sahen. Die eine Reisende, Frau Tinne, schrieb von Chartum unterm 1. December 1862 an ihren Mann, Petherick sei viel zu spät in der Jahreszeit abgefahren (— er konnte nicht früher, wegen der vielen Hindernisse, welche die Sklavenjäger und der Ägyptische Gouverneur ihm in den Weg gelegt hatten —), habe den Barken Schwung gegen sich gehabt, sei aber doch bis zur katholischen Missionsstation im Lande der Kels gekommen. Dort mußte er die Barken und Alles was darin war: Eisen, Lebensmittel und Vorräthe aller Art, verlassen, und ging dann unter den äußersten Schwierigkeiten nach Niambara. „Wir konnten", schreibt Frau Tinne, „nichts Gewisses darüber erfahren, was aus ihm und seinen Begleitern geworden sei. Die Neger sagten uns, sie seien ertrunken, als sie über einen Fluß setzen wollten."

Am 25. April theilte Murchison abermals ein Schreiben von Herrn Tinne, welches weitere Nachrichten über die Reise der Frauen enthält, mit. Sie waren dritthalb Monate in Chartum geblieben und hatten im Februar eine zweite Nilexpedition unternommen. Aber schon nach einer Fahrt von drei Stunden verfuchten Kapitän und Mannschaft die Barke zum Stehen zu bringen; sie hatten ein Leck in'e Schiff gestoßen, weil sie abgetreigt waren, stromauf zu gehen. Die Frauen ließen aber den Schaden ausbessern, nahmen anderes Schiffsvolk an Bord und wollten die Reise trotz alledem machen. Die eine Frau blieb in Chartum zurück; Frau Tinne und ihre Tochter waren von einem Deutschen (Heuglin?) und zwei Italienischen Reisenden (die Namen sind nicht genannt). Die Expedition hat einen großartigen Maßstab; sie besteht aus einem Dampfer, fünf Barken, 168 Leuten, worunter 50 Soldaten, 1 Kameelen, 30 Esels und Maulesels und 3 Pferden; es sehlte weder an Zelten und Schießbedarf, noch an feinen Zelten und reichlichen Vorräthen aller Art. Die beiden Holländer wollten den Weißen Fluß hinaufsahren, Frau Tinne dagegen den Bahr el Gasal erforschen und eine Landreise in's Innere machen. Ueber Petherick und dessen Frau hatte man nichts vernommen.

Gerard, der Löwentödter, ist nun nach Afrika abgegangen, und die englische Regierung gewährt ihm Unterstützung. Der unlängst festgestellte Plan ist folgender. Gerard geht erst nach Dabome zum blutrünstenden Negerpotentaten Bahadung, dann zu dem nicht minder blutigen Herrscher von Aschanti, der 3333 Frauen unterhält; nachher will er die sogenannten Kongebirge durchforschen und Sierra Leone zu erreichen suchen. Ist er dann vom Fieber noch nicht gar zu arg mitgenommen, will er von Sierra Leone aus wieder in's Innere gehen, bis zu den Quellen des Nigers, und dessen obern Lauf genauer untersuchen.

Kapitän Bedingfield hat einen Bericht über seinen Besuch in Ode, der Hauptstadt des Jebusstandes in Westafrika, eingesandt; Richard Burton, der Unermüdliche, über seine Besteigung des Elephantengebirges, und Winwood Reade über Corisco und die Gegend am Gabunflusse.

Du Chaillu wurde in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 25. April mit lautem Beifall und Zurufe begrüßt. Er theilte mit, daß er eine neue Reise nach Afrika unternehmen werde. Er sei nun mit Instrumenten versehen, weiß die Länge und Breite einer Anzahl von Punkten bestimmen und von einigen englischen Freunden begleitet werden. Es sei seine Absicht, an der Mündung irgend eines der Flüsse in der Gabunregion eine Station anzulegen, dieselbe unter Obhut einiger weißen Männer zu stellen und dann eine Forschungsreise in's Innere zu machen. Er hoffe 1000 Miles weit landein zu dringen. Wenn er gesund und am Leben bleibe, dann werde er abermals einen Reisebericht veröffentlichen. Jetzt habe er mehr Erfahrungen und mehr Kenntnisse als früher, da er sein erstes Buch schrieb. Er danke der geographischen Gesellschaft für die große Freundlichkeit welche sie ihm stets bewahrt habe.

Das Urtheil, welches wir vor länger als anderthalb Jahren über Du Chaillu und dessen Buch gefällt haben, ist von anderen Seiten her bestätigt worden. Der Reisende hatte seine gelehrten Präparationen, zwei Jäger und Naturaliensammler; er hat einzelne Uebertreibungen und Ungenauigkeiten, besaß keine Instrumente, mit denen er ohnehin damals nicht hätte umgehen können; aber er brachte eine Fülle von neuen und werthvollen Nachrichten, und der Eindruck, welchen wir durch ihn über Land und Leute am Gabun, am Fernando Vaz, Ogobai ꝛc. empfangen, ist im Allgemeinen der richtige. Burton, der selber im Lande war, hat sich über Herrn Du Chaillu mit Respekt ausgedrückt; uns war es gleichgiltig, ob er einen Gorilla von hinten oder von vorn getroffen hat.

Jetzt will nun der kühne Mann eine Aquatorialte Region Afrikas erforschen, die auf unserer Karte immer noch ganz weiß ist. Durch Du Chaillu hoffen wir nun zu erfahren, wie es hinter dem Krystallgebirge aussieht.

Doktor Baikie und die Länder am untern Niger. Wir erwähnten neulich (IV, S. 30) der Fahrt des Kapitän Lefroy mit dem Dampfer Investigator auf den Niger. Er kam bis Idda, fuhr wieder stromab und lobte nicht um, obwohl der Häuptling Malaba ihm einen Elfenbein nachschickte und lagen ließ. Dr. Baikie sei auf der Rückreise von Kano und werde bald zu Idda eintreffen. Wir äußerten damals: „Lefroy muß wohl Gründe gehabt haben, seine Fahrt stromab weiter fortzusetzen." Jetzt erfahren wir aus der zweiten Nummer der Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft, daß das rasche Fallen des Nigers der Grund war.

Baikie hat einen Bericht über die Regionen des untern Niger eingeschickt. Bekanntlich dringt er darauf, daß oberhalb des Delta's ein Handels- und Konsularposten gegründet werde, um den Kernpunkt zu bilden, von welchem aus englischer Einfluß in Centralafrika geübt werden könne. Er hofft viel für „Christianisirung und Civilisirung", denn die Erregung so fabelhafter Hoffnungen darf in England nicht fehlen. Richtig ist aber, daß für die Erforschung der Nigergegenden eine solche Station sehr nützlich werden könne. Baikie meint, gerade jetzt sei die rechte Zeit; Grund und Boden habe er schon erworben und auch schon einen Markt gegründet; die Eingeborenen seien günstig gesinnt.

Baikie hat auch der englischen Regierung Mittheilungen gemacht. In Betreff des Baumwollenbaues hält er die Kunschasten Bonni und Nupe (Nyffe) für geeignete als Iberuba, weil in jenen mehr kleine Grundbesitzer seien, dagegen in letzterem die Produktion von großen Handelsleuten abhängig wäre.

Ueber das anomale Steigen und Fallen des Nigers hat Baikie einige Angaben gemacht. Dyon Heinrich Barth hat im Anfange des sinken Ufers seine Ansichtswerk darüber Notizen niedergelegt. Die folgenden beruhen auf Baikie's vierjährigen Beobachtungen bei Bussa. Der Niger erreicht dort seinen höchsten Stand im September; schon Anfang Oktobers beginnt er zu fallen, aber langsam, im November dagegen sehr rasch, gegen Ende Decembers hat er den tiefsten Stand, der im Januar unverändert bleibt. Zwischen Ende Januars und jenem des Februars findet ein zweites Steigen statt, das aber nur 1 bis 18 Zoll beträgt. Der Regen fällt zumeist Ende Septembers. Benue und Niger werden bei ihrer Vereinigung als dunkler und als weiter Fluß bezeichnet.

Baikie ist nun seit etwa acht Jahren in der Nigergegen. Er ging mit dem Dampfer Pleiad stromab, welcher aber durch Nachlässigkeit der Bemannung scheiterte. Der Doktor siedelte sich unter den Negern an, und hat weit und breit Expeditionen nach Nordwest und Südost theils selber unternommen, theils abgefchickt. Der alte, immer noch rüstige Cramsord sohte Baikie's Beharrlichkeit, hat aber doch Beweisen gegen die Gründung einer Station zwischen dem 8. und 9. Grade N. B. und bei einer Mittelmperatur von 80 bis 90 F. Das wäre kein für Europäer geeigneter Punkt, und Baikie könne von Glück sagen, daß er noch lebe; er sei aber krank und schwach und sehne sich nach Europa zurück. Was die Landesprodukte betreffe, so komme allerdings aus Westafrika jährlich für 2 Millionen Pfd. St. Palmöl. Aber wer könne im Ernste glauben, daß die Neger jemals den erforderlichen Schaft an Baumwolle liefern würden? Dazu haben sie weder Kapital, noch Arbeitlegeist, Intelligenz oder Schutz für Leben und Eigenthum.

Ein französisches Reich am Senegal. Man arbeitet eifrig darauf hin, ein solches zu gründen. Offenbar strebt die Napoleonische Politik danach, das ganze nördliche Afrika bis zum Niger theils unmittelbar sich anzueignen, theils ihrem Einflusse zu unterwerfen. Bei den Tuareg, welche alle Karawanenwege der westlichen Sahara beherrschen, ist es ihnen gelungen; vom Senegal her dringen die Franzosen immer weiter nach Osten. Wie sinden im Märzhefte der Revue de l'Orient folgende Stelle: „Unser Reich

Digitized by Google

am Senegal wird erst dann wie es sein muß, wenn wir es vergrößert haben durch die Hochebenen von Guadiaga, Kaffon, Bondu, das Bellwerk der Gebirge von Bambuk und Futa Djallon bis zum Niger, zum innern Sudan. Dort ist die Hitze geringer, die Luft gesunder, der Mensch kann leichter athmen."

Man sind seit mehreren Jahren die Franzosen unablässig im Kampfe mit einem oder dem andern Negerland in Senegambien. Natos, am untern Laufe des Senegal, haben sie annektirt. Um Nenjabr unternahmen sie einen Kriegszug gegen Futa, also gegen einen Staat der Fulbe (Fellata), der schon Anfang Februars zu Ende war.

Senegambien zählt nicht weniger als dreißig verschiedene Staaten. Wir haben im Gebiet die senegambischen Verhältnisse erörtert: Bd. I, S. 193 bis 205, wo auch eine Uebersichtskarte mitgetheilt worden ist, sodann II, S. 1 bis 13 und 46 bis 49, und anderdem manche Notizen gegeben. Die Franzosen drangen an Nedenarmen des Senegal bis Matam, das auf unserer Karte (I, S. 199) verzeichnet ist; unterwegs zerstörten sie alle Teschaften, wo sie Widerstand fanden. Dann kehrten sie um und wurden am 7. Februar von der Armee der Leute von Futa angegriffen, welche von den Ulad Aids, einem Stamme der Braka-Mauren (welche am rechten Ufer des Senegal nomadisch umherziehen) verstärkt worden waren. Die Schlacht fand unweit vom Dorfe Ogual in einem dichten Walde statt; nach zweistündigem Kampfe wurden die Afrikaner zurückgeworfen und litten viel. Die „Züchtigung" war gelungen. Die französischen Soldaten legten, wie die amtliche Zeitung von St. Louis am Senegal sagt, 345 Kilometer Wegs, also reichlich 100 deutsche Meilen zurück, bekamen sechzehn Gefechte und zerstörten nicht weniger als sechs und siebenzig Ortschaften!

Vermittelst der Dampfschiffahrt wird den Franzosen das Eindringen bis tief ins innere Land weientlich erleichtert. Im Jahre 1820 bauten sie das Fort Bafel in Guadiaga am linken Ufer des Senegal, um den Handel von Galam zu kontrolliren. Dort treffen nämlich die Karawanen, welche aus den Negergegenden nach der Küste ziehen, mit europäischen Händlern zusammen; doch das Klima war mörderisch, welche Menschen erlagen demselben allemal. Aber 1854 wurde eine Dampferlinie dorthin eröffnet, und man ließ die Sümpfe entwässern. Nun ist das Klima nicht mehr ganz so arg. Dampfer legen die 240 Meilen lange Strecke auf dem Senegal von St. Louis bis Bafel in fünf Tagen zurück.

„Senegambische Hyer" ist seit langer Zeit sprichwörtlich. Wie finden in der Revue de l'Orient einige Temperaturangaben nach dem hundertheiligen Thermometer. Demgemäß steigt die Hitze im Schatten und sind die Mitteltemperaturen in

St. Louis	34,68	M. T. 24,75
Richard Zoll	41	— 29,63
Dagana	36,56	— 27,81
Bafel	37,31	— 27,50

Nachrichten aus Ostindien. Es sind bekanntlich mehrfach Versuche gemacht worden, von Indien aus nach Lhassa, der Hauptstadt von Tibet, vorzudringen, und wir haben im Obigen, namentlich die Bemühungen französischer Missionäre (Krick, Desgedins 2c.) erwähnt. Sie sind bisher alle gescheitert; aber kühne Reisende lassen sich dadurch nicht abschrecken. Jüngst haben Kapitän Smith und Doctor Stewart bei der indischen Regierung um Erlaubniß nachgesucht, nach Lhassa reisen zu dürfen, und zwar von China aus, auf demselben Wege, welchen die französischen Missionäre eingeschlagen haben. Man hat ihnen jedoch dieselbe verweigert, weil auch das chinesisch-tibetanische Grenzland in äußerster Zerrüttung sich befinde und die Reisenden dort ihres Lebens nicht sicher wären.

Wir haben auch mehrfach darauf hingewiesen, daß die indische Nordgrenze von den halbwilden Gebirgsstämmen im Himalaya sehr unsicher gemacht werde und daß es den Engländern bisher nicht gelungen sei, diesen Bergern Ruhe aufzuzwingen. Jetzt scheint Aussicht dazu. An der Nordwestgrenze zwischen die Provinz eine Hauptrolle; an der Nordostgrenze, in den Gegenden, wo China, Assam und Tibet zusammenstoßen, die Abors, und von diesen letzteren sind auch einige tadelnde Nachrichten erschlagen worden. Am wildesten benehmen sich seither die Abor-Stämme der Meyong und der Dihang-Dibang; sie waren 1857 aus ihren Bergen in die Ebenen hinabgestürmt und hatten einen englischen Posten überfallen. Jetzt ist es nun einem Major Bowe gelungen, mit den Meyong einen Friedensvertrag zu schließen. Demgemäß soll Alles, was geschehen ist, vergessen sein; englische Handelsleute dürfen ungehindert das Gebiet der Abore besuchen; diese können sich auf englischem Gebiete niederlassen, dürfen aber dort kein Opium bauen, und alle Zwistigkeiten sollen nicht durch Gewalt ausgetragen, sondern zur Entscheidung vor den Kommissarius gebracht werden.

Die Abors selber sollen strenge Polizei gegen Räuber üben, und dekommen dafür jährlich hundert eiserne Hacken, eine bestimmte Quantität Salz, Opium und Tabak und achtzig Flaschen Rum. Ein gleicher Vertrag ist gleich nachher mit den Dihang-Dibang abgeschlossen worden. Die Sache ist von Belang für die Erdkunde. Wenn Reisende mit Sicherheit im Gebiete dieser Völker wandern können, dann hat es keine Schwierigkeit, die an die Grenze von Tibet zu gelangen.

Der Bau von Schienenwegen nimmt in Ostindien seinen Fortgang. Wie erwähnen vor einiger Zeit, daß die Bahn von Calcutta nach Benares eröffnet worden sei. Nun ist die erstere Stadt auch mit dem Mutlah verbunden, einem in die Bay von Bengalen ausmündenden Salzwasserstrome, dessen Mündung um etliche 20 englische Meilen weiter hinaus liegt als die des Hughly. Wohnplätze von der Hauptstadt laufen 20 englische Meilen weit ohne Ansenthalt bis nach der Stelle am Ufer des Mutlah, wo die neue Eisen verbindenden Buckelönig zu Ehren so genannte) Hafenstadt Canning entstehen soll. So werden die wüsten und klimatisch gefährlichen, jedoch zum Baumwollenbau wohlgeeigneten Sunderbunds durchschnitten, wie das allluviale Küstenland mit den vielen Gangesmündungen auf der Karte heißt. Der Mutlah ist, im Vergleich mit dem Hughly, ein edler Strom, fast ganz frei von den Gefahren des letztern. Zwei große Dockeinfahrt können neben einander den Mutlah hinaufsahren und sich vor der Stadt wenden, was im Hughly nicht thunlich ist. So hat der projektirte Hafenplatz Canning eine große kommercielle Zukunft, zumal da sich von dort aus auch eine viel kürzere Verbindung mit Dacca und ganz Ost-Bengalen eröffnen wird. — Englisch hört man überall in Indien von materiellen Fortschritten. Am 15. Januar d. J. soll in Calcutta eine Agrikultur- und Industrie-Ausstellung gehalten werden, und eine große Ausstellung der Produkte von ganz Indien ist für das Jahr 1864 65 beabsichtigt.

Nizza im Sommer. Die meisten Fremden verlassen diesen reizenden Erdenwinkel, sobald das Frühjahr eingezogen ist. Aber ein Deutscher, welcher anderthalb Jahre dort geiebt hat, empfindet die Stadt auch für einen Aufenthalt im Sommer. Wir finden seine an den Dithyrambus strotzende Schilderung in der Allgemeinen Zeitung und wollen Einiges aus derselben mittheilen.

Nizza ist auch im Winter mild, lenzig, warm, es trägt nicht das graue Trauerkleid des Nordens; es grünt und blüht im Schmucke seiner Blumenflora, seiner Magnolien, Zimmergrünreichen, Cypressen, Palmen, seiner Oliven-, Orangen-, Citronen- und Korbeerhäume; es ruht und hinaus stundenlang in seine Kampagne, an den Meeresstrand, wo in den schönsten Tagen des heimischen Winters wir und niederlassen unter dem Schall einer weithin rauschenden Musik. Aber so schön auch die Wintertage Nizzas, Stadt und Land sind unendlich reizbender, glänzender im Sommer, und es wäre thöricht, zu glauben, daß auf irgend einem Punkte des europäischen Kontinents, und also auch in Nizza, der Winter sich gar nicht verspüren ließe. Der rauhe Gast des Nordens wendet auch hierher, obschon nur wenig, sein grämliches Gesicht, unter welchen erkaltend em Eindrucke sich die Vegetation abschwächt, ohne sich ganz zurückzuziehen; auch es gibt auch in Nizza Tage, wo es kös stürmt und regnet, und wo man in den schlecht erwärmten Zimmern im Geheimen nach dem traulichen Ofen der Heimat seufzt.

Allein im Sommer muß man es sehen, wenn die große Leuchte des Himmels ein wahres und unendliches Lichtmeer über das Land ausgebreitet; wenn die in heißester Glut beschwörte Erde sich in diesen lichtblauen Aether spiegelt, der des Südens eigenthümliche und unvergleichliche Zierde ist; wenn das Licht in hundert Farben spielt, schillert und von den hohen Felsen, auf die es sich gesenkt, zurückprallt; wenn die Oliven- und alle übrigen einheimischen Bäume des Südens, die treuen Freunde der Winterzeit, zum Theil ihr Blatt wechseln, sich dunkler, glänzender fäden und auf den uns umgebenden Hügeln sich weiter und reicher gruppiren; wenn auch die Ost- und die anderen Bäume des Nordens, Ulmen, Platanen, Akazien, Linden sich belauben, der öffentliche Garten und seinen zahllosen exotischen Gewächsen sich üppiger entfalten und die ganze Kampagne sich mit einer frischen glänzenden Blumenflora bedeckt. Dann, sage ich, muß man kommen und muß man Nizza sehen, wenn man es wahrhaft verwundern und sich eine richtige Vorstellung machen will von den ganzen Reichthume seiner natürlichen Schönheit und seiner großartigen Vegetation. — Freilich vermißt der Bewohner des Nordens Eines, die volle Blätterpracht seiner hohen säumigen Bäume; feierlich rauscht es hier nicht geheimnißvoll in belaubten und schattigen Eichen- und Buchenhainen, und nicht hier verkündeten einst in reifer Zeit auf dem mystischen Weben der Blätter feomme Priesterinnen der Gottheit geheimen Willen und Verheißung. Wollt ihr es rauschen hören, so wendet euch zwei Schritte seitwärts, bringt euch hinab zum nahen Meere, das seine blauen Wogen an das sandige Gestade spült, und laßt

Digitized by Google

auch von ihnen alte Geschichten erzählten von den phocäischen Vätern, die einst um 500 vor Christus dort landeten, wo jetzt Marseille steht, und zwei Jahrhunderte später Nike gründeten, zur Erinnerung an einen über die einheimischen Ligurier erfochtenen Sieg, stehend vor der Cyrus Feldhauptmann Harpagus, der sich dessen wollte, wenn sie zum Zeichen ihrer Unterwerfung einen Thurm ihrer Mauern niederreißen und ein einzig Haus räumen würden. Aber die Bedrängten, denen die Knechtschaft ein Greuel war, baten sich einen Tag Bedenkzeit aus und benutzten denselben zur Flucht nach Kyrnos (Corsica), um von hier aus später Elea und Massilia zu gründen.

So nur rauschte der Eine, nicht im schattigen Haine. — Kehrt man dann aber das Haupt erstaunt auf das wunderbare Gemälde, das sich hinter uns aufrollt, hetzet sich dann der Blick an diesen lichtblauen Dom, der über die prachtvolle Landschaft sich ausbreitet, und schaut man auf die hohen Bergkuppen, um die das Licht in seinen buntesten Farben tanzt und einen feinen, dünnen, duftartigen Schleier webt, der zum lauten Schimmer einladet, so daß man schwören wollte, die alten Bergrecken senkten die müden Häupter, um von der wacker geleisteten Arbeit des Winters auszuruhen — dann meldet man die Arme ausbreiten, weit hinaus, um diese wundervolle Schöpfung zu umfassen und an die beseligte Brust zu ziehen, und von ihrer Schönheit berauscht, vergißt man auch unter dem Drucke der glühenden Sonne die weit entlegene Heimat mit ihren schattigen Hainen, mit ihren rauschenden Wäldern.

Nizza verdankt seine milde Temperatur der weitgestreckten Kette von Hügeln und Bergen, die, mit Ausnahme von Seite des Südens, es nach allen Himmelsgegenden umschließen. Es sind dies freundliche Hüter und Beschützer, die sich in angemessener, respektvoller Entfernung halten und nicht, wie in so manchen anderen Gebirgsthälern, durch unangenehmen Anschauungen und zudringliche Nähe uns den Zoll unserer Dankbarkeit abnöthigen.

Man erhält den schönsten Ueberblick über das Bassin von Nizza von der höchsten Terrasse des Schloßberges, der am östlichen Ende der Stadt sich an 96 Meter steil über das Meer erhebend, einst das berühmte feste Schloß trug, das um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts für das stärkste Bollwerk Italiens galt, und 1706 von Berwick zerstört wurde. Die ganze Fläche des Felsens ist jetzt in herrliche Anlagen und Promenaden verwandelt, die mit den treibsten Zeugen der südlichen Vegetation geschmückt sind. Von hier aus erblickt man nun das ganze wundervolle Panorama von Nizza und dessen Kampagne, da der Blick nach keiner Seite gehemmt ist. Westlich die große Kette des Estrel und die kleinen Hügel, die Nizza vom Var trennen, im Norden auf den rechten Ufer des durch die Stadt fließenden Paillon einen herrlichen Contrast mit Hügeln und Gebirgen, die sich etagenartig über einander reihen und herrlich contrastiren, da die Felsen der letzten Reihe mit Schnee bedeckt sind, jene der Mitte sich kahl und nackt aufthürmen, und die wellenartig sich bewegenden und fortziehenden Höhen der ersten Linie im üppigsten Schmucke der Oliven-, Citronen-, Orangen- und anderer subtropischen Bäume das Auge beseelen. Hin und wieder erblickt man zwischen den Olivenhainen kleine weiße Cottagen oder steile Villas, die allgemach die Hügel herabsteigen, dort sich zahlreicher ausbreiten, zu kleinen Weilern und Dörfchen gruppiren und endlich zu den eleganten und steil in der Ebene sich ausdehnenden Gebäulichkeiten der neuen Stadt führen, vor denen die düsteren Häuser der alten Stadt sich scheu zurückziehen und sich an den Fuß des Schloßberges, den Standpunkt des Beschauers, anschmiegen. Dort an der Straße von St. Bartholomäy erhebt sich der Hügel von Cimiez mit seiner pittoresken Klosterkirche, das alte Cimenenum, Cemenelum, einst die Hauptstadt einer römischen Provinz, mit 40,000 Einwohnern, der Sitz eines Präfekten, eines Senats, einer stattlichen Legion, und berühmt wegen seines milden Klimas schon in Altester Zeit. Auf der andern Seite des Paillon, gegen Osten, erhebt sich der Mont Gros, über den die weltberühmte Straße nach Genua, die Corniche, führt, mit den Resten einer zu Ehren des Augustus errichteten Trophäe, an Monaco und Mentone vorbei, beide wegen ihren milden Klima's und ihrer fast afrikanischen Vegetation berühmt; ferner der Mont Binaigrier, der Mont Alban, der Mont Boron, hinter welchem die Rhede von Villafranca liegt und, ihr gegenüber, die Halbinsel St. Jean mit dem Flecken dieses Namens und dem weiter Beaulieu, voll der üppigsten Vegetation, und dem Bergzuge St. Hospice, einst der Zufluchtsort der sarazenischen Seeräuber und später, doch nur auf kurze Zeit, die Residenz der Ritter von St. Jean in Jerusalem. Diese Felsenberge schließen die großen Estrel von Gebirgen, die sich wie eine natürliche Schutzmauer in weitem Halbkreis um Nizza ausdehnen; endlich im Süden erblickt der Beschauer über den Golf hinaus den weiten unermeßlichen Spiegel des Mittelmeeres, des schönsten Meeres der Welt.

Welch ein majestätisches, prachtvolles Rundgemälde, welche Farbenpracht, welche Lichtfestte, voller Wechsel und Nüancirung, und zugleich eine in große Lettern geschriebene Gedenktafel der Geschichte vergangener Zeiten und der Principien, die sie erfüllten!

Der Kupferreichthum Californiens ist früher wenig beachtet worden, weil Gold, Silber und Quecksilber die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; jetzt wird er in seiner vollen Bedeutung erkannt. Von einem Ende des Staates bis zum andern werden in jeder Woche neue Kupfergruben entdeckt. Sie liegen in drei großen Zonen, welche mit der großen Cinarzader parallel laufen; diese selber liegt in einer jener Kupferzonen. Am Mariposa die Crescent City wird überall Kupfererz zu Tage gefördert. Die Union Copper-Mine bei Copperopolis, im County Calaveras, ist die bedeutendste Grube, dann folgt jene bei Keystone Copper. Man hofft schon im laufenden Jahre so viel Kupfererz in San Francisco auf Lager zu haben, daß alle auslaufenden Schiffe dasselbe als Ballast einnehmen können. Chile, bisher die Hauptkupferregion am Stillen Ocean, erhält alles in Californien einen Mitbewerber.

Der König von Dahome hat auch im vorigen Jahre einige europäische Besuche erhalten. Auf die Vorstellungen, daß es klüftig nicht so viele Menschen opfern möge, hat er stets ablehnend geantwortet. Den Angriff gegen die Stadt Abbeokuta will er nicht aufgeben, hat aber versprochen, den Christen das Leben zu schenken.

Speke und Grant glücklich in Chartum angelangt! Diese frohe Nachricht finden wir so eben, da wir den letzten Bogen dieser Nummer für die Presse verbereitet hatten (2. Mai), in der Times vom 29. April. Der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, Rederick Murchison, berichtet, er habe so eben von Seiten des Ministeriums ein aus Alexandria eingegangenes Telegramm erhalten, demgemäß die beiden Reisenden glücklich und wohlbehalten in Chartum eingetroffen seien. — Das ist die Notiz in der Times.

So sind denn die langen Befürchtungen, welche jeder Freund der Erdkunde über das Schicksal der kühnen Reisenden hegte, endlich beseitigt worden. Speke und Grant sind dritthalb Jahre unterwegs gewesen, um von Sansibar, das sie im Sommer 1860 verließen, bis an den Zusammenfluß des Nyanen und des Weißen Stromes zu gelangen. In dieser langen Zeit kam nur zweimal Nachricht von ihnen nach Europa: einmal aus Khoko im westlichen Ugogo, das sie im December 1860 erreicht hatten; von dort wollten sie über Kaseh zunächst nach dem Nyanza-See vordringen, welchen Plan im Juli 1861 entweb hatte. Zum zweiten liegt ihr Schreiben in 2° 24' S. Br., und der Spiegel des Sees 3750 engl. Fuß über dem Meere. Speke war der Ansicht, daß aus diesem See einer der Hauptzuflüsse des Bahr el Abiad, des Weißen Nils, abfließe. Er unternahm die Reise mit Grant, um über dieses Problem, jenes der Nilquellen, in's Klare zu kommen und Nachrichten über die seither noch von keinem Europäer betretenen Königreiche im Westen und Nordwesten des Nyanza-Sees, nämlich Karaguech, Uganda und Ulega, einzuziehen. Er wollte Gondokoro zu erreichen suchen, wohin Petherick ihm entgegengeschickt wurde. Seitdem Schickt Während wir über den letzteren Verhängnis im Ungewissen sind, tauchen Speke und Grant plötzlich wieder auf. Wahrscheinlich sind sie auf dem Bahr el Abiad dem kühnen Baker begegnet, der, wie wir im Globus erzählt haben (IV, S. 22), ihnen von Chartum aus im December 1862 entgegen fuhr und des verschollenen Petherick Erfahrungen war!

Die jweite Nachricht von Speke und Grant war datirt: Bagneh, 30. September 1861. Dieser Ort liegt 3° 28' S. Br., etwa mittwegs zwischen dem Tanganyika-See und dem Nyanza-See. Sie kam, gleich der ersten, welche ein volles Jahr gebraucht hatte, um nach Europa zu gelangen, über Sansibar. Seit jenem Schreiben hatten wir nichts mehr von Speke und Grant vernommen. Sie klagten über Mangel an Trägern zum Fortschaffen ihrer Waaren und Instrumente, über Mangel an Nahrungsmitteln und über ungeheuren Regenfall auf der Hochebene von Unyamuesi. Aber sie haben alle Schwierigkeiten überwunden.

Nun müssen wir endlich etwas Genaueres über die Quellregion des Nils hören. Das alte Wort des Römer: Caput Nili quaerere, hat nun wohl seine Berechtigung verloren. Aber wie dem auch sein möge, und einerlei, ob die wackeren Reisenden nach Norden hin auf der Offseite oder am Westgestade des Nyanza-See's gegangen sind, der alte Satz, daß man aus Afrika immer etwas Neues erfährt, semper aliquid novi ex Africa, wird sich auch jetzt bewahrheiten, und wir erhalten ohne allen Zweifel wichtige Aufschlüsse über eine bisher unbekannte Gegend. Das Werk der Entschleierung Afrikas nimmt rüstigen Fortgang.

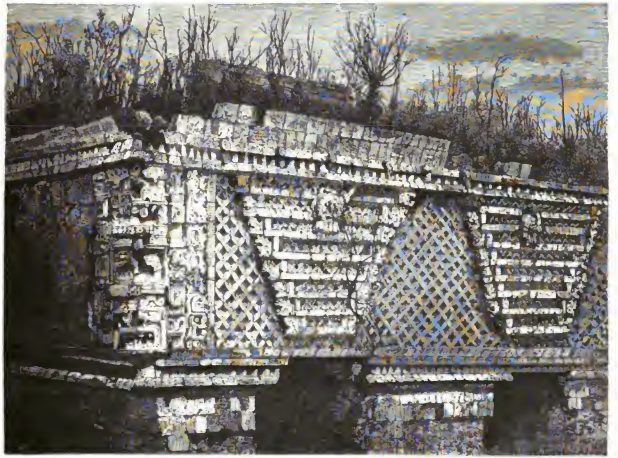
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Die Ruinen der altamerikanischen Prachtstadt Chichen Itza in Yucatan.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß beinahe gleichzeitig die wissenschaftliche Forschung in der Euphratregion und in den ehemaligen Kulturstaaten der westlichen Erdhalbe wichtige Ergebnisse lieferte. In den Ruinen von Babylon und Ninive hat man tausendjährigen Schutt entfernt und Königspaläste wieder an die Sonne gebracht; in Centralamerika sind Trümmer von Städten entdeckt worden, die in höherm Maß unser Staunen erregen als selbst die Denkmäler Aegyptens. Die alte Welt hat nichts aufzuweisen, das an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichthum die Ruinen von San Domingo de Palenque, Copan, Chichen Itza, Uxmal und so vieler anderen altamerikanischen Städte übertrüfe. Zum Beweise dafür genügt ein Blick auf die bekannten Abbildungen, welche Waldeck geliefert hat, oder eine Ansicht der vielen Daguerreotypen, die Stephens in seinen beiden Reisewerken mittheilt.

Dieser amerikanische Reisende besuchte auf seiner ersten Wanderung in Guatemala und Yucatan (1840) acht indianische Ruinenstädte; auf seiner zweiten, welche sich auf die letztgenannte Halbinsel beschränkte, fand er deren nicht weniger als vier und vierzig! In Merida und Valladolid hatte man kaum eine Ahnung von dem Dasein dieser herrlichen Monumente; die meisten waren den Kreolen völlig unbekannt. „Nur einige wenige waren von weißen Menschen besucht worden; ich fand sie völlig verödet und mit Bäumen überwachsen. Die tiefe Stille, welche über ihnen lag, wurde von mir auf eine kurze Zeit unterbrochen.



Aus den Ruinen von Uxmal, Yucatan.

Aber das Werk der Zerstörung durch die Einwirkung der Elemente und der Jahre schreitet rasch fort, und ehe viele Generationen verfließen, werden die Prachtgebäude mit ihren herrlichen Façaden und Skulpturen zusammenstürzen, und dann bleiben nur noch formlose Schutthaufen übrig."

Wir werden im Globus den amerikanischen Alterthümern eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Denkmäler im Stromgebiet des Mississippi und des Rio Gila, in Mexiko, in Centralamerika und Peru bilden eine

Digitized by Google

Fülle von Stoff; es knüpfen sich an dieselben eine Menge wichtiger Fragen der Ethnologie und der Geschichte, von denen viele noch der Lösung harren.

Wer von der durch nichts begründeten und durch nichts bewiesenen Ansicht ausgeht, daß die große westliche Erdhalbe ihre Bewohner (die „Indianer") aus Asien oder irgend sonst woher aus weiter Ferne bekommen habe, geräth von vornherein in ein Labyrinth, aus welchem gar kein Ausgang möglich ist. Die Annahme von einer Einwanderung, z. B. über die — Behringsstraße, diese klägliche Nothbrücke, welche so viele wundersame Phantasien tragen muß, ist geradezu widersinnig. Trotzdem taucht sie immer noch da und dort auf.

Die Theorie der „Ausstrahlung" aller Menschen von irgend einem Mittelpunkt in Asien beruht auf eben so willkürlichen Voraussetzungen. Kein verständiger Mensch würde jemals auf sie verfallen sein, wenn nicht gewisse alttestamentliche Vorstellungen, die meinetwegen als solche ihre Berechtigung haben mögen, Jahrhunderte hindurch sich bis in unsere Tage fortgepflanzt hätten. Hebraisirende Vorstellungen erklären in Betreff Altamerikas gar nichts; auch sie führen in ein Labyrinth. Ist man doch so weit in der Verirrung gegangen, die westliche Erdhalbe durch die verlorenen Stämme Israels bevölkern zu lassen!

Die einfachste Annahme wird wohl die richtige sein. Der Schöpfer ist nicht so arm gewesen, nur ein einziges Menschenpaar erschaffen zu können. Eine Theorie, welche die „Welt" vor sechs- oder siebentausend Jahren und kaum Menschen entstehen läßt, schließt alle wissenschaftliche Berechtigung aus. Daß in Amerika der amerikanische Mensch vor mehr als 40,000 Jahren vorhanden war, das wird heute weder von Geologen, noch Anthropologen bezweifelt. Weshalb soll der Uramerikaner nicht ein Autochthon, ein eigenartiges, bodenständiges, der westlichen Erdhälfte ureigenthümliches Geschlecht sein? Wozu braucht man ihn aus den Wüsten der Mongolen, von den Malayen oder irgend einem andern östlichen Volke herzuleiten? Alles, aber auch Alles spricht dagegen. Herr Jakob Kruger behauptete rundweg: „Altamerika war eine westasiatische Kolonie"; der Tübinger Kanzler Antenrieth verlegte den Ursprung des Menschengeschlechts und — das biblische Paradies „aus naturwissenschaftlichen Gründen" in die Südsee! Haug griff eine javanische Sage von Zertrümmerung eines Kontinents auf und vermuthete, „daß dort in der überschwenglichen Naturfülle, im Vaterlande der Banane und der Brotfrucht, das älteste Verbreitungssystem der Menschheit zu erkennen sei." Daumer kündigte einmal einen „australisch-amerikanischen Bibelkommentar" an; er läßt „rothe Juden" aus Amerika kommen, aus „einem Ur- und Originalägypten in Amerika"!

Warum auch nicht? Man kann ja den Spieß beliebig umkehren: daraus kommt weiter nichts an. Oberst Galindo erklärt „Mittelamerika für die wirkliche Wiege der Civilisation; diese ist aus Centralamerika auf China und von dort weiter nach Westen hin, zuletzt auf Europa übergegangen." So läßt er ein phantastisches Urvolk, von welchem alle anderen Völker abstammen sollen, aus Amerika nach Westen wandern, während andere Theoretiker ein solches von Asien aus auch gen Osten gehen lassen. Die unglückliche absolute Wanderungstheorie! Sie ist wie ein Klumpen Wachs, aus welchem sich alles Mögliche kneten läßt.

Wir werden manchmal auf dieselbe zurückkommen und ergötzliche Belege dafür bringen, wie man mit ihr umgeht, und wie dann immer eine Theorie die andere aufhebt. Sie beruhen alle auf der willkürlichen, vorgefaßten und unbewiesenen Annahme, daß vom Schöpfer der westlichen Erdhälfte keine menschlichen Autochthonen gegeben worden seien, während man doch zugiebt, daß Thier- und Pflanzenwelt eigenartig-uramerikanisch, selbständig dastehen. Man will eben Wanderungen haben, und die Phantasie liefert dergleichen so viele, wie man sich nur wünschen mag, aus allen Strichen der Windrose her.

Es ist begreiflich, daß der gesunde Menschenverstand sich gegen eine Willkür, welche dem Schöpfer selbst Zwang anthut, mit Erfolg auflehnte, und daß die Wissenschaft sich den ganz unlegischen Künsteleien gegenüber nach einfachen Erklärungsgründen umsah. Sie hat nun vorerst folgende Resultate gewonnen:

Amerika war den Völkern des Alterthums unbekannt. Weder Aegypter, noch Chinesen, noch Assyrer, Griechen oder Römer wußten etwas von dem westlichen Kontinente, hatten auch niemals irgend eine Verbindung mit demselben.

Die Normannen haben einen Theil der Ostküste besucht.

Irgendwelche Einwanderung aus Asien läßt sich nicht nachweisen. Es ist möglich, daß einzelne Asiaten von Osten gen Westen hin nach Amerika gekommen seien, aber das bleibt lediglich Vermuthung.

Die Ureingeborenen Amerikas sind ein eigenartiger Menschenschlag und stammen nicht von Mongolen, Malayen ꝛc. ab; die Aehnlichkeiten, welche sie mit anderen Schlägen (Rassen) haben, sind von allgemein menschlicher Art, sind sehr begreifliche, natürliche Analogien, und man braucht zur Erklärung derselben gar keine Wanderung anzunehmen.

Die Menschen Amerikas, welche von den Entdeckern auf der westlichen Erdhälfte gefunden wurden, sind von denen der übrigen Erdtheile eben so verschieden wie die dortigen Pflanzen und Thiere. Sie redeten mehrere Hunderte von Sprachen, die in ihrem grammatikalischen Bau Aehnlichkeit haben, in den Vokabularien aber von einander ganz abweichen, und von den Sprachen anderer Erdtheile radikal verschieden sind.

Die Architektur der Uramerikaner ist eine durchaus selbständige und hat von keinem nichtamerikanischen Volk irgend etwas entlehnt.

Die Uramerikaner besaßen kein Alphabet, keine Buchstabenschrift, keine Hausthiere, kein Eisen; sie kannten eine große Menge von Künsten und Fertigkeiten nicht, welche die übrigen Erdtheile seit Jahrtausenden gehabt haben, und waren keine eigentlichen Seefahrer. Ihre Agrikulturpflanzen waren ihnen durchaus eigenthümlich.

Diese Sätze sind einfach, klar und natürlich. Uramerika mit Allem, was es hatte, erklärt sich zur Genüge aus sich selber heraus, ohne Annahme von Einwanderungen, die nicht nachweisbar sind, und vermeintlichen Einwirkungen derselben. Die Aehnlichkeiten zwischen den altamerikanischen Kulturvölkern und denen der alten Welt ergeben sich, wie bemerkt, ganz von selbst aus Analogien menschlicher Anlagen, Bedürfnisse und Bestrebungen überhaupt. Diese geben Erklärungsgründe genug an die Hand, und man braucht dergleichen keineswegs weit herzuholen.

Ueber den eigenartigen Charakter und die durchaus selbständige, in keiner Weise von anderen Welttheilen her beeinflußte Architektur der amerikanischen Kulturstaaten werden wir demnächst reden. Heute wollen wir den Leser in die Ruinen von Chichen (sprich Tschitschen) Itza führen.

Zwischen dem Golf von Honduras im Osten und der Campechebay im Westen erstreckt sich weit nach Norden hin die Halbinsel Yucatán, ein Land mit tropischem Klima, kalkigem Boden und im Bei weitem größten Theil ohne Flußläufe. Die Urbewohner gehören dem Volk der Maya an, das seit beinahe zwanzig Jahren einen erbitterten Rassenkrieg

Digitized by Google

gegen die Abstammlinge der Spanier führt. Dieses Yucatan hat einst blühende Staaten gehabt; es ist Sitz einer hohen Kultur gewesen, von welcher jetzt nur noch Trümmer übrig sind. Diese haben wir durch mehrere Reisende näher kennen gelernt; jene von Chichen Itza wollen wir nach den Angaben des Nordamerikaners B. M. Norman und des Franzosen Charnay schildern. Dieser Letztere besuchte sie 1860, Jener war im Februar 1841 dort, der erste wissenschaftlich gebildete Mann, welcher das Glück hatte, sie zu sehen. Er ritt dorthin von der Stadt Valladolid aus, während Charnay seinen Ausgang von Mérida aus genommen hat.

Norman mußte sich den Weg zu den Ruinen mit dem Hammesser in der Hand bahnen. Das Gestrüpp war ungemein dicht und von Schlingpflanzen aller Art wie mit einem Netze durchwoben. Nach ein paar Stunden schwerer Arbeit war er an Ort und Stelle. Fünf ganze Tage lang, sagt er, bin ich dann unter den verfallenden Denkmälern einer Stadt umhergewandert, die einst eine der größten in der Welt gewesen sein muß. In einem Umkreise von vielen englischen Meilen stehen Mauern von Palästen, Tempel und Pyramiden, alle mehr oder weniger beschädigt oder verfallen. So weit das Auge reicht, sah ich die Erde mit Säulen übersäet; manche waren zerstückelt, andere noch wohl erhalten. Der Anblick dieser Trümmerwelt in der Einöde war gewaltig ergreifend; es war als ob der Geist der Verwüstung hier sein Scepter geschwungen habe. Von den Menschen, welche einst eine so großartige Pracht geschaffen, war kein lebendes Wesen mehr vorhanden. Ich fand nur Fledermäuse, Eidechsen und Schlangen in den verödeten Palästen, in den Spalten des Gemäuers oder in dem grünen Gestrüppe, das üppig wuchernd Alles überzieht. Aber ich sah nicht eine Spur vom Fußtritt eines Menschen, kein Anzeichen, daß ein Forscher vor mir dort gewesen, und ich glaube auch nicht, daß ein solcher vor mir dieses Chichen Itza besucht hat. So mächtig fühlte ich mich gepackt, daß ich anfangs kein Wort sprechen mochte. Hier war Staunen und Schweigen am Orte; Reden wäre mir wie Entweihung erschienen. In der That, eine Offenbarung vom Himmel herab hätte keinen tiefern Eindruck auf mich machen können, als diese gewaltigen Monumente, diese geheiligten Gräber einer dahingeschwundenen Civilisation, über welchen nun Grabesstille liegt.

Stunden verflossen, ehe ich mich so weit gesammelt hatte, um den allgemeinen Eindruck ein wenig abschwächen und die Einzelnheiten betrachten zu können. Bald wurde es lebhaft zwischen den Trümmern. Die Indianer der Umgegend hatten gehört, daß ein Fremder nach Chichen gegangen sei; jetzt kamen sie täglich und sahen zu, was ich that und trieb; aber sie begriffen nicht, was ich wollte und weshalb ich mich abmühte. Allen meinen Bewegungen folgten sie mit großer Aufmerksamkeit und warfen einander Blicke der Verwunderung zu. Sie hatten auch nicht eine entfernte Ahnung davon, wer einst diese Stadt gebaut und in derselben gewohnt habe; jede Ueberlieferung fehlte ihnen, nicht eine einzige Sage, nicht einmal einen Aberglauben knüpft das heutige Mayavolk an die gewaltige Ruinenstadt. Im Fortgange der Zeit und durch den Druck der spanischen Gewalthaber ist das Alles verloren gegangen; kein Band der Erinnerung leitet in die Vorzeit zurück; dasselbe ist völlig durchschnitten worden. —

Norman unterfuchte zunächst die Ruinen des sogenannten Tempels, der vier Mauerseiten darbietet. Er trat durch den westlichen Eingang ein, der wohl die Hauptpforte gebildet hat; die Beschaffenheit der Trümmer an der Ostseite hat ihm die Vermuthung aufgedrängt, daß au dieser der Altar gestanden habe. Die Entfernung von dem westlichen Eingange bis zur Ostseite betrug 450 Fuß; die Mauern erheben sich auf einem 16 Fuß hohen Fundamente. Vom Westeingange steht etwa noch die Hälfte; das Innere zeigt eingefallene Gemächer, aber manche Decken sind noch erhalten. Die Steine sind ganz prächtig behauen, auch jene, welche das Simswerk bilden, und theilweise gereift. Die Altarseite besteht aus einer ähnlichen Mauer, hat aber zwei Pfeiler von je etwa einer Elle im Durchmesser. Sechs Fuß hoch ragen sie über den Schutt hervor. Diese Pfeiler sind mit Skulpturen bedeckt; dasselbe gilt von vielen umherliegenden Steinen und zerbrochenen Säulen. Manches Mauerornament ist herabgefallen und nun von Pflanzen, theilweise selbst von Bäumen überwuchert. Die Ausführung aller Zierarbeiten ist ganz ausgezeichnet.

Am besten ist noch die südliche Mauer erhalten; sie steht theilweise noch 50 Fuß hoch da, theilweise nur bis zu 26 Fuß. Sie ist 16 Fuß dick, 250 Fuß lang. Die innere Oberfläche ist völlig abgeglättet worden; die einzelnen Steine halten durchschnittlich eine Elle im Quadrat. Im Centrum dieser Mauern, auf beiden Seiten und etwas nach oben hin, sind steinerne Ringe angebracht, die man aus einem großen Block gehauen und vermittelst eines langen Schaftes in die Mauer selbst eingelassen hat. Sie halten etwa 4 Fuß im Durchmesser und die Seiten haben sehr schöne Skulpturen. An manchen Steinen haben die Künstler die Gestalten von Indianern eingehauen; diese tragen Federschmuck auf dem Kopfe, und die Nase ist mit einem Ringe geschmückt; in der einen Hand halten sie Bogen und Pfeile, in der andern ein musikalisches Instrument, dessen sich auch noch die heutigen Mayas bedienen. Manche Figuren sind lebensgroß und stehen in kriegerischer Haltung da; an anderen Steinen und Pfeilern sieht man auch Blumen, Lanzenspitzen und mancherlei andere Verzierungen, die wahrscheinlich einst kolorirt gewesen sind. Manche Simsbalken sind von Zuporteholz, das wohlerhalten ist und ausgezeichnete Schnitzereien hat.

Nachdem Norman den Tempel durchforscht hat, begab er sich zu der, etwas südlich von demselben emporragenden Pyramide. Sie ist ein majestätisches Bauwerk, hat an der Basis 550 Fuß und ihre Seiten sind genau orientirt. Seiten und Winkel sind ganz herrlich belegt mit Steinen von ungeheurer Größe, die nach oben hin, gegen die Platform zu, kleiner werden. Auf der Nord- und Ostseite sind Treppenreihen mit kleinen Stufen, unten 30 Fuß breit, nach oben hin werden sie schmäler. An der Süd- und Westseite sieht man Abstufungen, welche Treppen gleichen, jede etwa 4 Fuß hoch; aber diese sind sehr im Verfall. An der Basis der Pyramide lagen mächtige Haufen von Gesteinmer, das mit Gras und Schlingpflanzen überwachsen ist, und Norman konnte nur mit großer Mühe an die Ostseite gelangen. Dort fand er zwei viereckige Steine von ganz mächtiger Größe. Nachdem er den Schutt, unter welchem sie theilweise lagen, hinweggeräumt hatte, konnte er sie näher untersuchen. Die Skulpturen zeigten irgend ein Ungeheuer mit weit aufgesperrtem Rachen, Reihen von Zähnen und ausgestreckter Zunge. Er meint, daß diese Quader Schlußsteine der Treppenflüchten gebildet haben. Er stieg durch Bäume und Gebüsch etwa 100 Fuß hoch hinan, und gelangte zu einer Terrasse oder Platform, und im Mittelpunkte derselben an ein viereckiges Gebäude, das 20 Fuß hoch ist und 170 Fuß an der Basis hat. Die Ostseite desselben enthält ein 18 Fuß langes, 12 Fuß breites Gemach; in demselben stehen zwei 8 Fuß hohe, viereckige Pfeiler, welche vermittelst starker Balken von Zuporteholz ein Dach tragen, das einen Winkel bildet. Auch hier überall Skulpturen in Stein und Holz. Diesem Gemache gegenüber läuft ein Korridor, gestützt von zwei runden Pfeilern, die nur 4 Fuß hoch sind

Digitized by Google

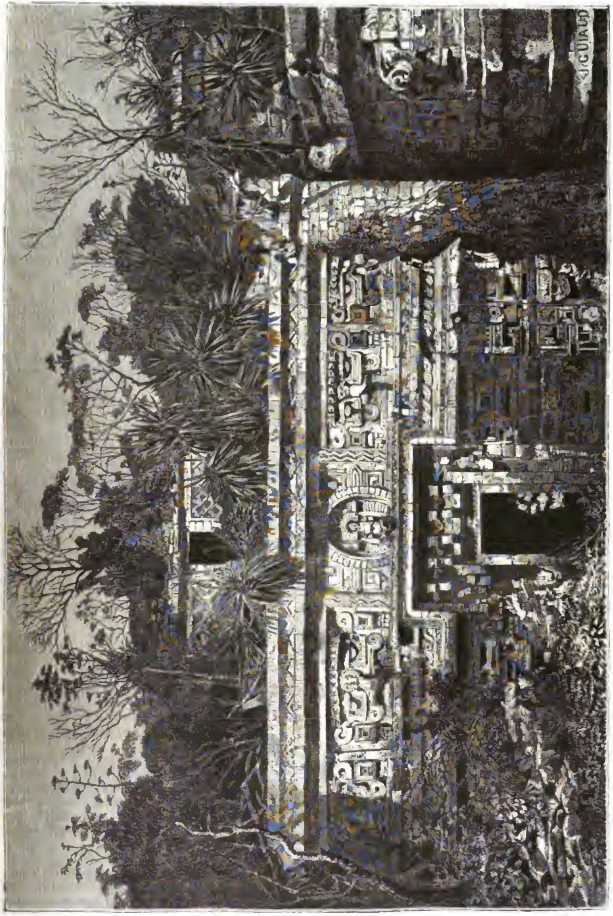
und 3 Fuß im Durchmeſſer haben; ſie erheben ſich auf einer ſteinernen Unterlage von etwa 2 Fuß Höhe. Auf der andern Seite findet man Gemächer und Hallen, die einen vortrefflichen Beſuch haben. Auf dieſen ſind noch gemalte Figuren ſichtbar, natürlich in ſehr abgeblaßtem Zuſtande.

Mit großer Mühe gelangte Norman auf den Gipfel der Pyramide, er iſt flach und eben, die Ecken waren ſchon abgefallen; in der tiefen Dammerde wucherten Bäume und Sträucher. Von dort oben herab hatte er ein großartiges Schauſpiel vor ſich; er gewann einen Ueberblick über dieſes altamerikaniſche Trümmermeer. Der Reiſende lobt den ſoliden Bau dieſer Pyramide, deren Harmonie und die Großartigkeit ihrer Architektur.

Wir können den Forſcher nicht auf allen ſeinen Gängen begleiten. Er beſuchte den ſogenannten Dom und das Haus der Kaziken. Nachdem er vor dem letztern die Bäume hatte weghauen laſſen, lag die Vorderſeite des merkwürdigen Gebäudes vor ihm. „Ich ſah ein ſo wunderſames und unbegreifliches Stück Architektur, desgleichen mir nie vor Augen gekommen war; die feinſte Arbeit, zierlich, ſtaunenswerth; es gehört zu einer Bauordnung, einem Style, von welchem wir nichts ahnen. Es iſt ein wundervolles Gebäude.“ Auch im Kazikenhauſe ſind Spuren von Malereien, die Gegenſtände ſelbſt ſind aber nicht mehr zu erkennen.

Ueber den Charakter der Ruinen von Chichen Itza bemerken wir Folgendes: Sie liegen auf einer Ebene, die Meilen im Umfange hat, etwas mehr als 20 deutſche Meilen von der Küſte entfernt, und ſind ohne alle und jede Waſſerverbindung. Sie haben nichts von dem, was wir als Ordnung bezeichnen würden, und keine ausgelegten Straßen, aber das Volk, von dem ſie herrühren, muß nothwendig in manchen Beziehungen eine hohe, eigenartige Stufe der Entwickelung erreicht haben. Jene Bauwerke, welche gegenwärtig noch mehr oder weniger gut erhalten ſind, liegen auf einer Reihenfolge von Terraſſen, die aus Geröll beſtehen; das letztere iſt durch Mörtel verbunden; die Bekleidung wird von einem feſten Kalkſtein gebildet, aus welchem die Mauern beſtehen. Dieſe letzteren ſind allemal orientirt.

Tiger-Basrelief im Circus von Chichen Itza, Yucatan.



Vorderseite der Ruinen der Behausungen in Chichen Itza.

Digitized by Google

die Hauptfront liegt stets nach Osten. Die Mauern der Gebäude steigen im Allgemeinen bis zur Hälfte ihrer Höhe senkrecht empor, dann folgen Gesimse und oberhalb derselben, bis zum Karnies, sind die Façaden in Felder getheilt. Diese sind mit steinernen Skulpturen geschmückt, haben rautenförmig gegitterten Grund und hieroglyphische Figuren verschiedener Art. Das Ganze ist mit, man möchte sagen keuschen, Bordirungen durchzogen, die einzig in ihrer Art und von wunderveller Arbeit sind. Die Steine sind in Parallelopida, in länglichte Würfel, von etwa 12 Zoll Länge und 6 Zoll Dicke zerschnitten, und die Zwischencäume mit demselben Material ausgefüllt, aus welchem die Terrassen bestehen.

Die Höhe dieser Gebäude beträgt im Allgemeinen 20, selten mehr als 25 Fuß. Sie haben nur ein langes, schmales Geschoß und keine Fensteröffnungen; die Gemächer laufen in einer Doppelreihe und erhalten Licht nur durch die Thüren. Die Decke ist gebaut in der Form eines spitzwinkeligen Gewölbes, derart, daß eine Lage flacher Steine auf die andere folgt, die Ränder über einander hervorragen, und so bis oben hin, wo dann ein querübergelegter Stein, so zu sagen, das Gewölbe schließt.

Manche Gemächer haben einen herrlichen weißen Bewurf und diese Composition ist mit der größten Sorgfalt aufgelegt worden. Man findet auch Frescomalereien und die Farben sind dann und wann noch gut erhalten; himmelblau und hellgrün kommen am öftersten vor; Gestalten von Indianern kann man noch erkennen, aber nur sehr undeutlich. Der Fußboden besteht aus einer harten Mischung und man sieht Spuren der Abnutzung an derselben. Die Eingangsthüren bilden nahezu ein Quadrat von etwa 7 Fuß; die Seiten bestehen aus großen Blöcken behauener Steine. Manchmal sind die Querbalken der Thüren von demselben Material und haben auf der Außenseite hieroglyphische Figuren und Linien. Steinerne Ringe und Löcher an den Seiten dieser Eingänge beweisen, daß einst Thüren eingehenkt waren.*)

Charnay hat den sogenannten Palast der Bestalinnen oder Nonnen beschrieben. Auch er mußte sich mit dem Hammesser einen Weg durch das Gestrüpp bahnen, richtete sich in einem der noch völlig erhaltenen Gemächer wohnlich ein, stellte Schildwachen aus, um nicht von umherschweifendem Raubgesindel überfallen zu werden, und dann begannen die von ihm gemietheten Indianer den Schutt hinwegzuräumen. Ihm selbst kam es zunächst darauf an, photographische Bilder der bedeutendsten Ruinen aufzunehmen; unsere Tafel zeigt die Vorderseite des Palastes der Bestalinnen. In demselben befindet sich ein großer Circus, welchen die Indianer als „Kirche" bezeichnen, weil sie meinen, er sei ein Stück von einem unvollendet gebliebenen Tempel. Charnay aber spricht als seine feste Ueberzeugung war, daß derselbe ein Gymnasium, ein Platz für körperliche Uebungen, gewesen sei. Alle Embleme, die man bei jedem Schritte findet, deuten darauf hin, daß die jungen Männer dort ihre Wettkämpfe in Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit gehalten haben. Man sieht die Schlange, den Adler, den Tiger, den Fuchs und die Eule, also die Klugheit, die Stärke, Schlauheit ꝛc., aber gut erhalten ist nur das Basrelief mit den Tigern, von welchem wir eine Abbildung geben. Das Monument hat einst aus zwei perpendikulären, parallelen Pyramiden bestanden und die Entwickelung etwa 110 Metres betragen; für die Zuschauer war eine Platform vorhanden. Zwei kleinere Gebäude an beiden Enden, die auf einem etwa 20 Fuß hohen Vorplatze standen, sind Plätze für die Richter oder Wohnungen für die Aufseher und Wärter des Gymnasiums gewesen. Auf der Pyramide zur Rechten (Nordseite) waren zwei Gemächer, von denen eins verfallen ist. Sie hat wohl einen Portikus gehabt, der von zwei gewaltigen Säulen getragen wurde; die Piedestale desselben sind noch vorhanden. Das zweite Gemach ist noch in gutem Zustand und mit Malereien bedeckt. Man sieht Krieger und Priester, einige mit schwarzem Bart, angethan mit einer weiten Tunika; der Kopf ist auf verschiedene Weise geschmückt. Von Farben sind schwarz, gelb, roth und weiß zur Anwendung gekommen. Diese beiden Säle bilden das Innere des Tigerbasreliefs.

In der Pyramide zur Rechten befindet sich, eingelassen in die Mauer, der berühmt gewordene Ring, der beim Ballspiele benutzt worden ist. Charnay hält den Palast der Bestalinnen für das allerwichtigste Monument zu Chichen. Im Ganzen genommen ist er sehr beträchtlich; die Vorderseite hat jedoch keine besonders große Ausdehnung, dafür ist sie aber gearbeitet wie ein chinesisches Kästchen. Ueber der Thür war die Inschrift des Palastes. Sie hat als Ornamente steinerne Glöckchen, welche, gleich anderen, die man in mehreren Gebäuden findet, fast an chinesische oder japanische Verzierungen gemahnen. Ein prächtiges Medaillon über der Thür stellt einen Fürsten oder Häuptling dar; das Haupt ist mit einem Diadem von Federn geschmückt. Der große Fries, welcher den Palast umgiebt, besteht aus einer Menge von kolossalen Köpfen von Götzenbildern, auf deren Nasen sich wieder ein Gesicht befindet. Diese Köpfe sind von einander durch Felder von kreuzförmiger Mosaik getrennt, dergleichen man in Yucatan oft findet.

Das Innere des Gebäudes besteht aus fünf Gemächern von gleicher Größe und Gestalt, die immer dieselbe ist, ähnlich wie in Palenque. Die Spanier haben dafür den Ausdruck Boveda, was Gewölbe bedeutet und eben deshalb nicht zur Bezeichnung dieser ganz eigenthümlichen Architektur paßt. Ein Gewölben ist hier gar keine Rede; man sieht zwei etwa zehn Fuß hohe, parallel laufende Mauern, die nach oben hin einander entgegentreten und oben (wie schon Norman angiebt) mit einer Steinplatte geschlossen sind.

Die Oberschwellen der Thüren sind von Stein; diese letzteren sind in Chichen nicht häufig, dagegen findet man sie in Uxmal überall. Der Hauptheil des Palastes der Bestalinnen, der von zwei in ungleichen Entfernungen stehenden Flügeln flankirt wird, lehnt sich an eine Pyramide. Auf der Platform derselben steht ein sehr sorgfältig gearbeitetes Gebäude und auf diesem noch ein zweites. Zu der ersten Platform führt eine mächtige, sehr steile Treppe von 15 Stufen. Diese Pyramide ist von Stephens besucht worden.

Auch Charnay hat in Centralamerika kein Monument gefunden, das Fensteröffnungen hat. Wir bemerken zum Schlusse, daß Chichen bedeutet: Oeffnung, Mündung eines Brunnens. Von Uxmal, der prächtigsten Ruinenstadt nächst Chichen, geben wir die Abbildung der Vorderseite eines Palastes. Uxmal bedeutet in der Mayasprache: Vergangene Zeiten.

*) Rambles in Yucatan. Or notes of travel trough the Peninsula. Including a visit to the remarkable ruins of Chichen Itza, Kabah, Zayi and Uxmal. With numerous illustrations. By B. M. Norman, Philadelphia 1849. Siebente Auflage, S. 108 bis 128.

Digitized by Google

Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862.

Zweiter Artikel.

Die Plaza de Toros in Valencia und die Einrichtung des Amphitheaters. — Die Arena. — Einzug der Cuadrilla. — Der Picador Calderon und der Balle Morito. — Die Banderilleros und das Anheften der Banderillos. — Brennende Banderillos. — Der Gorbito und der Tato, als Helden des Circus. — Anwendung der Muleta. — Die verſchiedenen Eſtocadas und Suertes. — Die Chulos und der Cachetero. — Wie der Stier abgethan wird. — Der Kampf mit dem Kuckuck. — Der Jude, ein Springer. — Allerlei Zwiſchenfälle. —

Die Plaza de Toros in Valencia bietet einen in der That großartigen Anblick dar. Das Amphitheater iſt gefüllt mit einer Menge von zwölf- bis fünfzehntauſend Menſchen, die alle feſtlich gekleidet ſind, und vom blauen Himmel herab ſtrahlt die warme Sonne auf dieſes Gewimmel. Als ich eintrat, waren die Aſientos de ſol, die „Sonnenplätze", beinahe völlig beſetzt, und die wenigen Lücken bald durch die unabläſſig hereinſtrömenden Leute raſch beſetzt. Das war ein Summen und Durcheinanderſchwirren von Stimmen! Die Waſſerverkäufer rieſen mit lauter Stimme ihr kühlendes Naß aus, Andere preiſen Chufas und Orangen an; die Menge wird aufmerkſam; das muß wohl etwas Abſonderliches zu bedeuten haben. Mein Freund Don Joſé, ein valencianiſcher Aficionado, der mich mit zur Corrida genommen hatte, ſagte: „Das iſt der Despejo." So nennt man die Räumung der Arena und des Balle (des kreisförmigen Laufganges zwiſchen den Sitzen der Zuſchauer und der Bretterwand der Arena). Sie wird durch Soldaten bewerkſtelligt. Dieſe marſchiren hinein und drängen alle Leute hinaus. Der Redondel war nun ganz leer, die Muſik ſpielte auf und das Vorſpiel begann. Zwei Alguaciles auf ſchwarzen, mit karmeſinrothen Schabracken belegten

Der Eſpada erwartet den Stier.

letzteren werden mit großer Behendigkeit bis auf die oberſten Sitzreihen geworfen und kommen allemal zu dem, welcher ſie verlangte. Sehr gute Geſchäfte machen die Händler, welche Fächer verkaufen; das Stück koſtet nur einen Silbergroſchen. Die Leute auf den Aſientos de ſol ſchworen förmlich in der Hitze und lechzen nach Abkühlung, welche der Fächer ihnen vermittelt. Auch erquicken ſie den innern Menſchen; denn gewaltige, mit dunkelm, beinahe ſchwarzem Wein gefüllte Botas, Schläuche, wandern von Einem zum Andern. Hin und wieder kommt ein Wortwechſel vor, aber das Gezänk artet nicht zu Thätlichkeiten aus; deswegen hat man die Redensart Bromas de toro, Bullengezänke, die eben nicht viel bedeuten wollen und weiter keine Folgen haben.

Doch eben erhebt ſich ein ungewöhnliches Geräuſch, die Gäulen, ritten an der Spitze eines Zuges. Sie haben noch genau dieſelbe Tracht wie im ſechszehnten Jahrhundert, einen großen Hut mit aufgeſchlagener Krämpe und einen Federbuſch, weißen geſteiften Halskragen, breiten Ledergürtel, Mantel und ſeidene Strümpfe mit Schnallenſchuhen. Der Alguacil iſt zugleich Polizei- und Gerichtsdiener und darf bei öffentlichen Feſtlichkeiten nicht fehlen; auch geleitet er arme Sünder zum Tode; aber die Alguaciles ſind beim Volk unbeliebt, und heute wurden ſie mit Geſchrei empfangen und herzhaft ausgepfiffen.

Hinter ihnen zogen die Gente á pié, die Leute zu Fuß, welche man auch als Peones bezeichnet. Zu ihnen gehören die Eſpadas, die Banderilleros und die Chulos, welche auch als Capeadores, d. h. welche mit

Digitized by Google

dem Mantel täuschen, bezeichnet werden. Als diese Leute erschienen, hörte das Pfeifen auf und ein ungeheurer Sturm des Beifalls brach los. Da waren sie also, die Hauptzähne der Arena, in ihrem vollen Anputz. Auf dem Kopfe tragen sie eine Monterilla von schwarzem Sammet, mit seidenen Pompons an jeder Seite; auf den Nacken herab hängt die Moña, eine Art Chignon, gleichfalls von schwarzer Seide; sie ist an der Coleta befestigt, einem kleinen Haarzopfe, welchen jeder Torero sich wachsen läßt. Jener Chignon bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem dicken, schwarzen Backenbarte. Die kurze Jacke mit breiten Aufschlägen und die Weste, Chaleco, sind mit Fransen fast überdeckt; aus der Jackentasche sieht ein Sacktuch von feinstem Batist lokett hervor; gewöhnlich hat es gestickte Ränder und ist ein Geschenk der Querida, Geliebten. Ein Jabot fehlt niemals. Die kurze, knapp anliegende Hose ist allemal von Atlas, entweder blau oder rosenroth, grün, auch wohl lila, doch stets von zarter, lustiger Farbe; dagegen muß die Faja, der unvermeidliche seidene Gürtel, scharf in's Auge stechen, und die seidenen Strümpfe sind fleischfarben. Man glaubt einen Figaro vor sich zu sehen, wie denn uns Nordeuropäern diese spanischen Gladiatoren wie Tänzer erscheinen. Man möchte kaum glauben, daß diese kokett aufgeputzten Leute mit dem Blute Spiel treiben und mit kaltem Blut ihr Leben in die Schanze schlagen. Die Kleidung ist bei allen Toreros, gleichviel welcher Gattung sie angehören, so ziemlich dieselbe, doch jene des Espada, die manchmal bis zu dreihundert Thalern kostet, reicher als die aller anderen.

Die Toreros traten mit einem, man kann wohl sagen, charmanten Anstand in die Arena. Sie nahmen sich stattlich aus in ihrer Capa, dem langen Mantel, der eine große Rolle spielt, weil vermittelst desselben der Bulle von seinem Ziel abgelenkt wird.

Hinter ihnen ritten die fünf Picadores; sie trugen einen niedrigen Filzhut mit breiter Krämpe und einem mächtigen Büschel farbiger Bänder, kurze Jacke, breiten Gürtel und gelblederne Beinkleider, über Eisenschienen, die sehr nothwendig sind, weil die Schenkel manchen Stoß mit den Hörnern auszuhalten haben. Der Sattel ist, wie der arabische, vorn und hinten sehr hoch und der Reiter gleichsam eingeklemmt, die Steigbügel sind wie ein Kasten, in welchem der Fuß beinahe verschwindet; die langen, schweren Sporen sind eine wahre Qual für die armen Pferde.

Den Picadores folgen die beiden Tiros, Gespanne von Maulthieren mit hohen Federbüschen, scharlachrothen Schabracken und mit Glöckchen und Schellen behängt. Auf dem Kopfe schaukeln mehrere Pompons übereinander und den Hauptschmuck bilden Fähnchen mit den spanischen Nationalfarben, gelb und blau. Diese Maulthiere sind je zu dreien vor ein Querholz gespannt, benehmen sich in der Regel sehr widerspenstig und werden deshalb von zwei Muchachos, Burschen, am Zaume geführt, während ein dritter den Querbalken hält. An diesem befindet sich ein Haken, vermittelst dessen man die todten Stiere oder Pferde aus der Arena hinausschleift. Den Schluß des Zuges bilden Diener in andalusischer Tracht, welche eigentlich nichts zu thun haben, aber doch die Zahl voll machen. In früheren Zeiten waren im Zuge acht bis zehn Perros de presa, mächtige Fangehunde, welche man auf den Bullen hetzte, wenn er nicht Feuer genug zeigte; jetzt kommen sie nur selten vor, weil die brennenden Banderillas denselben Dienst versehen.

Der Zug schritt langsam in der Arena herum und begrüßte den Herrn Bürgermeister, welcher eben in seinem Palco, Sperrsitze, Platz genommen hatte, und nun erst begab sich Jeder an die für das Gefecht ihm angewiesene Stelle. Herkömmlich empfängt ein Alguacil den Schlüssel des Toril vom Alcalden, heute lief nun ein Muchacho auf den Alguacil zu, welcher in der Mitte des Redondel stand, und reichte ihm einen Sombrero, Hut, hin, in welchen der mit rothen Bändern verzierte Schlüssel gelegt wurde. Das Volk verhöhnte auch jetzt den Alguacil, der sich rasch hinwegbegab, denn der Stier sollte losgelassen werden.

Die Muchachos öffneten die Flügelthür und der Bulle stürmte hervor. Er war ein stattliches Thier, rabenschwarz, mit weit ausgespannten Hörnern; an der granatrothen Devisa erkannten wir, daß er aus der Ganaderia von Colmenar viejo stammte.

Der Picador Calderon war auf seinem Posten, acht oder neun Schritte links von der Thür und ein paar Fuß von den Schranken entfernt. Er hatte bereits mit einem rothen Tuche die Augen des Pferdes verbunden, denn es darf ja nicht sehen, daß der Bulle heran rennt. Dieser kam eben aus seinem dunkeln Stalle, blieb, vom Sonnenlicht und der Menge geblendet, einen Augenblick stehen und sah umher; dann rannte er mit gesenkten Köpfe gegen Calderon los, der ihm einen Stich in die Schulter gab. Das rothe Blut rann über das schwarze Haar hinab. Der Bulle sprang zur Seite, erhielt einen zweiten Stoß, stürmte aber nun gegen das Pferd ein und rannte demselben beide Hörner in den Bauch, aus welchem sofort ein Blutstrom hervorquoll. Das arme Thier bäumte noch ein paar Mal auf, dann sing es an zu taumeln, der Picador jedoch rannte ihm die Sporen in's Fleisch, um es noch ein paar Minuten aufrecht zu erhalten. Aber es brach gleich zusammen, und Calderon rief den Muchachos zu, ihm sofort ein anderes zu bringen. Während er mit schwerem Schritt auf dasselbe zuging, lag das andere in einer Blutlache, zuckte mit den Beinen, streckte alle Vier von sich und verendete.

Inzwischen war der Bulle nach der andern Seite der Arena gerannt und stürmte auf Pinto ein, welcher den Beinamen el bravo, der Unerschreckene, führt. Pinto versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß gegen die Schulter, daß er selber und dem Sattel stürzte, während das Pferd über ihn hinfiel. Es ist eine Thatsache, daß der Bulle noch weiter wird, wenn er einmal Blut gesehen hat; er verkennt aber seinen wahren Feind und läßt seine Wuth gewöhnlich an dem Pferde, nicht an dem entsattelten Picador aus. Zwei Chulos packten den Letztern bei der Schulter, um ihn hervorzuziehen und wieder auf die Beine zu bringen, während Andere ihre Capas schwenkten, um den Stier von dem Pferd abzulenken, in das er wie toll und blind mit seinen Hörern hineinstieß. Endlich ließ er dieses Opfer fahren, um einen Chulo zu verfolgen, der nun Hakensprünge machte und dabei seinen Mantel hinter sich herschleifte. Aber der Bulle kam ihm dicht auf die Fersen und dem Chulo blieb nichts weiter übrig, als mit einem raschen Satz über die Tableros zu springen. Dann hielt der Bulle plötzlich an, offenbar erstaunt über das Verschwinden seines Gegners, und stieß gegen die Bretter.

Merito, so hieß der Stier, hatte seine Sache gut gemacht und gewann großen Beifall. Binnen etwa einer Minute waren von ihm zwei Picadores entsattelt und zwei Pferde getödtet worden. Tausend Kehlen riefen: „Bravo, Toro, bravo!“ Denn in Spanien wird ein Bulle beklatscht oder ausgepfiffen, gerade wie bei uns die Komödianten. Die Picadores erhielten gleichfalls ihr Bravo, denn auch sie hatten ihre Sache gut gemacht, ihre Suertes de pica und ihre Cogidas waren untadelhaft. Suerte ist jede Vertheidigung oder jeder Angriff des Torero, und Cogida bezeichnet jeden Angriff auf den Stier. Ein Torero, der einen Stoß mit dem Horn erhält, ist enganchado.

Ein muthiger Bulle war der Merito, das läßt sich nicht

Digitized by Google

Ein Banderillero in Lebensgefahr.

Digitized by Google

leugnen, er war bayante e duro, das heißt, lebhaft und aufgelegt zum Angreifen, auch fürchtete er sich nicht vor dem Castigo, der Züchtigung. Calderon wollte seine Schaare ausnutzen; es verdroß ihn, daß er gefallen war, und nun wollte er seinen Bewunderern zeigen, daß er mit dem Morito wohl fertig werden könne. Er gab seinem Rosin (Roß, Gaul) die Sporen und galoppirte bis zu dem Bullen heran, der gerade mitten in der Arena stand und entsetzlich brüllte, während er mit den süßen Staub aufwarf. Calderon war äußerst verwegen, ja leichtsinnig. Der Picador sucht es beim Angriffe so einzurichten, daß er bei einem Sturze zwischen das Pferd, welches ihm gleichsam als Schirm und Schutz dient, und die hölzerne Umfriedigung fällt; dann ist er auf zwei Seiten geschert. Wenn er dagegen mitten im Circus zu Boden stürzt, kann der Bulle ihn beliebig stoßen, denn der liegt frei und offen da. Calderon's Muth wurde mit Händeklatschen und Zuruf belohnt, und der Beifall war geradezu betäubend, als der Picador seine Lanze schwenkte und den Stier zum Angriffe förmlich einlud. Aber der Bulle blieb auf seinem Platze. Calderon ritt nun einen Schritt vor und warf ihn mit seinen großen Hute; aber auch jetzt wich und wankte Morito nicht. Man nennt dergleichen obligar a la fiera, das wilde Thier zum Angriff obligiren. Noch mehr.

Das Anbesten der Banderillos.

Calderon spielte dem Bullen mit der Lanzenspitze die Nase. Das war denselben doch gar zu viel, er stürmte los und warf mit einen einzigen Stoße Roß und Reiter in den Sand. Sofort eilten, der Tato voran, die Chulos mit ihren Mänteln herbei; das Pferd hatte sich schnell wieder aufgerafft und schlug hinter sich aus. Calderon dagegen war durch den Fall betäubt worden, lag noch am Boden und Roß und Bulle stampften gleichzeitig auf ihn ein. Doch gelang es dem Tato, der nie einen Torero im Stiche läßt, durch einige brillante Suertes de capa den Stier abzulenken, welcher nun ihn verfolgte. Der Espada machte aber gleich einen gewandten Sprung zur Seite und ließ ihn vorbeirennen; dann blieb jener stehen und schwenkte graziös den Mantel. Das wiederholte er mehrmals und der Stier konnte ihm nichts anhaben.

Die Zuschauer waren wie elektrisirt und in der größten Aufregung: man trug den Picador Calderon ohnmächtig hinaus. Von der Stirn, an welcher er eine klaffende Wunde hatte, strömte Blut herab; aber die Chulos sagten: „Das ist so gut wie gar nichts.“ Er war in der äußersten Gefahr gewesen, aber der Tato hatte ihn gerettet. Man nennt dergleichen einen Quite (Parirung, Abwendung) machen, und der Picador kann von Glück sagen, wenn der Ame (Chef der Quadrille) ihm derart zu Hülfe kommt.

Nun trat einer von den Reservas, Picadores, welche für jeden Nothfall in Reserve gehalten werden, in den Circus, um den „unnütz gewordenen“ Calderon zu ersetzen. Aber auch sein Pferd theilte das Schicksal der anderen; es war allerdings nicht sofort todt, als der Stier ihm die Hörner in den Leib rannte, aber wir hatten einen abscheulichen Anblick. Das arme Thier war entsetzlich verwundet, aus dem weiten Riß im Bauche quollen die Eingeweide hervor und diese schleppte es mit sich, während der Picador es mit den Sporen bearbeitete, ein Muchacho es am Zaume vorwärts zog und ein anderer ihm einen Hagel von Hieben auf die Lenden regnen ließ! Die Zuschauer riefen: „Hinaus, hinaus, ein anderes Pferd!“ aber nicht etwa aus Mitleiden mit der unglücklichen Mähre, denn davon ist beim Publikum keine Rede, es verlangte ein neues Pferd nur deshalb, weil der Dienst in der Plaza schlecht versehen wurde. Da rannte der Bulle noch einmal zu und warf den Gaul todt zu Boden.

Somit waren binnen wenigen Minuten drei Pferde getödtet worden, zwei anderen erging es gleich nachher nicht besser, und drei wurden obendrein verwundet. Die Sache ließ sich „erfreulich“ an: fünf todte und drei verwundete Gäule, fünf und zwanzig Puyazos, Piekenstöße, acht mal die Picaderos vom Pferde gefallen, Calderon unbrauchbar geworden, — das war für eine Zeitfrist von fünf Minuten aller Ehren werth. Sobald ein Roß am Boden lag, schlugen Muchaches ihm mit Knütteln auf die Nase, um zu probiren, ob es noch brauchbar sei, nahmen ihm, wenn das nicht mehr der Fall war, Sattel und Zaum ab und entfernten das um die Augen gebundene rothe Tuch, während andere Muchaches in der Arena umhergingen und aus Körben Sand nahmen, mit welchem sie die Blutlachen bestreuten. Das ist nothwendig, damit die Toreros nicht in Gefahr kommen, auszugleiten.

Doch wir hören Trompetengeschmetter und Paukengedröhn, und unser Nachbar sagt uns, was das bedeutet. Die Picadores sollen abtreten und die Banderilleros ihr Werk beginnen. Sie eilen gleichsam im Tanzschritte flink herbei und schwenken ihre Fähnchen, um den Bullen auf sich zu lenken.

Diese Banderillas, auch Palillos, Zarcillos oder Rebiletes genannt (d. h. Schlägel oder Zahnstecher. Ranken oder Gäbelchen, oder besiederte Pfeile) sind Stäbe etwa von der Dicke eines Fingers, zwei Fuß lang und mit buntem, gekräuseltem Papier bewickelt, und am vordern Ende befindet sich ein angelartiger Haken. Diesen befestigt der Banderillero auf der Schulter des Bullen, um denselben noch grimmiger zu machen. Es bleibt aber stets eine gefährliche und schwierige Sache, ein paar Banderilleras auf den Schultern zu befestigen; der Torero, welcher das Wagniß unternimmt, muß sehr flink und kaltblütig sein. Er hebt gleichzeitig beide Arme über die Hörner empor, welche er fast berührt, und schon das kleinste Versehen kann ihn in Lebensgefahr bringen. Es giebt Toreros, welche sich in jeder Art des Stierkampfes versucht haben, als Picador, Espada und Banderillero.

Doch wir wenden uns wieder zum Gordito, der sich nun in der Arena befand. Der Bulle ließ nicht auf sich warten, sondern rannte wie der Blitz gegen ihn ein; aber

Digitized by Google

der Torero machte einen Seitensprung und der Stier schoß nun, mit angehefteten Banderillas, vorüber. Bald hatte ein anderer ihm noch ein paar dergleichen auf den Schultern befestigt, und das Thier erhob, immer wüthender gemacht, ein ungeheures Gebrülle, denn diese kleinen Angelhaken reizen den Bullen ganz allgemein. Die Spanier haben das Sprichwort: poner Banderillas, wenn sie andeuten wollen, daß Jemand durch satirische Ausfälle gereizt werde.

Unsere schöne Nachbarin sagte uns, der Gordito werde nun poner Banderillas a cuarto, d. h. kleine Banderillas anheften, welche nur eine Viertel Vara (spanische Elle von drei Fuß) lang sind. Solch ein äußerst gefährliches Kraftstück kommt nicht oft vor, aber der Gordito führte dasselbe mit großem Geschick aus und wurde reichlich mit Beifall belohnt. Er ist jetzt unbestritten der berühmteste Banderillero in ganz Spanien, und trotz seiner Wohlbeleibtheit (el Gordito heißt der Fleischige, Fette) ungemein flink. Ihm zunächst steht Blas Melig, el Minuto, der Winzige, weil er klein ist; er hinkt, seitdem er in Segovia auf eine in der That sonderbare Weise am Beine verwundet wurde. Der Espada hatte sein Schwert in den Bullen hineingerannt und dasselbe im Halse stecken lassen; das Thier schüttelte sich und strampelte, dabei flog das Schwert heraus, und mit der Spitze in das Bein des Minute.

Gewöhnlich heftet man einem Stiere nur drei paar Banderillas an, aber der Gordito, welchen der Beifall des Publikums noch kühner gemacht hatte, wollte es mit einem vierten Paare versuchen. Aber da blies die Trompete zum Tote (a matar suena el clarin), und nun begann der dritte Akt des blutigen Schauspiels.

Der Tato trat in die Arena; er sollte den dritten Stoß führen. Es ist herkömmlich, daß der Espada den Bürgermeister um Erlaubniß bittet, den Stier tödten zu dürfen, und er äußerte dabei, daß er seine Obliegenheit muthig erfüllen wolle. Man nennt das echar el brindis, wörtlich: einen Gesundheitstrunk, Toast, ausbringen. Der Tato trat also vor die Loge des Präsidenten, nahm Schwert und Muleta in die linke Hand, zog seinen Hut ab und grüßte zierlich. Der Alcalde nickte bejahend, der Tato schlug eine Pirouette, warf seinen Hut nachlässig in die Luft, nahm das Schwert in die Rechte und stellte sich dem Bullen gegenüber.

Die Muleta besteht er in der linken Hand. Sie ist ein Stück rothen Tuches, etwas größer als eine Serviette und gewöhnlich an einem armslangen Stabe befestigt. Dieser Zeuglappen ist so zu sagen das Palladium, der Rettungsanker des Espada. Mit Hülfe desselben ermittelt er, was das grimmige Thier beabsichtigt, wenn es sich auf den Engaño, den „Köder, Betrug", stürzt, und vermöge desselben lenkt er auch die Aufmerksamkeit des Bullen von seiner Person ab. Das Schwert hat die gewöhnliche Länge, eine flache, biegsame Klinge, und der Espada hält es derart, daß der Daumen auf dem Absatz von Griff und Klinge ruht, und wenn er den Stoß führt, ruht der Knopf des Griffes in der innern Hand, damit er recht kräftig nachdrücken könne. Der Tato nun lockte den Stier mit der Muleta an und spielte gleichsam mit der wilden Bestie. Diese pases de muleta wiederholte er mehrmals, und sie werden von den Aficionados sorgfam verzeichnet, weil sie ihnen von großer Wichtigkeit erscheinen. Nicht jeder Espada bringt es darin zum höchsten Grade der Vollkommenheit, aber Juan Ximenez, el Morenillo, hatte allerdings denselben erreicht, weil er Muleta und Schwert links eben so gut wie rechts handhabte und dadurch manchen Vortheil gewann.

Der von Tato's Muleta beirrte Stier erlitt inzwischen großen Blutverlust, büßte offenbar viel von seiner Kraft ein und wurde nun aplomado, bleiern, schwer, und wollte nicht mehr angreifen. Der Torero ging also dicht an ihn hinan und hob einige auf den Schultern eingehakte Banderillos mit dem Schwert in die Höhe. Dabei sah er allerdings ganz prächtig aus, und meine schöne Nachbarin sagte entzückt: Que es plantado! Wie fest er dasteht! Die Entscheidung konnte jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen; Aller Blicke waren auf das Schwert gerichtet. Der Tato sprang auf den Stier ein, dessen Hörner am seidenen Wamms hinstreiften, aber im Nu steckte das Schwert bis an's Heft in der Schulter des Bullen.

Der Tato hatte eine ganz herrliche Estocada a volapies vollbracht! Diese steht bei den Aficionados in hoher Gunst. Sie besteht nicht etwa darin, den Stier so zu treffen, daß er durch den Stoß seinen Tropfen Blut verliert und vor dem Sieger in die Knie sinkt. Sie ist, wie schon früher bemerkt, von Costillares erfunden worden; der Espada muß einen Bullen tödten, welcher aplomado geworden ist und nicht mehr angreifen will.

Die Sueries de espada sind von zweierlei Art. Da ist zuerst die eben geschilderte Estocada a volapies, sodann die Suerte de recibir oder recibiendo, welche einen geraden Gegensatz zu der erstern bildet, indem der Espada den Bullen an sich kommen läßt. Der Tato erhielt auch jetzt donnernden Beifall, Hunderte von Hüten flogen in die Luft und fielen, dicht wie Hagel, im Nebendel nieder; selbst Soldatenschakos fehlten dabei nicht, eben so wenig Blumensträuße und — Cigarren. Der Espada dankte, wie unser Bild zeigt, mit Anstand und Würde. Er hatte das Schwert in der Rechten, hatte mit dem Mantel verhüllt, die Hand auf die Hüfte gestemmt, in der Linken hielt er seine Montera; neben ihm lagen einige todte Pferde in Blutlachen und zwischen zuckenden Eingeweiden. Und Blumen daneben!

Nach ein paar Minuten kamen Muchachos, sammelten die Hüte auf und schleuderten dieselben sehr gewandt ihren Eigenthümern zu. Inzwischen war es mit dem Stier, um welchen sich einen Augenblick die Leute kaum gekümmert hatten, noch nicht ganz vorbei; er sing aber an zu taumeln, wie ein betrunkener Mensch, und drehte sich dann um sich selbst. Daran erkennt man, daß er bald verenden werde. Se marea, se marea! Es wird ihm unwohl! riefen viele Stimmen. Dann schlossen die Chulos einen Kreis um ihn und schwenkten ihre Mäntel, um ihn zu rascherer Bewegung anzutreiben. Noch immer lebte er; seine Augen starrten glotzend und gläsern aus den Höhlen hervor, aus dem Maule strömte Blut in Menge, aber den Kopf trug der starke Bulle immer noch aufrecht. Das Sterben kann offenbar ihm sehr schwer an.

Der Cachetero erschien: ein schwarzgekleideter Mann, welcher seither sich nicht hatte blicken lassen. Seine Aufgabe besteht darin, die Leiden des Bullen durch einen Gnadenstoß zu beendigen. Diesen führt er vermittelst eines Dolches, welcher genau die Gestalt eines Rasirmessers hat. Der blutende Stier lag jetzt an den Tableres und glotzte keinahe theilnahmlos seine Feinde an, welche neben ihm standen. Der Cachetero ging zwischen den Bullen und die Schranke und stand auf dem schon früher erwähnten Brett, das rings um die Planken hinläuft. Während er sich mit der linken Hand oben an denselben festhielt, neigte er sich nach vornhin über den Stier und gab ihm rasch einen Stoß dicht hinter den Hörnern. Im Nu und wie vom Blitze getroffen sank der Kopf, der Dolch war in's Rückenmark gefahren und der Tod augenblicklich erfolgt.

Was geschah nun weiter? Als der Stier sein Haupt gesenkt hatte, begann sofort die Musik und spielte die Weise andalusischer Arien, die beim Tanze gesungen werden! Das Publikum fiel mit ein und tausend Hände klatschten. Zwei

Digitized by Google

Der Triumph des Espada.

Digitized by Google

Der Cachetero versetzt dem Stier den Gnadenstoß.

Digitized by Google

Gespanne festlich mit Federbüschen aufgeputzter Maulthiere erschienen im Galopp, und die Diener hingen den Bullen und ein Pferd an den Gancho, den Haken am Querbaume. Die Maulthiere waren aber auch jetzt sehr störrig, wurden arg gepeitscht und jedes mußte von zwei Dienern am Zaume geführt werden. Das ging so fort, bis alle todten Thiere aus der Arena hinweggeschleppt waren.

Während dieser Pause machten die Naranjeros mit dem Verkauf ihrer Apfelsinen und die Verkäufer von Orchata gute Geschäfte, denn die Valencianer wollten ihren Durst löschen. Inzwischen wurde der Sand in der Arena geebnet und man sah keine Blutspuren mehr.

Aus dem oben Gesagten ergiebt sich, daß der Kampf mit dem Bullen in drei Akte zerfällt. Im ersten spielen Picadores die Hauptrolle, im zweiten die Banderilleros, im dritten der Espada. Jedem Stiere sind durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Minuten Zeit vergönnt, nicht mehr, so daß in dritthalb Stunden acht Bullen abgethan werden können.

Nun war der Circus wieder frei und rein. In die Musik hinein fiel Trompetengeschmetter, die Thür des Toril flog mit Krachen auf und in das Redoudel hinein stürmte der Cuquillo, der Kuckuck. Anfangs wollte er den Aficionados nicht behagen, er war etwas schwer auf den Beinen, schien nicht zu den franken und unerschrockenen Bullen, den bohantes, claros, sencillos zu gehören; indessen beschnoberte er doch zwei Picadores, welche ihm ein paar kräftige Stiche gaben. Er schien sich wenig daraus zu machen, schritt indeß doch etwas verlegen nach dem andern Ende des Circus hin, von wo die Chulos mit ihren Mänteln ihn hinwegscheuchten. Offenbar war der Kuckuck ein feiger, weichlicher Gesell, un cobarde, un blando, und obendrein ein Querenciado. Fast jeder Bulle wählt sich im Circus eine Stelle, wohin er gern wieder zurückgeht und wo er stehen bleibt oder sich legt, gleichviel ob er dem Kampfe ausweichen oder ausruhen will. Ein Bulle nun, der Mißbrauch mit der Querencia (d. h. dem Lieblingsplatze) treibt, ist ein Querenciado, und das war bei dem Cuquillo der Fall. Als ihm aber die Picadores eine erkleckliche Anzahl von Puyazos versetzt hatten, raffte er sich auf und that im Nu zwei Rosse ab. Dann aber wollte er wieder auf seiner Querencia ruhen. Das behagte dem Publikum nicht, und als Trompetenstöße das Auftreten der Banderilleros verkündeten, erhob man von allen Seiten den Ruf: Feuer, Feuer! Das Volk verlangte brennende Banderillas, das heißt solche, an welchen statt des gebräuselten Papiers allerlei Feuerwerksstücke hängen, die sich entzünden, sobald das Eisen in die Haut des Thieres eindringt. Nun erging es dem Cuquillo schlimmer; der Gordito war auch jetzt wieder auf dem Platze und heftete ihm die beiden ersten Feuerbanderillas an. Sogleich zischte ihm der Brand um Rippen und Bauch, und während ihm die Schwärmer unter dem Leibe platzten, wurde ihm ein zweites Paar und gleich nachher ein drittes angeheftet. Er brüllte ganz entsetzlich, galoppirte wie rasend umher; das Eisen schmerzte, das Pulver verbrannte ihn und dazu kam das wilde Geschrei der Zuschauer. Da ging ihm eine vierte Banderilla zwischen den Hinterbeinen los und nun war seine vom Schmerz aufgestachelte Wuth geradezu gräßlich. Er sollte abgethan werden, der Espada erschien und versetzte ihm erst einige kleine Stöße, Pinchazos, von denen aber einer bis auf die Knochen drang, so daß die Klinge etwas krumm wurde. Während die Zuschauer über ein solches Ungeschick murrten, zog der Espada dieselbe unter seinem Fuße durch und machte sie wieder gerade, versetzte dem Cuquillo eine vorzügliche Estocada, der Cachetero erschien und that was seines Amtes war, und die Maulthiere schleiften den todten Kuckuck hinaus.

Wir gehen auf die späteren Bullenkämpfe nicht ein; der Leser wird sich gern an den obigen Schilderungen so barbarischer Auftritte genügen lassen, aber einiger Zwischenfälle müssen wir doch erwähnen, weil sie kennzeichnend sind. Wir sagten weiter oben, daß der Picador Calderon bewußtlos aus der Arena fortgetragen wurde. Jetzt trat er wieder auf, allerdings mit die verbundenem Kopfe, ritt stolz wie ein Kaiser auf einem ganz armseligen Gaul und schwenkte seine lange Lanze. Das Ganze gemahnte in der That an den sinnreichen Don Quixote aus der Mancha auf der Resinante. Calderon wollte Rache und Genugthuung für seinen Unfall haben, und um zu zeigen, daß dieser ihn nicht im geringsten außer Fassung gebracht, stellte er sich ganz dicht an die Thür des Toril, um den ersten Anprall des Brujo zu haben, des „Hexenmeisters", denn so hieß der Bulle, welcher jetzt, als der dritte, an die Reihe kam. Er versetzte ihm einige derbe Puyazos, das Publikum rief Beifall, welcher den Picador ermunterte, der sich nun selber übertreffen wollte. Er ließ mit seiner Pua, Spitze, den Brujo keinen Augenblick ruhen, und sein ganzes Behaben war so, als ob er nicht einmal einen Riß mit der Nadel erhalten hätte. Die Toreros haben, wie alle Leute, welche berufsmäßig auf den Beifall des Publikums angewiesen sind, eine hochgesteigerte Eitelkeit und Eigenliebe. Roque Miranda, zubenannt Rigores, bekam einst in der Plaza zu Madrid drei Hörnerstöße nach einander; trotzdem reißt er gleich darauf nach Bilbao ab, um dort aufzutreten, aber der berühmte Montes gab es nicht zu. Trotzdem erschien Miranda in einem andern Circus; da brachen aber seine Wunden auf und er starb eines qualvollen Todes.

Die Corrida nahm in einer für die Liebhaber durchaus befriedigenden Weise ihren Fortgang. Der Tato, ein lebhafter junger Mann und seinem Berufe mit Leidenschaft ergeben, war allemal da, wo es galt, einem andern Torero aus der Gefahr zu helfen, auch sahen wir von ihm Suertes de capa, welche durch Kühnheit überraschten. Einmal gab er den Suerte de espaldas zum Besten, indem er sich vor den Bullen hinstellte, ihm die Schultern vorhielt und, wenn das Thier auf ihn einrannte, sich rasch zur Seite drehte, so daß es an ihm vorüberschoß. Großen Beifall erhielt auch der Suerte de Navarra, bei welchem der Tato sehr anmuthige Bewegungen zeigte, und der Suerte de las tijeras, d. h. der Scheeren. Bei diesem stellte er sich dem Bullen gegenüber und schlug die Arme übereinander. Als dann endlich der Stier abgethan werden mußte, geschah es durch eine Estocada mete y saco, das heißt, der Espada rennt ihm drei Viertel der Klinge in's Fleisch, zieht sie wieder heraus und behält das Schwert in der Hand.

Der vierte Bulle wurde mit großer Spannung erwartet, weil es vom Munde zu Munde lief, daß der Gordito ihm ein paar Banderillas sentado anheften wolle, d. h. er saß dabei auf einem Stuhle (siehe die vorige Nummer Seite 97) und ließ den Stier ganz nahe herankommen. Ein Diener kam und stellte einen alten, mit Stroh überflochtenen Stuhl mitten in die Arena; der Gordito setzte sich, hielt seine beiden Banderillas weit vorausgestreckt, fächelte und war des Anpralles gewärtig. Der Bulle wurde durch Schwenkungen, welche die Chulos mit ihren Mänteln machten, gereizt und nahm sich den Gordito zum Ziele. Das war ein Augenblick ernstlicher Spannung, und als der Stier kaum noch zwei oder drei Schritte vom Gordito entfernt war, dieser aber noch auf dem Stuhle saß, drang aus tausend Kehlen ein Schrei des Entsetzens hervor. Aber der Torero sprang wie ein Blitz zur Seite und heftete dem an ihm vorüberjagenden Bullen ein paar Banderillas an, als derselbe seine Wuth am Stuhl ausließ.

Es ist rein unmöglich, das bis zum Wahnsinn gesteigerte

Digitized by Google

Beifallstoben der Zuſchauer auch nur annähernd zu ſchildern; Alles im Ampitheater war aus Rand und Band. Bald nachher bekam die Aufregung wieder neuen Stoff. Als eben die Trompete das Zeichen gab, den Stier zu tödten, wollte ein Banderillero in aller Eile noch ein paar Haken anheften, machte aber dabei einen Fehltritt und fiel mit dem Geſicht auf den Boden. Noch ehe er wieder aufſtehen konnte, waren ſchon die Chulos zu ſeiner Rettung da; einige ſchwenkten ihre Mäntel vor den Augen des Stiers, während ein anderer an ſeinem Schweife zerrte. Aber trotz alledem nahm der Bulle den Banderillero auf die Hörner, von welchen auf der einen Seite die Füße, auf der andern die Arme herabhingen, und Jeder glaubte den Mann verloren, als der Stier mit dieſer Hörnerlaſt in der Arena umhertobte. Plötzlich fiel der Banderillero regungslos zu Boden und der Bulle ſtürmte weiter; er hatte einige ſeidene Lappen von der Kleidung auf ſeinen Hörnern. Ueberbleibſel von der Schärpe, unter welche der Stier ſeine natürliche Waffe gerannt hatte; dieſe war nun auseinander geriſſen und der Mann konnte gerettet werden. Er hatte keine einzige Wunde am Leibe.

El Tato.

Der fünfte Bulle, der Sevillano, wurde in ganz regelrechter Art abgethan, und es ereignete ſich dabei kein Zwiſchenfall. Dann erſchien El Judeo, der Jude, der ein Springer war, ein Stier demuchaspiernas, mit vielen Beinen. Er hatte es offenbar darauf angelegt, über die Schranke zu ſetzen, und das gelang ihm auch nach einigen Fehlverſuchen. Wir ſahen, wie er mit einem gewaltigen Satz über die Tableros ſprang, und nun war es allerdings hohe Zeit für die Leute, welche ſich in der Balla, dem Laufgange, befanden, entweder in die Sitzreihen hinaufzuklettern oder in den Circus hineinzuſpringen. Der Bulle war dann ganz allein im Laufgang, und ſchlenderte ganz gemächlich in demſelben umher, ungeachtet die Zuſchauer aus ihren Defanteras hinab mit Stöcken auf ihn einſchlugen. Dann öffnete man eine Thür der Schranke und der Bulle ging von ſelbſt wieder in die Arena. Es iſt aber ſchon vorgekommen, daß ſolch ein „Springer“ bis in die Zuſchauerräume gedrungen iſt und dort mehrere Menſchen getödtet hat.

Die beiden letzten Bullen wurden ſehr ſchön abgethan. Der Gordite unternahm dabei den Salto de la garrocha oder Salto trascuerno, indem er mit Hilfe eines langen Springſtockes über den Bullen hin überſetzte; Calderon war auch wieder da und nahm demachten Bullen mit der Pike die Deviſa ab; das Publikum verlangte endlich, daß der Tato dem „Schuſter“ (ſo hieß der Stier) das kleine Gehirn durchſtechen ſolle. Dieſe Suerte de descabellar beſteht darin, daß der Eſpada dem Bullen, wenn er das Haupt ſenkt, einen Stich am Ende des Kopfes, im Nacken, verſetzt; dann ſtürzt er im Nu gerade ſo zuſammen, als ob er vom Dolche des Cachetero getroffen worden ſei. Der Tato hatte auch dieſe Suerte von ſeinem Schwiegervater Cuchares gelernt und zeigte ſich, wie immer, des Lehrers würdig.

Nun war die Corrida vorüber, hundert und aber hundert Leute ſtürmten in den Circus hinab und belaſteten den Stier. Nach und nach verlief ſich die Menge, ungemein befriedigt von der „Beluſtigung“. Es giebt allerdings gebildete Leute in Spanien, welche Gegner ſo blutiger Schauſtellungen ſind, aber ſie können nicht durchdringen, und das Volk hält einfür allemal an den Stiergefechten feſt.

Leben und Treiben in den Straßen von Konſtantinopel.

Erſter Artikel.

Morgenland und Abendland. — Die Weltbevölkerung von Stambul. — Das goldene Horn; Vorſtädte und Altſtadt. — Wanderung durch die Gaſſen. — Der verkommene Arm und der Jude Benjamin. — Die alte Baba, Nana Pupuſſu und ein Teufel aus Anatolien. — Der Kaufmann Muſtapha. — Die Straßen und Baden. —

Wir unternehmen jetzt nicht mehr Reiſen nach Konſtantinopel, ſondern nur Ausflüge, Luftfahrten, und gebrauchen nun nach Stambul zu gelangen, etwa eben ſo viel Tage, wie vor ſiebenhundert Jahren die Kreuzfahrer Monate bedurften. Gemächlich ſchwimmen wir auf einem Dampfer die Donau hinab, oder beſteigen in Trieſt ein Schiff des öſterreichiſchen Lloyd. Unterwegs erfreuen wir uns dann an den Herrlichkeiten des Archipelagus, beſuchen auch die Akropolis von Athen, kommen nicht einmal aus unſerer gewöhnlichen Lebensweiſe heraus, machen uns wenig aus einem Bischen Seekrankheit und ſind in der Hauptſtadt des Beherrſchers der Gläubigen, ehe wir

Digitized by Google

es uns verleben. Vor den Türken fürchten wir uns längst nicht mehr, vielmehr sind wir es, welche den einst so hochfahrenden Osmanen den Daumen auf's Auge setzen; wir Europäer sind in Konstantinopel keine geduldeten Leute, sondern haben in der Türkei ein Wort mitzusprechen.

In Stambul berühren sich Orient und Abendland, aber sie durchdringen einander nicht, sondern gehen nebeneinander her. Beide werden innerlich ewig von einander geschieden bleiben; auch der orientalische Christ ist ein ein ganz anderer als der europäische. Am Bosporus schlägt das morgenländische Wesen entschieden vor, aber Occidentalisches ist der Siebenhügelstadt beigegeben. Sie ist und wird unter allen Umständen bleiben eine Weltstadt, welche Anziehungskraft auf einen weiten Umkreis in drei Erdtheilen übt. Das hat Niemand markiger ausgesprochen als der selige J. Ph. Fallmerayer; aber freilich geht er doch zu weit, wenn er Stambul „die Metropolis des Erdbodens" nennt. Aber für die Regionen, wo Europa und Asien und auch das islamitische Afrika sich berühren, bildet es allerdings den unverkennbaren Schwerpunkt. Stambul ist nicht etwa blos der mit Mauern und Thürmen eingeschlossene Triangel zwischen dem Thore von Adrianopel und der Kanonenspitze des großherrlichen Palastes, die drei Stunden im Umfange haltende, auf zwei Seiten vom Meere bespülte Stadt. Zu ihr gehören noch die Vorstädte zu beiden Seiten des Goldenen Horns, die Häuserflut um Skutari, der lange, grüne, schlangengewundene, tief eingeschnittene Doppelstreif der Bosporusenge vom Thurme des Leander bis hinab zu den fruchtenden Cypressen der Fadelwelt. Das ist ein unabsehbares Gewimmel von Holzgiebeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypressenwäldern, Kegelbergen und Lustdächern, von bleigedeckten, goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen mehr als sechs Stunden lang und über zwei Stunden breit. Es ist, sagt der Fragmentist, eine Welt für sich, eine Atlantis der Glückseligkeit, ein Borrathshaus irdischer Wonne, Sitz der Widersprüche, bewegungsvoll und einsam, Land und Wasser, das große Weltasmphidium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Kaeawanenzüge, voll musikalisch laufenden Wogenspiels, voll Gondeindrang und vorüberschiffender Delphine. Es ist die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Süd und West durch weite Landöden, nach Süd und Nord durch tosende Sunde von fremder Zone losgetrennt.

Eine solche Stadt sich näher zu betrachten, ist gewiß keine verlorene Mühe. An Stoff zum Beobachten ist kein Mangel. Konstantinopel ist die hohe Schule aller Schiefrigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europas Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt. Fallmerayer meint, die Rolle der Polizeihunde sei nun ausgespielt, die regierende Dynastie der Osmanen sei verkauft, aber es sei doch unmöglich, mit chronologischer Genauigkeit auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe völlig erlöschen werde. Aber auch wenn sie ausgebrannt habe, sei es unmöglich und sei die Hoffnung vergeblich, durch politische Rechenexempel den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinander zu schlagen. Alle solche Künste werden zu Schanden gemacht durch den eingeborenen Genius von Konstantinopolis. Um der centrifugal über den Erdglobus sprühenden Furie der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und die Wüthenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beschluß, mit der Ewigkeit anatolischer Doktrin zugleich, die Unausöhnbarkeit der Monarchie betretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Die durch Blut, Thränen und Glauben unausscheidbar in einander verwachsene Masse des illyrischen Kontinents in verschiedene Theile zu zerlegen und bleibend auseinander zu halten, gebe über menschliche Macht hinaus.

Schneide man, ruft Fallmerayer aus, entlegene Theile vom Ganzen weg, und erwärme sie, wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimatlicher Lebensluft oder rennen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterlandes zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt. Ein Mittelmaß gäbe es, den byzantinischen Bann zu lösen und den illyrischen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen! Zerstört durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopags die Stadt Konstantin's und füllet mit dem Schutt ihrer Hütten, ihrer Paläste, ihrer Mauern und Thürme das Goldene Horn aus. Verbietet zugleich unter Todesstrafe die Wiederherstellung von Stadt und Halbinsel auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! Schaufelt im Grimme auch ihre sieben Hügel nieder, zermalmet, wie einst die Legionen in Korinth, sogar die Steine und mit der Wurzel reißet die gigantischen Platanen aus, und vom Riesenberge des Lampsus brechet in der Wuth, wie ein anderer Polyphem, die waldige Spitze herab und schleudert Alles — Erde, Felsen, Bäume und Menschen — in die Strömung des Bosporus. Schleudert sie hinein, damit sein mystalisches Sausen am Felsenthore der Symplegaden verstumme, damit der schnsuchterregende, die Völker des Orients betörende Sirenengesang des flutenden Sundes erstorbe, und der stolze, Länderverbindende Pontus selbst, gleich dem traurigen Kaspimeer, zur Oede eines verlassenen Binnensees herumersinke. Dann erst rinnt der Lebenssaft wieder zurück nach Ternowa, Athen und Ilenium. —

Das ist ein prachtvoller Dithyrambus, und es ist gewiß viel Wahres in dem, was hier Fallmerayer mit akademischem Pompe schildert. Aber wir entschlagen uns aller trüben Gedanken und aller Verwunderungen über das Ende des Reiches der Osmanen, auch machen wir uns heute keine Sorgen über die orientalische Frage. Vorerst bleibt Stambul noch auf seinem alten Fleck, wir hören das mystalische Sausen des Bosporus noch, die gigantischen Platanen ragen hoch in die blauen Lüfte empor, und nach einer ruhigen Nacht, deren Schlummer uns Erquickung bracht, schlendern wir nun sorglos in den Straßen von Konstantinopel umher.

Es verlohnt sich der Mühe; Alles ist neu, das Auge hat keine Ruhe; wir sind umgeben von allerlei Orientalischem. Zur Erläuterung möge Einiges vorausgeschickt werden.

Konstantinopel zerfällt in zwei Theile, diesseit und jenseit des Hafens. Dieser wird gebildet von einem auf der europäischen Seite tief in's Land eindringenden, langen und schmalen Busen des Bosporus, dem sogenannten Goldenen Horn. Es hat diesen Namen von seiner Gestalt. Das eigentliche Stambul liegt im Süden und Westen desselben als Dreieck da, und die ganz Südseite wird vom Marmora-Meere bespült, von der Spitze des Serai im Osten bis zu jener der sieben Thürme im Westen. Auf der andern Seite des Goldenen Horns, im Osten und Nordosten, am Bosporus, liegen Vorstädte; zuerst Galata, dann Pera, Tophanek, d. h. Kanonengießerei, mit hübschen Moscheen, das türkische Quartier Fundukly, der neue Palast von Dolma baktsche und der von Beschik Tasch. Ueber das Goldene Horn sind drei Schiffsbrücken geschlagen. Wir gingen von Pera her über eine derselben und zahlten fünf Para Brückengeld. Nun stiegen wir zu den Bazaren hinan, umträngt von Haustren, und schleuderten weiter. Da hingen in und vor den Buden Pantoffeln und Zeigen und allerlei Siebensachen, welche das Morgenland liebt. Wir tranken ein Glas Limonade, die purpurfarbig ist wie Portwein; neben uns steht ein nubischer Eunuch; nachdem er seinen Sorbet geschlürft, besteigt er einen schönen syrischen Hengst, auf welchem er sich stattlich ausnimmt, und sprengt davon, daß die Steine Funken sprühen. Dann kamen wir auf den Pferdebazar, Kal-Bazar, wo Sättel und Gebisse und Zäume in solcher Menge stehen, hängen und liegen, daß man damit gleich ganze Regimenter ausrüsten könnte. Da rief plötzlich der Muezzin von einem Minaret herab zum Gebet, und urplötzlich hörte aller Handel auf. Gleich nachdem die Gebete hergemurmelt worden waren, bot mir ein Handelsmann einen ungeheuern kleinasiatischen Hammel mit Fettschwanz an. Ich wehrte

Digitized by Google

den Mann und den Hammel ab. Dann aber hatte ich ein Schauspiel, dessen ich gern überhoben gewesen wäre. Da saß ein kleiner alter Türke mit ledergelbem Gesicht und schwarzgefärbten Augenlidern und gekreuzten Beinen vor einem niedrigen Tische, auf welchem Was lag? Der Arm von einer Leiche! Ich trat schaudernd einen Schritt zurück, aber der Bettler, welcher seinen ihm abgeschnittenen Arm zum Ausbängeschild hatte, um mitleidige Seelen zu einer Gabe zu bewegen, er wollte mich nicht fortlassen: „Möge Allah es mir gewähren! Ich hatte ihn darum gebeten: es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ Als ich trotzdem weiter ging, fluchte er hinter mir her: „Möge der Ungläubige treiben! Alle Ursachen der Hölle sollen über ihn kommen!“ Die türkischen Bettler sprechen Gebet oder Fluch ganz laut, und mein Mann ohne Arm ahnte wohl nicht, daß ich Türkisch verstand. Ich trat zu ihm hinan; nun zeigte er seinen Stumpf ganz kunstmäßig, rückte mit der Hand, welche ihm übrig geblieben war, den abgestorbenen Arm so zurecht, daß er ordentlich in die Augen fiel, streichelte dann seinen Bart, machte eine wohleinstudierte, äußerst klägliche Miene, und begrüßte mich mit einem: Salamet sultanim! Lebe in Frieden, Sultan!

Niemand hat das Leben und Treiben und den Charakter der Türken besser geschildert als W. Thornbury. Er hebt hervor, daß diese orientalischen Gauner unseren europäischen viel aufzurathen gehen können. Sie sind ungemein verschlagen und nehmen dabei eine unerschütterliche Würde an. Ein osmanischer Charlatan hat in seinem Gebahren viele Aehnlichkeit mit einem methodistischen Prädikanten. Er legt die Hand erst auf sein Herz, dann vor die Stirn, schlägt die Augen gen Himmel, ganz wie ein abendländischer Halbheiliger, der aus Frommthun ein Handwerk macht. Mit Salbung spricht er: Chosch gheldinir, safa gheldinir! Du bist heil und gesund hier angekommen, mögest du auch so wieder fortreisen. Hai guidsch Inglis! Diese braven Engländer! Amininir schock oltun, effendim! Erfreue dich langerTage, Herr!

In des Herzens Tiefe verwünscht er die Ungläubigen. Während ich so da stand und mir den verdorrten Arm betrachtete, kam ein junger Jude, Namens Benjamin, der in den Vorstädten wohl bekannt ist, weil er den Fremden als Dolmetscher und Führer dient, und als solcher fand er bei mir sofort Verwendung. Der Türke und der Jude kannten sich, aber Keiner von Beiden ahnte, daß mir das Türkische sehr geläufig sei. Sie hielten ein ergötzliches Zwiegespräch, und Benjamin begann:

„Nun, mein alter Cok Beschi, teg los mit Deiner Geschichte; gieb sie diesen Ungläubigen zum Besten; aber erst sage mir, wie viel sie dir abfallen soll.“

Der Türke: „Allah segne dich, mein Sohn Benjamin. Ein Piaster wird es ja wohl thun. Wir müssen ihn aber erst aus dem Beutel dieses Ungläubigen herausholen. Schlage ihn der Donner, hole ihn die Pest! Sag ihm, ich hätte meinen Arm im Dienste des Pascha verloren.“

„Was sagte der Mann, Benjamin?“ fragte ich.

Benjamin: „Excellenz, er wünscht Ihnen langes Leben, schöne Frauen und recht viele Söhne, und erzählt über seinen Arm Folgendes. Als er einst schöne Turkomanenpferde für Seine Hoheit den Sultan zuritt, — es war bei der Säule, unter welcher Kaiser Konstantin viel Gold und Silber vergraben hat — traf ein Soldat mit dem Dschereid (— der Wurfscheibe, deren Werfen ein Lieblingsspiel der Türken bildet —) das Pferd. Da ging es durch, bäumte sich dann und schlug mit des Hinterfüßen so gewaltig an die Mauer der Moschee des Sultans Achmet, daß man noch heute die Spuren davon sieht, und warf den Reiter ab. Dieser brach den Arm. Doch das hätte sich noch ertragen lassen, die Wunde wäre wohl geheilt und der arme Mann hier hätte noch heute seinen Arm. Aber, aber — und der Jude und der Türke tauschten wieder Blicke des Einverständnisses aus —, da war ein frommer Derwisch, der um ein Almosen bat. Das gab ihm der Mann hier nicht, allein dafür ist es ihm auch schlecht genug gegangen. Der Derwisch hat den damals Hartherzigen im Namen Allahs und des Propheten verflucht, und nun wurden die Wunden immer schlimmer; man mußte den Arm abnehmen.“

„Man muß Allah für Jegliches loben, was er uns sendet“, sprach der Türke.

Ich stellte mich äußerst erbaut von der trefflichen Historie, nahm den zur Mumie verdorrten Arm, besah ihn und sagte zu Benjamin, gleichlam nebenher: „Der Türke sprach nicht viel und Du hast mir doch eine lange Geschichte erzählt.“ Benjamin erzog seine Miene und entgegnete: „Ja, Excellenz, der Allmächtige hat diesem Volk eine wunderbare Sprache verliehen; sie können mit wenigen Worten außerordentlich viel sagen.“ Darauf begann eine Unterhaltung zwischen den beiden Gaunern, in welcher die Wörter Elli, fünfzig, und Gur, hundert, eine große Rolle spielten. Dann sprach Benjamin zu mir: „Excellenz, vor wenigen Wochen hat ein reicher Pascha, hier auf der Stelle, wo Sie stehen, fünfhundert Piaster für diesen Arm geboten, wohlverstanden, ein Papier, sondern klingendes Silbergeld; aber der wackere Mann hier wollte ihn dafür nicht hergeben.“ Die beiden Halunken glaubten mich damit zu ködern; ich aber legte drei Piaster in die Hand des verdorrten Armes, warf dem klugen Benjamin, der mich gefangen zu haben wähnte, einen Piaster zu und ging ruhig weiter. Der Jude und der Türke aber spieen zum Zeichen des Aergers auf die Erde, und ich hörte, wie der Eine sagte: „Das Schwein!“ der Andere: „Der Ungläubige!“ Diese Liebenswerte galten mir.

Man sieht übrigens nicht viele Bettler in den Straßen von Konstantinopel. Die Türken haben nur wenige Bedürfnisse und die Reichen sind mildthätig. Der gemeine Mann ist mit einigen Feigen und etwas Weizenbrot zufrieden. In den Vorstädten trifft man übrigens Bettler, welche auf die „Franken“ spekulieren, auf Reisende und reiche Touristen. Von diesen Letzteren sagt ein türkisches Sprichwort: „Sie sind wie Esel, die man nach Mekka geführt hat; sie kommen als Esel wieder zurück.“

In Galata, der Vorstadt, welche zugleich am Goldenen Horn und am Bosporus liegt, ertrenen mehrere Bettler sich einer gewissen Berühmtheit und Jedermann kennt sie. Da ist zum Beispiel die alte Baba, ein Weib mit verschmitzter Miene und weißem Gewande. Vom Morgen bis zum Abend geht sie von einer Bude zur andern und singt, je nachdem man es wünscht, fromme Gesänge oder zweideutige Lieder. Sie soll reich sein, und man erzählt, daß mehr als ein junger Kaufmannskiener Anleihen bei ihr gemacht habe. Auch heißt es, daß sie der Regierung als Spion diene und das Personal der verschiedenen europäischen Gesandtschaften überwache, außerdem soll sie auch den Verkauf schöner Sklavinnen vermitteln. Man sollte der sehr züchtig und anständig gekleideten Baba das kaum ansehen; aber in der Türkei weiß der Teufel Hörner und Pferdefuß gerade so gut zu verstecken, wie in Europa.

Jedem Fremden zeigt man Nane Pupifille, den griechischen Zwerg, den man säuglich in eine Hutschachtel stecken könnte. Er will von einer edeln Familie abstammen, hat abgemagerte Hände, seine Finger sind wie Spinnenbeine, sein Kopf ist dick, aber seine Augen zeugen von Intelligenz; Rumpf und Leib wollen nicht viel besagen und Beine sucht man an ihm vergeblich. Da er nicht gehen kann, so läßt er sich in einem Korbe nach einer beliebigen Stelle hintragen und singt dort mit seiner Fistelstimme allerlei Lieder. Dieses Bruchstück von einem Menschen grüßte mit einer Verbeugung und legte seine Hand aufs Herz. Das ist die Art und Weise, wie Pupifille um ein Almosen bittet. Nachdem er ein solches erhalten, dankt er mit höflicher Miene und läßt eine Zähre der Erkenntlichkeit im Auge glänzen. Darauf ist er sehr gut eingeübt. —

An einem recht warmen Tage dämmerte ich mit einem Freunde, der seit einer Reihe von Jahren in Konstantinopel lebt und alle Winkel der Stadt kennt, nach dem Bazar. Dort, unter den Ge-

Digitized by Google

wölben, ist es kühl und frisch und an Augenweide kein Mangel. Zuerst komme ich an die Bude eines Rudelhändlers; dicht neben derselben ist der Stand eines Mannes, der mit Rosen- und Jasminessenzen handelt. Die dritte Bude gehört einem Drechsler; er ist eben darüber aus, hölzerne Köpfe zu drehen, auf welchen die Fes, die auch bei uns bekannten rothen Kappen, zum Verkauf ausgestellt werden. Der Armenier neben ihm hat bübsche Seidenbrokate, die zwar in vyon gewebt, aber nur in Stambul feilgeboten werden. Während wir eben derlei Siebensachen uns ansehen, vernehmen wir die schrillenden Töne einer Art von Klarinette, und wir gehen in eine Seitenstraße, um die Gaukeleien eines Marktschreiers mit anzusehen. Da stand ein Grieche in seiner Nationaltracht; alle Nähte waren mit Gold- und Silberstickern besetzt, aber an Schmutzflecken und Löchern war auch kein Mangel. In der einen Hand hielt dieser Nachkomme der Marathonkämpfer, welchen aber seine Nase als einen Mann kennzeichnete, in dessen Adern armautisches Blut floß, die Klarinette, deren Töne uns herbeigelockt hatten, mit der andern zeigte er auf zwei große Pappendeckel. Ein Künstler hatte auf dieselben ein paar zweibeinige Ungeheuer gemalt; sie hatten Schweif und Hörner, glichen der Figur des Herrn Satanas, mit dem sich unsere Orthodoxen so viel zu schaffen machen, hatten aber einen ungeheuren Wulst von Haaren auf dem Kopfe. Zur Beruhigung der Welt waren sie mit Ketten befestigt. Der Abkömmling des Leonidas stellte diese, nicht von Apelles verfertigten Werke den Anhängern Mohammed's zur Schau, notabene, wenn sie eintreten wollten, denn in der Bude waren die Monstra, von welchen wir draußen das Konterfei sahen.

„Herein, meine Herren, nur immer herein. Sie werden sehen zwei Ungeheuer, zwei Teufel, welche erst vor Kurzem in den Wüsteneien Anatoliens lebendig eingefangen worden sind. Diese wunderschönen, prächtigen Menschenkrebse konnten bis jetzt noch nicht zahm gemacht werden, wir hoffen es aber dahin zu bringen. Seine Hoheit der Sultan hat erlaubt, diese seltenen Merkwürdigkeiten hierher nach Stambul zu bringen. Zahlen Sie einen Para, und Sie können sich selber von Allem überzeugen."

Wir wollten doch sehen, was der Marktschreier zum Besten zu geben hatte, und traten ein. Ich dachte: er hat gewiß einen ausgestopften Bären oder Orang utan oder irgend einen nachgemachten Wilden. Aber das war ein Irrthum. Leonidas zeigte uns den leibhaftigen Teufel. Nur einen, während doch zwei vorhanden sein sollten? Allerdings, nur einen: der andere, hieß es, sei aus Wuth und Ingrimm gestorben; er konnte weder Gefangenschaft noch Ketten leiden. Das war bisher dem zweiten noch nicht passirt; dieser rafft wild auf und ab in einer Art von Käfig oder Stall, der mit dicken Eisenstangen, gerade wie ein Tigerbehälter in einer Menagerie, versehen worden war. In der Bude war es so dunkel, daß man anfangs kaum etwas deutlich unterscheiden konnte; nach einer Weile sah aber das Auge Etwas. Man hatte einen Kerl in ein graues Leinenzeug genäht; dieses bedeckte Arme, Hände, Leib und einen Theil des Kopfes. Am letztern befanden sich zwei Büffelhörner, ein Geierschnabel und zwei gläserne Augen; hinten hing ein Schweif, dessen Spitze von einem Stachel gebildet wurde. Die grenzenlose Unverschämtheit des modernen Leonidas belustigte uns; ich rief dem Satan ein paar neugriechische Wörter zu, die Laute angenehm in seinen Ohren klingen konnten, und mein Freund gab ihm ein paar unsanfte Stöße mit seinem Gehstocke, denn einem Teufel gegenüber kann man sich das doch wohl erlauben. Aber Solches gefiel ihm nicht; er rasselte mit seinen Ketten, fing an zu heulen und zu brüllen und that, als ob er uns lebendig verspeisen wollte; aber leider fehlt uns der hergebrachte Glaube an den leibhaftigen, alltagegwärtigen Teufel; wir geben Nichts auf die Orakel, welche aus der Lüneburger Haide kommen, und lachten Seiner infernalischen Majestät laut in's Gesicht. Der Steifleinwandene Teufel imponirte uns so wenig wie der, welchen man im Lande Hannover und anderwärts umgehen läßt. Obendrein noch er nicht einmal nach Schwefel. Den draußen gaffenden Türken sagten wir, daß drinnen ein wahres Mährwunder zu schauen sei; sie bissen auf den Zopf und gingen hinein.

Wir waren nun wieder im Bazar. Ich will hervorheben, daß die orientalischen Buriken alle offen sind; Handel und Wandel geben in reicher Luft vor sich; jene gleichen Gärten, die kein Gitter und kein Geländer haben. Die Verkaufsgegenstände sind auf einem Auslegebrett ausgebreitet; die Bude selber ist gewöhnlich klein, hat weder Fenster noch Thür. Der Türke, in Turban und Kaftan, sitzt auf einer teichartigen Erhöhung, die ihm auch als Comptoir dient; er heißt gewöhnlich Ali Baba oder Mustapha oder so, schlägt die Beine übereinander, raucht Tabak und giebt sich, wie es allen Anschein hat, sorgloser Beschaulichkeit hin. Denkt er, der doch ein Kaufmann ist, etwa nicht an Soll und Haben, Verlust und Gewinn? Das thut er allerdings, ungeachtet aller Beschaulichkeit; er weiß recht gut, was ihm begegnen kann. Es ist zum Beispiel möglich, daß ein mit Kisten und Kasten beladener Esel an die Bude rennt, Alles durcheinander wirft, oder gar eine Ecke mitnimmt; es kann sich ein von Soldaten verfolgter Dieb in die Bude flüchten und ihm Ungelegenheit bringen; es ist möglich, daß der Sultan den Bazar besucht und daß im Gedränge gestohlen wird. Das und noch vieles Andere kann sich ereignen, Mustapha weiß es: aber er bleibt doch ruhig sitzen. Er würde kaum aufstehen, er würde seine Pfeife nicht ausgehen lassen, wenn auch ein Bote von Hause käme und ihm meldete, daß seine zwanzigste Frau vor einer halben Stunde in's Paradies abberufen worden sei. Vielleicht würde er dann etwas rascher Züge aus der Pfeife thun, die Kügelchen seines Rosenkranzes etwas rascher zählen, die Unglücksigen etwas derber als gewöhnlich verwünschen, — das wäre aber auch Alles.

Ein Mann von solcher Gemüthsruhe wird sich, könnte man meinen, wohl hüten einen Käufer zu übervortheilen. Man tritt zu ihm heran und besieht sich die Waaren. Der Kaufmann ladet uns ein, auf seinem Sitzkiste Platz zu nehmen, etwas Limonade oder Kaffee zu trinken, eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Ich setze mich, kaufe einige Pfeifenköpfe und ein paar mit Perlen besetzte Pantoffeln, die ich ihm theuer genug bezahlen muß. Er sieht, daß ich ein Fremder bin: ich stelle mich aber, als ob ich unbedoffen sei, und lasse mich übervortheilen, um ihn besser beobachten zu können.

Der Türke ist heute noch genau so, wie er im siebenzehnten Jahrhundert war, und die Straßen von Stambul haben sich, zum großen Theil, auch nicht geändert. Der Türke bleibt wie er einmal angelegt ist, trotz glanzleerer Stiefeln, strohgelber Handschuhe und europäischer Kleidung. Er paßt nicht nach Europa herein und die Osmanenherrschaft ist für unsern Erdtheil eine Anomalie. Aber von vergleichen will kein Türke etwas hören, und mit Herrn Mustapha darf ich über solcherlei Dinge gar nicht reden, obwohl ich für ihn ein ganz guter Kunde bin und gestern bei ihm sehr zweckmäßige rauhe Servietten gekauft habe, mit denen man sich nach dem Bad abreiben läßt. Sie werden in Brussa, drüben in Asien, im bithynischen Lande, verfertigt. Mustapha hat mich auch diesmal übervheurt, daß weiß ich sehr wohl; ich hätte die Waare bei einem andern Händler billiger haben können. Aber Mustapha gaunert mit einer so vollendeten Höflichkeit, mit so viel Ruhe und Anstand, er hat so gar nichts Ordinäres in seinem äußern Gebahren, und deshalb gehe ich immer wieder zu ihm.

Die beiden längsten Straßen sind jene, welche zum Hippodrom und zur Sophienkirche führen. Konstantinopel ist, wie schon bemerkt wurde, eine Siebenhügelstadt, und deshalb sind die Gassen mueben und steil; sie haben keine Plattenwege, keine Eckſteine, keine Laternen, keine Namen und die Häuser keine Nummern. Das Pflaster, wenn der Ausdruck erlaubt ist, besteht aus einer Menge von mehr oder weniger fest oder lose neben einander liegenden Steinen. Nach einem Regenguſſe sind diese Straßen wie Gebirgswässer. Ein interessantes Schauspiel gewähren sie immer. Da sehe ich Karren, die von Ochsen gezogen werden. Träger mit Wassereimern oder Oelkrügen, Eselstreiber, Brodverkäufer, Sänften oder verdeckte Wägen, in denen türkische Damen sitzen; da reitet auch

Digitized by Google

ein Pascha mit einem zahlreichen Gefolge. Betende oder unbeschiedene Derwische fehlen eben so wenig wie herrenlose Hunde oder wie Meiseneierverkäufer. Es ist für unsereinen wirklich ein Vergnügen, diese Bilder zu beobachten, aber an Behaglichkeit dem Bequemlichkeit darf dabei nicht gedacht werden.

Ich gehe eine steilabfallende Straße hinab und komme an einem vom Platanen beschatteten Gitterthore vorüber. Ich blicke hindurch und sehe Gräber; in den Stein sind Turbane eingemeißelt und Kornwerke, mit Blau oder Gold ausgefüllt. Weiterhin begegnen mir armenische Lastträger, die schwere Bürden schleppen; es sind sämmige Leute, die nöthigenfalls ein ganzes Haus wegdringen könnten, wenn es nicht niet- und nagelfest wäre.

Eben stehe ich an einem Springbrunnen, der mit vergoldeten Arabesken verziert ist, und trinke ein Glas Wasser; da wird hinter mir laut gerufen: Guardia, Guardiah! Aufgepaßt, Vorsicht! Ich trete rasch in eine Maßkirche und bin dort sicher vor acht armenischen Simsons, die einen gewaltigen, mit Eisenreifen umlegten Seidenballen auf hohen Stangen tragen. Er enthält Kohleide. Diesen armenischen Hammals, d. h. Lastträgern, trieft der Schweiß am Leibe herunter. Sie weichen keinem Menschen aus, nicht einmal dem Sultan, sie schreien ihr Guardia und dann ist es ihnen einerlei, ob sie einen Leichenzug oder einen Hochzeitszug durchkreuzen. Diese kräftigen Menschen sind ehrliche Leute, und verrichten wahre Herkulesarbeiten für geringen Lohn.

Der Türke, in dessen Bude ich getreten war, fing gleich zu handeln an und pries mir seine Waare an, den Mastix. Ich kaufe einige Stücke, um sie zu kauen, denn ich hatte gehört, daß die türkischen Damen Mastix kauen. Er hat Aehnlichkeit mit dem Gummi arabicum, sieht aus wie klassgelber Opal und schmeckt — nach nichts. Wohl eine halbe Stunde lang und bis ich auf den Bajazetplatz gelangte, kaute und kaugte ich an meinem Mastix herum, etwa so wie Kinder manchmal einen kleinen Kiesel im Munde behalten. Der Mastix wurde dann eine weißliche Masse, und kam mir vor wie Gummi elasticum. Ich warf ihn fort, zur Freude eines Hundes, der danach schnappte und ihn verschluckte.

Der Inhaber einer Bude spricht mich mit würdevoller Freundlichkeit an und erkundigt sich, etwas Henneh für die Damen meines Harems zu kaufen. Die Türkinnen färben sich Lippen, Hand- und Fußnägel mit Henneh roth. Als ich ablehne, klatscht der Kaufmann mit den Händen, und sofort erscheint sein Negersklave, der eine zum Theil noch schneeweiße Katze bringt: die andere Hälfte des Pelzes war zart rosenroth gefärbt. Die Katze war gewissermaßen das Ausdängeschild, um die Güte der Farbe recht anschaulich zu machen. Da ich nicht Inhaber eines Harems bin, so rührt mich die rosenrothe Katze nicht und ich gehe weiter, in die Bude eines Verfertigers von Holzpantoffeln, in welcher die Arbeiter fleißig am Werke sind. Vermittelst kleiner Beile spalten, behauen und formen sie Sohlen und Absätze. Die Türkinnen können solcher Holzpantoffeln nicht entbehren und tragen sie namentlich in den Bädern, wo der Fußboden aus Steinplatten besteht. Ich sah Holzpantoffeln, die mit Perlmutter gejiert waren.

Als Tabakskraucher interessirte ich mich ganz besonders für die Pfeifenbuden. In einer derselben sah ich einen nubischen Sklaven und drei junge Türken unter Leitung eines alten Mannes arbeiten. Der Schwarze hielt zwischen den nackten Füßen ein Stück Holz, das er in geschickter Weise mit Hülfe seiner Zehen bearbeitete. Er sah wohlgenährt und so äußerst zufrieden aus, daß ein Abolitionist sich gewiß über ihn geärgert hätte. An den Wänden standen Reihen von Pfeifenröhren wie Lanzen; die dunkelrothen sind Zweige der kleinasiatischen Bogelkirsche oder Weichselröhre, auch solche aus albanesischem Jasmin fehlten nicht. Gewöhnlich ist ein Pfeifenrohr drittehalb Ellen lang. Auch Wasserpfeifen, Nargileh, sah ich dort, sie sind in kleinen Zimmern weit bequemer als die gewöhnlichen Tschibuks, und Bernsteinspitzen, oder vielmehr Mundstücke, sind in reicher Auswahl vorhanden. Man kann sie in allen Farbenabstufungen haben, vom matten Citronengelb bis zum Safranbraun, und manche sind mit Edelstein oder Diamanten gefaßt. Ich kaufte mir einen echttürkischen Tschibuk, aus dem ich eben die blaue Dampfwolke der Zufriedenheit in die Luft blase, während ich diese Zeilen niederschreibe.

Landschaften und Staaten nordwestlich vom Nyanza-See.

Wir haben über Speke und Grant vorerst weiter keine Nachrichten, als daß sie auf ihrem gefährlichen und beschwerlichen Zuge vom Nyanza-See aus glücklich zu Gondokoro am Weißen Nil und dann zu Chartum am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Stroms angelangt seien. Nähere Nachrichten werden nicht lange auf sich warten lassen und wir erfahren dann, ob sie jenen See befahren haben, oder ob sie auf der West- oder der Ostseite desselben nach Norden hin gewandert sind. Gleichviel aber, welchen Weg sie genommen haben, — sie müssen durch Regionen gekommen sein, welche uns leider völlig unbekannt geblieben sind. Das Land zwischen dem Ostufer des Nyanza und den hohen Bergen von Ukambani (dem Kenia, Ambolla und Kilimandscharo) ist eben so wenig von einem Europäer betreten worden, wie jenes im Norden. Ueber das letztere haben wir nur mehr oder weniger ungewisse Nachrichten, welche Richard Burton zu Kaseh in Unyamuesi von arabischen Handelsleuten einzog. Man muß sie für das nehmen, was sie sind, Kaufmannsberichte, in denen sich ohne Zweifel manche Uebertreibungen befinden; sie erscheinen aber gerade jetzt, da man mit gerechter Spannung den Berichten Speke's entgegensieht, von erhöhtem Interesse. Jedenfalls haben die Reisenden über jene Landschaften Manches erfahren, und man wird später einen Vergleich zwischen den Angaben, welche wir bis jetzt kennen, und denen der neuesten Forscher anstellen können.

Neulich theilten wir eine Charakterschilderung der ostafrikanischen Negroiden mit, welche Burton besucht hat. Sie sind vollwüchsige Barbaren; aber weiter nach Norden hin, in der Region des Nyanza-Sees, erscheinen die Zustände schon etwas höher entwickelt. Zwar ist auch dort die Barbarei groß, allein die Menschen haben doch wenigstens einen Anlauf zur Bildung von Staatswesen gemacht, und das ist, so roh und wild die Verhältnisse auch sein mögen, doch schon Etwas. Es versteht sich in Afrika von selbst, daß die Herrscher ganz despotisch walten; in den drei Staaten Uganda, Usoga und Karagueh schalten Sultane mit unumschränkter Gewalt, während die Stämme am Ufer des Tanganyika-Sees, z. B. in Uwinsa und Utschidschi, als rohe Republiken zu bezeichnen sind, oder vielmehr als anarchische Gemeinden, und in Unyamuesi und Urundi die Häuptlinge nur geringe Gewalt besitzen. Wo in Afrika Einherrschaft sich despotisch ausbildet, ist sie allemal despotisch.

Jene drei eben genannten Landschaften im Norden des Nyanza-Sees zeigen sich den früher geschilderten Negroiden zwischen der Ostküste und dem Tanganyika-See schon dadurch überlegen, daß Despoten herrschen und die Leute in großen Ortschaften beisammen wohnen. Den welcher mit großer Strenge über sie herrscht, verehren sie, und als Fortschritt darf es schon betrachtet werden, daß sie einen gewissen Rangunterschied, nicht die persönliche Gleichheit Aller haben, wie jene barbarischen Negroiden. Bei diesen ist Alles anarchisch, bei jenen eine gewisse Regel und Ordnung. Sie wissen, und das ist schon viel, was im Handel Kredit bedeutet, sind gastlich gegen

Digitized by Google

Fremde. Burton sah in Kaseh einige Schwarze aus Karaguch und fand an ihnen ein viel weniger thierisches Gepräge als bei den Negroiden.

Karaguch liegt im Westen des Nyanza-Sees; die Südgrenze dieses Landes erreicht man von Kaseh aus in 26 Tagereisen; Burton verlegt sie in etwa 2° 40′ S. Br. Der Weg dorthin führt durch die Landschaft Ului und die Reisenden haben zuweilen einen Blick auf den Nyanza. Man kann das Königreich Karaguch in zwölf Tagen durchwandern; die Nordgrenze wird vom Flusse Kitanguli gebildet, der von Südwesten nach Nordosten in den Nyanza mündet, wahrscheinlich ganz in der Nähe des Aequators. Ausländer der Gebirge von Karaguch erstrecken sich bis in die Nähe des Sees; jene scheinen bis zu 8000 Fuß Meereshöhe sich zu erheben. Die Bewohner sind zu träg, um Bäume zu fällen, sie benutzen Kuhdünger als Brennstoff. Karaguch ist eine Hochlandmasse; es wird begrenzt im Norden von Unyoro, im Süden von Ului, im Osten von Wahava- und Waporo-Stämmen, welche die Ebene am Westufer des Nyanza bewohnen, und im Südwesten reicht es nach Urundi hinein. Diese letztere Landschaft liegt im Nordosten des Tanganwika. In Karaguch dauert der feuchte Monsun 7 bis 8, der trockene Sommer nur 4 bis 5 Monate. Reis wird nicht gebaut, wohl aber Mais und Durrah. Das Rindvieh bildet einen hübschen Schlag, mit kleinen Höckern und großen Hörnern. Man berechnet die Heerden nach Ballen, deren man je einen auf hundert Kühe annimmt; der Reichthum besteht in den Heerden. Rindfleisch und weißer Gebirgshonig werden von allen Wohlhabenden genossen.

Das Volk zerfällt in zwei Klassen, die Wahuma und die Wanyambo, deren gegenseitige Stellung etwa so ist, wie jene des Patrons zum Klienten, des Patriziers zum Plebejer. Die Wahuma sind die Reichen, die Besitzer größerer Heerden. Die Krieger des Sultans erhalten ihren Sold in Milch, und zwar in der Art, daß der Herrscher den Einzelnen Kühe zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Die Wanyambo werden von den Wahuma gleichsam als Sklaven behandelt. Die Mädchen werden mit Milchbrei förmlich gemästet, denn Wohlbeleibtheit gilt für schön; die Männer trinken frische Milch, die Frauen nur saure.

Die Hautfarbe hat nicht das Schwarz der Negroiden, sondern spielt in's Gelblichbräunliche. Jedermann trägt einen Schurz von Mbugu, d. h. Baumrindenzeug; aber Viele gehen ganz unbekleidet. Beide Geschlechter tragen als Kopfputz die auf Fäden gezogenen rothen Samenkörner der Abruspflanze; im Uebrigen haben sie Glasperlen und Armbänder. Die Hütten sind rund und kegelförmig, die Dächer so dicht, daß der Regen nicht durchdringt. Die Dörfer liegen auf Hügelkämmen, überhaupt auf Anhöhen.

Im Jahre 1858 hieß der Sultan Mkama, Herrscher) von Karaguch Armanita. Seine Residenz lag in dem centralen Bezirke Weranbandscha; das Dorf, in welchem nur Mitglieder der Königsfamilie wohnen dürfen, besteht aus 40 bis 50 Hütten. Der König, damals ein Mann von etwa 35 Jahren, trägt ein Kleid aus Baumrindenzeug, obwohl er eine Sammlung hübscher Gewänder besitzt, welche die arabischen Kaufleute ihm zum Geschenk gemacht haben; er schmückt sich mit Schnüren von Glasperlen, mit denen er die Beine vom Fußknöchel bis zum Knie umwindet. Er genießt keine geistigen Getränke, die bei seinen Unterthanen sehr beliebt sind, und hat nur zwölf Frauen.

Dem Sultan steht ein Minister zur Seite, welcher den Titel Mubinda führt. Er ist Obmann über die Wakundu, d. h. Aeltesten und Häuptlinge, welche in jedem Monate dem Sultan die Abgaben einzuliefern haben; vielelben bestehen in Sklaven, Elfenbein und Lebensmitteln verschiedener Art. Die Landesgesetze sind blutig. Mörder werden mit einer Lanze niedergestoßen und hinterher geköpft; Aufrührern und Dieben bricht man mit den Fingergelenken der rechten Hand die Augen aus. An einen Menschen, der Bohnen und Salz genießt, darf Niemand Milch verkaufen, weil dann die Kühe behext werden.

Die arabischen Kaufleute in Kaseh versicherten, daß ein Europäer in Karaguch eine freundliche Aufnahme finden werde; es würde ihn aber viel kosten, weil er die Würde seiner weißen Haut nach Gebühr aufrecht erhalten müsse. Die Araber holen aus Karaguch Rindvieh, Sklaven und Elfenbein; das Letztere ist ungemein weiß und weich; die Zähne sind sehr groß. Das Land hat Eisen, und bei den heißen Quellen im Gebirge lagert sich Schwefel ab. Die Kaurimuschel, welche dort Simbi genannt wird, bildet die Scheidemünze.

Vom Flusse Kitanguli gelangt man nach Norden hin in 15 Stationen nach Kibuga (0° 10′ S. Br.?), dem Hauptdistrikte von Uganda, und dort wohnt der Sultan. Ueber diese Stadt hinaus sind die arabischen Kaufleute nicht gekommen; der Sultan litt es nicht, weil er seinen nördlichen Nachbarn die Vortheile des Handels mit den Fremden nicht gönnen wollte.

Ueber Kibuga erzählten die Araber in Kaseh allerlei Uebertriebenes. Dort sagen sie, wohnt der große Mtama, der Oberherrscher des Landes Uganda. Die Ortschaft ist eine Tagereise lang; die Wohnungen sind aus Schilfrohr und Rattan gebaut; der Palast des Sultans ist wenigstens eine halbe Stunde lang, die Hütten stehen in geraden Reihen und sind von einem starken Zaun eingefaßt, der nur vier Eingänge hat. An diesen stehen allezeit viele Wächter, die man jeden zweiten Tag ablöst; Nachts liegen sie unter ausgespannten Kuhhäuten und müssen stets zu des Sultans Dienste bereit sein. An den Eingängen sind Schellenglocken aufgehängt; diese werden geläutet, wenn Fremde ankommen. Das Harem des Königs enthält wohl an dreitausend Köpfe: Frauen, Kinder und Sklavinnen; kein männliches Wesen, und wäre es auch ein Hund, darf über den Barsah hinaus in den Palast eindringen. Der Barsah ist eine Halle, in welcher der König Gehör giebt, Recht spricht und die Abgaben in Empfang nimmt. Die Araber erzählten folgendes Histörchen: „Der Palast des großen Mtama ist mehrmals vom Blitz in Brand gesteckt worden. Bei solchen Feuersbrünsten müssen sich die Krieger versammeln, sich mit ihren Leibern in's Feuer wälzen und solchergestalt das Feuer auslöschen."

Sultan Suna, der große Despot von Uganda, verlangte von jedem Fremden, der zu ihm kam, eine Arznei gegen den Tod und einen Zauber gegen den Blitz. Als er einst nach Landessitte auf dem Rücken eines seiner Räthe tritt, wurde er von einem Speerträger ermordet. Das war im Jahre 1857. Der Thronfolger muß, nach Landesbrauch, zwei Jahre lang in gänzlicher Zurückgezogenheit leben; so lange regieren die Räthe in seinem Namen. Das Heer, — wir berichten immer nur, was die Araber in Kaseh erzählten, — ist 300,000 Mann stark. Jeder Krieger bringt zur Musterung ein Ei mit, das er abliefert, damit eine Zählung stattfinden könne; er führt eine Lanze, zwei Wurfspieße, einen langen Dolch und einen Schild; Bogen und Schwerter hat man nicht; Lebensmittel, Wasser und Waffen werden dem Heere von Weibern und Kindern nachgetragen. Beim Gefecht werden Trommeln mit Stäben geschlagen; wenn die Trommeln schweigen, ergreift Alles die Flucht.

Der große Herrscher führt gewöhnlich Krieg mit einem seiner Nachbarvölker, und in Ermangelung auswärtiger Feinde greift er, um seinen Schatz zu füllen, unter beliebigem Vorwand eine seiner eigenen Provinzen an, läßt die Vorsteher todtschlagen und verkauft die Bauern. Hinrichtungen sind äußerst beliebt, denn in Afrika weiß man nicht, was es heißt, ein Menschenleben schonen; nicht selten werden ein Dutzend Menschen gleichzeitig abgethan. Als die Araber dem Sultan Suna Vorstellungen gegen solche Grausamkeit machten, äußerte er: es gebe kein anderes Mittel, die Unterthanen in Furcht zu erhalten und Verschwörungen vorzubeugen.

Zuweilen nimmt der Sultan Krieger mit auf die Jagd; sie müssen dann unbewaffnet Angriffe auf die wilden Thiere machen, und insbesondere versuchen, ob sie durch große Ueberzahl einen Elephanten bewältigen können. In einem Dorfe, durch

Digitized by Google

welches der Sultan zieht, erhebt er nach altem Herkommen einen lauten Schrei; die Bauern antworten dann mit Hörnern, Rohrpfeifen, eisernen Pfeifen und derartigen Instrumenten mehr.

Sultan Suna setzte sich, wenn er große Musterung über seine Soldaten hielt, vor das Thor seiner Palastblöße, hielt in der rechten Hand einen Speer und in der linken einen langen Riemen, an welchem sein großer Lieblingshund befestigt war. Der Hundemeister bekleidet eine hohe „Charge“; er ist gleichsam Hofmarschall der königlichen Menagerie, in welcher Löwen, Leoparden ꝛc. gehalten werden. Suna ließ ihnen manchmal Verbrecher vorwerfen. Er hatte auch 12 Negerzakerlaken, Albinos. Dieser Sultan hatte eine rothliche Haut; sein Haupt war derart geschoren, daß nur ein schmaler Haarstreifen stehen blieb, der von der Stirn bis zum Nacken läuft und wie ein Hahnenkamm aussieht. In diesen flecht er eine Menge von Glasperlen und Porzellankügelchen, und diese eigenthümliche Art von Königskrone bewegte sich von einer Seite zur andern. Nur die Angehörigen des königlichen Palastes dürfen das Haar auf solche Art scheeren, allen anderen Leuten ist sie verboten. Der Bauer darf sich Haarlocke nach Belieben auf dem Kopfe stehen lassen, aber es ist ihm bei Todesstrafe verboten, sich das ganze Kopfhaar abzuscheeren.

Die Araber ärgerten sich sehr über den Hochmuth dieses heidnischen Königs, der sich selber als Allmächtigen und Löwen bezeichnete. Er rühmte sich vor ihnen, er sei Gott der Erde, wie ihr Allah ein Gott des Himmels; er fluchte dem Blitz und verlangte von seinen Unterthanen göttliche Verehrung. Er hatte mehr als einhundert Söhne, die er alle von früher Jugend an hatte einsperren lassen. Sie waren mit eisernen Halsbändern und Ketten an einem Pfahl so befestigt, daß sie niemals sitzen und ohne Beihülfe weder liegen noch aufstehen konnten. Der Kronprinz wurde 1857 aus dem Gefängnisse auf den Thron gehoben; seine Brüder blieben im Gefängnisse.

Als obersten Minister hat der Herrscher von Uganda einen Kimaro weiona, d. h. „der alle Dinge fertig macht“. Er ordnet die Angelegenheiten der Hauptstadt und die Vorsteher der Dorfschaften sind ihm untergeben. Der Sakibobo ist eine Art von Kriegsminister, unter welchem auch die Bauarbeiter und Sklaven des königlichen Hüttenpalastes stehen. Jedes Dorf hat einen Richter; schwere Verbrecher werden geköpft oder verbrannt; in einzelnen Fällen schindet man ihnen auch wohl lebendig die Haut ab und fängt dabei mit dem Gesicht an. Für das Eintrinnen eines Verbrechers ist das ganze Dorf verantwortlich; sobald sie ihn nicht wieder herbeischaffen, werden die Männer hingerichtet, die Frauen als Sklavinnen verkauft.

Sultan Suna nahm in Kibuga die arabischen Kaufleute immer sehr freundlich auf. Der in Burton's Reisebeschreibung mehrfach erwähnte Sney ben Emir aus Kaseh war 1852 am Hoflager gewesen. Der Sultan hatte Zelte für ihn aufschlagen lassen, beschenkte ihn mit Kühen, Getreide, Bananen und Zuckerrohr, und ließ ihn am vierten Tage nach der Ankunft zur Barsah, der schon oben erwähnten Audienzhalle, geleiten, wo ein paar tausend mit Stäben bewaffnete Leibwächter am Boden saßen. Der Araber durfte seine Waffen behalten, wurde von einem Dolmetscher dem Sultan vorgestellt und begrüßte diesen. Neben Suna lagen zwei Speere und ein Hund. Sney den Emir kniete nieder, beugte seinen Rücken, sah zur Erde nieder, um nicht in das Antlitz des „Gottes auf Erden“ zu blicken, und legte die Hände in den Schooß. In einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, zwischen dem Sultan und der Leibwache, saßen die Minister, und auf der innern Seite des Palastes die Hauptfrauen des Sultans, derart, daß sie nur die Rückseite des Arabers sehen konnten. Ringsum brannten Fackeln von einer viel Gummi enthaltenden Holzart.

Sney den Emir äußerte: ein Europäer, der Mittel genug besitze, um seine Würde aufrecht erhalten zu können, würde mit Auszeichnung in Kibuga empfangen werden; aber das Weiterkommen hänge von seinem Scharfsinn oder gutem Glück ab; vielleicht sei es, zur Erforschung der Flüsse im Norden des Nyanza-Sees, am besten, mit Erlaubniß des Herrschers irgendwo an der Westküste Boote zu taufen oder bauen. Suna selbst habe eine Flotte von Matumbi, d. h. unbedeckten Fahrzeugen.

Diese Fingerzeige sind für Speke's und Grant's Reise nicht ohne Belang. Der arabische Kaufmann bemerkte übrigens auch, der Sultan betrachte den Besuch, welchen die Handelsleute in Kibuga machen, als Ehrenbezeugung für seine Person; ein weiteres Vorgehen nach Norden dulde er auch deshalb nicht, weil ja sonst feindliche oder kleinere Häuptlinge sich rühmen könnten, daß ihnen eine gleiche Ehre zu Theil geworden sei.

Im Norden, Nordwesten und Westen von Uganda liegt, wie die Araber in Kaseh sagten, das unabhängige Unyoro; nach Nordosten hin wohne ein Volk, das lange Dolche trage, wie die Somal; das ist vielleicht ein Gallastamm. Ob der Nyanza-See nach Norden hin über den Aequator hinausreicht, werden wir durch Speke nun erfahren. Die Araber wollten wissen, daß man in 15 bis 20 Tagereisen von Kibuga aus an den Kiwira-fluß gelange; er fließe rascher und sei größer als der Katonga, welcher die Nordgrenze von Uganda und die Südgrenze von Unyoro bilde. Südlich vom Kiwira liege Usoga, ein niedriges, von vielen Bächen und Lagunen durchschnittenes Alluvialland, das mit Wald und dichtem Gestrüppe bedeckt sei.

Burton befragte in Kaseh Leute aus jenen Gegenden, ob sie etwas von den, auch im Globus mehrfach erwähnten, Nyam Nyam wüßten (bis zu denen Petherick vordrang); sie hatten aber nie etwas von einem solchen Volke gehört. Eben so wenig kannten sie den Namen der Baro oder Berry, oder der Schilluks, welche im Westen des obern Weißen Stroms wohnen, oder der Dinka im Osten desselben.

Wie viel oder wie wenig an diesen Angaben der arabischen Kaufleute wahr ist, können wir nicht ermitteln, die Speke's und Grant's Berichte vorliegen. Manches erscheint glaublich und erinnert an die Verhältnisse im Lande des Muata Cajembe, der ein heidnischer Negerfultan in der Art jener von Karagueh und Uganda ist; nur trägt bei diesem Letztern Alles ein etwas mehr barbarisches Gepräge.

Der Moorrauch und die trockenen Lufttrübungen.

Aus dem nordwestlichen Deutschland hören wir auch in diesem Jahre wieder Klagen über die entsetzliche Qual, welche dort weit und breit der Moorrauch verursacht. Er ist bis tief in's Innere von Deutschland gedrungen und hat, z. B. am 11. Mai, auch in ganz Sachsen die Luft verpestet.

Dieser Moorrauch bildet eine ganz abscheuliche, eine fast unausstehliche Landplage. Sobald im Frühjahre die Bäume in voosen und die Blüten noch schlichtern hervortingen, sobald etwa acht Tage lang der Ostwind trockenes Wetter gebracht hat, dann beginnt auch sofort diese entsetzliche Trübung, die wie ein Mehlthau in der Luft ist. Wer sie nicht in der Gegend zwischen Weser und Ems und im westlichen Westphalen selber kennen gelernt hat, macht sich schwerlich einen Begriff, wie geradezu gräßlich dieser heillose Qualm wirkt.

Die Moore sind über den ganzen Nordwesten von Deutschland verbreitet. Sie beginnen schon, wenn auch erst in kleinerm Umfange, im Osten der Weser, und ziehen sich durch Oldenburg und

Digitized by Google

Westphalen nach Holland hinein. Zusammengenommen haben sie sicherlich einen Flächeninhalt von weit über 100 Quadratmeilen. In dem kleinen Ostfriesland bedeckt das Hochmoor $12^1/_2$, dann, so weit es zwischen dem Huimling, der Hunte, Leda und Ems im Arembergischen eine zusammenhängende Fläche bildet, reichlich 28, am linken Emsufer 25 Quadratmeilen, also zu beiden Ufern der Ems mehr als 65.

Diesen und vielen anderen Moorstrecken zwingt man künstlich einigen dürftigen Ackerbau auf, um Buchweizen und etwas Roggen zu gewinnen. Die in früheren Zeiten weit dünnere Bevölkerung in den Moorgegenden wird wohl auch Moor gebrannt haben, um dem dürftigen Boden eine spärliche Aschendecke zu verschaffen und etwas Haideheim zu ziehen; der Moorrauch wird auch vor Jahrhunderten schon lästig geworden sein, aber doch nur in geringerm Umfange als jetzt, wo gleichzeitig auf Strecken von vielen Meilen die Erde brennt. Die Holländer machten den Anfang mit der Gründung von Moorkolonien, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden dergleichen auch in Ostfriesland angelegt, und in anderen Gegenden folgte man dem Beispiele. Die Moorbrennerei wurde nun in ein regelrechtes System gebracht und damit zu einer alljährlich wiederkehrenden Landplage.

Schon im Herbste sticht der Moorbauer die verfilzte Oberfläche des Moorsbodens in der Dicke von ein paar Zollen ab, und bildet aus solchen Moorsoden oder Plaggen größere oder kleinere pyramidenförmige Erdhaufen, in denen er Luftlöcher läßt, damit der Wind sie durchziehen und trocknen könne. Solche Pyramiden bedecken dann weit und breit das Land, sie stehen da wie Garben auf dem Felde.

Der Frühling kommt heran, der Winter ist gewichen, der Schnee ist hinweggeschmolzen, die Erde bekleidet sich mit Grün; der Westwind hat Regen gebracht. Man athmet milde Lüfte und erfreut sich an dem hervorkeimenden Grün. Dieses wächst lustig empor, wenn zu Ende Aprils und Anfang Mais bei Ostwind heitrer Himmel und warme Tage kommen. Dann hat der deutsche Nordwesten ein paar schöne Tage des Vorfrühlings; aber um den eigentlichen, wirklichen, blumenreichen Frühling betrügen ihn die Moorbauern. Der Ostwind trocknet die Pyramiden, und sofort geht der Brenner in's Moor. Er hat hohe Klotzschuhe an den Füßen einen mächtigen Küstenstock, der an einem Ende mit einer Gabel versehen ist, in den Händen, und springt vermittelst desselben über die Gräben, welche das Moor durchziehen. Er weiß, daß die Erdhaufen nun trocken sind, legt Feuer in sie hinein, und — mit der Anmuth des Frühjahrs ist es vorbei! Denn der Moorbauer hat das Recht, mit dem Brennen so früh zu beginnen, wie es das Wetter irgend erlaubt, aber mit dem Johannistage, 24. Juni, muß er aufhören. Es giebt Jahre, namentlich solche, in denen das Wetter häufig wechselt, in denen von Ende April bis gegen Ausgang des Juni auch nicht ein einziger Tag ohne stinkenden Moorqualm ist.

Unterhalb der Stadt Bremen, nach Vegesack hin, ist das Ufer der Weser hoch; man hat von dort herab einen weiten Blick über das Oldenburger Land. An einem heitern Morgen sah ich, wie in der Ferne der bis dahin blaue Himmel sich trübte, einzelne Qualmsäulen stiegen empor, der Rauch derselben vereinigte sich oben in der Luft und bald war Alles ein dicker Dunst. Dieser rückte nach allen Seiten hin immer weiter, lagerte sich auf den Strom, kam auch auf das rechte Ufer, und nach Verlauf von zehn Minuten konnte man buchstäblich nicht drei Schritte weit sehen. Am Ärgsten und dichtsten habe ich den Moorrauch an einem Maitage 1853 verspürt. Ich war von Bremen nach dem kaum drei Viertelstunden entfernten Dorfe Hastedt gegangen, um von dort auf dem hohen Weserdeiche nach der Stadt zurückzukehren und mich am Wasser und dem Grün der Wiesen zu erfreuen. Auf dem Heimwege überfiel mich der Moorrauch so plötzlich, so dick, dicht und so penetrant stinkend, daß mir unwohl wurde. Ich bekam Kopfschmerz, die Thränen flossen mir aus den Augen, das Einathmen dieses geradezu infamen, brenzligen Qualms war peinlich; meine Stimmung wurde in hohem Grade gereizt und mich wandelte ein nervöses Zittern nach dem andern an. Ich konnte buchstäblich die Hand vor den Augen nicht sehen und wagte mich auf dem Deiche nicht vorwärts, um nicht nach der Weser oder nach der Wiese hin herunter zu fallen. Erst nach Verlauf von etwa zwei Stunden wurde die Luft ein wenig leichter und ich konnte meinen Rückweg antreten; bis dahin hatte ich ruhig auf dem Deiche gesessen und Cigarren geraucht, die eine Wohlthat waren, weil der Tabak die Qual des Moorrauches einigermaßen milderte. Daß der Moorrauch bei sehr vielen Leuten eine gereizte Stimmung hervorbringt, ist eine ausgemachte Sache, und der Schreiber dieser Zeilen hat es am 11. Mai wieder an sich erfahren; bei schwächeren Leuten, namentlich bei Frauen, bewirkt er sogar Zuckungen.

Das Alles kümmert aber den Moorbauer nicht im mindesten. Dieser schweigsame, phlegmatische Gesell denkt nur an seinen Buchweizen. Er wirft mit seiner Gabel das Feuer von einem Haufen zum andern, geht dazwischen, ruhig, angeschweckt und gebräunt umher, breitet die Aschendecken auseinander, gewinnt so eine Art von Ackerkrume, erwartet Regen und sät seinen Buchweizen. In einigen Gegenden brennt man Moor auch im September, um Winterroggen einzusäen; aber die Moorbrände im Herbst sind gegen jene im Frühjahre nur unbedeutend; Buchweizen, „Haidekorn", ist das Hauptgetreide im Moor.

An jedem trocknen Morgen wird „gebrannt", und in den ersten Stunden des Nachmittags sind die Plaggenpyramiden in Asche verwandelt. Dann hört im Moore selbst der Qualm auf und die Luftrübung ist dort nur sehr schwach oder gar nicht mehr vorhanden; der Moorbrenner selbst hat einen heitern Abend. Aber weit und breit wird die Umgegend verpestet. Der Qualm steigt bis zur Höhe der größten Alpengipfel, 10 bis 14,000 Fuß empor, der Wind führt ihn, je nach den verschiedenen Luftströmungen und verschiedenen Höhen, hunderte von Meilen weit. So kommt es, daß man Moorqualm, Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, denn alle diese Namen führt diese Luftrübung, in England und auf dem Atlantischen Ocean bemerkt, und ihn gleichzeitig in ganz Niedersachsen, Obersachsen, Thüringen, Böhmen und bis an die Karpathen verspürt.

Ernst Erhard Schmid bringt in seinem vortrefflichen Grundrisse der Meteorologie (Leipzig, Voß, 1862) einige Angaben über den Moorrauch des Jahres 1857. Im April wehte der Ost; vom 27. jenes Monats an trockneten die Pyramiden schnell aus, gleich zu Anfang des Mai's begann das Brennen. Der Wind war Nord und Nordost, vom 8. an spielte er zwischen Ost und Südost. Am 24. und 26. Mai fielen starke Gewitterregen und das Moorbrennen mußte eingestellt werden; aber am 2. Juni konnte man wieder anfangen und es dauerte einige Zeit fort. Am 10. und 11. Mai verspürte man den Moorrauch zu Ansbach in Franken, vom 16. bis 18. in ganz Westphalen, bis an den Rhein, namentlich im Siebengebirge, auf der linken Rheinseite im Ahrthale; gleichzeitig in Thüringen, Oberschlesien und Frankfurt, am 19. in Bamberg, am 17. und 18. in Wien, am 19. in Krakau.

In den Gegenden, wo man keine Moore hat und nicht weiß, was ein über unabsehbare Räume gleichzeitig verbreiteter Erdbrand sagen will, hegt man im Volke den Wahn, der Moor- oder Höhenrauch sei ein „kreptires Gewitter". Das ist jedoch vollkommen unrichtig; eben so unrichtig ist die Annahme, daß er Regen und Gewitter vertreibe; er kann nur bei heiterm Wetter entstehen.

Wir wollen hier einer Luftrübung erwähnen, welche Schmid nicht anführt und die wir auch in anderen Handbüchern nicht finden.

In Yucatan nämlich kommt ein eigenthümlicher Höhenrauch vor, welcher, ähnlich jenem unseres deutschen Nordwestens, durch Holz- und Erdbrand hervorgerufen wird. Diese mittelamerikanische Halbinsel, welche zwischen dem Busen von Campeche und jenem von Honduras weit in's Meer hineinragt (17 bis 22° N. Br.), hat tropische Hitze und im April steigt dieselbe bis auf 42° C. In

Digitized by Google

diesem Monate wird die Milpa vorgenommen, das heißt, man richtet den Boden her, um Milpear zu säen. Milpear heißt: die Ernte einthun, den Mais einbeimsen. Jeder Hacendado, Grundbesitzer, bezeichnet einen Theil seines Waldgestrüppes, mit welchem Yucatan zum großen Theil bedeckt ist, zur Lichtung. Die indianischen Arbeiter ziehen im September dorthin, hauen Stämme und Gestrüpp nieder und lassen alles liegen, damit es in der Sonne trockne. Im Frühjahr ist Alles trockendürr und im April steckt man es in Brand. In jenem Monate weht ein starker, regelmäßiger Wind, der die Flamme in einer bestimmten Richtung vor sich hertreibt und den Quemason, Brand, rasch bewerkstelligt. Es kommt viel darauf an, daß Alles Holz zu Asche werde, gerade wie beim Moorbrennen, daß die Plaggen rein ausglühen, denn die Asche bildet den Dünger. Im Mai fällt allemal befruchtender Regen. Diese Art, den Acker zu bestellen, erklärt sich aus der Bodenbeschaffenheit. Ganz Yucatan ist kalkig; die Bewohner haben nur wenige Haushilfere oder eiserne Geräthe, und vor der spanischen Eroberung waren die beiden letzteren völlig unbekannt. Die alten Indianer konnten also nicht in europäischer Weise einen harten, von Kalk überwucherten Boden bestellen, sie hatten keinen Dünger. Die Asche ersetzte den letzteren, und in einem heißen Lande hatte das Holz nur geringen Werth. Zur Zeit des Quemason nun ledert nicht nur die ganze Halbinsel Yucatan in Flammen, sondern auch in den angrenzenden mexikanischen Staaten Tabasco und Chiapas findet ein ähnliches Verfahren statt, so daß das Feuer über einen weiten Flächenraum gleichzeitig verbreitet wird. Dann ist der ganze Dunstkreis erst mit Rauchwolken erfüllt, nachher mit einem dichten Nebel, durch welchen, wie bei unserm Moorrauche, die Sonne wie ein glühender aber strahlenloser Feuerball hindurchscheint. Die Hitze steigt manchmal, wie schon bemerkt, bis zu 42 Grad. —

Mit dem Moorrauch ist eine andere trockene Trübung, der „Höhenrauch", nicht zu verwechseln. Dieser hat mit jenem Aehnlichkeit oder, wie man auch annimmt, gleiche Beschaffenheit, er tritt aber nicht periodisch auf, wie die später zu erwähnende Calima in Spanien oder der Cuvobar in Abessinien, auch nicht in einem bestimmt begrenzten Zeitraume und an gewissen Tagen, wie der Rauch vom Moorbrande, sondern stellt sich plötzlich ein, breitet sich außerordentlich weit aus und hält sehr lange an. Das Letztere ist beim Moorrauch nicht der Fall; dieser verschwindet bald und der Regen reißt ihn nieder.

So viel ich weiß, haben die Meteorologen diese Erscheinung noch nicht erklären können; Schmid weiß auch nichts und sagt nur: „Was man über die chemische Natur des Höhenrauches gelagt hat, ist größtentheils ohne Belang."

Der Sommer von 1831 hatte besonders starken Höhenrauch, der mit dem Moorrauche nicht verwechselt werden darf. Man bemerkte ihn am 3. August an der Küste (— welcher? —) von Afrika, am 9. zu Odessa am Schwarzen Meere, am 10. in Frankreich, am 15. in Neuyork. Er wurde so dicht, daß man die Sonne mit ungeschütztem Auge betrachten konnte (— was sehr oft auch beim Moorrauch der Fall ist —); in Algier, in Nordamerika und im südlichen Frankreich erschien die Sonne azurblau, dunkelgrün oder smaragdgrün. Schmid fügt folgenden Satz bei, der uns nicht ganz verständlich ist: „Während der Dauer dieser Trübung wurde es jedoch nicht völlig Nacht, wenigstens, wo sie dicht war, wie in Sibirien, Genua und Berlin."

Im Jahre 1783 war der Höhenrauch sporadisch sehr weit verbreitet. Er bedeckte in manchen Gegenden das ganze Himmelsgewölbe und war so dicht, daß man die Sonne am Horizont gar nicht, in größerer Höhe nur als eine glanzlose, rothe Scheibe sah. Zuerst bemerkte man ihn am 29. Mai zu Kopenhagen, wo er sich nach anhaltend heiterm Wetter entwickelte, an den meisten Orten nach einem Gewitter, an einigen nach kaltem Wind, in England bei anhaltendem Regenwetter. In Rochelle, also an der atlantischen Küste Frankreichs, wurde er am 6 und 7 Juni beobachtet; zu Dijon, also in Burgund, am 14., dann nach einer Unterbrechung wieder am 18. Um diese Zeit stellte er sich zugleich in vielen Gegenden in Deutschland, Frankreich und Italien ein, verbreitete sich rasch über ganz Europa, Nordafrika und Ostasien, über das Adriatische Meer und die Nordsee, über den Atlantischen Ocean bis 50 Meilen weit von der Küste. Am 19. Juni beobachtete man ihn zu Francker in den Niederlanden, am 22. zu Spydberga in Norwegen, am 23. auf dem St. Gotthardt und zu Ofen in Ungarn, am 25. zu Moskau, gegen Ende des Juni in Spanien und zu Anfang des Juli am Altai. Zuweilen ragten die Gipfel der Alpen über ihn hinaus; zu Narbonne im südlichen Frankreich ging er nicht über 2400 Fuß Meereshöhe; bei Padua schien er aus der obern Atmosphäre herabzukommen, erreichte aber den Boden nicht. Weder Wärme noch Regen vertrieben ihn; selbst als zu Francker binnen einer halben Stunde 20‴ hoher Regen fiel, dauerte er fort. Um Ende Juni und Anfange Juli wurde er dünner, verdichtete sich aber noch einmal sehr stark und dauerte, mit örtlichen und zeitweiligen Ungleichförmigkeiten, an den meisten Orten bis Ende Juli. Bei Kopenhagen blieb er aber unverändert noch den ganzen August hindurch und verschwand erst am 12. September. Bei Francker hatte man an ihm einen schwefeligen Geruch wahrgenommen. Der Einfluß auf den Pflanzenwuchs war sehr ungleich; in den Niederlanden klagte man über frühes Absterben der Pflanzen, das aber auch durch den ungewöhnlich heißen Sommer bewirkt sein kann. In Italien hatte man dagegen eine ungemein reiche Ernte.

Von ganz anderer Art ist die Calima in Spanien. Diese trockene Lufttrübung beobachtet man in den heißen Ebenen am Guadalquivir, in der Mancha und in der Provinz Almeria, weniger in den Gebirgen. Sie zeigt sich zu Mitte oder Ausgangs Juni als ein bläulich-grauer Dunstkreis rings um den Horizont; bei steigender Hitze und bis Mitte August erhebt sich derselbe so hoch, daß er zuletzt ein Viertheil des Himmelsgewölbes einnimmt. Die Farbe des Dunstes am Horizont ist dann bräunlichroth. Höher hinauf geht sie durch das Gelbliche in das Bleifarbige über. Die Calima verhüllt alle Horizente gänzlich, trübt die Aussicht auf eine Entfernung von 1½ bis 2 Meilen, schwächt jedoch die Beleuchtung nahe gelegener Gegenstände nicht und ist völlig geruchlos. Vom Ende August nimmt sie, gleichzeitig mit der sinkenden Temperatur, wieder ab und verschwindet beim Eintreten der ersten Aequinoktialstürme Ende Septembers oder zu Anfang Octobers. Durch Gewitter, welche jedoch in Spanien zur Sommerzeit selten sind, wird sie auf einige Tage bemerklich abgeschwächt. Mit dem Brennen von Moor oder andern Vegetabilien hat sie keinen Zusammenhang. Das Volk hält sie für ein Erzeugniß der Hitze. (Calina oder, richtiger, Calina, wird in spanischen Wörterbüchern als „Heerrauch, Höhrauch, so viel als dicker Nebel zur See" erklärt). Sie mag mittelbar ein Erzeugniß der Hitze sein, unmittelbar ist sie ein Erzeugniß des über den dürren, dürren Ebenen Spaniens aufsteigenden Luftstroms.

Des Oktobar, einer trockenen Trübung im Aethiopien und Centralafrika, haben wir schon früher im Globus erwähnt. Er ist in seinem Erscheinen und in seinen Ursachen der Calima ähnlich und bietet, wenn er schwach ist, dieselben Merkmale dar. Er nimmt mit der Annäherung an den Aequator zu und ist am stärksten über heißen Niederungen, in denen die Luft stagnirt.

Digitized by Google

Das Melken der Rennthiere.

Stockholm, 10. Mai 1863.

In Nr. 30 des Globus ist eine Illustration geliefert, nach welcher das Melken der Rennthiere ungefähr eben so ruhig und friedlich herzugehen scheint, wie das der Kühe auf unseren Viehhöfen. Da diese Vorstellung gleichwohl ein ganz falsches Bild von dem Hergange giebt, so wollen wir denselben im Folgenden zu schildern versuchen, nachdem wir einige Bemerkungen über die Natur der Rennthiere zum nähern Verständniß vorangeschickt haben.

Die Rennthiere sind ungemein lebhafte Thiere, welche, so lange sie stehen, selbst wenn sie zusammengetrieben oder wohl gar eingefangen und festgebunden sind, sich unablässig bewegen und in jedem Augenblick ihre Stellung ändern, dabei auch immer etwas von ihrer wilden Natur beibehalten und sich nie ganz zähmen lassen. Wären sie dabei nicht so gesellige Thiere, die sich gern aneinander schließen, besonders wenn sie erschreckt werden, so würde es den Lappen, selbst mit Hülfe ihrer vortrefflichen Hunde, unmöglich sein, die Heerde zu bewachen und zusammen zu halten. Nun aber zerstreuen sich zwar die Thiere, während sie weiden, doch nie sehr weit; und sobald die Wächter ihren Ruf oder die Hunde ihr Gebell hören lassen, so eilen sie aufeinander zu, lassen sich treiben, wohin man sie haben will, und wenn ja einmal ein Thier ausreißt, so entfernt es sich niemals weit. Ja es kehrt auch augenblicklich zurück, wenn es das Gebell des Hundes hinter sich hört, denn es weiß, daß dieser ihm keine Ruhe gönnt, bis es wieder bei der Heerde ist. Man sieht daher oft, daß es nicht das Weite sucht, wenn es doch scheinbar leicht entkommen könnte, sondern gerade auf die Heerde zueilt, selbst wenn der Hund in seinem Weg ist und es daher Gefahr läuft, von diesem gebissen zu werden.

Ist es bei der Heerde, so verfolgt der Hund es nicht länger, sondern bläft sich ruhig in der Ferne, und wenn ja einmal ein junger, unerfahrener, in den Laut seiner eigenen Stimme verliebter Hund ein Rennthier auch dort noch verfolgt, so wendet sich dieses plötzlich um, giebt ihm mit seinem Geweih einen Stoß, daß er jappelnd auf dem Rücken liegt und gleich darauf, beschämt und heulend, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, Reißaus nimmt. Stolz blickt dann das Rennthier dem Fliehenden nach, als wollte es sagen: „Da hast du deine Lektion! Außerhalb der Heerde ist dein Platz; hier in der Heerde hast du nichts zu thun!“ und wendet sich darauf zu den übrigen Rennthieren. Hier stößt sich das eine mit dem andern; sie prüfen ihre gegenseitige Stärke, versteht sich, in aller Freundschaft und Einigkeit; denn nur in der Brunstzeit fallen ernste Kämpfe unter den Rennechsen vor. Bei solchem Spiel aber geschieht es wohl, daß sich zwei Thiere dermaßen mit ihren ästigen Geweihen verwickeln, daß sie ohne menschliche Hülfe sich nicht wieder losmachen können, ja man hat sie auf solche Weise verwickelt tod im Walde liegend gefunden.

Diese Eigenschaft der Geselligkeit wird aber auch oft das Unglück des Rennthiers; denn sobald ein solches von Wölfen (deren es stets in der Nähe einer Rennthierheerde in großer Zahl giebt und die einer solchen zu folgen pflegen) angefallen wird, stürzt es sich in vollem Schrecken auf die übrigen. Diese schließen sich augenblicklich fest aneinander und zerstreuen sich erst, wenn schon mehrere von ihnen die Beute der Verfolger geworden sind. Außerdem bewirkt diese Eigenschaft für Reisende, die mit Rennthieren fahren, bisweilen ebenso komische als unangenehme Verwickelungen. Begegnet man anderen Rennthieren oder Hunden, dann drängen sich die vorgespannten Thiere aneinander, springen über die Schlitten und veranlassen die größte Verwirrung. Da pflegt dann der Lappe gleich alle Zugrennthiere hinter seinen Schlitten (Pulk, Aktja) zu binden und das eine vorgespannte und mit demselben alle übrigen hinter sich her ziehen.

Die Waldlappen, welche in den südlichen Theilen der schwedischen Lappmarken am untern, etwa 15 Meilen breiten Küstensaume des Bottnischen Meerbusens umherziehen, aber sich auch im Sommer nicht in die hohen Gebirgsgegenden an der norwegischen Grenze begeben, haben dort kleine eingehegte Plätze (Kerda), in welche sie während der Milchzeit, im Juli und in der ersten Hälfte des August, die Heerde täglich zwei- bis dreimal treiben und dieselbe von ihren Hauptgegnern dadurch befreien, daß sie rundumher Feuer anzünden und feuchtes Reisen, der vielen Rauch verbreitet und die Mücken abhält, darauf legen, so daß die Rennthiere der Ruhe pflegen und wiederkäuen können. Hier weiß man denn auch täglich einmal die Rennkühe; doch dieses geht nicht so geschwind, denn jede Kuh muß eingefangen und von einer Person gehalten werden, während die andere melkt. Dies geschieht, weil das Thier in jedem Augenblicke seine Stellung ändert, immer stehend und nur mit einer Hand; denn mit der andern muß das Melkgefäß (Kappe, d. i. eine große Gelte, Napf) gehalten werden. Aus den seinen Zitzen, deren die Rennkuh zwei hat, kommt nur ein sehr feiner Strahl, auch giebt jede nur wenig, so daß acht bis zehn Rennkühe ihre Milch liefern müssen, um ungefähr ein Berliner Quart zu füllen. Wenn die Kuh ausgemelkt oder die Gelte voll ist, gießt man die Milch in eine Blase (Tjalmas), die man im Busen trägt, und aus dieser hernach in einen Kessel, der an einem Baume hängt.

In den nördlichen schwedischen und in den norwegischen Lappmarken (welche letzteren Finnmarken heißen, weil man in Norwegen die Lappen allgemein Finnen nennt) giebt es keine Waldlappen, sondern nur Berg- oder Gebirgslappen (schwedisch Fjäll-Lappar, norwegisch Fjeld-Finner), welche die hohen Gebirge besuchen und das ganze Jahr die Heerde unter ihrer Aufsicht haben, während die Waldlappen dieselbe zweimal des Jahres, jedesmal etwa sechs Wochen, nämlich von der Mitte des Mai bis zum Ende Juni und von der Mitte des August bis zum Ende des September, sich selbst überlassen. Bei diesen macht das Melken der Rennkühe noch größere Schwierigkeit. Hier treibt man einmal des Tages die ganze Heerde an den Ort, wo gerade das Zelt (Kota) steht, welcher Ort Sjalje heißt; und man wirft der einen Rennkuh (Baja) nach der andern ein langes und dünnes Seil aus Tannenbast und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen um das Geweih; dann hält Einer sie fest, während sie gemolken wird, und daran nimmt, wie beim Bewachen der Heerde, der weibliche Theil der Haushaltung Antheil. Hier gilt es, jede Baja genau zu kennen und nicht eine mit dieselbe mehrmals einzufangen. Doch darin pflegen die Lappen sich niemals zu irren, ja sie haben für jedes Thier ihrer Heerde besondere Namen, selbst wenn die Zahl derselben auf mehrere Tausende steigt (Stoffseth nennt einen Lappen, der 6000 Rennthiere besaß), und der Besitzer erkennt schon in weiter Ferne jedes Thier und sieht gleich, wie viele ihm fehlen.

Merkwürdig ist, daß die Menge der Milch gewöhnlich nicht der Menge der Rennkühe entspricht, indem z. B. ein Fjäll-Lappe, der 700 bis 800 Bajor besitzt, oft bei weitem nicht so viele Milch von ihnen erhält als ein Waldlappe, dem nur 50 bis 60 gehören, denn diese sind gewöhnlich zahmer und lassen sich leichter melken, wogegen es zu Zeit gebricht, jene sämmtlich zu melken. Manche Gebirgslappen melken ihre Rennkühe gar nicht, sondern überlassen die Milch den Kälbern, die sich dabei ansehnend wohl befinden und schneller heranwachsen. Diejenigen aber, welche ihre Rennkühe melken, suchen zum Theil die Kälber vom Saugen dadurch abzuhalten, daß sie die Zitzen der Mütter mit Rennthierkoth beschmieren; viele aber gestatten das Saugen auch während der Melkzeit und sehen nur darauf, daß diejenigen Kühe, welche ihre Kälber verloren haben und welche Toptjah heißen, täglich gemelkt werden, damit ihnen die Milch nicht vertrocknet.

Die Milch ist ungemein fett, fast wie süße Sahne, so daß

Digitized by Google

man nicht viel davon verzehren kann; sie schmeckt besonders gut zu Mittel- und Preißelbeeren. Manche Lappen bereiten Butter davon und erhalten verhältnißmäßig viel; doch ist diese ganz weiß und hart wie Talg. Weit besser aber paßt die Milch zur Käsebereitung, indem sie wohl gehnmal mehr Käsestoff enthält als die Kuhmilch. Die Lappen bereiten ihren Käse in runden, aus Bast verfertigten Körben; überhaupt ist diese Zubereitung äußerst einfach: sobald die Milch durch Lab geronnen ist, formt man sogleich Käse daraus und setzt diese zum Trocknen hin. Hierzu benutzt der Waldlappe ein eigenes Gerüst neben seinem Zelte (Luove); der Gebirgslappe dagegen hat in der Rauchöffnung seines Zeltes einen aus feinen Schindeln angefertigten Schirm (Sidde) angebracht, daher sein Käse auf der Oberfläche gewöhnlich ganz schwarz ist.

Der Rennthierkäse ist in der Hütte des Lappen die vorzüglichste Speise, und er geht damit äußerst sparsam um. Zwar ist dieser Käse äußerst hart, auch schmeckt er, allein genossen, etwas herb; aber er ist sehr nahrhaft und Käsesuppe ist bei den Lappen ein Festgericht, das ein Jeder, der sich erst etwas daran gewöhnt hat, wohlschmeckend finden dürfte. Man schneidet von dem Käse dünne Scheiben ab, theilt diese wieder in ganz kleine Stücke (zwei bis drei Loth reichen hin für jede Person), kocht dieselben eine kurze Zeit in Wasser und rührt hernach ein wenig Mehl hinzu. Anfänglich ist die Suppe dünn, wird aber verdickt sie sich und wird wie Creme. Außerdem ist dem Lappen der Käse als Reizkost unentbehrlich. Will er eine Reise antreten, auf welcher er nicht hoffen kann, Leute zu treffen und ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, dann steckt er einen Käse in den Busen und begeht sich hinweg.

Nur im Sommer, im Juli und August, wird Käse gemacht. Früher darf man die Rennkühe nicht melken, weil bis dahin die Kälber alle Milch nöthig haben. Im September, besonders aber im Oktober, fängt die Milch schon an sparsamer zu werden. Was dann noch gemelkt und nicht gleich in der Haushaltung verbraucht wird, verwahrt man in kleinen Fäßchen entweder unvermischt oder auch vermischt mit einem im Hochgebirge wachsenden, feinen Kraute von säuerlichem und gutem Geschmack Jobmo (Rumex acetosa) oder auch mit Preißelbeeren und verwahrt es als Kittan-äse, d. i. Frühlingskost. Die wenige Milch, welche man noch zu Ende des Oktobers und im November erhält, läßt man gefrieren und nimmt sie als Klumpen mit in das untere Land, um mit dieser großen Leckerei Fremde traktiren zu können. F.

Victoria's Mineralschatz.

I.

Außer Gold, von welchem edlen Metalle wir weiter unten sprechen, besitzt die Kolonie einen immensen Reichthum an den meisten anderen Mineralien. Die Mehrzahl derselben ist aber noch wenig oder gar nicht technisch ausgebeutet, und hier ist für die Industrie der Kolonisten ein fast unübersehbares, weites Feld geboten.

Beginnen wir in nachfolgender gedrängten Uebersicht mit den schweren Metallen, so begegnen wir, außer Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Zink, Blei, Arsen, Antimon, Mangan, Wismuth und Eisen.

Silber wird in Reedy Creek und besonders zu St. Arnaud im Pyrenäengebirge in reichen Adern gefunden, und in letzter Zeit sind daselbst ausgedehnte Claims für Betrieb des Silbererzgbaues in Pacht genommen worden. Das Metall erscheint dort sowohl in Form von Chlor-Bromid (wie in Chili), als auch in der von Sulphureten. Das Hauptriff enthält auch reichlich Gold, so wie etwas Arsen und Wismuth. An der Oberfläche der Risse zeigen sich beide edle Metalle, bei tieferm Graben jedoch nimmt das Silber an Masse zu. Die Quarzwände bestehen aus blauem Schiefer. Durchschnittlicher Ertrag von kombinirtem Gold und Silber (meist ein Drittel Gold und zwei Drittel Silber) war bisher 7 bis 10 Unzen pr. Tonne, doch gewann man kürzlich über 1100 Unzen von 27 Tonnen Stein. Preis des Silbers ist 5 Schill. 6 Pence pr. Unze. Noch scheint die technische Ausbeutung sehr mangelhaft zu sein.

Kupfer hat man an Specimen Gully (Castlemaine) und in goldhaltigem Quarz in Dunolly und Bendigo gefunden. In letztgenanntem Distrikt, am Axe Creek, fand man kürzlich so reiches Kupfer im Stein, daß der Entdecker Ascott eine Lease des Grundes genommen hat. Ebenso ist Kupfer im Quarz am Mount Iba, M'Ivor Distrikt, und im Dandenong Gebirge gefunden worden. — Malachit (kohlensaures Kupferoxyd), Azurit, Kupferglanz ꝛc. existiren zu Steiglitz, Pyrretly n. a. O.

Zinn findet sich bekanntlich im schwarzen Sande des Ovens, und auch an der obern Yarra, Taradale, Strathbogie ꝛc. Der Ovenssand ergiebt 80 Prozent Zinn, und das Wochenprodukt für den Mann ist 1 bis 5 Ctnr.

Zink als Blende (aus Schwefel und Zink bestehend) findet man an Specimen Gully bei Castlemaine und Russel's Riff bei Malmsbury. Auch wurden Proben des Metalls in Daylesford und im Basalt bei Brunswick in der Nähe von Melbourne aufgefunden.

Blei als Sulphuret ward an manchen Goldfeldern: Bendigo, Steiglitz, Castlemaine und Maryborough gefunden. — Cuprobleimbit (Blei, Kupfer, Schwefel) ist zu M'Ivor verhanden.

Mangan als Pyrolusit (Braunstein) findet man an den Indented Heads; Eisen-Mangan mit Kupfer und Kobalt vermischt, an manchen Quarzriffen zu Dunolly ꝛc.

Eisenerze aller Art werden fast in allen Theilen der Kolonie reichlich vorgefunden. Gediegenes Eisen oder Erz, welches an 90 Prozent reinen Eisengehalt ergiebt, kommt namentlich im Western Distrikt vor. Meteor-Eisen ist in ungeheurem Klumpen bei Cranbourne, nicht weit von Melbourne, gefunden worden. — Eisen, Sulphurete, Pyriten, Schwefelkies, Markasit, Arseniteisen (Mispikel) sind allgemein verbreitet; ebenso in tertiären Felsen Brauneisenstein und Rotheisenocker. Spiegeleisen, Titan- und Magnet-Eisen ist nicht minder an vielen Orten verbreitet; Chromeisen, phosphorsaures Eisenoxyd werden in Heathcote und Tarrangower, Thoneisenstein (Röthel) wird in den Kohlenlagern gefunden.

Die Antimonium-Minen von M'Ivor haben in letzter Zeit allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und dieses Metall wird wahrscheinlich in Zukunft einen nicht ganz unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Es findet sich auch an der Yarra bei Templestowe, in Whroo, Heathcote, Maldon und Maryborough.

Zu der Klasse der leichteren Metalle und Metalleiden übergehend und mit den Edel- und anderen, zu optischen Zwecken geeigneten, Steinen beginnend, erwähnen wir: Diamanten vom Ovensdistrikt; blaue und rubinrothe Saphire; Korunde; Rubinspinelle; Zirkone, weiße, blaue ꝛc. Topase im Dandenong-Gebirge, in Ararat und den Goldgängen fast aller Goldfelder. Ferner werden daselbst im Quarz häufig gefunden: Bergkrystall, Achat, Chalcedon, Hornstein, Jaspis ꝛc. Von Opalen fand man Hyalit an mehreren Orten; Halbopal bei Melbourne; Chloropal am Deep Creek, Mount Bullangarook, und opalisirtes Holz am Paß River und Western Port ꝛc. Schwarzer Turmalin oder Schörl ist sehr gewöhnlich im Granit des Ovensdistrikts, in den Goldgängen und an Wilson's Vorgebirge. Hornblende sieht man bei Lancefield, M'Ivor; Augit (Kokolith) in Basalt, Chlorit in den Quarzriffe zu Castlemaine; dann Olivin, Rubellan ꝛc. im Basalt; Feldspath (Albit, Labrador) in Knyeton, Amherst ꝛc. Zeolite oder Kochsteine (Analcim, Chabasit, Natrolit) sind auf Philip Island, bei Richmond und Clunes ge-

Digitized by Google

funden worden. Graphit (Reißblei, Plumbago) ist an den Owens Goldfeldern vorhanden, und Arragonit sehr gemein in den Blasenräumen des Basalte.

Gyps (Selenit) ist reichlich auf den Schafkristen an der Wimmera. Kalkspath, Magnesit (kohlensaure Magnesia), Alaunstein, sind mehr oder weniger häufig in den ihnen zukommenden Erdschichten.

Ausgedehnte Kalllager sind bisher noch nicht aufgefunden worden, mit Ausnahme von einem im Snowy River Distrikt, welches an 50 Meilen im Umfang hat, aber schlecht zugänglich ist. — Marmor ist in Geelong an der Seeküste zu finden, wofür sich eine Gesellschaft zur Bearbeitung gebildet hat. — Der Südküste entlang sind weite tertiäre Kalk- und Thonlager verbreitet, die Septaria enthalten, welche einen vortrefflichen Cement liefert. Zur Gewinnung desselben hat sich ebenfalls vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet, der man die besten Resultate prophezeit. Da Cement bisher eingeführt werden mußte, so ist diese neue Industrie jedenfalls der Kolonie vortheilhaft. — Die Thonerden der Kolonie überhaupt sind für dieselbe von hoher Bedeutung. Man findet die verschiedensten Arten, die sich für Töpferwaaren und Porzellanfabrikation eignen. Für letztere besonders existirt in Masse ein Thon von bester Qualität: Kaolin, am Deep Creek, 12 Meilen von Melbourne, mit dessen Gewinnung eine Gesellschaft eifrig beschäftigt ist. Eine der feinsten Porzellanerden der Welt ist gleichfalls in der Gegend von Dunolly am Mount Ugly entdeckt worden, welche dem Devonshire-Kaolin nicht nachsteht.

Werthvolle Schieferlager sind in den Distrikten Bendigo, Heathcote und Maldon vorhanden. An Bausteinen ist natürlich kein Mangel irgend einer Art; doch hat man bisher wegen schwieriger Transports sich in den Städten am Seeufer mit nicht ganz geeignetem Material begnügen müssen. Der Basalt (Bluestone) ist zwar vortrefflich, aber nicht angenehm für das Auge, wegen der dunkeln Farbe. Die Quadersteine von Barrabool Hills, Bachus Marsh, Darley rc. sind nicht sehr dauerhaft und bedürfen eines künstlichen Ueberzugs, um haltbar zu sein. Granit von guter Qualität, aber wegen bedeutender Härte schwer zu bearbeiten, ist vielfach verbreitet. Als besonders werthvoll werden die Granite von Beechworth bezeichnet, welche hübsch gefärbt, weniger hart sind, und viel Feldspath enthalten. Die porphyrartigen eignen sich für Kunstwerke, Denkmäler rc.

Obwohl man annimmt, daß die kohlenhaltigen Erdschichten sich über einen Flächenraum von 3000 Quadratmeilen erstrecken, so sind doch noch wenig ergiebige Kohlenlager entdeckt und ausgebeutet worden. Das bekannteste Kohlenfeld ist am Cap Patterson, wo die Schichten von einigen Zollen bis vier Fuß Dicke sich zeigen. Andere Lager befinden sich in den Distrikten Gippsland, Mornington, Grant, Bourke, Polworth und Portland Bay. — Braunkohle wird in der Nähe von Ballarat und anderen Stellen gefunden, aber nicht ausgebeutet, wie zur Zeit leider noch so viele andere Mineralschätze der Kolonie.

Gold.

Der Flächenraum der Kolonie wird auf 86,831 Quadratmeilen angegeben. Von diesen enthalten nach neuesten Bestimmungen der Geologen ungefähr 3000 Meilen Granit und verwandte Massengebirge; 10,000 M. Basalt- und andere Felsen vulkanischen Ursprungs; 25,000 M. Flötzgebirge der devonischen und silurischen Perioden: Sandstein-, Thon- und Schieferbildungen; 28,000 M. Tertiärschichten 3000 M. Kohlenlager; und der Rest, 17,830 M., ist noch nicht geologisch untersucht. Dieser letzte Theil liegt meist östlich von Beechworth, nördlich vom Omeo und am Snowy River, so wie westlich von Melbourne in den Distrikten Dundas, Heytesbury, Polwarth rc.

Die paläozoischen Schichtenbildungen erstrecken sich mitten durch die Kolonie von Osten nach Westen, einige 50 oder 60 Meilen weit, zwischen den Parallelen 36 G. 30 M. und 37 G. 30 M. Nördlich, im Murray-Gebiet, sind die tertiären Bildungen vorhanden; und im Süden die Basalte und Feuerbildungen, fast alle westlich vom 145. Meridian.

Von den 25,000 Meilen der Schichtenbildung sind bis jetzt nur wegen der Golderzeugung 6000 Meilen bergmännisch erforscht und bearbeitet; der Rest ist entweder gar nicht oder nur flüchtig durch verschiedene prospektirende Partien 1860 bis 61 untersucht worden, in Folge dessen das Crooked River Goldfeld, und einige andere an den Zuflüssen und Quellen der Yarra aufgefunden wurden. Ein sehr großer Theil dieser goldhaltigen Land- und Gebirgsstrecken ist indessen noch ganz vernachlässigt, und Sachkundige weisen auf eine Menge Gegenden hin, wo mit höchster Wahrscheinlichkeit bedeutende Goldlager sich befinden müssen. Es sind dies u. A. die Flüsse Delatite, King, Holland, Brocken, Wonangaratta, die Zuflüsse des Macalister, der Wimmera, des Richardson und ein großer Theil der Gegend westlich vom Goulbourn. Ohne Zweifel sind auch noch in den bekannten Goldgegenden unzählige reiche Stellen unentdeckt, was durch fortwährend neue Auffindungen bewiesen wird. Außerdem aber vermuthet man, daß die unter den ausgedehnten Basaltmassen liegenden paläozoischen Sandstein- und andere Schichtenbildungen unerschöpfliche Goldmassen bergen.

Man hat sich nämlich nun überzeugt, daß vielfach unter dem Basalt und der Lava unmittelbar auf den Sandstein- und Thonschichten Goldlager ruhen. Die Tiefe des Basalts nach der Tiefe zu ist natürlich sehr verschieden, aber an vielen Stellen so bedeutend, daß 400 bis 600 Fuß tief durch den harten Stein gebohrt werden muß, bevor man das Goldbett erreicht. Es ist die Meinung der Geologen, daß sich namentlich unter den großen Flächen im Westen reiche und weite Goldlager befinden.

Was nun die Tertiärbildungen im Norden betrifft, die sich zwischen den Gesteinsmassen der silurischen Periode und dem Flußbette des Murray weit erstrecken, so sind diese noch wenig untersucht, doch wird wahrscheinlich zunächst auch dort die Gegend nördlich von Hunnly und westlich vom Campaspe, so wie jene nordwestlich von Barnawartha nahe am Murray exploriet werden.

Welche Ausdehnung die Goldminen Victorias in den elf Jahren seit der Goldentdeckung gewonnen haben, mag man daraus schließen, daß der Werth der Waschinen und Werke in den Goldfeldern sich auf anderthalb Millionen Pfund Sterling beläuft, und auf den Minenkarten nicht weniger als 1302 goldhaltige Quarzriffe verzeichnet sind.

Das Gold wird in neuerer Zeit meist durch größere Arbeitskraft als früher erworben, und die Ausbeute bleibt im Ganzen nur dadurch ziemlich gleichmäßig, weil sie von den tiefen Leads und den Quarzriffen gewonnen wird. Hinsichtlich dieser aber ist viel Kapital erforderlich, zugleich jedoch ist in den meisten Fällen der beste Weg zum Erfolg kooperative Arbeit. Wo diese Erfordernisse nicht fehlen, sind gute Resultate sicher, wie dieses mehrere Gesellschaften in Ballarat, Inglewood rc. beweisen, trotz unsäglicher Hindernisse, die überwunden werden mußten. Uebrigens ist noch Manches zu thun, und namentlich viel durch geeignete Wasserbehälter und Abzugskanäle zu verbessern.

(Aus der „Australischen Vierteljahrsschrift")

Digitized by Google

Glücksspiele und Aberglauben in Rom.

Auch die heutigen Römer glauben noch, wie ihre Vorfahren, daß Fortuna ihre Freizügigkeit aufgegeben, daß das Glück in ein Füllhorn sich eingewandelt habe und allwöchentlich seine Gaben ausstreue. Wir sagen allwöchentlich, weil die römische Regierung, die geistliche Regierung, in jeder Woche diesen Glauben neu belebt. An jedem Sonnabend zeigt sie dem Volke die Glücksgöttin in Gestalt eines Nummern und Gewinne ziehenden Waisenknaben auf dem Balkon des Finanzministeriums. Daß Lotterien verderblich sind und nur Armuth, nicht Wohlstand erzeugen, weiß Jeder; sie gleichen nur Blüthen, die an Fäden angekunden sind; aber keine ist verderblicher, als die alte Zahlenlotterie, bei der, durch die geringen Einsätze, der Aermste gerade am meisten gepfändet wird. Es ist dieses eine so ausgemachte Wahrheit, daß die ganze Welt daran glaubt, mit Ausnahme des gläubigen Rom und des gläubigen Neapel. Man denke sich, was es heißt, wenn in jeder Woche dem Armen, welcher am meisten leichtgläubig ist, weil er am meisten hofft, die Berechnung es zurauut, daß er jetzt am Wendepunkte seines Schicksals stehe, daß ein Opfer von wenigen Groschen ihn zum glücklichsten Menschen mache und daß sein lang gehegter Traum jetzt eine Wahrheit werde. Ist es da ein Wunder, daß die Lotteriebütteany, die bis spät in die Nacht geöffnet bleiben, fortwährend gefüllt sind und daß das Lotto als eine Hauptreinnahme im Kirchenstaate, nach Abzug aller Kosten, fast noch eine halbe Million Thaler beträgt? Und wo giebt es eine widerlichere Scene, als wenn man sieht, wie das Glücksspiel den Segen der Kirche empfängt und durch Assistenz eines Prälaten im vollen Ornat weie eine religiöse Ceremonie erscheint?

Alle diese wunderlichen Erscheinungen, die längst in anderen Staaten abgethan sind oder wenigstens mildere Formen angenommen haben, blühen noch in Rom, und während der vorsichtige Staat keinen Schritt wagt, ohne den Boden zu prüfen, betet die Kirche, statt des ewigen Gottes, den glücklichen Zufall an und das „Wagen gewinnt" weich ihr Motto. Ja, die Kirche muß sich der Lotterie unterordnen, die ewigen Loose des zeitlichen, und während alle anderen Händler ihre Läden am heiligen Sonntage schließen müssen, steht der Lotteriehändler über dem Gesetz, und die Pforten, die zum Tempel der Fortuna führen, sind noch weiter geöffnet als die Gnadenpforten der Kirche. Wo so Viele sind, die nichts zu verlieren haben, und die Versuchung so groß ist, bilden natürlich die Glücksritter eine große Gemeinschaft, und wer am Ziehungstage dem Platz vor dem Finanzministerium, die Piazza Madama, passirt, der kann hier die systematische Verdummung und Ausbeutung mit Händen greifen.

Männer, Weiber, Kinder mit Lotteriezetteln in der Hand füllen den Platz und können kaum die zweistie Stunde erwarten, wo der Segen der Kirche von oben über sie herabkommen wird. Sie unterhalten sich über ihre Träume, Wetterereignisse, Unglücksfälle, denn alle diese zufälligen Erscheinungen sind in den Kalendern und Prophezeiungsbüchern, die vom Staat als fromme Lektüre anerkannt und auch in den privilegirten Bureaux verkauft werden, als göttliche Fingerzeige gedeutet und nach kabbalistischer Art in Zahlen übersetzt.

Endlich erscheint auf dem Balkon der langersehnte Waisenknabe im weißen Chorrock; ein Prälat im violetten Amtskleide begleitet ihn, Sekretäre und Kanzleidiener stellen sich in zweiter Linie auf. Unter Trompetenschall, der aus den Zimmern ertönt, schlägt der Waisenknabe das Kreuz, als wäre hier eine heilige Handlung, und nimmt nun die Nummern aus der vor ihm stehenden Urne. Ein Diener mit weittragender Lunge ruft sie aus; noch ist kein Treffer gekommen, da scheint die erste Ambe einen Glücklichen gefunden zu haben. Man hört ein Schreien und Toben von einem Kerl, der in heftigster Weise gestikulirt und seine beiden Nummern triumphirend den Umstehenden zeigt; aber der arme Schelm, dessen Gesicht eben so viel Falten und Knitfe hatte, wie sein Hut, er muß in der Kenntniß der Zahlen nicht hinlänglich bewandert gewesen sein; entweder sein Auge oder sein Ohr hat ihn getäuscht; genug, die 150 Skudi, die er schon in seiner Tasche sah, sie waren durch die Grausamkeit einer bösen Sieben, die mit einer Eins eine verführerische Aehnlichkeit hatte, spurlos vernichtet. Der unglückliche Familienvater, von der Höhe seiner Triumphe so unbarmherzig herabgestürzt, läßt einen Fluch nach dem andern hören, verwünscht Haus, Familie, Vaterland, Regierung, Pfaffen und entfernt sich fpornstreichs, noch immer mit den Händen nach oben drohend, kaum seiner Sinne mächtig.

Solche Scenen, welche die Bestialität im höchsten Grade offenbaren und ihre schuldigen Anstifter im schwärzesten Licht erscheinen lassen, wiederholen sich während einer ganzen Stunde, denn so lange dauert die Ziehung. Die Urne mit den 90 Nummern ist entleert; sie war die Bühne der Pandora. Wie viel Trauer, Elend, Verzweiflung mag sie in Roms Mauern verbreitet haben, denn selbst die wenigen Glücklichen werden gewöhnlich nach dem Sprichwort: so zerronnen, wie gewonnen, die Opfer einer unersättlichen Habsucht. Und dieses Gift wird unter den Augen des Statthalters Christi und mit einer besondern Approbation alle acht Tage ausgestreut und die Verluste und die Thränen des Volkes füllen den Säckel des Finanzministers. Die moralische Versumpfung, die hierdurch erzeugt wird, ist nicht zu berechnen. Die deutschen Lotterien und Spielhöllen sind zwar auch ein Krebsschaden, der so bösartiger Natur ist, daß selbst Herr Stahl in dem preußischen Herrenhause das Frankfurter Volksparlament zum ersten Male nach zehn Jahren lobte, weil es beiden den Krieg erklärte, aber was die Demoralisation betrifft, so trägt doch die italienische Zahlenlotterie den Preis davon. Sie wendet sich vorzugsweise an die Mühseligen und Beladenen und flackelt durch die kurzen Pausen immer von neuem die Leidenschaften an. Und nun noch der Prälat, der Geistliche neben dem Glücksrade! Kann man Himmel und Hölle besser verhöhnlichen? Um diese Scene, diese Volksbeglückungsmethode bildlich darzustellen, sollte man, wie Adolph Stahr treffend vorschlägt, einen Marsyas malen, der einen Apoll schindet. Im Norden würde selbst das Glücksspiel kein solches Unheil anrichten, wie hier. Der Italiener aber neigt weit mehr dazu, sein Glück durch einen Wurf zu gewinnen, als der Deutsche, der besonnener und ruhiger ist und mehr überlegt, ehe er in die Tasche greift. Der Italiener ist kein Freund der langsamen Arbeit oder der großen Spekulation, welche mit dem Verstande berechnet sein will. Das Glücksrad macht das bei weitem bequemer und schneller, und der Zufall schmeichelt der Phantasie weit mehr als das trockene Rechenexempel. Oft sieht man hier Bauern, die Truthühne oder Enten vor sich hertreiben. Sie gehen von Haus zu Haus, wie Hausirer, welche von Handel und Wandel leben, und Jeder glaubt, daß sie, wie andere Händler, ihre fette Waare anbieten. Erst wer genau zusieht, der wird gewahr, daß der denkende Landmann dasselbe Geschäft betreibt, wie die Regierung, und der Hirt seine Heerde ausspielt. Würde eine deutsche Hausfrau auf diesem hier nicht ungewöhnlichen Wege eine Ente zu gewinnen suchen und den Sonntagsbraten dem Spiele des Zufalls anvertrauen? Eine Lotterie mit gefährlichen Nieten auf der einen Seite und eine Ambe mit schnatternden Enten auf der andern? Der deutschen Hausfrau sind die Flügel der Phantasie nicht zu groß gewachsen, um bis zum ebbaren Geflügel zu reichen; der Italiener aber — denn er belorgt größtentheils selbst diese Einkäufe — er glaubt immer der Auserkorene zu sein, der eben so schnell Herzen wie Ambeu und Enten gewinnt.

Der Aberglaube, dieser Auswuchs der Phantasie, ist beim

Digitized by Google

Glücksspiele das mächtigste Behikel, und eine Regierung, die das Spiel gestattet, erzieht zugleich den Aberglauben. Der Glaube befördert die Seligkeit im Jenseits, der Aberglaube im Diesseits. Ein eifriger Spieler fehlt in Rom bei keiner Hinrichtung, und das will viel sagen. Er zählt dann die Zahl der Blutstropfen, mit denen der Boden benetzt ist, und spielt die Summe am nächsten Sonnabend. Ist der Thor durch das Blut eines Verbrechers recht hienieden selig geworden, so besucht er das Irrenhaus, und den unglücklichen Wahnsinnigen, denen vielleicht die Lotterie den Verstand gerandt hat, macht er so lange Zeichen, bis sie ihm durch die vergitterten Fenster irgend etwas Zahlähnliches zeigen oder zurufen. Hilft auch dieses nicht, so ist das letzte Mittel die Bettelei, und der Bettler gesteht ganz offen, wozu er dieses Mal das Almosen benutzen wird; und oft macht der edle Geber, eben so abergläubig, noch ein Kompagniegeschäft mit dem Glückstritter und Beide träumen sich glücklich bis zur entscheidenden Stunde am Sonnabende.

Jean Paul sagt einmal: „Ich knirsche die Zähne über die gewinnsüchtigen Heuchler, die Menschen, welche bei ihren Lotterieboviten Gott wie einen Fürsten zu Gevatter bitten, damit er ihnen ehrenhalber ein Pathengeld in die Windeln schiebe.“ Wenn nach Pythagoras die Zahl der Urquell aller Dinge ist, so sind die heutigen Römer auch Pythagoräer. Was ihnen in die Augen fällt oder vor den Ohren summt, das übersetzen sie wie die Mnemotechniker in Zahlen. Das Summen bedeutet hier wirklich Summen wie auf der Pariser Börse. Es wird erzählt, daß, als einst Feuer in dem Quirinal, dem Palaste des Papstes, war, die „prenditorii per il lotto,“ die Lotteriehäter, so belagert waren, daß fast eine Revolte entstanden wäre, und kein Mittel übrig blieb, als die Läden zu schließen. Jeder wollte die Nummer haben, die Feuer beim Papst bedeutet, und Jeder wollte der erste Glückliche sein. — Ein besreundeter Künstler theilte uns mit, er habe einst das Unglück gehabt, die Treppe von seiner Wohnung herunterzufallen und sich dabei zwei Zähne auszuschlagen. Seine sonst sehr aufmerksame Wirthin fragt, ehe sie dem Leidenden Beistand leistet, wie viel Zähne er verloren, zählt die Zahl der Stufen, multiplizirt Zähne, Stufen und Datum und schickt sofort in das nächste Lotteriebüreau, um so schnell wie möglich das Facit der Rechnung, die geheimnißvolle Glücksnummer, zu erhalten. — Alle Publikationen, die der Regierung sowohl, wie die von Privatleuten, gehen mit großer Langsamkeit vor sich; die Buchdruckerkunst hat noch immer ein Bleigewicht und die Schreibkunst ist nicht übermäßig verbreitet. Die Bekanntmachungen der Lotterie aber durchfliegen mit elektrischer Schnelligkeit die Straßen, und in einer Stunde weiß man auf allen sieben Hügeln, vom Aventin bis zum Pincio, vom tarpejischen Felsen bis zum Viminal, vom Monte Mario bis nach dem Esquilin, welche Nummern gewonnen haben. Zum ersten Male machten wir die Erfahrung, daß die Italiener doch noch ein Allegro außer dem in der Musik haben, und daß die Geschwindigkeit ihrer Beine fast mit den Wundern der Telegraphie wetteifern kann. In Italien sind so viel Unglücksboten in fortwährender Thätigkeit, daß die wenig beschäftigten Glücksboten noch ihre ungeschwächte Kraft besitzen.

Wenn auch Italien seine Einheit noch nicht errungen hat, so so hat es dennoch außer seiner innern Spaltung noch ein gemeinsames Loos, nämlich das Lotterieloos. Jenseits der Alpen ist das Glücksrad, das nur die kleinste Minorität trägt, während die Uebrigen davon gerädert werden, in permanenter Thätigkeit, und selbst in dem freisinnigen, konstitutionellen Piemont verschmäht es die Regierung nicht, mit den Aermsten Bürgern ein Spielchen zu machen. Nirgends ist aber das Spiel so schädlich, wie in Rom und Neapel, wo das Volk so wenig Erwerbsquellen hat und keine Stimme laut werden kann, um der Thorheit, dem Aberglauben Einhalt zu thun. Wo auf anderen Gebieten so wenig zu hoffen ist, hat natürlich die Lotterie die meisten Freunde, die Lotterie, die weiter nichts ist, als die Besteuerung der süßesten Träume des Menschen, die ihm das Erdenleben erleichtern, die Besteuerung der Hoffnung, dieser zweiten Seele der Unglücklichen. Du trägst den Cäsar und sein Glück, so denkt heute noch der Römer, der, mit einer lebhaften Phantasie begabt, eine geregelte Thätigkeit scheut und am liebsten von der Hand in den Mund lebt. Ein Feind aller Pläne, die erst in langer Zeit zu realisiren sind, liebt er das Spiel, diese Thätigkeit ohne Beschwerde, und würde nie weinen wie Alexander, daß er ein reicher Erbe ist und so wenig selbst gewinnen könne. Eben so viel Aberglauben wie er zeigt, um das Glück zu erobern, eben so viel zeigt er, um das Unglück abzuwenden. Während im Norden der Aberglaube im Reiche der Geister und Gespenster bei unsichtbaren Wesen seine Befriedigung findet, verlangt der Südländer, für den die Nacht nichts Unheimliches hat, selbst für Lug und Trug einer positive Grundlage. Er sieht am hellen Tage die Gespenster und besitzt über ihre Eigenschaften einen eben so präcisen Katechismus, wie über seine Träume. Wer das Unglück hat, Augen zu besitzen, die stark hervortreten und viel Weißes blicken lassen, wer bleich oder mager ist und düstere Blicke vor sich hinwirft, der ist ein gettatore und mit dem Fluche des malocchio, des bösen Blicks, beladen. Das ist das unheimliche Gespenst des Südens in menschlicher Gestalt; es erregt Schrecken und Entsetzen und man weicht ihm aus, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Hic niger est, hunc tu Romane caveto! hätte dich vor den Schwarzen! sagte schon der alte Römer. Nur ein Mittel giebt es, um den bösen Zauber zu bannen: man streckt den Zeigefinger und den fünften Finger hervor und zieht die andern bis auf die Handfläche zusammen; nur diese so gebildeten „Hörner“ vermögen es, die bösen Folgen eines so unangenehmen Rencontre abzuwenden. Noch bequemer kann man sich die Sache machen, wenn man die Waffe der Vertheidigung, die Hörner, im Miniaturformat bei sich trägt; die eigene Hand zu bewegen ist dann nicht mehr nöthig; eine kleine zierliche Korallenhand, die Herren an der Uhrkette, Damen an der Brosche befestigt tragen, leistet dieselben Dienste und schützt den Träger gegen jedes Ungemach. La mano cornuta, die gehörnte Hand, ist ein in Rom und Neapel gebräuchlicher Gegenstand der Toilette, der aber so zierlich wie nützlich ist, und auch in den Zimmern findet man große Hörner am Spiegel als eine geheimnißvolle Decoration, wie man im Alterthume das Medusenhaupt an Gebäuden und Geräthschaften anbrachte, um mit dem Schreckensbilde der Gorgonen, jeden andern zu lähmen. Wer im alten Griechenland sich glücklich pries, sah sich dabei in den Busen, und als einst der Beherrscher von Samos, Polykrates, diese demüthige Ceremonie, vielleicht aus Anstandsrücksichten, unterlassen, floh ihn Freund und schiffte schnell sich ein mit den bezeichnenden Worten: „Die Götter wollen dein Verderben.“ Die heutigen Römer sind nicht der Meinung, daß das Glück seinem entgegengesetzten Pole so nahe verwandt sei, und fürchten nicht die Lehre der Schiller'schen Ballade. —

Wir haben das Vorstehende dem „Corso und Torso“ von Hermann Lessing entnommen. Dieses Buch gewährt eine eben so angenehme, als lohnende Lektüre und verdient Beachtung. Der Verfasser ist unbefangen, er hat einen scharfen Blick, gebietet über eine Fülle von Kenntnissen, hat seine Klassiker mit Nutzen gelesen und auch ein poetischer Zug fehlt ihm nicht. Dazu kommt eine ansprechende Weise der Darstellung, ein einfacher, geschmackvoller Styl, der fern ist von gesuchten Spitzen und es gereicht Herrn Lessing gewiß zum Lobe, daß man ihm den Berliner nicht anmerkt. Man sieht sein Buch mit Genuß, auch wenn man Adolf Stahr's meisterhafte Schilderungen kennt; es ist die gelungene Arbeit eines sehr gebildeten, gediegenen und humanen Mannes.

Digitized by Google

Die jüngsten Nachrichten über Eduard Vogel.

Zu den vielen, zumeist unklaren, einander widersprechenden Angaben über Eduard Vogel's Ende, ist in der jüngsten Zeit noch eine gekommen, welche die wahrscheinlichste von allen ist. Sie rührt von einem Neger aus Kuka in Bornu her, der im Februar 1863 zu Tripolis ankam und dort beim englischen Generalkonsul, Oberst Herman, Audienz machte. Er sei Vogel's Diener gewesen. Die Mittheilungen dieses Mohammed ben Suleyman sind zusammenhängend und erscheinen glaubwürdig. Herr Herman sandte über die Besprechungen, welche er mit diesem Manne hielt, einen Bericht an das Ministerium des Auswärtigen nach London, und dieses schickte eine Abschrift an einen Bruder Vogel's, der in Dresden lebt. Hier kam sie am 15. Mai im Verein für Erdkunde zur Mittheilung und Erörterung. Der wesentliche Inhalt wurde vom Vorsitzenden des Vereins, Karl Andree, sofort nach Vogel's Vaterstadt Leipzig übermittelt und erschien in Nr. 41 der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

In dem Berichte, welches Generalkonsul Herman mit dem Mohammedaner Neger vornahm, erklärte derselbe, er sei zugegen gewesen, als Vogel auf Befehl des Herrschers von Wadai getödtet wurde. Nach Tripolis sei er gekommen, um dem britischen Konsulate mitzutheilen, was er über Vogel wisse. Auf die Fragen, welche Oberst Herman an Mohammed ben Suleyman stellte, antwortete dieser:

„Ich bin aus Kuka in Bornu gebürtig und ging von dort mit Dr. Vogel, der außer mir noch drei andere Diener bei sich hatte, nach Wadai. Wir kamen während unserer Reise über Kabar, Dahibie, Unsarus (— oder Nusarus; die vor mir liegende Londoner Kopie ist, obwohl amtlichen Ursprungs, mehrfach nicht deutlich geschrieben —), Marte, Gbarf Schabah, Credo, Bahar el Gasal, Bled Oulet Karfeid, Bahar el Fitri, Gao, Barked Boreit und Dar el Mabu nach Wara.

Wir waren, kurze Rasten eingeschlossen, sechs und zwanzig Tage unterwegs. Vogel ging am Tage nach seiner Ankunft in Wara zum Sultan, der ihn ungemein freundlich aufnahm und Quartier für ihn und seine Begleiter im Hause des Hagig (d. h. Kaid) Abeigama anwies; dieser ist Befehlshaber der Reiterei in Wara. Der Sultan fragte den Doktor, weshalb er nach Wadai gekommen sei, worauf dieser antwortete, er sei gekommen, um das Land zu sehen.

Am vierzehnten Tage nach unserer Ankunft ließ der Sultan den Doktor rufen und bedeutete ihn, sofort das Land zu verlassen. Dr. Vogel bzgab sich darin in seine Wohnung zurück und traf Vorkehrungen zur Abreise; kaum aber ein Diener des Sultans und besahl uns, das Haus nicht zu verlassen. Nun wollte der Doktor den Sultan sprechen und steckte einen Revolver in seinen Gürtel, wovon ich ihm abrieth. Vogel ging aber zum Sultan, der Befehl gab, die drei anderen Diener des Doktors: Massut, Dunkud und Maddee, zur Stelle zu schaffen. Als diese da waren, sagte er zum Hagig Abeigama: „Dieser Christ muß sterben.“ Abeigama machte Gegenvorstellungen; der Sultan jedoch gab seine Befehle und uns Allen band man die Hände auf den Rücken. Dr. Vogel wurde von zwei Lanzenspitzen durchbohrt, fiel schwer zur Erde nieder und stöhnte sehr. Dann wurde ihm sogleich der Kopf abgeschnitten. Seine drei Diener wurden auch getödtet, und mir war dasselbe zugedacht. Ich hatte aber meinen Arm losgemacht, mit dem ich drei Säbelhiebe auffing. Als der Hagig Numa merkte, daß ich noch nicht todt sei, bat er den Sultan, mir das Leben zu schenken. Dieser sprach: „Schafft ihn fort und verkauft ihn als Sklaven!“

„Ich bin nachher sieben Monate in Wara geblieben, so lange, bis meine Wunden geheilt waren, und wurde dann an einen Hirten verkauft. Dieser schickte mich nach einer Stelle, die vier Tagereisen von Wara entfernt ist; ich mußte sein Rindvieh und seine Schafe hüten. Nach etwa fünf Monaten stahl ich einen Ochsen oder eine Kuh, und entfloh; aber nach acht Tagen ließ ich das Thier im Stiche, damit seine Fußspuren nicht die Richtung, welche ich nahm, verrathen möchten, und wanderte nun eine Zeitlang in der Wüste umher. Ich aß Wurzeln, die ich dann und wann fand, und erreichte endlich Berua, wo ich bisher mich aufgehalten habe.“

Dieser Erzählung zufolge wäre Dr. Vogel im Februar 1856 ermordet worden. Die Angabe, daß der Neger einen Ochsen gestohlen habe, um sich desselben als eines Reittieres und zur Flucht zu bedienen, hat nichts Unwahrscheinliches und wird wohl ganz richtig sein. Bekanntlich wird das Rindvieh auch in anderen Theilen Afrikas, z. B. in der Kapkolonie, zum Reiten benutzt. Was Wadai anbelangt, so erhielt Konsul Herman auf seine Nachfrage bei dem jetzt in Tripolis anwesenden Bruder des Sultans, Edrisi, zur Antwort, man habe in Wadai Ochsen, die man mit Hosen beschlage und die so schnell liefen wie Pferde.

Nachdem Mohammed ben Suleyman diese Erzählung beendet hatte, mußte er noch eine Anzahl Fragen beantworten. „Ich bin“, sagte er, „in Vogel's Dienste schon gewesen, ehe er nach Wadai ging; ich hatte ihn nach Maudara und Adamaua begleitet; bis ich vom Sultan (von Bornu) zurückgerufen wurde, und war auch mit ihm in Yarida. Dort kamen wir in eine große Stadt, die mit einer hohen Mauer und Graben umgeben ist. Der Sultan dieser Stadt schenkte dem Doktor einen Fisch, dergleichen dieser noch nie gesehen hatte (— dieser Stadt, Sabea, erwähnt Vogel in einem Briefe vom December 1855, in welchem er auch den Fisch beschreibt —). Wir gingen dann nach Süden hin und kamen wieder über den Benuwe (Bimé) zurück; aber die Ueberschwemmung zwang uns zur Rückkehr.

Als Dr Vogel von Bornu nach Wadai aufbrach, bestand seine Partie aus fünf Personen, wovon zwei beritten und drei zu Fuß.

Vogel war von kleiner Statur, hatte sehr helle Hautfarbe, blondes Haar und blaue Augen. Er trug für gewöhnlich eine Tobe und einen Turban; nur einmal während der Reise, in Scharonma, hat er europäische Kleidung angelegt. Er hatte eine Mütze mit einem Goldstreifen, einen dunkelbesetzten Rock und einen schwarzen Ueberzieher.“

Als Konsul Herman die Frage über Vogel's europäische Tracht an den Neger stellte, nahm der Dolmetscher Friedrich Warrington eine sphäre blaue Mütze und fragte, ob jene Vogel's derselben etwa ähnlich gewesen sei. Die Antwort lautete: „Nein.“ Als ihm dann Herman's Mütze (eine forage cap) gezeigt wurde, die einen breiten Goldstreif hatte und oben auf dem Deckel mit Gold geflickt war, rief er sogleich: „Ja, so hat Vogel's Mütze ausgesehen!“ Konsul Herman bemerkt nun in seiner amtlichen Mittheilung: „Die Mütze, welche Dr. Vogel trug, hatte einst mir gehört. Ich schenkte sie Herrn Warrington, dem sie zu klein war; er gab sie dem Doktor. Der mit Schnüren besetzte Rock Vogel's war hier in Tripolis nach dem Muster eines meiner Röcke verfertigt worden.“

Das Verhör nahm seinen Fortgang. Auf die Frage, wie Vogel sich in Wara die Zeit vertrieben habe, antwortete der Neger: „Einen großen Theil des Tages über schrieb er und Nachts sah er durch sein Glas nach den Sternen.“

Frage: Ist bei oder in Wara selbst ein hoher Hügel? — Antwort: Allerdings, neben dem Serai; denselben darf nur der Sultan und dessen Familie besteigen oder irgend Jemand, welcher dazu vom Sultan besondere Erlaubniß erhält. Vogel hatte vergeblich um solche Erlaubniß gebeten; er hat keinen Versuch gemacht, denselben insgeheim zu ersteigen.

„Hast Du eine Meinung darüber, aus welchen Beweggründen der Sultan den Doktor um's Leben gebracht hat?“ Auf diese Frage entgegnete Mohammed ben Suleyman Folgendes: „Bornu und Wadai waren damals im Kriege mit einander. Der Sultan

Digitized by Google

mag wohl gemeint haben, Vogel sei ein vom barmanischen Sultan abgeschickter Zauberer, um das Land zu bekexen."

„Bürfte man in Deiner Vaterstadt Kuka Etwas von Vogel's Tod, als Du dorthin kamst? — Es ging ein Gerücht darüber, aber man glaubte es nicht.

Hatte Meinder (Rotwurf Macguire) Kuka schon verlassen, als Du wieder dorthin kamst? — Ja; er war auf der Reise nach Fezzan ermordet worden. Er war ein sehr hoch und kräftig gewachsener Mann. —

Du giebst an, daß Du die Reise hierher nach Tripolis unternommen habest, um mir die Umstände von Vogel's Tode mitzutheilen. Seit seinem Tode sind nun sechs Jahre verflossen; wo her dieser lange Aufschub?

Antwort. Erstens: Der Sultan (— von Bornu —) sagte mir, der Weg nach Fezzan sei unsicher. Zweitens: Er befahl mir, zu bleiben (in Kuka), bis er erfahre, was für ein Resultat sein Ansuchen beim Sultan von Waday haben werde; er hatte sich nämlich an diesen wegen Herausgabe von Vogel's Effekten gewandt. Drittens fehlte es mir auch an Mitteln und passender Gelegenheit. Der Sultan von Waday wollte Vogel's Sachen nicht herausgeben, weil eine seiner Karawanen in Bengasi mit Beschlag belegt worden war. Diese wurde nach Vogel's Tode mit Beschlag belegt.

Kennst Du Ebrisi (Bruder des Sultans von Waday)? — Wir haben Kuka mit derselben Karawane verlassen; vorher habe ich ihn nie gesehen. Er ist ein (— hier ist ein unleserliches Wort in der amtlichen Abschrift; es steht etwa aus wie Jego) und soll aus Wara gebürtig sein. —

Bist Du auf Deiner Reise nach Murzuk einem Christen begegnet? (Der Konsul hatte Herrn von Beurmann im Sinne). — Ja, in Aghadem.

Wohin ging er? — Er war ursprünglich seine Absicht, sich nach Wara zu begeben, als ich ihm aber die näheren Umstände von Dr. Vogel's Tode mittheilte, beschloß er, zu Kuka (— Kasewa steht im Text —) an der Grenze Halt zu machen, von dort aus an den Sultan zu schreiben und die Herausgabe von Vogel's Effekten zu fordern. — Er wünschte, daß ich ihn begleiten möchte; das lehnte ich aber ab, weil ich dann in einem gewissen Tod gegangen wäre. — Glaubst Du, daß sein Leben in Gefahr wäre, wenn er nach Wara geht? — Ja wohl, und das habe ich ihm auch gesagt.

Sagtest Du ihm, daß Du auf der Reise nach Tripolis begriffen seiest? — Das that ich; und er gab mir zwei Packete und einen Brief an Ebrisi für Sie. Die Packete steckte ich in einen Beutel mit einigen werthlosen Sachen, der mir aber während der Nacht, als ich schlief, von einigen Tibbos, die in unserer Karawane waren, gestohlen worden ist; ich habe ihn nicht wieder bekommen. Als ich Murzuk verließ, empfahl mich Hadschi Hussein Tietwy (ein achtbarer und zuverlässiger arabischer Kaufmann, der im März in Tripolis erwartet wurde) seinem Freunde, Herrn Gagliuffi zu Tripolis, und in dessen Hause habe ich mich seit meiner Ankunft aufgehalten. —

So lauten die Aussagen des Bornuaners Mohammed ben Suleyman. Sie sind, wie wiederholen es, bei weitem das Klarste und am meisten Zusammenhängende, was je über Vogel's Schicksal verlautet hat. Sie tragen durchweg das Gepräge der Glaubwürdigkeit an der Stirn, und Konsul Herman bemerkt in seinem Schreiben aus Tripolis vom 18. März an Graf Russell, daß die von Suleyman erzählten Einzelnheiten durchaus übereinstimmen mit Dokumenten, welche sich im Konsulatsarchive befinden. Es wird Herrn Herman nicht schwer gewesen sein, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob Suleyman die drei Armwunden, welche er in Wara erhalten haben will, wirklich an sich trägt; auch wird wohl das nächste Schreiben des Herrn von Beurmann über das Zusammentreffen mit dem Bornuanischen Neger nicht schweigen. Denn da derselbe ihm über Vogels Tod aus eigener Anschauung das Nähere meldete, so ist es wahrscheinlich, daß er seinerseits darüber Meldung nach Europa machen wird.

Kleine Nachrichten.

Der Winter von 1863 und die Luftströme. In der Akademie zu Berlin las vor kurzem Professor Dove über die Witterungserscheinungen des Winters 1862 auf 1863. Er beleuchtete sie als ein bezeichnendes Beispiel von den Wirkungen der Stürme, welche an der äußern Grenze des Passats besonders im Herbste dadurch entstehen, daß der zurückkehrende obere Passat, wenn der untere der Sonne nach Süden folgt, an den Küsten des Mittelländischen Meeres herabsinkend dort zuerst heftige Niederschläge veranlaßt, die dann andauernd werden, wenn jene Winde ihren Zutenstift ungeachtet einem ihren Weg nach Nord hin absperrenden Polarstrome begegnen oder einen aus den russischen Steppen wehenden, trockene Kälte verbreitenden Ost nicht zu durchbrechen vermögen. In diesem Falle staut sich die nördlich gelegene Luft so auf, daß der Barometerstand eine ungewöhnliche Höhe erreicht, welche zu dem südlich gelegenen verminderten Drucke denselben Gegensatz bildet, wie die relative Trockenheit der nördlichen Gegenden mit relativer Kühlung zu den maßenhaften Niederschlägen den südlichen bei relativer Temperaturerhöhung.

Der berühmte Physiker hatte schon im November vorigen Jahres beim Beginne der Witterungsperiode, die allen Lesern, welche die Berichte aus Italien und den Alpenländern mit den Erfahrungen des mittlern und nördlichen Deutschlands in vergleichende der Erinnerung haben, hierdurch charakterisirt erscheinen muß, die nämliche Bemerkung ausgesprochen und den normalen Verlauf derartiger Erscheinungen wie folgt geschildert: „Gewöhnlich rückt der Angriffspunkt des herabsinkenden obern Stromes — der Steppenkälte — allmälig von Ost nach West fort, so daß den Stürmen des Schwarzen Meeres Stürme an den italienischen Küsten folgen, daraus die an den südfranzösischen und spanischen, welche im Monethal am weitesten, Regen bringend, nach Norden hinausgreifen. Der südliche Strom wird dann in der Regel zuerst an seinem östlichen Flügel besiegt und die Kälte erreicht daher am Schwarzen Meer ihr relatives Maximum. Die hohe Mauer der Alpen verlängert den Kampf im Centrum, indem sie die Widerstandsfähigkeit des, ihr nördlich fließenden, Ostwinds steigert. Indem aber der Angriffspunkt sich weiter westlich hin verlegt, dringt an den westlichen Küsten Europas der südliche Strom desto entschiedener vor, je mehr er im Gebiete des Schwarzen Meeres an Terrain verliert; und durch die Drehung der Erde immer mehr westlich wehend, fließt er dann in höheren Breiten wärmend über England nach der norwegischen Küste und überschreitet schließlich die skandinavischen Alpen. Dann zeigt sich, wie jetzt — Ende November — die auffallende Erscheinung, daß die Kälte in Deutschland erheblicher ist als in Stockholm und Tornea, ja zuletzt bedeutender als in Petersburg. Dies ist aber in der Regel das letzte Extrem, und der durch die nördlich gelegene Wärme an Widerstandsfähigkeit verlierende Oststrom wird bald durchbrochen; das Thermometer erhebt sich dann schnell über den Frostpunkt mit eintretendem Regen, welcher für den ihn sehnlich erwartenden Landmann fast zu spät erscheint, da der, der Schneedecke entbehrende Boden bereits tief eingefroren ist. Diese Schneedecke erfolgt erst, wenn in den vorrückenden feuchten Südströme, der Polarstrom eindringt.

In anderen Jahren gestalten sich die Erscheinungen wesentlich verschieden. Der obere herabgesunkene Passat dringt so mächtig ein, daß der Sirocco bald als Föhn die Alpen überströmt und oft mit einem prächtigen Gewitter einbricht. Die Luft wird dann balsamisch mild, man möchte sie als lauen Frühlingsboten begrüßen; aber die Reaktion kommt nach und die in frühlicher Jugend sich entfaltenden Blüthen erfrieren unter dem eisigen Hauch eines Nachwinters, dessen Zeit man endlich vorüber wähnte." Die vorwaltende Richtung der Gebirgszüge der Alten Welt von Ost nach West mag es veranlassen, daß oft dieselbe Witterungserscheinlichkeit mit merkwürdiger Konsequenz einen Zeitraum von mehr als einem Monat anhauert.

Der Winter 1855 bis 1856 bietet eine merkwürdige Parallele

Digitized by Google

zu dem letztverflossenen dadurch, daß er mit ihm dem nämlichen Falle des vorher geschilderten Verlaufs entspricht. Damals (November 1855) richteten Ueberschwemmungen, die der Streeo brachte, in Sicilien furchtbaren Schaden an, ebenso in Morea, und Ragusa hatte 10 Zoll Regenhöhe, während Norddeutschland nach einem Nachsommer (Oktober) von wunderbarer Schönheit unter der Hälfte seiner Regenhöhe im November blieb, 6 Linien in Prag, 3 in Lemberg.

Der Herbst 1862 zeigte in Rom 17°, in Montpellier 28°, Zoll Regenhöhe, in dem Canal zwischen September und November, 16, dort 9½ Zoll über dem Mittel. Das zusammenbrechende Dach der Kirche von Locarno bezeichnet die beispiellose Mächtigkeit der Schneefälle, welche dieselben Umstände an der hohen Mauer der Alpen hervorbrachten. Das nordöstliche Deutschland hatte in derselben Zeit viel zu geringe Regenmengenschläge. Den nämlichen Gegensatz zeigen das südliche und das nördliche Frankreich.

Die Temperaturbeobachtungen entsprechen dem vollständig. Vom 7. bis 11. December überstieg die Temperaturabnahme vom westlichen zum östlichen Ende des preußischen Beobachtungsgebietes die gewöhnliche um 16 Grad; aber am Ende des Jahres war der Sieg des Südstromes entschieden, und bis hinauf zur Schlesischen Koppe herrscht bis Ende Januar die ungewöhnlichste Milde.

Die Beobachtung der Windfahne zeigen als die Ursache jener Hemmung das Wehen eines von O. nach West gerichteten trockenen Luftstromes, und die gesammten Beobachtungen aus den östlichen Theilen des preußischen Beobachtungsgebietes zeigen sich eben da, wo der Ost und Südost unter dem Einflusse des südwestlich herdringenden Gegners verändert erschien. Aber wie es die Natur bei elastischen Medianus mit sich bringt, der Kampf ist damit nicht zu Ende, er wiederholt sich im Januar.

Also nicht die Annäherung des Golfstromes ist die Ursache der Deutschland treffenden Januarwärme, sondern das Herabkommen oberer Luftströme; sie mögen auch jenen etwas weiter und wärmer als gewöhnlich nach Osten getrieben haben, aber das kann nicht den milden Winter Deutschlands, sondern nur etwa den von Schweden erklären. Wir theilen diese Betrachtungen hier mit, weil sie Vielen, die über die Wintermäßigenomalien dieser Zeit nachgedacht, eine fruchtbare Anregung gewähren mögen, namentlich denen, die, so auch mit einfachen Instrumenten, Aufzeichnungen zu machen pflegen. Sie zeigen, wie die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen Erscheinungen des Luftkreises ein einfaches Verständniß scheinbar verwickelter Vorgänge ermöglicht, und daß, wenn man sie mit den aus der Bodengestaltung unseres Kontinents folgenden Einflüssen und mit einer zweckmäßigen Beachtung der Witterungsgeschichte verbindet, die Aussicht auf einen direkten praktischen Gebrauch der Meteorologie nicht in das Gebiet der Hirngespinnste gehört.

Unregelmäßigkeit in den Meeresströmungen. In der Londoner geographischen Gesellschaft hat J. A. Mann Beobachtungen über den sogenannten Guyana-Strom mitgetheilt. Es ist eine Strömung, welche vom brasilianischen Kap Roque in nordwestlicher Richtung mit einer Schnelligkeit von 1 bis 4 Knoten in der Stunde nach den westindischen Inseln läuft. Nun fuhr die Brigantine Monte Christo im Juli und August 1862 von Cayenne, französisch Guyana, nach Parnahyba in Brasilien, und Mann fand, daß die Guyana-Strömung ganz unverkennbar in umgekehrter Richtung gelaufen sei. Es wurde ermittelt, daß das Schiff acht Tage lang mit einer Schnelligkeit von 3°, Knoten in der Stunde in südöstlicher Richtung getrieben wurde, also zu einer, der normalen nordwestlichen gerade zu entgegengesetzten, und während der folgenden vierzehn Tage der Fahrt hatte es dieselbe Strömung. Der Kapitän eines andern Schiffes, des Loyal, beobachtete Aehnliches, somit sich die Sache nicht erklären und glaubte, sein Chronometer sei in Unordnung, und Mann kam am Bord des französischen Kriegsdampfers Alecto auf der Fahrt von Surinam nach Cayenne dasselbe. Die Strömung hatte sich umgekehrt.

Der berühmte Hydrograph Maury war in der Sitzung zugegen und erklärte Mann's Beobachtungen für richtig. Er unterliege keinem Zweifel, daß die Ströme im Meere sehr eigensinnig seien; manchmal seyen sie ganz aus der wendem sich und fließen rückwärts. Maury sprach dann vom Golfstrom. Als ich, sagte er, auf meiner Reise von Südcarolina nach England auf den Bermudas war, traf ich mehrere englische Flottenoffiziere, welche seit Jahren auf der nordamerikanischen Station gekreuzt hatten. Einer sagte mir, er habe auf seiner Fahrt von Halifax nach Bermuda beobachtet, daß der Golfstrom nach Süden und Westen gelaufen sei. Das sei ihm auf. Die Temperatur des Wassers war ganz in der Ordnung, aber des Offiziers Gissung war ganz falsch. Auf der Rückreise stellte er mit guten Instrumenten sorgfältige Beobachtungen an und fand nun, daß der Golfstrom seine gewöhnliche Richtung nicht nur nicht inne hielt, sondern rückwärts lief. Der Golfstrom, fuhr Maury fort, ist ein kapriciöses Ding; wir bekürfen darüber keines andern Beweises als den merkwürdig milden Winter, welchen wir haben (Maury äußerte das in der Mitte Januars). Bei ozeanischen Strömungen müssen wir darauf achten, wie es sich mit der Gesammtlänge ihres Laufes verhält, dann im Einzelnen giebt es viele Ausnahmen. Mann's Beobachtungen der Guyanaströmung sind nicht minder merkwürdig als die oben angeführten Beobachtungen. Jene ist allen Brasilfahrern wohl bekannt; wenn sie von Pará an der Mündung des Amazonas nach Rio segeln wollen, fahren sie erst nach Norden und Westen bis 25 oder 30° W. und 60° W. L. und von dort gehen sie mit dem Passate nach Süden; auf solche Weise weichen sie der Guyanaströmung aus, welche ihnen auf der Fahrt nach Süden entgegen wäre.

Maury betonte dann die Wichtigkeit der Beobachtungen Capella's, Vorstandes des meteorologischen Observatoriums in Lissabon. Derselbe hat eine Windkarte des äquatorialen Atlantischen Oceans entworfen und weiß eine sehr markirte Strömung gerade im Norden des Aequators nach; sie läuft nach Osten, während eine zweite, eben so stark markirte, dart im Süden des Aequators nach Westen strömt. Capella stellt ferner fest, daß etwas südlich von den Caboverden eine Region, in Form der Ellipse, sich befindet, in welcher der Nordostpassat mit seiner größten Stärke weht. Nach Lissabon, spanischen St. Helena und Kap Roque eine Region, wo der Südostpassat seine größte Stärke hat.

Rußlands Überhandel mit China. Dieser wichtige Handelszweig hat während der letzten Jahre eine wesentliche Umgestaltung erlitten: wir ersahren die Einzelnheiten davon aus der Mittheilung eines in Kiachta wohnenden Korrespondenten einer Petersburger Zeitung; sie steht im neuesten Hefte (1863, II.) von Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Das Wesentliche ist Folgendes:

Nach dem ersten Opiumkriege, welchen England gegen China führte, also vor nun zwanzig Jahren, begann in Rußland der Schleichhandel mit Thee, von Hamburg aus, wo die Engländer Niederlagen hatten. Canton war Thee kam zunächst in die westlichen Grenzgebiete und bald auch in die Städte des Innern, ja sogar auf die Messe von Nischni Nowgorod; dadurch wurde der Landhandel mit Thee über Kiachta beeinträchtigt, aber auch die Reflexion der Taipingwurde ihm nachtheilig. Mit Ende des Jahres 1852 wurden alle Jahrmärkte und Handelswege in China geschlossen, die Ausfuhr russischer Waaren dort ganz auf, die Chinesen verlangten für ihren Thee Silbergeld und die russischen Kaufleute mußten die Waaren für einen Spottpreis abgeben, um nur Geschäfte zu machen. Die in Kiachta beschlossen, in Hinblick auf die steigende Konkurrenz der Engländer, auch andere Produkte als Thee in China einzukaufen, z. B. Baumwolle, Seide, Zucker, und zwar vermittelst des seither vernachlässigten Karawanenhandels.

Die Chinesen wollten, wie bemerkt, jetzt nur Silber. Gegen gepreßte Münze liefen sie die Kiste für 40 bis 50 Rubel ab, gegen Waare verlangten sie einen Werth von 100 bis 150 Rubel. Im Jahre 1855 wurde endlich der Handel zu Kiachta frei erklärt und die Ausfuhr von Gold und Silber aus Rußland nach China erlaubt. Seitdem hob sich der Handel so, daß im Jahre 1860 die Chinesen 159,316 Kisten Blätterthee und 43,655 Kisten Ziegelthee an die Russen verkauften. Aber dabei blieb auch in ganz Sibirien kaum ein silberne Fünfkopekenstück zurück.

In Folge des Zuges der Franzosen und Engländer nach Peking schloß der russische Gesandte Ignatieff 1860 mit China einen Vertrag, welcher die Wiederherstellung des seitdem Karawanenhandels gestatter und den beiderseitigen Unterthanen freie Durchreise erlaubt. Der Zoll auf Kiachtathee wurde herabgesetzt. Kiachta selbst zum Freilager erklärt und das Zollamt nach Irkutsk verlegt. Die russischen Kaufleute schicken nun jogleich verschwerste eine Karawane nach China (— deren Abreise und Ankunft in Tientsin wir früher im Globus erwähnt haben; sie erfahren wir nun Näheres —); sie verkaufte gleich im mongolischen Kloster Urga ihre Waare sehr vortheilhaft und wandte sich dann von dem frühern Karawanenweg ab, um Kalgan zu umgehen und die große Mauer vermittelst deren östlichen Durchgange zu passiren. Das wollten indeß die chinesischen Behörden nicht gestatten, und sie wurde nach Kalgan, als dem vertragsmäßig für die Russen bestimmten Durchgangepunkte, zurückgewiesen. Als die Karawane in China angelangt war, ließ sie Peking zur Linken und ging nach Tientsin. Sie kam diese Stadt mit europäischen Waaren überfüllt, deshalb zog sie nach Schang hai; dort erfuhren die russischen Kaufleute, daß man in der Stadt Schan fu am Jangtsekiang Thee aus erster Hand von den Pflanzern kaufen könne; sie fuhren also auf einem amerikanischen Dampfer dorthin und landen Amerikaner, Eng-

Digitized by Google

länder und Franzosen am Platze. Schan se, eine Stadt von etwa 200,000 Einwohnern, liegt inmitten des Theehandelstrikts. Die Russen kaufen in den Magazinen auch russische Tuche, verkaufen ihre mitgebrachten Waaren vortheilhaft und handeln Thee häufig ein. „Wenn sich", schreibt der Kaufmann, „die Handelsschiffahrt auf dem östlichen Ocean immer mehr entwickelt, dann können russische Waaren für billige Fracht nach Schang hai und Schan se gebracht werden. An die Verbindung vermittelst des Amur ist vorläufig noch nicht zu denken. Sibirien wird, in Folge jenes Verbandels, allerdings verlieren, aber die russischen Manufakturen und seinen Schäfereien werden nicht leiden, und für Kiachta bleibt immer noch der Handel mit der Mongolei, der sich jetzt in wunderbarer Weise belebt. Es sind bereits zwanzig Karawanen aus Kiachta nach Urga abgegangen; die Mongolen kaufen von uns Alles, wir von ihnen nur Vieh. Die Goldindustrie und der Amur kommen unsere Heerden, das mongolische Vieh kommt uns dabei sehr gelegen. Schade, daß dieses Nomadenland nichts weiter producirt und nichts weiter produciren kann; das Innere ist eine wald- und wasserlose Steppe, mit spärlichem Graswuchs. Die Mongolei wünscht schon lange in russische Unterthanenschaft zu treten und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit. Die Engländer merkten etwas von unseren Karawanen in der Mongolei und schickten ihren Bienkenkai Gideon nach Urga. Auch Katholiken fanden sich dort ein; Alle kehrten jedoch unverrichteter Sache wieder zurück. —

Daß die Kalkasmongolen bereits halb und halb von Rußland abhängig sind, haben wir schon früher im Globus hervorgehoben und das Bedringen Rußlands in Innerasien Band III, S. 181 ff. geschildert.

Die Franzosen haben festen Fuß in China. Amtliche Pariser Blätter theilen Nachrichten aus Schangdae vom März mit. Unter den neuerdings erworbenen Vertheilen ist hervorzuheben, daß die kaiserlich chinesische Regierung den Franzosen die Niederlassung an dem Punkte der Mündung des Peho-Flusses bewilligt hat, wo die berühmten Take-Forts liegen. Sie haben dort eine Kohlenniederlage und zum Schutze derselben Festungswerke angelegt. Im Sommer soll dort eine französische Kriegsflotte stationiren, und allemal in der Stadt Tien sin, wo die europäischen Handelsmächte Konsuln haben, einen Besuch machen. Die 1860 von den Westmächten genommenen Take-Forts haben seitdem eine französische Besatzung.

Livingstone's südafrikanische Expedition ist zu Ende. Sie hat wenig von Dem erfüllt, was man in England von ihr erwarten zu können glaubte, und die von dem Missionär rege gemachten Hoffnungen in Bezug auf Baumwolle und Christianity rung sind so durchaus fehlgeschlagen, daß von London aus nach Kapstadt der Befehl ging, diese Expedition fortan auf sich beruhen zu lassen. Livingstone ist zurückgerufen worden, wir dürfen aber ein gewiß in mancher Beziehung interessantes Reiswerk von dem eben so ausdauernden als unternehmenden Mann erwarten.

Südafrika vom Westen nach Osten durchwandert. Es ist den Reisenden Chapman und Baines gelungen, von der Walfischbay, die etwas nördlich vom Wendekreise des Steinbocks an der Westküste liegt, in östlicher Richtung bis zur Mündung des Sambesi vorzudringen, also vom Atlantischen Ocean bis zum Kanal von Mosambik. Specielle Nachrichten über diese weite Wanderung sind noch nicht nach Europa gelangt.

Aus Natal und Kafraria. Diese Regionen des südöstlichen Afrikas sind von einem Herrn Mawby durchreist worden; er hat sich in ihnen und der angrenzenden holländischen Oranjefluß-Republik etwa acht Monate lang aufgehalten. Von Natal aus zog er durch das Nomane-Land und den Theil von Kafraria, welcher östlich von Somerset liegt; von dort ging er nach Colesberg und Kimberley und weiter durch das Land der Griquas, und über die Drakensberge. Am Fuße derselben in der Gegend, wo die Quelle des Kanongi liegt, hatten die auf der Wanderung begriffenen ein neues Land suchenden Griquas sich für einige Zeit gelagert, waren aber aus Mangel an Lebensmitteln in einem kläglichen Zustande. Sie wollten weiter nach Norden ziehen und dort Getreide bauen. Mawby erhielt eine Einladung von Rekemiah Moffetch, dem Häuptlinge der Basutos, welcher an einem Nebenflusse der Drakensberge wohnt. Die Basutostämme leben mit einander in häufigen Fehden, nehmen aber Europäer freundlich auf. — Im südlichen Theile von Natal sand Mawby nicht mehr erfreuliche Zustände. Dort fand er viele Menschen von gemischtem Blute („Bastere", wie die Holländer die Mischlinge von Europäern und Eingeborenen nennen), die im allerschlechtesten Ruse stehen und denselben auch verdienen. Im Allgemeinen sei Kafraria der Zufluchtsort für Auswürfe, Verbrecher und Gesindel aller Art; dort giebt es noch keine Strafe für Verbrechen. Der nördliche Theil von Nomansland und von Kafraria eigne sich vortrefflich für den Ackerbau. Das Land Amaponda, welches vom obern Laufe des Umtata und des Baschi durchströmt wird, hat zwar eine nicht so hohe Lage über dem Meer, eignet sich aber sehr gut für Schafzucht. — Die Kolonialregierung will sich mit den Griquas über die Gebietsgrenzen verständigen. Sie sind nur etwa 3000 Köpfe stark, und ihnen gehört der ganze Norden des Nomanslandes, ein sehr bedeutender Flächenraum, der viel zu groß für sie ist.

Von der afrikanischen Westküste. Der frühere Gouverneur des französischen Senegambien, Oberst Faidherbe, ein ausgezeichnet tüchtiger Mann, hat seine Stellung wieder erhalten. Die Franzosen haben die Landschaft Futa Toro, wie wir schon im Globus meldeten, völlig bezwungen, und nun am 26. März zu Podor mit dem Oberhäuptling Samba Umane einen Frieden geschlossen, der von den übrigen Häuptlingen gebilligt worden ist. Sie erkennen an, daß ganz Toro der französischen Senegal-Kolonie „annektirt" worden sei, und verpflichten sich, niemals mit den Mauren (welche am rechten Stromufer wohnen), Verbindungen zu schließen. Diese waren in dem Kriege gegen die Franzosen Bundesgenossen der Fellahs von Toro. Der Lam, d. h. Oberhäuptling der letzteren, soll zwar durch die versammelten Häuptlinge gewählt werden, er hat aber seine Bestätigung beim französischen Gouverneur nachzusuchen.

Weiter südlich, in Yoruba, an der Guineaküste, dauert der Krieg zwischen den Egbas und den Dahomeern fort, zur Freude des blutrünstenden Königs von Dahomey, der sich im März breit machte, einen Raubzug nach Yoruba, namentlich gegen Abeokuta, zu unternehmen. — An der Goldküste sind die Engländer mit dem Könige von Aschanti in Zerwürfnisse gerathen.

Die englischen Kolonien. Die Zahl derselben beträgt, Indien ausgenommen, das mehr ein Reich und eine Besitzung ist und nicht als eigentliche Kolonie betrachtet werden kann, 3,350,1000 englische Gouvernemtlen. Einem Parlamentsbericht zufolge haben sie zusammengenommen eine Jahreseinnahme von in runder Summe 11,000,000 Pfd. St. und Schulden im Betrage von 27 Millionen. Ihre Güterreinfuhr beträgt 60 Millionen, wovon die Hälfte auf englische Erzeugnisse fällt; vom Export, der sich auf 50 Millionen beläuft, gehen drei Fünftel nach Großbritannien. Die Gesammtbevölkerung der Kolonien übersteigt die Ziffer von 10 Millionen Seelen nicht, und von diesen sind nur 5 Millionen Weiße.

Die sieben Kolonialgruppen: Nordamerika, Australien, Mittelmeer, atlantische, westindische, östliche und afrikanische, haben unter einander keinen näheren Zusammenhang. Australien hat den größten Flächeninhalt, Canada die meisten Schulden, Australien den beträchtlichsten Handelsverkehr und die Besitzungen im Mittelmeere verursachen die meisten Kosten. Die Gesammtausgaben der Mutterlandes für die Kolonien stellten sich 1860 auf 3,242,243 Pfd. St., wovon nur 167,000 für bürgerliche, alles Uebrige für militärische Zwecke. Von der Gesammtsumme nehmen die Besitzungen im Mittelländischen Meer ein volles Drittel in Anspruch, die Kapkolonie ein Sechstel, die nordamerikanischen ein klein wenig mehr, die australischen kaum halb so viel. Die Jonischen Inseln kosteten 280,000, Malta 480,000 Pfd. St.

Die australischen Kolonien exportiren für 22 Millionen und setzen wenig oder gar nichts, 1860 z. B. für Mittäxwerke nur 250,000 Pfd. St.; während Neuseeland für 5 und Victoria für 13 Millionen Werthe exportirt; von den letzteren kamen drei Viertel nach England, von den ersteren nur ein Viertel.

In gesammten britischen Besitzungen sind nur 54,000 weiße Leute vorhanden. Es importirt für etwa 6 Millionen und die Ausfuhren belaufen sich ziemlich eben so hoch; die Gesammteinnahmen erreichen noch keine Million. Jamaica ist schwer verschuldet, aber Barbadoes mit nur 201 Pfd. St.

Indien exportirte 1860 für 34 Millionen, wovon 15 Millionen nach England kamen, und importirte für 22 Millionen von England und für 12 Millionen aus anderen Ländern.

Dampfer auf dem obern Irawaddy sind seit der Mitte des Jahres 1862 im Gange und treiben bereits einen lebhaften Handel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Die Parsis in Bombay.

Erster Artikel.

Bedeutung und Charakter von Bombay. — Eine bunte Völkermosaik. — Die Parsis als Leute des Fortschritts unter den Orientalen. — Vertreibung der Bekenner von Zoroaster's Lehre aus Persien. — Ihre Zufluchtsstätte in Chorassan, auf Ormus und Diu, und bei Sandschan in Indien. — Der erste Feuertempel in Indien. — Zerstreuung der Parsis. — Sie kommen nach Surat und Bombay. — Gesammtzahl. — Die beiden Sekten und ihr chronologischer Zwist. — Religiöse Feste — Häusliches Leben. — Die Familie. — Hochzeitfeier. — Begräbniß im Thurm des Schweigens. —

Bombay, der volkreiche Hafenplatz vor der Nordwestküste Indiens, erscheint als eine der merkwürdigsten Städte Asiens auch schon deshalb, weil es am wenigstens specifisch orientalisch ist. In allen anderen Plätzen schlägt irgend eine bestimmte Volksthümlichkeit oder irgend ein Religionsbekenntniß vor, und dadurch erhält jeder sein Hauptgepräge. Schanghai und Canton sind durchaus chinesisch, Calcutta ist vorwaltend bengalisch, Bangkok siamesisch. Aber Bombay kann nur mit einer Mosaik verglichen werden; es ist durchaus buntscheckig.

Als König Karl der Zweite von England die Insel, auf welcher Bombay liegt, 1664 zur Mitgift von seinem Schwiegervater, dem Könige von Portugal, erhielt, zählte dasselbe kaum 15,000 Einwohner; heute ist die Zahl derselben auf mehr als 566,000 angewachsen. Von diesen sind 296,000 Hindu aus sehr verschiedenen Gegenden und von allen Kasten, 124,000 Mohammedaner, mehr als 114,000 Parsis, etwa 20,000 Christen aus allerlei Nationen; dazu kommen Mischlinge von Briten und Hindustanen (sogenannte Eurasier), Indoportugiesen, Juden und tausende von Leuten aus allen vorderasiatischen Ländern.

Palankin.

Das ist eine ethnologische Musterkarte, und Bombay hat jahraus jahrein das Ansehen eines Jahrmarktes; Alles ist belebt, von früh bis spät wogt ein buntes Gewimmel von Menschen durcheinander, man glaubt sich in ein Theater versetzt, dessen Zeltdach der klare, blaue Himmel bildet. Der Brahmine geht dort friedlich neben dem Buddhisten, der Muselmann neben dem Juden und dem Bekenner des Evangeliums. Da steht ein persischer Kaufmann aus Ormus oder Basra und hält Pferde oder Datteln feil; weiterhin sieht man den Araber mit seinem ernsten, dunkeln Antlitz und dem langen, blauschwarz gefärbten Bart; er

verkauft Kaffee und Myrrhen. Der Mann ist ein Stadtbewohner, aber auch sein Landsmann aus der Wüste sieht nicht. Dieser Beduine hat aus Liebe zum Geldgewinn sein Zelt verlassen, ist zu Schiffe gegangen und über See nach Bombay gekommen; hier gebärdet er sich zahm und stößt, trotz seiner Wüstenkleidung und seines wilden, unsteten Blickes, Keinem Furcht ein. Unter seinem Turban hat er ein langes Tuch mit gelben Franzen, das über die Schultern auf seinen aus Ziegenhaar gewebten Mantel herabfällt. Der Beduine ist kein Kaufmann von Handwerk, aber dem Armenier sieht man einen solchen auf den ersten Blick an; für ihn ist lediglich Soll und Haben die Losung. Man erkennt ihn ohnehin sofort an der Lammfellmütze und dem lose flatternden, schwarzen Rocke; er bildet einen scharfen Gegensatz zu dem chinesischen Matrosen, dessen gelbes Gesicht von einem Strohhute beschattet wird; natürlich fehlt weder das blaue Beinkleid, noch der Zopf. Der Jude ist auch hier nicht zu verkennen, eben so wenig der schwarze Mann von der abessinischen Küste, oder der Mischling, welcher von portugiesischen Vätern und indischen Müttern abstammt. Der Engländer, Beherrscher des Landes, fühlt sich auch als solcher. Er läßt sich von Kuli's, Arbeitern, im Palankin tragen, oder giebt seinen Handlungsdienern Befehle. Die Engländerin, mit ihrer hellen Haut, sticht scharf ab, gegen die dunkelen Kulifrauen.

Aber wir dürfen den Parsi nicht vergessen, denn er ist in der ganzen Gruppe der bei weitem interessanteste. Mit Lebhaftigkeit drängt er sich durch das Gewühl, wir erkennen ihn an seiner purpurfarbigen Kopfbedeckung und seinem weißen, durchaus saubern Gewand. Und blicken wir diesem Mann in's Gesicht, so finden wir regelmäßige Züge und einen energischen Ausdruck im Blicke, der allen anderen Orientalen fehlt. Der Parsi, der einzige Eingeborene des Morgenlandes, welcher für den Fortschritt in unserm europäischen Sinn empfänglich ist, hat auch Verständniß für denselben und steht geistig uns gleich. Er ist ein Arier, ohne semitische oder mongolische oder dravidische Zuthat. Man merkt ihm auch heute noch an, daß seine Vorfahren aus dem Norden her eingewandert sind.

Es gewährt ein spannendes Interesse, die Geschichte der Parsis in Indien zu betrachten, und zu sehen, wie sie sich unvermischt erhielten, ihren alten Glauben bewahrten, durch Thätigkeit und klugen Sinn gediehen, reich wurden, und nun längst unter den eingeborenen Asiaten unbestritten den ersten Rang einnehmen, selbst vor den Japanern und Chinesen wenigstens in dem Punkte, daß sie den Europäern gegenüber keine Vorurtheile haben. Wir wollen auf eine nähere Schilderung dieses merkwürdigen Volkes eingehen.*)

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stürmten die mohammedanischen Araber unter dem Chalifen Omar über Persien herein. König Yezdedscherd, der siebenundvierzigste Herscher seit dem großen Cyrus, setzte sich zur Wehre, wurde aber in der Schlacht bei Nahavand, nicht weit von Ekbatana, völlig auf's Haupt geschlagen. Mit jenem verhängnißvollen Tag, im Jahre 651, ging das persische Reich zu Ende. Yezdedscherd irrte unter mannichfachen Verkleidungen im Land umher; dann wurde er von einem Müller getödtet, welchem er sich offenbart hatte.

Den Persern blieb keine andere Wahl als der Tod oder die Annahme des Islam. So kam es, daß Hunderttausende und Millionen, wenn vorerst auch nur äußerlich und aus Zwang, sich zu der Lehre des arabischen Propheten bekannten. Die Feuertempel und andere heilige Stätten wurden von den Mohammedanern zerstört oder in Moscheen verwandelt. Gerade so sind einst die Christen mit den Tempeln der Heiden verfahren.

Aber viele Perser blieben doch der alten Lehre Zoroaster's getreu. Um den Verfolgungen der Mohammedaner zu entgehen, flüchteten sie in die Gebirge von Chorassan, wo sie fast ein Jahrhundert lang ungestört blieben. Dann aber vertrieb der Fanatismus sie auch aus diesem Asyle, sie mußten fortziehen und suchten eine ruhige Stätte zunächst auf der kleinen Insel Ormûs, welche am Eingange zum Persischen Meerbusen liegt. Doch war ihnen hier nur eine kurze Rast vergönnt, und nichts blieb ihnen übrig, als dem Land ihrer Väter auf immer den Rücken zu kehren. Sie gingen zu Schiff und fuhren nach Indien. Diesen ersten Auswanderern sind ohne Zweifel im Fortgange der Zeit noch manche andere gefolgt, aber darüber fehlt es an sicheren Nachweisen. Die vereinzelten Nachrichten sind erst 1599 zusammengestellt worden in einem Werke: Kißah i Sanjan, welches ein in Naufari (einer unweit von Surat liegenden Stadt) wohnhafter Parsi, Behram, verfaßte. Ihm zufolge landeten die ersten Auswanderer auf der kleinen Insel Diu, im Südosten der Halbinsel Kattiwar, von wo sie, aus uns unbekannten Gründen, nach neunzehn Jahren wieder aufbrachen. Behram erzählt: „Ein hochbejahrter, ehrwürdiger Destur (d. h. Oberpriester) befragte die Sterne, und sie verkündeten, daß die Parsis sich eine andere Heimat suchen müßten. Alle gehorchten mit Freude und gingen nach Gujscherat unter Segel."

Während der Fahrt wurden sie von einem heftigen Sturm überfallen, aber das Gebet zum einigen Gotte brachte ihnen Rettung und sie landeten bei Sandschan, das etwa zehn Wegstunden südlich von Damân (20° 24' N. Br.) liegt. Dasselbe ist jetzt, gleich Goa und Diu, portugiesische Besitzung. Als die Parsis im Jahre 717 nach Sandschan kamen, herrschte dort ein wohlwollender Mann, Dschadav Rana. Diesem nahte sich ein alter Destur mit Geschenken; er erklärte, weshalb die Parsis ihr Vaterland verlassen hätten, und bat um eine sichere Heimat. Sie überreichten dem Herrscher, in sechszehn Schleks, d. h. Distichen, einen Inbegriff ihrer Lehre, gaben aber in denselben nicht ihr ganzes und volles Glaubensbekenntniß, sondern hoben hervor, was in ihren Anschauungen und Bräuchen mit jenen der Inder Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung hatte. Sie sagten unter Anderm: Wir beten Hormusd, das höchste Wesen, an; wir verehren die Sonne und die fünf Elemente. Beim Baden, Beten, beim Feueropfer und beim Speisen schweigen wir. Wir verehren die Kühe und verrichten Abwaschungen mit Gaemuttra (Kuhurin). Wir tragen das geweihte Kleid, die Sadra und den Kusti, d. i. geweihten Gürtel, haben auch die zweigefaltete Mütze. Wir nähren die heilige Flamme mit Weihrauch, beten täglich fünfmal, halten streng auf eheliche Treue ꝛc.

Man sieht, daß sie nur Aeußerlichkeiten gaben und die Sätze derart stellten, daß sie dem Dschadav Rana keinen Anstoß geben konnten. Während ihres Aufenthalts in Diu hatten sie erfahren, wie ungern die Hindus mit Fremden in Berührung treten, weil sie, nach ihren Kastenbegriffen, dadurch verunreinigt werden. Sie waren nun des Umherirrens müde, sehnten sich nach einer Heimat, und eine andere Waffe als Klugheit hatten sie nicht. Sie sagten dem

*) Nach: The Parsees, their history, manners, customs and religion, by Dosabhoy Framjee. London 1858, 286 Seiten. Der Verfasser ist ein gelehrter Parsi; er schrieb sein Buch englisch, um den Europäern einen Einblick in das Leben, Wesen und Treiben seiner Volks- und Glaubensgenossen zu geben. Er hat, wie ich gelesen zu haben glaube, auch eine Uebersetzung des Werkes in der Gudscherattisprache erscheinen lassen. Unseres deutschen Landmannes Martin Haug's Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees, Bombay 1862 kenne ich nur aus den Mittheilungen, welche darüber Oskar Peschel im Auslande (Nr. 40, Oktober 1862) gegeben hat. A.

Digitized by Google

Könige keine Unwahrheit, aber sie sagten ihm nicht Alles, und faßten das, was sie ihm mitzutheilen hatten, in einer Weise, daß er keinen Anstoß nehmen konnte.

Sie fanden Gnade vor seinen Augen; er erlaubte ihnen, sich anzusiedeln, freilich nur unter der Bedingung, daß sie die Landessprache annähmen und sich der Mundart ihrer Väter nicht ferner bedienen dürften. Sodann mußten sie ihre Mädchen und Frauen in indischer Weise kleiden, sollten keine Waffen tragen, und Hochzeiten nur bei Nacht feiern. Als sie sich damit einverstanden erklärten, gab ihnen der König eine ausgedehnte Strecke Landes, ganz in der Nähe von Sandschan, zugleich war er ihnen behülflich, einen Feuertempel zu bauen. Denn auch die Hindu halten das Feuer in hohen Ehren. Im Jahre 721 war der Tempel vollendet und nun loderte die heilige Flamme auf dem Altare.

Dreihundert Jahre lang lebten dann die Parsis in ungestörter Ruhe; ihre Zahl wuchs an, und viele von ihnen wanderten im Fortgange der Zeit mit ihren Familien nach Surat, Naufari, Broatsch, Barias, Ulfisir und Cambay aus, verbreiteten sich also in der Landschaft Gudscherat. Und noch zweihundert Jahre verflossen in Frieden und in gutem Einvernehmen mit den Hindu, und die Parsis waren harmlose Ackerbauer. Als aber 1507 die Mohammedaner einen Angriff gegen Sandschan machten, gab der Radscha den Parsis Waffen, und sie schlugen sich tapfer. In einer ersten Schlacht blieben sie siegreich, eine zweite verloren sie und der mohammedanische Fürst Alaf Chan unterwarf das Land.

Nun waren die Parsis wieder ohne Heimat, denn unter mohammedanischem Drucke zu leben, das vermochten sie nicht. Sie nahmen das heilige Feuer mit in das Gebirge von Baharut, blieben dort zwölf Jahre lang, gingen dann nach Banka und endlich nach Naufari, wo schon viele ihrer Genossen in günstigen Verhältnissen lebten. Als nach einiger Zeit Uneinigkeit unter den Priestern ausbrach, brachten sie das heilige Feuer nach Udwara, südlich von Surat. Dort hat es seitdem ununterbrochen fortgelodert und der Tempel jener Stadt steht noch in großem Ansehen.

Wohlhabend und einflußreich sind die Parsis erst geworden, nachdem sie von Sandschan aus sich zerstreut hatten. Merkwürdigerweise fanden sie sogar an mohammedanischen Höfen Gunst und bekleideten zum Beispiel beim Nawab von Surat hohe Aemter; einer von ihnen wurde sogar als Gesandter an den Hof des Großmogul geschickt und von diesen mit einem großen Grundbesitze begnadigt. In Surat war nun gleichsam ein Centralpunkt für die Parsis; sie befanden sich dort schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in sehr guten Verhältnissen, und als dann die europäischen Handelsvölker in jener Stadt Faktoreien gründeten, verbesserte sich ihre Lage noch um ein Beträchtliches. Schon die Holländer und gleich nachher die Engländer erkannten den großen Unterschied zwischen den intelligenten und fleißigen Parsis und den übrigen Eingeborenen Indiens; jene zeigten sich namentlich als Mäkler und überhaupt als Vermittler in Handelsgeschäften ungemein tüchtig, und das ist auch heute noch in Bombay der Fall.

Als Surat eine immer größere Handelsbedeutung gewann, sank Naufari. In dieser Stadt leben aber heute noch Parsi-Priester, von denen alljährlich mehrere nach Bombay gehen, um dort gottesdienstliche Gebräuche zu verrichten.

Wir wissen nicht genau, in welchem Jahre die Parsis nach Bombay gekommen sind; es muß aber vor der Zeit gewesen sein, in welcher Insel und Stadt von Portugal an die Engländer abgetreten wurden, also ungefähr vor dem Jahre 1668. Gewiß ist, daß schon 1671 auf dem sogenannten Malabarhügel eine Dochma stand, ein sogenannter Thurm des Schweigens, also eine Begräbnißstätte. Die Parsis selbst behaupten, daß schon zur Zeit der portugiesischen Herrschaft ein gewisser Dorabschi Nenabhoy in Bombay gewohnt habe. Den Engländern, welche anfangs weder mit den örtlichen Verhältnissen noch mit Sprache oder Sitten der Inder bekannt waren, leistete dieser Mann erhebliche Dienste als Vermittler, und seine Nachkommen, welche auch heute noch geehrt und im Wohlstande leben, haben allezeit den Briten erhebliche Dienste geleistet. Ihm folgte aus Surat, und zwar auf ausdrückliche Einladung, ein im Schiffsbauwesen sehr erfahrener Mann, Lautschi, nach dessen Angaben und Plänen die großen Werfte zu Bombay angelegt wurden. Das geschah 1735, und es ist bemerkenswerth, daß auch in unseren Tagen noch auf diesem Werft einer seiner Nachkommen Oberschiffsbaumeister ist.

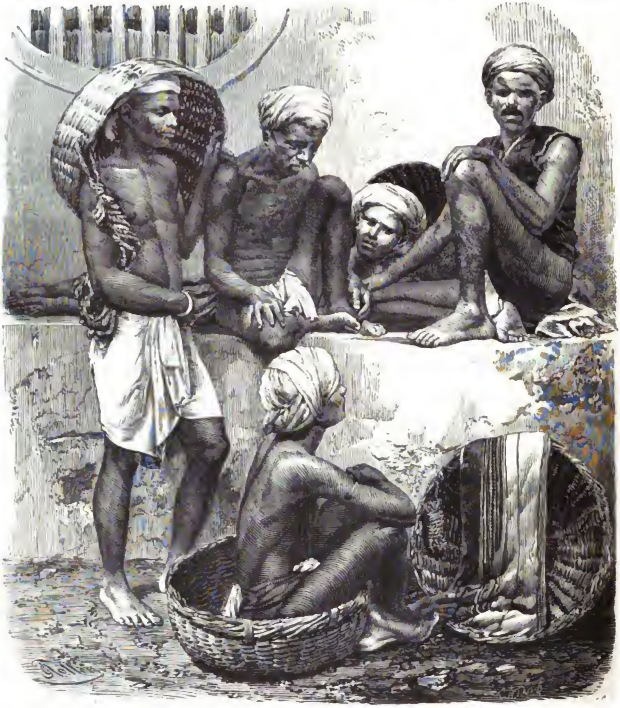
Die Zahl der Anhänger Zoroaster's übersteigt die Ziffer von 150,000 nicht, und dabei sind die etwa 8000, welche noch in Persien wohnen, mitgerechnet, die meisten leben in Bombay und in mehreren Städten der Provinz Gutscherat; vereinzelt und als Kaufleute findet man sie aber in allen Städten des fernen Morgenlandes, namentlich in Calcutta, den hinterindischen und chinesischen Häfen und selbst in London. Am 20. August 1851 wurde auf der Insel Bombay eine Zählung vorgenommen: sie ergab für die Parsis 110,544 Seelen, worun 68,754 männlichen und 41,790 weiblichen Geschlechts. Die Parsis glauben, diese Ziffer sei zu hoch gegriffen, es ist aber Thatsache, daß sie sich jetzt höher beläuft. Die Gemeinde ist in blühendem Gedeihen, sie wächst rasch an, bildet 20 Procent der Bevölkerung von Bombay und die Sterblichkeit beträgt nur 4,71 Procent. Unter dem Schirm der englischen Herrschaft nehmen sie rascher zu als irgend eine andere Gruppe der indischen Bevölkerung. Da sie Zwischenheirathen mit Hindu's und Mohammedanern streng vermeiden, theils aus religiösen Beweggründen, theils weil ihre Gesetze eine solche Vermischung unbedingt untersagen, so bleiben sie rein. In Surat leben gegenwärtig noch etwa 20,000 Parsis, in Broatsch und Naufari etwa 20,000; in Ahmedabad, Damän, Gandavi, Bassar, Billimora und einigen anderen Städte zusammen etwa 10,000; dazu kommen noch die zu Yesd und Kerman in Persien wohnenden.

Die Parsis in Indien theilen sich in zwei Sekten, die Schenschoys und die Kadmis (Kadmisch). Sie haben aber keine Abweichungen über Glaubensartikel, etwa so wie Protestanten und Katholiken, sondern Kultus und Ceremonien sind ganz dieselben, und beide leben mit einander im besten Einvernehmen. Die verschiedene Ansicht betrifft weiter nichts als die Feststellung des Zeitpunktes, mit welchem die Aera Yezderscherd's, des letzten Königs von Persien, zu beginnen habe. Die Zahl der Kadmis beträgt höchstens 10,000, die Schenschoys sind also unendlich zahlreicher. Aber seit langer Zeit spielten trotzdem die Kadmis eine hervorragende Rolle, und manche der reichsten und angesehensten Kaufleute gehören zu ihnen. Der in jeder Beziehung aufgeklärte, wissenschaftlich vollkommen durchgebildete Framdschi Kawasdschi war ein Kadmi; ein solcher ist auch der vielgenannte Framdschi Nassirwandschi, und die berühmte Familie Kama gehört auch zu ihnen. Dagegen war Sir Dschamsitschi Dschischibhoy, dieser in jeder Beziehung hervorragende Mann, ein Schenschoy.

Vor der Zerstreuung waren diese beiden Sekten nicht vorhanden; sie sind erst in Indien entstanden. Im Jahre 1090 der Zeitrechnung Yezderscherd's, also vor etwa zweihundert Jahren, kam ein gelehrter Priester aus Persien, Dschamasp, nach Surat, um die dortigen Mobeds (Priester der Lehre Zoroaster's) zu unterrichten; er glaubte annehmen zu müssen, daß seine Glaubensgenossen in Indien in Betreff

Digitized by Google

ihrer chronologiſchen Berechnung um einen ganzen Monat im Irrthum ſeien. Anfangs legte man weiter kein Gewicht auf dieſen an ſich höchſt unbedeutenden Gegenſtand; aber 1746 kam ein Parſi aus Iran nach Indien, rührte die Frage wieder auf, gewann einige Mobeds für ſich und dann entſtand die Sekte der Kadmis. Gegenwärtig legt man weiter kein beſonderes Gewicht auf die Sache, aber vor etwa dreißig Jahren ſchlugen die Geiſtlichen großen Lärm darüber. Ein Mobed der Kadmis, Mella Firoz, kämpfte mit Feuereifer für die neue Aera, an der Spitze der Schenſchoys ſchritt ein nicht minder rüſtiger Kämpe, Schit Korfeſchi Manakſchi, in ſtark beſuchten Verſammlungen wurden heftige Kontroverſen gehalten, welche man in den Zeitungen fortſetzte, und zuletzt blieb Alles beim Alten. Für den Kultus hat die Sache deshalb noch einigen Belang, weil der Parſi, wenn er ſeine Gebete zum Himmel ſendet, dabei Jahr, Monat und Tag namhaft machen muß. So entſteht eine Verſchiedenheit



Kulis in Bombay.

des Datums, und deshalb hält jede der beiden Sekten auch ihre Feſttage zu verſchiedener Zeit.

Dieſe Feſte ſind folgende. Pappati oder Neujahrsfeſt wird gefeiert zu Ehren des Königs Yezdedſcherd. Die alten Perſer begannen mit dem Regierungsantritt eines jeden Königs auch einen neuen Zeitabſchnitt. Da nun Yezdedſcherd ihr letzter Monarch war und keinen Nach-

Digitized by Google

folger hatte, ſo zählen die Parſis nun von deſſen Thronbeſteigung an. Am Neujahrstage ſtehen ſie ſehr früh auf, legen neue Kleider an, und in den Feuertempeln iſt eine große Menſchenmenge verſammelt. Nach dem Gebete machen Freunde einander Beſuche, um das Handineinanderlegen, Hamma i dſchur, vorzunehmen, und ſich dabei ein frohes Neujahr zu wünſchen. Den Armen werden Almoſen geſpendet, die Dienerſchaft erhält neue Kleider und der Abend verfließt unter allerlei Luſtbarkeiten.

Reiterinnen in Bombay.

Chordad Sal iſt die Feier von Zoroaſter's Geburts-

Digitized by Google

tag. — Amardad Sal ist eine Nachfeier, die am folgenden Tage stattfindet. — Farrohardin dschasan ist Feier für die Todten, Allerseelentag; — Ardibehest dschasan, Feier zu Ehren des Engels (Amschaspand) Ardibehest; er ist Schutzengel des heiligen Feuers. — Raurus ist der Königstag und fällt gewöhnlich auf den 21. März, er erinnert an den Tag, an welchem einst den Königen der Jahresstrahl dargebracht wurde. Er wird auch von den heutigen Persern, Arabern, Türken und Hindus gefeiert und reicht über den Mohammedanismus hinaus. — Ava Ardui Sur dschasan ist das Fest zu Ehren des Engels, welcher über das Meer gebietet. Der Parsi geht an die Küste oder an ein fließendes Wasser und stimmt Gesänge in der Zendsprache an; man hat übrigens in Indien den Landeseingeborenen allerlei Ceremonien entlehnt, und opfert dem Meere Kokosnüsse, Zucker und Blumen. In Bombay wird an diesem Festtag ein großer Markt abgehalten. — Addar dschasan ist ein Feuerfest; man wirft Sandelholz in das heilige Feuer und giebt den Priestern Geld. Dazu kommen dann noch einige andere Feste. Am Ende des Parsijahres feiert man das Muktads, das heißt, man begeht eine Ceremonie, bei welcher Messing- oder Silbergefäße mit Wasser gefüllt und auf eiserne Gestelle gesetzt werden. Man legt auf diese Muktads auch Blumen und Früchte und erinnert sich der Todten.

Wir kommen nun auf das Haus- und Familienleben der Parsis. Alle Kinder müssen das Licht der Welt zu ebener Erde erblicken, und die Mutter muß vierzig Tage in dem Gemache bleiben, wo sie ihre Niederkunft hatte; dann erst darf sie wieder in der Familie erscheinen. Höchstens sünf Tage nach der Geburt muß ein Parsipriester oder auch ein Bramin dem Kinde das Horoskop stellen. Er zeichnet mit Kreide allerlei Figuren auf den Boden und berechnet die Sterne, unter denen das Kind geboren wurde, zählt alle Namen auf, welche man demselben etwa geben dürfe und unter welchen die Aeltern zu wählen haben, und verkündet, daß das Kind nicht nur selbst ein Glückskind sein, sondern auch den Eltern Reichthum und Gedeihen bringen werde. Die Männer lachen über solche astrologische Abgeschmacktheiten, aber die meisten Frauen legen großen Werth auf den Firlefanz.

Die Kleidung paßt für das heiße Klima. Bis zum vollendeten sechsten Jahre trägt das Kind die Dschabhla (Jublah), eine Art Kittel, der vom Halse bis zum Fußknöchel reicht, und auf dem Kopf hat es die Topi. An Festtagen sind beide mit Silber oder Gold gestickt und von Seide.*) Dann trägt man auch Perlen und Juwelen. Die Parsis lieben es sehr, ihre Kinder an solchen Tagen recht stattlich herauszuputzen.

Wenn das Kind sechs Tage und drei Monate alt ist, erhält es Sudra und Kusti. Man zieht ihm die Dschabhla aus, es wird erst gewaschen und dann vor dem Destur, Oberpriester, hingesetzt, welcher den Segen über dasselbe spricht. Man könnte dasselbe, da es eine Einweihung ist, gewissermaßen mit der christlichen Taufe vergleichen. Die Sudra ist von Leinen oder Seide; dieses Gewand wird im Zendavesta als das Kleid des guten und wohlthätigen Wandels bezeichnet. Der Kusti ist eine dünne, wollene Gürtelschnur aus zweiundsiebenzig Fäden; jeder dieser letzteren bezeichnet eins der 72 Has oder Kapitel des Jsaschne, eines der heiligen Bücher. Der Kusti wird dreimal um den Leib gewunden, und man macht dabei vier Knoten, während ein Gesang angestimmt wird. Beim Schlagen des ersten Knotens sagt man: „Es ist nur ein Gott und nichts Anderes kann mit ihm verglichen werden"; beim zweiten: „Zertscht's (Zoroaster's) Religion ist die richtige"; beim dritten: „Zoroaster ist der wahre Prophet und erhielt seine Sendung von Gott"; beim vierten: „Thue das Gute und enthalte dich des Bösen."

Zu Hause trägt der Parsi einen langen Rock mit einem Musselingürtel, baumwollene Beinkleider, pantoffelartige Schuhe und eine seidene Mütze. Wenn er ausgeht, zieht er eine Angratha an, das heißt einen weiten Rock ohne Gürtel, dessen Aermel noch einmal so lang sind als der Arm, aber über dem Handknöchel aufgekrämpt werden. Dann hat er auch einen Turban, gewöhnlich von dunkler Farbe, über seiner Mütze oder einem schwarzen Käppchen. Die Reichen tragen lange Strümpfe, Beinkleider von Seide und europäisches Schuhwerk. Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie noch eine weiße Dschama über und schlingen eine ellenbreite Schärpe, Pitschori, um den Gürtel. Das Letztere ist aber nur bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten der Fall, sodann auch, wenn der Parsi dem Gouverneur die Aufwartung macht oder Ballgesellschaften bei Europäern besucht. Die Kleidung der Priester gleicht jener der Laien, nur ist der Turban weiß.

Die Parsifrauen sind im Allgemeinen schlank und anmuthig gewachsen und haben eine sehr weiße Haut. Schade ist, daß sie ihr Haar unter der Mathabana verstecken, einem dünnen Tuche von weißer Leinwand, das sie um den Kopf binden. Sie schlingen dasselbe hinten auf dem Kopfe zu einem Knoten, welchen sie mit den Enden der Mathabana aufbinden. Sie tragen, gleich den Männern, Hemd und Kusti und seidene Beinkleider. Ihr Sari oder Obergewand ist gewöhnlich von hellfarbiger Seide, manchmal mit allerlei Figuren gestickt oder mit Goldspitzen besetzt. Unter dem Sari sitzt eine seidene Jacke mit kurzen Aermeln, Kauschri oder Stoli. Alle Parsifrauen, reich oder arm, putzen sich je nach ihren Vermögensverhältnissen mit Gold und Juwelen; zum Schmucke gehören auch der mit Edelsteinen besetzte Nasenring, ein goldenes Halsband und breite Reifen über den Hand- und Fußknöcheln. Diese Tracht ist nicht jene der alten Perser oder der noch in Persien verweilenden Parsis; sie ist angenommen worden, weil die Fürsten, von welchen einst die Fremdlinge in Indien aufgenommen wurden, Einsluß auf die Kleidung übten. Daher denn bei den Männern Angratha und Turban, bei den Frauen der Sari, also Kleider, welche auch die Hindu in Gudscherat tragen.

Die Lebensweise der Parsis ist halb indisch, halb europäisch; aber die Civilisation macht unter ihnen alljährlich mehr Fortschritte und sie schließen sich nun enger den englischen Gewohnheiten an, auch in Bezug auf ihre Häuser, die im Allgemeinen in einem ansprechenden Geschmacke gebaut und ohne Ausnahme vortrefflich gelüftet werden. Die Land- und Gartenhäuser der Parsis sind ohne alle Frage die schönsten auf der Insel Bombay. Die Empfangzimmer sind reich geschmückt; auch hübsche Gemälde fehlen nicht, hauptsächlich aber wird darauf gesehen, daß die Beleuchtung so glänzend und hell als möglich sei.

Ehemals war es Brauch, daß man beim Essen, gleich den Hindus, auf der platten Erde saß; das hat nun mehr und mehr aufgehört und in vielen Häusern speist man in europäischer Weise, wenn Leute aus dem Abendland eingeladen worden sind. Im Allgemeinen trägt aber im häuslichen Wesen doch Manches noch einen asiatischen Charakter.

*) Man sehe die Abbildung. Unsere Holzschnitte sind nach Photographien versertigt worden, welche Herr Gustav Spieß, königl. sächsischer Commissar bei der ostasiatischen Expedition des Grafen Eulenburg, aus Bombay mitbrachte. Das Kind ist im Schnitt vortrefflich wiedergegeben; das Gesicht der Frau in sofern nicht ganz getreu als die Nasenflügel ein klein wenig zu breit erscheinen. Der Parsi, ein Kaufmann, ist ganz vortrefflich; dasselbe gilt von den Figuren der Kulis.

Digitized by Google

Der Parſi hält täglich drei Mahlzeiten und bringt bei jeder ſeinen Dank der Vorſehung dar, welche ihm das tägliche Brot giebt. Männer und Frauen ſpeiſen von einander abgeſondert; das iſt aber eine den alten Perſern unbekannte Sitte, welche man von den Hindus angenommen hat. Doch haben ſich ſchon Manche über dieſelbe hinweggeſetzt. Die Parſis ſind im Allgemeinen muſterhafte Ehemänner und

Die Parſis ſind ein ungemein geſelliger und gaſtfreundlicher Menſchenſchlag, ſehen gern Freunde und Verwandte bei ſich und nehmen jede Gelegenheit wahr, um Feſte zu geben. Bei dieſen iſt jetzt im Allgemeinen europäiſche Muſik an die Stelle der indiſchen getreten, welche geſpielt wurde, wenn die Tanzmädchen, die Nätſches, auftraten.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten ſind von ganz eigen-

Parſi-Frau und Kind.

das Familienleben verfließt glücklich und in Frieden. Die Parſifrau hat eine unendlich höhere Stellung, als jene bei den Hindus und Mohammedanern; ſie übt nicht ſelten großen Einfluß und verkehrt frei mit allen Angehörigen der Familie. Mancher Hausſtand zählt ein Dutzend oder ein paar Dutzend Mitglieder; die Söhne bleiben auch nach ihrer Verheirathung im Vaterhauſe, in welchem zuweilen der Urgroßvater und die Urenkel unter einem Dache beiſammen wohnen. Uebrigens ſieht man die Parſifrauen nicht öffentlich in der Geſellſchaft; ſo weit haben ſie ſich noch nicht europäiſirt.

thümlicher Art. Der Parſy denkt eher daran, wie er ſein Kind verheirathen ſoll, als ihm eine Erziehung zu geben. Es iſt das eine Schattenſeite bei dieſem Volke; dieſe frühen Verheirathungen taugen nichts. Indiſche Einwirkungen ſind dabei nicht zu verkennen; der Hindu ſoll, den Vorſchriften der Schaſters zufolge, ſeine Tochter verheirathen, bevor ſie das neunte Jahr zurückgelegt hat, und es fällt ein großer Schimpf auf die Familie, wenn er das unterläßt. Dieſe Anſicht iſt auch auf die Parſis übergegangen und daher rühren die frühen Heirathen. Es kommen Fälle vor,

Digitized by Google

daß ein dreijähriger Knabe mit einem zweijährigen Mädchen verlobt wird! Noch vor zwanzig Jahren war es in Bombay und in mehreren Städten von Gudſcherat gebräuchlich, Heirathen für Kinder abzuſchließen, die noch gar nicht auf der Welt waren. Das kommt übrigens jetzt nur noch in ſeltenen Fällen vor, und Heirathen zwiſchen Erwachſenen kommen immer mehr in Brauch, weil man ſo vorurtheilsfrei geworden iſt, ſich derſelben nicht mehr zu — ſchämen, was früher allerdings der Fall war.

Ein Parſi in Bombay.

Gewöhnlich übernehmen einige Prieſter das Freiwerben, nachdem ſie zuvor Erkundigungen über alle in Betracht kommenden Verhältniſſe eingezogen haben. Ein Aſtrolog muß die beiderſeitigen Horoſkope prüfen und entſcheiden, oder unterſuchen, ob dieſelben zuſammenpaſſen und glückverheißend ſeien. Sobald er ſich abfällig äußert, hört Alles Weitere auf; im günſtigſten Fall erkundigt man ſich vor Allem nach dem Charakter der eventuellen Schwiegermutter. Der Aſtrolog beſtimmt einen guten Tag für die Verlobung, bei welcher keine beſondern Ceremonien vorkommen. Die Eltern des Knaben ſchicken dem Mädchen Kleider und die Eltern der letztern thun ein Gleiches für den Bräutigam. Durch die Auswechſelung dieſer Geſchenke wird die Verbindung feſt; über die Vollziehung der Ehe trifft man aber noch keine Beſtimmung, welche ſich die Eltern für die geeignete Zeit vorbehalten. Ohnehin beſtimmt der Aſtrolog den Hochzeitstag. Die Verwandten des Paares wechſeln Geſchenke unter einander aus, zumeiſt Kleider und Schmuck; der Schwiegervater giebt der Braut Juwelen, und das iſt eine für die Aermeren verderbliche Sitte, weil ſie es den Reicheren ſo viel als möglich gleich thun möchten. Manche ſtecken ſich dabei dermaßen in Schulden, daß ſie ihr Leben lang nie wieder aus der Verlegenheit herauskommen.

Bei Hochzeiten in reichen Familien ſind wohl fünfhundert bis eintauſend Gäſte verſammelt. Gegen Sonnenuntergang zieht der Bräutigam mit ſeinen Geſolge mit allem Pomp nach der Wohnung ſeines künftigen Schwiegervaters.

Digitized by Google

Voran gehen europäische oder indische Musikanten; dann kommt der Bräutigam, von Desture (Priestern) begleitet, nachher folgen erst die Männer, zuletzt die Frauen. Im Brauthause sitzen, in einer Halle oder einem Saale zu ebener Erde, Braut und Bräutigam neben einander auf reich geschmückten Stühlen, und gegenüber stehen die Priester, welche den Ehesegen erst in Zend, dann in Sanskrit sprechen. Er unterscheidet sich nicht von dem, was auch in anderen Ländern bei einer solchen Gelegenheit gesprochen zu werden pflegt.

kommt kein Fleisch auf die Tafel, sondern nur Gemüse, Fisch und Zuckerwerk. Beim Weintrinken werden Tischreden gesprochen und Gesundheiten ausgebracht.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß, in Folge des immer häufigern Wechselverkehrs mit den Europäern, diese Hochzeitsfeste mehr und mehr ihren orientalischen Charakter verlieren. Das junge Paar kann natürlich seinen eigenen Hausstand bilden, sondern jeder Theil bleibt bis zu der angemessenen Zeit in seiner Eltern Wohnung. Uebrigens möge

Indische Handlungskommis in Bombay.

Die Ceremonie schließt damit, daß man die Fußzehen des Bräutigams mit Milch wäscht und ihm das Gesicht mit der Schoti, seidenen Jacke, seiner Braut reibt. Auch das ist beides von den Hindus entlehnt. Nachher werden Blumensträuße an die Gäste vertheilt, welche man auch mit einigen Tropfen Rosenwassers besprengt. Dann folgt das Gastmahl, bei welchem die Speisen zuerst für die Frauen aufgetragen werden; erst wenn diese fertig sind, nehmen die Männer am Tische Platz. Aus Rücksicht für die Hindus

hier bemerkt werden, daß den Parsiwittwen die Wiederverheirathung nicht verboten ist; hat aber die Frau Kinder und befindet sie sich in einigermaßen leidlichen Umständen, dann bleibt sie am liebsten ledig. Bigamie ist nicht gestattet, außer wenn eine Frau kinderlos bleibt oder sich unsittlich aufgeführt hat, und auch dann ist vorher eine ausdrückliche Erlaubniß von Seiten des Panschajat, das heißt des Gemeindevorstandes, auszuwirken.

Begleiten wir nun einen Parsi auf seinem letzten Wege.

Digitized by Google

Der Mann ist krank, der Arzt hat erklärt, daß an seine Genesung nicht zu denken sei. Nun wäscht man den Sterbenden und zieht ihm reine Kleider an. Der Mobed oder ein Destur sagt Stellen aus dem Zend-Avesta her, welche dem Sterbenden Trost einflößen, und spricht ein Gebet um Vergebung seiner Sünden: „Möge der Allmächtige Dir Alles verzeihen, was Du gegen seinen Willen, seine Gebote und gegen die wahre Lehre Zoroaster's gethan hast. Möge der barmherzige Gott Dir einen guten und glücklichen Aufenthalt gewähren in der Welt, in welche Du nun eingehen wirst, und möge er Dir gnädig sein!“

Der Sterbende nimmt, falls er noch bei vollem Bewußtsein ist, an diesem Gebete Theil; im andern Falle neigt sich sein Sohn oder ein Verwandter oder ein Priester über ihn hin und raunt ihm die Worte des Gebets in die Ohren. Die Leiche wird in ein reines Gewand gehüllt und auf einen länglich-runden Stein gelegt; die weiblichen Angehörigen setzen sich um denselben auf Teppichen, während die männlichen draußen auf Bänken in der Veranda Platz nehmen. Ein in der Nacht gestorbener Mensch bleibt bis zum Morgen im Hause; wer seine Seele bei Tag aushaucht, wird gegen Abend fortgetragen. Die Nassifalars, Todtenbestatter, bringen eine eiserne Bahre und legen die Leiche darauf. Zwei Priester sprechen in Zend Todtengebete, welche also von den heutigen Parsis nicht verstanden werden. Der Inhalt ist: Menschen sind sterblich; sie müssen einst diese Welt verlassen und vor Gott hintreten, um Rechenschaft von ihren Thaten zu geben. Den Sünder erwartet Strafe, wer aber in Gedanken, Worten und Handlungen tugendhaft war, hat auf Belohnung zu rechnen. Wer in's Paradies eingehen will, muß hier auf Erden beten, tadellosen Wandel führen und an seinem Nebenmenschen Gutes thun.

Diese Gebete dauern etwa eine Stunde. Die Leiche wird nun hinausgetragen zum Thurme des Schweigens, Dochma, der allemal auf einer Anhöhe an einer ruhigen, einsamen Stelle liegt, bei Bombay zum Beispiel auf dem höchsten Punkte des Malabar-Hill. Die Verwandten schreien und wehklagen; die Männer geben der Leiche das Geleit. Am Thurme des Schweigens wird die eiserne Bahre niedergesetzt und das Antlitz auf ein paar Minuten enthüllt, damit alle Anwesenden noch einen Blick auf dasselbe werfen können. Dann bringen die Träger ihn in die Dochma und stellen ihn aus für die Vögel der Luft, welche ihn verzehren. Wenn Raben und Geier das Fleisch abgenagt haben, fallen die Knochen durch einen eisernen Grat in eine Grube, aus welcher man sie später herausnimmt und in ein Gewölbe trägt.

Nach der Rückkehr vom Leichenzuge waschen Alle Gesicht und Hände und beten um Gnade für den Abgeschiedenen. Am vierten Tage gehen alle Angehörigen in den Feuertempel, um noch einmal für den Todten zu beten. Die Frauen bleiben je nach Umständen drei bis dreißig Tage in Trauer. —

In einem folgenden Aufsatze werden wir die kaufmännische Stellung der Parsis, ihre öffentlichen Einrichtungen und ihre Religion schildern.

Sagen in der bayerischen Oberpfalz.

Zweiter Artikel.

Die Zwerge; Fankerln und Hankerln. — Wasserzwerge. — Die feurigen Landsknechte; Lichterträger. — Wassermann. — Hexen. Thaustreicherinnen. — Fahrende Jäger und Zigeuner. — Bärwechselbälge. — Bärmesschneider. — Der Teufel.

Vor einigen Monaten brachten wir (Globus IV, S. 43) aus der „Bavaria“ Mittheilungen über Sagen in der Oberpfalz, welche noch heute im Volke lebendig sind. Ein sehr aufmerksamer Beobachter, Eduard Fentsch, hat sie theilweise frei Volke selbst abgelauscht, theilweise die Mittheilungen Schönwerth's und anderer Forscher benutzt. Wir schließen dem frühern Aufsatze das Nachfolgende an; er wird dadurch vervollständigt.

Es wimmelt in der Oberpfalz von Zwergensagen, in denen sich vielleicht eine schwache Erinnerung an die zuletzt verdrängten Volksstämme, etwa an Kelten oder Slawen, erhalten hat. Der allgemeine oberpfälzische Ausdruck für Zwerge ist Zwargel; sie gelten dem Volke für eine Art Menschen mit menschlichen Einrichtungen und Sitten. Ihre Kleidung ist ärmlich, ihre Nahrung Mehl und Milch; Fleisch verabscheuen sie, wie die Waldfräulein; sie wohnen in unterirdischen Kammern und Berggemächern. Ihr Charakter ist harmlos, friedfertig, dankbar; sie verkehren nicht ungern mit Menschen und sind nur, wenn sie gereizt werden, neckisch und boshaft.

Am Böhmerwald und seinem Vorland insbesondere finden sich die Rázeln (Rázeln, Schrazeln, Strazeln). Sie sind so klein, daß ihrer vierzehn in einem Backofen arbeiten können, dabei schnell und feinhörig. Am Kopfe tragen sie eine schwarze, gerad aufstehende Zipfelhaube. Eine Gasse in Roding heißt die Höl; da sind unterirdische Gänge, wo ehemals die Rázeln aus- und eingingen und Hausarbeiten verrichteten. — Bei Arnschwang zunächst Furth sind Schrázelnlöcher und beim Söllner in Penting geht ein Rázelloch bis in den sogenannten Bärenkeller, eine Höhle in der benachbarten langen Point. Aus dem Bärenkeller kamen die Rázel, kleine, ärmliche Leute, in das Haus des Bauern. Da sie gar so zerlumpt waren, schaffte er ihnen ein neues rothes Gewand. Das nahmen sie, kamen aber hernach nie wieder. — Bei einem Bäcker zu Neunburg v. W., unweit der alten Burg, stellten sich die Schrazen zum Arbeiten ein. Sie machten über Nacht das Brot zurecht, so daß der Bäcker am andern Morgen nichts zu thun hatte, als es in den Ofen zu schieben. Dafür erhielten sie als Lohn jedesmal drei Brödchen Brot und drei Pfennige, womit sie zufrieden waren. — Am Giebenberge bei Rötz hausen die Strazeln seit undenklicher Zeit. Der Berg ist schier ganz ausgehöhlt von ihnen. Sie haben den hier aus einen unterirdischen Gang bis in den Wirthskeller zu Heinrichskirchen gebaut, wo sie sich von den dort aufbewahrten Speisevorräthen ihren Theil nahmen. Man hat einmal Mehl gestreut, um zu sehen, was sie für Füße hätten. Die Fährte zeigte Kinderfüße, denen je eine Zehe fehlte. — Im schwarzen Wirberge hausen Strazeln. Auf einem Bauernhofe bei Murach droschen sie schon vor Tag das Samengetreide und beim Wirthe zu Moosbach reinigten sie das Geschirr. An beiden Orten wurden sie durch Geschenke vertrieben.

An der Pfreimt sind die Fankerln daheim, kleine Leute in grauen Röckchen und grauen Strümpfen mit rothen

Digitized by Google

Zwickeln. Das gemahnt an slawische Tracht. Sie wohnen in der Erde, auch in hohlen Bäumen, und ihre Augen sind roth von dem dunkeln Aufenthalte. Die Männer lassen den Bart stehen. Wird diesen Fankerln ein Kind geboren, so trauern sie; stirbt ein Zwerg, so freuen sich die Uebrigen. Jeder macht sich im Leben einen gläsernen Sarg; stirbt er, so wird er vollständig gekleidet in den Sarg gelegt und ihm ein Hammer in die Hand gegeben und darauf der Sarg in's Wasser gelassen, der dann einer Insel zuschwimmt. Dort angelangt, erwacht der Todte, zerschlägt die gläserne Hülle mit dem Hammer und steigt dann an das selige Land.

Am Fichtelgebirge wohnen die Hankerln. Im Steinwald ist der Hankerlbrunnen, daneben eine Höhle, die Hankerlgrube. Durch diese Höhle zogen sie, von den Menschen beleidigt, mit ihren Schätzen in das Fichtelgebirge ein, wo sie nun schlafen. Der alte Hankerl spielt eine ähnliche Rolle, wie Karl der Große. (— Friedrich Rothbart? —) Sein Bart ist schon zweimal um den Tisch gewachsen, daran er sitzt. Ist dieses zum dritten Male geschehen, so erwacht er mit seinen Leuten und die glückliche Zeit kehrt wieder. — Auf einem großen Steine bei der Silberwäsche zwischen dem Ochsenkopf und dem Schneeberge hat seinerzeit einmal der alte Hankerl mit seinen drei Spielgesellen gespielt; in die vier Höhlungen, welche sich in Schüsselform auf dem Steine vorfinden, haben sie ihr Spielgeld gelegt. — Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede wie die Fankerln: letztere waren es, welche der Königin Freid im Märchen ihren Halsgürtel schmiedeten.

In der westlichen Oberpfalz sind die vorangeführten Namen weniger geläufig, und es gilt nur der Gattungsbegriff „Zwargel". Doch kennt man auch hier eine besondere Art von Waldzwergen. Aus einem Gehölze bei Neuhaus sieht man oft schwarze Männlein hervorkommen und in die Naab springen, wo sie verschwinden. Bei Nennhadt heißen sie Wassertreter.

Weniger zahlreich und weniger auf Einzelheiten eingehend sind die Sagen von Riesen. Das Schloß zu Falkenberg an der Waldnaab soll von Riesen erbaut worden sein. Ein Wallgraben an der Burgruine führt noch heutiges Tages im Volksmunde den Namen „Riesengrab". — Beim Dörflein Perschen an der Naab fließt ein kleines Bächlein an der Kirchhofmauer vorüber. Eine große dreieckige Felsplatte bildet hart an der Friedhofthür das Brücklein darüber. Man erzählt sich, eine Riesin habe den Block bis hierher geschleppt, um damit die Kirche einzuwerfen. Als sie den Bach überschritt, sprang ihr das Strumpfband entzwei. Da legte sie den Stein beiseit, setzte sich hin, um das Band wieder zusammen zu nesteln, und vergaß darüber ihr Vorhaben. Also steht die Kirche noch und der Stein liegt noch heute quer über dem Bache. Zunächst den Ruinen des Salvatorfirchleins bei Sternstein an der Fleß liegt ein gewaltiger Granitblock. Auf der Felsenhöhe des kleinen Gigel bei Sternstein stund einst ein Riesenschloß und eine Riesenjungfrau schleuderte das Felsstück auf den Fenstern desselben nieder, um das Gotteshaus zu zertrümmern. Es gelang ihr aber nicht; der Block fiel hart neben der Kapelle nieder, ohne sie zu verletzen. Was Riesenkräfte nicht vermochten, brachte die Zeit zuwege.

An diesen und ähnlichen Riesenmärchen hat sich schließlich nur die naive Phantasie des Volkes, angeleckt vom Gewaltigen und Ungeheuerlichen, versucht. Ihnen reihen sich jene Sagen an, welche allgemeine Naturerscheinungen durch Riesenkräfte hervorbringen lassen. So sollen zur Zeit, da die Erde noch jung und weich war, die schweren Fußtritte der Riesen, die darauf herumgingen, Berg und Thal gebildet haben. Ein Riese wurde vor Alter faul, und da er nicht mehr gehen wollte, setzte er sich rittlings auf den Mond, als der just aufging. Da drückte er die Mondscheibe wie einen Sattel ein, so daß sie jeweils etliche Zeit brauchte, um wieder rund und voll zu werden.

Bedeutungsvoller wird die Riesensage, wenn in ihr eine Mahnung an ein verdrängtes Geschlecht der Vorzeit liegt. Eine solche, ähnlich den durch ganz Deutschland verbreiteten, wird noch zu Neukirchen erzählt. Am Fuße des benachbarten Felsenkegels, worauf das Burgschloß Neidstein liegt, ist ein Juraselsblock, der wie auf einem Unterbaue von kleineren Gesteintrümmern ruht. Er heißt der Riesenstein. Auf dem Berge selbst sollen vor uralter Zeit Riesen gewohnt haben. Ein Riesenmädchen von Neidstein traf einmal einen Bauer, der auf dem Felde pflügte. Da faßte sie ihn sammt Pflug und Joch Ochsen in ihre Schürze, trug ihn heim und zeigte ihn den Vater mit den Worten: „Sieh, was für schöne Saatwürmlein!" Dieser aber erwiderte: „Trag sie wieder hin; diese Saatwürmlein werden uns noch vertreiben!" — Eine besondere Gattung von Mittelwesen sind die feurigen Männer, die feurigen Landsknechte, wie sie in dem größten Theile der Oberpfalz genannt werden. Sie zeigen sich in finsteren Nächten und halten sich neben den Wäldern auf. Dem Wanderer, der des Weges kommt, leuchten sie nach Hause; er darf aber dabei kein unlauteres Wort aussprechen, nicht fluchen und schelten, sonst verschwinden sie. Für das Heimleuchten zahlt man ihnen drei Brosamen oder etliche Heller. Auf dem Pinzerberge bei Auerbach lassen sich die feurigen Männer nicht selten sehen. Sie haben die Gestalt einer Mulde (Backtrog). Wenn man betet, kommen sie herbei, und um einen Kreuzer Lohn leuchten sie Einem heim. Den Kreuzer muß man ihnen beim Abschiede hinwerfen, sonst könnte Einem Uebles begegnen. — Am Hacken, einem Wiesgrunde bei Wolfsricht am Menlinger Berge, führt der feurige Mann die Leute irre. Es ist eine arme Seele, die auf Erlösung harrt. Am Fahrenberge bei Bohenstrauß sind die feurigen Landsknechte gar keine seltene Erscheinung, wie mir ein Bauer von Fichtelried erzählte, der selbst schon viele gesehen. Sie geben es wohlfeiler als jene am Pinzerberg, und leuchten Einem gerne um drei Pfennige heim. Wenn man flucht, laufen sie davon. — Am Fuße des Wölsenberges bei Naabburg entspringt das sogenannte Bettelbrünnlein. Hier wurden schon öfter vier brennende Geister gesehen. Ein Bauerbursch von Weisendorf ist erst in jüngster Zeit vor Schreck darüber krank geworden. Am Hammerbühel bei Langenfeld gehen sie gleichfalls, namentlich während der Sommernächte. Man heißt sie hier Lichtträger.

Der Grund dieser Sagen liegt wohl kaum weiter als in den Irrlichtern und ähnlichen feurigen Lufterscheinungen.

Auch das Wasser belebt der oberpfälzische Volksglaube mit einer Reihe geisterhafter Wesen; er behauptet fegar, daß ehedem alle Zwerge im Wasser waren. Von den Wasserzwergen wurde bereits Erwähnung gethan. Eine häufig vorkommende Erscheinung ist der Wassermann. Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten sein Rufen und Klagen vom jenseitigen Ufer her. Der Wassermann zieht die feurigen Geister an; sein Erscheinen kündet, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken werde. Insbesondere gilt er als Schreckgestalt für die Kinder. Er sieht diese, wenn sie in's Wasser schauen, unverwandt an und winkt ihnen mit den seuchten Augen; der Blick zieht sie hinunter. Daher singen die Kinder um Trostfestein, wenn sie am Brunnen sind:

Brunnenmann, Brunnenmann,
Zieh' mich nicht in den Brunnen 'nein!

Digitized by Google

Bei Velburg führt er den Namen: Da blödi Mô (der blutige Mann). In einem Kinderspiel umkreist der Schwarm einen auf dem Boden Liegenden und spricht dabei:

Blutiger Mann,
Schau' mich nicht an!

Wer sich erwischen läßt, wird von dem blutigen Manne niedergezogen.

Hier klingen Spiel und Märchen ineinander.

Im Nordwesten der Oberpfalz kennt man auch die Seejungfer; am Böhmerwalde heißt sie Meerfrau. Sie ist halb Weib, halb Fisch oder Schlange, und lockt mit ihrem Gesang in die Flut. Um Bleistein heißt es: Wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter.

Unter den Fischen giebt es eine Gattung dünner, schlanker, schwarzer, welche kaum Fingerlänge haben und sich nicht fangen lassen. Das sind verwunschene Leute oder arme Seelen. Sie werden nie von der Sonne beschienen. Von Cham geht die Sage, daß es auf dem Schweif eines ungeheuren geisterhaften Fisches stehe. Auch soll sich dort unter der Regenbrücke ein großer uralter Fisch aufhalten, den weder Netz noch Hamen fängt. Er gilt als Geisterfisch.

Wir kommen nun zu den Menschen selbst, die unter dämonischen Einflüssen stehen, oder sich, wie das zumeist der Fall, freiwillig denselben anheimgegeben haben. Selbstverständlich kann hier nur Einzelnes aus den überschwenglichen Hexen-, Zauber- und ähnlichen Sagen angebracht werden.

Die Hexen, Weiber, welche sich dem Teufel verschworen haben, fahren in der Oberpfalz häufig den Namen Thaufreicherinnen, weil sie am Johannistage vor Sonnenaufgang den Thau von den Wiesen sammeln. Sie reiten Nachts mit fliegenden Haaren, meist nackt, auf Besen, Ofengabeln, Strohhalmen, dreibeinigen Stühlchen ꝛc. zum Schlot hinaus. In einigen Gegenden der Oberpfalz heißt die Ausmündung des Rauchfanges im Dache das Hurloch, offenbar eine Anspielung auf die Ausfahrt der Hexe. Am Böhmerwalde heißt die Hexenfahrt selbst bedeutungsvoll: Hullfahrt, Hullfahren. Sie fahren auf den Hetschaberg (Hetsch, d. i. Kröte, das Hexenthier), wo sie sich treffen und ihre Tänze ausführen. Der oberpfälzische Blocksberg ist Mariä Kulm in Böhmen. Die Hexe liebt es, dem Menschen und insbesondere dem Vieh Krankheit und Tod anzuthun. Namentlich hat sie es auf Butter und Schmalz abgesehen. — Zu Haag bei Tiefenbach hatte ein Bauer eine Bauerstochter aus Stegen geheirathet. Kaum war sie einige Tage dort, so konnte keine einzige Bäuerin des Dorfes mehr Schmalz machen, während sie selbst jeweils viel davon verkaufte. Sie ging auch nie zur Kirche, derweil sie lebte. Oefter sah man sie nackt auf einer Wiese Kräuter sammeln. Wenn sie butterte, war sie nackt, ihr Haar fliegend. An Walpurgis brachte sie nacht die ganze Nacht beim Vieh im Stalle zu. Nach ihrem Tode ging sie um. Ein Klostergeistlicher las sie in eine zinnerne Flasche hinein und vertrug sie auf den Schwarzenwirberg.

Den Hexen gleich stehen die Druden. Von ihnen haben die zahlreichen Einklöcher (Pinten) um Velburg und Lupanstein den Namen „Drudenlöcher". Hier halten sie ihre Zusammenkünfte. Eine Hüterin bei Velburg rührte nackt aus und ging immer um das Rührfaß herum, indem sie dazu sprach:

Rührl, den zi jam,
Von Regensburg dis af Kam,
Von jeda Kouh a Löffert voll,
Na' wird ma ganz Rösaß voll.

Sie hatte immer vollauf Butter, aber Niemand nahm Etwas von ihr; denn sie war eine Drud. Wenn's die Drud einer Kuh anthut, giebt diese statt Milch Blut. Bei der Räubermühle zunächst Schwandorf befuhrte sich ein Weiher, der trotz aller Versuche nicht mit Fischen besetzt werden kann. Vor langer Zeit soll einmal eine Drud den Bauer während des Fischzuges um einen Fisch angebettelt haben. Da schlug ihr der Mann den Fisch, den er just in der Hand hatte, um's Maul. Die Drud verwünschte darauf den Weiher, und nun hält sich kein Fisch mehr in demselben.

Schäfer, Schinder, fahrende Jäger, Feilenhauer und Zigeuner sind es insbesondere, welche nach oberpfälzischem Volksglauben gleich den Hexen auf schwarze Künste sich verstehen. Eine halbe Stunde von Königstein ist eine Felsenhöhle im Walde, heißt das Tolesenloch, darin soll ehedem ein Zigeuner mit Weib, Kind und Fahrniß gewirthschaftet haben. Wenn er mit seinem Gaul im Lande umherzog, warf er seine Kinder blos der Mähre an den Hals, dann blieben sie hängen. Den Bauern hat er das Spinngewebe in den Städeln ausgebrannt. Wenn die Flamme an den dürren Holzverschalungen hinleckte, rief er nur: „Sachte, sachte!" dann blieb Alles unversehrt bis auf's Spinngewebe. Ein Bauer hat's ihm einmal nachmachen wollen, es ist ihm aber trotz alles „sachte, sachte" Stadel und Stuppen verbrannt.

Ein in der Oberpfalz ungemein verbreiteter Glaube, an welchem das Volk selbst bis in die höheren Klassen der Bürgerschaft ebenso zäh als zwerfichtlich hängt, ist jener an die Wechselbälge oder Wechselbutten. In den ersten Tagen nach der Geburt, während die Mutter schläft, geschieht es nicht selten, daß der böse Feind ueben ihr Kind noch ein zweites, vollkommen ähnliches legt. Greift die Mutter beim Erwachen nach dem rechten Kinde, so ist's gut und die Butte verschwindet. Ersucht sie den Wechselbalg, so hat der böse Feind gewonnenes Spiel. Das unterschobene Kind bleibt klein, elend, kräppelhaft und fezig. Einmal kam der Fahrenbauer von Beben Nachts heim vom Wirthshause; seine Frau lag in den Wochen und schlief just. Als er die Stube betrat, lagen zwei Kinder unterm Tisch, eines dem andern völlig ähnlich, eines gekleidet wie das andere, beide in gleichem Tone schreiend. Aufzwoll griff der Vater nach dem einen Kinde, worauf das andere plötzlich verschwand; er hatte unglücklicherweise den Wechselbalg ersucht. Das Kind wurde mißgestaltet, siechte und starb alsbald. In der Nachbarschaft von Königstein war einmal eine Wechselbutte in einem Hause. Sie war klein und verkümmert, und so lange Jemand daheim war, verließ sie die Wiege nicht. Glaubte sie sich aber allein, so stand sie auf und durchstöberte alle Winkel des Hauses. Eines Tages haben die Ehehalten gelauscht und sahen, wie sie in der Küche verwundert vor einem Haufen Eierschalen stand, hernach diese durchwühlte und ausrief:

Bin ich a su old
Wei da Thüringa Wold,
Und hob mei Letta (Lebtag) niet meiera
Haserla und Glöckerla gseha!

Kleine, insbesondere Wickelkinder, können nicht blos ausgewechselt, sondern auch verschrieen werden, und zwar von jedem Menschen. Wenn Jemand von einem Kind und in dessen Gegenwart zu wiederholten Malen sagt: „Das ist ein schönes, ein hübsches, ein starkes Kind!" dann ist das Kind beschrieen; es nimmt ab und muß beständig gähnen. Um die Wirkung des Verschreiens zu verhüten, muß man derartigen Ausrufungen immer: „B'hüt's Gott" beifügen. Thut es der Sprechende nicht selber, so soll es ein Zweiter

Digitized by Google

leise für ihn thun. Ist ein Kind oder ein Stück Vieh wirklich unverhofftes beschrieen worden, so muß eine Weibsperson ein Flürtuch darüber decken und, während sie dreimal den Spruch hersagt:

„Hat dich verschrieen ein Mann,
Hat dich verschrieen eine junge Dirn,
Jetzt will ich's von Dir runterkihr'n (kehren)!"

dreimal über dasselbe herabfahren, als wollte sie es abwischen.

Wir haben endlich noch des Bilmesschneiders (Bilberschneider, Bilbilschneider) Erwähnung zu thun. Der Bilmesschnitter geht an gewissen Tagen querfeld über die Aecker und schneidet die Halme ab. Der Oberpfälzer unterscheidet zwischen einem dämonischen Wesen, wie um Falkenstein, wo es der Teufel selber ist, der mit einer Scheere an jeder großen Zehe die Felder von einer Ecke zur andern durchschneidet, und zwischen Menschen, welche mit Hülfe des Teufels den Bilmesschnitt machen können. Letzterer geht mit einer Sichel über's Kreuz durch die Felder, schneidet die Aehren ab und nimmt sie mit. Die zurückbleibenden Aehren sind hohl und nur das Stroh davon kann man brauchen. Der Bilmesschneider ist während seiner Arbeit unsichtbar. Nur Quatember-Sonntagskinder sehen ihn. Auch wenn man vor Sonnenaufgang aus einer Ecke des Ackers Rasen aussticht und auf den Kopf legt, kann man seiner gewahr werden. Ein Bauer hatte viel Verlust durch den Bilmesschnitt. Da wurde ihm gerathen, die Decke eines Scherhaufens (Maulwurfshaufens) so auf den Kopf zu setzen, daß die Wurzeln aufwärts stehen, und dabei kein Wort zu reden. Er that es; da er aber im Bilbelschnitter seinen Nachbar erkannte, rief er: „Nachbar was thoust?" Am dritten Tage danach starb dieser. — Um die Frucht vor dem Bilmesschnitte zu bewahren, besprizt man die Seiten des Feldes mit Wasser, das am Dreikönigsabend geweiht wurde, oder steckt in drei Ecken des Feldes Kreuzchen aus dem Holze, welches beim Verbrennen des Judas am Charsamstag angebrannt worden; dann geht der Bilmesschneider beim vierten Eck hinaus. Im nordöstlichen Theile der Oberpfalz gegen den Böhmerwald zu ist der Glaube an den Bilmesschneider besonders lebendig. Ein Schmied in der Weiden gestand mir, daß er regelmäßig in der Christnacht ausdreschen lasse, weil in dieser geweihten Nacht jeder Schlag des Dreschflegels dem Bilmesschneider auf den Kopf falle.

Wir dürfen aber den Teufel nicht vergessen, der eine große Rolle in der Legende spielt. Es ist das die Nachtseite derselben. Der Teufelsglaube gilt noch als unerschütterliches Dogma im Volk. Er hat sich aber, wie ein sagenkundiger Mann bemerkt, so erweitert, daß das Reich des Teufels das ganze Gebiet der heidnischen Götterwelt einbekommen hat. Er erscheint als Donar im feuerrothen Fankerl und Wettermacher; als Wuotan im wilden Gejage und Erfinder des Würfelspiels; als Nörðr in der Windsbraut. Damit selbst der Name der heidnischen Götter verklinge, darf man den Teufel nicht beim Namen nennen.

Alle schreckhaften, wunderlichen und ungewöhnlichen Naturerscheinungen schreibt der Volksglaube einer unmittelbaren Thätigkeit des Teufels zu. Den Eingang in die Felsenhöhle am Buchberge bei Neumarkt soll der Teufel ausgebrochen haben, darum heißt er Teufelsthor. Im gegenüberliegenden Staufersberge hat er im Felsen einen Gang — den Teufelskeller — ausgehauen. Es findet sich kaum ein auffallend geformter Felsblock im oberpfälzischen Juragebirge, der nicht seine Bezeichnung von ihm ableitet; so der „Teufelspredigtstuhl" im Veldensteiner Forste, der „Teufelstritt" und „Teufelssessel" bei Königstein, „Teufels Hosensteg", „Teufels Stadtmesse" und „Teufels Backofen" bei Betzenstein. Gleiches ist der Fall bei den Granitfelsen des Oberpfälzer Waldes und Waldvorlandes; so der „Teufelsstein" bei Stadern, „Teufels Butterfaß" bei Floß u. a. m. Häufig hängt sich eine ausgeschmückte Sage an diese wunderlich geformten Steine. Am linken Altmühlufer bei Jachenhausen ist ein steiler, schmaler Felskegel; er reicht wie ein Mauerthurm in's Thal hinein und heißt der Teufelssessen. Auf der äußersten Kante der schmalen Platte saß vor Zeiten einmal ein Hütjunge und dachte weiter an nichts, als plötzlich der böse Feind vor ihm stand und ihm antrug, sich im Brettspiel mit ihm zu versuchen. Dem Gewinnenden solle es zugestanden sein, den Partner vom Felsen herabzustürzen. Da dachte der Hütjunge: „Ich wag's, in Gottes Namen!" und weil er das Spiel „in Gottes Namen" begonnen, so gewann er es auch und damit die Wette; war auch nicht faul und warf den Teufel köpflings die schwindelnde Höhe herab. Noch sieht man auf der Felsenplatte deutlich die regelrechten Felder des Damenbrettes und die Spuren des Fußes von dem Hirten, der sich gewaltig anstrengen mußte, den Widersacher über die Wand herunter zu schleudern.

Es bietet sich hier Gegenheit, auf eine unerschöpfliche Sagenquelle hinzuweisen. Das sind die „Teufelswetten", welche zum größten Theile darauf hinausgehen, daß der Teufel um den Lohn der Wette geprellt wird; dann die „Teufelspakte", welche mit dem bösen Feinde gegen Verschreibung der eigenen Seele eingegangen worden, um die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen. Hier einige Beispiele:

Ein Bauer hatte sich dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß dieser ihm den Stiefel, den er zu Hause an der Stubendecke hängen habe, mit Geld fülle. Nun hatte aber der Bauer heimlich die Sohle weggeschnitten, und der Teufel konnte nicht Geld genug zutragen, — der Stiefel ward nie voll. Erst als er die letzten paar Gulden einer armen Wittwe beigebracht hatte, merkte er, daß er betrogen sei, und zog beschämt ab.

Häufig verspricht auch der bei dem Teufel Hülfe Suchende Dasjenige, was er zu Hause ohne sein Wissen besitzt und die tragische Entwickelung ist, daß er sein eigenes Kind im Mutterleibe dem bösen Feinde verschrieben hat. So war einmal in Raab, einem Dorf an der Quelle der Schwarznaab, ein armer Söldner, dessen Hütte bereits den Einsturz drohte und dem die Noth an den Hals ging. Da gerieth er mit dem Teufel zusammen, der überall zur Hand ist, wo er eine Seele gewinnen kann, und versprach ihm, wenn er ihm helfe, das, was er zu Hause habe, ohne es zu wissen. Dieser ging auf den Vertrag alsbald ein und gab ihm Geld genug, daß er sich ein schönes, stattliches Haus aufbauen konnte. Nun war aber des Mannes Weib gesegneten Leibes, ohne daß Jener es wußte; das Kind gehörte also dem Teufel. Da ließen sich in ihrer Noth die Eltern von den Klosterherren zu Bärnau Gewaltsts geben, welches sie dem Mädchen umhingen. Deshalb konnte ihm der Böse nicht ankommen; und da es immer fromm blieb und den Tanzboden mied, so fand sich auch mit der Zeit ein Bräutigam. Der Braut am Altare zeigte sich der Teufel zum letzten Male. Das Band der Ehe hatte seine Gewalt zerrissen. Deste heftiger quälte er nun den Gatten selber, also daß sich dieser der Trunksucht ergab. Er starb am Charfreitag, und man sagt, er soll ganz schwarz gewesen sein.

Es ist fester Volksglaube, daß der Teufel „wie ein Spürhund" auf Menschenseelen ausgehe. Er weiß die Ge-

Digitized by Google

legenheit zur Versuchung wohl auszumitteln: der Tanzboden ist sein Lieblings-Tummelplatz; er hat „die Karten gefärbt" und verführt in allerlei Gestalt zum „Paschen". Auf der Ruine Stockerfels bei Wittenau, in den Kellern des Burgstalls, hausen die armen Seelen vornehmer Herren, die während ihrer Lebzeit dem wüsten Spiele sich ergeben hatten. Nach ihrem Tode schleppt sie der Teufel in Säcken hierher. Da spielen sie nun mit glühenden eisernen Würfeln. — Am liebsten erscheint der Böse in Gestalt eines Jägers, und in den Gegenden am Böhmerwalde wird der Jäger, namentlich der dienstlose, s. g. fahrende Jäger, gleich dem Zigeuner und Feilenhauer, mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Ein oberpfälzisches Sprichwort sagt: „Fluchen zieht den Teufel an." Ihm sind die Grenzverrücker und die Meineidigen verfallen. Auf der Pavelsbacher Haide bei Mönning geht der Kopp um. Das ist die arme Seele eines Meineidigen, der sich des Nachbars Grundstück aneignete. Er hatte Erdreich von seinem Acker in die Schuhe gestreut, da er auf dem Felde des Nachbars stand, und betheuerte nun mit einem heiligen Eid, er stehe auf eigenem Grund und Boden. Da bemächtigte sich seiner der böse Feind und er starb jähen Todes. Seitdem waizt es auf der Haide, und der Erzähler versicherte mir, er habe selbst schon rufen hören:

Kopp, Kopp auf der Haib'!
Hätt ich geschworen kein' falschen Eid,
Müßt ich nicht immer schrei'n:
Kopp, Kopp auf der Haib'!

Dem Teufel sind die Hoffärtigen und alle Jene verfallen, so sich unrecht Gut aneignen und den Sonntag schänden. In der Fuchsbüttener Revier lebte einmal ein Kohlenbrenner mit seinen zwei Töchtern. Wider alles Abmahnen zündete er in der heiligen Dreikönigsnacht seinen Meiler an. Als des andern Morgens die Leute aus der Kirche heimkehrten, sanden sie ihn sammt den beiden Dirnen todt vor der Hütte liegen. Der böse Feind hatte sie geholt. Noch heißt die Stelle „bei den drei Leuken".

Daß hinwieder alles christliche Werk dem Teufel ein Dorn im Auge, ist selbstverständlich. Er hat es vorzugsweise auf die Kirchen abgesehen, deren Bau er zu verhindern sucht. Geht es nicht an, so steigt er dem Baumeister zu Leib und gewinnt dessen Seele. Ich gemahne an die bekannte Sage von dem Dombaumeister in Regensburg, der sich ähnliche in ganz Deutschland anschließen. Ein in der Oberpfalz sehr verbreitetes Märchen von der Kirche zu Bilsteck erzählt ich hier in der originellen Weise, wie ich es vernommen. Den Teufel ärgerte der spitze Thurm der Bilsecker Pfarrkirche schon deshalb, weil er sich etliche Male bei seinen Luftfahrten die Hose daran zerrissen hatte. Also faßte er den Plan, den Thurm einzuwerfen, nahm einen Kolmünzer (Kolmünger, Kulmizer, eigentlich Grünstein, in dieser Gegend der Oberpfalz, aber gemeingebräuchlich für jeden Felsblock) von gewaltiger Schwere, der just am Wege lag, und schleppte ihn mit sich fort, um damit sein Vorhaben auszuführen. Als er leuchend den Kreuzberg anstieg, da begegnete ihm in Birket, nicht weit ab von der Landstraße, die von Bilsteck nach Amberg führt, eines Schuhflickers Weib, das eine „Kirb'n" voll alter Schuhe am Kopfe trug. Fragt der Teufel, der mittlerweile müde geworden, das Weib: „Alte, wie weit ist's nach Bilsteck?" Die Angeredete aber hatte ihn am Bocksfuß erkannt und erwiderte schlau: „Hab i denn die Schouch alle z'rissen vo Bilsteck bis dauher, so a grouß Stück Weg is!" Da wurde der Teufel ungehalten, warf den Stein von der Schulter und rief: „Da hol' der Teufel Bilsteck!" Zu dem Weib aber wendete er sich mit den Worten: „Sag' den Bilseckern, wenn Du wieder heimkommst: Wär' der Weg nicht so weit, hätten sie ihre Thurmspitz' zum letzten Mal gesehen!" Das Weib hat nach der Hand die Botschaft nach Bilsteck gebracht; seitdem heißt es: „Wo der Teufel nicht selber hin mag, schickt er ein altes Weib hin." Derselbe Kolmünger aber von Mannshöhe liegt noch im Birket auf dem Kreuzberge bei Bilsteck, und die Spuren von den Krallen und Hörnern des bösen Feindes sind ihm sichtlich eingedrückt. Er heißt dort der Teufelsstein.

Es ist eine auffallende Erscheinung, die sich nicht allein in der Oberpfalz bewährt, daß der Inhalt der Teufelssagen ein namhaft reicherer ist als der der Heiligenlegende, wobei wir selbstverständlich nur die im Munde des Volks lebende, nicht die durch die Schrift überlieferte „buchgelehrte" Legende im Auge haben. Einestheils findet das seine Erklärung in der Thatsache, daß die ganze heidnische Götzensage, soviel davon noch im Gedächtnisse des Volks zurückgeblieben ist, zum Teufelswerke paraphrasirt wurde. Anderntheils gründet es nicht nur in dem Umstande, daß überhaupt das Dunkle, Schreckhafte, Ungeheuerliche die gestaltende Phantasie in höherm Maß anregt als das Lichte, Klare und Verständliche, sondern auch in dem allgemein menschlichen Gefühle der Unvollkommenheit, der Sündhaftigkeit und Schwäche. Die Kreatur seufzt nach einer Sühne und findet sie theilweise in ihrer Ohnmacht gegenüber der Gewalt einer überall thätigen Verführung. Es liegt etwas Beruhigendes darin, das Prinzip des Bösen als ein Persönliches, Objektives außer uns zu setzen, das, mit übermenschlicher Macht begabt und im Besitz ungewöhnlicher Lockmittel, gegen unser besseres Bewußtsein auf uns einwirkt. Diese Wirkung wird nun ausgeglichen durch eine höhere, göttliche Macht. Der dramatische Effekt der Teufelssage besteht darin, daß, zum größten Theil wenigstens, der Teufel schließlich doch die Wette verliert. Der Mensch, welcher unter seinem Drucke seufzt, rächt sich hinwieder mit dem Spott und stempelt ihn zum „dummen Teufel", zum Gegenstande des Hohnes, der den Kürzern zieht, so oder so. Schönwerth berichtet eine Sage, die als deutscher Beleg dieser Behauptung gelten mag. „Einmal reisten U. L. Herr und Teufel miteinander. Da bedeutete ihm Jener, er möge gegen die Menschen freundlich sein; so er ihnen Gutes erwiesen, würden sie auch ihm dankbar sein. Der Teufel aber widersprach geradezu und ließ es auf eine Probe ankommen. Auf dem Wege nun sahen sie einen Bauern seine Kühe auf der Wiese weiden. Da vermochte der Teufel U. L. Herrn, die Kühe in den Graben zu werfen. Sogleich schrie der Bauer: „Was für ein Teufel muß hier wieder seine Hand im Spiele haben?" und lief fort, um Leute zu holen, welche ihm die Kühe aus dem Loche brächten. Mittlerweile hatl aber der Teufel ihnen heraus, und wie der Bauer zurückkehrte und seine Kühe auf der Wiese grasen sah, rief er: „O du lieber Herrgott, wie danke ich dir!" So hatte der Teufel bewiesen, daß er es bei den Menschen nie zu Ehren bringen könne."

Digitized by Google

Speke's und Grant's Entdeckung der Hauptquelle des Weißen Nils.

Der wichtigste Punkt in Bezug auf das große Problem ist nun endlich festgestellt worden: wir wissen, wo eine Hauptquelle des Nils liegt. Speke und Grant sind glücklich genug gewesen, eine Frage beantworten zu können, die schon in den Tagen Homer's aufgeworfen wurde. Aber noch immer bleibt Entdecern, die nach ihnen kommen, ein weites und dankbares Feld für interessante Forschungen, nicht nur am Weißen Nil zwischen dem Nyanza-See und Gondokoro selbst, sondern auch an den großen Nebenflüssen, welche von seinem Ursprung an bis zum 9.° N. Br. auf beiden Seiten in ihn münden. Sowohl am Sobat wie im Flußgebiete des Bahr el Gasal ist noch sehr Vieles zu erforschen. Wir dürfen aber mit Zuversicht erwarten, daß die nächsten Jahre wichtige Aufklärungen bringen werden.

Speke's und Grant's Tagebücher sind noch im Mai nach Europa gekommen, und Sir Roderick Murchison war dadurch in den Stand gesetzt, in der Jahressitzung der Londoner geographischen Gesellschaft, am 25. Mai, eine Uebersicht der in hohem Grade wichtigen Inhalts zu geben. Die beiden Reisenden werden im Laufe des Juni in London erwartet; sie wollen rasch daran gehen, ihr Werk zu schreiben. Es wird aber längere Zeit verstreichen, ehe dasselbe die Presse verläßt; darum war es zweckmäßig, daß Murchison unverweilt die Hauptergebnisse mittheilte.

Die Londoner geographische Gesellschaft zählt nahe an 1800 ordentliche und 52 korrespondirende oder Ehren-Mitglieder. Die große Ehrenversammlung wurde diesmal dem Entdeckungsreisenden Frank T. Gregory entheilt, welcher in Westaustralien an 55 Positionen die Breite und an 19 Punkten die Länge astronomisch bestimmt hat. Die Victoriamedaille bekam der bekannte Kartograph J. Arrowsmith; die australischen Entdecker Landsborough (der zugegen war), Mac Kinlay und Walker erhielten werthvolle goldene Uhren mit Zuschriften. Dann berichtete Murchison, daß Speke's und Grant's Tagebücher glücklich angelangt seien. Er hatte nach den Angaben und Skizzen der Reisenden eine Karte entworfen, auf welcher die neuen Entdeckungen eingetragen sind; sie war aufgestellt, damit die Versammlung ein anschauliches Bild des Reiseweges erhalte. Dann gab er kurz einige Notizen über den Inhalt der Briefe, welche bis zum September 1861 reichten, und sprach weiter: —

Die Reisenden waren nach mannichfachen Verzögerungen bis Kaseh (— eigentlich Bagueh, zwischen jenem Punkt und dem Nyanza —) gekommen; die verschiedenen Stämme waren im Kriege mit einander, die Träger waren zum größten Theil fortgelaufen. Weitere Nachrichten hatte man in Europa nicht erhalten. Petherick wurde jedoch nach Gondokoro gesandt, um die Reisenden dort zu erwarten und ihnen hilfreich an die Hand zu geben. Aber vor einiger Zeit meldete ein Telegramm aus Alexandria, daß die von ihm mitgenommenen Vorräthe verloren gegangen seien, er selbst, westlich vom Weißen Nil, den Tod gefunden haben. Deshalb war unsere Freude groß, als nach langem und bangem Harren ein Telegramm aus Alexandria die Nachricht brachte, daß Speke in Chartum angelangt sei; bald kam ein zweites von Speke selbst und an mich gerichtet mit den inhaltschweren Worten: „Der Nil ist festgestellt!" Bald nachher erfuhren wir auch, nicht nur, daß Petherick noch am Leben, sondern in Gondokoro mit Speke und Grant zusammengetroffen sei. Das war am 20. Februar. Seitdem sind auch die Tagebücher und Karten angelangt; letztere enthalten viele Längen- und Breitenbestimmungen aus seither völlig unbekannten Gegenden.

Murchison erwähnte dann, daß die beiden Reisenden weit größere Hindernisse zu überwinden gehabt haben, als Speke auf seiner frühern Reise mit Burton. Petherick sei zwar todtgesagt worden, allein er, Murchison, habe die Hoffnung nicht sinken lassen, daß derselbe, gleich anderen afrikanischen Reisenden, doch wohl lebendig wieder zum Vorschein kommen könne. Aber nach dem Mißgeschick, welches ihn auf dem Weißen Nil heimgesucht, konnte er den beiden Reisenden, selbst wenn er in Gondokoro mit ihnen zusammentraf, keine Hülfe bringen, und es war doch keinem Zweifel unterworfen, daß sie solcher gerade dann und dort am meisten bedurfte. Nun ist bekannt, daß Frau Tinne mit ihren Töchtern mit einem Dampfer noch über Gondokoro hinausgefahren war. Wären Speke und Grant nur einige Wochen (— sollte heißen Monate; denn Frau Tinne war schon im November wieder in Chartum zurück —) früher in Gondokoro eingetroffen, dann hätten sie von diesen kühnen, unternehmenden Damen nicht nur Unterstützung jeder Art erhalten, sondern wären nun auch schon längst in Europa angelangt.

Doch bevor Petherick, der nach seinem Unfall am Weißen Nil erst nach seiner Eisenbefreiung und von dort nach Gondokoro gegangen war, hier ankam, war dafür gesorgt worden, daß Samuel Baker Vorräthe dorthin brachte. Als dieser unternehmende, wackere Forschungsreisende von Petherick's Mißgeschick Kunde erhielt, rüstete er sofort auf eigene Kosten eine Expedition aus. Zunächst wollte er Speke und Grant Hülfe bringen, dann aber auch, auf jede Gefahr hin, seinerseits den Versuch wagen, den Nil aufwärts bis zu dessen Quellen vorzudringen. Baker hat schon früher Forschungen auf Ceylon gemacht; im Jahre 1862 war er in den Gegenden, welche nördlich von Abessinien liegen, und bestimmte manche Zuflüsse des Atbara; welche bisher fastch eingetragen sind, genauer. Jetzt Rand sein Entschluß fest, über den Aequator hinaus nach Süden zu gehen und Speke und Grant aufzusuchen.

Baker traf nun auf seiner Fahrt nach Gondokoro mit ihnen zusammen; er war der erste Europäer, welchen sie sahen, und er gab ihnen Geld, Lebensmittel und Fahrzeuge. Dann reiste er weiter nach Südwesten hin, um einen neuentdeckten See näher zu erforschen, welchen Speke auf seiner Karte als Luta Nzigi eingetragen hat. Er will darauf ein ganzes Jahr verwenden, und hoffentlich bringt er Kunde über dieses große, in einer höhern Breite liegende Seitenbecken, aus welchem der Nil gleichfalls einen Zufluß erhält. Baker ist ein kühner Mann, ein guter Naturforscher und ausgezeichneter Jäger; er ist aber auch ein tüchtiger Geograph und versteht mit Instrumenten umzugehen.

Bereits aber erfüllt es uns mit hoher Freude, daß Speke und Grant, welche eine nie zuvor von civilisirten Menschen besuchte Region durchwanderten, das große Problem gelöst haben. Nun ist festgestellt, daß der große Süßwasserse Nyanza, dessen südliche Wasserscheide bis nahe zum 4. Grade südlich vom Aequator liegt, das Becken bildet, aus welchem der Bahr el Abiad, der Weiße Nil, welcher nach Gondokoro fließt, hauptsächlich abströmt (— also: aus dem See kommt der Hauptarm —).

Als Speke auf seiner ersten Reise*) von Kaseh aus, während Burton dort krank lag, nach Norden hin aufstrach, um den See zu suchen, kam er in ein Land, wo die Gewässer nach Norden hin flossen, und dann an den Nyanza, einen Süßwassersee von großer Ausdehnung. Auf der rechten (östlichen) Seite liegt das Land der kriegerischen Masai, durch welches jetzt kein Reisender sich wagen darf; am linken Ufer, etwas nördlich von dem Punkte, wo Speke sich damals befand (— er war am Südende des See's, von welchem er nur einen sehr kleinen Theil sah —), lag das nicht unbedeutende Königreich Uganda. Der äußerste Punkt, welchen Speke damals erreicht hatte, lag nach astronomischen Be-

*) Im Sommer 1858. Speke's Wanderung von Kaseh, in Unyamwesi, durch Uzinsama bis an die Südküste des Nyanza-Sees und zurück nach Kaseh, fällt in die Zeit vom 11. Juli bis 25 August. Er sah denselben zuerst, bei der 21. Station von Kaseh aus, in Nyanza, einem kleinen Dorfe, der eine sich centrale Lage am Gestade hat, und gewann von einem etwa 250 Fuß hohen Hügel, dem „Observatory-Hill", einen weiten Ausblick auf die Wasserfläche. Bei den Afrikanern

Digitized by Google

obachtungen etwa 150 geographische Miles südlich von Gondokoro, also einem gründlich und genau bekannten Punkt am Weißen Nil. Allerdings sind gelegentlich einzelne Reisende und Elfenbeinhändler, z. B. Peney, Dr Bono und Miani, etwas weiter aufwärts gekommen; immerhin betrug aber die Entfernung zwischen den beiden Punkten, bis zu welchen weiße Leute gekommen waren, 400 Miles.

Speke zog aus Mittheilungen von Arabern, welche in jenen Gegenden gereist waren, den Schluß, daß die Stelle, wo der Fluß aus dem See abströmt, weit nach Norden hin liege, und daß dieser Fluß der Hauptarm des Weißen Nils sei. Seine zweite Reise unternahm er bekanntlich zu dem Zweck, um darüber in's Klare zu gelangen. Es kam nun wesentlich darauf an, mit dem mächtigen Häuptlinge von Uganda und anderen Häuptlingen, welche ihm möglicherweise den Weg versperren konnten, in gutes Einvernehmen zu kommen. Bis an den See, welchen er auf seiner ersten Reise erreicht hatte, wünsche er, seiner Meinung zufolge, ohne große Schwierigkeit vordringen können.

Die Reisenden brachen von der ostafrikanischen Küste auf am 1. Oktober 1860 und hatten gleich anfangs mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Weit und breit war Ostafrika von Dürre heimgesucht und unter den Eingeborenen herrschte Krieg, theils in Folge der Hungersnoth und theils weil Häuptlinge einander die Erbfolge streitig machten. So gelangte Speke erst nach langen Verzögerungen bis Kaseh, wo er krank antam.

Der zweite Bericht vom 30. September 1861 (aus Bagueh, nördlich von Kaseh) lautete schon besser. Die Reisenden kamen vorwärts, hatten Dolmetscher und Träger in genügender Menge und hofften auf guten Erfolg. Aber seitdem erfuhren wir nichts mehr von ihnen, bis das Telegramm aus Alexandria ihre Ankunft in Chartum meldete. In unserer Kunde über die Weiterreise befindet sich aber eine Lücke, weil Papiere, welche Speke nach Sansibar schickte, nicht nach Europa gekommen sind. Die jetzt nach London gelangten enthalten jedoch einen zusammenhängenden Bericht über die ganze Reisestrecke zwischen Kaseh und Gondokoro. Sie beginnen mit dem 1. Januar 1862 und datiren von Speke's Abreise aus der Hauptstadt des Königreichs Karagueh, das auf der Westküste bis nahe an das Südende des Nyanza-Sees reicht. Speke scheint dort einen guten Eindruck auf den König gemacht zu haben, den er als einen verständigen Mann schildert; derselbe war ihm zur Weiterreise behilflich, bestritt sogar seine Auslagen und empfahl ihm nachträglich dem mächtigen Könige von Uganda.

Karagueh, ein in vieler Beziehung interessantes Land, nimmt eine Abdachung, einen Vorsprung auf der östlichen Wasserscheide ein, hat etwa 200 Miles Breite und etwa 6000 Fuß Meereshöhe. Unter den tiefgefurchten Bergen, welche sich vereinzelt dort erheben, reicht wenigstens einer bis zur Höhe von 10,000 Fuß hinan. Das sind die Mendeorge Burton's und Speke's.

In diesem Gebiete von Karagueh entspringen zwei Quellen des Nils, nämlich erstens der Hauptzufluß des Nyanza-Sees und zweitens der Hauptzufluß eines andern Sees, des Luta Nzigi.

Dort liegt auch die Quelle von Livingstone's Schire, falls den Mittheilungen, welche Speke machte, Glauben zu schenken ist.

Es scheint, daß der Tanganyika-See an seinem südlichen Ende nicht einen Zufluß empfängt, sondern daß ein Abfluß aus ihm heraus strömt, daß dieser Abfluß dann in den Nyassa fließt und daß dieser als Schire herausströmt (der in den Sambesi mündet.*) Der Fluß, welcher von Norden her in den Tanganyika einströmt, entspringt in Karagueh.**)

In Karagueh fand Speke ein Negervolk, das zu den Stämmen, welche er bis dahin gesehen hatte, einen vortheilhaften Gegensatz bildet. Uganda, wohin er dann ging, liegt an den Gestaden des Nyanza und nimmt sowohl die westliche wie die nördliche Küste zur Hälfte ein. Die Ostgrenze Ugandas wird vom Hauptarme des Nils gebildet, welcher etwa in der Mitte des Nordufers aus dem See tritt als ein Strom von 130 Yards Breite und dann einen 12 Fuß hohen Wasserfall bildet. Der Nyanza hat aber an demselben Nordufer noch zahlreiche andere Abflüsse, welche sich übrigens alle, theilweise erst in einer Entfernung von 150 Miles, in den Nil ergießen.

Speke bezeichnet (— wunderlich genug —) die Bewohner von Uganda als die Franzosen jener Gegend, weil sie ihm aufgeweckt

beißt es weit und breit Nyanza. Die Araber haben nach ihrer Gewohnheit einen heidnischen Namen auf das Ganze übertragen und nennen ihn Ukerewe, was in der Kisukuma-Mundart: Steile, Ort, von Kerewe, einer Insel, bedeutet. „Der Nyanza ist ein hochliegendes Binnenbinnenbecken, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Gegend nach diesem See strömt, nämlich von Osten der aus dem Lande der Wamasai, von Westen her aus Karagueh, von Süden der aus Usukuma und dem nördlichen Unyamwesi. Tiefes Decken reicht bis an den Aequator". Man nahm an, daß die Tiefe durchschnittlich sei (was nicht der Fall ist). Burton hielt dieses Becken „für einen Busch, ein Loch, eine Vertiefung in der unregelmäßigen Gebirgsfläche, welche sich von Usambara und den Kilimandscharo bis nach Karagueh hin erstreckt und die man von allerorten als Hauptgefälle bezeichnet hat. Dafür scheint die ganze Gestaltung des See's zu sprechen. Er liegt offen und hoch, ist nicht, wie der Tanganyika, ein langes, schmales, von Gebirgen eingeklemmtes Wasserbecken, nicht eine tektonische Schöpfung, wie dieses Letztere, sondern eine Vertiefung, welche zeitweilig der zuströmenden Wassermassen aufnimmt und bewältigt."

Speke vermuthete, daß der Nyanza-See eine Hauptquelle des Weißen Nils bilde. Er machte dafür die hohe Lage, die Gestaltung des See's, die thonige Farbe und die Süßigkeit des Wassers geltend. Daggegen erhob Burton vielerlei Einwendungen. Er meinte, man müsse mit Nothwendigkeit annehmen, daß zwischen dem obern Theile des Nils eine langsinclinale Gebirgsfalte vorhanden sei, die in beträchtlicher Ausdehnung von Osten nach Westen gehe und eine „Furca" bilde, von welcher das Wasser auf der Nordseite zum Nil, auf der Südseite zum Nyanza-See fließe. Das periodische Anschwellen des Nyanza, bei welchem der Ufersaum weit und breit überschwemmt wird, spreche gegen die Möglichkeit, daß in diesem der Hauptquellsee des Nils liegen oder daß er das Austreten dieses Stromes verursache. Die Anschwellung des Nils sei gleichzeitig mit dem großen Regenfall in den Regionen nördlich vom Aequator, der vom Juli bis September anhalte, in einigen Gegenden sogar schon im Februar beginne und bis zum Oktober dauere. Die weite tektonische durch diese tropischen Regen bedingt. „Wahrscheinlich wird sich eine breite, das ganze Becken des Sees durchziehende und in einer Verflechtung kleinerer Wasserläufe bestehende, welche der Monsunregen anschwellt; vielleicht kommt dazu auch Schneewasser vom nördlichen Abhange des Mondgebirges."

Speke über Speke's Entdeckung des Nyanza-See's und seine Reise durch Usukuma: Karl Andree: Die Egyptischen Barken's und Speke's von Zanzibar bis zum Tanganyika — und Nyanza-See; Reichmann's Wanderung nach Dschagga und Krapf's Reisen im äquatorialen Afrika und Abessinien. Leipzig 1861, das vierzehnte Kapitel, S. 304 bis 321. Die beiden Reisenden geriethen namentlich über die Mittheilungen in ein böses Zerwürfniß, Burton widersprach; es folgte ein Bertrauen in Speke's strenge Wahrhaftigkeit, seitdem dieser ein bedeutendes „Neuland gefunden" in Afrikaforschung am Nordende des Tanganyika-Sees benutzt seine Karte eingezeichnet habe, obwohl ein solches nicht vorhanden sei. In Bezug auf die Mittheilungen hat aber Speke Recht behalten. Eben so, wie sich aus Burton's Bericht ergiebt, in Bezug auf einen andern Punkt. Speke hatte gesehen, daß auf einer Insel am Nordwestende des See's Ente leben, welche sich von Fischen ernähren, Kaffe bauen und dieben verkaufen; sie gingen völlig unbekleidet. Nun meint Burton, der sich im Widerspruch gegen Speke befiel: „Wenn jene Leute Handel trieben, so würden sie nicht ohne Kleider sein." Er hätte sich erinnern können, daß es in mehr als einer tropischen Gegend Leute giebt, die irgend ein Landesprodukt vertauschen und doch nackt gehen. Ich bin merke (S. 319) „Der Schluß trifft nicht zu. Die Waschuma zum Beispiel verkaufen Elfenbein und Vieh, und doch sagt Burton selbst, daß von hundert Mauern kaum sechs ein Stück Zeug am Leibe tragen und die Mädchen so gut wie völlig nackt einhergehen".

A.

*) Mürchisten ihm wohl daran, zu sagen: „Falls den Mittheilungen, welche Speke machte, Glauben zu schenken ist." Ein Strom, der von den Bergen Karagueh's bis zur Schireeinmündung eine ausgedehnte Region von etwa 18 Breitengraden durchfließt, als Abzug zweier großen Binnenseen diente, aus einem weit ausgedehnten Lande die tropischen Regen ableiten müßte, der so lang wäre wie der Mississippi und am Ende nicht mehr Wasser hätte, als der Schire zeigt — ein solcher Strom wäre eine merkwürdige Erscheinung. Man wird wohlthun, die Meinung Speke's bis auf Weiteres für das zu halten was sie ist — eine unbegründete Hypothese.

Die Araber haben behauptet, daß der Nyanza durch eine Bucht oder dergleichen mit dem Tanganyika in Verbindung stehe, obwohl der etwa 3750 Fuß über dem Meere, d. h. 1900 Fuß höher als der erstere, liegt und zwischen beiden eine Bergregion sich erhebt.

R.

Digitized by Google

verkamen und in Kleidung und Benehmen guten Geschmack zeigten, auch hübsche Wohnungen hatten.*) Ihr Herrscher übt absolute Gewalt; zum Glück für Speke benahm er sich gegen diesen freundlich und gütig. Er wußte sehr wohl, daß weiße Leute den Weißen Nil befahren, und hatte dann und wann auf dem Wege des Tauschhandels Waaren bekommen, welche von den Weißen herrührten. Sein eifriger Wunsch ging dahin, eine Handelsstraße nach Gondokoro zu eröffnen, aber die Stämme nördlich von Uganda versperrten den Weg. Speke fand, daß das Nordufer des Nyanza fast mit dem Aequator zusammenfällt; er meint, daß der See ehemals eine größere Ausdehnung gehabt habe als gegenwärtig. An den Ufern sind er häufig Einschnitte, die er als rush-drains (also wohl mit Binsen bewachsene Abläufe) bezeichnet; kleine, halbstagnirende Wasserläufe, vermittelst welcher das Wasser vom umliegenden Land abströmt; dieses, meint er, sei wohl früher vom See bedeckt gewesen.

Der Nyanza hat gegenwärtig noch einen beträchtlichen Umfang, ist etwa 150 Miles breit und eben so lang (— also bei weitem nicht so groß, als seither vermuthet worden war —) und scheint keine beträchtliche Tiefe zu haben.

Der Reisende brachte in Erfahrung, daß der Nil auch aus anderen Seen Zuflüsse erhält. Einer derselben liegt unmittelbar nach Osten hin und steht wahrscheinlich mit dem Nyanza in Verbindung. Aus ihm strömt der Asaffu ab, der gleich über Gondokoro mündet.

Der andere See ist der Luta Nzige (Rikibchi); es ist eben jetzt Baker's Bestreben, denselben näher zu erforschen. Speke sah diesen See nicht, bringt ihn aber auf seiner Karte mit dem Nil in Verbindung; er läßt diesen in den See strömen, nachdem er am östlichen Theile seiner Biegung nach Norden eine große Krümmung gemacht hat, und dann läßt er ihn am westlichen Ende wieder ausströmen. Dieser Luta Nzibchi liegt 120 Miles nordwestlich vom Nyanza.

Speke wurde in Uganda fünf Monate lang aufgehalten; er war gleichsam eine Art von Staatsgefangener, und alle seine Schritte wurden sorgfältig überwacht.

Aus Uganda kam er nach dem angrenzenden Königreich Unyoro (oder Ungoro), in welchem auch noch Wahuma wohnen, die aber schon roher sind, als jene in Uganda und Karaguch.**) Nördlich von Unyoro hört die südafrikanische Sprachenfamilie, welcher bis dahin alle Mundarten angehörten, auf und es beginnen die nördlichen Dialekte. Bis dorthin hatte Speke keine Mühe gehabt, sich Dolmetscher zu verschaffen, weil eine und dieselbe Sprache in allen Gegenden, durch welche er kam, mehr oder weniger gut verstanden wurde. Von nun an mußte er sich mit Unyoro-Dolmetschern behelfen. Das Volk war roher und barbarisch. Schon in Unyoro hatte Speke zuerst Leute gesehen, die ganz und gar nackt gingen, aber in jenem Lande, wo sie Fremde waren, mußten sie sich der Landessitte anbequemen und wenigstens ihren Körper mit etwas bedecken, das einer Kleidung ähnlich sieht. Speke hatte viel vom König Kanaufi zu leiden, der ihn immer hinhielt, während der Reisende jetzt mit doppelter Ungeduld dem Ende seiner Wanderung zudrängte; der Barbar versuchte sogar, ihm den letzten noch übrig gebliebenen Chronometer abzunehmen. Endlich gelang es Speke doch fortzukommen und er sah den Nil nun 2 Grad nördlich vom Großen See, in 2° N. Br. — Dort macht der Strom seinen großen Bogen nach Westen, um dann durch den Luta Nzige zu fließen. Speke folgte aber nicht dem Laufe des Bogens, sondern reist fast der Sehne desselben, auf einer Strecke von 70 Miles. An den Fluß kam er erst wieder bei Debono's Elfenbeinstation, in 3° 45' N. Br., einige Tagereisen südlich von Gondokoro.

Hier ist nun eine 1000 Fuß betragende Differenz im Niveau, in Betreff der Höhe des Flusses vor und nach dem großen Bogen, und darüber hat Speke keinen Aufschluß gegeben.

(— Hat er sich in Betreff der Identität des Stromes nicht etwa geirrt, so muß auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke ein Gefäll von 1000 Fuß oder eine Reihenfolge von Kataraften vorhanden sein. Hier ist, soweit die Nachrichten vorliegen, Unklarheit, und es bleibt in hohem Grade zu bedauern, daß Speke gerade einen so wichtigen, wesentliche Aufklärung versprechenden Theil des Laufes nicht untersucht hat. Jetzt ist hier eine empfindliche Lücke. A. —)

Auf der Elfenbeinstation fand er eine beträchtliche Anzahl von Türken, die ihn sehr freundlich aufnahmen. Nach einigen Tagen brachen sie ihr Lager ab und und gingen nach Gondokoro, wohin Speke sie begleitete. Die Bari-Neger wurden von ihnen gezwungen, Trägerdienste zu verrichten. Speke bestätigt alle Nachrichten über das grausame Verfahren, welches die Türken in jenen Gegenden sich gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen lassen.

Am 15. Februar erreichten Speke und Grant Gondokoro, wo Baker ihrer harrte. Man kann sich die gegenseitige Freude und Ueberraschung denken! Speke schreibt an Murchison: „Das Zusammentreffen zweier alten Freunde, die so unvermuthet von zwei ganz verschiedenen Richtungen her miteinander zusammentreffen, läßt sich nicht beschreiben. Wir waren trunken vor Freude. Mein lieber Freund hatte übrigens der Hoffnung gelebt, uns irgendwo in einer unangenehmen Lage anzutreffen, aus welcher er uns dann erlösen wollte. Baker besaß eine Dahabieh und zwei kleine Fahrzeuge, und stellte uns sogleich Vorräthe zur Verfügung, gab mir Geld, um damit die Reise nach Kairo zu bestreiten, und machte es uns auf unserm Fahrzeuge so behaglich als möglich. Er war unser Retter, wenn auch nicht tief im Innern, doch wenigstens am Nil."

In Bezug der drei obengenannten Königreiche giebt Speke Karaguch den Vorzug; der König Rumanika (oder Armanika) sei ein Mann von Charakter und Intelligenz. Mtesa, Oberherscher von Uganda, war ein fremdlicher, junger Mann, der von seinen Frauen umgeben ist und sich an der Jagd erfreut. Eine Hoffitte erfordert, daß zu Ruy und Frommen des gemeinsamen Wesens alle Tage ein Mensch hingerichtet werde. Der nördlichste unter den drei Königen, in diesem Gebiet die Sprache völlig wechselt, ist ein mürrischer, eigennütziger Patron und voll Argwohn obendrein; er heißt Kamrasi. Seine Hauptbeschäftigung besteht darin, seine Frauen und Kinder dermaßen fett zu füttern, daß sie kaum noch stehen können; auch giebt er sich viel mit Zauberei ab.*)

Die beiden Reisenden gebrauchten ein volles Jahr, um durch diese drei Königreiche zu kommen, wo man nie zuvor einen weißen Menschen gesehen hatte. Sie würden schwerlich jemals wieder losgekommen sein, wenn sie den verschiedenen Majestäten nicht reichliche Geschenke gegeben und wenn diese nicht den eifrigen Wunsch gehegt hätten, einen Handelsverkehr mit den Weißen zu eröffnen.

Herr Murchison fügte diesen Mittheilungen noch andere hinzu. Graf Russell hat sofort nach Alexandria eine Geldsumme für die Reisenden übermittelt. Die Oriental- und Peninsular-Dampfschiff-Compagnie giebt den 23 schwarzen Dienern der Reisenden freie Fahrt nach Aden oder Bombay, von wo sie dann wieder nach Sansibar geschickt werden. Die Oberbehörde für Indien hat den Kapitäne Speke und Grant Sold und Urlaub bis zum 1. Juli 1864

*) Das Letztere wenigstens ist bei den französischen Bauern im Durchschnitt nicht der Fall. Nach amtlichen Berichten giebt es in Frankreich 348,000 Wohnhäuser, die keine andere Oeffnung haben als die Eingangsthür, und nicht zu zwei Millionen, die nur ein Fenster haben. A.

**) Das Volk in diesen Ländern zerfällt in zwei Klassen: Die Wahuma oder Reichen und die Wawamwo, abhängige Bauern. Wir verweisen auf die vorige Nummer des Globus. R.

*) Der Leser vergleiche den Aufsatz über die Länder am Nyanza-See in der vorigen Nummer des Globus. Es bestätigt, wie wir sehen, durch Speke's persönliche Wahrnehmungen Vieles von dem, was Burton zu Kairo aus dem Munde arabischer Kaufleute erfuhr. R.

Digitized by Google

verlängert, damit dieselben sorglos und in Muße ihre Tagebücher bearbeiten können. Den jüngsten Nachrichten zufolge waren Beide schon in Theben angekommen und am Bord eines vicekönigl. Dampfers. Speke hat die Länge und Breite aller wichtigen Punkte astronomisch bestimmt, hat meteorologische Beobachtungen angestellt und der Astronom Airey wird dieses Material bearbeiten. Während seiner langen, unfreiwilligen Muße hat Speke eine Geschichte der Wahuma entworfen (— Murchison fügt bei: otherwise Gallas or Abyssinians; wir wissen aber noch nicht, was das hier bedeuten soll —), namentlich über jene Abtheilung dieses Volkes, das über den Nil ging und das große Königreich Killaja gründete. Dieses wird begrenzt im Süden vom Nyanza-See und dem Flusse Kitanguli Kagera, im Osten vom Nil und im Norden von dem kleinen Fluß-See Luta Nzige (— so steht im Text: and on the North by the small river lake Luta Nzige, was unverständlich ist —) und im Westen von den Königreichen Utumbi und Ukole. Von den Dynastien, welche Speke aufführt, hat man nie zuvor etwas gehört; er spricht von einem König Uare dem Siebenten und Robinda dem Sechsten; einer von diesen Potentaten hat 3000 bis 4000 Frauen.

Murchison bemerkte weiter: Nachdem einmal das Becken bestimmt sei, aus welchem der Nil abfließt, wären wir nun in den Stand gesetzt, über die regelmäßige Periodicität seines Anschwellens in Aegypten weit genauer zu speculiren als seither. Jetzt wird dasselbe allgemein nicht dem Schmelzen des Schnees auf den hohen Gebirgen zugeschrieben, sondern dem Falle des Aequatorialregens im Innern, durch welche die oberen schwammigen Becken im Innern angefüllt werden; wenn sie dann überfüllt sind, fließen sie über und füllen die Seen. Die Periodicität wird bestimmt von dem Durchgange der Sonne über den Aequator.

Daß Innerafrika eine gebirgige Sandwüste sei und daß der Nil aus einer solchen herabkomme, glaubte schon längst Niemand mehr. In Bezug auf die äquatorialen Breiten haben wir Aufschlüsse durch Burton's, Speke's und Grant's Reisen erhalten, und in Bezug auf den Süden bekommen wir durch Livingstone Klarheit. Durch die neueren Entdeckungen ist eine Annahme bestätigt worden, welche Murchison vor nun elf Jahren aufsprach. Das wirkliche Centrum Afrikas, sagte er, ist ein hochliegendes ausgedehntes Wassertrecken und hat viele fruchtbare Landstriche; die großen Seen werden gespeist von zahlreichen Flüssen, welche von den benachbarten Gebirgsketten herabströmen, und ihr Wasser findet einen Abzug zum Meere durch Spalten und Senkungen des umliegenden Hochlandes. Im Jahre 1852 betonte Murchison, daß man finden werde, Innerafrika sei ein Becken von ungleichen Erhebungen, das jetzt, wie schon in früheren geologischen Perioden, Süßwasserseen aufweise, die Abzug nach Osten und Westen hätten und zwar durch Spalten in den Küstengebirgen. Diese Theorie fand in Südafrika durch Livingstone's Beobachtungen am Sambesi ihre Bestätigung; sie findet auch auf den Niger Anwendung und, wie wir jetzt erfahren, auch auf den Nil; denn der Nyanza-See, aus welchem derselbe abströmt, liegt auf einem 3500 Fuß hohen Plateau. Das Wasser kommt hier von einer Wasserscheide im Süden herab, hat aber weder nach Osten noch nach Westen die Möglichkeit, nach diesen Richtungen abzufließen, weil in den Gebirgen keine großen Querthäler vorhanden sind. Deshalb sucht sich das Wasser nothwendig einen Abzug am Nordende des Nyanza, bildet den Weißen Nil und strömt durch eine Reihenfolge von Senkungen, wobei es Wasserfälle und Stromschnellen bildet. Den Wasserfall, welcher dem See zunächst liegt, hat Speke Ripon Fall genannt.

Der Nil empfängt dann im Fortgange seines Laufes eine Menge von Zuflüssen und hat, vom See ab gerechnet bis Chartum, ein Gefälle von 2400 Fuß. Chartum liegt 1100 Fuß über dem Meere.*) Er muß, wie bemerkt, nach Norden strömen, weil er nirgends Seitenthäler findet, durch welche ihm ein Abfluß nach dem Meere hin möglich ist.

Durch Speke und Grant sind, abgesehen von der wahren Quelle des Weißen Nils, folgende allgemeine Sätze festgestellt worden:

1. Die hypothetische Gebirgskette, welche man als Mondgebirge bezeichnet hat und welche, laut Annahme des Ptolemäus, die Aequatorialgegend Afrikas von Osten nach Westen durchziehe, bisher keinesweges eine solche Kette, wie Dr. Beke theoretisch nachzuweisen versucht hat. Speke und Grant zufolge sind sie lediglich eine abgesonderte Gruppe von Bergen, von welchen einige kleine, dem Nyanza zuströmende Gießbäche herabkommen. Die Mondberge Burton's und Speke's bilden den Südern Theil der centralen Wasserscheide zwischen Nord- und Süd-Afrika. Sie führen alle dem Nyanza, alle auch dem Nil, einiges Wasser zu; vielleicht geben sie, nach Westen hin, auch einiges an den Congo ab. „Es scheint nur noch wenig Zweifel obzuwalten, daß sie auch Wasser an den Tanganyika abgeben, und von diesem aus in Livingstone's Roaffa, was, meiner Ansicht nach auf sehr richtige Gründe hin, schon von Herrn Frang Galton zumuthmaßt worden ist."

2. Die Bewohner in den Königreichen Karagwe und Uganda sind mehr civilisirt (— richtiger: nicht in so hohem Grade barbarisch; das Anschlachten eines Menschen an jedem Tag ist mit „Civilisation" unverträglich —) und vorgeschritten, als das Volk weiter nach Norden hin am Nil, zwischen dem See und Gondokoro. Diese Letzte sind nachgehende Barbaren, wahrscheinlich die Anthropophagen Herodot's. Sie haben zu allen Zeiten ein weiteres Vordringen von Norden nach Süden hin verhindert.

3. Die Reisenden verstanden die Sprache, welche von den Stämmen der Oststüste gesprochen wird, und sie konnten sich vermöge derselben überall verständlich machen, bis sie zu jenen nördlichen Barbaren kamen; die Sprache dieser Letzteren ist ganz verschieden von irgend einer südlichen Mundart.

4. Aus Speke's Aufzeichnungen über den geologischen Bau der von ihm durchwanderten Region nehme ich ab, daß sie nirgends gelbhaltig sei. —

Zum Schluß erwähnte Murchison, daß zu jener Zeit war man in der Bibliothek der Propaganda eine alte Karte von Afrika aus dem 16. Jahrhundert vorhanden sei, auf welcher zwei Seen als die Quellen des Nils eingetragen sind; diese letzteren werden südlich vom Aequator verlegt. Diese seinerseits hat ganz richtig vermuthet, wo die wahre Quelle liege. Der Redner hob dann nach Gebühr die großen Verdienste hervor, welche sich deutsche Reisende um die Entdeckungen in Afrika erworben haben, z. B. Krapf, Rebmann und von der Decken; er sprach auch von dem Plane Dr. Blalleblotzky's, welcher 1848 eine Reise zur Entdeckung der Nilquellen unternehmen wollte. Aber zu jener Zeit war man gegen Expeditionen, welche von Südost nach Nordwest gerichtet waren, noch sehr eingenommen.*)

auf 1188 Fuß veranlaßen zu können. Die sources of the Nile etc. by Charles Beke, London 1860, p. 22 u. 35. Die richtigste Angabe ist die Lepsius'sche, 428 Fuß, von Ehnglin fand als Durchschnittsresultat 330 Meter = 1046 Pariser Fuß, Brun-Rollet dagegen kaum 300 Meter = 921 Pariser Fuß; Peney 35 Meter = 1031 Pariser Fuß. A.

*) Wir haben im Gebiet dem Nil und den Entdeckungsreisen auf diesem Strom ein unsere Naturzeitschrift gewidmete. Zu die „Mittheilungen" nun mehr als je auf die geographische Tagesordnung zu kommen sind, so wollen wir hier für solche Leser, welche eine Uebersicht über einen Gesammtblick wünschen, eine Zusammenstellung unserer Mittheilungen geben. Die Entdeckungen in der Nilregion wurden gruppirt: Heft 1 S. 107. Lalarge's Bemerkungen über die Länder am Obern Nil 1. — S. 92. — Ueber Lepsius 1. S. 107. — Die Reise Heuglin's 1. — Speke's und Grant's Reisen 1. S. 372 und 6. — Ueber Burton's und Speke's Reisen II., S. 129. 171. 205 ff. — Peney's Reise von Bahr el Ghazal II., S. 153. — Eine Schilderung von Gondokoro II., S. 316. — Neue Reisen von Heuglin, Vom Obern Weißen Nil II., S. 349. — Chartum, die Hauptstadt des Weißen Nils und des Bahr el Ghazal II., S. 353 und 181. — S. 247 u. 270. — Aus den südabyssinischen Landschaften und über den Sobat III., S. 27. — Miani's Entdeckungen am Obern Nil III., S. 30. — Die Sklavenjagden der Europäer am Weißen Nil III., S. 214. — Seemar, von Dr. A. Hartmann, IV., S. 1. — Baker's Expedition IV., S. 22. — Neue Reisen auf dem Nil (Petherick, Franz Linant v.) IV., S. 129.

Alle diese Mittheilungen gewähren, zusammengenommen und mit den Bemerkungen Murchison's über Speke's glückliche Reise, einen lebendigen Begriff von jedem Tag in Europa erwarteter, er will in der Londoner Gesellschaft über seine Entdeckungen sprechen. So verdient sich von selbst, daß wir Alles, was sich auf die Nilregion bezieht, eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. A.

*) Das ist eine ungeheure Annahme. Arnegger hatte die Höhe von Chartum an 1493 Fuß bestimmt, also viel zu hoch; Beke glaubte sie „mit Bestimmtheit"

Digitized by Google

Ein Schreiben aus St. Thomas in Westindien über die freien Neger.

Wir halten es für eine im Interesse der wahren Humanität und der Bildung gebotene Pflicht, die Negerfrage vorurtheilsfrei zu beleuchten und die Thatsachen der pseudo-philanthropischen Floskel entgegen zu stellen. Diese Negerfrage ist eine der inhaltschwersten unserer Jahrhunderts. Nachdem früher wohlmeinende, ehrliche Menschenfreunde sich derselben bemächtigt hatten, traten dann Fanatiker auf, welche mit dem Abolitionismus politisches Kapital machten. Die ehemalige nordamerikanische Union zeigt, wohin man damit gekommen ist. Westindien und Südamerika lehren, was es heißt, die Neger mit einem Schlage emancipiren. Wir haben in unserm Aufsatz über die freien Neger in Westindien, Globus III, S. 85, hervorgehoben, daß die Abolitionisten in ihrem Fanatismus gewissenlos seien; wir wiesen in dem Buche Sewell's nach, daß diese Leute sowohl der Wahrheit und den Thatsachen wie der Logik völlig abgekehrt sind. Trotzdem fanden wir noch jüngst wieder in einem vielgelesenen Leipziger Blatte die Unwahrheiten Sewell's wiederholt. Jeder glaubt eben berufen zu sein, in der Negerfrage mitzureden, auch wenn er nicht das Geringste von derselben versteht. Man meint mit dem Stigma, das mit dem Worte „Sklaverei" verbunden wird, über alle Schwierigkeit hinwegzukommen; man fällt das Urtheil über einen Proceß, dessen Akten man nicht kennt. Man sollte aber dem weißen Publikum und den schwarzen Leuten gegenüber gewissenhafter sein.

In einem Aufsatz: „Unsere schwarzen Brüder" wiesen wir nach (Globus I, S. 314), daß sowohl auf Mauritius im Indischen Ocean wie auf Jamaika die Emancipation gleichbedeutend sei mit Barbarei und Verwilderung des Negers, bei welcher Freiheit, Humanität und Civilisation nichts gewinnen. In Bezug darauf erhalten wir nun von einem deutschen Kaufmann auf Sanct Thomas folgende Zuschrift:

Sanct Thomas, 14. April 1863.

Ihr Ihrem „Globus" las ich neulich einen Aufsatz, betitelt: „Unsere schwarzen Brüder", welcher hier in St. Thomas in den weitesten Kreisen der weißen Bevölkerung wegen seiner so ungemein trefflichen Charakteristik der Negerrace bekannt geworden ist, im Gegensatze zu den philanthropischen Aufsätzen anderer Blätter, deren Autoren man es auslieht, daß sie über den Gegenstand, den sie zu behandeln sich erlauben, auch nicht die geringste Kenntniß haben. Genau so, wie Sie die schwarze Race schildern, ist sie, und ich könnte Ihnen von hier hunderte derartiger Beispiele anführen. Unsere Stadt hat etwa 2000 Weiße und 13,000 schwarze und farbige Einwohner; die Letzteren lebten bis 1848 zum größten Theil in einer ungemein wilden Sklaverei, und waren auf den Zuckerplantagen unserer Insel oder in den verschiedenen Stocks der Stadt ꝛc. beschäftigt. Macht man jetzt einen Ritt über die Insel, so sieht es höchst traurig aus: alle Gebäude der Plantagen liegen in Ruinen. Von Zucker und allen sonstigen Producten wird kein Pfund mehr producirt, die Eigenthümer können keine Arbeiter bekommen, da es den baumstarken, gesunden und starrköpfigen Herren Negern nicht beliebt, ihre Gliedmaßen zu etwas Nützlichem zu verwenden. In Hunderten lungern sie den ganzen Tag auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und in den Thorwegen herum. Braucht man Arbeiter in den Stores, wo sie für 8 Stunden tägliche, leichte Arbeit einen spanischen Thaler (1 Thaler 12 Silbergroschen) erhalten, so kann man doch zumeist keine bekommen, denn wenn sie zwei Tage gearbeitet haben, beliebt es ihnen, ihre Glieder für den Rest der Woche ruhen zu lassen. Schwarze Dienstboten zu haben, ist wirklich eine Strafe; man giebt hier einem Hausmädchen bei freier Station 120 Dollars jährlich, wofür sie thun so viel sie eben wollen; man ist genöthigt, mindestens 3 bis 4 Dienstboten zu halten, um nur einigermaßen im Hause nicht Alles selbst thun zu müssen. Alles machen sie schlecht und verkehrt; weiß man sie zurecht, so sprechen sie stets dagegen an; wird man heftig, dann gehen sie sofort aus dem Hause, denn sie dienen der Herrschaft aus Gefälligkeit und sind free people! Sonntags ist kein Diener im Hause zu haben, denn sie müssen den ganzen Tag zur Kirche, um — zu schlafen. —

Glaubt man in Europa, daß mit Abschaffung einer gemäßigten Sklaverei der Moral und Sittlichkeit gedient wäre, so irrt man sich gewaltig; früher wurden hier die Neger untereinander verheirathet, jetzt ist jede Negerin und Farbige ein Freudenmädchen für allgemeinen Gebrauch. Das geht schon daraus hervor, daß von allen hiesigen Geburten nur etwa 9% ehelich und 91% unehelich sind. Die Weibsbilder kommen in alle Stors; an Bord der Schiffe, auf allen Plätzen bieten sie ihre schwarzen Reize dem Meistbietenden an.

Liebe zu ihren Kindern kennen sie gar nicht, wenigstens sieht man sie die kleinen schwarzen Geschöpfe fast täglich mit empören der Grausamkeit mißhandeln. Wie oft sehe ich, daß eine Mutter ihr kleines zweijähriges Kind mit der einen Hand bei der Wolle des Kopfes festhält, während sie mit der andern dasselbe mit irgend einem Stück Holze fortwährend gräßlich prügelt! Miethet man ein schwarzes Dienstmädchen (weiße Mägde giebt es hier nicht), so kann man sicher sein, daß sie irgend ein Kind von 10 bis 12 Jahren mit sich bringt, welches dann, auf Kosten der Herrschaft genährt, die meiste Arbeit seiner Tyrannin thun muß, da letztere das Recht des Stürkern gegen den Schwächern gar wohl auszuüben versteht.

Seit fünfzehn Jahren sind hier die Neger ganz vollkommen frei; sie können Mitglieder des Bürger Councils und Colonial Councils werden und haben jede, dem weißen Bürger ganz gleiche Berechtigung; man hat hinlänglich Gratisschulen für sie errichtet, kurz alles Mögliche für sie gethan; aber Alles, was sie in dieser Zeit profitirt haben, ist unbegrenzte Faulheit und Frechheit gegen die Weißen.

Kann nun ein denkender und vernünftiger Mensch glauben, daß eine solche Menschenrace im vollen Besitz ihrer Freiheit jemals dazu beitragen werde, ein Land in Kultur und einem blühenden Zustande zu erhalten? Nein, ganz gewiß nicht! Das Aufhören aller Kultur, alles Fortschrittes, die Verwilderung und Verwüstung der von Gott am reichsten ausgestatteten Länder der Welt sind die unbedingte Folge, wenn man dieser schwarzen Race das Recht giebt, nach Gutdünken schalten und walten zu können. Die Thatsachen reden. —

So lautet der Brief aus Sanct Thomas, welchem die Firmen der dortigen Handelshäuser beigefügt sind. Es sind folgende:

1) Schön, Willink u. Co. — 2) C. M. Graumeyer u. Co. — 3) H. C. Broderſen — 4) L. Tentler u. Co. — 5) Hurtzig u. Eberbach — 6) Gruner u. Co. — 7) Z. J. Levy u. Co. — 8) Heise, Schmidt u. Co. — 9) O. J. Berggreſt u. Co. — 10) Petersen u. Rietzhöfl — 11) Rothschild Son u. Co. — 12) H. H. Meyer u. Co. — 13) von Lindemann Brothers — 14) Paulsen u. Co. — 15) Sonderburg, Habdock u. Co. — 16) Göttig. —

Demnächst werden wir eine Schilderung der Insel St. Thomas und ihrer Handelsbedeutung nach Trollope's Werk über Westindien mittheilen.

Nachschrift. — Mit welcher Dreistigkeit die angelsächsischen Negerfreunde Unwahrheiten für Wahrheiten ausgeben, davon haben sie wieder einmal am 22. Mai in London, bei der Jahresversammlung der Britiſh and Foreign Antiſlavery Society erbauliche Proben geliefert. Daß in derselben Attentate gegen den gesunden Menschenverstand vorkommen, soll hier nicht weiter betont werden; man ist daran bei manchen „Reverends" schon gewöhnt. Ein Herr C. Burton besprach die Wirkungen, welche der Unterjochungskampf der Yankees gegen die Conföderirten in Bezug auf die Sklaverei möglicherweise ausüben werde, und fuhr dann fort: „Als ein großes

Digitized by Google

Problem stellt sich nun die Frage hin: werden die Neger, wenn sie frei sind, eben so wohl arbeiten wie in der Sklaverei? Die Erfahrungen, welche man in Westindien gemacht hat, müssen in dieser Beziehung auch den Ungläubigsten zufrieden stellen. Aber freilich, es giebt halsstarrige Menschen, die nicht zugeben wollen, daß das Experiment in Westindien gelungen sei. Wenn dort ja etwas fehlschlug, so lag die Schuld lediglich daran, daß man nicht genug Kapital hatte. Die Pflanzer konnten den Negern die Arbeit nicht bezahlen. Aber jetzt sendet Westindien für sechs Millionen Pf. Sterling Zucker zu uns, und der ist ganz und gar ein Produkt der Negerarbeit."

Unverschämter, man verzeihe den Ausdruck, ist nie gelogen worden. Die Blaubücher und alle unbefangenen Berichte besagen gerade das Gegentheil. Der westindische Zucker ist zu bei weitem größtem Theil Erzeugniß der Arbeit asiatischer Kulis. Gewiß konnten die Pflanzer den Neger nicht bezahlen, denn er verlangte durchschnittlich für 5 Stunden Arbeit, die er aber nur vier Tage in der Woche verrichten wollte, täglich bis zu fünf Dollars, dazu noch Kost und Rum, so viel zu trinken ihm beliebte. Nie hat eine Maßregel nach allen Seiten hin so klägliche Folgen gehabt, als die Emancipation in Westindien. Aber die Antisklaverei-philanthropen kümmern sich nicht um die Thatsachen. Sie schicken einen von ihnen besoldeten Menschen nach Westindien, zuletzt Herrn Sewell, der ihnen dann ein Buch schreibt, das voll von Unwahrheiten und ganz und gar von Urtheilslosigkeit durchdrungen ist. Aber gerade das sagt ihnen zu, weil es ihnen paßt. Diese Unwahrheiten werden dann zu einem Evangelium, auf das sie schwören. Was nicht damit übereinstimmt, ist nicht in der Welt, und wer es nicht glaubt, ist der „perversity" anheimgefallen.

Ich will hier noch bemerken, daß die Times schon vor sieben Jahren sich gedrungen sah, unumwunden einzugestehen, daß die Emancipation heillose Folgen hatte. Ich habe mir damals die Stelle angemerkt; sie steht in der Nummer vom 11. Juli 1856. Es war damals Streit über Neapel und die übrigen Inseln in der Bucht von Honduras, welche England sich widerrechtlich angemaßt hatte. Der Gesandte von Honduras, Dr. Heran, forderte die Inseln wieder zurück, welche bekanntlich hinterher auch zurückgegeben wurden. Die Times befürwortete die gerechten Ansprüche der centralamerikanischen Republik und äußerte: „Großbritannien hat kein Interesse mehr, sein Gebiet an der Küste Centralamerikas zu vergrößern, in einer Zeit, in welcher seine westindischen Besitzungen wieder der ursprünglichen Wildheit anheimfallen, wo auf Jamaika fruchtbare Ländereien aufgegeben werden und in Trinidad und Demerara der Anbau beinahe aufgehört hat." Sie fügt hinzu: „England darf seine Souveränetät in jenen tropischen Gegenden nicht weiter ausdehnen, in welchen die Sklaverei die einzige Quelle des Wohlstandes bietet." —

Die westindischen Kolonien haben Millionen Pf. Sterling verausgabt, um sich asiatische Arbeiter kommen zu lassen, und sie bezahlen diese Arbeiter und diese liefern Produkte. Nun sollten die Antisklaverpleute in London sich fragen: warum arbeitet der Asiat und der Neger nicht? Und sind die Asiaten etwa über's Meer gekommen, ohne daß man dafür „Kapital" angelegt hätte, und besteht ihr Arbeitslohn in Nichts? Aber freilich, mit der Logik haben jene Leute eben so wenig zu schaffen, wie mit den Thatsachen; sie haben nichts als die Phrase, mit der sie leider viel Unheil angerichtet haben.

A.

Leben und Treiben in den Straßen von Konstantinopel.

Zweiter Artikel.

Eine Wanderung unter den Buden. — Bilder- und Tabacksläden. — Allerlei Delikatessen. — Kaki. — Engländer in einer Schänke. — Die herrenlosen Hunde. — Die heulenden und die tanzenden Derwische. —

Die Buden der türkischen Handelsleute haben etwas Anlockendes, weil man in ihnen allerlei Siebensachen findet, die uns Europäern als Raritäten erscheinen. Wenn man vier Wochen in Stambul ist, hat man schon ein kleines Museum von morgenländischem Allerlei beisammen und findet zu seinem Schrecken, wie viel Geld dafür verschwendet wurde. Aber man will und muß doch Das und Jenes in die Heimat mitbringen, Erinnerungszeichen an Konstantinopel. Da sehe ich Talismane aus rothem Karneol in derselben Bude mit Stücken von sogenanntem Aloëholz (Aquila), welches die Türken statt des Weihrauchs ver, brennen. 'Ich kaufe von beiden Sachen, aber in die Bude eines Rudenshändlers werfe ich nur einen Blick. Sein Hauptwerkzeug besteht in einer Art von Bürste aus Metallfäden, und er handhabt den Teig etwa so, wie Hanf durch eine Hechel gezogen wird. Die Läden sind mit Eßwaren reichlich versehen; vor einem derselben sehe ich einen mächtigen lebernen Sack, der mit weißem Käse angefüllt ist. Dieser kommt aus Odessa; eine andere weiße Sorte, die aus Büffelmilch bereitet wird, kommt vermittelst der Kameellarawanen aus dem Innern von Kleinasien. Allerlei getrocknete Seethiere sehen abscheulich aus und verderben mir den Appetit, aber hier zu Land ist man nicht wählerisch; in früheren Zeiten aß man sogar Schwertfische.

In den Bilderbuden sieht es bunt genug aus. Ehemals hätte man nicht wagen dürfen, menschliche Gestalten zu zeichnen oder abzumalen; das wäre eine Kapitalsünde, ein Hauptverstoß gegen den Koran gewesen; aber heutzutage geht mancherlei durch, was früher großes Aergerniß verursacht hätte. Die Türken sehen sogar mit Gemüthsruhe allerlei bunte Pinseleien an, zum Beispiel Schlachtbilder, auf denen die Griechen als Sieger dargestellt sind. Nur selten kommt es jetzt vor, daß ein Bäcker, der zu leichtes Brot verkauft oder falsches Gewicht führt, mit den Ohren an seine Ladenthür genagelt wird, und in Säcke eingenähte Frauen werden wenigstens nicht bei hellem Tage in den Bosporus geworfen. Hunderttausende von Menschen leben in Stambul, ohne jemals den blutigen Kopf eines rebellischen Paschas auf einem Pfahle gesehen zu haben.

Sogar der Turban wird seltener, weil der Türke lieber den bequemen Fes trägt; Schneiderwerkstätten sieht man im Bazar nur sehr vereinzelt, aber desto mehr Juwelenläden, deren Inhaber zumeist Juden sind. Der Orientale ist erpicht auf Diamanten und Edelsteine, und sie werden namentlich von den Damen der Harems begierig gesucht. Deswegen sieht man im Bazar sehr viele Smaragden und Perlen, und Ohrringe aus filigranartbeit. Diese letzteren sind ein Lieblingsschmuck der Negerinnen, welche als Aufseherinnen die verhüllten Damen begleiten; jene tragen durchgängig gelbe Stiefeln.

In den unteren Stadttheilen sieht es während der Wintermonate sehr schlimm aus, denn man versinkt bis an die Knöchel in den Schlamm; im Sommer sind die Straßen gedrängt voll von Menschen, und man kann sich nur mit Mühe einen Weg bahnen. Das Gewühl ist groß und lästig. Ich trete an den Stand eines Mahabidschi, der einen delikaten, mit Zucker bestreuten Reis-

Digitized by Google

pudding verkauft und mir einen kupfernen Löffel zureicht, damit ich essen kann; aber im Nu drängt die Menge mich fort und nur mit Mühe gelange ich wieder an den Stand. An der Nähe desselben verkauft man geröstete Kastanien und gesottene Maiskolben. Diese lasse ich unberührt. Hundert Schritte weiter sehe ich einen Landstreicher aus Nubien; er steht an der Mauer einer Moschee und erzählt einigen schwarzen Sklavinnen seinen Lebenslauf. Diese Negerinnen tragen ihr Volks- und Stammwappen auf den Wangen: es besteht in verschiedenen Einschnitten in die Haut und ist ein Paß, der nicht verfälscht werden kann. Man erkennt an diesen Einschnitten das Vaterland dessen, der es trägt.

Der Tabaksverkäufer ist Legion; sie haben ihre Buden überall, auf den Hügeln und am Hafen, neben der Sophienkirche und sogar neben der Hohen Pforte selbst. Was mögen wohl die Türken angefangen haben, bevor man in Europa den Tabak kannte? Sie konnten doch nicht immer und ewig schlafen. Schach spielen. Christenklöpfe abfädeln und einzelne Frauen in's Meer werfen! Und was tranken sie, ehe der Kaffee seine Verbreitung gewann? Vor dem sechzehnten Jahrhundert hatten sie weder Tabak noch Kaffee, und jetzt wären sie ohne diese beiden Reizmittel gar nicht zu denken.

Doch da kommen einige vornehme Türkinnen! Sie treten in eine große Bude, die sich einigermaßen europäisch ausnimmt. Sie sind tiefer in weiße Schleier verhüllt als Nonnen, aber sie lassen ihre mit netten Stiefelchen bekleideten feinen Füße sehen, indem sie das seidene Gewand ein wenig emporheben. Ich trete auch in die Bude ein. Jene nehmen auf den umherstehenden Tabouretts Platz und machen nicht blos dem Kaufmanne viel zu schaffen, sondern auch seinem Negersklaven, der eben Pistazien in Oel und Zucker kocht. Wir befinden uns nämlich in einem Delikatessenladen. An den Wänden hängen auf langen Stäben jene parfumirten Leckereien, welche in den Harems als Rahatlukum, d. h. Masse des Ergötzens, bezeichnet werden. Diese Leckerei besteht aus einer Art von gelber oder rosenrother Gallert oder vielmehr aus einem Teige mit Mandeln, Zucker und Stärkemehl, nebst allerlei wohlriechenden Zuthaten; er schmeckt vortrefflich, ist aber entsetzlich schwer zu verdauen. Unsere europäischen Zierpuppen möchten wo möglich gar nicht sehen lassen, daß sie Speise zu sich nehmen; sie gebärden sich zimperlich sogar wenn sie ein Bischen von einer Täubchen- oder Hühnchenbrust zum Munde führen. Da sind die Zobeiden, Scheherazaden und wie diese schönen Frauen des Harems weiter heißen, doch von ganz anderm Schlage. Sie setzen sich in die Bude und verzehren gewöhnlich ten Rahatlukum ellenweis, trinken dazu ein Glas Limonade nach dem andern und verspeisen obendrein Himbeereis. Zum Frühstück haben sie schon Reis mit Huhn gewissen, Mittags ein tüchtiges Stück Schöpsenfleisch, das sie mit ihren zarten Fingern zum Munde führen, denn die Gabel ist noch nicht allgemein durchgedrungen, und nun thun sie sich gütlich an der süßen Masse des Ergötzens! Daß es ihnen gut anschlägt, sah ich an der einen Dame, die ich Zobeide nennen will; sie war sehr beleibt und ließ dann und wann ein Gesicht sehen, das nach unseren Begriffen doch um das Dreifache zu fett war. Die andere war allerdings hübscher, mich störten aber die gemalten Augenbrauen und die weiße Schminke, die mich an eine frisch getünchte Wand gemahnte. Nach Verlauf einer halben Stunde erhoben sich die Damen, ihre Negerin folgte und alle drei stiegen in ihre Araba, den verdeckten Wagen. Nun verließ ich mein Platz an der Thür der Bude, von dem aus ich meine Beobachtungen angestellt hatte, schlug in meine Hände, was so viel bedeutet, als wenn man bei uns „Kellner" ruft, und bestellte Eislimonade mit Veilchen. Kein geringerer Mann als der Prophet Mohammed trank Veilchenlimonade gern; ich habe mich aber in den Buden Stambuls vergeblich nach derselben umgesehen.

Aber geistige Getränke, welche der Prophet verboten hat, findet man überall. Die Engländer nehmen das Privilegium in Anspruch, dergleichen zu verkaufen. John Bull ist bekanntlich kein böser Gesell, er will Alles verkaufen, aus Allem Geld machen von wegen der — Handelsfreiheit! Man kann in Konstantinopel Rakí haben, einen sehr starken, ätzenden Anisschnaps, der zwar höchst ungesund, aber besonders bei den Griechen und auch bei den Türken sehr beliebt ist. Diese letzteren trinken ihn natürlich nur insgeheim. So weit sind die Türken schon, daß sie in europäischen Häusern Wein trinken, gerade wie wir; sie machen es wie Sultan Mahmud und sein Sohn that. Sie fagen, Champagnerwein sei eigentlich nur ein sehr feines Flaschenbier, denn es schäume, was der Wein im Orient ja nicht thue; auch sei der letztere todt, der Schaumwein aber weiß. Wie hübsch man doch Sophisterei treiben kann!

Unweit vom Arsenale liegt eine kleine „englische Schänke", welche von einem Griechen gehalten wird; dort sind die britischen Arsenalarbeiter Stammgäste. Diese John Bulls wollen von Limonade nichts wissen; ich sterbe einmal, daß einer sagte: „Die ist gerade gut genug, um Schweine darin zu baden," und der Rakí ist ihnen zu flüssig und dünn. Sie trinken Jamaika-Rum und vollständigen Wachholderbranntwein. Diese Engländer benehmen sich sehr unverschämt. Sie bekommen hohen Lohn, zahlen keine Abgaben, haben den blauen Himmel und die Veilchenblüte, welche der Wind aus Bithynien herüberfächelt, umsonst, und doch schimpfen sie auf Alles, schlagen mit ihren großen Fäusten auf den Tisch, daß Alles dröhnt, fluchen über die Türken, und wenn sie den Nebel im Kopfe haben, singen sie, ach! wie Engländer eben singen. Sie hatten einmal etliche Fässer mit Ale aufgelegt, waren dann trunken durch die Straßen gerannt; da traf es sich, daß der Sultan, ihr Brotherr, ihnen begegnete; aber die mit Ale getränkten Briten verweigerten dem Beherrscher der Gläubigen den Gruß, den Salâm. In seinem ersten Grimme wollte er diesen edlen Insulanern den Kopf abschlagen lassen; dagegen wurden aber diplomatische Einsprüche erhoben.

Unter den Charakterbildern Konstantinopels spielen zwei eine ganz hervorragende Rolle; ich meine die Hunde und die heulenden Derwische. Sie sind von Thornbury ganz vortrefflich geschildert worden. Er sah einmal, wie bei der Moschee des Sultans Achmed, beim Hippodrom, wo die riesigen Marmorsäulen stehen, vier Hunde gleichzeitig an einem alten europäischen Fiilzhute nagten. Er will damit nicht gesagt haben, daß die Tausende von herrenlosen Kötern nur von alten Filzhüten leben; er hat gesehen, daß sie auch todte Eisel und Katzen, alles Riemenzeug und Pantoffeln, Melonenschalen, Ziegenfelle und Pferdeknochen fressen; manchmal aber wird ihnen doch irgend ein Lederbissen vorgeworfen. Diese konstantinopolitanischen herrenlosen Hunde, die man nicht mit Unrecht als Pariahs bezeichnet hat, sind ein eigenthümlicher Schlag. Allerdings geht ihnen die Kraft des Neufundländers, die Zierlichkeit des Windspiels, der Muth des Bulldog, der Scharfsinn des Schäferhundes ab; dafür haben sie aber, starke Knochen, spitze Zähne und einen sehr feinen, für ihre Verhältnisse sehr nothwendigen Instinkt. Der Charakter ist verschieden. In den abgelegenen, menschenleeren Straßen, wo manche Mauern eingestürzt sind, ist der Pariahhund ein grimmiger Misanthrop und ein sehr cynischer Gesell; aber in den volksbelebten Gassen, am Hafen, im Bazar und am Serail erscheint er feig und kriechend. Das Alles erklärt sich leicht. Der Hund in den einsamen Stadtvierteln bleibt von den Leuten unbehelligt; er übt Straßenpolizei, indem er allen Wegwurf und Abhub verzehrt, weiß sich gewissermaßen unentbehrlich und in seinem Rechte, stellt die türkischen Kinder an und weiß't auch Erwachsenen die Zähne. Sein College in den belebten Gassen bekommt von Jugend auf manchen Schlag, sein Muth wird schon früh gebrochen, er muß sich verkriechen; jener ist einem Räuber vergleichbar, dieser einem Diebe; jener greift mich an, dieser stiehlt vor mir.

Der herrenlose Hund in Konstantinopel ist im Allgemeinen röthlichbraun; diese Farbe spielt bei manchen in's Schwärzliche, bei anderen in's gelbliche Braun über; er hat ein lebhaftes Auge, feine Witterung und, wie schon bemerkt, sehr scharfe Zähne. Am Tage läßt er die Leute unbehelligt, aber Nachts bellt er sie in

Digitized by Google

den unbeleuchteten Straßen an, weiß auch wohl die Zähne, wagt aber nur in seltenen Fällen einen Angriff. Der Stock nützt gegen ihn nicht viel; wenn man sich aber bückt und so thut als wolle man einen Stein aufheben und nach ihm werfen, dann reißt er aus.

Eines Tages fuhr ich in einem Kaik, kleinem langem Boot, hinüber nach der asiatischen Seite und trat unweit von Galata an's Land. Nachdem ich eine Strecke weit gegangen war, verspürte ich einen sehr unangenehmen Geruch. Von strangulirten Paschas und eingesackten Frauen, welche etwa der Bosporus an's Gestade geschwemmt, konnte derselbe doch nicht herrühren, denn jene Hinrichtungen sind nicht mehr Mode. Gleich nachher bemerkte ich auf grünem Rasen ein gefallenes Pferd, über das sich ein halbes Dutzend Hunde hergemacht hatten. Es war ein schauderhafter Anblick; mit wilder Gier zerrten die Bestien an dem Aase herum, rissen ihm das Fleisch ab und verschlangen große Stücke. Ich drehte mich rasch um und schlug eine andere Richtung ein.

Ein anderesmal ging ich auf den kleinen Leichenacker bei Pera, der einen sehr beliebten Spaziergang bildet, und bemerkte ein geöffnetes Grab. Indem ich hin und her sann, wer wohl seine freudhafte Hand an diese Ruhestätte gelegt habe, bemerkte ich, daß ein kleiner Hund aus dem Erdspalt hervorkroch; drei andere folgten ihm und alle spielten lustig in der Sonne. Jetzt wurde mir die Sache klar; eine Hündin hatte sich das Grab auserkoren, um in demselben ihre Jungen zu werfen.

In Konstantinopel kann man allerlei merkwürdige Dinge über die Hunde erzählen hören. Sie haben sich, sagt man, nach Stadtvierteln und verschiedenen Gassen in Gruppen getheilt und halten darauf, daß ihre Grenzen nicht überschritten werden; ein fremder Eindringling wird weg- oder todtgebissen. Jedes Quartier hat gleichsam einen eigenen Hundestaat, dessen Angehörige sich kennen, verstehen und zusammenhalten; auch üben sie unter sich eine Art von Polizei. In den Straßen, welche in der Nähe des alten Palastes Blachernae liegen, wohnen vorzugsweise Griechen; man sieht dort viele hübsche Mädchen mit hübschem Gesicht und schmuziger Kleidung. Während ich mir eine dieser neuhellenischen Grazien betrachtete, hörte ich Bellen und Heulen und wandte mich um. Da sprengte eine Meute von Pariahunden durch die enge Gasse und ich trat rasch zur Seite. Sie verfolgten mit Gebell einen unglücklichen Eindringling, der schon mit Schlamm und Blut bedeckt war. Offenbar gehörte er nicht in's Quartier und mußte nun ausreißen. Die Hunde in Konstantinopel sind selbstsüchtig und unduldsam, beinahe wie Philosophen oder Theologen verschiedener Sekten. Aber die Türken kümmern sich um solche Sachen nicht, die Hunde thun und treiben was sie wollen; aber leider entfernt man die, welche todt auf den Straßen liegen nicht, sondern läßt sie liegen. Die Hundewirthschaft ist eine Plage für Stambul, aber man ist dort altfonservativ wie in Hinterpommern, und hält das Hergebrachte für unantastbar.

Das gilt auch in Bezug auf die heulenden Derwische, diese „frommen" Männer, welche ihr Hauptquartier auf der asiatischen Seite des Bosporus, in Scutari, haben. Ihre Kapelle oder kleine Moschee liegt auf einer abschüssigen Straße in der Nähe des Cypressenwaldes, welcher den großen türkischen Friedhof bildet. Als ich dorthin ging, begegnete mir erst ein bescheidener Leichenzug, und gleich nachher ein Faschn hoch zu Roß mit flattirchem Gefolge. Vor der Kapelle mußte ich meine Schuhe ausziehen und ging dann treppauf zu einer Galerie, wo Kapellendiener gegen ein Trinkgeld, Babschichi, einige Strohmatten hinlegten und Schaffelle darüber breiteten. Unten im Tempel außerhalb des Gelänkers, welches die Altarseite (den Mihrab) umhegt, knieten türkische Bauern und Kinder. An den Wänden hingen alte Fahnen, Keulen, Dolche, Lanzen, Hellebarden und mächtige Löffel, welche einst gleichsam das Palladium der Janitscharen gewesen sind. Alle diese Siebensachen wurden vor Zeiten von den Derwischen, welche als Feldprediger die Heere der Osmanen begleiteten, mit in den Krieg genommen; heutzutage werden sie dann und wann von den Derwischen nach Konstantinopel hinübergebracht; diese geben gleichsam Gastrollen im Enthusiasmus, wenn sie das Volk in der Anhänglichkeit an den alten Glauben befestigen wollen.

Wir waren vielleicht fünf Minuten in der Moschee der heulenden Derwische, als der alte Scheich eintrat. Nachdem die übrigen Derwische ihm die Hand geküßt hatten, begann der Gottesdienst mit einem näselnden Gesang, und Wolken von Weihrauch durchzogen das Gebäude; sie nahmen mir den Kopf ein. Ich sah so wunderliche Dinge, daß ich in einer Irrenanstalt zu sein glaubte. Zunächst stellen mir drei hochbejahrte Männer auf, die nicht mehr ordentlich mitsenten konnten; der eine war blind, der andere hatte eine citronengelbe Haut, der dritte keinen Zahn mehr im Munde. Sie setzten sich nieder und kreischten mit ihrer zitternden Stimme in der allerhöchsten Tonlage Verse aus dem Koran. Nun begannen auch die Derwische zu heulen, und sie befolgten dabei die übliche Methode, indem sie sich in eine Reihe stellten, wie Soldaten beim Exerciren. Anfangs sagen sie langsam und in gemessenem Takte das mohammedanische Glaubensbekenntniß her: La ilah illah ha! Bei der ersten Silbe la biegen sie sich nach vorn über, beim il heben sie den Kopf wieder, beim ersten la neigen sie ihn nach hinten, bei der vierten Sylbe il wieder nach vorn und so fort. Dann machen sie schaukelnde Bewegungen, abwechselnd nach der linken und nach der rechten Seite, der Takt wird lebhafter, die Musik schneller, es ist als ob der Teufel in den Flöten und in den Leibern der Derwische säße. Inzwischen näseln die drei alten Männer mit ihren kreischenden Stimmen den Dorba, das Lob des Propheten und des Derwisch-Scheichs; sie klatschen mit ihren knochigen Händen und schreien: Ja hu (Jehovah) und Scha meded (o Hilfe)! Und nun ertönt das La illah, illah ha! noch lauter und rascher, die Körperbewegungen werden immer ärger; bald ertönt auch das Geheul: Hu, hu, hu! Es ist als ob diese Derwische sich in Wölfe verwandelt hätten. Beim Heulen drehen sie sich wie Maschinen, und man meint, daß sie Anfälle von Epilepsie bekommen müßten. Unter den Heulern war auch ein Neger, dessen Lippen ganz blau wurden, ein Soldat, welchem die Augen aus dem Kopfe herausstraten, noch ein Mann, der mir wie ein Matrose vorkam, immer kreuzweis mit den Beinen übereinanderstrat, und den ich für einen Scheinheiligen hielt. Am meisten fiel mir aber ein Bildhauniger auf; dieser in Lumpen gehüllte Bettler gebärdete sich noch toller und besessener als alle anderen, von denen doch jeder einzelne Extlecktiches leistete. Er war geradezu unermüdlich und dabei rann ihm der Schweiß in Strömen von Kopf und Leib herunter. Manchmal stampfte der alte Scheich mit dem Fuß, um die Heuler noch mehr aufzumuntern, und der Spektakel wurde dann viel ärger.

Mir aber schwindelte es im Kopf und fast wären mir die Sinne geschwunden; das Schreien und Heulen dieser fünfzehn Heiligen zerriß mir das Ohr, und ich wandte mich von dem Schauspiel ab. Zum Glück war ein Fenster mir ganz nahe, ich schöpfte Luft und blickte hinaus in einen Garten, in welchem eine türkische Hütte stand. Unter einem schattigen Maulbeerbaume war das Grab eines Derwisches, der längst nicht mehr heulte.

Man kann sich keinen schroffern Gegensatz denken, als die friedliche Stille in jener Landschaft und die Raserei in der Moschee, wo mehr als ein Dutzend Menschen wie Unsinnige rasten und ein hu, hu, hu! nach dem andern heulten und dazwischen Allah, allah, illah! schrieen. Am tollsten gebärdete sich immerfort der Bildhauniger; es war als ob er eine Maschine im Leibe hätte, die ihn unaufhörlich triebe; er schnellerte mit seinen dünnen, langen Beinen immer hin und her wie ein Pendel. Möge man Menschen solchen Schlags ein wenig Opium, brächte man sie in einen Qualm von Weihrauch, ließe man sie nur eine Stunde lang mit Anderen heulen und gäbe ihnen dann einen Säbel in die Faust, sie würden ohne Weiteres ein Dutzend Unglückspe niederhauen, und wenn ihr Scheich es gebiete, sogar dem Sultan den Kopf vom Rumpfe herabsäbeln. Die Tollheit ist ansteckend.

Digitized by Google

Auffallend erschien mir, daß keiner von diesen Heulern erschöpft zu Boden sank, auch trat ihnen kein Schaum vor den Mund. Als das Heulen ein Ende nahm, war es die Aufgabe des Scheichs, allerlei Wunder zu verrichten. Sie waren freilich so, wie „Wunder“ überhaupt zu sein pflegen. Der alte Scheich berührte die Augen mehrerer Kranken, um dieselben durch Handauflegen zu heilen; ob es ihm gelungen ist, weiß ich nicht. Er knetete auch einigen Lahmen die Glieder; daß aber diese Lahmen lahm geblieben sind, das kann ich verschwören. Dann kamen Eltern, brachten ihre Kinder und legten sie auf den Teppich hin; ein von zwei Männern geführter Greis marschirte nun mit seinen gelben Stiefeln über die Leiber der Kinder hinweg und trat ihre Glieder, ohne daß ein Kind geschrieen hätte. Ich kann nicht sagen, welch ein Wunder dadurch bewerkstelligt werden sollte, und da es mir nun ganz wirr im Kopfe war und eine Art von dumpfem Wesen meinen Menschen durchdrang, so eilte ich in die freie Luft hinaus.

Man darf in Konstantinopel nicht versäumen, auch die tanzenden Derwische sich anzusehen; es ist in der That schon der Mühe werth. Auch diese Fanatiker haben ihren besondern Tempel, zu welchem ich nicht ohne einige Mühe gelangte. Der Weg führt durch ein verschlungenes Gewirr von engen und steilen Gassen, und ich hätte die Moschee ohne die Weisung eines Griechen, welcher sich mir anschloß, kaum aufgefunden. Nun stand ich vor dem Gitter des Hofes, ging dann hinein und stieg einige Stufen hinan. Die Eingangsthür zur Kapelle stand offen und ich sah, wie die Tanzderwische gerade ihre Tanztracht anlegten und ihre braunen Filzmützen auf den Kopf stülpten. An der Thür stand ein alter grausbärtiger Türke, er trug rothe Pantoffeln und einen gelbgeblümten Schlafrock; es war, als ob eine Gestalt aus Tausend und Eine Nacht vor mir stände; er vertheilte Billette, etwa so wie bei uns in Museen und auf Bällen Marken für abgegebene Hüte, Stöcke und Mäntel ausgetheilt werden. Hier aber handelte es sich um eine Empfangsbescheinigung für die Schuhe oder Stiefel, welche man anzieht, ehe man in das Gotteshaus tritt. Doch höre ich, daß man es ausnahmsweise bei den tanzenden Derwischen nicht eben genau mit dem Schuhausziehen nimmt.

Der Saal, in welchem die Derwische tanzen oder vielmehr sich drehen, ist viereckig und mit Strohdecken belegt; von der ganz schlichten Decke hängen, zu Kreisen geordnet, kleine Lampen herab, und der Tanzraum ist mit einem durchbrochenen Geländer umgeben; dieses letztere ist so breit, daß man sich darauf, mit übereinandergeschlagenen Beinen, setzen kann. Der Mekka zugekehrten Nische gegenüber stand ein Mann, welcher Verse aus dem Koran vorzulesen hat, und eine Bande von Musikmachern.

Als der Scheich, der Oberderwisch, eintrat, spielten sie auf Flöten und schlugen mit den Händen auf eine Art von Trommel, und nun kamen auch die Derwische durch eine niedrige Thür. Sie setzten sich, einen Kreis bildend, in der Nähe des Geländers nieder, nachdem sie vor der geheiligten Nische, über welcher Verse aus dem Koran mit blauen und goldenen Buchstaben angebracht sind, sich niedergeworfen und den Boden mit der Stirn berührt hatten. Ihre Röcke waren von verschiedenen Farben, braun, veilchenblau, schwarz, grün, aber nicht karmesinroth, blau oder gelb, denn lebhafte Farben verschmäht der tanzende Derwisch. Er trägt eine Mütze von braunem Filz, welche die Gestalt eines Blumentopfes hat, und unter derselben eine zweite von weißem Zeuge. Dazu kommen kurze, weite Beinkleider und ein langer weißer Rock.

Ich konnte mir diese Fanatiker in aller Muße betrachten, denn es verging eine Weile, ehe der Scheich sich erhob und sein Gebet anstimmte. Nun wurde die Musik lauter. Dieser Scheich trug ein blaßgrünes Gewand, schwarze Schärpe und hatte um die braune Kappe einen grünen Turban gewunden; er hatte ein bleiches, abgemagertes Gesicht und stechende, aber tiefliegende Augen, aus denen mehr Intelligenz hervorleuchtete, als aus den Blicken der schmutzigen Fanatiker, welche nun ihr Werk begannen. Der Scheich überstieg die verschiedenen Gruppen im Tempel; es waren aber Syrer, Araber, Perser, Türken und Europäer anwesend. Nun sprach er wieder, völlig gesammelt und wie in sich gekehrt, mit feierlichem, eindringlichem Ton ein Gebet; er neigte den Kopf nach vorn über, legte die Hand aufs Herz und sah aus wie ein Märtyrer, der zum Scheiterhaufen geführt wird. Inzwischen hörten die schrillenden Töne der Flöte nicht auf und eben so wenig das dumpfe Getöse der Trommel. Die Derwische stellten sich der geheiligten Nische gegenüber auf, verneigten sich und fielen wie eine Rotte Soldaten gleichzeitig auf die Kniee. Es waren solcher Kniee acht und sechzig. Der Koranleser sprach einige Verse, während die Derwische zum Scheich zogen, der ihnen den Segen gab. Sie hatten jetzt ihr langes Obergewand abgelegt, den Gürtel gelöst und standen nun so da, daß jeder seine rechte Hand auf die Schulter des Nebenmannes legte; dann bob jeder die eine Hand in die Höhe, die andere nach unten hin, und nun begann eine Art von Walzer, der immer rascher wurde, je lebhafter die Musik spielte.

Besonders auffallend war mir Folgendes. Zwölf oder vierzehn Derwische drehten sich gleichzeitig auf einem sehr beschränkten Raume wie Kreisel, aber Keiner stieß den Andern, selbst die Kleider berührten sich nicht. Es ist sehr schwierig, diesen Drehtanz zu schildern. Der linke Fuß bleibt stets am Boden; auf ihm dreht sich der Derwisch herum wie auf einer Angel, und das in Folge der Bewegung aufgebauschte Gewand sieht aus wie eine Glocke. Beide Arme werden weit ausgestreckt, und diese Derwische haben aus wie Magier, welche den Planeten einen symbolischen Kultus weihen. Das Ganze erschien mir wie ein religiöses Ballet, in welchem übrigens dann und wann eine Pause gemacht wurde, obwohl die abscheuliche Musik nie aufhörte. Die Derwische blieben manchmal stehen, rubten aus, warfen den Mantel über und trockneten sich den reichlich fließenden Schweiß ab. Dann ging das Drehen wieder von vorn an, die eubliche Flöte und Trommel verstummten. Der Lektor sprach wieder einige Verse aus dem Koran, der Scheich sprach einige Gebete und gab den Derwischen seinen Segen; dann zogen sie ihre Schuhe an und gingen fort.

Die Drehtänze sind symbolischer Art; sie sollen die Bewegungen der Planeten versinnlichen, und während der Scheich die Sonne vorstellt, sind die Derwische gleichsam Wandelsterne.

Ich fand in jener Kapelle der tanzenden Derwische ein Publikum, das bunt und interessant genug war. Neben mir stand ein arabischer Kameeltreiber, ein echter Sohn der Wüste; er hielt den Stachel in der Hand, mit welchem er seine Thiere antreibt. Ein schlank gewachsener Perser hatte die hohe, spitz zulaufende Lammsmütze auf dem Kopfe; neben ihm stand ein englischer Reitknecht, der offenbar nicht begriff, was ein so seltsamer Tanz bedeuten solle; er sperrte den Mund weit auf. Europäische Touristen waren auch da. Auf den oberen Galerien saßen verhüllte Frauen; türkische Kinder fehlten auch nicht, und ein munterer Knabe fand so viel Geschmack an dem Drehtanze, daß er mitten unter die Derwische lief und seinerseits Versuche anstellte, es ihnen gleich zu thun.

Die ganze Geschichte war viel erbaulicher als jene bei den Heul-Derwischen; diese hat mir einen unangenehmen, jene einen heitern Eindruck hinterlassen.

Digitized by Google

Victoria's Mineralschatz.

II.

Die goldhaltigen Quarzriffe in Victoria.

Der Charakter der Goldquarzriffe Victorias wird veranschaulicht durch nachfolgende Schilderung des Verfassers einer Reihe interessanter Artikel über die Goldfelder der Kolonie, welche vor Kurzem in der Melbourner Zeitung „Argus“ erschienen sind. Der Verfasser sagt u. A.:

Dem Beobachter der Quarzriffe in Victoria müssen nothwendig die große Verschiedenheit und abweichenden Formen und Bildungen derselben auffallen. Die Erfahrungen der Miner in dem einen Distrikte sind ihnen von geringem Nutzen in einem andern; denn an dem einen Ort ist z. B. der Quarz goldreich an der Oberfläche und arm in der Tiefe, während man an anderen Stellen je mehr Gold findet, je tiefer man gräbt. Oder das eine Riff ist am reichsten auf der westlichen, das andere auf der östlichen Seite und ein drittes gleich goldhaltig durch den ganzen Stein. Das eine streckt sich nach Norden, das andere nach Süden aus; eins steigt jählings pyramiden- oder thurmartig auf, ein anderes dehnt sich meilenweit wie ein schmaler Rücken oder eine Wand von Quarz aus. Dieser geht perpendikulär, jenes liegt flach, ein drittes bildet einen großen Winkel, ein viertes ist in Bänder oder Büschel getheilt, und ein fünftes liegt winkelartig in „Taschen“ und diese Taschen oder „makings“, wie sie verschiedentlich bezeichnet werden, liegen in Beziehung zu einander in senkrechter Richtung. Von Farbe sind sie schwarz, weiß, roth, gelb, blaßroth und grau. Sie sind krystallisirt und hart in einigen Fällen, in anderen weich und bröckelig. Sie sind ganz ohne oder angefüllt mit Arsenik. — Fast aller goldhaltige Quarz enthält Eisen- und andere Pyriten, und einiger ist voll davon. —

Die Kombinationen, in welchen hier die Metalle im Quarz gefunden werden, scheinen in der That ganz neu zu sein; denn Jeder, welcher den verschiedenartigen Charakter des Quarzes in dieser Kolonie studirt, und dann die Meinungen der jüngsten Autoritäten der mineralogischen und geologischen Wissenschaft vergleicht, wird überrascht durch die Wahrnehmung, daß die Erfahrungen unserer praktischen Miner neues Licht auf manche gelehrte Theorie werfen, und daß die Lehrsätze, welche man noch vor vier oder fünf Jahren aufstellte, sich hier nicht bewähren; ja daß die Ansichten welche jetzt in Europa gäng und gäbe sind, in Bezug auf Charakter, Ausdehnung, Ursprung und die wahrscheinliche Dauer unserer gold- und silberhaltigen Quarzadern und Riffe, entschieden einer Revision bedürfen.

Die erste Besonderheit der Riffe ist die fremdartige Verbindung der Metalle, die in ihnen gefunden werden. Silbererze existiren z. B. in Wenigen in Süd-, und Mittelamerika, aber Gold und Silber in demselben Stein verbunden, scheint erst durch die neuesten Entdeckungen hier in St. Arnaud, Creswolands und Reedy Creek bekannt geworden zu sein. In demselben Riff zu St. Arnaud ist venerisch mit den zwei edlen Metallen auch Wismuth kombinirt gefunden worden. — In Ovens, Mc Ivor, Malden und an einigen anderen Orten werden Schwefelkiese von Antimon und Gold gefunden, ersteres reichlich auf der einen Seite des Riffs, in fast reinem Zustand, und das Gold auf der andern Seite. — Metallischer Zink ist im Alluvial von Dapleofeed und Specimen Gully, Bendigo, und Zink und Gold, vereinigt im Quarz, hat man im M'Ivor Caledonian Riff und in den Johnston's und Star Riffen, Bendigo, entdeckt. Kupfer, in Form von Carbonat, wurde, obgleich nur in kleinen Quantitäten, mit Gold verbunden im Windmill Hill Riff, Dunolly, gefunden. Gold und Blei, kombinirt in Quarz, sind noch nicht entdeckt worden, aber Bleiproben hat man gefunden, und da die Existenz von Antimon, Wismuth und Zink in goldhaltigem Quarz anerkannt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch Blei mit Gold in den silberhaltigen Riffen entdeckt werden wird. —

Die Eisen- und Quarzgänge in Bendigo sind noch nicht untersucht worden, haben aber auf der Oberfläche die gewöhnlichen Kennzeichen goldhaltiger Riffe. Im Whipriff aber, dem Spezimen Hill Riff an Campbells Creek, dem Mariners Riff in Maryborough und mehreren anderen ist der Stein fast ausgelaufen in Eisen, Arsenik und andere Pyriten, an und unter der Wasserscheide; während St. Mungo's Riff, Bendigo, und Poverty Riff, Tarnagulla, Arsenik in großen Quantitäten enthalten. —

In Cornwall findet man die reichsten Kupfer- und Zinngänge östlich und westlich laufend; und auf dem Kontinent ziehen sich die Gebirgsadern, welche die meiste Aehnlichkeit mit unseren Quarzadern haben, von Nordosten nach Südwesten. Hier folgen die Adern einem andern Gesetze, indem sie von NNW. nach SSO. laufen, oder beinahe direkt nach dem astronomischen Norden und Süden. Diese Richtung wird übrigens nicht streng beibehalten, da einige Riffe sich mehr westlich ziehen und andere einen ganz bestimmten westlichen oder östlichen Lauf nehmen.

In dem östlichen Theile von Victoria, im Ovensdistrikt, ist Zinn in reicher Menge, und kleine Krystalle, Rubinen und Zirkone sind zahlreich im Waschland aller Goldfelder nördlich vom Scheidungsgebirge (Dividing Range) enthalten. Nach Westen hingegen — in Südaustralien — nimmt fast ausschließlich Kupfer die Stelle ein wie Gold in Victoria; während Zinn nicht westlicher als am Goulbourn-Fluß erhalten wird. Die silberhaltigen Riffe sind die, welche Antimon enthalten, liegen an der nördlichen Grenze des bekannten Goldlandes, sind aber durch die reichen goldhaltigen Quarzadern von Bendigo und Inglewood geschieden. —

Gestalt und Färbung der Quarzriffe sind außerordentlich mannichfaltig. Das Bolivia-Riff, Campbells Creek, ist ein Hügel von Quarz in einem Rahmen von Sandstein. Die Ansicht der Digger in diesem Distrikte, daß man Gold in den Sandsteinbänken finde, rührt wohl daher, weil zur Zeit der Formation des Quarzes Gold in die Sandsteinwände getrieben wurde. Im Allgemeinen sind die Wände der Riffe in dieser Kolonie Schiefer, und man hält diese Felsgattung für das Beit oder den primitiven Fels, älter als die Granitrücken. Aber in manchen Fällen ist der Schiefer mit Sandstein und Schutt vermischt, gleichsam als habe ein heftiger Ausbruch nach oben flüssigkeiten und der flüssige Quarz sei durch eine brechende Masse von Schiefer und Sandstein emporgeschossen. Am Ruggetty Riff, Tarrangower, sind dagegen die Quarzwände von Granit, und der Quarz erscheint so als habe er Theile des Felsens, durch den er getrungen, im flüssigen Zustand umschlossen und theilweise aufgelöst; er hat ein eigenthümlich dunkles und glasiges Aussehen. Gleich dem Bolivia, obwohl in weiter Entfernung von demselben, dringen die Hauptriffe von Inglewood durch Sandstein mit Schiefer gemischt. Maxwells Riff ruht auf rothem Granit und Sandstein. Der Stein vom Jersey Riff ist schwarz, an den äußeren Theilen wie verbrannt, und das Gold in ihm hat eine tugelige Form angenommen, wie es aufsieht, wenn der Quarz in Gruben gebrannt wird, um den Arsenik auszuscheiden. Auch die Moonambel-Riffe zeigen Feuerspuren in rothen und schwarzen Stein. —

Zu Carisbrook ist der Quarz perlweiß; zu Bet Bet bräunlichroth; zu Windmill Hill, zwei Meilen entfernt, blaßröthlich von Farbe. Der Quarz von Eaglehawk ist weißlich-grau; in dem Grunde der Beehive-Gesellschaft ist ein weißes und ein schwarzes Riff, beide parallel mit einander! Parkin's Riff hat einen gelblichen Stein, und der vom Concord ist sehr rein weiß. Im Mariners Riff befindet sich ärmlicher weißer Quarz unter einem reichen

Digitized by Google

rothen Gange; der Stein von Poverty Riff ist grünlich-grau; der vom Eagleshawk, Specimen Hill, gelb; St. Mungo und Catherine Riffe, Bendigo, sind weiß, und das Energetic Riff ist roth gefärbt.

Der Quarz von M'Ivor Caledonia ist krystallisirt und hart; Streifen inmitten von hartem Quarz des Mariner Riffs sind weich und zerbrechlich. Der weiße Stein vom Berdoe enthält Arsenik und der schwarze Stein Eisen; der weiße ist weich, schmal und reich, und der schwarze hart, breit und arm. — Die Formen der Riffe sind ebenso anomal. Poverty Riff z. B. ist am reichsten nach der Ostseite, während Jacob's Riff im Whipstick auf der Westseite am reichsten ist. Einige der Bendigogänge sind in einer Länge von zehn Meilen verfolgt worden, und das Iersey Riff wird vier Meilen weit bearbeitet; Nuggetty Riff dagegen hat nicht mehr als zehn oder zwölf kleine Claims in Länge, und Mariners Riff ist einfach ein Thurm von Quarz. Das Sphibirien Riff, Bendigo, ist flach; und in Buchanan's Riff, Inglewood, geht der Schacht senkrecht von der Spitze bis zum Boden. Poverty und Nuggetty Riffs sind in mehrere Quarzmassen gebrochen, von denen die einen von Granit, andere von Schieferwänden umgeben sind.

Eine große wissenschaftliche Autorität behauptet, daß der reichste Quarz nahe an der Oberfläche gefunden werde, und das Gold in einer Tiefe von hundert Fuß sogar gänzlich aufhöre. Hinsichtlich nun des bisherigen Quarzriffens in Bendigo paßt diese Hypothese ziemlich, allein in anderen Distriten geht die Theorie zu Grunde. In Steigleigh seiten oblatenbünne Quarzstreifen zu so mächtigerem und reichem Stein in der Tiefe; Quarz vom Poverty-Riff aus einer Tiefe von 400 Fuß brachte 40 Unzen Gold per Tonne, und die Ader war fast 24 Fuß breit. Bei 420 Fuß Tiefe zeigten sich frische Ansätze des Steins, und jede folgende „Pocket" war reicher als die höherliegende. Der beste Stein in Mariners Riff ist der rothe unter dem weißen, in Tiefen, die von 250 bis 560 Fuß variiren. Das Jersey Riff, welches bei 90 Fuß Tiefe 2½ Fuß breit war, ist gegen 12 Fuß bei 165 Fuß Tiefe, und am gewaltigsten in der untern Tiefe. Maxwell's Riff am demselben Goldfelde nimmt an goldhaltigem Ertrage zu, je weiter man es in die Tiefe verfolgt. In den oberen Claims erhielt man von der Tonne Stein nur an 10 bwts. Gold, aber bei 150 Fuß Tiefe drei und eine halbe Unze. Long Gully Riff, Bendigo, brachte fünf Unzen bei 100 Fuß Tiefe, obwohl auch gut an der Oberfläche. Vom Eastern Victoria-Riff gewann man 1060 Unzen Gold von 40 Tonnen Stein aus der Tiefe von 200 Fuß, obwohl es noch reicher an der Oberfläche war. Nuggetty Riff, Maldon, erlangte eine Breite von 35 Fuß in der Tiefe von 300 bis 350 Fuß, und wird reicher mit jeder tieferen Lage. An der Wasserscheide Übrigens wird der Quarz im Allgemeinen, was eine merkwürdige Thatsache ist, entweder goldhaltiger oder reicher an Arsenik und Pyriten, und zeigt sich überhaupt geneigt, in eine andere Mineralform überzugehen.

In der Regel sind die Quarzadern an der Spitze eng und weiten sich unten aus, aber das Armenian Riff, St. Arnaud, ist 25 Fuß breit an der Spitze; das Caledonian Riff, Bendigo, ist ein großer Quarzbruch, soll an der Oberfläche; das Old Man Riff, Dunolly, bildet einen Hügel, aus dem ein großer Kopf sich hervor streckt; während Neu Chum, Bendigo, und Schafspel Hill St. Arnaud, Quarzmassen sind, die 20 bis 25 Fuß über der Oberfläche des Hügels emporschießen.

Das Gold im Stein hat auch seine Besonderheiten. Das Alluvialgold wechselt im Werth um 5 oder 6 Schill., was auch bei dem Quarzgold obwohl weniger, der Fall ist. Einiges Gold ist verhältnißmäßig rein, und leicht vor Verlust bewahrt, während man in Maryborough und Dunolly, wo es durch Eisenoxyd sich auszeichnet (chemisch reines Gold ist dort erhalten werden), große Schwierigkeit hat, es durch den gewöhnlichen Prozeß zu bekommen. Bemerkenswerth ist auch, daß in seinem Theile der Kolonie große Goldklumpen im Quarz gefunden wurden. Wober sind nun solche große Massen wie das Welcome, Blanche Barsig und andere Riesenmuggets gekommen? Es mag sein, daß sie, wie ein Gelehrter meint, von „antiken" Quarzriffen durch Stürme eines urweltlichen Oceans ausgewaschen wurden, welche die Adern aufbrachen, den Quarzstein zu Sand zermalmten und die goldenen Findlinge unbeworfen, welche dann im Schlamme ruhten, wo sie nach Jahrtausenden ein Geschlecht auffand, das einer späteren Periode der Erdgeschichte angehörte. — Gewiß ist, daß bis jetzt kein Nugget des Namens werth im Quarz gefunden wurde; jedoch war stets das angeschwemmte Land am goldergiebigsten, je näher es den Riffen von Goldquarz lag.

Die Farbe des Quarzes gilt nicht als Kennzeichen seines goldhaltigen Charakters. Quarz dagegen, der sein oder spärlich Gold enthält, kennen die erfahrenen Goldgräber wohl, und nennen ihn gewöhnlich „hungrig aussehender Stoff". Nach ihrer Meinung ist derselbe, wie hübsch er auch von Ansehen sein mag, ein „Skandal der Schöpfung". Quarz dieser Art enthält keines der niederen Metalle und seine Textur ist hart.

Die Verwirrung in China.

Mehrmals haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß die Engländer durch ihre Einmischung in die inneren Händel Chinas in unabsehbare Weiterungen verwickelt werden, für welche sich gar kein Ende absehen läßt. Dasselbe wurde in der Sitzung des Unterhauses vom 15. Mai von Herrn Liddel ausführlich nachgewiesen, und wir wollen seiner Rede das Wesentliche entnehmen, weil dadurch Schlaglichter auf die chinesischen Zustände fallen.

England hat für die Kaiserlichen gegen die Taipingrebellen Partei genommen; nun wies aber Konsul Meadows (der bei Professor Neumann in München chinesisch gelernt hat) schon zu Anfang des Jahres 1861 nach, daß es der Taiping ernstliches Streben sei, mit den Engländern in freundlichen Verkehr und in Handelsverbindungen zu kommen. Die Engländer beliebten aber ein seltsames Verfahren; mit der einen Hand schlugen sie den Kaiser nieder und mit der andern Hand die Rebellen, und an die Verträge, welche sie selber erzwungen hatten, lehrten sie sich auch nicht. Im zehnten Artikel des Vertrags von Tien stin wird ausdrücklich festgestellt, daß die Landschaften am Yangtse kiang erst eröffnet werden sollten, wenn die Ruhe hergestellt sei, nicht aber so lange die Rebellion andauere. Erst nach vielem Drängen gab Prinz Kong, der chinesische Premierminister, im Herbst 1860 seine Erlaubniß, zwei Flußhäfen zu öffnen. Das war lediglich ein Zugeständniß; ein Anrecht darauf hatte England nicht. Aber im März 1861 erklärte man englischerseits ohne Weiteres den ganzen Stromlauf des Yangtse kiang für eröffnet, obwohl dort ein großer Theil des Landes im Besitze der Rebellen war, welche eine Stadt nach der andern nahmen und die Einwohner vertrieben. Graf Russel schrieb an den Gesandten Bruce, 1862, England habe in jenen Gegenden gar kein Recht, so lange die Rebellion währe, und bedauerte, daß man, trotz aller Einsprache und Verwahrung von Seiten der chinesischen Regierung, den Strom dennoch für offen erklärt habe.

Allerdings stellten sich sofort unliebsame Thatsachen heraus. Der Schleichhandel griff um sich, und Europäer führten den Rebellen Waffen und Kriegsbedarf zu; sie gründeten Niederlassungen an Plätzen, wo sie vertragsmäßig gar kein Recht dazu hatten, und wo sie sich der Aufsicht der Konsulate entzogen. Auf dem

Digitized by Google

Strome schwärmten Schmuggler- und Piratenschiffe, die zumeist von Europäern befehligt waren; diese trieben namentlich Handel mit Salz, von welchem der Betrag die Fremden aufschlicht. Natürlich kamen die Zollkassen zu Schaden; blutige Gefechte mit den Schleichhändlern waren häufig.

Noch mehr. Aus dem Blaubuche, welches die amtlichen Berichte über die chinesischen Angelegenheiten enthält, geht hervor, daß die Engländer mit Gewalt Grund und Boden sich aneigneten und obendrein den Kaufschilling, welchen dann die Eigenthümer verlangten, nicht bezahlten. Der Gesandte mißbilligte allerdings ein solches Verfahren, aber geschehen war doch dasselbe. Prinz Kong beschwerte sich bitter über ein solches Benehmen der Ausländer. „Eines der größten Uebel, welches das von uns in China übernommene Protektorat im Gefolge hat, besteht darin, daß dadurch das Ansehen der chinesischen Regierung untergraben wird. Das verständige Benehmen des chinesischen Ministers hat weit mehr dazu beigetragen, verhängnißvollere Kollisionen abzuwehren, als das Benehmen der englischen Behörden."

Vertragsmäßig steht diesen letzteren das Recht zu, Leben und Eigenthum ihrer Staatsangehörigen in China zu schützen, namentlich in den eröffneten Häfen und deren nächster Umgebung, in Schanghai zum Beispiel in einem Umkreise von 30 Miles. Die Engländer nahmen aber den Rebellen mehrere Städte ab, für welche jedoch die Kaiserlichen keine Besatzung liefern konnten; jene mußten also wieder geräumt werden und die Taïping drangen vor. Manche Städte sind zwei- oder dreimal erstürmt worden, und auf beiden Seiten kam es zu entsetzlich blutigen Repressalien. Seitdem war auf dem Wirrsal gar nicht mehr herauszukommen.

Ningpo wurde im Herbst 1861 von den Rebellen, im Mai 1862 vom englischen Flottenkapitän Dew genommen. Engländer waren in diesem Hafenplatze gar nicht ansässig; trotzdem bombardirte Dew eine Batterie, welche von den Taïping zur Vertheidigung gegen die Kaiserlichen errichtet worden war. Damals befand sich China überhaupt in einer ganz eigenthümlichen Lage. Vier auswärtige Mächte: England, Frankreich, Rußland und Nordamerika rangen dort um Suprematie. Großbritannien hat sich auf ein mit Frankreich gemeinschaftliches Protektorat eingelassen. Die verschiedenen Niederlassungen der Ausländer sind wie eben so viele Treibhäuser für Intriguen. Ursprünglich ist der Grund und Boden, auf welchem sie liegen, von Seiten der chinesischen Regierung den Kaufleuten nur zu dem Behuf eingeräumt worden, damit sie Wohnhäuser und Magazine auf demselben errichten konnten; aber in diesen Zeiten der Anarchie sind Chinesen in großer Anzahl dorthin geflüchtet, um unter den Bajonetten der Ausländer Schutz zu suchen. So ist es gekommen, daß der Bodenwerth ganz ungeheuer in die Höhe getrieben wurde, und darin lag für die europäischen Kaufleute ein Anreiz, den Chinesen Grund und Boden zu verkaufen. Solche chinesische Käufer machen nun, ihrer Regierung gegenüber, eine Exterritorialität geltend, betrachten sich als Ausländer, und wenn die kaiserliche Regierung einen von ihnen irgendwie zur Verantwortung ziehen will, muß sie erst bei dem betreffenden Konsul Genehmigung dazu einholen.

Die gegenwärtige Stellung Englands in China hat große Aehnlichkeit mit der früheren in Indien; vielleicht nehmen die Dinge dort einen ähnlichen Verlauf wie hier. In den kaiserlichen Zollhäusern sind viele Europäer angestellt, und man sagt, das sei zum Vortheil des Handels geschehen; die Kaufleute sind aber mit dem Betriebe des Zollwesens nicht zufrieden. Bis zum Jahre 1853 ging in China Alles glatt, dann aber sandte England einen Regierungskommissär dorthin, der Politik und Handel durcheinander mischte, und dieses System ist bis jetzt befolgt worden. —

Ein anderer Redner, Baillie, hob hervor, daß die Streitmacht, welche England jetzt in China unterhalte, einen Kostenaufwand von jährlich einer Million Pfund Sterling verursache. Es habe den Franzosen geholfen, festen Fuß in Schanghai zu fassen, und diese haben nun einen Kreuzzug gegen die Taïping unternommen, angeblich, weil sie Feinde des katholischen Ceremoniells seien; die englischen Opiumhändler ihrerseits sind den Taïping feindselig gesinnt, weil diese eine so verderbliche Waare platterdings nicht zulassen. (Das ist ein Punkt, den wir unserseits schon mehr als einmal im Globus betont haben.) „Die englische Regierung aber hat keine Ursache, sich über die Taïping zu beschweren; sie haben weder unsere Religion, noch unsern Handel beeinträchtigt, auch nie einem britischen Unterthan etwas zu Leide gethan." Anfangs war man entschlossen, sich in die inneren Händel nicht einzumischen; aber von diesem klugen Vorsatze ging man bald ab, als man gemeinschaftlich mit den Franzosen nach Schanghai Truppen geworfen hatte. Die Taïping wurden angegriffen, englische Offiziere stellten sich an die Spitze kaiserlicher Soldaten, und der englische Gesandte Bruce ging noch weiter. Er setzte in Peking durch, daß die Ueberschüsse des Zollamts in Schanghai dazu verwendet werden, in England für die chinesische Regierung Dampfer zu kaufen, die von englischen Offizieren befehligt und gegen die Taïping verwandt werden sollen. Auf solche Weise ist England Schritt nach Schritt immer tiefer in den blutigen Krieg verwickelt worden. Dieser wurde vom Anbeginn auf beiden Seiten mit einer abscheulichen Grausamkeit geführt; aber soviel steht fest, daß die Taïping nirgends Verwüstungen angerichtet haben, wo die Bewohner sich friedlich verhielten und sich unterwarfen. Ein englischer Handlungsreisender, Hart, ist neulich durch die ganze Provinz Sche kiang gekommen; er fand das Land überall trefflich angebaut, das Volk zufrieden und in Wohlstand; erst in der Nähe von Schanghai, wo die Europäer sich in die Händel gemischt haben, begann das Elend. General Staveley meldet amtlich an das Londoner Ministerium, daß die Europäer, welche das im Besitze der Rebellen befindliche Land besuchen, um Handel zu treiben, überall sehr höflich behandelt werden. Die Rebellen seien nicht so rücksichtslose Zerstörer, wie man behaupte. Die Seiden- und Thee-Distrikte sind in ihrer Gewalt und gedeihen. Im Jahre 1859/60 wurden von Schanghai nur 17 Millionen Pfund Thee ausgeführt, 1861/62 schon 53 Millionen Pfund; 1853/54 erst 58,000 Ballen Seide, 1860/61 aber 112,000 Ballen. „Fast alle Produkte, die wir aus China erhalten, gleichviel ob Thee, Seide oder Baumwolle, kommen aus solchen Gegenden, in denen die Taïping herrschen. Diese könnten, falls sie wollten, allen Handel lahm legen; sie thun aber gerade das Gegentheil."

Die neuesten und vorliegenden Nachrichten aus China (aus der ersten Aprilwoche) lauten anders als die früheren. Ein Schreiben aus Hongkong, in der Times, hebt hervor, daß die Ansichten der Engländer sich zu klären anfingen; man sähe jetzt das Treiben der Rebellen mit anderen Augen an; viele Leute seien der Ansicht, daß die kaiserliche Gewalt kaum aufrecht zu erhalten sei, und das, meinen sie, wäre auch kaum zu wünschen. „Die Bebauptung, daß Ackerbau und Gewerbe unter der Herrschaft der Rebellen zu Grunde gingen, stellt sich als falsch heraus; die Zeitungen in Schanghai melden entschieden das Gegentheil. Das Land gedeiht überall, wo die Taïping in ungestörtem Besitze sind.

Die Times, welche in ihrer Nummer vom 16. Mai Betrachtungen über die oben erwähnten Parlamentsreden anstellt, weiß sich eigentlich nicht zu helfen. Mit dem Sturze der kaiserlichen Gewalt falle das britische Protektorat über China. „Wir sind allerdings in China so zu Werke gegangen, wie unsere Väter in Indien: wir haben Krieg und Handel durcheinander gemengt. Als Kaufleute sind wir gekommen, und dann haben wir uns durch Waffengewalt festgesetzt; wir haben den Schleichhandel aufgemuntert und Veranlassung zu Rebellionen gegeben. Unter unserm Schutze sind allemögl. lichen Arten unerlaubter Praktiken emporgewachsen, und zwar deshalb, weil die, welche dergleichen üben,

Digitized by Google

von vornherein gewußt haben, daß sie unbestraft bleiben; denn wir nahmen Partei für die, welche das Gesetz verletzten, und gegen jene, welche demselben Achtung verschaffen wollten. Wir haben China arm gemacht, ohne daß uns zu bereichern. — Das Alles ist oft gesagt worden und es ist auch wiel Wahres daran; aber wenn wir nun auch wirklich aus diesem Labyrinth heraus wollten, was sollte und könnte geschehen? Wir können zugeben, daß wir erbärmliche Sünder sind, aber was soll in Betreff Chinas Anderes geschehen, als was geschieht?"

Hier wird ganz offen zugegeben, daß die englische Politik in China nichtsnutzig in jeder Beziehung und obendrein unpraktisch sei; man weiß aber nicht, wie man aus der Sackgasse herauskommen will, in welche man sich nun einmal verrannt hat.

Wir wollen hier einige Bemerkungen herſetzen, die wir neulich in „Lothar Bucher's Bildern aus der Fremde", Berlin 1863. II. S. 88 lasen:

Wenn die Engländer, natürlich immer im Interesse der „Civilisation", einem neuen Kunden die Zähne aufbrechen, so kommt es ihnen wenig darauf an, was sie von ihm kaufen, sondern wo sie an ihn absetzen können. In der Regel ist Jedermann geneigt zu verkaufen; die Chinesen haben sich nie geweigert, Thee, Seide, Indigo und das Hemd vom Leibe zu verkaufen, gegen „gleich baare Zahlung", aber kaufen wollen sie nichts. In der Wissenschaft, welche England den übrigen Völkern unablässig predigt, heißt es nun zwar, das schade gar nichts; Niemand werde mehr Silber weggeben als er übrig habe, und wenn die Chinesen die vortrefflichen englischen Waaren nicht kaufen wollen, so sei das ihr eigener Schade. — Die Praxis ist aber eine ganz andere; in der Praxis hält man gar sehr auf die wissenschaftlich verspottete Handelsbilanz. Praktisch erklärte Herr Cobden es für eine der wichtigsten Aufgaben der Civilisation, die 300 Millionen Chinesen dahin zu bringen, daß Jeder sich eine baumwollene Nachtmütze aus Manchester kaufe; praktisch fing man die Opiumkriege an und richtete den letzten Frieden so ein, daß — wie ein Timeskorrespondent es für nothwendig erklärte, nachdem er am Bord eines Opiumschmugglers „einen guten Eißpudding und eine noch bessere Flasche „Chateau d'Yquem" genossen hatte — daß die Möglichkeit gegeben ist, „den Chinesen die englischen Fabrikate in den Leib zu treiben." Es wird behauptet, daß das Bestreben der englischen Diplomatie dahin gehe, die chinesische Regierung zu Steuern auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu nöthigen, um das Arbeitslohn theurer zu machen. Auch der Timesbote am Hofe des Taikun hat in dieser Hinsicht Japan gepreßt; das will er sagen mit der question of competitive powers of production, und er ist nicht befriedigt. Die Japaner erzeugen Alles, dessen sie bedürfen, und zwar zu sehr niedrigen Preisen. Es wird also über lang oder kurz eine Lorcha-Affäre geben, etwas friedfertiges Bombardiren und einen Vertrag, der die inneren Verhältnisse zerrüttet. Möchten bis dahin wenigstens gute Nachrichten über die Verfassung und Verwaltung eines Volkes gesammelt werden, das im geschlossenen Handelsstaat einen allgemeinen Wohlstand und eine Ruhe genossen hat, von denen kein europäisches Volk zu erzählen weiß. —

Ein reichsfreies Dorf in Deutschland.*)

„Ein reichsfreies Dorf?" wird Mancher fragen. Ja, wir haben auch heute noch ein solches; und hier ist der Sachverhalt:

Auf der Grenze zwischen Alt-Vorpommern und Mecklenburg-Schwerin, an der Landstraße zwischen den Städten Treptow an der Tollense in Pommern und Stavenhagen in Mecklenburg, liegt in lieblicher Gegend das herrschaftliche Dorf und Rittergut Wolde, mit schönem Schlesse, Hof und Park und etwa 200 Einwohnern.

Dasselbe gehört zur Zeit dem großherzoglich mecklenburgischen Kammerherrn von Fabrice und steht so wenig unter Preußens als unter Mecklenburgs oder unter sonst einer Landesoberhoheit. Pommern und Mecklenburg behaupten seit alter Zeit, jedes ein Recht an Wolde zu haben. Weil man sich aber immer nicht darüber hat einigen können, so übt, laut Vertrag vom Jahre 1600, keins von beiden die Landeshoheit über Wolde aus; so kommt es, daß Wolde keine Steuern zahlt und von jeglicher Militärrekrutirung oder sonstigen staatlichen Einwirkungen frei ist. Die neuen Belehnungen des Gutes geschehen aber von beiden Seiten, von Pommern und Mecklenburg, gemeinschaftlich.

In gerichtlicher Beziehung gilt das vereinte mecklenburgische Patrimonialgericht zu Jwenack auch für Wolde, und es steht mit jenem unter der Justizkanzlei zu Güstrow; Wolde ist jetzt auch in kirchlicher Beziehung nach dem mecklenburgischen Dorfe Kastorf eingepfarrt. Darans erklärt sich, daß Wolde im gerichtlichen Leben als mecklenburgischer Ort angesehen wird; das ist jedoch durchaus unrichtig. Die Leute im Dorfe erzählen über ihre Verhältnisse Folgendes:

Wolde ist, so lange man denken kann, ein Gut gewesen, das außer seinem Gutsherrn keinen andern Oberherrn als den deutschen Kaiser über sich anerkannte. Weil es nun aber gegenwärtig keinen Kaiser über Deutschland giebt, so hat auch kein Fürst hier im Dorf etwas zu sagen, höchstens etwa der Deutsche Bund; Wolde ist also ein kleiner Freistaat und wird es auch ewig bleiben; denn als man nach der „Franzosenzeit" auf dem Congresse zu Wien eine große Menge kleiner Ländchen, Freistädte und Reichsdörfer aufhob und verschiedenen Fürsten unterordnete, vergaß man Wolde ganz, und dieses blieb so frei, wie es von jeher gewesen war.

Auch wird man, erzählen sie weiter, dem freien Reichsdorfe Wolde überhaupt so leicht nichts anhaben können; denn als es in alten Zeiten vom Kaiser reichsfrei gemacht wurde, da bekam es von ihm auch einen „Roland" (Rolandssäule) als Unterpfand für seine Privilegien und Gerechtsame.

Dieser Roland stand ehedem vor dem Orte, nach Kastorf zu. Ein früherer Besitzer von Wolde, ein Graf Moltke, hat ihn jedoch von dort wegnehmen lassen und in einem verborgenen und schwer zugänglichen Gemach im Schlosse versteckt, nachdem er sich erst eine getreue Kopie davon hatte machen lassen. Es war ihm nämlich zu Ohren gekommen, wie man von Pommern aus Absichten auf Roland habe; und wäre der Roland verloren gegangen, so würde mit ihm auch Wolde alle seine Gerechtsame verloren haben. Es hätte dann dem Land unterthänig sein müssen, welches den Roland in seine „Gewalt bekommen", und dann auch Steuern zahlen und Rekruten stellen müssen, wie jeder andere Ort.

Das erzählen die Leute von Wolde und seinem Roland.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß das Territorium von Wolde 194,155 Quadratruthen groß ist und daß der Ort in dem beregten Vertrage von 1600 zwischen Pommern und Mecklenburg „Städtlein" genannt wird, — vielleicht deshalb, weil daselbst von jeher einige Handwerker wohnen, was sonst in dortiger Gegend nicht der Fall ist und in Mecklenburg in Dörfern auch nicht sein darf. Alle späteren Verhandlungen wegen der Landeshoheit über Wolde haben bis zur Stunde noch immer zu keinem Resultate geführt.

*) Von Herrn Dr. A. Niederhöffer in Berlin eingesandt. Der Verfasser hat des Roland's in Wolde schon in seinem Werke: Mecklenburgs Volkssagen. Leipzig 1857—1861. Band III. S. 237 erwähnt.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Verwirrung in Japan. Dieses ostasiatische Inselreich befindet sich in einer innern Krisis und geht vielleicht auch einem europäischen Krieg entgegen. Die neuesten Berichte lauten bedenklich. Nach dem Angriff auf die britische Gesandtschaft in Jedo im Juli 1861 verlangten die Gesandten der Vertragsmächte von der japanesischen Regierung Grundstücke zur Erbauung ihrer permanenten Residenzen, und zwar wählten sie dazu einen solchen Punkt, welcher sowohl von der Land- als auch von der Seeseite leicht zugänglich war, so daß die Inwohner unter allen Umständen gleichsam unter Verthedigt werden konnten. Die Wahl von Gotenz-gauna, in der Nähe von Simagawa, einem der wichtigsten und beherrschenden Punkte am Jeddo, war aber bei den Daimios sowohl, als auch beim Mikado selbst sehr verhaßt, und der Taikun wurde wiederholt darauf aufmerksam gemacht, die fremden Gesandten von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein namentlich der englische Gesandte, der seither abberufene Sir Rutherford Alcock, bestand darauf, daß sein Gebäude war das erste, welches vollendet wurde. Es sollte jedoch nicht lange seine Vollendung überdauern. Am 1. Februar gegen 2 Uhr Nachmittags wurde das ganz hölzerne Gebäude, welches durch gelungene Brandsätze mit Pulver und anderm Brennstoff unterminirt worden war, unter heftigen Explosionen ein Raub der Flammen. Als das Feuer am ärgsten wüthete, vernahm man 10 bis 20 Kanonenschüsse, gleichsam als Signale, daß die That gelungen sei. Die erst halb beendeten Gebäude der französischen Legation blieben unberührt. Von jenen der holländischen und der amerikanischen Legation hatte der Bau noch nicht begonnen. Der interimistische britische Geschäftsträger, Oberst Neale, blieb ruhig und unthätig in Yokuhama, wahrscheinlich in Erwartung von Befehlen aus Downing-Street; der französische Bevollmächtigte dagegen ist sofort nach Jedo aufgebrochen, um gegen diese neue Gewaltthätigkeit den Schmach Beschwerden zu führen. Auch der britische Admiral Kuper hat sich mit dem Linienschiff „Euryalus", sowie mit einigen Schaluppen und Kanonenbooten nach Jedo begeben; doch wissen wir nicht, ob in Folge des eben erzählten Vorfalls oder auf Grund der neuesten, aus England eingetroffenen Befehle und Instruktionen. Jedenfalls bereiten sich in Japan gewaltige Umwälzungen vor, und wenn die fremden Mächte nicht, nach so vielen Anstrengungen, das japanesische Reich dem Weltverkehr wieder verschließen lassen wollen, so ist ein Krieg unvermeidlich. Denn der eigentliche Kaiser von Japan, der in Miako residirende Mikado, und nicht der Taikun oder der Lehensherren sind fremdenfeindlich gesinnt, und wenn auch ein veröffentlichter Befehl des Kaisers an den Taikun apokryph sein sollte, so zeigt doch schon das Vorhandensein eines solchen, selbst verläßlichen Dokumentes, welche Stimmung in Japan herrscht. „Sei unser Zeit", heißt es in diesem japanesischen Erlaß, „beschäftigen wir uns mit den Gedanken der Ausrottung und Verjagung der Barbaren, und wenn auch dieser Plan bis jetzt nicht zur Ausführung kam, so bleibt doch der kaiserliche Wille unabänderlich fest. Wir haben in der Durchführung verschiedener neuer Maßregeln in der Person des Taikun die löbliche Absicht bemerkt, unsern Willen zu gehorchen; aber wenn jetzt die Austreibung der Fremden aus dem Lande nicht erfolgt, so werden, zum großen Kummer für unser kaiserliches Herz, die Wünsche des Volks nicht in Erfüllung gehen. Es möge daher der Taikun von allen in seine Macht gelegenen Mitteln Gebrauch machen, um die Fremden aus dem Lande zu jagen, zu diesem Zweck auch allen Fürsten und Lehensherren die entsprechenden Befehle geben. Zugleich ist es Pflicht des Befehlshabers der Armee (Taikun oder Schungun), die beschlossenen Schritte auszuführen, schnell und eilig den Entschluß zu verwirklichen, und die Zeit genau festzusetzen, wenn die Verbindung mit den abscheulichen Barbaren für immer aufzuhören habe. Ihr werdet einen Bericht in dieser Angelegenheit an uns erstatten." — Der Taikun oder Statthalter von Jedo scheint bis jetzt sich auf die Seite der Fremden zu neigen; aber dann wird es für ihn gefährlicher, sich dieser Partei anzuschließen, anstatt nach Miako zu ziehen, wo er Gefahr läuft, sich den Bauch aufschlitzen zu müssen. (— Wir lesen eben, daß er im März wirklich nach Miako, oder Miyako, gegangen sei. —)

Japanische Landkarten und Küstenaufnahmen. Lady Franklin hat aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs interessante japanische Landkarten mitgebracht und dieselben der Londoner geographischen Gesellschaft geschenkt. Sie liefern den Beweis, daß die Japaner in der Trigonometrie und Topographie beträchtliche Fortschritte gemacht haben. Ein Plan der Stadt Jeddo, die so groß wie London ist, läßt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Als Kapitän Board mit dem Schiff Alkyon einen Theil der Küste aufnehmen wollte, zeigte die japanische Regierung ihm die Arbeiten, welche sie selber hatte vornehmen lassen, und er war ganz erstaunt über die Genauigkeit derselben. Die Japaner gaben ihm willig Kopien, und er fand Alles so zuverlässig, daß er mit seiner Arbeit sehr rasch fertig wurde. Er bewundert den Geist, den sinnreichen Scharfsinn und die debarrliche Ausdauer dieses Volkes. Alcock hob hervor, die große Masse des Volkes habe in Japan einen hohen Grad materieller Civilisation erreicht und könne sich in dieser Hinsicht dreist neben Europa stellen; ihre Industrie stehe hinter der von Manchester, Birmingham und London nicht zurück. — Bullock pries die Vortrefflichkeit der japanischen Karten. Bei sorgfältiger Prüfung habe er gefunden, daß jede Ortschaft, Bergkette, Bodenbeschaffenheit, Poststraße, jedes Gewässer, alle Küstenbiegungen mit äußerster Sorgfalt und durchaus korrekt verzeichnet sein.

Tsushima, eine wichtige Insel im japanischen Meere. Durch Laurence Oliphant, denjenigen, welcher Lord Elgin's Zug nach China vertretlich beschrieben, haben wir nähere Nachrichten über die Insel Tsu (Sima bedeutet im Japanischen Eiland) erhalten; sie ist die größte einer kleinen Gruppe und offenbar bestimmt, einmal eine große Rolle zu spielen. Sie liegt zwischen der südlichsten großen Insel Japans, Kiusiu, und der Südostküste von Korea, etwa 50 Miles westwärts von der Simonoseki-(Simonado)-Straße und beherrscht den Eingang aus dem ostchinesischen Meer in das japanische Binnenmeer. Oliphant besuchte die Hauptstadt Fatschio, die etwa 10,000 Einwohner zählt, und umfuhr die ganze Küste. Die Insel gehört einem japanischen Fürsten, der zu Yedo an der koreanischen Küste eine Besatzung von 300 Mann hält und in etwas unklarer Weise zugleich Vasall von Korea und von Japan ist. Er hat das Monopol des Handels mit Korea, von wo das meiste in Japan umlaufende Gold kommt. Tsushima ist von vulkanischer Formation, 35 Miles lang, 8 bis 10 Miles breit, und zählt etwa 30,000 Bewohner. Durch eine tief in's Land eindringende Föhrde wird ein Hafenbecken gebildet, in welchem alle Kriegsflotten der Welt zumal sichern Ankergrund finden könnten. Die Berge, welche sich bis zu 1670 Fuß über die Meeresfläche erheben, sind mit Urwald bekleidet; die Fauna hat mehr Aehnlichkeit mit jener der Mandschurei als mit der japanischen.

Der oft von uns erwähnte Rutherford Alcock, vormals englischer Generalkonsul in Jeddo, gab zu dem Obigen einige Erläuterungen in der Londoner geographischen Gesellschaft. Man habe von Seiten Englands Tsushima näher in's Auge gefaßt, weil die Russen dort längere Zeit mit Kriegsschiffen gelegen und dieselben dort ausgebessert hätten. Der Hafen der Insel sei ganz herrlich, könne den Schiffen Zuflucht gewähren und leicht vertheidigt werden. Kommandeur Bullock fügte hinzu, daß die Russen auf Tsushima großen Werth legen; sie haben erklärt, es sei für sie durchaus nothwendig, einen Zufluchtshafen mittwegs zwischen der Amurmündung und Schanghai zu haben; deßhalb legten sie auf Tsushima ein „Depot" an. Waffenschiffe haben sie dort nicht, aber Kohlen und Holz und Wasser einzunehmen.

Die Landenge von Kram in Hinterindien ist seit einiger Zeit vielfach genannt worden, seitdem die Kapitäne Fraser und Forlong den Vorschlag gemacht haben, eine Eisenbahn über dieselbe zu bauen. Oberstlieutenant Fytche war beauftragt, die Landreise durch die englischen Provinzen Taoof und Mergui zu machen, und er kam auf derselben bis zum Paßschanfusse, welcher die Südgrenze von Tenasserim gegen das siamesische Gebiet bildet (etwa 10° N. Br.). Er fuhr denselben etwa 15 Miles aufwärts, und die beiden genannten Kapitäne benutzten die günstige Gelegenheit, um quer durch die Halbinsel vom Dorfe Kram bis zum Hafen Tavoy zu gelangen, der am Golf von Siam liegt. Sie meinten nun, es werde vortheilhaft sein, diese sehr schmale Landenge für die Anlage eines Verkehrsweges in's Auge zu fassen, und vermittelst desselben den Weg zwischen Osten und Westen wesentlich abzukürzen. Im südlichen Tennasserim liegen Kohlen, im siamesischen Gebiete mehrere Zinngruben. Kram ist eine von Chinesen bewohnte Ortschaft, hat etwa 50 Häuser und einige chinesische Familien; sie liegt am Paßschan, in welchen dort der Krawfluß mündet. Nur 8 Miles von dort liegt die Wasserscheide, von welcher nach Osten hin der Bankrenfluß in den siamesischen Meerbusen mündet. Wenn nun, so meinen Fraser und Forlong, eine Eisenbahn für etwa 700,000 Pfd. Sterling über diese Landenge gebaut würde, dann würden für die Strecke zwischen Kalkutta und Hongkong 93, zwischen Ceylon und Hongkong 56 Stunden Zeit erspart. Man vermeide so die für die Schiffahrt gefährliche Straße von Malakka.

Gegen das Projekt sind aber gewichtige Gründe geltend gemacht worden. Der größte Theil der westlichen hinterindischen Halbinsel ist mit dichtem Walde bestanden; die in Frage kommende

Digitized by Google

Gegend liefert Zinn, Gold und Eisen. Die Entfernung zwischen beiden Küsten beträgt 65 Miles. Der Pakschan ist kein eigentlicher Fluß, sondern eine weit in's Land eindringende Förde, deren Barre nur 9 Fuß Wasser hat. Am östlichen Endpunkte der 50 Miles langen Eisenbahn wäre kein Hafen, und schon deshalb kann keine Rede davon sein, daß der Waarenzug zwischen Westen und Osten über diese Straße gehen werde. Das Umladen werde nicht nur die Fracht vertheuern, sondern auch die Zeitersparniß, welche man angeblich erzielen könne, völlig aufheben.

Die Straße von Malakka ist nicht so gefährlich wie man sagt. Sie hat eine Länge von etwa 500 Miles und ist bis zu 300 Miles weit am nordwestlichen Eingange. Eigentliche Stürme hat sie nicht, wohl aber veränderliche Winde und Ballerböen (plötzliche Windstöße mit Donner und Blitz), welche von den Seefahrern als „Sumatras" bezeichnet werden. Seit etwa 18 Jahren haben die Postdampfer nahe an 700 Meilen durch diese Straße gemacht und keinen Unfall erlitten, außer daß einmal zwei Schiffe gegen einander rannten. Ein Kapitän Anderson hebt hervor, daß er 37 mal durch die Malakkastraße gefahren sei, ohne jemals in Gefahr gewesen zu sein. Das Kram-Projekt wird also wohl auf sich beruhen bleiben.

Bergbauten in Pegu. Die Engländer wissen sehr wohl, wie viel namentlich in Kolonialländereien darauf ankommt, Verbindungswege herzustellen und so sehr als möglich zu vervielfältigen. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß sie auf Britisch-Burma, also Pegu mit der Irawaddymündung, großen Werth legen und in jener Gegend darauf ausgehen, sich bei günstiger Gelegenheit ganz Burma anzueignen. Nun hat die Regierung den Obersten Sheet beauftragt, einen Wasserweg in Pegu nach dem Flusse Sittung herzustellen. Er will jetzt den Landrücken zwischen dem Poing Kayung und dem Chayaksaufluß durchstechen, das Bett des letztern vertiefen, den Poing Kayung mit dem Sittung verbinden und diesen letztern unterhalb der Stadt Sittung abdämmen und zwar an der Stelle, wo ein Arm sich gegen Maulmein hin abzweigt. Solchergestalt würde vermittelst des Sittung eine Verbindung zwischen Pegu und dem wichtigen Reishafen Maulmein hergestellt, eine sichere und bequemere Verbindung zwischen dieser Stadt und dem andern wichtigen Reishafen Rangun, der Kanal durchtäge das südliche Martaban und würde wesentlich zur Hebung und Besiedelung dieses Landes beitragen.

Erforschung des Landes der Schan in Hinterindien. Wir wiesen schon mehrfach auf die Bestrebungen der Engländer hin, sich vom Bengalischen Meerbusen aus einen Weg nach der westchinesischen Provinz Yünnan zu bahnen. Ein solcher würde vom Golf von Pegu oder von dem nördlichen Tennasserim aus durch das nordsiamesische Gebiet führen. In diesem wohnt das Volk der Schans. Der amerikanische Baptistenmissionär Bixby hat sich nun bereit erklärt, das Land derselben näher zu erforschen, und die englische Kolonialregierung hat ihm einen Beisberrag von 1000 Rupien bewilligt. — Ein Kapitän Sprye hat bereits den Plan zu einer Eisenbahn von Maulmän nach Esmok, (d. h. Muangla) im südlichen Yünnan entworfen; aber das ist ein sehr vorzeitiger Projekt; man wird die schönen Wasserstraßen des Landes durch gute Fahrwege verbinden, bis auf lange Zeit vollkommen für den Handel genügen werde. Die Schans sind eigentlich unabhängig und ziemlich betriebsam. Manche von ihnen kommen alljährlich im December auf den Markt nach Maulmän, bringen Pferde und Gummilack und nehmen dafür zumeist englische Eisenwaaren mit. An einer Straße bis zur Grenze der Schans wird jetzt gebaut. — Zu Bhamme, im nördlichen Burma, ganz nahe an der Grenze von Yünnan, befindet sich seit Januar 1863 ein englischer Konsularagent, Dr. Williams.

Die Landenge von Panamá wird für den Waarendurchzug immer wichtiger. Es kann nicht fehlen, daß im Fortgange der Zeit ein beträchtlicher Theil des Verkehrs zwischen Asien und Australien einerseits und Europa andererseits den Weg über diese Landenge nimmt. Die Australier gehen schon seit einigen Jahren damit um, eine regelmäßige Dampfertinie nach Panama herzustellen, und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß der Plan verwirklicht werde. Der Weg wäre kürzer und sicherer als der um Afrika herum oder über das Meer. Jetzt eben lesen wir, daß im Januar 1863 eine Schiffsladung roher Seide aus Japan über die Landenge von Panama nach Europa gegangen sei. Sie war für Lyon bestimmt, wurde in Panama gelandet und ging auf der Isthmusbahn bis zum atlantischen Endpunkte derselben, dem Hafen Aspinwall (Colon), und wurde von dort nach Marseille verladen. Es fragt sich nun, ob die Schnelligkeit der Beförderung auf diesem Wege Ersatz biete für die Kosten der Umladung und der allerdings noch viel zu hohen Frachtsätze auf der Bahn, welche von ihren Inhabern, nordamerikanischen Yankees, in monopolistischer Weise ausgebeutet wird.

Die große Eisenbahn nach dem Stillen Ozean innerhalb des Gebietes der amerikanischen Nordunion ist nun an beiden Enden der Linie in Angriff genommen. Die Bahn ist in drei Strecken, die östliche, mittlere und westliche, getheilt, und wird von drei verschiedenen Gesellschaften gebaut. Die östliche Strecke, von der Vereinigung der beiden Flüsse Missouri und Kansas durch das Territorium Kansas bis zum 100.° W. L. (von Greenwich), 350 Meilen lang, naht sich schon ihrer Vollendung; die mittlere Strecke durch Nebraska, Utah und Nevada bis zur Ostgrenze von Californien ist 1300 Meilen lang. Die westliche Linie, welche von der californischen Grenze die zu San Francisco geht, bietet die größten Schwierigkeiten auf der ganzen Bahn. Sie kreuzt die Sierra Nevada und muß eine Höhe von 7000 Fuß über das Sacramento-Bett erreichen. Dennoch ist die Steigung auf das Maximum von 105 Fuß per Meile, nach 11 Fuß unter der Erbebung der Baltimore- und Ohio-Bahn, beschränkt worden. Achtzehn Tunnel, von denen der längste 1370 Fuß, der kürzeste 300 Fuß messen wird, deabsichtigt man auf dieser Strecke, deren ganze Länge 155 Meilen beträgt, zu bauen. Der Kostenanschlag für die westliche Länge beläuft sich auf 13,270,000 Dollars, für die ganze Bahn auf 99,870,000 Dollars. Am Sacramento-Ende sind bereits 60 Meilen vollendet, und die Weiterführung der Arbeiten ist jetzt für eine kurze Zeit ausgesetzt, bis die bestellten Schienen aus Europa ankommen.

Die Länge der unterseeischen Telegraphenlinien beträgt gegenwärtig schon mehr als 3000 deutsche Meilen. Es ist jetzt im Plan, Indien mit Australien zu verbinden, wobei Java das Mittelglied bilden wird.

Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb des Zollvereins. Die vom Centralbureau des Zollvereins angefertigte Hauptzusammenstellung der Ergebnisse des Bergwerks-, Hütten- und Salinenbetriebs im Zollvereine für das Jahr 1860 ist nunmehr erschienen, und damit der erste Theil der Zollvereins-Gewerbestatistik. Wir erhalten über jenen Industriezweig zum erstenmal eine ganz vollständige Uebersicht.

Die 5491 Grubenwerke förderten nämlich im genannten Jahre 246,956,360 Zollcentner Stein- und 57,653,287 Ctr. Braunkohlen, 28,015,657 Ctr. Eisenerze, 694,494 Ctr. Blei- und Silbererze (und etwas mehr als ein halbes Pfund Waschgold), 72,7 Ctr. Quecksilbererze, 2,968,490 Ctr. Weißerze, 1,858,948 Ctr. Kupfererze, 6,203,266 Ctr. Zinkerze, 5425 Ctr. Zinnerze, 4976 Ctr. Kobalterze, 75,383 Ctr. Arsenikerze, 776,5 Ctr. Antimonerze, 356,830 Ctr. Mangan-, 629,340 Ctr. Alaun- und 137,772 Ctr. Vitriolerze, 19,483 Ctr. Graphit, 32,000 Ctr. Asphalt und 72,682 Ctr. Flußspath.

Die Gesammtproduktion des Bergbaues beträgt demnach 376,085,478,5 Zollctr., die einen Gebrauchswerth am Urlprungsorte von 41,601,251 Thlrn. hatte; die Anzahl der Bergleute beläuft sich auf 161,963 Köpfe.

Die Hüttenwerke, deren der Zollverein 1589 zählt, haben producirt: Roheisen in Gänzen und Masseln 9,429,471 Zollctr., Rohstahleisen 141,187 Ctr., Gußwaaren aus Eisen 1,008,076 Ctr., Gußwaaren aus Roheisen 1,979,765 Ctr., Stab- und gewalztes Eisen 6,702,223 Ctr., Eisenblech 865,688 Ctr., Eisendraht 455,288 Ctr., Stahl 506,241 Ctr., Gold 86,039 Pfd. und Silber 124,193,000 Pfd., ersteres 38,077 Thlr., letzteres 3,684,909 Thlr. werth. Ferner Kupfer 547,792 Ctr., Glätte 64,362 Ctr., gewalzte Bleiplatten 8527 Ctr., Garkupfer 48,477 Ctr., verarbeitetes Kupfer 38,109 Ctr., Messing 35,120 Ctr., Platten- und Barrenzink 1,107,191 Ctr., Zinkblech 278,096 Ctr., Zinn 3118 Ctr., Blaufarbenprodukte 13,898 Ctr., Nickel 8007 Ctr., Arsenik 6963 Ctr., Antimonium 125 Ctr., Alaun 67,841 Ctr., Kupfervitriol 14,166 Ctr., Eisenvitriol 69,270 Ctr., gemischten Vitriol 8,959 Ctr., Schwefel 5311 Zollctr. Die Gesammtmasse der Hüttenproduktion beträgt also 23,387,354,5 Ctr. im Werthe von 84,164,182 Thlrn. In den Hüttenwerken waren 72,308 Personen beschäftigt.

Die 675 Salinen erzeugten: 5,401,576 Ctr. Kochsalz, 145,832 Ctr. schwarzes und gelbes Salz, 369,839 Ctr. Dungsalz, und aus den sechs Salzbergwerken wurden 1,023,346 Ctr. Steinsalz gefördert, so daß alle die 681 Salinenwerke des Zollvereins (mit 5916 Arbeitern im Jahre 1860) im Ganzen 6,580,593 Ctr. Salz im Werthe von 6,070,314 Thlrn. producirten.

Der ganze Zollverein zählte in jenem Jahre demnach 7761 Werke für Bergbau, Hütten- und Salinenbetrieb, in welchen zusammen 240,187 Arbeiter ihren Lebensunterhalt fanden, und welche

Digitized by Google

403,760,310,2 Ctr. Produkte im Werthe von 130,808,291 Thlrn. lieferten.

Wirklicher Fortschritt in Ostindien. In den westlichen Ghats liegt in malerischer Gegend die Landschaft Kurgh, deren Häuptlinge von einem englischen Residenten überwacht werden. Sie haben sich jüngst mit einer Bittschrift an denselben gewandt, deren Inhalt sehr bemerkenswerth erscheint, weil gerade in Indien das Volk mit ungemeiner Zähigkeit am Alten klebt. Vor sechs Jahren, schreiben sie, hat General Mac Gubben Schulen bei uns eingeführt, deren Wichtigkeit wir damals nicht begriffen, denn wir waren durch Vorurtheile verdunkelt. Aber diese sind geschwunden, seitdem wir erkennen, wie viel Segen uns die englische Lehranstalt zu Mercara gebracht hat; sie wird von einem verständigen, achtbaren, seinem Beruf ergebenen Manne geleitet. Wir haben uns nun vereinigt und die erforderliche Summe zusammengelegt, um auch unsererseits noch eine zweite derartige Erziehungsanstalt für einhundert Knaben zu gründen; wir wünschen aber den wohlthätigen Einfluß des Unterrichts auch für unsere Töchter. — Die englische Regierung ist darauf gern eingegangen und hat einen Beitrag von 11,000 Rupien für Mädchenschulen angewiesen.

Aus dem Staatskalender des Königreichs Siam. Im Auftrage Mongkut's, des „whitefordshichen Herrschers", den die Leser des Globus kennen, giebt Dr. Bradley ein Hof- und Staatshandbuch zu Bangkok, der Hauptstadt von Siam, heraus. Der Jahrgang für 1863 enthält zunächst, gleich seinen europäischen Kollegen, allerhand Nachrichten über den Hof, z. B. die vollständige Liste der Könige, welche bis jetzt über Siam geherrscht haben, die Namen der Eltern und der Kinder der beiden jetzt regierenden Majestäten, dem Siam bat bekanntlich stets zwei Könige nebeneinander, doch so, daß der Oberkönig Inhaber der wichtigsten Machtbefugnisse ist. Dem Regentenverzeichniß folgen Bemerkungen über siamesische Pflanzen und über den Ackerbau; er bringt weitere Nachrichten über buddhistische Tempel, über Sitten und Gebräuche der Priester, über den Besuch, welchen die Regenten alljährlich in den Tempeln abstatten, über das Schulwesen und dergleichen mehr.

König Mongkut hat im Ganzen 61 Kinder gehabt; das jüngste ist eine 1862 geborene Prinzessin; von jenen 61 sind jetzt noch 50 am Leben. Seine Majestät haben 27 Hauptfrauen und 34 Nebenfrauen; dieselben erhalten ein Traktament von 120 bis 1200 Tikals. Außerdem zählt der königliche Hofhalt noch 6440 Tikals jährlich an 65 Hofdamen, welche alle Töchter von Edelleuten sind, und 24,960 Tikals an 27 Mahmen, Schwestern und Nichten des Monarchen. Zwanzig Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt haben eine englische Gouvernante.

Der zweite König hat 20 Frauen aus dem Volke der Laos, 5 siamesische Frauen und 30 Kinder; er besitzt aber im Ganzen 60 Stück. Der älteste Prinz hieß früher Georg Washington, jetzt heißt er blos Georg.

Man muß zugestehen, daß beide Könige sich mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Frauen begnügen, denn ihre Vorgänger haben mindestens viermal so viele gehabt. Manche Edelleute besitzen 30 bis 40 Gemahlinnen.

Bangkok hat sich als Handelsstadt immer mehr. Die Einfuhren aus dem Auslande betrugen 1862 den Werth von 2,710,807 Dollars; davon kamen für 2,215,931 Dollars von Batavia und Singapore. In allen diesen Angaben ist aber nicht mit inbegriffen, was unter siamesischer Flagge an Seiden- und Glaswaaren, Geschirr, Baumwollgarn, chinesischen Waaren und dergleichen mehr eingeführt wird, auch nicht was in chinesischen Dschunken gebracht wird, weil diese Flaggen keinen Eingangszoll geben. Die Ausfuhr aus Bangkok stellte sich auf 3,390,430 Dollars = 5,650,718 Tikals, denn der Tikal ist so viel wie 60 amerikanische Cents. Die Zahl der europäischen Residenten in Bangkok beträgt 112, der amerikanischen 38, ohne deren Familienangehörige.

Stand des Erziehungswesens in Brasilien. Ein Graf de la Hure hat 1862 ein dem Kaiser von Brasilien gewidmetes Werk in Paris drucken lassen, in welchem er über das Erziehungswesen Folgendes äußert:

„Die Brasilianer erhalten von der Geistlichkeit gar keinen Unterricht in den Wahrheiten der Religion, und ihr Kultus ist aus einer solchen Menge von abergläubischen Gebräuchen zusammengesetzt, daß die evangelische Moral dadurch einen schweren Stoß erleidet, der aber in Brasilien nicht von Wichtigkeit erachtet wird. Handlungen, welche bei uns als grobe Vergehen gegen die Sitten angesehen werden, gelten dort als ganz natürlich, und besonders Seitens der Geistlichkeit als ganz tadellos. Der Glaube beschränkt sich auf einige äußerliche Uebungen, und diese werden nur gewohnheitsgemäß und auf eine leichtfertige und unandächtige Weise verrichtet." — Dann folgt eine Beschreibung der lärmenden, halbafrikanischen, halbindischen Kirchenfeste, wie sie selbst in den großen Städten häufig abgehalten werden und „die mehr wie eine Parodie des schlechten Geschmackes, denn als ein religiöser Akt erscheinen." — „In den Kirchen wird nie ein Gebetbuch gebraucht. Der Priester liest" meist nur eine stille Messe ab. Die Frauen putzen sich für die Kirche wie für den Ball, setzen sich auf den Boden und schlagen sich mit der Hand vor die Brust. Die Priester haben keine größeren moralischen Verbindlichkeiten in ihrer Lebensweise als die Laien. Sie sehen weder das Evangelium, noch legen sie es aus. Sie schwatzen und lachen noch kurz vor Anfang der Messe in der Kirche selbst mit den dort befindlichen Personen. Von Bekehren ist nicht die Rede. Die Kinder werden ohne allen Religionsunterricht konfirmirt und die ihrer ersten Kommunion nicht über eine einzige Religionswahrheit belragt, die ihnen natürlich so auch ganz unbekannt bleibt. Die Gläubigen werden von dem Priester nur besucht, um die heilige Oelung zu empfangen. Letztere geben sich vielleicht mit Geschäften aller Art ab. Sie kleiden sich nicht immer anständig, obwohl gewöhnlich wie andere Leute. Ich habe mehr als einmal Jungen bei der Messe im bloßen Hemde abwimmeln sehen. Die Nichtachtung gegen allen Anstand Seitens der Geistlichen hört jedoch hier nicht auf. Simonie wird von allen Klassen betrieben und auf jede Weise ausgebeutet, und dieser Verkauf der heiligsten Dinge wird durch alle möglichen Vorwände beschönigt, dadurch aber nicht weniger demoralisirend gemacht. Dabei ist das Leben der meisten Priester wahrhaft skandalös. Das Spiel, die Trunkenheit und andere schamlose Laster stellen sie noch weit unter die in dieser Beziehung sehr tadelnswerthen Privatpersonen. Doch wir müssten unterlassen, die gehässigsten Seiten dieser Kaste hier weiter aufzudecken."

Fastnachtsfeier der polnischen Bauern. Ein Hauptfest der ländlichen Bewohner ist die Fastnacht. Vorbereitungen dazu werden schon lange vor der Zeit sowohl von Jung als Alt gemacht. Die Mädchen sammeln Geld, um in würdiger Weise beim „ausführen" auftreten zu können. Wegen wird gemahlen, um Kuchen und Pfannkuchen verbacken zu werden; Bratwurst, ohne welche es keine Fastnacht giebt, eingeschafft. Fleisch, dessen Genuß sie während der Fastenzeit beraubt hat, wird je nach den Vermögensumständen jedes Einzelnen in möglichst großer Quantität eingekauft.

Am Fastnachtsonntag beginnt das Fest. In Spinnstubenfeier gebillt, welche auch die anderen Tage nicht abgelegt werden, eilt Jeder zum Wirthshaus, es müsse denn sein, Krankheit hielte ihn vom Besuche desselben ab. Die ganze Nacht hindurch wird getanzt. Montag tritt Waffenstillstand ein. Zur Abwechselung tanzt Sonntag die liebe Schuljugend, deren Stellungen und Bewegungen beim Tanz eine allgemeine Fröhlichkeit hervorrufen. Ungeschickt sind sie in ihren Bewegungen, Alles dreht und läuft durcheinander; dabei suchen sie die Manieren des ältern Theils der Bewohnerschaft nachzuahmen, was ein allgemeines und gar nicht aufhörendes Gelächter zur Folge hat.

Dienstags Abends werden die unverheiratheten Personen des weiblichen Geschlechts „ausgeführt". Es wird „pod Koziolek" getanzt. Ein Tisch, auf dem Branntwein, Liqueur und Bier aufgepflanzt steht, wird aufgestellt und mit einer, entweder vom Mahlen oder dem weiblichen Theile der Dorfschaft verfertigten Figur, dem „Koziolek", geziert. Jetzt beginnt der Tanz. Die Junggesellen führen die Mädchen aus, tanzen mit ihnen ein paarmal herum und bleiben dann mit ihnen vor dem Tische stehen. Auf einen dort stehenden Teller werfen nun die Mädchen irgend ein Geldstück und bekommen dafür Branntwein oder Liqueur, je nach Höhe der Gabe. Ist der Geldbeutel leer, so wird ein anderes Mädchen genommen, bis sie alle an der Reihe waren. Nachdem dieser Tanz beendet ist, nehmen alle Anwesenden lebhaften Antheil.

Der anbrechende Morgen ertönt jetzt der Fröhlichkeit ein Ziel.

Mittwoch früh durchzieht eine Schaar Männer das Dorf. Voran schreitet der Musikus, ihm folgt Einer mit einem langen Spieß, ein Anderer mit einem Korbe; alle Andern haben Säcke, die mit Asche gefüllt sind. In jedem Hause wird eingekehrt und die Bewohner werden mit Asche bestreut. Diese Arbeit wird sehr oft erneuert, und zwar nicht zum Vortheil der dabei Betheiligten. Die Männer erhalten dann entweder Geld, oder Speck, Wurst, Eier und dergleichen. Sind Alle mit diesem Besuche bedacht, so wird die Mäßerei nach dem Wirthshaus angetreten. Hier werden der Speck und die Eier gebraten, das Geld wird vertrunken.

Nachmittags zogen die Frauen, und wehe dem Manne, der da mit tanzen wollte. Er wird bei den Haaren ergriffen, seiner Mütze beraubt und diese ihm nicht eher zurückgegeben, bis er sie eingelöst hat. So ergeht es auch den Mädchen. Will Jemand mittanzen, so muß er sich einkaufen; dann kann er ungestört mittanzen. Ebenso muß jeder Mann und jede Frau, die im Laufe

Digitized by Google

des Jahres geheirathet haben. ½ bis 1 Quart Branntwein geben. Erst wenn Mitternacht längst vorüber ist, endigt der Tanz und mit ihm zugleich für dieses Jahr das Fest. — (Diese Mittheilung erhielten wir aus Pleschen im Posenschen. —)

Ein polnisches Urtheil über den polnischen Nationalcharakter. Ein patriotischer Pole entwarf in dem Posener Orendownik Narkowy folgende Schilderung seiner Landsleute, die berichtet zu werden verdient. Das hat Professor Buttke in seiner Schrift über Polen und Deutsche hervorgehoben, und neuerdings legt auch O. Agricola in seinem „Polens Untergang und Wiederherstellung“ (Gotha 1863) Gewicht darauf. Das Urtheil lautet folgendermaßen:

„Der Adschen gegen jede, besonders geistige Arbeit, welche dauernde Anstrengung und immerwährende Beschäftigung fordert, beherrscht noch die zur Stunde, wie früher, alle Stände. Aus der aufgeklärten Klasse nimmt Keiner die Feder in die Hand; denn sie fällt ihm ebenso schwer, wie unserm faulen Bauer der Dreschflegel. Ein Büchlein nimmt selten einer vor sich, denn man muß bei ihm sitzen bleiben, und der beweglische Pole bedarf einer unaufhörlichen Aufregung und ist heut in der Stadt, morgen bei seinem Nachbar und in einer Woche in Paris, in Rom, an einem Badeort. Immer aber beschäftigt ihn eine „Affaire“, immer strotzt sein Kopf von großen, aber stets neuen Projekten. Der wundbeutelige Müssiggang, der ihn seine Stelle warm sitzen läßt, führt ihn zu Zerstreuungen, zum Luxus, zur Verschwendung seiner Zeit und seines Vermögens.“ —

„Aus demselben Müssiggang entspringt die aller Ausdauer bare Veränderlichkeit und der Leichtsinn, der den Polen auch von der heiligsten Sache losreißt. Unlüdig, bei irgend einem Unternehmen bis zu Ende auszuharren, verläßt er das Eine und hascht, ohne den geringsten Aufenthalt, nach einem Andern, wie ein kleines Kind, das um einen neuen Ball das alte Pferd in den Winkel wirft. So beständigen ihn heute die Vorlesungen, morgen das Theater und übermorgen ins wissenschaftliche Schwanken, kann nationale Zusammenkünfte, Eisenbahnen, ja er sammelt zum Besten der Armen selbst Knochen auf der Straße, aber das Alles nur kurze Zeit, und dabei ist er stets durch Kleinigkeiten zerstreutet, aber sorgfältig darauf bedacht womit er in der nächsten Woche sich unterhalten könne. Er übersieht dem geringfügigsten, gleichgültigsten Ding eine außerordentliche Wichtigkeit in der Hauptsache, dem Nationalinteresse, zu, hält dabei aber die Sprache, diese in unserer Angelegenheit entscheidende Grundstütze, und die Geschichte des Landes und die Wissenschaften für das fünfte Rad am Wagen.“

Dies Urtheil fundet einen Verein des ganz Nekrat über die neueste Erhebung (1863) nach Warschau gesandten Special-korrespondenten der Times, also eines Blattes, das gewiß keine Vorringenommenheit gegen die Polen zur Schau trägt, eine merkwürdige Bestätigung. Der gerachte Korrespondent zeichnet den Adeligen Polens in folgender Weise: „An ihre Ritterlichkeit und persönliche Tapferkeit kann man unter allen Umständen rechnen; aber ihr Edelmuth ist von weiblichem Typus und, obwohl zu Zeiten hervorstechend genug, doch zu nahe der Eitelkeit verwandt, um von echtem und dauerhaftem Gepräge zu sein.“ Sie sind zu gemein freisinnig und zu eigensinnig, erkennen kein höheres Gesetz als den Machtspruch ihres Willens an und wechseln, in gewöhnlichen Fällen, jeden Augenblick den Gegenstand ihrer Wünsche. Verschwenderisch und unwirthlich in jeder Beziehung, haben sie tausend Bücher hinausgeworfen und keines durirt. Voll liberaler Bestrebungen, gefallen sie sich darin, die Selbstherrscher unter den Bauern zu spielen, die ihnen den Rockſaum küssen; und, obgleich die zärtlichsten Gatten, halten sie es mit den Pflichten des Ehestandes vereinbar, ein paar Maitressen neben ihrer angeheirateten Gemahlin zu haben. Mit einem herzlichen Sinn für die ederen Elemente im menschlichen Charakter und einem unwiderstehlichen Hange, sich jeder Art von Genußsucht hinzugeben, zeigen sie jene wunderbare Mischung orientalischer Charaktermerkmale, durch die sie lange Zeit ihre Nachbarn in Erstaunen gesetzt, aber sich auch in das Verderben gestürzt haben, welches die nothwendige Folge ungeschulten Talents und ungezügelter Leidenschaft ist.“

Die Stimmführer der Polen gefallen sich in der Behauptung, daß sie von deutscher Seite verkleinert und verleumdet würden: sie sind in hohem Grad empfindlich; auch die im Globus mitgetheilten, sehr ruhig gehaltenen „Briefe über Polen“ des Herrn Dr. Caro haben dem Letztern mehrfach schriftliche Drohungen eingebracht. Herr Dr. Caro aber ist aus Gnesen gebürtig und kennt Land und Leute sehr wohl. Die Polen haben sich stets als Werkzeug Napoleonischer Politik verwenden lassen und gerade jetzt thun sie es wieder. Sie haben sich in einen feindlichen Gegensatz gegen das deutsche Element überhaupt gestellt, und können von diesem keine „Sympathien“ erwarten. Vor dreißig Jahren sanden sie solche in reichem Maße gerade bei uns; seitdem sind sie aber durch Thatsachen beträchtlich abgekühlt worden und das rubige Urtheil, die Würdigung der konkreten Verhältnisse behält die Oberhand, wenigstens bei allen Denen, welche unbefangen erwägen und die Lehren der Geschichte nicht in den Wind schlagen.

Das Vorkommen des Tigers im nordöstlichen Asien. Als wir vor einigen Monaten über Gustav Radde's Reisen in Daurien Mittheilungen machten, wurde erwähnt, daß in jener Region auch der Tiger vorkomme. Wir erhielten nun vor Kurzem eine anonyme Zuschrift, in welcher gesagt wurde, daß der Tiger doch wohl schwerlich so weit hin nach Nordosten vorkomme“; die Sache selbst ist jedoch längst bekannt und unterliegt gar keinem Zweifel. Im Mischeri auf jenen Brief wollen wir über eine Stelle aus Arthur Nordmann's Zoologischen Bemerkungen im Amurlande mittheilen. Sie steht in Erman's Archiv, XXI. Band, 1862, Seite 348. —

Der Tiger (Felis tigris), Baro, gebräch Mareh, zieht sich am südlichen Amur, so wie am Sungari und Ussuri ziemlich häufig, soll aber auch am nördlichen Amur bisweilen erscheinen. So erzählten mir einige alte Giljaken, daß auf einer kleinen Insel an der Südspitze vom ochotskischen Meere, wo die Umgegend mit der Zwergzirbelfichte bewachsen ist, alle Sommer ein Tiger bauß, und daß die Insel deswegen sorgfältig gemieden wird. Der Tiger wird von den Amurvölkern gejagt, indem sie vor ihm einen panischen Schreck haben. 1857 im Winter ging das in einem Dorf an der Ussurimündung so weit, daß die armen Golden alle ihre Hofräume einem, jede Nacht zum Dorfe kommenden, Tiger ausgestützt hatten, und zwar banden sie zur Nacht ein paar Hunde vor dem Dorfe fest. Zuletzt wollten sie schon ihre eigenen Hunde zum Fraß aussetzen, wenn nicht einige Kosaken den Tiger zufälligerweise erlegt hätten. Die Russen haben in den letzten Jahren einige Tiger im Bureyagebirge erlegt, aber gewöhnlich ohne zu wissen, was es für ein Thier war. So zog 1860 im Herbst eine Gesellschaft von drei Kosaken, der eine bewaffnet mit einer ungeladenen Bajonnetflinte, der andere mit einer leinen Kugelbüchse, der dritte mit einem Beile, der dünnigen Spur nach, welche ein Tiger gemacht hatte. Derselbe hatte den kleinen ein Pferd gerauht, erwürgt und es in den Wald geschleppt. Die Rimrode fanden den Tiger, der sich während seiner Mahlzeit nicht im Geringsten stören ließ; darauf wurde nach einer Berathschlagung beschlossen, daß der Büchsenmann feuern und die Anderen mit dem Bajonnet zum Beile das Uebrige machen sollten. Der Kosak stellte seine lange Büchse auf die gebräuchliche Stützgabel, und es gelang ihm, nach mehrmaligem Verlagen des Schusses, den schlagenden Schuß abzubrücken, wobei aber der Tiger sich nicht rührte und sein Mißvergnügen nur durch ein schreckliches Brüllen kund gab. Alsbald bekundete der mit der Art Bewaffnete auf das Thier loszugehen, und versetzte demselben aus allen Kräften einen Hieb auf den Rücken, wurde aber augenblicklich gepackt und mit der einen Vorderpfote am Boden festgehalten. Der Bajonnetträger, der dem Kameraden helfen wollte, theilte dasselbe Schicksal, und nun lagen Beide und schrien den Dritten um Hilfe an, wozu der Tiger mit traitwollen Baß einstimmte, ohne den beiden Männern besonders zu schaden. Dem Büchsenmann gelang es endlich, die Bajonnetflinte unter den Dreien hervorzuziehen, ohne daß der Tiger, dessen beide Vorderlagen mit dem festhalten der Schützen beschäftigt waren, ihn lassen konnte. Mit dem erbeuteten Bajonnete durchbohrte nun der Büchsenmann dem Tiger einigemal den Leib, worauf das Unthier starb. Die beiden verunglückten Schützen krochen mit nur etwas zerfetzten Bäuchen unter dem Tiger hervor, und nun machten sich alle Drei an das Abhäuten des Tigers. Als man sodann bei den Jägern befragte, wie der Tiger ihnen vorgekommen sei, erzählten dieselben, er wäre nicht besonders gefährlich gewesen, hätte aber nur so grimmig gebrüllt, daß ihnen das Herz im Hatse gesessen habe.

Der aus Holz grob aber doch kenntlich geschnitzte Kopf des Tigers wird bei den Golden als Götze verehrt, und der Tiger selbst in den Schamanengesängen gepriesen. Es existirt bei diesem Volke der Glaube, daß, wenn ein von Krankheit befallener Mensch einem Tiger im Traume begegnet, falls er nicht gefressen, ganz hergestellt werde. Die Giljaken erzählen, daß das Thier zuweilen auch auf der Insel Sachalin erscheine.

Am Amur wie auch am Ussuri kommt noch eine andere, kleinere Tigerart vor (Felis irbis). Diese ist nicht gestreift, sondern gefleckt, soll aber seltener sein als die vorige Art.

Der Riesenvogel Moa auf Neu-Seeland. Die Kolonisten sind überzeugt, daß derselbe noch vorhanden sei, und daß er seine „Seelchlange“ ist; sie hoffen seiner habhaft zu werden, denn er sei noch nicht ausgestorben. Ein Mann, so erzählt die Otago-Times, habe ihn mit eigenen Augen gesehen, und ein Diener des Herrn Reis, der zu Makatipu wohnt und für einen glaubwürdigen Menschen gilt, habe Folgendes erzählt: Er sei mit einem Gefähr-

Digitized by Google

ten nach dem Bezirk des Flusses Arrow gezangen, um Gold zu suchen. Gegen Sonnenuntergang sahen die beiden Leute an ihrem Lagerfeuer, da tief der Cinöde. Sie sind mal dort oben hin, was kommt da?" Auf einem Hügel, in nur drei- bis vierhundert Schritten Entfernung, sahen sie einen mächtig großen Vogel, der sich ihr Feuer zu betrachten schien; er lag mit sein Kopf war ihnen zugewandt. Nach einem kleinen Weilchen stand er auf, ging fort mit sehr großen Schritten und war bald aus ihren Augen verschwunden. Er schien, ohne Hals und Kopf, sieben englische Fuß hoch zu sein. Der letztere war sehr lang und platt und der Vogel hielt ihn weit vorgestreckt. Am andern Morgen gingen die beiden Goldsucher auf jenen Hügel und betrachteten sich die Spuren des Vogels; sie sahen drei Eindrücke, die durch einen Zwischenraum von 12 Zoll von einander getrennt waren, und den Eindruck des Sporns, etwa einen Fuß weit hinter jenen. — Wer einen Moa sehendig oder tod einbringt, erhält eine Belohnung von 100 Pfd. Sterling.

Pisco in Peru und die Guano-Inseln. Zwischen den Thälern von Chimcha und Pisco erstreckt sich eine Sandwüste. Nachdem man eine neue Hängebrücke über den Fluß Pisco passirt hat, eröffnet sich eine freundliche, mit Dattelpalmen, Weiden und Wiesenland bedeckte Ebene, in welcher die Stadt Pisco liegt, die als Musterbild für die kleinen Küstenstädte Peru's dienen kann. Auf dem Marktplatze befinden sich mehrere stattliche Häuser, darunter das des Don Domingo Elias, des größten Landeigenthümers und unternehmendsten Mannes in Peru; ungleichen eine schöne Kirche im Baustyle von Lima, welche die eine Seite des Platzes einnimmt. Die kleineren Wohnungen der ärmeren Klassen, namentlich der Neger und der gemischten Farbigen, sind von einfacher Bauart. Es sind weiß übertünchte, zehn Fuß hohe Häuser von Fachwerk aus Rohr mit Lehmschlag; sie stehen reihenweise und sehen mit ihren getäfelten Thüren und gläsernen Lampen darüber recht nett und anständig aus. Außer der großen Kirche, einer bekannten Landmarke für die Küstenschiffahrer, besitzt Pisco noch die alte Jesuitenkapelle mit schönem vergoldetem Schnitzwerk und ein verfallenes Franziskanerkloster, das vor zwanzig Jahren von der Regierung eingezogen wurde. Früher war Pisco ungesund; die Einwohner hatten viel an Fiebern zu leiden; durch eine vor achtzehn Jahren eingerichtete grünliche Anstreichung aber hat man den Platz zu einem ganz besonders gesunden umgestalten. Die Umgebungen von Pisco sind mit weit ausgedehnten Weingärten bedeckt, von denen die westlichen Don Elias besitzt, der ausgezeichnete Trauben baut. Er läßt große Quantitäten davon und aus einem Theile den berühmten Pisco oder Italia bereiten, einen Liqueur, der nach allen Küstenplätzen und auch in das innere Peru versandt wird. Seine Niederlage zu Pisco enthält mehr als hundert Fässer Wein, jedes zu 180 bis 300 Gallonen (1350 bis 1450 Kannen), die in drei Sorten zerfallen: die beste, ein ausgezeichneter Wein, dem Madeira ähnlich, dann ein etwas geringerer weißer Wein und ein dritter, der dem Sucellas gleicht. Der Pisco ist in großen Niederlagen am Strand aufgestreichert, von wo er nach den Häfen von Peru und Chile verladen wird. Eine ausgezeichnete Sorte des Pisco wird aus der großen weißen Traube unter Zusatz der dufteuden Chirimoya-Frucht bereitet.

In der Bai von Pisco, etwa dreißig Meilen von der Küste entfernt, liegen die Chincha- oder Guano-Inseln. An einem Januartage, schreibt Markham, schiffte ich mich in einem kleinen mit Chinesen bemannten Langboot ein, um sie zu besuchen. Wir landeten zunächst an der nördlichsten, deren Felsenwände so schroff abfallen, daß man die Insel mittelst einer hohen, steilen Leiter ersteigt, die zu einer an der Seite des Felsens angebrachten hölzernen Plattform führt. Die Insel ist gegen 1400 Varas (2389 Ellen) lang und 600 (1024 Ellen) breit. Sie ist ihrer ganzen Ausdehnung nach mit dicken Guanoschichten bedeckt; der Hauptstich, etwa hundert Schritte vom Rande des Felsens entfernt, zeigt bereits eine Höhe von sechzig Fuß. Zweibundert Bedrecker sind damit beschäftigt, den Guano herabzuschaufeln, und eine kleine Dampfmaschine dient dazu, ihn zu heben und in die Karren zu laden. Von der Maschine geht nämlich ein Kradn aus, vermittelst dessen ein großer eiserner Trog, der auch Kentner schwer ist, auf und nieder bewegt wird. Der Trog füllt sich selbst und entschüttet sich in die Karren, die ihn auf Schienen bis an den Rand des Felsens führen, von wo er durch einen Schlauch von Segeltuch in den Raum des ladenden Schiffs gelangt. Hier wird er von Kuliernewigen Regern sofort, wie er herabfällt, gebreitet und geordnet. Sie erhalten dreißig Dollars für hundert Tonnen zu breiten und tragen eiserne Masken, da der Guano durchdringender ist als Krokenstaub und Eisenfeilspähne, und säufer als flüchtige Salze. Die Verbrecher wohnen in einem Haufen schmutziger Hütten, neben denen sich ein paar eiserne Gebäude befinden, die den peruanischen Beamten, einigen englischen Zimmerleuten und einem irländischen Doktor zum Wohnsitze dienen. Man hat berechnet, daß im Jahre 1853 auf der nördlichen Insel noch 3,798,256 englische Tonnen (1 Tonne = 20 Ctr., also zusammen ungefähr 230 Millionen Ctr.) Guano vorhanden waren, auf der mittlern 2,000,000, auf der südlichen 3,680,000. Die letztere war noch gar nicht angegriffen. Die mittlere wird fast nur von Chinesen bearbeitet, die aber theils wegen der schlechten Behandlung und der fürchterlichen Beschaffenheit der Arbeit, theils aus Heimweh sehr häufig Selbstmorde begehen. Es lagen stündlich zwanzig Handelsschiffe, meistens englische, vor den Inseln; in der Regel befinden sich mehr dort, bisweilen steigt ihre Anzahl bis zu hundert. Die weniger betretenen Stellen werden noch jetzt von vielen tausenden Guanovögeln (Guano ist das verdorbene Quichua-Wort Huano und bedeutet Dünger) besucht. Sie legen ihre Eier in seine Höhlen an Guano, und einzelne Anhöhen sind mit ihren Nestern völlig bedeckt. Sie gehören zur Familie der Meerschwalben, haben rothe Schnäbel und Füße und sind etwa zehn Zoll lang. Oben am Kopfe, an den Spitzen der Flügel und am Schwanze sind sie schwarz, am untern Theile des Kopfes weiß, übrigens von dunkler Schieferfarbe; an beiden Seiten unter dem Ohre tragen sie einen langen, geringelten Federbart. Schon die Incas von Peru legten hohen Werth auf den kostbaren Düngungsstoff; er wurde im ganzen Reiche viel gebraucht, und jede Störung der Vögel während der Brutzeit soll mit Todesstrafe bedroht gewesen sein. Außer den Meerschwalben nisten große Schaaren von Tauchern, Pelikanen und Möven auf den Inseln.

Steinwogen der Feuerländer. Bekanntlich findet man im Drift neben Menschenknochen auch steinerne Geräthe von Feuerstein, und in der jüngsten Zeit ist viel darüber hin und her verhandelt worden. Jetzt macht nun der alte Admiral Fitzroy seine Beobachtungen aus dem Feuerlande bekannt. Dieser südlichste Theil Amerika's, eine unzählige Menge von Inseln und Hyperboreïsmen, bietet einen ungemein mannichfaltigen Anblick dar: Berge von einigen tausend Fuß Höhe, Gletscher, bewaldete Hügel, Wasserfälle, gefährliche Buchten, es ist, als ob die Schweiz, Norwegen und Grönland dort dicht bei einander lägen. Die Bewohner, Pescherä, haben Nachen aus Rinde; sie besitzen feinerne Werkzeuge, Messer aus Feuersteinen, eben solche Pfeil- und Lanzenspitzen, schneiden damit Rinde von den Bäumen ab, Fleisch, Fett von Seehunden, erschlagen Muschelthiere und benutzen dieselben überhaupt zu vielen hohem Behuf. In jeder gebrauchten Bucht, wo Hütten gestanden haben, findet man Muscheln und Steine, Abfall und Knochen, die oft sehr alt und mit Tricband oder von Wasser aufgeschwemmtem Gerölk, oft auch mit Pflanzen überdeckt sind. Das Alles erinnert den Beobachter an das Steinzeitalter in Skandinavien. Wenn diese Knochen kann man im Feuerlande deshalb nicht finden, weil die Pescherä ihre Todten mit Steinen beschweren und in's tiefe Meer werfen oder dieselben verbrennen. Manche solcher Haufen sind sechs bis zehn Fuß hoch und zehn, zwanzig, auch wohl hundert Schritte breit. Auch in Australien, Polynesien, im nördlichen Amerika haben die Wilden steinerne Geräthe. Wenn aber Fitzroy meint, daß dieselben die Kenntniß derselben in Urzeiten von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte mit auf ihre Wanderungen genommen hätten, so ist das eine gewagte Phantasie. Der Mensch muß Geräthe haben, nun findet eber kennt er seine Metalle, so nimmt er Stein, Holz, Knochen und Fischgräten; die Nothwendigkeit weist ihn darauf hin.

Todesfälle durch Feuer. Eine amtliche Nachweisung ergiebt, daß in Großbritannien während der vierzehn Jahre von 1841 bis 1861 nicht weniger als 39,927 Menschen durch Feuer und Brennspiritus sind. Das ergiebt acht Menschen für jeden Tag. Von jener Gesammtzahl waren 1344 Kinder unter einem Jahre; 4500 Kinder zwischen dem ersten und zweiten Jahre; 9777 zwischen dem zweiten und vierten Jahre; 6255 junge Mädchen und 3760 Knaben, beide zwischen dem fünften und dem fünfzehnten Jahre. Vom 15. bis 50. Jahre entfallen weit mehr Feuertode auf das männliche als auf das weibliche Geschlecht, bis zum Jahre 1850; seitdem aber die Crinolinen Mode geworden, hat sich dieses Verhältniß geradezu umgekehrt; es verbrennen viel mehr Frauen und Mädchen als Männer.

Die Perlenfischerei auf Ceylon beginnt gewöhnlich am 9. März und dauert 35 Tage. Die englische Regierung erhebt davon durchschnittlich ein Einkommen von ungefähr 300,000 Thaler.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Die Inka-Stadt Cuzco in Perú.

In der Umgegend der Sonnenstadt. — Das Kloster de la Recoleta und die Beguinage. — Eine Vorstadt von Cuzco. — Charakter und Bauart der Stadt. — Erinnerungen an die alten Zeiten. — Die Inkas und ihre Regierung. — Barbarei der Spanier. — Die Kirchen und Klöster. — Die Geistlichkeit. — Privathäuser und deren Einrichtung. — Die Einwohner und deren Bildungszustand.

Cuzco, Stadt der Inkas, mit deinen weisen, patriarchalischen Fürsten und deiner hohen Kultur; deiner Macht, die ein großes Reich umfaßte; deinen Wunderwerken, die noch heute das Staunen des Reisenden erregen; deinen Tempeln, welche den Glanz der Feenpaläste in Tausend und Eine Nacht überboten; mit deinen Trophäen, welche die Inkas auf den Schlachtfeldern vom Aequator bis zu den Gestaden Chiles gewannen; — du Cuzco, wo man Triumphgesänge anstimmte zum Preise Inti's, der lichtstrahlenden, geheimnißvollen Gottheit und zum Preise der Wohlthaten, die von den Inkas ausströmten; — du Cuzco, einst Schauplatz der Größe und Herrlichkeit, wie tief bist du jetzt gesunken! Wie viel des Leides, des Elends und der Entwürdigung ist seit jenen längst entschwundenen Tagen des Glücks nun über Dich gekommen! Wo sind sie, deine Schätze, wo ist deine Herrlichkeit? —

So ruft der Engländer Clements R. Markham aus. Wir begreifen, daß man von sehr elegischen Eindrücken über-

Plaza und Kathedrale in Cuzco.

mannt wird, wenn man den ersten Blick auf die Stadt wirft, welche einst Mittelpunkt einer hohen und selbstständigen Kultur war. Diese Kultur aber ist ganz eigenartig und urwüchsig amerikanisch gewesen, sie war ohne Zuthat oder Beimischung aus fremden Erdtheilen. Die Regierungsform des Inkareichs war ein theokratisch-patriarchalischer Kommunismus. Legt man als Maßstab zum Beurtheilen desselben unsere europäischen Begriffe über Bürgerthum und

Digitized by Google

Staatswesen an diese merkwürdige Theokratie, dann wird man Vieles verwerflich finden können. Aber dieser Maßstab hat für den konkreten Fall keine Berechtigung. Die Volksbeschaffenheit mit die Bedingungen der Entwickelung im alten Reiche der Sonnensöhne waren durchaus verschieden von denen unserer alten Welt. Die Inkas aber kannten ihr Volk und hatten für dessen Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnisse ein tiefes Verständniß; ihre Politik hatte eine sichere ethnologische Unterlage. Doch wir können heute auf diesen Stoff nicht näher eingehen, werden aber gelegentlich das alte Peru näher betrachten. Der Gegenstand ist in hohem Grad anziehend, und seitdem der Amerikaner Prescott sein berühmtes Werk geschrieben, hat die Forschung manches Neue zu Tage gefördert.

Das Becken Cuzco bedeutet Nabel. Diese Hauptstadt lag im Mittelpunkte des eigentlichen Inkareiche, mehr als 11,000 Fuß über dem Meer, unter 13° 30′ S. Br., in einem schmalen, von hohen Bergen umschlossenen Thal in gemäßigtem Klima.

Wer von Arequipa her über Aeopia nach Cuzco reitet, kann nur durch eine tiefe Bergschlucht, eine sogenannte Quebrada, in das Thal gelangen. Er kommt an den Bach oder kleinen Fluß Huatanay, welcher durch die Hauptstadt fließt und als Abzugskanal dient, und rastet noch einmal im Dorfe San Sebastian, das ihm wegen der massigen Kirchthürme auffällt, und dessen Bewohner er sich näher betrachtet. Denn sie alle, ohne irgend eine Ausnahme, machen Anspruch darauf, Edellente zu sein und Inkablut in ihren Adern zu haben; auch führen sie sammt und sonders das Wappen der Inkas. Sie sind aber nur halbschlächtige Leute, braune Mischlinge von Europäern und Indianern. Sie rühmen sich, von der berühmten peruanischen Familie der Quispe, Mamani und Condori abzustammen; diese aber waren mit den Inkas verwandt, und also sind die Bauern in San Sebastian auch Söhne der Sonne. Aber der Glanz ist verschwunden, denn diese Leute gehen barfuß und treiben Heerden von Schafen oder Llamas; sie verdingen sich als Wasserträger oder Stallknechte, trinken viel Branntwein und Chicha, kauen Coca und sind für den Fleiß keineswegs leidenschaftlich eingenommen.

Jenseit des Dorfes treten die Berge noch näher an einander, und man sieht noch nichts von Cuzco. Links am Wege steht der Baum des Abschieds, dessen Alter unbestreitbar ist. Die Sage behauptet, er sei vom Inka Capak Yupanqui gepflanzt worden; in diesem Falle würde er in die Mitte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufreichen. Man bezeichnet ihn als Chachacuruayoc, das heißt: Baum des Abschieds. Bis zu ihm wird ein Mann, der von Cuzco aus eine längere Reise antritt, von seinen Verwandten begleitet. Man ist und trinkt dort, man tanzt und singt Stunden lang; beim Abschiednehmen weint man, tröstet sich jedoch leicht mit einer Despedida, einem letzten Trunke.

Nach einem Ritte von ungefähr zehn Minuten fällt der Blick auf ein eigenthümliches Gebäude, eine viereckige, ganz abgeschlossene Masse Mauerwerk, — das Kloster de la Recoleta, welches ein kirchlich gesinnter Mann aus Burgos in Spanien 1599 für die Franciskanermönche bauen ließ. Diese haben das Kloster auch heute noch inne. Zwar kann man nicht sagen, daß sie der Welt etwas nützen, aber sie sind harmlose Menschen; der Bruder Pförtner strickt Strümpfe, und der Reisende Marcoy, dessen unsere Leser sich wohl erinnern (Globus III, S. 129 ff.), fand im Prior einen würdigen Greis. Seine Hautfarbe war braun wie Mahagonyholz. Den jüngeren Mönchen sah er durch die Finger und hatte nichts dagegen, daß sie in den Schänken tranken und zuweilen mit den hübschen Indianerinnen Samaccucas tanzten.

Unweit des Klosters de la Recoleta liegt eine von demselben abhängige Beguinage, ein Beaterio; das Gebäude ist durchaus ausprunklos, denn es besteht aus lehmbeworfenen Wänden und einem Rohrdache. Zwei Nachos (Salvia splendens peruviana) mit bläulichen Blättern und purpurrothen Blumen erheben sich zu beiden Seiten der Eingangsthür. Drei alte Beginnen sollen das Innere in Ordnung halten; mehrmals im Jahre ziehen Processionen vorbei.

Das Beaterio liegt noch vereinzelt, aber dann kommt man an eine nunmehrbreche Reihenfolge von Weiberhöfen und Gärten, deren Mauern eine lange und enge Gasse bilden. Die sogenannte Vorstadt de la Recoleta. Dieses schmutzige Quartier wird in der Mitte von einem Bache durchzogen, der zumeist trocken liegt. An Schänken ist in dieser Vorstadt kein Mangel, denn die Hispanoperuaner sind dem Trinken leidenschaftlich ergeben; sie können nicht leben ohne Chicha, dieses starke Getränk aus gegohrenem Mais.

Nun ist man endlich in Cuzco. Marquoy macht sich lustig über die lyrischen Ergüsse, welche von anderen Reisenden ausgeströmt worden sind, sobald sie die Stadt der Inkas betraten. Der Franzos nimmt die Dinge von der lustigen Seite, sein Temperament ist ein ganz anderes als jenes des Engländers Markham; er freut sich, daß die bis dahin so trägen Mauthiere beim Einzug in die heilige Stadt eine übernatürliche Kraft entwickelt hätten. Es war, sagt er, als ob sie an jedem Bein eine Merkurinsschwinge gehabt hätten; sie hielten die Ohren spitz, flogen gleichsam hinweg über Löcher, tief ausgefahrene Geleise, Steinblöcke; man merkte es ihnen gar nicht an, daß sie acht und neunzig Leguas gemacht hatten, so munter waren sie.

Also über Stock und Block kam der Reisende an die Cueva Honda, das heißt die tiefe Grotte; sie bildet die Fortsetzung einer steinigen Schlucht, durch welche der Bach Sapi in die Ebene einströmt. Von diesem Punkt aus hat man einen guten Ueberblick von Cuzco. Aber was sieht man? Eine plumpe Masse von Steinen und Ziegeln, kaum eine hervorragende, aus dem Gesammtgewirr hervortretende Einzelnheit, keine fesselnden Umrisse. Cuzco hat durch die Spanier sicherlich nichts gewonnen.

Man reitet durch das steile Quartier San Blas in die Triumphstraße ein und kommt dann auf die Plaza mayor, an welcher die Domkirche steht.

Cuzco ist im ersten Jahrhundert von dem ersten Inka, Manco Capak, gegründet worden. Sie wurde die Hauptstadt des Reiches, welches er stiftete. Der Sage nach lehrte er das Volk den Ackerbau und die Anlage von Bewässerungskanälen, und seine Gemahlin Mama Ocllo unterwies die Frauen im Spinnen und Weben. Aber im heutigen Peru und Bolivia war schon früher eine Civilisation, auf welche jene der Inkas gleichsam aufgepfropft wurde. Für erstere zeugen die vielen großartigen Denkmäler und Bauwerke aus Zeiten, die weit über Manco Capak hinaufsteigen. Ein Volk, das solche Monumente schaffen konnte, verstand sich ohne Zweifel schon auf Ackerbau und Webekunst.

Man setzt Manco Capaks Auftreten in das Jahr 1021; er war der erste in der Reihe der Inkas, deren letzter (der siebenzehnte), Tupac Amaru, 1571 starb. Im Allgemeinen war der theokratische Despotismus der Inkaherrschaft mild und patriarchalisch in der Ausübung. Der Sohn der Sonne war „Vater des Volks“, das er bevormunden ließ; sein stolzester Titel war Huacha cuyac, d. h. Freund der Armen.

Die Bauwerke der Inkas hatten kleine, viereckige Fensteröffnungen und man sieht dergleichen noch heute in den Ruinen

Digitized by Google

des Manco Capak-Palastes, als Dachbedeckung verwandte man Ychu, das lange Gras, welches im Gebirge wächst. Das Innere bestand aus geräumigen Hallen, aus denen man in kleinere Gemächer gelangte. Die Wände waren mit goldenen Thiergestalten und Blumen von feiner, sehr geschmackvoller Arbeit geziert. An kleinernen Nägeln hingen Spiegel aus hartem, glänzend polirtem Stein mit konvexer und konkaver Oberfläche; in den Nischen standen Geräthe oder Canopas, Hausgötter aus Gold und Silber, meist nach phantastischen Zeichnungen, auch in der Gestalt von Llamas, Waldkolben und dergleichen.

Pizarro und dessen spanische Raubgenossen, diese eisengepanzerten, berittenen Banditen, waren erstaunt über die Pracht, welche sie am Hofe zu Cuzco fanden. In dieser Stadt sind noch Gemälde aus den ersten Zeiten der Eroberung vorhanden, auf denen die Inkas in vollem Ornate dargestellt sind. Sie tragen ein Gewand aus feiner Baumwolle gewebt, einen Gürtel von Wollenzeug, der mit Figuren gemustert ist, einen goldenen Brustharnisch, auch wohl eine goldene Sonne um den Hals und ein langes, flatterndes Gewand, das vom Nacken bis auf die Fersen hinabhängt. Manche haben einen Kopfputz von Reiherfedern; ein

Kloster de la Merceleta.

regierender Inka ist zu erkennen an einer karmesinrothen Llautu, Franse, und der schwarz und weißen Flügelfeder des Coraquenque, eines Falken. Aus dem einfachen Herrscherstabe Manco Capak's wurde späterhin ein eigentliches Scepter. Die Königinnen und Prinzessinnen trugen den Lliclla, langen Mantel, der über der Brust mit einer langen Nadel befestigt war, und eine Spindel. Wir geben eine Abbildung mehrerer Inkas und ihrer Frauen; schon ein Blick auf die Gesichtsgestaltung reicht hin, zu zeigen, wie rein widersinnig es ist, die Inkas aus China oder der Mongolei abstammen zu lassen, sie überhaupt aus Asien herzuholen. So edle Physiognomien hat nie, so lange die Welt steht, ein Mensch von mongolischem Schlage gehabt, nie eine solche Adlernase. (S. Seite 200.)

Die heutige Stadt Cuzco (Cozcco der Inkas) nimmt auf keinen Fall einen größern Flächenraum ein als in den Tagen der eingeborenen Herrscher. Sie bildet ein längliches aber unregelmäßiges Viereck von Nordwest nach Südost; der von der Cortillera de Sapi herabkommende Huatany, ein wildes, brausendes Bergwasser, scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften; während der Wintermonate ist er beinahe trocken; er ist theilweise mit Mauerwerk eingedämmt, das aus den Inkazeiten herrührt. Die alte Stadt war nach der Bodenlage eingetheilt in Hurin, das obere Quartier, und Hanan, das niedrige Quartier; gegenwärtig zerfällt sie in sieben Bezirke, hat ungefähr 3000 Häuser und nicht mehr als 20,370 Einwohner (nach anderen Angaben etwa 40,000). Mindestens eintausend von jenen Häusern sind armselige Hütten, und davon reichlich fünfhundert Schänken. In der Straße de las Heladerias wird vorzugsweise Eis und Limonade verkauft, in ihr steht noch das Haus, wo gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der berühmte peruanische Geschichtschreiber Inka Garcilaso de la Vega geboren wurde. Als Maranon dasselbe besuchte, fand er das Erdgeschoß von einer braunen Wäscherin, das Obergeschoß von einem einzigen Indianer bewohnt, der verschiedenen Hunden Kunststücke beibrachte.

An Kirchen und Klöstern ist bekanntlich in Städten, wo das spanische Element sich geltend machen konnte, gar kein Mangel; Cuzco zählt der ersteren nicht weniger als fünfzehn, der letzteren sieben, wovon drei für die Nonnen. Alle diese „Gotteshäuser" haben etwas Düsteres, das aber zu dem rauhen Klima, dem oft sehr trüben Himmel und den Bergen ganz wohl paßt. Auch im Innern sind sie zumeist recht einfach in der Bauart, aber reich mit Kirchengeräthen von Gold und Silber und Edelsteinen begabt. In der Kathedrale ist der Hauptaltar ganz von Silber, und die Sakristei ist überfüllt mit allerlei Kirchenschmuck „von fabelhaftem Reichthum." Eine der Kapellen dieses Doms ist dem Señor de los Temblores, dem Herrn der Erdbeben, geweiht. Durch die spärlich angebrachten Fenster fällt nur sehr wenig Licht in die Kirche.

Die Indianer haben eine alte Sage, der gemäß sich unter der Domkirche ein tiefer See befindet. Sein Wasser bleibt das ganze Jahr hindurch ruhig, aber am 13. November schwillt es an, siedet und braust mit Geräusch an die großen Platten und Quadersteine, welche den Fußboden bilden. Es war am 13. November 1532, als der Freibeuter Pizarro mit seiner christlichen Räuberbande in Cuzco einzog. Seitdem ist unermeßliches Unheil über die Bewohner des Inkareiches gekommen: die Barbarei feierte ihre schenßlichen Orgien. Natürlich baute der Freibeuter Pizarro sofort eine Kirche, die er von seinem Feldpater Vicente Valverde weihen ließ. Aber im Jahre 1572 ließ der Vicekönig Francesco de Toledo sie niederreißen, um statt ihrer einen Dom zu bauen. Nachdem man große Summen dafür ausgeworfen und volle fünfzig Jahre gearbeitet und immer und immer Nachschuß gefordert und erhalten hatte, fragte endlich

König Philipp der Vierte einmal an: ob man etwa die Kirche aus maſſivem Silber aufführe. Es vergingen im Ganzen nicht weniger als zwei und achtzig Jahre bis zur Vollendung des Baues, der, nach unſerm Gelde gerechnet, etwa 20,000,000 Thaler gekoſtet hatte. Unſer Bild zeigt, was man für einen ſolchen Betrag geleiſtet hat. Am 15. Auguſt 1654 iſt dieſer Dom eingeweiht worden.

An der rechten Seite der Kathedrale ſteht die „Triumph-Kapelle“, die zuerſt auch nur eine kleine Hütte war. Die Indianer waren durch die abſcheulichen Wüthereien der Spanier zur Verzweiflung gebracht worden und erhoben unter der Leitung des Inka Manco, Huascar's Bruder, die Fahne des Aufſtandes. Eine Rotte der ſpaniſchen Dränger hatte ſich, während Cuzco an mehreren Stellen brannte, in dieſe Kapelle geflüchtet, die aber nicht mit abbrannte. Der Spanier will „Wunder“ haben; jene Tyrannen nun ſchrieben ihre Rettung auf Rechnung ihrer „Mutter Gottes“. Zur Erinnerung an das Mirakel wurde die ſteinerne Kapelle gebaut. Am Tage Mariä Himmelfahrt kommen nun alljährlich Indianer beiderlei Geſchlechts vor die Kapelle, ſtellen dort einen tragbaren Altar auf, ſingen, tanzen, eſſen, trinken und berauſchen ſich zu Ehren der „Jeſu mamachay“.

Jeſuitenkirche in Cuzco.

Im Jahre 1538 war Pater Vicente Valverde Biſchof von Cuzco. Selbſt die Spanier bezeichnen ihn als einen „Schinder“; er war ein Henker, voll des ſcheußlichſten

Digitized by Google

Fanatismus. Nachdem er als Bischof drei Jahre lang schändlich gewüthet hatte, fielen die Indianer der Provinz Quispicanchi über diesen „Schinder“ her und schlugen ihn todt.

Zur rechten Seite der Plaza mayor, an deren Südostseite die Kathedrale sich erhebt, steht die Jesuiterkirche auf der Stelle, wo einst der Palast des Inka Yupanqui und die neben demselben befindliche Schlangenmenagerie war. Sie ist in dem bekannten „Jesuiterstyl“ aufgeführt, der sich im ganzen ehemals spanischen Amerika wiederholt und so entsetzlich freistig und kahl erscheint. Es ist gar keine Phantasie darin. Die Vertreibung der Jesuiten aus Amerika war kein Glück für die Indianer. Die Kirche in Cuzco blieb seit den 1770er Jahren verlassen; als aber die Spanier verjagt worden und die „Patrioten“ Sieger waren, schlugen diese die Thüren ein und verwandelten das Gebäude in eine Wache. Späterhin ist sie wieder verschlossen worden, und die meisten Bewohner von Cuzco kennen von ihr lediglich die Außenseite.

Von der Priesterschaft in Cuzco entwirft der Katholik Marcoy, der gehn Jahre lang in Peru verweilte, folgende Schilderung: Kanonici, Pfarrer und Vikare singen in den Kirchen zu Gottes Ehre ein Latein, das einen eigenthümlichen Eindruck macht. Im gewöhnlichen Leben sprechen sie Quechua, und die gezogenen Kehllöne, welche dieser Sprache eigenthümlich sind, überträgt man auch auf die Aussprache des Lateinischen. Diese Priester sind durchaus weltmännische Leute, führen ein lustiges Leben. Mit ihrem Wissen ist es nicht weit her, aber sie besorgen den Unterricht der Jugend. Das ist leicht genug. Der Geistliche nimmt ein Lesebuch der Geographie, Physik, Mathematik ꝛc. zur Hand und studirt flasselbe. Diese Lehrbücher sind in Fragen und Antworten abgefaßt, und diese muß der Schüler auswendig lernen. Einzelne Priester beschäftigen sich auch mit scholastischer, mystischer oder kanonischer Theologie, so weit das eben reicht. Die meisten sind Eingeborene, Indianer von reinem Blut oder Mischlinge; ihre Tracht wird durch unser Bild veranschaulicht.

San Sebastian. S. 191.

In Bezug auf das, was an Sitte und Lebensweise schicklich sei, hat die südamerikanische Geistlichkeit ihre eigenen Ansichten und Begriffe, welche von jenen, die man in Europa für richtig hält, doch einigermaßen abweichen. Der geistliche Herr hat „Nichten“, deren Mutter aber von ihm, natürlich nur Anstands halber, nicht etwa Schwester genannt wird, sondern die lediglich „Haushälterin“ oder „Gouvernante, Erzieherin“ ist. Man bezeichnet das in Cuzco als Ama de Llaves. Manche nehmen auch ein Waisenkind zu sich, oder haben Erbarmen mit einer jungen Wittwe, deren Kinder sie adoptiren. Das Alles geschieht natürlich nur aus Nächstenliebe, aus Abneigung gegen die Einsamkeit und auch dem Drange, welcher edle Naturen dazu antreibt, sich mit Menschen zu umgeben, auf deren ungeheuchelte Zuneigung man rechnen kann. Und deshalb sorgen diese guten geistlichen Herren auch mit rührender, wahrhaft väterlicher Zuneigung für solche Nichten und Erzieherinnen; sie theilen Alles mit ihnen, was sie haben; sie gehen mit ihnen in die Kaufmannsläden und suchen die hübschesten Putzsachen aus. Der Señor Padre ist gutmüthig; die Wittwe zeigt sich im Kaufmannsladen sehr dankbar gegen ihn. Aber zu Hause, in den vier Pfählen, ist manchmal ein Gewitter. Wenn der Padre nicht gefügig sich benimmt, oder nicht gekauft hat, was die Wittwe wünschte, dann, sagt Marcoy, begegnet es ihm wohl, daß sie den frommen Mann einen Sicatero, Raton oder Avariente, also einen Dieb, eine Ratte, einen Geizhals, schilt!

Ein wunderliches Exemplar wird von dem Reisenden, wie er sagt, getreu nach dem Leben in folgender Weise geschildert: —

Ein mir befreundeter Kanonikus, der nebenher Philosoph aus Instinkt war, bekleidete die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Sein Studirzimmer befand sich in einer Art von Speicher oder Stall und duftete nach ganz etwas Anderm als nach Rosen. Da war ein Durcheinander von Büchern, Instrumenten, Lumpen und Papieren, Staub und Spinngewebe! Der Kanonikus saß an seinem Arbeitstisch und trank beim Studiren guten Cartonwein. Dann und wann warf er einen heitern Blick auf drei „adoptirte“ Kinder, welche lärmend und schreiend sich auf einer Matte umherwälzten. Die Mutter derselben war eine Indianerin und Köchin des Kanonikus. Dieser hatte den Kindern Namen gegeben, welche er dem Pflanzenreich entlehnte. Der älteste Knabe der Köchin wurde Kürbis genannt, der jüngste hieß Selleri und das Mädchen Zanahoria, d. h. gelbe Rübe.

Viele Wohnhäuser haben als Grundlage Mauern, die modern und spanisch, in Grund und Boden aber permanisch und heidnisch. Solch ein spanisches Gebäude ist einstöckig, plump, eisig, und bildet gewöhnlich ein Viereck, dasseine Hofraum einschließt. Eine Treppe führt auf der innern Seite zu einer Galerie, und auf diese hinaus führen die Zimmerthüren. Nach der Straße hin ist ein Balkon angebracht. Dann und wann sieht man an der innern Hofthür einige Granitvasen, sogenannte Mazettes, in welche Blumen gestellt werden, oder ein Gärtchen, in welchem Myrthen, Dahlien, Astern und Nelken stehen.

Das Hausgeräth besteht aus Möbeln in altem spanischen Style: sie sind aus dem vollen Holze geschnitzt, manchmal auch mit Tulpen bemalt; hin und wieder trifft man auch moderne Sachen. Vorhänge an den Fenstern kommen nicht

oft vor, aber der Fußboden, welcher aus Argamaja, Estrich, besteht, wird mit dicken Teppichen belegt. Der Fremde betrachtet mit Interesse allerlei auf Spiegeltischen oder Konsolen ausgestellte Siebensachen, z. B. Statuetten von Inkas, oder Gemälde aus der ältern Zeit und seltsame Stammbäume, welche auf den Wänden der Hausflur angebracht werden. Manche Familien haben es schon bis zu einem Fortepiano gebracht, das, einerlei ob Jemand im Hause daranf spielen kann oder nicht, für ein Zeugniß von Civilisation und „Bildung“ gilt.

Das Klima von Cuzco kann man nicht preisen; an Hagel, Schnee und Regen ist kein Mangel, und das Sprichwort sagt, daß diese Stadt dreizehn Regenmonate im Jahre herabfallen. Das gilt von beiden Geschlechtern; die Indianerin ist aber niemals geneigt, einen zerlumpten Rock abzulegen, sie zieht den neuangeschafften über drei oder vier alte, die nie gereinigt werden sind, und von gewissen Parasiten wimmeln.

Vom Oktober bis zum Januar ist das Klima weniger streng und unangenehm; der Himmel ist manchmal blau und die Sonne scheint. Während dieses kurzen Sommers machen die Cuzkenos Ausflüge, zum Beispiel nach den Thälern von Yucay und Urubamba, wo sie Erdbeeren und Pfirsiche essen, lustig trinken und sich an Flöten- und Guitarrenspiel ergötzen. Andere gehen täglich nach Huancaro, einem Weiler, neben welchem sich eine Badeanstalt befindet. Diese wird

Ein Kanonikus und Professor der Experimentalphysik.

habe. Aber die Leute dort haben weder Oefen noch Kamine oder Wärmedecken. Die Senoras hüllen sich bei nassem und kaltem Wetter in ihre wollenen Tücher und in Schleier und die Caballeros in große Mäntel. Die Indianer beiderlei Geschlechts tragen Hemden und Oberkleider von Wolle, und obendrein lange oder kurze Mäntel; jene der Männer bezeichnet man als Yacolla, die der Frauen als Yicolla. Den innern Menschen erwärmt man in allen Städten leidlich mit europäischen Likören, Chicha und Zuckerbranntwein.

Unter einem so bewölkten Himmel und bei zumeist nasskalter Luft sind die Leute nicht eben für kalte Bäder und Abwaschungen eingenommen, und der Indianer vermeidet dergleichen ganz und gar; bei ihm ist das Reinigen von Gesicht oder Händen schon eine Art von Luxus. Beim Schlafengehen legt er die Kleider nicht ab; er behält sie überhaupt ein- für allemal auf dem Leibe, bis sie in Fetzen aber nur von Leuten benutzt, die in der Welt etwas vorstellen.

Leute von unvermischt gebliebenem europäischen Blute sind bekanntlich im ehemals spanischen Amerika nicht häufig anzutreffen. Auch bei den „weißen“ Frauen in Cuzco überwiegt das indianische Element. Ihre Hautfarbe ist mehr oder weniger braun und auch sonst erscheint die Tünche europäischer Erziehung nur sehr oberflächlich. Die Sache selbst ist augenscheinlich genug, aber man würde eine Dame tödtlich beleidigen, wenn man auch nur entfernt auf indianische Abkunft anspielte. Jede will uns beweisen, daß sie eine reine Andalusierin sei; wenn man sie näher kennt, zeigt sie auch wohl ihren kleinen Schuh als unwiderleglichen Beweis dafür. Er ist allerdings zierlich und klein, er würde für Aschenbrödel passen, aber in Bezug auf Rassenabstammung will doch ein Schuh nicht eben viel beweisen. Uebrigens

Digitized by Google

ſind Frauen, welche ihre vierzig Jahre hinter ſich haben, aufrichtiger als die jungen. Sie ſprechen: „Wir ſind Indianerinnen; wozu ſollen wir das leugnen?“ (Somos Indias, para que negarlo?) Dabei wird dann und wann ein boshafter Blick auf die jüngeren Damen geworfen, beſonders wenn Europäer zugegen ſind.

Im Allgemeinen iſt der Verkehr mit den Frauen in Cuzco recht angenehm; ſie ſind freundlich und zutmüthig.

Indianiſcher Prieſter und Seminariſt in Cuzco.

Von großer Weltbildung kann freilich bei den meiſten keine Rede ſein; ſie leben in einer Stadt, die keinen Brennpunkt der Civiliſation bildet, und ſprechen das Spaniſche nicht eben geläufig. Auch kommen ſie nicht häufig aus dem Hauſe, und ein Fremder, beſonders ein Europäer, iſt allezeit ein willkommener Gaſt. Die Frauen aus dem Mittelſtande tragen noch die Kleidung, welche in den Zeiten der ſpaniſchen Vicekönige Mode war, jene dagegen, welche ſich zur Ariſtokratie rechnen, kleiden ſich europäiſch und legen weiße und rothe Schminke auf, um die braune Hautfärbung zu verſtecken. Manchmal wird das Geſicht auch mit Eiweiß und kölniſchem Waſſer eingerieben.

Die Männer ſind empfindlich, mißtrauiſch und gegen Fremde ſehr zurückhaltend. Sie müſſen wohl die phyſiſche und geiſtige Ueberlegenheit des Europäers anerkennen, aber ſie fühlen ſich dadurch in ihrer Eitelkeit gekränkt. Die Unterrichtsmethode iſt verkehrt und völlig veraltet; die jungen Männer werden angehalten zum Studium der Theologie und deſſen, was man in Peru Philoſophie, Naturrecht und kanoniſches Recht nennt; dagegen legt man auf das Erlernen der alten und neueren Sprachen, auf die Naturwiſſenſchaften oder die Literatur wenig oder gar keinen Werth. Ein junger Cuzkeño wird am liebſten Advokat; wenn er das einmal iſt, kann er Alles werden, ſelbſt Brigadegeneral oder Präſident.

Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten in der Inkaſtadt ſind hochberühmt — in der ganzen Sierra zwiſchen dem 15. und 18. Grade ſüdlicher Breite. Die 1692 gegründete Univer-

Digitized by Google

Manco Capac, erſter Inka. 1021.

Coya Mama Ocllo Huacco

Sinche Rupanqui, dritter Inka. 1091.

Coya Mama Cadguana

Huascar, dreizehnter Inka. 1526.

Coya Mama Cchoyne.

Digitized by Google

stät hat einen Kanzler, Rektor, Vicerektor, Studiendirektor, Sekretair, drei Professoren, einen Schatzmeister, zwei Pedelle und einen Thürsteher. Die Professoren tragen vor: Theologie, kanonisches Recht und Logik! Neben dieser „Universität" besteht ein Kollegium der Wissenschaften und Künste; die Schüler desselben lernen Latein, Spanisch, Philosophie, Rechtschreibung, auch werden ihnen „Vorträge über Höflichkeit und sittsames Benehmen" gehalten.

Die erste Buchdruckerpresse kam nach Cuzco im Jahre 1822 und zwar durch den spanischen Vicekönig La Serna, welcher vor den „Patrioten" dorthin geflohen war. Bibliothek und Museum sind in einem armseligen, durchaus verwahrlosten Zustande. Auch der öffentliche Spaziergang, die Alameda, ist ohne alle Anmuth; neben demselben befindet sich der Begräbnißort, welcher mit jenem zu Barcelona, der früher im Globus geschildert worden ist, einige Aehnlichkeit hat. Man schiebt die Todten in die Mauerzellen. Theater und dergl. Belustigungen sind in Cuzco unbekannt. —

Wir wollen diesen Schilderungen Marcoy's einige Bemerkungen aus Markham's Buche beifügen, weil sie ein günstigeres Urtheil enthalten; der Engländer äußert sich milder als der Franzose und kann jenen ergänzen. Er sagt:

Die jungen Damen von Cuzco sind fast durchgehends schön, von regelmäßigen Gesichtszügen, frischer, olivenbrauner Farbe, hellen und lang gewimperten intelligenten Augen und füllereichem, schwarzem Haar, das sie in zwei Zöpfe geflochten zu tragen pflegen. Sie sind fein gebildet; wie denn auch Cuzco eine von Bolivar gegründete hohe Schule für junge Damen hat, an deren Spitze eine Frau Rektorin und Professorin der Religion, Moral, Arithmetik und Stickerei steht. Ihre völlige Abgeschiedenheit aber hat ihnen ein einfaches und offenes Wesen bewahrt, mit welchem sie sich im geselligen Umgange bei herzlicher Freundlichkeit höchst liebenswürdig zu machen wissen. Dasselbe günstige Urtheil kann ich von den jungen Männern fällen, die ich als höfliche, anständige und intelligente Leute kennen gelernt habe.

Die Beguinage de la Merceted in Cuzco.

Im Jahre 1848 wurde in Cuzco ein Museum und eine Bibliothek errichtet, das erstere enthält viele Inka-Alterthümer, die letztere zählt 9000 Bände.

Die Häuser der Stadt sind im Erdgeschoß meist zu Läden verwendet. In der ersten Etage wohnt die Familie. Vom Hauptgemache nach der Straße zu führen Flügelthüren auf den Balkon heraus. Die eigentlichen Wohnzimmer befinden sich um den Hof herum. Das Zimmergeräth ist elegant. Man sieht viele schöne altmodische Stühle, mit Perlmutter ausgelegte Schränke und fast überall ein Pianoforte. Das letztere gehört zu den überseeischen Artikeln und ist wegen des Transports kostbar. Denn da es für diesen kein Fuhrwerk irgend einer Art giebt, so müssen die Instrumente von der Küste ab auf den Schultern der Indianer in das Innere und über die Andenpässe geschafft werden.

Die mittleren und niederen Klassen der Einwohnerschaft von Cuzco sind fleißig und betriebsam; besonders große Geschicklichkeit besitzen sie in Tischlerarbeiten und im Holzschneiden. Sophas, Tische und Schränke von den köstlichen Hölzern aus der Montaña gefertigt und mit reichem Schnitzwerk geziert, können nach Zeichnung und Ausführung mit dem Ameublement der Staatszimmer zu London und Paris wetteifern. Außerdem werden viele grobe Zeuge gewebt, und es wird mit den Erzeugnissen der benachbarten Wälder ein lebhafter und ausgebreiteter Handel betrieben.

Die Indianer in ihren malerischen Trachten, wenn sie die großen Llamaheerden durch die Straßen treiben oder mit ihren jungen Frauen auf berasten Bergabhängen sitzen, gewähren einen reizenden Anblick. Ihre wehmüthigen Lieder, die sie mit einer kleinen Guitarre begleiten und die so traurig durch das stille Gefilde dinstönen, und die trüben, niedergeschlagenen Blicke, mit welchen sie beim Weiden ihrer Heerden das Auge auf den Festungstrümmern ihrer Ahnen ruhen lassen, verleihen diesen schwer verlesten Stämmen ein Interesse, wie man es manchem glücklichern Volke nicht zuwendet.

Cuzco kann aber doch eine Zukunft haben, welche ihm die alte verlorene Herrlichkeit noch einmal zurückbringt: die Hoffnung weist nach Osten hin, auf die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner riesigen Wälder, auf seine breiten, dem Amazonenstrome zufließenden Wasserstraßen und auf den Unternehmungsgeist des sächsischen Bolivstammes, alles vielversprechende Quellen eines künftigen Wohlstandes. Wenn einst die mächtigen Gewässer, deren Cordillerenzuflüsse Cuzco von allen Seiten umgeben, gehörig durchforscht und für die Schifffahrt eröffnet sein werden, welche Aussichten lichten sich dann für die Industrie und das Aufblühen der alten Inka-Stadt! Das innere Peru ist dann nicht länger mehr durch die eherne Andenschranke von der Welt abgeschnitten, es kann seine Produkte auf kurzem, geradem und bequemem Wege nach Europa senden, und Cuzco erhebt sich noch einmal zur Hauptstadt von Peru.

Digitized by Google

Skizzen aus Aethiopien.

Von Dr. Robert Hartmann.

Erster Artikel.

Eine Sommernacht in der sennârischen Steppe. — Die Beduinen. — Abu-Rôf. — Lagerstelle. — Gastfreie Leute. — Das Hirtenleben. — Die Aethiopier des Nilgebietes. — Schwache arabische Einflüsse. — Körperliche Merkmale, Trachten, Sitten, Nahrung. — Der Viehstand; Reitochsen. — Jagden; der Strauß. — Kriegszüge. — Der Großhäuptling.*)

Die Abu-Rôf-Beduinen in Sennâr.

Am 10. Juni 1860 waren Freiherr A. v. Barnim und ich auf der Rückkehr von einer Exkursion nach dem Gbâle-Berg in Inner-Sennâr zu den Ufern des Blauen Nils begriffen. Wir durchritten an diesem Tage die Steppen- und Wüstengegenden, welche sich zwischen dem Djebel-el-Tjereibin und dem Fluß erstrecken (12° n. Br.). Die Nacht dunkelte herein. Die scheidende Sonne strahlte noch für Minuten in jener unnennbaren Glorie, die den Abendhimmel des tropischen Afrika ziert; Gewitterwolken, über den südöstlichen Horizont gebreitet, violet und umberbraun, zeigten sich von Gold und Purpur umsäumt. Die Schatten unserer Kameele verschwammen auf dem in der Tagesglut hartgedörrten, mit Geschieben und Kies überdeckten Boden, auf welchem gelbliche Flecke verdorrter Grasbüschel und dunkle Akazienbüsche kaum noch sichtbar sich abhoben. Leise säuselte der Abendwind in den sparrigen Dornzweigen des Hedjelidj (Balanites). Schrillend tönte das Gezirp des capschen Heimchens. Sonst erinnerten nur das Knistern dürrer Halme unter den breiten Sohlenballen der bedächtig einherschreitenden Kameele, und hin und wieder ein kurzes Wort, welches von den Soldaten unserer Bedeckung mit den Treibern gewechselt ward, daran, daß lebende Wesen in der ungebenern Einöde seien.

Wir wollten heute nicht gern ohne Zelt im Freien kampiren, wie vierzehn Tage vorher in derselben Gegend geschehen. Ein furchtbares Gewitter hatte uns damals heimgesucht und bis zum letzten Faden durchnäßt. Heut aber schwankten vier unserer Leute, an der Ruhr erkrankt, im Sattel und mit Sorge spähten wir nach einem Murâhh oder Aufenthalt, Lager, von Beduinen, welcher uns Obdach gewähren könnte. Da schlug das Getrampel herannahender Dromedare an unser Ohr. Wir erkannten im Zwielicht einen schlanken braunen Mann, das runzelige Antlitz von ergrauendem Bart umsäumt. Zwei schwerbewaffnete, schwarze Knappen, das butterglänzende Haar hoch aufgetupft, folgten ihm auf leichtgebauten Hedjin.**) Das übliche Grußceremoniel fand zwischen den Ankömmlingen und uns statt. Jene waren der Kâtib — Sekretär — des Scheik Idris, Häuptlings der Abu-Rôf-Beduinen und seine zwei Diener. „Dort in der Steppe, geradaus, dann zur Linken", sagte der von uns befragte Kâtib, „trefft Ihr ein Lager unserer Jungen (Ahlâd); bei denen bleibt in dem Schokabât (Mattenzelten) zur Nacht. Jahdîne a jahdîkum Allah u Salâm — Gott geleite uns und Euch, und vielen Gruß." Fort war er.

Wir zogen in der angegebenen Richtung weiter. Die Sonne verschwand hinter dem Horizonte. Nacht lagerte sich über der Amûr — Wüste*). Die Grillen zirpten lauter, zuweilen ertönte in der Ferne weinerliches Geheul der Dijâb (Schakale). Im Südosten flammte und zuckte es nun von Wetterleuchten. Stehende grünliche und violette Phosphorsäulen, fuhren die Blitze zum Erdboden. O diese hellen, lange stehenden Blitzsäulen! Endlich krachte uns röthlicher Feuerschein zur Linken entgegen. Bald unterschieden wir bei seinem Glanze, zwischen vornigem Akazengestrüpp, einige Maulwurfshügeln gleichende Gebilde, die Zelte von Beduinen. Bellen der Hunde, Brüllen der Rinder, Blöken der Schafe schlugen an unser Ohr. Um das Feuer her hockten hagere, dunkle Gestalten, die markirten Züge von wirrem Lockenhaar umwallt. Bei Annäherung unserer Karawane griffen einige dieser Nomaden nach ihren im Boden steckenden Lanzen, sprangen in die Büsche vor uns und, eine Gladiatorenstellung annehmend, krähten sie ihr: Min dê-de — Woher? Khabar-ê — Was giebt's? Wenige Worte des an unserer Spitze reitenden Sergeanten Bedawi beruhigten die mißtrauischen Steppensöhne. Soneros Marhabâbak'ascherah — Zehnfach willkommen — tönte aus Aller Mund. Man kam, half dem Baron von seinem Beschâri-Dromedar, mir vom Maulesel, nahm uns voll Grazie bei der Hand und führte unter süßlichen Ergebenheitsversicherungen die türkischen Effendis — dafür hielt man uns — zu den Zelten. Knurrend umschnüffelten uns langehrige Windspiele. Einige alte Betteln schoben ihr gefurchtes Antlitz unter den Matten hervor und fierten die Fremdlinge an; junge, herrlich gewachsene Dirnen im Backfischalter, die braunen Eisenglieder mit dem Franzengurte geschmückt, stoben bei unserer Annäherung schreiend von dannen.

Schnell waren die Kameele abgeladen, unsere Gepäckstücke, zum Schutze vor nächtlichem Durchnäßtwerden, auf einige Hedjelidj-Aeste gestellt und mit groben Matten belegt; wir selbst streckten die von langem Ritt ermatteten Glieder auf der harten Schlafstätte des Zeltes aus und nahmen die Kürbisschalen voll setter Milch in Empfang, welche von den Nomaden mit pathetischem „Bismillâhi-er-Rachmân-er-Rachîm — im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen" gereicht wurden. Bald flackerte auch unser Feuer und auf dem Eisenroste brodelte das Abendbrot gar, nämlich etwas Reis und eine halbe Rabhorngans**) von Djerebins Regenteichen.

Oefteres Anschlagen der Hunde, Brüllen der Rinder und fernes Raubthiergeschrei wiegten uns ein. Nachts prasselte Regen auf die Mattenzelte hernieder und setzte uns unter der leichten Decke hinweg in's Gesicht. Von diesem Tropfbad erwachend, höre ich Getrampel, wie wenn eine Schwadron Reiterei vorüberzöge. Ich wecke den in einem neben unserm Zelte befindlichen Takht-Revâin (Kameelsänfte) schlafenden Soldaten Kôlô und mache ihn auf das

*) Der Herr Verfasser hat in der „Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860", beschrieben von seinem Begleiter Dr. Robert Hartmann, Berlin 1863, die Abu-Rôf S. 556 bis 558 kurz geschildert. Hier giebt er eine umfassendere Darstellung. A.

**) Plur. Hadjîn, d. h. Reitkameel, zu unterscheiden von Djemel, dem gemeinen Lastkameel.

*) Die Eingeborenen nennen diese öde Landschaft: El Amûr, d. h. die Wüste, obgleich dieselbe durchaus nicht kahl und ohne Vegetation ist. Man könnte sie noch eher als eine dünnbewachsene Steppe bezeichnen.

**) Sarkidiornis melanotos.

Digitized by Google

Geräusch aufmerksam. Der Schwarze reibt sich schlaftrunken die Augen. „Ist's wohl die Baqr-el-Ghâbah"), Koko, mein Junge?" Koko neigt sein Ohr zur Erde und horcht. „Nein, nicht die Baqr-el-Ghâbah, sondern sehr große Thiere. Elephanten oder doch Giraffen, gehen zum Bohhr (Fluß)." Dann sinkt er zurück und wenige Minuten später tönt sein Schnarchen wie das Knarren einer stumpfen Holzsäge. Morgens darauf wird Alles schon früh munter. Man melkt und reicht uns wieder Milch. Nun können die neugierigen Weiber nicht länger an sich halten, werfen das Staub- und fetthedeckte Umhängetuch über die Schultern und besehen uns, über den vor's Gesicht gehaltenen Tuchzipfel hinwegschielend. Auch die nackten Knaben und Mädchen umdrängen uns „Türken". Wir rufen: Tâle ya Wôled, tâle ya Bint (Komm, Junge; komm, Mädchen) und endlich wagen sie sich heran. Sie tasten und zupfen vor Allem bedächtig an unseren hohen, gelbledernen Reitstiefeln, klappen sie auf nieder. Einer hat's endlich weg, bläht die Nasflscher und ruft den Spielkameraden enttäuscht zu: Lachme mâfisch-de (Kein Fleisch das) — nur Leder. Hatten doch die schwarzen Soldaten den unwissenden Nomaden vorgeredet, die Stiefel seien die büffelartige Haut unserer Beine! Nun holen wir einige kleine, in Bronze gefaßte Spiegel und zollbicke Milchglasperlen für die Kinder hervor, die denn des Jubilirens kein Ende finden können. Unterdessen ist das Gepäck auf die kläglich brüllenden und gurgelnden Kameele geladen worden; wir sitzen auf. Die Beduinen umdrängen uns zum Abschiede. Bezahlung verweigern sie, schütteln uns die Hände, poinkern freundlich mit den Augen und wünschen uns gute Reise. Einer der braunen Hirten gürtet die feststarrende Toga fest, wirft das mächtige Schwert über die linke Schulter und schreitet voran, uns auf den richtigen Weg zu bringen.

So fanden wir sie größtentheils, diese Beduinen in Ost-Sudân, schlicht, treuherzig und gastfrei, auf den Grasebenen der Besâdah und in den Wäldern Sennârs. Lernen wir sie nun noch näher kennen.

Die Nomaden, unter deren gastlichen Zelten wir die Nacht vom 10. bis 11. Juni verlebt, gehörten dem großen und mächtigen Stamme der Abu-Rôf oder Rôfâi an. Dieser hat seine Wohnsitze im Innern der zwischen dem Blauen und Weißen Nil gelegenen Landschaft Sennâr, etwa vom 13.° N. Br. an südwärts, gegen die Berge der südlichen Funej und der Berthât hin. Die Abu-Rôf sind Beduinen. Hirten, treiben als Hauptbeschäftigung Viehzucht. Sie führen, wie sämmtliche nubischen und semitischen Hirtenvölker, den (arabischen) Kollektivnamen 'Urbân, Sing. 'Arab, was gleichbedeutend mit Bedûân, Sing. Bedawi, d. h. „Hirt" ist, also einen umherschweifenden Viehzüchter, im Gegensatze zum seßhaften Ackerbauer, den Fellâhy (oder auch Hôdheri), charakterisirt. Auf die Nationalität des 'Arab hat diese Bezeichnung ganz und gar keinen Bezug. Fast alle bisherigen Reisenden haben freilich dem Namen 'Arab, 'Urbân eine völlig andere Bedeutung untergelegt, als er in der That in sich schließt. Man wollte nämlich daraus erkennen, daß die Beduinen des innern nordöstlichen Afrika eingewanderte Bewohner der arabischen Halbinsel, also wirkliche „Araber", nicht eingeborne Afrikaner, seien. Man ließ sich bei solchen Annahmen nicht allein durch Mißdeutung der Benennung 'Urbân, sondern auch durch unzuverlässige historische Nachrichten und mancherlei trügerische Schlüsse leiten. Die Priester (und zugleich Rechtsgelehrten — Fuqahâ —) in Nubien und Sennâr nämlich haben die Eitelkeit, den Ursprung derjenigen Stämme, zu welchen sie selbst gehören, nicht allein aus Hidjâz, sondern auch sogleich vom Propheten selbst und von dem berühmten Stamme der Beni-Qureîsch (Koreischiten) ableiten zu wollen.

Diese Eitelkeit, ein Scherif, ein Nachkomme Mohammed's sein zu wollen, findet sich unter fast allen Bewohnern des mohammedanischen Afrika, mögen dieselben auch noch so schwarz von Farbe, noch so stumpfnasig sein, noch so wenig Anspruch auf eine derartige Abkunft machen können. Viele verständige Beduinen Sennârs wollen freilich von solcher arabischen Abkunft gar nicht einmal wissen und meinen, ihre Vorfahren hätten ihren Boden stets innegehabt — min-zamân — von Alters her, — wie sie sagen. Freilich sind, mit und nach dem Eroberer 'Amru-el-'Aqi, arabische Heere und Wanderhorden nach Afrika eingedrungen und haben sich hier, besonders an den Küstenländern des Mittelmeeres, niedergelassen. Abtheilungen dieser Eindringlinge sind nilaufwärts gezogen und dann im Laufe der Jahrhunderte in der Masse der eingeborenen Bevölkerungen aufgegangen, keineswegs aber als selbständige Stämme, rein und unvermischt, erhalten. Mit ihnen haben aber der Islam und die arabische Sprache, die Sprache des Qurân (Koran) Eingang gefunden. Daher trifft man jetzt im Innern von Nordost-Afrika so viele (mohammedanische) Volksstämme, welche sich der arabischen Sprache, auf Kosten ihrer eingeborenen Idiome, als Verkehrssprache und bei ihren religiösen Uebungen bedienen. Denn in afrikanischen Schriftsprachen, wie Geez, Amhâra u. s. w., existirt das islamitische Glaubensbuch nicht; der eingeborene Mohammedaner muß daher arabisch beten. Das aber verschafft der Sprache des Propheten in diesen Gegenden den allmäligen Sieg über die einheimischen Sprachen.

Die Annahme mancher Reisenden, unsere Beduinen übneten Zug um Zug den Hidjâz-Arabern, ist völlig aus der Luft gegriffen. Nein, diese Nomaden gleichen vielmehr Zug um Zug den alten Autochthonen des Nilthales, wie sie uns besonders in den Wandmalereien und Reliefdarstellungen der meroitischen Baudenkmäler zu Nâqa und an den Misawwarât-e-Mardjâ u. s. w. entgegentreten. Es ist dies der specifische Typus der Aethiopen des Nilgebietes, mit welchem übrigens auch noch andere ost- und west-centralafrikanische Völkertypen eine gewisse Aehnlichkeit zeigen.

Die im Innern von Nordost-Afrika hausenden Beduinen sind also afrikanische Ureingeborne, Kinder ihres Grundes und Bodens, auf dessen grasigen Steppen sie schon „von Alters her" der Zucht echtafrikanischer Hausthiere, des Buckelrindes, der langohrigen Ziege, des Fettschwanzschafes und Windhundes obgelegen. Sie sind, wie aus Vielem gefolgert werden darf, zum Theil die politisch und social herabgekommenen Epigonen jener hellfarbenen Aethiopen, aus deren Mitte ehedem das blühende Reich Meroë hervorgegangen.

Kehren wir nun, nachdem wir die Abstammung der semitischen Beduinen im Allgemeinen kennen gelernt, zu unseren Abu-Rôf im Besondern zurück. Dies sind durchschnittlich recht hübsch gewachsene, mittelgroße Menschen von angenehmer, sehr regelmäßiger Gesichtsbildung. Stirn und Hirnschädel sind gut gewölbt, die Augen weit geschlitzt, die Nase gerade oder sanft gebogen, die Lippen fleischig, das ganze Antlitz ist etwas länglich. Hand und Fuß klein, zierlich, Brust breit, Arme und Beine sehr schlank. Das etwas starre Haar wächst lang und voll, der Bart dagegen nur dünn. Der Ausdruck der Physiognomien hat etwas Wildes, Keckes; nicht selten trifft man aber auch jüngere Männer

*) D. h. „Waldkuh", eine Antilope mit leierförmigen Hörnern (Adenota leucotis).

Digitized by Google

mit milden, intelligenten Zügen, wahre Christusköpfe. Die Weiber haben in früher Jugend weiche, hübsche Gesichter mit feinen Zügen; älter werden sie sehr häßlich, die Züge werden dann breit und gemein, ihre Gestalten hager, die Brüste schlaff, hängend, der Bauch wird aufgetrieben. Die Hautfarbe der Abu-Rôf ist ziemlich hell, bronzebraun, mit Röthlichbraun überflogen, oftmals entschieden kupferröthlich, bald heller, bald dunkler.

Man findet heutzutage kein eigenes Idiom mehr bei den Abu-Rôf. Dieselben bedienen sich eines mit Fumâ-, Denga- und Bedjah-Wörtern so reichlich gemischten Arabisch, daß selbst der Kundige sie nur mit Mühe zu verstehen vermag. Die Männer tragen das Haar in langen, wirren Locken herabflatternd, seltener in mehrere dicke Zöpfe gelegt, welche durch einen Haarknoten am Hinterhaupte vereinigt werden. Ihre Tracht besteht meist nur in der Ferdah oder Tôb, einem 10 bis 11 Ellen langen, weißbaumwollenen Zeugstücke, an den schmalen Enden ausgefasert und roth oder blau gestreift. Dies Kleidungsstück wird auf eine unbeschreiblich mannichfaltige Weise um Schultern und Hüften drapirt, gewährt aber stets einen sehr malerischen Faltenwurf. Zuweilen kommt noch eine zweite Tôb hinzu. Nur Wenige tragen noch ein Paar bis zur halben Wade herabreichender, im Schritte weiter Hosen von weißer Baumwolle; ein weitärmeliges Hemd von gleicher Farbe dient als Festtagspuz. Der Kopf bleibt unbedeckt. Ueber die rechte Schulter wird ein linkerseits herabhängendes Fell von Schaf, Ziege, Antilope, Leopard, Wildkatze u. dgl. geschlagen, welches gelegentlich als Sitzteppich, zum Gebet u. s. w. dient. Die Weiber flechten ihr Haar in viele feine Zöpfchen, gleich den alten Aegyptерinnen, und konserviren diese zierliche Haartracht Nachts dadurch, daß sie, wie jene es gethan, ihren Hals beim Schlafen in einem ausgehöhlten Schemelchen bergen, dem Ulis der Alten. Blaue, weiße, schwefelgelbe und karmesinrothe Perlen von Glas und Bernstein, sowie niedliche Goldplättchen werden durch das Haar geflochten. Unverheiratete bedienen sich des schon früher (Bd. IV. S. 6) beschriebenen Na'ab, dessen Lederstreifchen oft sehr niedlich gedreht sind. Verheirathete dagegen winden einen Baumwollenlappen, Dumbar, um die Hüften. Ein bis zwei Tôbs werden um den Körper geschlagen und ein Zipfel derselben wird beim Anblick Fremder vor das Gesicht gezogen, obwohl man es hier mit dem Verschleiern keineswegs streng nimmt.

Die Putzsucht, das Erbtheil aller Töchter Eva's unter der Sonne, veranlaßt auch die Beduinenweiber zum Behängen mit unterschiedlichem Tand: Halsschnüren von Glasperlen und Obersteiner Achatstückchen (Sümmuth), Armringen von Elfenbein, auch Gold und Silber, metallenen Knöchelringen u. s. w. Die Augenlidränder werden nach altägyptischer Sitte mit Kohl geschwärzt. Man thut diese Schminke in kleine Büchschen aus Dûmfruchternen (El-Bêdeh-el-'Ajân) und trägt sie mit einem alten Draht oder Nagel auf. Die Lippen werden blau tätowirt, und durch diese Malerei, so wie durch goldene und messingene Nasenringe, wird manches von Natur wohl leidliche Gesicht zur scheußlichsten Fratze verunstaltet. Jeder Beduine, Mann und Weib, erhält in der Jugend je drei schräge Einschnitte auf Wange und Schläfe; weshalb, scheinen die Leute selbst nicht zu wissen, aber es ist dies, wie so Manches, althergebracht und bei allen Bewohnern Nubiens und Sennârs in Gebrauch. Sandalen, oft zierlich ausgenäht und mit dicken Sohlen versehen, trifft man bei Männern und Frauen. Sehr verbreitet sind hier Amulete, d. h. Koran-Sprüche, auf Papierschnizel geschrieben und in niedliche Ledertapseln genäht, welche theils um den Hals gehängt, theils an dem Ellenbogen, an den Hand- und Fußgelenken befestigt werden. Dieser Plunder, Hedjâb genannt, soll gegen alle mögliche Zufälle des Lebens, gegen Krankheit, Verletzung, Verluste u. s. w. schützen, aber auch Glück in der Liebe, im Krieg u. s. w. herbeiführen. Die Männer tragen außer diesen Hedjâb noch ellenlange Gebetschnüre von Ebenholzperlen und falschen Korallen um den Hals gewickelt.

So lange die Kleider des Beduinen noch neu und rein, sehen dieselben recht schmuck aus. Leider nehmen sie durch Schmuz und Staub alsbald eine graubraune Färbung an. Diese Leute sind nämlich sehr unsauber, waschen sich selten, salben sich jedoch desto häufiger mit frischer Butter ein, die, leicht ranzig werdend, Körper und Kleidern einen unerträglichen Geruch mittheilt.

Fast niemals erscheint ein Rôfâl unbewaffnet. Der gebuckelte, kreisrunde oder längliche Schild, ersterer aus Elephanten- und Büffel-, letzterer aus Antilopen- oder Giraffenhaut verfertigt, eine oder zwei Lanzen mit Bambusschaft und scharfer, häufig mit Widerhaken besetzter Spitze, endlich der gerade Dolch (Seffin, Dagg), am linken Ellenbogen befestigt, begleiten den Beduinen überall hin. Zu Schuz und Trug dienen ferner noch der Sêf oder das lange, gerade Schwert mit Kreuzgriff, welcher über der linken Schulter hängt, das zackige Wurfeisen der Fundj und die den Taqa-Stämmen entlehnte Djembieh, ein Dolch mit s-förmig gebogener Klinge, welcher mittelst eines breiten Ledergurtes an die rechte Seite angeschnallt wird.

Die meisten dieser Beduinen ehelichen nur eine Frau, die sie von den Eltern um einen in Rindern, Kameelen, auch baar an Geld bestehenden Ehezins (Mahr) kaufen. Sie scheinen in Bezug auf Mein und Dein der Frauen strenge Ansichten zu haben und keineswegs der in ganz Sennâr sprichwörtlichen Leichtfertigkeit der Hasaniehs-Nomaden zu huldigen. Als Konkubinen wählen sie gewöhnlich gerabte Negersklavinnen, mit denen sie die hübschen, körperkräftigen, dunkelfarbigen Mischlinge zeugen, die man nicht selten unter ihnen bemerkt. Diese mit Sklavinnen erzeugten Kinder werden stets wie die legitimen behandelt.

Die Abu-Rôf wohnen in leichten, ohne Mühe abtragbaren Zelten, (Schôkabat) oder, noch häufiger, Brôsch genannt, so nämlich nach den Matten, Brôsch, aus denen sie konstruirt werden. Eine Schôkabah besteht zunächst aus mehreren Holzstäben, welche, in die Erde eingelassen, an ihren gabelförmigen Enden eine horizontale Stange tragen. Ueber diese werden zwei große, an den Rändern mit netten, braunrothen und schwarzen Mustern versehene Matten ausgebreitet und durch ausgespannte Bastschnüre im Gleichgewicht gehalten. Unter den Matten der Schôkabah erhebt sich der Serir, d. i. ein breiter, aus der Länge und Quere nach eng aneinander gefügten, gespaltenen Rohrstäben verfertigter, leicht transportabler Rahmen, der auf rohen Holzböcken ruht und den Bewohnern des Zeltes als Sitz und Schlafraum dient. Reichere bedienen sich statt des Serir eines oder mehrerer Anagerib. (S. S. 3). An den Holzstangen der kaum mannshohen Schôkabah sind Büchsen von roher und gesponnener Baumwolle, von geflochtenen Dôm-Palmblättern zum Matten flechten, mit Schnüren umgebene Straußeneier, lederbezogene Körbchen, einige Djerbân oder Lederschläuche, ein Tabaksbeutel aus der Hautdes Abu-Sê'n (Leptoptilos Argala), betrodelte und mit Kaurimuscheln verzierte Kameelzäume u. s. w. aufgehängt. In der Regenzeit bedecken viele Abu-Rôf ihr Zelt mit einem groben, schwarzbraunen Tuche von Ziegenhaar, dem Hadjir, andere begnügen sich mit doppelten, ziemlich wasserdichten Matten. Wo die Nähe von Hyänen und

Digitized by Google

anderen wilden Bestien zu fürchten ist, da umgiebt man die einer Familie gehörenden Zelte oder den Duár, d. h. das Lager eines ganzen Wanderstammes, mit einer Hecke (Zeribah) von trockenen Dornzweigen, und pfercht innerhalb derselben auch die besseren Hausthiere ein.

Ein solches Beduinenlager mit den niedlichen Zelten, feinen braunen, wildaussehenden Insassen, dem ringsumher weidenden Vieh u. s. w. gewährt, besonders in einer Lichtung des tropischen Urwaldes, den merkwürdigsten Anblick, den man sich nur zu denken vermag.

Die Abu-Rôf leben mäßig. Frische und saure Milch, etwas Brei aus Durrahmehl, einige wilde Waldfrüchte, wie die Thamr-el-'Arab oder Alôb, von Balanites aegyptiaca, der Nebeq oder die Frucht des Zizyphus Spina Christi, die Früchte der Delêb und Dôm-Palme, Bebûn, eine insipide, in den wüsteren Strichen Inner-Sennârs wachsende Wurzel, ferner das Fleisch erlegter Thiere, seltener Fleisch und rohe Eingeweide von Schlachtvieh, bilden ihre Nahrung. Einige bereiten auch Käfe, indem sie die gewonnene und halbverdaute, im Labmagen saugender, geschlachteter Lämmer enthaltene Milch (Omm-el-Lêben) genannt, zur frischen Milch (Lêben) thun und diese dadurch zum Gerinnen bringen. Butter wird durch Schütteln in ziegenledernen Schläuchen gewonnen. Die Stückenbutter (Zibdeh) dient zum Einsalben, die flüssige (Semn) zum Essen und wird von ihnen zuweilen in ganz unmäßigen Quantitäten getrunken, indem sie behaupten, daß Semn gar sehr gesund sei. Jede Beduinenfamilie besitzt ihre Merhâkeh, eine abgeschrägte Granitplatte zum Zerreiben der Durrahkörner, eine Dôqa (Backpfanne) von Eisen oder Thon und einige grobe Wasserkrüge (Burâm). Tabak wird nicht geraucht, sondern, mit Natron oder Asche vermischt, gekaut und geschnupft. Als Dose (El-Bedhe-e-Sâq) dient eine Strychnos-Frucht.

Der Stamm (Qabîleh) zieht während jeder trockenen Zeit in Sennârs Steppen und Wäldern umher, hält, wo er Weide und Brunnen findet, und nimmt dort seinen Aufenthalt. Den Ort, wo die Nomaden rasten, nennt man hier Murâhh. Da weidet man das Vieh, melkt Morgens und Abends in Kürbisschalen, tränkt gegen Mittag und gegen Abend, geht auf die Jagd, zieht auch aus und plündert zur Abwechselung die Dörfer der Denqa-Neger am Weißen Nil. Die Weiber flechten Matten und Körbe und spinnen Baumwolle; die Knaben üben sich im Werfen der Lanzen und im Reiten, die jungen Mädchen balgen sich mit Hunden und Ziegenlämmern. So fehlt es dem Murâhh nicht an Leben, obwohl diese Beduinen im Allgemeinen doch sehr ernst sind und wenig oder gar nichts von der Heiterkeit der Denqalaner und Fundj besitzen. Eine Rebâb oder Laute, eine Darabukkeh oder Handtrommel, findet man selten bei den Abu-Rôf; wohl aber hocken sich die Männer gern beim Feuer zusammen und schwatzen von der „Niederkunft" irgend einer Nageh (Kameelstute), von einer Jagd- oder Kriegsthat u. s. w.

Ist die Weide am Murâhh erschöpft, so packt man die abgebrochenen Zelte auf Kameele und zieht weiter. Galante Abu-Rôf schaffen Weib und Kind auf einem Takhtrewan fort, d. h. der bequemen, aus einer Bettstelle und Matten konstruirten Sänfte, die sich am Rücken eines Kameels ganz leicht befestigen läßt. In der trockenen Zeit treiben sie ihre Heerden weit nach Süden bis an den Fuß der Berthât-Berge, in das Tumât-Thal bis in die Nähe von Beni-Schongôlo hinauf; in der Regenzeit dagegen ziehen sie vor den Gässen und der von ihnen so sehr gefürchteten Tsetsefliege nach Norden über den zwölften Breitegrad hinaus. Einige Familien beziehen zu dieser Zeit am Birket-Kurah, um Hedebât, bei Sêrô u. s. w. Standquartiere. Die wenig zahlreichen ansässigen Abu-Rôf leben in Strohhütten (Toqûle) zu Abu-Sakrah u. s. w. Die Abu-Rôf züchten den gewaltigen, kurzhörnigen, großentheils weiß-grauen, fuchsigen oder schwarzen, seltener buntscheckigen Zebu, kleine niedliche Ziegen mit langen Ohren, Thörich oder Thawîrieh (Hircus reversus) genannt, große schlanke, grobbehaarte Schafe mit zuweilen dünneren, zuweilen recht fetten Schwänzen*), zahlreiche Kameele und schöne Windspiele. Pferde, die hier schlecht fortkommen, sind selten. Der Viehreichthum dieses Volkes ist sehr groß und manche Reichen besitzen bis zu 6000 Stück. Dem Verfasser wurde ein junges Abu-Rôf-Mädchen, die Tochter eines Scheîh, zur Frau angeboten, falls er im Lande bleiben und an sich die Circumcision vollziehen lassen wolle. Zum Scherze nach der Mitgift der Dirne fragend, erhielt er zur Antwort: „Sie bringt dir 6000 Rinder, 2000 Kameele, worunter 20 Hudjûn (S. 202), 3000 Ziegen, 4000 Schafe, 15 Hunde, davon 6 tauglich zur Jagd."

In Ermangelung von Pferden richten die Abu-Rôf auch Ochsen zum Reiten ab. Diese Thiere sind sehr gelehrig, geborchen nicht selten wie Hunde dem Pfiff ihres Herrn, lassen sich gemächlich besteigen und an einem durch die Nase gezogenen Halfterringe leiten. Sie gehen Paß. Auf dem Rücken wird ein mit Steppenhen gefüllter, dem Bucket angepaßter Sattel von grobem Zeuge gelegt und auf diesem sitzen rittlings ein bis zwei Personen. Eine Ochsenkavalkade sieht gar wunderlich aus. Man setzt sie auf kleineren Expeditionen in Scene, bei größeren dienen ausschließlich Kameele.

Letztere sind hier größer und stämmiger als die der dongolanischen Nomaden, nicht so durchgängig weißlich-grau wie diese, vielmehr öfters mäusegrau und schwarzbraun; ihr Bucket ist mit dickem Haarbüschel besetzt. Die Hudjûn der Abu-Rôf sind ausgezeichnet. Sie erhalten einen Sattel mit seitlichen Sitzbrettchen (Mathlufah), einen um den Hals und die Nase geschlungenen Lederzaum oder Strick (Resmah) und den dünnen, am Nasenringe befestigten Leitzaum (Zumâm). Auf diesen schnellen und ausdauernden Thieren unternehmen die Abu-Rôf die kühnsten Jägerwagnisse, welche denn neben Viehzucht ihre Lieblingsbeschäftigung bilden. Sie erlegen u. A. folgende Thiere: Die Ghazâl (Antilope dorcas), die Baqr-el-Khalah (Antilope leucoryx [A. Beisa?]), Baqr-el-wahsch (Ant. bubalis), den Tétal (A. Soemmeringii), die Baqr-el-Ghabah (Ant. leucotis), den Ang'elet (Ant. strepsiceros) und, weiter im Süden, auch den großen Mrémri (Aegoceros equina); ferner Giraffen, Elephanten, Wildschweine, Stachelschweine, Perlhühner, Trappen, Strauße und große Landeidechsen. Antilopen werden von ihnen im Buschwalde beschlichen und durch Lanzenwürfe niedergestreckt, oder auf Dromedaren müde gehetzt und dann mit Lanzen erstochen. Wildschweine (Sus sennarensis) tödten sie im Buschwalde mit Lanzen. Die Stachelschweine (Hystrix) werden mit Knüppeln erschlagen. Den Hasen und Perlhühnern laufen sie zu Fuß nach und werfen dieselben mit ihren kurzen Hakenstöcken (Salâm) von zähem Akazienholz, deren sie fast bei jeder Exkursion ein ganzes Bündel mit sich führen, zu Boden. Trappen (Otis

*) Wohl eine Varietät des über ganz Afrika verbreiteten Fettschwanzschafes (Ovis platyura). In Sennârs Niederungen haben diese Thiere keine eigentliche Wolle, dagegen aber in Tigreh u. s. w. Das im Globus von R. Kretschmer in Nr. 34, 1863, S. 297, recht gut abgebildete Fettsteißschaf (Ovis steatopygos) ist nicht, wie Des-Mars und Andere glauben, in Nubien heimisch, sondern im Westaften, Nedjed (Arabien), von wo aus es in die Bogoslänber, das Sambar, die Adâli- und Somâli-Territorien importirt worden. H.

Digitized by Google

araba) werden mit Windhunden gehetzt und mit dem Salám erschlagen. Das Fleisch des Abu-Schókah (Stachelschweins), des Halás-el-Ghabah (Wildschweins), des Dibjádj-el-Wádi (Perlhuhns), der Hubárah (Trappe) und des Waráu-el-Khalah, der Steppen-Warnechse (baranus ocellatus) wird von ihnen sehr geschätzt.

Den Strauß (Na'ameh) jagen sie in folgender Weise: Mehrere Reiter besteigen ihre Dromedare und spähen die Riesenvögel aus. Ein Kamerad, dessen Kameel noch einen Wasserschlauch und einige Provision an roher Durrah trägt, wird nach einem verabredeten Sammelplatze dirigirt. Nun geht es auf den Strauß los; man hetzt ihn die Kreuz und Quer, möglichst in dichtes Akaziengestrüpp hinein, bis er müde wird. Dann schlägt ihn der nächste Reiter mit seinem Salám oder einer flachen Holzkeule (Trúmbasch) auf den Kopf; schnell ist ein anderer zur Hand und schneidet dem zusammenbrechenden Strauß unter Hersagung der beim Schlachtwerk üblichen Gebetsformel die Kehle ab. Um ein Beschmutzen der Federn durch Blut und Staub zu verhüten, packt man den in Todeszuckungen um sich schlagenden Vogel an seinen Beinen fest und zieht ihm nachher die Haut ab. Das Fleisch wird, trotz seines muthigen Geruchs, gegessen, das Fett bildet ein geschätztes Mittel gegen Rheumatismus. Das Fleisch erlegter Thiere wird in riemenförmige Stücke zerschnitten, getrocknet und nunmehr als Kadid, Melheh, aufbewahrt.

Diejenigen Abu-Rôf, welche um Hédebät, Sérd u. s. w. ihren Sommeraufenthalt nehmen, bauen hier während der Regenzeit etwas Durrah (Sorghum), in Südán Esch genannt, einige Zwiebeln, Tabak u. s. w. Sie tauschen die Produkte ihrer Jagden und geringen Industrie, — als Straußfedern, Elephanten- und Nilpferdhaut zu Schilden, gedörrtes Fleisch, Elfenbein, Stäbe von Bambusrohr (vom Ohór-é-Deleb, einem Regenstrom in Süd-Sennár), Daráhh oder Akazienhülsen zum Ledergerben, Gummi, einige Arzneigewächse u. s. w., ferner: Schlachtvieh und Kameele, Butter, Honig, grobe Matten und lederne Wasserschläuche — auf den Märkten zu Sennár, Kárkistch, am Djebel-Ghóle u. s. w. gegen rothen Pfeffer, Steinsalz, Kümmel (Cuminum cyminum), Sorghum, Tabak, Töbs, Glasperlen, Kohl und Spezereien zur Thelyah oder Hautpomade aus. Zuweilen rotten sich die wehrhaften Männer einer Oabilieh zu einem Kóm oder bewaffneten Haufen zusammen, wählen ihren Ágid, Anführer, und brechen, die semnárische Halbinsel auf ihren Hubjón quer durchreitend, auf die Denga-Neger des Weißen Flusses ein und rauben Vieh und Menschen. Letztere werden in die Sklaverei geschleppt und müssen, falls man sich überhaupt zu ihrer Freilassung versteht, von ihren Angehörigen gegen Kälber und Elfenbein ausgelöst werden. Die Denga ihrerseits schonen selten einen Rôsái, der in ihre Hände fällt. Auch die Fundj des in ganz Sennár als Raubnest gefürchteten Djebel-Thábi liegen mit den Abu-Rôf in häufiger Fehde und stehlen diesen Weiber und Kinder. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß die Thábi-Schwarzen aufgehobene Abu-Rôf-Kinder nach dem Djebel-Ghóle gebracht haben, wo die Eltern für die Geraubten schweres Lösegeld zahlen mußten. Der König der Fundj hat sich dann nicht geschämt, bei solch nichtswürdigen Geschäften die Makklerrolle zu übernehmen. Diejenigen Abu-Rôf, welche in der trockenen Zeit am Tumát hinaufgehen, balgen sich hier nicht selten mit den Berthat herum, und zwar der Weidegründe und gegenseitigen Viehdiebstähle wegen. Bei diesem häufigen Kriegszustand ist der Sinn der Abu-Rôf etwas verwildert, und wenn man auch, unseren eigenen Erfahrungen nach, den von Aegypten und Fundj gegen sie ausgestreuten Verleumdungen keineswegs unbedingten Glauben schenken darf, so zeigen sie sich allerdings unstät und unbändig. Viele unter ihnen sind Fuqará, d. h. Mitglieder einer Art Bettelmönchsorden, ähnlich den Derwischen. Dieselben befleißigen sich einer gewissen Sittenstrenge, enthalten sich des Gebrauchs berauschender Getränke und narkotischer Mittel, wie Tabak u. s. w., üben Barmherzigkeit, verstehen zu lesen, häufig auch zu schreiben und halten ihre Gebete pünktlicher ab, als die übrigen; denn mit Ausnahme eben der Fuqará sind die semnárischen Bedninen von großer religiöser Indifferenz. Unduldsamkeit liegt diesen Leuten fern, und der Reisende, mag er auch Christ oder Heide sein, wird von ihnen stets freundlich aufgenommen werden.

Die Abu-Rôf zerfallen, wie bereits angedeutet worden, in mehrere Stämme (Oabiliját). Die Oabilied der Merdôs nimmt während der trockenen Zeit am Birket-Kurah, einem unfern Merdôd gelegenen Teiche, ihren Murábh. Einige Familien bleiben zu Hellet-Idrís am Djebel-Ghóle. Andere ziehen sich um diese Zeit an die Berge Bóst und Masmún. Am letztern hat der Großhäuptling (Schékh-el-Kebir) der ganzen Nation, seinen Sitz. Er bewohnt da ein aus Strohhütten bestehendes, am Fuße des Djebel gelegenes Dorf. Um dies Dorf gruppiren sich dann die Zeltlager der Wanderfamilien. Der jetzige Groß-Schékh heißt Idrís-Wolet-Abu-Rôf. Sein Vater, ein zäher áthiopischer Patriot und allberühmter Kriegsmann, war den Türken nicht hold und thätlanite diese, wo es anging. Da gedachte man ihn unschädlich zu machen. Dreimal hat man ihn gefangen und nach Kharthóm expedirt; ebenso oft ist er aber seinen Wächtern davongelaufen und hat sich endlich zu den Denga-Negern am Weißen Nil geflüchtet. Diese hetzte er zu mancher Schandthat gegen die der türkischen Herrschaft unterworfenen Distrikte auf. Sein Sohn Idrís aber blieb dem Gouvernement treu und agitirte gegen seinen rebellischen Vater. Der Groß-Schékh zahlt jährlich etwa 16 bis 18,000 Marie-Thereseinthaler Tribut nach Kharthóm. Er übt das Richteramt in kleineren Streitigkeiten seiner Leute aus; bei kriminalfällen muß er einen Dáhbi (Oberrichter) hinzuziehen. Kapitalverbrechen gehören zunächst vor das Tribunal des Kommandanten von Wolet-Medineh, eines türkischen Majors und dann vor den Mahhlemeh, das Obertribunal der Provinz Kharthóm. Obgleich Herr über 20,000 bis 30,000 wehrfähige Männer, ist der Schékh-el-Kebir der Rôsái doch nur eine Null gegenüber einem Bimbáschi zu Wolet-Medineh, der es an Bildung und Kenntnissen kaum einem preußischen Feldwebel gleich thut. Als Auszeichnung vor seinem Volke trägt der Schékh eine feinere Tób, rothe Schuhe, den Tunefer Tharbúsch und, bei festlichen Gelegenheiten, den ihm vom Gouvernement verliehenen Ehrenmantel von Scharlachtuch.

Digitized by Google

Die Parsis in Bombay.

Zweiter Artikel.

Der Pantschayet, Vertretung der Gemeinde. — Zerwürfniß zwischen Priestern und Laien. — Die Parsis als Kaufleute. — Ihr Unternehmungsgeist und ihre bürgerliche Thätigkeit. — Statistik der Beschäftigungen. — Wohlthätigkeit und Gemeinsinn. — Sir Dschamsetdschi Dschidschibhoy und dessen Freigebigkeit. — Der literarische und wissenschaftliche Verein. — Schulwesen; Mädchenschulen. — Zeitschriften. — Zoroaster und dessen Religion. — Feuertempel. — Die heiligen Bücher und die Symbole. — Die Priesterschaft als erbliche Klasse. — Aussichten für die Zukunft. —

Die inneren Angelegenheiten der Parsi-Gemeinde wurden, seit der Vertreibung aus Persien, von einer Oberbehörde geleitet, dem Pantschayet, Rath der Fünf, welche man aus den tüchtigsten und angesehensten Männern erkor. Diese entschieden über Alles in letzter Instanz; die Parsis haben sich stets gehütet, die Ortsbehörden anzurufen, sie machen Alles unter sich selber ab. Der Pantschayet war auch Gerichtshof, gegen dessen Entscheidungen nie etwas eingewandt werden konnte. Wer demselben Gehorsam verweigerte, wurde aus der Kaste gestoßen und seine Religionsgenossen brachen allen Verkehr mit ihm ab; auch durfte er den Feuertempel nicht betreten und man versagte ihm ein Parsibegräbniß. Jedermann fügte sich.

Aber in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nahmen die Dinge eine andere Wendung. Der Pantschayet zu Bombay stieß damals auf allerlei Schwierigkeiten. Dem herkömmlichen Systeme zufolge wurden Vergehen so bestraft, daß der Verurtheilte mit einem Schuh geprügelt wurde; das erschien jedoch unter englischer Herrschaft nicht mehr angemessen oder durchführbar ohne besondere Erlaubniß der Regierung, welche dann auch ertheilt wurde; die Schuhprügel wurden 1778 genehmigt. Acht Jahre später entstanden Zwistigkeiten unter den Andiarus, der Priesterkaste, und den Behdins, Laien, und man mußte die Einwirkung der Regierung nachsuchen. Zu allen Zeiten und unter allen Religionsgenossenschaften haben bekanntlich die Geistlichen so viel Privilegien als irgend möglich für sich und ihre Klasse zu erlangen gesucht, und jene bei den Parsis machen keine Ausnahme. Sie trafen unter sich die Verabredung, daß sie nach wie vor (reiche) Töchter der Laien heirathen wollten, daß aber ihre eigenen Töchter, die Priesterkinder, sich nicht mit einem Laien verheirathen dürften. Gegen solchen Hochmuth erhob sich der Pantschayet und gab, mit Zustimmung der Gemeinde, den Befehl, daß fortan kein Laie seine Tochter einem Priester zur Frau geben dürfe. Trotzdem verheirathete ein Priester seinen Sohn mit einem Behdinmädchen und darüber entstand eine so große Aufregung, daß die Regierung eine aus drei Europäern bestehende Kommission ernannte, welche dann gegen die Priester entschied, durch deren Halsstarrigkeit der Unfug angezettelt worden war.

Jene Kommission gab nebenbei den wohlgemeinten Rath, daß der Pantschayet, dessen Autorität bisher nur im Herkommen eine Stütze fand, sich eine neue Einrichtung gebe, welche von der Regierung zu bestätigen sei. Dadurch erhalte er einen gesetzlichen Boden; übrigens solle man doch die Schuhprügel abschaffen. Darauf ging man ein. Der Gouverneur verordnete demnach, daß dem Pantschayet oder der versammelten Gemeinde der Parsis das Recht zustehe, Verordnungen für das Gemeinbeste der Religionsgenossenschaft zu geben. Diese mußte 1787 dem Gouverneur eine Liste von vier und zwanzig Männern vorschlagen, aus welchen derselbe zwölf, und zwar sechs Laien und eben so viele Priester, ernannte, um als bevollmächtigter Ausschuß über alle Angelegenheiten der Gemeinde zu entscheiden. Aber derselbe entsprach den Erwartungen nicht, der Pantschayet verlor an Ansehen, es war viel Hader und Streit, und 1838 hielten die Mitglieder um ein förmliches Statut an, vermittelst desselben sie ihren Amtsbefugnissen größeren Nachdruck geben konnten als zeither. Aber darauf gingen die Behörden nicht ein. Die meisten Mitglieder des Pantschayet haben sich durch Parteilichkeit gegen die Reichen um alle Achtung gebracht, und jetzt hat dieser Rath seinen besondern Einfluß mehr; er verwaltet nur noch einige milde Stiftungen. Wir wollen hier beifügen, daß die Parsis nun seit 1838 ein Gesetzbuch haben, welches Klarheit in das Familien- und Erbschaftsrecht gebracht hat.

Die Parsis sind, wie wir früher hervorhoben, als Flüchtlinge nach Indien gekommen und haben schwere Zeiten durchgemacht. Um so bemerkenswerther erscheint es, daß sie, namentlich in neueren Zeiten, immer mehr gedeihen und einflußreich werden; mit den Hindus und Mohammedanern ist das nicht der Fall. Sie sind der britischen Herrschaft aufrichtig ergeben, denn sie gewährt ihnen Freiheit und Schutz, und können sich ungestört den Geschäften widmen, für welche sie eine ausgezeichnete Begabung haben. In früheren Jahrhunderten waren sie vorzugsweise nur Ackerbauer, sobald sie aber herauskamen, daß sie wohl auch in anderen Berufszweigen Erfolg haben könnten, warfen sie sich mit Eifer in eine neue Bahn. Unter Englands Schutze konnten sie sich, wie oben bemerkt, frei bewegen, was unter der Herrschaft der Hindukönige und der Mohammedaner nicht der Fall war; damals wurden sie von oben her bedrückt und von den Beamten ausgesogen. Nun aber wurden viele von ihnen Kaufleute in großem Styl. Bombay hat zu nicht geringem Theile gerade ihnen seine Handelsblüte zu verdanken; ein großer Theil des Verkehrs von Indien und China geht durch die Hände der Parskaufleute, unter denen Millionäre keine Seltenheit sind. Ihre Handelsfirmen sind in der ganzen Welt bekannt. Die Parskaufleute sind klug, schlau, keineswegs kleinlich, legen einen großen Maßstab an und sind wegen ihrer Rechtschaffenheit bekannt. Es erregte ungeheures Aufsehen, als 1862 ein Parsihaus zu Canton sich in Opiumschmuggel eingelassen hatte und Bankerott machte. Unter den Parsis selbst werden die größten Geschäfte, ohne schriftliche Urkunden, auf Wort, Treu und Glauben abgemacht, und auch vielen Europäern gegenüber beobachten sie ganz dasselbe Verfahren.

In Indien haben die Parsis zu manchen Banken und Aktiengesellschaften den Anstoß gegeben; bei allen sind sie mit ihren Kapitalien mehr oder weniger betheiligt, namentlich bei den Eisenbahnunternehmungen. Auch haben sie ausgedehnten Grundbesitz und, wie wir schon früher sagten, die schönsten Landhäuser auf der Insel Bombay sind in ihrem Besitze; viele sind Schiffsbauer, andere treiben ausgedehnte Rhederei; bei allen öffentlichen Verbesserungen betheiligen sie sich lebhaft.

Sir John Malcolm sagt in seinem Werk über seine Verwaltung Indiens: „An Intelligenz und Unternehmungsgeist sind die Parsis allen anderen Eingeborenen Indiens weit voraus. Ihnen zumeist verdankt Bombay seinen Auf-

Digitized by Google

schwung, und es ist in politischer Hinsicht von großer Bedeutung, ihre Anhänglichkeit an unsere Regierung durch neue Bande immer fester zu knüpfen."

Als der Bau von Eisenbahnen in Indien begann, waren die Parsis sofort am Platz, um denselben zu übernehmen. Die Sache selbst war ihnen ganz neu, aber sie wurden derselben bald Meister und entledigten sich ihrer Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit. Heute ist der Parsi Dschamsitschi Dorabdschi unbestritten der vorzüglichste Eisenbahnkontractor in Indien. An den beiden ersten Bahnen, welche er baute, kam er zu Schaden, bei der dritten nicht mehr. Er baute auch große Viadukte und vollendete schwierige Werke auf Tag und Stunde. Bei seinen Bahnbauten beschäftigt er zuweilen bis zu 17,000 Menschen, die ihm alle anhänglich sind, weil er für Speisung und Gesundheit derselben große Fürsorge bethätigt.

Die jüngste Zählung in Bombay hat für die Parsigemeinde eine Ziffer von 110,544 Seelen ergeben. Davon waren unter Anderen, die Familienglieder eingerechnet:

Rentner, die kein Geschäft treiben	2657
Auktionatoren	128
Bäcker und Konditoren	1417
Tuchhändler	328
Hausdienerschaft	5468
Hausirer	347
Pferdehändler und Kutscher	2025
Juweliren und Uhrmacher	1125
Taglöhner	41
Likör- und Weinhändler, Palmweinfabrikanten	5227
Aerzte, Wundärzte, Apotheker	577
Kaufleute, Bankiers und Mäkler . . .	**61298**
Geldwechsler und Münzwardeine	1535
Priester	**5636** (!)
Schulmeister	2056
Schänkwirthe	826
Wasserträger	1584
Schreiber und Rechnungsführer	11028
Holzarbeiter (beim Schiffsbau ꝛc.) . . .	4101

Man sieht, daß mehr als die Hälfte der Parsibevölkerung von Bombay zum Handelsstande gehört. Unter den Parsis findet man keinen Soldaten, ebenso wenig Barbiere, Fleischer, Sänftenträger, Wäscher oder Gassenkehrer. Es ist wohl behauptet worden, der Parsi werde deshalb kein Soldat, weil er, wegen seiner Verehrung für das Feuer, Anstand nehme, ein Gewehr abzufeuern. Herr Dosabhoy Framdschi erklärt das für geradezu lächerlich; der Parsi darf sich der Feuerwaffe zum Angriffe wie zur Vertheidigung bedienen. Der Parsi läßt sich nicht anwerben, weil er durch seine bürgerliche, gewerbliche Thätigkeit sich in den Stand gesetzt sieht, weit mehr zu verdienen als die sieben Rupien, welche der indische Soldat monatlich an Löhnung erhält. Während der Sipahimeuterei erboten sich übrigens viele, in's Heer zu treten, wenn man ihnen die Löhnung gebe, welche der englische Soldat in Indien erhält.

Von den oben angeführten 11,028 Schreibern ꝛc. stehen mehr als die Hälfte im Dienste der Regierungsbehörden; doch drängt sich der Parsi nicht zu Beamtenstellen, was dagegen von Seiten der Hindu und Mohammedaner allerdings der Fall ist. Manche sind übrigens Richter, Dolmetscher und Uebersetzer am Obergerichte, Mitglieder der Präsidentschaftsbehörden. Einzelne sind früher auch zu diplomatischen Sendungen verwandt worden.

Ohne alle Frage sind die Parsis weit energischer und intelligenter als alle anderen Eingeborenen Indiens. Sie werden nicht von religiösem Fanatismus umdüstert, nicht durch Kastenwesen abgeschlossen oder eingeengt, und können reisen wohin sie wollen und sich ihre Berufszweige nach Belieben wählen. Im Allgemeinen machen sie von ihrem Reichthum einen guten Gebrauch und spenden gern Wohlthaten. Im Jahre 1790 herrschte in Bombay Mangel an Lebensmitteln, der einer Hungersnoth gleichkam; so lange diese dauerte, speiste ein Parsi, Sorabdschi Mondschersdschi, täglich zweitausend Menschen, ohne Unterschied der Kaste oder Religion, auf seine eigenen Kosten, und ein anderer, Ardeschir Däby, nicht weniger als fünftausend.

Wahrhaft großartig steht der Parsi Dschamsidtschi Dschidschibhoy da. Einen Privatmann, der Wohlthaten in solcher Weise, in so großartigem Maßstabe gespendet hätte, kennt kein anderes Volk; keine andere Religionsgenossenschaft hat Aehnliches aufzuweisen. Von 1822 ist kein Jahr vergangen, ohne daß dieser edle Mann seine schöne Humanität in erfreulicher Weise bethätigt hätte. Bombay, Surat, Nausari und andere Städte in Gutscherat, sodann Chandalla und Puna im Deccan sind redende Zeugen für das, was er aus reiner Menschenfreundlichkeit gethan. Er hat viele Leute, die ohne ihr Verschulden in Bedrängniß geriethen und durch ihre Gläubiger zur Haft gebracht worden waren, aus der schwierigen Lage befreit, indem er die Forderungen bezahlte; er hat auf eigene Kosten Verbindungswege hergestellt, Volksschulen und höhere Lehranstalten gegründet, Krankenhäuser für Arme gebaut und reichlich begabt, viele wohlthätige Anstalten in verschiedenen Städten reichlich bedacht, Einkehrhäuser zum Unterkommen und zur Bequemlichkeit der Reisenden aufführen lassen und Wasserleitungen dort hergestellt, wo sie ein dringendes Bedürfniß waren. Bei alledem hat er nicht gefragt, zu welcher Nation, Kaste oder Religion ein Hülfsbedürftiger gehöre, ihm stand der Mensch höher als der Heide oder Christ, der Mohammedaner oder Parsi; er verwarf die Ausschließlichkeit.

Solch einen Mann hat Abendland und Morgenland nie zuvor gesehen. Dieser edle Mensch, der „Feuerverehrer", war nicht blos wegen seiner Güte, Milde und Menschenliebe allgemein verehrt; er war auch in jeder andern Beziehung ein ausgezeichneter Charakter. Die englische Königin ernannte ihn 1842 zum Baron und ließ 1843 ihm zu Ehren eine goldene Denkmünze prägen. Im Jahre 1856 beschloß man in Bombay dem Sir Dschamsitschi Dschidschibhoy ein Standbild zu errichten; in der zu diesem Zweck anberaumten Versammlung führte Lord Elphinstone den Vorsitz. Er äußerte, daß es eine Freude und eine Ehre sei, einem solchen Manne Hochachtung zu beweisen. Die Achtung vor ihm beruhe aber nicht etwa auf den Summen, welche er mit unglaublicher Freigebigkeit für wohlthätige Zwecke gespendet habe. „In welchem Zeitalter und in welchem Lande finden wir ein Nebenstück zu solcher Munificenz? Sir Dschamsitschi hat gleiche Theilnahme für den Leidenden ohne Unterschied der Religion; er ist überhaupt ein bewundernswürdiger Mann. Er hat seinen Reichthum in der ehrenvollsten Weise erworben; allezeit war er fleckenrein, pünktlich, von unermüdlichem Fleiße; seine Politik hat immer in der strengsten Rechtschaffenheit bestanden. Wir wollen dem Mann ein Standbild setzen. Hospitäler, Herbergen, Schulen, Wasserleitungen, Trankstätten und dergleichen, das hat er Alles selber sich schon als Denkmal gesetzt. Ihm gebührt eine Ehrenstatue."

Andere hohe Regierungsbeamte äußerten sich mit gleicher Wärme. Wir finden in Herrn Framdschi's Buche (S. 181 ff.) eine Uebersichtliste der wohlthätigen Anstalten und öffentlichen Werke, welche der parsische Baronet theils ganz allein gegründet, theils durch seine Unterstützung möglich gemacht hat. Sie ist bei weitem nicht vollständig, es geht aber aus derselben hervor, daß jener Mann im Verlaufe

Digitized by Google

von etwa zwanzig Jahren für solche Zwecke verausgabt hat die Summe von 2,219,810 Rupien, sage zwei Millionen zweimalhundert neunzehntausendachthundert und zehn Reichsgulden, jeden zu 20 Silbergroschen gerechnet. Diese Summe vertheilt sich auf 51 Gegenstände. Allerdings hat er die Parsis, welche ihm zunächst standen, sehr reichlich bedacht, aber wir finden außerdem in der Liste Folgendes: Für nothleidende Familien 44,000 Rupien; für arme Hindus in Gudscherat, um das Andenken eines verstorbenen Hindu-Freundes zu ehren, 30,000; für die Abgebrannten in Surat, um Lebensmittel ꝛc. anzuschaffen, 30,800; für Brunnenanlagen in Bombay 15,000; für Herbergen in Chandalla und Nansari 40,000; für ein Hospital 160,500; für eine Hebammenschule 30,000; für die Mahim-Chaussee 155,000; für andere Verbindungswege 22,000; für eine Brücke 4000; für ein allgemeines Einkehrhaus an der Bellasisstraße, auf der Insel Bombay, 150,000; für eine Wasserleitung in Puna 180,270; für Trinkwasserbehälter 6500 und 23,000; für eine Zeichnenschule in Bombay 100,000; für eine Erziehungsanstalt, in welcher die Kinder armer Parsis unterrichtet werden, 440,000; ein Kapital zur Preisvertheilung in der medicinischen Lehranstalt 15,000; für allerlei Lehrstühle und Schulen 1000, 11,000 ꝛc.; für europäische Wittwen 5000; für Schott- und Irländer 10,000; für die Seemannsschule in Devonport 1000 Rupien, und so weiter.

Uebrigens steht jener Baronet nicht allein; es findet vielmehr unter den Reichen ein wahrer Wetteifer statt, sich recht nützlich zu machen. Unter den Parsis giebt es keinen einzigen Bettler; alle gesunden Leute arbeiten; die hülflosen werden von der Gemeinde verpflegt. Die Feueranbeter gegen ihre Nächsteniebe nicht in salbungsvollen Worten, sondern in praktischen Handlungen.

Wir haben früher die Parsis als die einzigen Orientalen bezeichnet, welche sich den Fortschritt in europäischem Sinn angelegen sein lassen. Sie begreifen sehr wohl, daß ein solcher ohne ein geregeltes Unterrichtswesen nicht möglich sei, und deshalb haben sie sich den Bemühungen der englischen Regierung, welches demselben große Förderge zuwendet, mit Eifer angeschlossen. Die Parsijugend ist in den Schulen sehr zahlreich und alle Knaben lernen Englisch. Die Gemeinde hat aber auch eine Anzahl Lehranstalten auf eigene Kosten gegründet, europäische Lehrbücher sind in die Gudscheratisprache übersetzt worden und werden zu wohlfeilen Preisen verkauft. Sir Dschamsitschi's „Translation Fund" belief sich im Jahre 1858 auf 396,000 Rupien.

Manche Parsis haben sich den höheren Zweigen der Wissenschaften zugewandt: sie sind Aerzte, Richter, Professoren, und die Zahl derer, welche mit der europäischen Literatur vertraut sind, wächst mit jedem Jahre. Dadurch ist ein höherer Strich der Bildung unter diese Asiaten gekommen, und sie fühlten seitdem das Bedürfniß, auch die Mädchen derselben theilhaftig zu machen; ungebildete Frauen konnten solchen Männern nicht genügen. Der aus jungen Parsis bestehende „Literarische und wissenschaftliche Verein" in Bombay ging in dieser Beziehung voran. Er erörterte in Wochenversammlungen die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde und begann 1849 mit der Gründung von Mädchenschulen. Die Zahl derselben hat sich beträchtlich vermehrt, die Lehrbücher sind zweckmäßig; der Unterricht umfaßt dieselben Gegenstände wie etwa in deutschen Bürgerschulen, auch sind bereits weibliche Lehrerinnen herangebildet worden. In Bombay werden die sieben Mädchenschulen von etwa 1000 Schülerinnen besucht. Schon der Umstand, daß die Parsis mit Sorgfalt auf die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechts Rücksicht nehmen, was bekanntlich weder bei Hindus noch bei Mohammedanern geschieht, kann zeigen, daß sie von ganz anderm Schlage sind wie jene Orientalen.

Auch für die Verbreitung von Kenntnissen und allgemeiner Bildung sorgen sie. Es erscheinen jetzt nicht weniger als sechszehn Zeitungen und Zeitschriften in der Gudscheratisprache, wovon drei täglich. Ein Wochenblatt, Rast-Goftar, ist ganz vortrefflich redigirt und kann sich an Werth und Reichhaltigkeit mit europäischen Blättern solcher Art völlig messen. Jene Blätter werden zumeist von Mitgliedern des wissenschaftlichen Vereins redigirt, und ein Hauptzweck geht dahin, asiatischen Vorurtheilen und dem Aberglauben mit Nachdruck entgegenzutreten. Es ist dabei sehr bemerkenswerth, daß vorzugsweise der Mittelstand sich für diese Reformbestrebungen am empfänglichsten zeigt; unter den Reichen und Vornehmen ging Sir Dschamsitschi voran, und sein Sohn Serabdschi Dschamsitschi ist des Vaters würdig. Er ist ein in jeder Beziehung liberaler Mann, tritt als Schriftsteller für sociale Verbesserungen in die Schranken, hält öffentliche Vorträge und unterstützt den Fortschritt auf alle Weise. Manche eifern ihm nach.

Die Parsis halten fest an ihrer Religion, die bis weit in das Alterthum hinaufreicht. Sie stand in hoher Blüte unter Darius und bis zu Alexander's Eroberung, scheint dann geknickelt zu haben und wurde 226 nach Christus durch Ardschir Babekan neu belebt. Dieser sammelte die heiligen Bücher (so viel von denselben noch vorhanden war), ließ sie aus dem Zend in die Landessprache seiner Zeit, nämlich in das Pehlwi, übertragen und errichtete neue Feuertempel. Als aber im siebenten Jahrhundert die Mohammedaner über Persien hereinbrachen, wurden diese zerstört, und die treuen Anhänger der alten Lehre flüchteten zumeist ins Ausland. Wir haben ihre Schicksale weiter oben erzählt.*)

Die Avesta umfaßten ursprünglich ein und zwanzig Nust. Bücher, deren Titel im Zend und Pehlwi wir noch kennen; die meisten sind aber durch die Griechen oder durch die Mohammedaner vernichtet worden. Manche, welche man Zoroaster und seinen Schülern zuschreibt, sind glücklich bis auf unsere Tage gekommen, z. B. das Vendidad, Hadna oder Jäschneh und Bidpard, welche zusammen das Vendidad Sadeh bilden. Dazu kommen noch mehrere andere. Sie enthalten Vorschriften über Lehre und Ceremonien, Gebete und moralische Lehren.

Zoroaster's Religion lehrt den einigen Gott; dieser ist

*) Wir gehen auf das, was Herr Dosabhoy Framdschi über Zoroaster sagt, nicht näher ein. Er führt an, daß ein gelehrter Parsi, Nuroschsi Ferdunt schi, in einem 1851 veröffentlichten Buche: Tarich i Serteschti (Tarech i Zurtoshte nach der schlechten englischen Schreibweise) „hinreichend bewiesen" habe, daß Zoroaster im sechsten Jahrhunderte vor Christus gelebt.

Professor Spiegel in Erlangen, ein Mann welcher in Betreff altpersischer Dinge als Autorität ersten Ranges dasteht, ist folgender Ansicht: — Zoroaster gehört in die Zeit vor aller Geschichte. Wir haben über ihn nur Legenden. Er war in West-Iran zu Hause, etwa am Urmiah-See oder in der medischen Stadt Rhages. Man nahm schon früher mehrere Zoroaster an. Auch in Babylonien und Pamphylien sollen Zoroasters aufgetreten sein. Das Avesta in seiner jetzigen Gestalt weist auf etwa Z. her; er ist viel zu mythisch, als daß man ihn ohne Weiteres als Stifter der iranischen Religion annehmen könnte. „In dem Namen Zoroaster sind die Arbeiten von Jahrhunderten und verschiedenen Entwickelungsstufen zusammengefaßt, welche die iranische Religion durchlaufen hat." Auf keinen Fall war Z. ein Baktrer, zu welchem man ihn hat machen wollen. In Baktrien hat sich keine dort heimische, selbstständige Kultur entwickelt. Rawlinson (— auf dessen Urtheil überhaupt sein Gewicht zu legen ist und dessen ganze Art und Weise viel Dilettantisches an sich trägt —) will aus Zoroaster einen Semiten machen!

A.

Digitized by Google

Schöpfer, Gebieter und Erhalter der Welt. Die Grundlehren der Avesta schärfen ein: Reinheit in Worten, Handlungen und Gedanken. „Die Tugend ist das einzige wahre Glück in dieser Welt; die angenehmsten Opfer für Gott sind gute Handlungen und gute Absichten. Aufrichtigkeit ist die Grundlage der Vervollkommnung, die Lüge aber ein verabscheuenswerthes Laster. Jede Arbeit trägt ihre gute Frucht, sie ist Schutzwehr für die Unschuld, ein Wall gegen Versuchungen. Müssiggang aber ist die Mutter der Armuth und der Schande. Zu den höchsten Pflichten des Menschen gehört Ausübung der Gastfreundschaft und der Wohlthätigkeit."

Herr Dosabeej Framdschi äußert über die sogenannten Feueranbeter, seine Religionsgenossen, Folgendes:

Sie sind Deisten, glauben nur an Einen Gott, haben keine andere Anbetung als jene des höchsten Wesens. Dafür zeugen sowohl die heiligen Bücher wie die Gebete und religiösen Bräuche der heutigen Parsis. Daß sie keine Götzendiener sind, bemerkt sofort ein Jeder, der mit ihnen in Berührung kommt. Die Behauptung, daß sie Feuer, Sonne, Wasser und Luft anbeten, ist von Unkundigen aufgestellt worden, und die Parsis weisen eine solche Beschuldigung mit Entrüstung ab. „Das thue auch ich mit aller Entschiedenheit", sagt Herr Framdschi. „und ich bin ein Bekenner der Lehre Zoroaster's. Diese meine Erklärung sollte hinreichen, um alle Zweifel zu beseitigen. Unserm Glauben zufolge ist Gott das Sinnbild der Hoheit und des Lichtglanzes; deshalb stellt sich der Parsi, wenn er betet, vor das Feuer oder wendet sein Antlitz der Sonne zu. Feuer und Sonne erscheinen ihm als geeignete Symbole des Allmächtigen*)."

Im Morgenlande hat man auch niemals die Parsis für Heiden gehalten, und europäische Kenner thun dies eben so wenig. So äußert Dekan Prideaux: Sie verabscheuen alle Bilder und verehren Gott nur unter dem Symbol des Feuers. Licht gilt ihnen für das wahre Symbol des guten Gottes; Feuer ist die Ursache des Lichts; die Sonne gilt ihnen für das reinste Licht. Und nur deshalb brennt in ihren Tempeln Feuer, vor welchem sie ihre Andacht verrichten; ebenso verrichten sie im Hause ihre Privatandacht vor dem Feuer. Dem Lichte zollen sie die höchsten Ehren, weil ihnen dasselbe gleichsam als Vertreter des Guten Gottes gilt. Sie verabscheuen die Finsterniß, weil sie ihnen für den Repräsentanten des bösen Gottes gilt, welchen sie verabscheuen, wie wir Christen den Teufel. — Sir William Duseley äußert: Es ist meine feste Ueberzeugung, daß auf den ersten parsischen Altären das Feuer zur Ehre des einigen Gottes loderte, wie das noch heute bei den Anhängern der Lehre Zoroaster's der Fall ist. Und genau so sprechen sich viele andere Gelehrte aus.

Die Parsis richten ihre Gebete an Gott selber, nicht an das Symbol, vor welchem sie beim Beten stehen.

Sie lehren den einen, allmächtigen Gott, der gütig gegen die Menschen ist, sie verabscheuen Ahriman, das böse Princip, den Anstifter aller bösen Gedanken; dieser ist aber nicht gleich ewig mit Gott. Ihre Moral ist rein und auf die Nächstenliebe gegründet.

Forbes bemerkt in seinen Oriental Memoirs: Das heilige Feuer der Parsis darf nicht verlöschen; die Priester bewachen dasselbe Tag und Nacht; es brennt in einer großen Pfanne und wird mit Sandelholz oder anderen wohlriechenden Stoffen unterhalten. Die Unkundigen und die gemeinen Leute verehren diese heilige Flamme, sodann Sonne, Mond und Sterne, ohne ihre Gedanken zum unsichtbaren Schöpfer zu erheben; aber die Kundigen und Verständigen sehen in dem Feuer nur die allmächtige Quelle des Lichts; es ist ihnen lediglich Sinnbild. Die Sonne gilt ihnen blos für eine Kreatur des großen Schöpfers, der das Weltall gemacht hat; sie verehren dieselbe als das beste und schönste Bild und weil es so großen Segen auf Erden spendet. (— Die Monstranz im christlichen Kultus ist auch eine Sonne, ein Symbol. —) Die heilige Flamme soll daran gemahnen, daß der Mensch die Reinheit bewahren solle. Die Quelle also ist rein, aber im langen Fortgange der Zeit ist in den Strom des religiösen Systems viele falsche Zutbat gekommen.

Die Moral, welche von den heiligen Büchern gelehrt wird, ist groß und erhaben; sie hat ihre Geltung durch alle Zeiten behalten, aber in Bezug auf die Ceremonien ist, in Folge äußern Drangs, manches Fremdartige in den Parsikultus gebracht worden. Wir haben früher erzählt, unter welchen Bedingungen die flüchtigen Perser in Santschan Aufnahme fanden. Sie mußten sich fügen, und nachdem Menschenalter vergangen waren, verwuchs das, was von den Hindus den Parsis aufgezwungen war, allmälig mit den Volkssitten; das entlehnte Hindowesen blitzgete sich ein. Von da an hieß es: Unsere Väter haben es so gemacht, und der Asiat ist bekanntlich zu der Annahme geneigt, daß Alles recht sei, was seine Vorfahren gethan haben. Sie besaßen nur noch wenige ihrer alten heiligen Bücher, und Schriftgelehrte waren unter ihnen sehr selten. So geschah es, daß Hindubräuche einwurzelten, und daß z. B. noch jetzt Leute aus dem Volk eine Schale Oels dem Hanuman oder Blumen und Früchte dem Ocean opfern. Uebrigens gab sich der Pantschayet schon vor einem Menschenalter Mühe, derartige Bräuche zu beseitigen, aber ohne großen Erfolg, weil jahrhundertaltes Herkommen sich nicht leicht entfernen läßt. Zwangsmittel hat man nicht, möchte dergleichen auch nicht anwenden; man versucht nun durch Belehrung dem Mißbräuchen beizukommen. Ein Verein reicher und gebildeter Männer, der Rahnumat Masdiasma, d. h. die Gesellschaft für religiöse Reform, hat sich die Wiederbelebung der reinen Lehre und die gesellschaftliche Reform zu seiner Aufgabe gemacht, läßt sich durch keinen Widerstand irre machen und verbreitet gute Bücher und Flugschriften. Der gute Einfluß dieses Reformvereins ist offenbar.

Bekanntlich geht kein anderer Stand so schwer an Reformen, wie jener der Priester. So ist es auch bei dem der Parsis, unter welchem sich manche Mißbräuche eingeschlichen haben. Die wenigsten verstehen ihre gottesdienstlichen Bücher, wohl aber können sie wie Papageien die Kapitel herplappern, welche sie bei den verschiedenen Feierlichkeiten herzusagen haben. Dafür bekommen sie ihre Stolgebühren und diese bilden ihre wichtigste Einnahmequelle. Sie nähren sich vom Priesterhandwerk, und — ein arger Uebelstand und Mißbrauch — dieses Priesterhandwerk ist eine erbliche Profession! Man wird nicht Priester, weil man sich die dazu erforderlichen Eigenschaften erworben hatte, sondern weil der Vater zum Handwerk gehört. Uebrigens bleibt es dem Sohn eines Priesters unbenommen, in ein anderes Geschäft zu treten, aber ein Laie kann nicht Priester werden. So bilden die Priester der Parsis eine geschlossene Kaste. Aber eine solche Erblichkeit widerspricht den Kirchensatzungen und ist nicht in Zoroaster's Lehre begründet; der Mißbrauch hat sich im Verlaufe der Zeit eingeschlichen. Die Priester sind nun zumeist ungebildete Menschen und haben in der Gemeinde nur geringe Achtung; die Laien sind aufgeklärter und unterrichteter. Deshalb haben in den letzten Jahren mehrere Priester sich von einem Beruf abgewandt, der in Mißachtung gefallen ist. Jetzt wird nun diesen Parsipfaffen die Kultur aufgedrängt.

*) In Bombay sind gegenwärtig drei öffentliche Feuertempel, die 1780, 1830 und 1844 gebaut worden; den letztern ließ Framdschi Kowasdschi auf eigene Kosten bauen; er kostete 250,000 Rupien.

Digitized by Google

die Gemeinde verlangt ordentliche Geistliche; sie hat eine Anstalt gegründet, in welcher Zend, Pehlwi und Persisch gelehrt wird. Die Lahen bestehen darauf, daß die Geistlichen etwas lernen sollen. Und es ist um sie geschehen, wenn sie Ignoranten und Faullenzer bleiben, denn die Laien, zum Theil sehr gebildete Leute, regen sich und lesen nun selber die heiligen Bücher, theils in der Ursprache, theils in englischen Uebersetzungen mit europäischen Kommentaren. Einige wenige Geistliche machen übrigens eine ehrenwerthe Ausnahme; die große Menge ist aber noch so, wie Pfaffen eben zu sein pflegen.

Herr Dosabhoy Framdschi wirft in seinem Schlußkapitel einen Blick auf die gegenwärtige Lage der Parsis. Sie sind, sagt er, unter allen Völkern Indiens dasjenige, welches sich am meisten den Europäern anschließt und sich ihnen nähert. Sobald sie mit den Engländern in Berührung kamen und britische Unterthanen wurden, trat sofort ihr Unternehmungsgeist und ihre Energie offen zu Tage. Unter Schirm und Pflege einer erleuchteten Regierung begann die Civilisation unter ihnen aufzuleben und sie ist seitdem unter ihnen dermaßen herangewachsen, daß sie sich in jedem Jahre mehr europäisiren, und nicht etwa lediglich im Aeußern, also in Sitten und Bräuchen, sondern hauptsächlich auch in ihrem Denken und Fühlen.

Der Fortschritt zeigt sich bei ihnen nicht nur in der gesteigerten Handelsthätigkeit und in der Anstelligkeit für das Geschäftsleben, sondern auch in der Entwickelung des ganzen geistigen Treibens, in der Veredelung des Geschmacks, in den Anschauungen überhaupt. Das verspricht sehr Gedeihliches für die Zukunft; es wird nicht fehlen, daß die Parsis als das große Bindeglied zwischen der englischen Regierung und deren eingeborenen Unterthanen dastehen. Schon jetzt üben sie in dieser Beziehung einigen Einfluß. Man überzeugt sich in Indien, daß die Parsis durch ihren Unternehmungsgeist, ihr geistiges Streben und ihren energischen Fleiß den Europäern weit größere Achtung einflößten, als Andere durch orientalischen Pomp, der doch nur barbarisch ist. Durch den Einfluß der Parsis wird eine große Revolution herbeigeführt werden; die Anhänglichkeit der Parsis für die britische Regierung wird auch auf andere Inder übergehen.

Den Parsis bleibt indessen noch Vieles zu thun übrig. Aber sie haben dabei doch den Trost, daß nur wenige Vorurtheile ihnen im Wege stehen; sie kennen die allen Fortschritt hemmende Kasteneinrichtung nicht und die Religion legt ihnen kein Hinderniß in den Weg. Erziehung und Unterricht, auch des weiblichen Geschlechts, gewinnen immer größere Ausdehnung und ruhen auf sicherer Unterlage. Täglich streifen sie irgend eine Fessel orientalischer Ignoranz ab. In ihrem häuslichen Leben sind sie beinahe schon europäisirt; das Weib ist nicht Magd oder Spielzeug des Mannes, sondern dessen Lebensgefährtin, und der Parsi hat ein Familienleben, das andere Orientalen nicht kennen. Deshalb haben auch die Kinder eine andere Stellung als bei jenen.

Die Anhänglichkeit der Parsis an die britische Regierung rührt zumeist auch daher, daß sie das Wesen derselben vollständig begreifen. Sie, die so lange unter dem Druck indischer Radschas und mohammedanischer Herrscher gelebt, wissen wohl, was es heißen will, unter einer aufgeklärten Regierung zu stehen, unter welcher Leben und Eigenthum sicher sind, die den Fortschritt befördert und die Religion unangetastet läßt. Die Parsis haben für ihre Entwickelung keiner künstlichen Reizmittel bedurft; sobald ihnen die Möglichkeit gegeben war, sich zu rühren, fingen sie auch an sich zu rühren; sie gewährten dem befruchtenden Strome der Civilisation freien Eingang. Nun fanden sie auch Spielraum zur Entfaltung ihrer Talente: sie sind heute nicht mehr die Leute, die sie noch vor einem Vierteljahrhundert waren; ein neues Geschlecht ist herangewachsen; diesem gehört zu nicht geringem Theile schon die Gegenwart und die Zukunft ist ihm sicher!

Die wissenschaftlichen und praktischen Erfolge der Novara-Expedition.

Von befreundeter Hand ist uns aus Wien ein Ausbängebogen (wie wir vermuthen, aus einem demnächst erscheinenden Bande der vortrefflichen Oesterreichischen Revue) übersandt worden, welchem wir die nachfolgenden Mittheilungen entlehnen. Die Novara-Expedition ist von der Theilnahme aller Deutschen begleitet worden und sie hat die Hoffnungen, welche man von ihr hegen durfte, nicht nur erfüllt, sondern in wahrhaft glänzender Weise übertroffen. Die Ergebnisse liegen vor, der Gewinn für die Wissenschaft ist klar. Wir legen darauf einen hohen Werth, noch mehr aber auf den Umstand, daß man in Wien einen maritimen Blick hat. Allerdings ist die europäische Großmacht Oesterreich schon wegen ihrer geographischen Lage zunächst auf das große Becken des Mittelmeeres angewiesen; aber wenn sie die Bedeutung dieser Thalassa auch vollkommen begreift und mit Eifer danach strebt, auf derselben eine ihrer würdige Rolle zu spielen, so beschränkt sich sich doch nicht auf dieses Binnenmeer allein. Sie hat ein Kriegsschiff zu wissenschaftlichen Zwecken auf den Ocean gesandt und ihre Flagge unter allen Zonen mit Ehren gezeigt. Hoffentlich findet das löbliche Beispiel bald Nachahmung; es ist ja doch endlich hoch an der Zeit, daß Gesammtdeutschland nicht zurückbleibe und daß auch die schwarzrothgoldene Flagge stolz im Winde flattere. Der guten Fregatte Novara gebührt aber unbedingt der Ruhm, der Bahnbrecher und Vorläufer gewesen zu sein.

Eine Uebersicht der Leistungen ihrer Expedition liefert den Beweis, mit welchem preiswürdigen Eifer die Mitglieder derselben sich ihrer Aufgabe widmeten. Der Bericht sagt:

Sechs Jahre sind verflossen, seitdem die Fregatte Novara in einer maritimen, politischen und wissenschaftlichen Mission am 30. April 1857 den Hafen von Triest verließ. Eine großartige, unter den verschiedensten Verhältnissen durchgeführte Uebungsreise sollte den jungen Kräften unserer Kriegsmarine eine besonders günstige Gelegenheit zur praktischen Ausbildung darbieten; dabei sollte die Expedition die Flagge des österreichischen Kaiserstaats an mehreren in lommerzieller Beziehung wichtigen Punkten der Erde entfalten, wo dieselbe früher nie gewebt hatte, so wie Handelsverbindungen und Verträge mit fremden Nationen anbahnen und vorbereiten. Endlich wurde den Forderungen, welche die Wissenschaft in unserer Zeit an derartige Unternehmungen stellt, dadurch gebührend Rechnung getragen, daß mehrere Naturforscher und ein Künstler auf Kosten der kaiserlichen Regierung die Novara auf ihrer Erdfahrt begleiteten, deren Aufgabe es war, allgemein wissenschaftliche Studien und Forschungen anzustellen, Verbindungen und Tauschverkehr mit den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten in den besuchten Ländern und jenen der Heimat einzuleiten, Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu machen, deren Erwerbung wegen der Kostspieligkeit und Schwierigkeit des Transports dem mit Privatmitteln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist, so wie endlich von den interessantesten Erschei-

Digitized by Google

nungen auf dem Gebiete des Natur- und Völkerlebens Skizzen zu entwerfen.

Sowohl vom damaligen Marine-Oberkommandanten, Erzherzog Ferdinand Maximilian, welcher zuerst die Idee der Erdumsegelung eines österreichischen Kriegsschiffes angeregt hatte, als auch von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, vom Unterrichtsministerium und vom Oberstkämmereramte wurde eine Anzahl von Fachmännern bestimmt, welche sich während der Reise der Förderung der verschiedenen wissenschaftlichen Zwecke unterziehen sollten.

Man kann mit Recht sagen, die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf diese erste österreichische Erdumsegelungs-Expedition und ihre Resultate gerichtet. Nicht nur patriotische Herzen des engern Vaterlandes folgten dem kühnen Unternehmen mit Vorliebe und Begeisterung, — aus allen Theilen von Europa gab sich das regste Interesse für die Novarafahrt kund. Gelehrte aller Nationen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Holländer und Nordamerikaner betheiligten sich gewissermaßen geistig an derselben durch nützliche Winke, Rathschläge und Empfehlungen. Deutschland namentlich schenkte dem Unternehmen eine wahrhaft warme Sympathie. Der größte Denker und Forscher unseres Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, obschon zur Zeit der Abfahrt des Schiffes leidend, richtete in halber Genesung eine Anzahl weisheovoller Erinnerungen an die österreichischen Reisenden und erflehte den Segen des Himmels über dieses große und edle, zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes ausgeführte Unternehmen.

In allen Ländern, welche die Expedition besuchte, zeigte sich das gleiche erhebende Interesse. Ueberall wurde ihr der glänzendste Empfang, die ehrenvollsten Auszeichnungen, zuvorkommende Unterstützung zu Theil. Besonders aber in der Brust der auf verschiedenen Punkten der Erde zerstreut lebenden Deutschen erregte die Ankunft der Novara stets die lauteste Freude, die lebhaftesten Hoffnungen! Glaubten sie doch in dem Erscheinen des Kriegsschiffes einer deutschen Großmacht die Morgenröthe jener heißersehnten Epoche zu gewahren, wo nicht bloß der in seinen Erdtheilen lebende Engländer, Franzose oder Amerikaner, sondern auch der deutsche Ansiedler sich mit Stolz erinnern mag, daß sein Vaterland den Willen und die Kraft besitzt, ihn selbst im entferntesten Winkel der Erde zu schützen und sein gutes Recht zu vertheidigen! —

Nach einer gefahrvollen, aber ohne ernsten Unfall durchgeführten Reise, während welcher die Mitglieder wiederholt Gelegenheit hatten, die ernsthaftesten Dinge am Bord eines Schiffes, wie Drehstürme und Feuersgefahr zu erleben, aber doch von deren verwüstenden Folgen verschont blieben, kehrte die kaiserliche Expedition am 26. August 1859 wieder glücklich in die Heimat zurück. Sie hatte Gibraltar, Funchal (auf Madeira), Rio de Janeiro, Simonstown (Kap der Guten Hoffnung), St. Paul und Amsterdam, Ceylon, Madras, die nikobarischen Inseln, Singapore, Batavia, Manila, Hongkong, Macao, Canton, Schanghai, Pinyniper (Karolinen-Archipel), Sikayana (Stuarts-Inseln), Sydney*) (Australien), Auckland (Neuseeland), Papeete (auf Tahiti), Valparaiso und Santiago de Chile besucht, im Ganzen 51,686 Seemeilen zurückgelegt, 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker zugebracht.**) Die Gesammtsumme der Auslagen, einschließlich der Kosten der Ausrüstung des Schiffes und dessen Herstellung für die Zwecke der Expedition, betrug 616,560 Gulden österr. Währung.

Ungeachtet des Nachtheils, in welchem sich der Reisende bei einer Erdumsegelung im Vergleich mit einer nach einem einzigen Brennpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit gerichteten Expedition befindet, und obschon es für naturforschende Zwecke weit weniger lohnend ist, die verschiedensten Länder und Völker in fünf Welttheilen flüchtig zu besuchen, als sich in das Studium eines einzigen beschränkten Gebietes zu vertiefen, ist dennoch das mitgebrachte naturhistorische und literarische Material überaus reich und mannichfaltig ausgefallen.

Die vom Befehlshaber der Expedition, Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, und den Marine-Offizieren am Bord der Fregatte so wie auf dem Lande ausgeführten Arbeiten umfassen: astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen, geographische Ortsbestimmungen so wie geodätische Aufnahmen, und bilden als nautisch-physikalischer Theil eine besondere Abtheilung der wissenschaftlichen Publikationen der Novara-Expedition.

Die zoologischen Sammlungen, welche von den beiden Zoologen theils selbst gemacht, theils geschenkt oder angekauft wurden, bestehen aus: 320 Säugethieren, 1500 Vögeln, 950 Amphibien, 2000 Fischen, 6550 Conchylien, 13,000 Insekten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthieren, 60 Skeletten, 60 Schädeln, 120 Nestern und 250 Eiern.

Die botanische Ausbeute besteht aus umfangreichen Herbarien und werthvollen Samereien (mit besonderer Berücksichtigung der für die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Kronländer des Kaiserstaats sich eignenden Nutzpflanzen); aus einer großen Anzahl in Essigsäure und Weingeist aufbewahrter Frucht- und Blütenstände tropischer Pflanzen, so wie aus indischen, chinesischen und chilenischen Drogueu und zahlreichen Proben von Zier- und Nutzhölzern. Mit den niemals vorher in so großen Quantitäten nach Europa gebrachten Blättern der peruanischen Cocapflanze (Erythroxylon Coca) wurden von Wöhler in Göttingen chemische Untersuchungen in großartigem Maßstabe angestellt, welche die Entdeckung mehrerer neuer organischer Basen, wie Cocain, Cegonin und Hygrin, zur Folge hatten. Weitere Versuche sind noch in vollem Zuge, welche namentlich mit dem Cocain von Dr. Schroff auch auf pharmakognostische und physiologische Experimente ausgedehnt werden sollen.

Die mineralogischen, petrographischen und paläontologischen Sammlungen enthalten von sämmtlichen besuchten Gegenden Suiten an Mineralien, Gebirgsarten und Petrefakten, welche sich auf mehrere tausend Stück belaufen, und theils von Dr. Hochstetter selbst gemacht, theils von wissenschaftlichen Instituten und Privatpersonen geschenkt oder durch Ankauf erworben wurden. Dieselben sind namentlich in Folge des verlängerten Aufenthalts des Geologen der Expedition auf Neuseeland mit einer werthvollen Sammlung von Resten der ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands (Palapteryx ingens, Dinornis elephantopus, D. dediformis etc.) bereichert worden.

Die ethnographische Sammlung enthält 376 Gegenstände: Waffen der verschiedensten und seltsamsten Art, Haus- und Arbeitsgeräthe, Ornamente, Amulete, Schnitzereien, Idole, Gesichtsmasken, Kleidungsstücke, Gewebe, Stoffe und Baumrinde. Musikinstrumente, singhalesische und chinesische Manuskripte, Schriftfragmente auf Palmenblättern, auf Bambusrohr und Baumrinde geschrieben; — alles Gegenstände, von denen einzelne der Kulturwissenschaft die letzten Beweise primitiver Kunstfertigkeit liefern dürften, welche sich seit dem häufigern Kontakt der wilden

*) Es ist entschieden unrichtig, Sidney zu schreiben, wie im Reiseberichte der Novara und auch in Hochstetter's Werk über Neuseeland immer geschieht: Die Stadt heißt Sydney.

**) Zwei Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission trennten sich im Stillen Ocean im Interesse ihrer Studien von der Expedition und kehrten auf verschiedenen Wegen an Bord von englischen Dampfschiffen nach Europa zurück. Dr. Hochstetter schiffte sich in Auckland auf Neuseeland ein und verblieb noch neun Monate auf dieser wichtigen Insel, von welcher er mehrere Provinzen geologisch untersuchte. Dr. Scherzer verließ die Fregatte in Valparaiso und schlug den Heimweg über Lima, Panama und Westindien ein. Die Reisen beider Forscher wurden hauptsächlich in der Absicht unternommen, um über die besuchten Länder neue Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und die Resultate der kaiserlichen Expedition mit interessanten Thatsachen zu bereichern.

Digitized by Google

Völker mit Europäern immer mehr verliert und in den meisten großen Kolonien schon als gänzlich erloschen zu betrachten ist.

Die anthropologische Sammlung zählt über 100 Schädel, so wie Kopfhaare der verschiedenen Menschenrassen; ferner das vollständige Skelet eines Buschmanns aus der Kapkolonie und eine Anzahl physiologischer und pathologisch-anatomischer Präparate.

Außer diesen großartigen naturhistorischen Schätzen, welche dermalen provisorisch in einem Gebäude des k. k. Augartens in Wien zur freien Beschäftigung aufgestellt sind und außer ihrem hohen wissenschaftlichen Interesse zugleich einen materiellen Werth von mindestens 50 bis 100,000 Gulden repräsentiren, haben die einzelnen Mitglieder auch neue Kenntnisse über die todte und organische Natur, über Menschenrassen, über Sitten und Sprachen gesammelt, und gleichfalls ein ebenso reichhaltiges als kostbares literarisches Material mitgebracht. Ein Jeder war redlich bemüht, das in ihn gesetzte Vertrauen durch seine Leistungen zu rechtfertigen und nach seinem besten Können und Vermögen zum Gelingen des großen vaterländischen Unternehmens beizutragen.

Der beschreibende Theil der Reise, welcher gewissermaßen nur als Vorläufer der eigentlichen streng wissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten ist, wurde schon bald nach der Rückkehr der Fregatte Novara von Dr. Karl v. Scherzer auf Kosten der Kriegsmarine ausgearbeitet und liegt in drei großen, mit zahlreichen Illustrationen gezierten Oktavbänden beendet vor. (Das Werk wurde mit lebhafter Theilnahme aufgenommen; noch vor Ablauf eines Jahres wurden 3000 Exemplare vergriffen und demnächst wird eine neue Auflage, eine „Volksausgabe" erscheinen. Es ist auch in englischer, italienischer und französischer Uebersetzung erschienen. Diese Arbeit Scherzer's hat also die ihr gebührende Anerkennung von vornherein gefunden.)

Wir erfreuen uns dem uns übersandten Berichte, daß man auch ernstlich an's Werk gegangen ist, die speciellen wissenschaftlichen Ergebnisse in systematischer Weise zu veröffentlichen. Es wird auf Kosten des Staats unter Leitung der Akademie der Wissenschaften geschehen, und der Kaiser hat dafür eine Summe von 80,000 Gulden angewiesen. Die akademischen Ausschüsse, welche die Arbeiten übernommen haben und die Veröffentlichung leiten werden, bestehen aus Fachmännern von Ruf und Gediegenheit. Der Bericht äußert:

Die sämmtlichen wissenschaftlichen Publikationen der Novara-Expedition werden aus ungefähr 15 Quartbänden mit circa 300 Tafeln und Kartenbeilagen bestehen, und in folgende Abtheilungen zerfallen:

I. Nautisch-physikalischer Theil: 1 Band, welcher sämmtliche während der Reise angeführte astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen und geodätische Arbeiten umfaßt und vom Chef der Expedition, Contre-Admiral Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, unter Mitwirkung des Hydrographen und Expeditionsmitgliedes Robert Müller, so wie anderer Mitglieder der hydrographischen Anstalt der Kriegsmarine in Triest bearbeitet wird.

II. Zoologischer Theil: circa 5 Bände (250 Druckbogen) mit 80 Tafeln, unter der Redaktion der Herren Dr. C. Felder, G. v. Frauenfeld, Professor Kner und Dr. Redtenbacher.

III. Botanischer Theil; 2 Bände (100 Druckbogen) mit 100 Tafeln, unter der Redaction des Professors E. Fenzl und Dr. S. Reissek.

IV. Geologisch-paläontologischer Theil: 2 Bände (50 Druckbogen) mit 50 Tafeln und einem Atlas von Professor Dr. v. Hochstetter, unter Mitarbeitung von Dr. Hörnes und Bergrath F. v. Hauer.

Der erste Band dieses Theils wird hauptsächlich die vulkanischen Erscheinungen im Allgemeinen, die Korallenbildungen, die Bodenbewegungen im Gebiete des Stillen Oceans, die tertiären Schichtenkomplexe der nikobarischen und Sunda-Inseln, die Steinkohlenablagerung von Australien und die Art des Vorkommens des Goldes im sünften Welttheile behandeln. Der zweite Band wird die physikalisch-geographischen und geologischen Forschungen des Dr. Hochstetter auf der Insel Neuseeland, so wie die Beschreibung der von ihm mitgebrachten fossilen Pflanzen- und Thierreste umfassen. Diesem Theile wird auch eine große Anzahl von Dr. Petermann in Gotha ausgeführter topographischer und geologischer Karten und lithographirter Tafeln beigegeben werden.

V. Statistisch-commercieller Theil: 1 Band von 60 Druckbogen und 5 bis 6 Kartenbeilagen, von Dr. Karl v. Scherzer bearbeitet. Dieses hauptsächlich einen praktischen Zweck anstrebende Werk soll dem Kaufmanne wie dem Industriellen eine möglichst klare Skizze geben von den physischen und politischen Verhältnissen der besuchten Länder, von den wichtigsten Bodenerzeugnissen und Handelsartikeln, von dem Kulturzustand und den Bedürfnissen der Eingeborenen, von der jährlichen Handelsbewegung und den bestehenden Verkehrsmitteln; es soll sie bekannt machen mit den landesüblichen Maßen, Münzen und Gewichten, den herrschenden Usancen, den muthmaßlichen Aussichten, welche sich der Einführung österreichischer Fabrikate bieten dürften, und ein Verzeichniß der wichtigsten Handelsartikel der Erde mit ihren verschiedenen populären und wissenschaftlichen Benennungen enthalten. Zugleich soll das Werk kurze Monographien über die bedeutendsten Kolonialpflanzen, über ihre gesammte Produktion und Konsumtion, über die mögliche Ausdehnung ihrer Kultur u. s. w. bringen. Ebenso sollen der hochwichtigen Angelegenheit der deutschen Auswanderung, so wie der Frage der Deportation zwei besondere Abhandlungen gewidmet werden.

VI. Ethnographischer Theil: 1 Band mit 60 Druckbogen und 15 bis 20 Tafeln, von Dr. Karl v. Scherzer im Vereine mit Professor A. Boller und Dr. Fr. Müller bearbeitet. Dieser Theil soll ein umfassendes Bild der verschiedenen von der Expedition besuchten Menschenrassen entwerfen, daher Alles vereinigen, was sich auf deren Geschichte, Sprache, Gebräuche, Sagen und Lieder, Regierungsform, sittliche und religiöse Zustände, Lebensgewohnheiten, Nahrungsmittel, Beschäftigung u. s. w. bezieht. Auch sollen diesem Band an 40 Wörterverzeichnisse von Idiomen, theils wilder, theils halbcivilisirter Völker, so wie eine Karte über die Verbreitung der verschiedenen Rassen und der wichtigsten Nahrungsmittel auf der Erde beigegeben werden.

VII. Anthropologischer Theil: 1 Band, 50 Druckbogen mit circa 50 Tafeln. Diese Abtheilung wird sich hauptsächlich mit der Beschreibung der von der Expedition mitgebrachten Rassenschädel, sowie mit dem während der Reise bei den interessantesten Menschenstypen angewendeten anthropometrischen System und den bisherigen Resultaten befassen beschäftigen. Da an jedem einzelnen Körper 78 Messungen vorgenommen und diese über mehrere hundert Individuen der verschiedensten Rassen angestrebt wurden*), so dürfte die Bearbeitung des mitgebrachten Materials sowohl für die anthropologische Wissenschaft, als auch für die graphische Darstellung manche neue und werthvolle Thatsachen und Anhaltspunkte liefern.

*) Zu vergleichen die in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, III. Jahrgang 1859, niedergelegte Abhandlung: „Ueber Körpermessungen als Behelf zur Diagnostik der Menschenracen." Noch wenige Monate vor seinem Tode, im Januar 1859, sprach sich A. v. Humboldt in einem Schreiben an Hofrath W. Haidinger in Wien äußerst wohlwollend zur theilnehmend über diese Arbeit aus, und nachdem er auf die hohe Bedeutung von Körpermessungen für die Diagnostik der Menschenracen hingewiesen, machte der greise Forscher die interessante Bemerkung: „Sonderbar genug hat bei Eintheilung der Racen bisher gerade das unwichtigere Kennzeichen der Hautfarbe die Naturerklärer am meisten geleitet: die schwarze Menschenfarbe in Afrikanern, Negritos, Papuas und Polynesiern war aber nicht der ganzen weißen Race eigenthümlich. Cimbren waren nicht weiß wie Italiener. Das geographische Wort „kaukasische Race" hat viel Uebel angerichtet." Auch der im September 1861 auf Veranlassung von Professor R. Wagner um Dr. Baer in Göttingen abgehaltene Anthropologen-Congreß hat dem obige System zur Benutzung für weitere Messungen als das umfassendste empfohlen.

Digitized by Google

VIII. Medicinisch-pharmakognostischer Theil: 2 Bände, etwa 50 Druckbogen. Von diesem Werke ist der erste Band, 37 Bogen stark, vom Korvettenarzte Dr. Eduard Schwarz bearbeitet, bereits vor Jahresfrist erschienen. Derselbe schildert die hygienischen Verhältnisse des Seefahrers im Allgemeinen, den Einfluß der Lokalität, der Kost, der Beschäftigung, des Klimas, der Schiffsbewegung; die wichtigsten chirurgischen und medicinischen Fälle am Bord, so wie Krankheiten wie Skorbut und Hemeralopie, deren Lokalität des Zustandekommens vorzüglich die See ist; Nikobarenfieber, Dysenterie und endemische Kolik; endlich enthält das Schlußkapitel eine ziemlich umfassende Instruktion für den reisenden Arzt. —

Wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Werke der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereichen werden.

Ein Jahr zu Beresof in Westsibirien.

Der berefofer Kreis. — Die polnischen Frauen und ihr Charakter. — Die klimatischen Extreme in Sibirien. — Die Stadt Beresof. — Erinnerung an Fürst Menschikoff und Graf Ostermann. — Die Verbannten. — Semmermonate. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Hospitien — Samojeden vom Eismeer. — Kobjesk. — Die Ostjaken. — Winterkälte. — Die Kräben als Frühlingsboten. —

Beresof liegt am untern Obi, im Lande der Ostjaken. Es ist ein trübseliger Ort im hohen Norden, unter 63° 56′ N. Br., in öder Gegend, nach dem Eismeere hin. Die russische Regierung hat dorthin seit anderthalbhundert Jahren manche Patrioten und manche Verbrecher geschickt; dort, in der Verbannung, waren sie ungefährlich. Wie viele Seufzer sind dort ausgestoßen, wie viele Thränen geweint worden! Und wie würde die Nachtseite des menschlichen Gemüthes verwortreten, wie ergreifend müßte unsere Theilnahme für die Tausende von „Verschickten" oder „Unglücklichen" sein, wenn wir psychologische Annalen von Beresof hätten!

Der Beresofer Kreis hat den größten Umfang unter allen westsibirischen, und die beträchtlichere Hälfte desselben liegt im arktischen Erdgürtel. Dieser nördliche Theil ist eine Moorwüste, eine mit Filzen und Moosen überdeckte, nasse Steppe, kahl und nie frei von Eis. Im Süden dagegen dehnen sich unabsehbare Wälder aus, in denen man Fichten, sibirische Cedern, Lärchen, Espen und Weidenbäume findet. Sie werden von Wogulen, Ostjaken und Samojeden durchzogen, und durch dieser Waldeinöden bahnt sich der majestätische, fischreiche Obi seinen Weg zum Eismeere.

Die Hauptstadt ist von St. Petersburg 4073, von Moskau 3352 Werst entfernt, und sie gilt für einen der härtesten Verbannungsorte. Aber man kann dorthin noch mit Postpferden gelangen; weiter nach Norden hin giebt allein das Renuthier die Zugkraft her, z. B. bis Odorsk, 66½° N. Br., wo die Samojeden ihren Tribut in Pelzwerk abliefern, während die Ostjaken ihren „Jassak", das heißt die Abgabe an die Regierung, in Beresof entrichten.

Unter Kaiser Nikolaus sind viele Polen und Polinnen nach Beresof in die Verbannung geschickt worden. Wir haben neulich (Globus IV, S. 191) mehrere Urtheile über die polnischen Männer zusammengestellt, und wollen hier ein solches über die polnischen Frauen hinzufügen. Der Mann, welcher dasselbe ausspricht, ist der Pseudonymus Schedo-Ferrotti, ein sehr gründlicher Kenner aller slawischen Verhältnisse, der eben jetzt wieder eine Schrift über die polnische Frage veröffentlicht hat.

Er ist der Ansicht, daß bei den Slawen die Frauen den Männern überlegen seien, und namentlich bei den Polen in eminentem Grade. Die Polin, sagt er, ist vor allen Dingen eine glühende Katholikin und ihr Glaube ist aufrichtig. Sie hat volles Vertrauen zu ihrem Beichtvater, auf ihn hört sie, ihm folgt sie blindlings; er ist der einzige Mann, den sie nicht zu beherrschen versucht, welchem sie Einfluß auf sich gestattet. Im Uebrigen giebt die Polin ihre Souverainetät niemals auf; in dieser Beziehung sind alle einander gleich, gleichviel, ob sie sonst tugendhaft oder leichtsinnig sein mögen. Jede übt fortwährend einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Männer.

Neben der religiösen Andacht stehen bei der Polin die patriotischen Gefühle; sie hofft auf den endlichen Triumph der Sache Polens, auf die Macht und den Ruhm ihres Vaterlandes. Sie predigt gegen die Moskowiter, fanatisirt die Jugend und treibt diese zum Aufstande. Polen soll als Apostel für die Verbreitung der heiligen katholischen Kirche wirken. Bei der Polin gehen die Ideen vom polnischen Vaterland und katholischem Kultus in einander über. Aber diese Polin unterliegt dem physischen Gesetze, welches die Auffassung des Weibes bestimmt, das heißt: auch bei ihr wird das Urtheil von der Einbildungskraft bestimmt und beherrscht; sie gehorcht den Wallungen des Herzens weit mehr als den Geboten der Vernunft. Ernstes Nachdenken ist ihr zuwider; in ihren Beweisführungen schreitet sie sprungend und blitzend voran; sie setzt, ohne Zusammenhang, den Gründen eine Autorität und der logischen Beweisführung eine ihr genehme Bebauptung entgegen. Sie ist überhaupt weit mehr poetisch als logisch, sie mischt in Alles Leidenschaft, sieht nur die poetische Seite an den Dingen und in Bezug auf geschichtliche Ereignisse hat sie Sinn und Neigung nur für dramatische Effekte. Sie macht auch Politik nur mit dem Herzen und der Einbildungskraft. Ihrem Wesen und ihren Neigungen entspricht nicht ein geistig bewegtes Leben, wenn es voll Mühe und Arbeit sein muß; eine friedliche aber einförmige Existenz paßt nicht zu dem Ideale, welches sie verfolgt. Die bei den Weibern obnehin vorwaltende Neigung, die Fragen zu personificiren und sich mit den Gegenständen ihrer Theilnahme zu identificiren, tritt gerade bei der Polin sehr stark hervor.

Wir geben diese Charakteristik, weil die nachstehenden Mittheilungen von einer polnischen Dame herrühren, welche als Gegnerin der russischen Herrschaft nach Beresof verbannt wurde. Diese Frau, Eva von Felinska, war die Mutter des Erzbischofs von Warschau, Felinski. Sie ertrug in den Einöden Sibiriens ihr hartes Geschick mit Würde und Ergebung; faßlich kiefert das Tagebuch, welches sie geführt hat, einen schönen Beweis. Wir wollen aus demselben Allerlei, das sich auf das Leben und Treiben in Beresof bezieht, mittheilen.

Frau von Felinska wurde am 11. März 1839 als „zu Verschickende" in einen Schlitten gesetzt und über Tula, Nischni-Nowgorod und Kasan nach Perm gebracht. Von da ging die Reise über Katharinenburg durch das Uralgebirge und weiter nach Tobolsk am Irtysch. Auf diesem Flusse, welcher jenseit des 60. Breitengrades in den Obi mündet, wurde sie eingeschifft und gelangte am 31. Mai nach Beresof, das an der Sosta, einem Nebenflusse des Obi, liegt. Vom Wasser aus sah sie zwei „schismatische" Kirchen und ein großes gelb angestrichenes Gebäude auf einer Anhöhe; die Häuser unten am Wasser bieten einen ärmlichen Anblick dar. Rings um den Ort liegt Cedernwald; auf den Straßen war es lebhaft. Der Verbannten wurden in einem ansehnlichen Hause zwei wohnliche Zimmer angewiesen. Sie richtete sich ein, so gut sie konnte, und es scheint ihr, was die äußeren Dinge angeht, recht erträglich gegangen zu sein. Die Hauswirthin war eine einfache, gastfreie Frau und ließ es an freundlicher Aufmerksamkeit nicht fehlen.

In jenen hohen Breiten berühren sich die klimatischen Extreme:

Digitized by Google

Alles ist rascher Uebergang, und von einem Frühling in unserm Sinne keine Rede. Heute muß man sich dicht in einen Pelzmantel wickeln und morgen trägt man leichte baumwollene Kleider. Im Mai geht die Sonne kaum unter, sie schießt glühende Strahlen herab; sie erwärmt den Menschen nicht, sie brennt. Und doch ist diese Gegend nicht ohne einige Anmuth; die Birkenbäume prangen in mitdem aber saftigem Grün; die Erdoberfläche ist nicht mehr mit Eis bedeckt und rasch mit Pflanzen geschmückt; aus dem Ueberschwemmungswasser der Soswa gucken die grünen Köpfe der Weiden hervor. Beresof selbst ist in Stufen auf einem steilen Hügel. Ein sinniges Gemüth kann der ganzen Scenerie etwas Poetisches abgewinnen, aber ein melancholischer Zug spielt doch immer in dasselbe hinein. Einen heitern Anblick gewähren übrigens die vielen bewimpelten Schiffe, welche sich anschicken, den Strom dinabzufahren und in den obischen Meerbusen hineinzusteuern, wo die Fischerei einen guten Ertrag gewährt. Auch der Kosak, in dessen Hause Frau von Felinska wohnte, war Fischer.

Am 5. Juni wurde ein Nordwind mit Wohlgefallen begrüßt, denn er milderte die drückende Hitze ein wenig und vertrieb die Mücken. Die Verbannte ging aus, um sich die Umgebungen der Stadt näher anzusehen. Die Straßen sind nicht gepflastert; wenn es regnet oder der Fluß über die Ufer getreten ist, gelangt man auf Brettern von einem Hause zum andern. Vom Fahren kann keine Rede sein; Buden, Waarenläden und Markt fehlen; aller nothwendige Lebensbedarf kommt von Außen her. Das Land ist mehr für Bären, Eichhörnchen und Fische als für Menschen geschaffen. Die paar Hundert Häuser, aus welchen der Ort besteht, sind aus Holz aufgeführt, die beiden Kirchen aus Bruch- und Ziegelsteinen, und zwar recht geschmacklos. Die eine derselben, Sarutschaina, liegt sehr hübsch an einem Haine von Lärchenbäumen, welche bei den Ostjaken in hohen Ehren gehalten werden. Bei der zweiten Kirche, der Spaska, befinden sich zwei Friedhöfe: der eine für die Reichen und Ehellente bestimmt, der andere für die Armen. Auf dem erstern liegt Alexander Mentschikoff begraben, der Günstling Czar Peter's, und zwar in voller Staatskleidung, denn das war Brauch. Einige Jahre vor der Ankunft der Frau von Felinska war das Grab geöffnet worden. Man fand den Körper und die Kleidung unversehrt, und das erklärt sich, weil der Sarg von Eis umgeben war. Der Erdboden thaut auch im Sommer nur ein paar Fuß tief auf. Menschikoff wurde wieder beigesetzt und mit steinharten Eisblöcken umgeben, und so wird er Jahrhunderte hindurch unversehrt dalagen. Ueber dem Grab erhebt sich nun ein kleiner, mit einem hölzernen Geländer umgebener Hügel; aber eine Grabschrift hat es nicht. Bis zum Jahre 1798 stand das kleine Haus, in welchem der einst allmächtige Halbbarbar wohnte; damals brannte es ab. Die Leute in Beresof erzählen, Menschikoff sei fromm und Kirchenältester der Spaska-Gemeinde geworden; er war freundlich, für Jedermann zugängig und arbeitete mit Art und Hacke wie ein Tagelöhner. Auch ein Fürst Dolgorucof und Graf Ostermann sind in Beresof als Verbannte gestorben und auch von ihnen ist keine Spur übrig geblieben.

Die Kosaken, welche in Beresof, einer durchaus friedlichen Stadt, Gendarmeriedienste versehen, werden wenig in Anspruch genommen und können in aller Muße Kleinhandel und sonstige Beschäftigungen treiben. In einigen Häusern kann man Kattun, Thee, Zucker und Süßigkeiten zu Kauf bekommen, aber die Einwohner versorgen sich zumeist an Bord der Schiffe mit allem Nöthigen.

An heißen Frühjahrstagen verspürt man einen fast unwiderstehlichen Reiz, im Schatten des Waldes Kühlung zu suchen, aber man darf sich wegen der entsetzlichen Schnaken nicht dorthin wagen, wenn man nicht eine Haarmaske vor's Gesicht und um den Hals dicke Tücher bindet; die Hände muß man in Pelzhandschuhe stecken, und trotz aller dieser Vorkehrungen wird man doch von den Blutsaugern gepeinigt.

Frau von Felinska machte mit einigen Beresofer Frauen Bekanntschaft und fand dieselben recht umgänglich. Einzelne Familien waren ganz europäisch eingerichtet und mit allen Bequemlichkeiten umgeben. Es fehlt nicht einmal an Luxus in diesem fernen Norden.

Am 12. Juni schreibt die polnische Dame: — Die Hitze ist geradezu entsetzlich, die Luft glüht; ich mag nicht aus meinem Zimmer gehen. Kein Thau, kein Lüftchen am Morgen oder am Abend! Die Sonne geht nur auf eine kurze Zeit unter; wir haben vier und zwanzig Stunden bellen lichten Tag. Das greift den ganzen Menschen an; man fühlt sich träg und gedrückt, ist gleichsam willenlos und denkt kaum an etwas Anderes als an Wassertrinken. Aber selbst ein eiskalter Trunk erquickt nicht.

Der ausgedehnte Bezirk Beresof hat kaum fünfzehntausend Einwohner und nur spärlichen Ackerbau. Nur in Beresof werden Kohl, Radieschen und Rüben gezogen, sonst nirgends. Die Hitze ist so heftig, daß Gemüse nicht gedeihen; Kartoffeln kommen, aber auch nur in geringer Menge, aus dem Süden her.

Für eine so entlegene Ortschaft ist die Bevölkerung bunt genug; ich habe sogar Kalmücken gesehen. Die Kosaken sind träg und faul, weil sie wenig oder gar nichts zu thun haben. Dabei ist ihr ganzes Wesen weibisch geworden. Ich war Zeuge, daß ein zwanzigjähriger Kosak wie ein Kind weinte, und weshalb? Weil man ihm seinen Thee eine Viertelstunde später als gewöhnlich gebracht hatte.

Was sollen die Leute auch arbeiten? Ackerbau bleibt außer Frage und Gewerbe treibt man nicht. Wild und Fische sind in Menge vorhanden und der Handel erfordert keine Anstrengung; obnehin ist er gering.

Am 1. Juli. Vom Eismeere kommen Windstöße herüber. Dadurch werden wohl die Schnaken vertrieben, aber nicht die Beißfliegen, die beinahe eben so schlimm sind. Indessen haben wir einen Spaziergang in den Wald und an den Fluß gemacht, um die Ostjaken in ihren Hütten zu betrachten. In diesen letzteren leben und sterben sie. Es herrscht in diesen armseligen Wohnungen eine solche Unsauberkeit und ein so böser Geruch, daß wir kaum eine Minute darin ausdauern konnten. Die Bekleidung, welche der Ostjak zunächst am Leibe trägt, besteht aus einem dicken Ueberzuge von Fell; darüber zieht er dann eine Rentthierhaut. Er verzehrt Fische und Fleisch in rohem Zustande; gern ißt er auch den Abfall aus den Beresofer Küchen, den er in Einern aus Baumrinde sammelt.

Am 6. Juli. Die Hitze ist so mäßig noch drückender und ungemein schwül. Ich glaube, daß ein Ungewitter heraufzieht. —

Nun ist es da; wir haben Donner und Blitz und der Regen fällt in Strömen herab. Unser ganzes Haus zittert. Die Kosakenfamilie liegt auf den Knieen und betet zur heiligen Jungfrau.

Am 11. Juli. Beim Bürgermeister war große Gesellschaft; man hatte uns eingeladen. Die gute Sitte will, daß man eine zweite ausdrückliche Einladung erwartet, ehe man hingeht. Wir erhielten dieselbe um sieben Uhr Abends und erschienen um zehn Uhr. Im ersten Zimmer spielten die Herren Boston und tranken viel Punsch, in einem zweiten Zimmer saßen die Damen. Bei ihnen zeigt der Kopfputz den Rang an, welchen sie in der Gesellschaft einnehmen; die privilegirte Klasse trägt nämlich reich verzierte Mützen, die geringere ein sehr geschmackvoll um das Haupt gebundenes Tuch. Aber trotz dieser künstlichen Unterscheidung herrscht wirkliche Gleichheit.

Die Tische waren mit Süßigkeiten, eingemachten Früchten und Zirbelnüssen reichlich besetzt; man trank viel Thee, aber auch Kaffee fehlte nicht, er gilt aber hier für einen ganz besondern Leckerbissen. Männer und Frauen kommen in der Gesellschaft kaum in Berührung mit einander; auch die letzteren spielen Boston oder knappern den ganzen Abend an Nüssen herum. Darin besteht ihr Zeitvertreib, denn eine Unterhaltung kennt man nicht. Um zwei Uhr früh setzten wir uns zu Tisch; alle Gerichte wurden kalt aufgetragen, nur eine Schüssel mit Pirogis machte eine Ausnahme. Es war kein Mangel an Ochsen- und Rennthierzungen, marinirten Schinken aus Tobolsk, Spanferkeln und fetten Gänsen; dazu kamen noch Koteletten und Wildpret mit Zucker, Zwiebeln und Pflaumen,

Digitized by Google

ein ganz schreckliches Gericht, von dem ich keinen Bissen hinunter bringen konnte; den dritten Gang bildete ein gebratenes, mit Wildpretschinken belegtes Kalb; hinterher trug man Reis und verschiedene wohlschmeckende Gallerte auf. Das Ganze war ein homerisches Gastmahl, welches mit Tpegar beschlossen wurde. Dieses Getränk besteht aus Cognac mit Himbeer- und Stachelbeersaft nebst Zucker.

Am 13. Juli wohnte ich einer Hochzeit bei. Das junge Paar begiebt sich für gewöhnlich zu Fuß in die Kirche, aber diesmal fand eine Ausnahme Statt, denn die Braut saß auf einem mit Teppichen belegten Karren, der von ein paar Männern gezogen wurde; der Bräutigam war vorher nach der Kirche gegangen und empfing dort seine Zukünftige. Inmitten des Kirchenschiffes stand ein Altar; der Priester las Gebete, der Küster sang ein Lied, welches die Pflichten der Ehe einschärft, dann wurden die Ringe gewechselt und der Gatte setzt der jungen Frau einen Blumenkranz auf. Das Paar geht nachher drei Mal um den Altar herum, umarmt sich dann, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende.

Gegen Ende des Juli macht sich schon der Herbst bemerkbar. Die Blätter werden gelb und Nachts fällt Reif, der die Blumen tödtet. Ich ging noch einmal in den Wald, an einen Bache hin, aber ich verirrte mich. Während ich den Weg suchte, traf ich zwei Ostjaken, die eben gottesdienstliche Gebräuche verrichteten. Sie standen vor einem Lärchenbaume, fielen dann zur Erde nieder und bewegten Arme und Beine in epileptischen Zuckungen, gleichsam als ob sie besessen wären. Die russische Regierung hat zwar solche heidnische Bräuche den Ostjaken verboten, weil diese sich äußerlich zum Christenthume bekennen; sie werden aber stets bleiben, was sie im Innern einmal sind, ächte Heiden. Mir war bei der Sache nicht wohl zu Muthe, denn wer stand mir dafür, daß jene beiden Männer mir den Garaus machten; alsdann brauchten sie keinen Verrath zu fürchten. Aber sie ließen mich ruhig meines Weges ziehen. —

Das Wetter ist nun düster und regnig, die Tage werden kürzer, und es ist mir sehr willkommen, daß ich eine Bibliothek ausfindig gemacht habe. Ein hierher verbannter Pole hat sie der Stadt vermacht; sie enthält russische, polnische, deutsche und französische Werke.

Es sind Sammlungen vom Eismeer angekommen, um Brannteein einzukaufen. Ihr Buchs ist höher als jener der Ostjaken; Auge und Haar ist schwarz, aber der Kopf, bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, kahl geschoren; das Barthaar kaufen sie aus, sobald es zum Vorschein kommt. Sie tragen Kleider aus Rennthierfellen. Bei den Frauen bemerkte ich Gürtel von vergoldetem Kupfer und farbige Glasperlen und Armbänder über den Kniekehlen.

Wir haben Nachtfröste wie in Polen zur Decemberzeit. Die Fischer kommen aus dem Obischen Meerbusen mit voller Fracht zurück und es sind Tobolsker Kaufleute hier, um ihnen ihre Waare abzukaufen. —

Das Kohlfest, welchem ich beiwohnte, wird alljährlich zu derselben Zeit gefeiert. Jede Familie schneidet Kohl ein, der mit Salzlagen überdeckt und für den Wintergebrauch in den Keller gestellt wird. Abends wird getanzt, aber ohne Musik. Manche Männer vertreiben sich die Zeit auf der Bärenjagd, bei welcher ein großes Messer die Hauptrolle spielt; der Jäger geht mit demselben gerade auf das Thier los und stößt es ihm in den Leib. Die Ostjaken schneiden ihm die vier Tatzen ab und weihen sie ihren Gottheiten; sie glauben damit vergossenes Blut sühnen zu können.

— Es ist nun Herbst geworden und Schnee bedeckt weit und breit das Land. Den weitem gehen nehmen sich die Menschen aus wie das liebe Vieh, denn sie stecken vom Kopfe bis zum Fuß in Rennthierfellen, deren Haar nach außen gekehrt ist. Diese Tracht gleicht jener der Ostjaken, ist aber für dieses Winterklima ganz zweckmäßig, besteht aus zwei Theilen, einer Malya und einer Parka, und es steckt der ganze Mensch darin. Nur für Augen, Mund und Ohren sind Oeffnungen gelassen, und das Ganze wärmt dermaßen, daß man mit solcher Umhüllung jeder Kälte Trotz bieten kann. Die Leute sind an hohen Frostgrad gewöhnt, und wenn Lippen und Ohren etwa erfrieren, so reiben sie dieselben mit kaltem Branntwein und die Sache hat weiter keine nachtheiligen Folgen.

Die Ostjakinnen tragen sich im Winter genau so wie ihre Männer, aber haben noch einen Schleier vor dem Gesicht, den sie in Gegenwart ihres Schwiegervaters und ihrer Schwäger nie lüften, während jeder Fremde sie unverhüllt sehen kann. Sie flechten das lange schwarze Haar in Zöpfe und lassen diese lang herabfallen. Ganz unten an diesen perlengeschmückten Zöpfen hängen silberne Münzen von der Größe eines Thalers. Im Sommer hat die Ostjakin einen Unterrock von rother oder überhaupt schreiender Farbe; das Mieder ist mit Schellen oder Glöckchen besetzt, und als Oberkleid dient ein großes rothes, blaugerändertes Schleiertuch, das den ganzen Körper umspannt. Sowohl Männer als Frauen tättowiren sich.

Ein heirathslustiger junger Ostjak wendet sich zunächst an die Eltern seiner Auserwählten, zahlt ihnen eine Kaufsumme, welche seinen Vermögensverhältnissen entspricht, und hat dann ein Recht, das Mädchen zu entführen. Aber die Bräute sind billig, man kann dergleichen schon für den Werth von zwei Thalern kaufen; manche kosten aber viel, nämlich fünf und zwanzig bis dreißig Thaler! Gewöhnlich unterwirft sich das Paar einer christlichen Trauung, denn die Ostjaken haben die Gefälligkeit, ihre Kinder taufen zu lassen, aber im Innern sind und bleiben sie dem Glauben ihrer Väter getreu; der Schamanismus bleibt in alten Ehren, obwohl man ein kleines kupfernes Kreuz auf der Brust trägt. In jeder Hütte ist ein Götzenbild, welchem der Ostjake, bevor er speist, die Lippen mit Blut beschmiert. Das ist eine Art von Dankopfer.

Im September. Die Leute in Beresof sind rechtschaffen und ehrlich. Wenn irgend eine Mißethat verübt wird, so kann man durchschnittlich annehmen, daß der Verbrecher ein Fremder, ein Mensch aus dem civilisirten Europa sei. Man hat weder Riegel noch Schlösser oder Ketten an den Thüren; Diebstahl ist eine fast unbekannte Sache. Auch das Vieh, welches in der warmen Jahreszeit auf die Weiden getrieben wird, ist deinahe ohne Aufsicht.

Am 5. Oktober. Wir sind nun in vollem Winter. Gegen 4 Uhr Nachmittags bricht die Dunkelheit herein; mein Thermometer zeigt 30 Grad Reaumur Kälte, und das finden die Leute hier völlig in der Ordnung. Heute habe ich eine Fahrt auf einem von Rennthieren gezogenen Schlitten gemacht. Man spannt drei Thiere vor eine solche Karre, die mit sahrbahster Schnelligkeit dahin fliegt, dergauf oder dergab. Die Rennthiere können die Hitze nicht vertragen und man treibt sie deshalb schon im April in's Gebirge, in den Ural, wo der Schnee auch während der Sommermonate liegen bleibt.

Am 8. December. Grimmige Kälte! Die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern statt derselben Fischhäute, die in eigenthümlicher Art zubereitet werden. Sie halten Wind und Kälte vortrefflich ab, und man kann das Eis von ihnen leicht abschaben; aber sie lassen nur ein schwaches Licht hindurch und es ist auch bei Tage düster in solchen Zimmern. Obschon haben wir jetzt am Tage nur drei Stunden lang Tageslicht; man freut sich, wenn die Sonne einmal zum Vorschein kommt, aber sie ist sehr matt und erwärmt nicht.

Uhren sind selten; selbst auf den Kirchen fehlen sie. Auf dem Polizeiamte steht eine Sanduhr, welche ein Kosak alle halbe Stunden umkehren muß. Sobald er es gethan, schlägt er in der Kirche mit einem Hammer auf die Glocke, und auf solche Weise erfährt man in Beresof, wie viel es an der Zeit sei. Am Tage pflegt der Kosak seine Sache ganz richtig zu machen, aber in der Nacht, in schlaftrunkenem Zustande, fallen dann und wann kleine Irrthümer vor. Ich habe einmal die Glocke fünf und vierzig schlagen hören!

Die Einwohner vertreiben sich die Langweile der Winterzeit so gut sie können. Alles, was irgend eine Zerstreuung bringt, ist

Digitized by Google

willkommen, und die wandernden Banden, welche Geschichten, Sagen und Märchen erzählen, sind überall wohl aufgenommen.

Um Neujahr 1840. Die Weihnachtszeit bringt manche Ergötzlichkeiten; die Bereseser treiben Mummenschanz, maskiren sich und machen so einander Besuche. Aber kunstbarleiten und Berguügungen in unserem europäischen Sinne fehlen; selbst die verlarvten Leute reden nur wenig; man ist sehr schweigsam im hohen Norden.

Die Glocken haben das neue Jahr verkündet, und die Leute beglückwünschen einander. Für mich ist keine Freude. —

Am 21. Januar. Die Bereseser sind wie im Taumel. Alt und Jung, beiderlei Geschlechts, führen phantastische Tänze auf, selbst Großmütter gebärden sich wie besessen. Ich sah eine Frau, die vor wenigen Wochen ein liebes Kind verloren hatte und deren Trauer aufrichtig war; aber man tanzt und springt sie nieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Zur Zeit des Dreieinigkeitsfestes darf man nicht betrübt sein; Ausgelassenheit gilt für Pflicht und ein paar Tage lang sind die Leute wie närrisch.

Dann aber wird Alles wieder still und ordentlich. Meine Wirthin kam mit Weihwasser in meine Zimmer und sprengte dasselbe nach allen Richtungen hin. Während der letztverflossenen Tage, sagte sie, ist der Teufel mächtig gewesen; die Ausgelassenheit und die Tänze waren ein Werk des Satans, und nun müssen wir als gute Christen dem Höllenwerk ein Ende machen. Das Weihwasser und Gebete verjagen den Satan. —

In der folgenden Nacht hatten wir einen fürchterlichen Sturm, der mehrere Dächer abdeckte und Bäume entwurzelte, aber unser Haus blieb unversehrt. Am Morgen kam die Wirthin und erklärte uns, daß der Teufel aus Wuth und Aerger jenes Unwetter angestiftet habe. „Wir aber konnten ganz ruhig sein; mein Weihwasser hat ihn ohnmächtig gemacht."

Die Kälte ist auf 35° R. gestiegen; ausgeworfener Speichel wird zu einem Eisklumpen, ehe er auf die Erde fällt, und der Hauch bildet vor dem Munde Eisthalchen.

Ende Februars. Die Fastenzeit wird streng beobachtet; die Leute essen schlecht und nur wenig, gewöhnlich rohen Fisch, der gefroren ist und in sehr kleine Stücke zerlegt wird. Manchmal betreuet man dieß mit Pfeffer, aber nie mit Salz.

Am 3. Mai. „Die Krähen sind da, die Krähen sind da!" Diese Worte ruft ein junger Mensch mir in's Zimmer; er steckt aber nur den Kopf durch die Thür und läuft fort. Er ist heiter und vergnügt und klatscht in die Hände. Unsere Wirthin erklärt uns, was das Alles bedeuten wolle. Die Krähen sind die Boten des Frühlings, verkündigen Wärme und Freude. Wer so glücklich ist, die erste Krähe zu sehen, läuft von Haus zu Haus und verkündet die frohe Botschaft.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß Frau von Felinska nach einiger Zeit begnadigt wurde; sie ist 1859 gestorben.

Das Erdbeben auf Rhodus.

Rhodus hat fast an jedem Tage heitern Himmel, die Sonne ist dort selten unwolkt und das herrliche und fruchtbare Eiland, das man mit Recht als eine der anmuthigsten Stellen auf der ganzen Erde bezeichnet, war dem Helios lieb und werth, und ihn verehrten die Bewohner. Aber sie ist auch den Mächten der Unterwelt verfallen. Diese stürzten schon im Alterthume den berühmten Koloß, dieses Bild des Sonnengottes, durch ein Erdbeben, und sie sind in allen Jahrhunderten mehr oder weniger thätig gewesen. Und eben jetzt wurde die Sonneninsel abermals in einer entsetzlichen Weise durch eine gewaltige Bodenerschütterung heimgesucht. Ueber das Erdbeben vom 22. April 1863 liegen uns einige Berichte vor.

Ein Augenzeuge schreibt einer Pariser Zeitung, Le Temps, Folgendes: — Solch ein gewaltiges Erdbeben wie das am 22. April ist auf dieser Insel noch nicht erlebt worden. In der Stadt Rhodus und allen Dörfern blieb kein einziges Haus verschont; der große St. Michaelsthurm ist eingestürzt; was von Trümmern desselben noch aufrecht steht, droht gleichfalls dem Einsturz. Der Leuchtthurm ist eine Ruine; der Palast der Großmeister, welcher vor Kurzem in ein Gefängniß umgewandelt worden war, gleichfalls. Die Mauern und sämmtliche Kirchen der Stadt sind mehr oder weniger stark beschädigt. In der Ortschaft Trianda stehen kaum noch zehn Häuser; zwölf andere Dörfer sind ganz und gar zerstört. Mehr als dreihundert Menschen sind erschlagen worden, und die Menge der Verwundeten ist unzählig. Das Dorf Massari hat am schwersten gelitten; es war von 26 Familien bewohnt; von den Angehörigen derselben leben nur noch 35 Personen, die aber sämmtlich verwundet sind. Zwei Tage nach der Katastrophe besuchte ich Massari, wo man bereits 126 Leichen begraben hatte. Von einzelnen Familien hatte man gar nichts mehr gesehen, weil die Stelle nicht zu erkennen war, auf welcher ihre Häuser gestanden hatten. Während meiner Anwesenheit wurden binnen einer Viertelstunde fünf Leichen hervorgezogen. Es war ein entsetzlicher Anblick. Dieses traurige Schauspiel erinnerte mich an die Pulverexplosion von 1856. Lindos hat wenig gelitten. Noch immer verspüren wir Erdstöße, aber sie werden schwächer, und hoffentlich werden sie bald aufhören. (— Das war nicht der Fall; sie haben bis weit in den Mai hineingedauert —).

Um das Unglück noch schlimmer zu machen, fiel drei Tage nach dem Erdbeben ein unendlicher Regen in Strömen herab und verdarb den Bauern, was sie an Getreide und Lebensmitteln etwa gerettet hatten, völlig. Nun haben diese Unglücklichen weder Obdach noch Nahrung, sie haben Alles verloren: Verwandte, Freunde, Häuser, Kleider, Vieh, Seidenwürmer. Das Elend ist entsetzlich. —

Aus späteren Berichten geht hervor, daß dreizehn Dörfer ganz und gar oder doch beinahe völlig zerstört worden sind, nämlich Trianda, Kastida, Mariya, Damatria, Salakos, Dimilia, Lardos, Catavia, Laerma, Pilona, Zacharia, Afirados, Monolitos und Massari; von diesen letztern steht nicht einmal eine Mauer oder Wand mehr; von mehr als 200 Einwohnern sind nur 35 am Leben geblieben. Sehr arg mitgenommen, aber doch nicht völlig zerstört, wurden die Dörfer Kremasto, Villanova, Kostino, Kalitsies, Gennadi, Vati und Archangelos; am wenigsten litten Fandos, Maiona und Lindos. Auf der ganzen Insel blieben überhaupt nur fünf Dörfer verschont. Die Ernte bietet keine Aussichten; viel Vieh ist zu Grunde gegangen. —

Wir haben im Globus III, S. 33 ff., einen Blick auf die Insel Rhodus geworfen, und Abbildungen, namentlich jene des Hafens und der Thürme mitgetheilt. Wir lesen nun in der Times, daß den Seefahrern, welche Rhodus besuchen wollen, große Vorsicht anempfohlen wird. Denn, wie schon gemeldet wurde, das Feuer auf dem Leuchtthurme brennt nicht mehr, die Unterlagen des letztern wichen und so stürzte er zusammen.

Wir schließen den Bericht eines Deutschen an, welchen wir in der Allgemeinen Zeitung finden; er ist vom Mai datirt.

Giebt es in der Welt eine schrecklichere Heimsuchung als die Katastrophe, die wir hier zu schildern versuchen wollen? Am 22. April d. J., um halb 11 Uhr Abends, hat ein heftiger Erdstoß diese Insel in den bedauernswürdigsten Zustand versetzt. Die von

Digitized by Google

dieser Naturerscheinung angerichteten Verwüstungen sind groß. Ganze Dörfer sind zerstört; überall herrscht Trostlosigkeit, überall stößt man auf verhängnißvolle Spuren dieser Geißel der Menschheit. Zwanzig Sekunden haben hingereicht, um diese Zerstörungsarbeit zu vollbringen. Zwanzig Sekunden sind die Zeit, welche das Erdbeben gebraucht, um aus der Insel Rhodus fast nur einen Trümmerhaufen zu machen. Hier sind Häuser eingestürzt, dort liegen unter dem Schutte begrabene Opfer; überall trifft man die gleichen, herzzerreißenden Scenen. Welches Verhängniß lastet denn auf dieser dem Unglück geweihten Insel? Wunden, die noch bluten in Folge der Erdbeben, welche in den Jahren 1851 und 1856 die Insel verheerten, werden größer als je wieder aufgerissen. Seit Menschengedenken hat kein stärkeres Erdbeben als dieses letzte auf Rhodus stattgefunden. Wer kann sich ohne Schauder der traurigen Nacht des 22. April erinnern! Diese schmerzliche Erinnerung wird nie aus unserm Gedächtniß verschwinden.

Bereits seit einigen Tagen tobte mit äußerster Heftigkeit ein schneidend kalter Nordwind. In der Nacht des 22. April verdoppelte sich seine Heftigkeit, ein wahrer Sturm brach los, und einige schwärzliche Wolken zeigten sich am Firmamente. Der Anblick des Himmels bot ein düsteres, drohendes, unglückschwangeres Gemälde; die Atmosphäre war drückend, gewitterhaft. Wir fanden diese Nacht sonderbar, und wider Willen bemächtigte sich unser eine gewisse Unruhe, die wir uns nicht erklären konnten. Allein nicht Einer hätte an die schreckliche Katastrophe gedacht, die uns bedrängen sollte. Der Tod war indessen da, er schwebte über unseren Häuptern, und um halb 11 Uhr Abends brach, wie gesagt, das Erdbeben los. Dem Phänomen war ein sehr langes unterirdisches Geräusch vorangegangen und gefolgt. Beinahe die ganze Bevölkerung lag zu dieser Stunde der Nacht in tiefem Schlafe, der leider für gar Manche ein ewiger sein sollte. Stille — die Stille der Gräber — herrschte überall; sie ward nur unterbrochen durch das scharfe Pfeifen des Windes und das dumpfe Getöse des aufgewühlten Meeres. Ein Stoß, ein einziger, dessen Dauer 20 Sekunden nicht überschritt, hat hingereicht, um aus einem großen Theil unserer Insel einen Trümmerhaufen zu machen.

Man kann nur mit Wehmuth an die Schrecken dieser Nacht denken: hier Klagen und Seufzer, dort Trauer, Trostlosigkeit. Frauen warfen sich nieder auf ihre Knie und beteten; andere verdeckten ihr Gesicht mit den Händen, um das rasche Herannahen eines entsetzlichen Todes nicht sehen zu müssen. Der St. Johannisthurm, dieses schöne Bauwerkmal der Johanniter-Ritter, das seit Jahrhunderten allen Arten von Gefahren getrotzt hat, ist nur noch eine Ruine. In einigen Dörfern war die Wuth des Erdbebens so groß, daß die Zerstörung fast vollständig ist. In einem dieser Dörfer wurden mehr als 140 Personen unter dem Schutte hervorgegezogen, theils todt, theils grauenhaft verstümmelt. Wie schrecklich mußte ihr Tod sein! In jeder Straße, in jedem Quartier erhebt dasselbe Klageleid. Aus den von uns eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß mehr als 300 Personen das Leben verloren. Eine gleiche Anzahl ist mehr oder minder schwer verwundet. Mehr als 1500 Häuser sind eingestürzt, und von den noch aufrecht stehenden sind ungefähr 1000 weitere in dem traurigsten Zustande.

Bei jedem Schritte stößt man in den Straßen auf blasse, traurige, abgehärmte Gesichter. Hier jammert ein Vater, eine Mutter, dort weint ein Bruder, eine Schwester, ein Verwandter oder ein Freund. Die düstere Verzweiflung schildern zu wollen, der sie zur Beute geworden, wäre unmöglich. Es ist eines jener Schauspiele, in welche der Schrecken, so zu sagen, an's Erhabene streift. Eine junge Mutter, blaß wie ein Gespenst, die Haare zerzaust, betrachtet, dem Wahnsinn verfallen, ihre drei Kinder, die man so eben unter dem Schutthaufen hervorgezogen hat. Der Schmerzensschrei, den sie erhebt, ist herzzerreißend. Vergeblich sucht man sie zu trösten. Sie hört nichts, sieht nichts als ihre entfernten Kinder: „sie ist die Nahel, welche ihre Kinder beweint und sich nicht trösten läßt, dieweil sie nicht mehr sind".

Ich muß darauf verzichten, die Leiden, die Entbehrungen aller Art zu schildern, welche die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu erdulden haben. Unsägliches Elend herrscht unter ihnen. Einen solchen verzweiflungsvollen Anblick bietet in diesem Augenblick unsere Insel. Man schätzt, ohne irgend zu übertreiben, die Verluste auf 4,000,000 Franken. Die 120,000 Franken, welche die türkische Regierung kürzlich, als schwache Hülfe für die Bedürftigsten, übersandte, sind nur ein in den Ocean geschleuderter Wassertropfen.

Ferdinand von Hochstetter's Werk über Neuseeland.

Die Weltlage von Neuseeland. — Georg Forster's Prophezeiung. — Die deutschen Forschungsreisenden. — Einwirkung des Kontaktes der Europäer auf die Insulaner der Südsee. — Die Polynesier und ihre Verbreitung. — Die Maoris auf Neuseeland. — Ihre Götter- und Wanderungssagen. — Religiöse Anschauungen. — Sitten und Gebräuche. — Die Anthropophagie. — Grenzen der Civilisationsfähigkeit. — Volksahnd. — Gegenwärtige Zustände. —

Das ist eine gediegene, prächtige Arbeit, auch eine Frucht der Novara-Expedition, an welcher bekanntlich Hochstetter theilnahm. Es war ihm vergönnt, neun Monate „eines der merkwürdigsten Länder der Erde" erforschen zu können. Die Engländer bezeichnen dasselbe als das „Großbritannien der Südsee", und in der That hat es eine reiche Zukunft.

Hochstetter erinnert an einen Ausspruch Karl Ritter's, welcher 1842 in begeisterten Worten sagte: Neuseeland erscheine berufen, eine „Mutter civilisirter Völkergeschlechter" zu werden.

Wir unsererseits wollen hervorheben, daß mehr als sechzig Jahre früher als von Ritter die herrliche Weltlage Neuseelands und dessen künftige Weltbedeutung weit großartiger und schärfer von Georg Forster bezeichnet worden ist. Cook taufte 1769 das „hochgegrüfene Südland" auf, welches in der Mitte des Großen Weltmeeres nicht weit vom Wendekreise liegen sollte. Aber er fand die zum 40.° S. Br. keine Spur von nahem Lande, und wandte sich westwärts nach den Küsten von Neuseeland, welche seit den Tagen des holländischen Entdeckers, Abel Tasman, nicht wieder gesehen worden waren. Man wußte von diesen Inseln wenig mehr als daß sie vorhanden seien und streitbare Bewohner hätten. Cook entdeckte sie am 6. Oktober 1769 und fand, daß das, was man bisher für einen Theil des vermeintlichen festen Südlandes gehalten hatte, zwei große Inseln seien. Die Küsten derselben wurden sechs Monate lang untersucht. Nun sagt G. Forster: *)

„Cook's Nachrichten beweisen zur Genüge, daß zumal die nördliche Insel wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Ankörn, Thäler und wohlbewässerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsstriches, ihrer herrlichen Wälder vom besten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fischreichen Gestade, dereinst für unternehmende Europäer eine höchst wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten, fruchtbaren Boden jenes Landes

*) In dem trefflichen Aufsatze: Cook der Entdecker; in Georg Forster's sämmtlichen Schriften, herausgegeben von G. G. Gervinus, Leipzig 1843. Bd. V, S. 82.

Digitized by Google

würden alle Arten von europäischem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Ansiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit Allem, was zum Ueberflusse gehört, versehen. Ein Sommer wie in England, dessen Hitze nie beschwerlich fällt, und ein Winter wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter ist, machen das dortige Klima zum angenehmsten Aufenthalte. Für den weit um sich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein als diese, welche zwischen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt."

Das wollten wir hervorheben, ehe wir auf Hochstetter's Werk eingehen. Forster hat das Richtige geahnt. Ein Vergleich Neuseelands mit Australien fällt zu Gunsten des ersteren aus. Wir haben im Globus mehrfach hervorgehoben und betonen auch hier wieder, daß das letztere eigentlich ein, wir möchten sagen roher Erdtheil sei, mit Extremen verschiedener Art, im Innern ungegliedert, und eine Blüthe mit Oasen für Viehzucht. Eigentliches Kulturgebiet kann Australien nur in den gegliederten Küstenregionen sein und werden; im Innern wird es immer nur einzelne und vereinzelte Vorposten der Kultur haben können.

Wir Deutschen besitzen keine Kolonien, aber wir verstehen es, die Kolonien anderer Völker am besten zu erforschen und zu beschreiben. Sie nos non nobis! Es wäre besser, wir besäßen Pflanzungen nah schilderten sie so vortrefflich als von so vielen unserer Landsleute geschehen ist und noch alljährlich geschieht. Wir nennen hier nicht die lange Reihe Namen unserer deutschen Forschungsreisenden seit 1762, da mit Carsten Niebuhr eine neue Epoche begann, und bleiben bei Neuseeland, um dessen Kunde sich früher Dieffenbach und jetzt Hochstetter und Julius Haast so verdient machten. Ein Gesammtbild von Neuseeland haben die Engländer durch diese Männer erhalten.

Hochstetter entwirft zuerst eine physisch-geographische Skizze, schildert die Urbewohner, deren Ueberlieferungen, Mythen und Poesien, giebt einen Ueberblick der Geschichte von den Tagen der Entdeckung bis zu jenen des Gothtebens und beschreibt dann die Einzelnheiten übersichtlich, klar und vortrefflich. Das Mineralreich, die Pflanzenwelt und die Thierwelt, die Alpen, Vulkane und Seen werden eingehend erörtert; klar und anziehend sind auch die Abschnitte über die Eingeborenen, die Maoris.

Dem Schreiber dieser Zeilen gereicht es zur Freude, durch einen so scharfsinnigen und vorurtheilslosen Naturforscher wie Hrn. von Hochstetter, der an Ort und Stelle seine Wahrnehmungen machte, bestätigt zu finden, was von ihm schon im Frühjahre 1858 geäußert wurde. Die Missionäre hatten, wie das üblich ist und an ihnen nicht befremden kann, in hochtrabenden Worten große Ergebnisse über ihre Wirksamkeit verkündet. Es gebe, so behaupteten sie, kein zweites Beispiel von einer so raschen und durchgreifenden Einwirkung auf einen Menschenstamm, wie jener auf Neuseeland. Binnen fünfzehn Jahren seien Alle, bis auf wenige tausende, vom Heidenthum abgezogen; der Maori lese das Evangelium in seiner Sprache; Söhne wilder Kriegshäuptlinge seien Prediger. — Wir stellten diesen Behauptungen der sanguinischen Missionäre die Beobachtung eines englischen Arztes entgegen, der mit anderen Augen sah als die Geistlichen. Er schrieb, daß es mit jener vielgerühmten Civilisation nichts sei; was man davon sage, sei nur Tünch und Anstreicherei. „Wilde sind und bleiben sie und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Die Missionare haben nun schon lange unter den Maoris gearbeitet und viel von Erfolgen gerühmt, sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind als zu der Zeit, da sie noch Heiden waren."

Wir werden weiter unten zeigen, wie Hochstetter diese Fragen auffaßt, und wollen jetzt ein wichtiges anthropologisches Moment hervorheben, das mit unerbittlicher Konsequenz in den Vordergrund tritt.

Wir sagten*): „In der Südsee wirkt der Kontakt zwischen dem weißen und dem dunkelgefärbten Menschen nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborne, auch auf Neuseeland nimmt die Zahl der Maoris rasch ab. In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen, und doch tritt schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein. Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus ihrem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke. Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. — In der Südsee nehmen die Sachen einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor dem weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie, gleich den Eingebornen. Das braune Menschenelement also, der Mischling wie der Urtypus, ist im Abzug, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte unreingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen. Verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation." —

Hochstetter giebt zunächst eine Charakteristik der beiden, an körperlichen und geistigen Eigenschaften sehr verschiedenen Rassen, von welchen die Inseln des Großen Oceans bewohnt sind. Die Melanesier (Schwarzen) berühren uns hier nicht, sondern nur die Menschen von lichterer Hautfarbe, welche in den verschiedensten Schattirungen von Braun vorkommt. Sie haben einen starken, regelmäßigen Körperbau und stehen auf der Stufenleiter der Menschencraffen weit höher als jene Schwarzen, und zeichnen sich durch Vorliebe zur See aus. Sie haben sich verbreitet über die zahllosen kleinen Inseln und Gruppen, die sich, von den Palauinseln im Westen, nach Osten hin bis zur Osterinsel erstrecken. Aber sie zerfallen in zwei charakteristisch verschiedene Gruppen: in Mikronesier und in Polynesier im engern Sinne. Den letztern gehört die östliche Hälfte, von den Samoa- und Tonga-Inseln bis zur Osterinsel sammt den Sandwichsinseln und Neuseeland. Die Mikronesier haben eine etwas dunklere Hautfarbe; ihre einzelnen Völkerstämme sprechen sehr verschiedene Sprachen und schließen sich im Körperbau, in Sitten und Gebräuchen näher an die Völker der malayischen Rasse an als die eigentlichen Polynesier. Diese letztern bilden den Mikronesiern gegenüber eine weit mehr einheitliche, völlig in sich abgeschlossene Völkergruppe. Die zu derselben gehörenden Menschen reden, trotz der großen Entfernungen, durch welche die einzelnen Stämme getrennt sind, eine und dieselbe Sprache, nur mit mundartlichen Verschiedenheiten. Sie haben alle einen und denselben Schöpfungsmythus, den „Mauimythus"; sie haben sämmtlich auch die Einrichtung des Tabu, d. h. des Gebrauchs, gewisse Personen und Sachen für unantastbar zu erklären, und sind auch in Körperform und Hautfarbe einander durchaus ähnlich.

*) Das Erwachen der Südsee. In: Geographische Wanderungen von Karl Andree, Dresden 1859. Bd. II, S. 319 ff.

Digitized by Google

Zu diesen Polynesiern im engern Sinne gehören auch die Eingeborenen von Neuseeland, und sie sind an Zahl, an körperlicher und geistiger Begabung der bedeutendste Stamm der polynesischen Rasse. Sie haben die natürlichen Anlagen dieser letztern bis zu dem Grade von Spannkraft entwickelt, dessen diese Rasse überhaupt fähig ist.

Abel Tasman's Leute, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts (1642), wollten in einer Bucht an der Nordküste der Südinsel landen, aber sie wurden von den Eingeborenen angegriffen und vier Matrosen erschlagen. Das war in der „Mörderbucht." Diese Insulaner waren Menschenfresser.

Aber heute? Europäische Städte und Ansiedelungen blühen an den Gestaden Neuseelands, die Mörderbucht heißt Golden-Bay, und seit Jahrzehnten leben Europäer neben den Eingeborenen. Man kennt die Sprache derselben, man versteht ihre Sitten und Gebräuche, hat in den furchtbarern Wilden ein Volk kennen gelernt, das sich durch seine reiche Begabung weit über den gewöhnlichen Strich der übrigen Eingeborenen des Großen Oceans erhebt. Seine Eigenschaften erinnern an jene der alten Germanen, wie sie Tacitus schildert; sein kühner Muth in den Kämpfen mit der europäischen Einwanderung und Civilisation erregt unsere Bewunderung und wir verfolgen sein Schicksal mit Theilnahme.

Die Neuseeländer bezeichnen sich selbst als Maori*); und betrachten alle anderen oceanischen Rassen als tief unter sich stehend. Ihre Herkunft ist in tiefes Dunkel gehüllt, aber in den schwer zu deutenden Sagen, welche sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben, scheinen allerdings ganz verschwommene historische Erinnerungen enthalten zu sein.

Die Schöpfungssage trägt die Form eines Fischermythus; das ist bei einem Inselvolke natürlich und erklärlich. Die Völker bilden sich überhaupt ihre Kosmogonien nach den Naturumgebungen, und in den Mythus kommt im Fortgange der Zeit noch allerlei Zuthat. Der oben erwähnte Maui war der Schöpfer von Neuseeland; er fischte das Land aus dem Meer. An den Schöpfungsmythus schließen sich Entdeckungs- und Einwanderungssagen, für welche Hawaiki der Ausgangspunkt ist. Diese Insel liegt nach den Vorstellungen der Maoris im Osten oder Nordosten von Neuseeland. Von dort, meinen sie, seien die Vorväter des jetzigen Geschlechts gekommen. Man nennt noch die Namen der Kahnschiffe, mit welchen dieselben landeten. Man weiß, daß sie die süße Kartoffel, den Taro, die Kalebassenpflanze Hue, den Karakabaum, die Natte Kiore und den grünen Papagei Kakariki mitgebracht hätten. Hochstetter bemerkt dazu: In der That weichen auch alle diese noch auf Neuseeland vorkommenden Thiere und Gewächse in auffallender Weise von dem übrigen Naturcharakter der dortigen Flora und Fauna ab und weisen auf eine unter den Tropen gelegene Heimat hin. Welche Insel unter jenem Hawaii zu verstehen sei, wird sich schwerlich mit voller Bestimmtheit ermitteln lassen. Man nimmt an, daß die Einwanderung vor etwa zwanzig Generationen, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, stattgefunden und sich auf etwa 300 Seelen belaufen habe. Ebenso wenig wissen wir, von woher die Bewohner von jenem Auswanderungslande Hawaiki stammen. Nach der Ansicht Schirren's (Die Wandersagen der Neuseeländer und der Maninythus; Riga 1856) bedeutet dieses Wort: Das Untergelegene, die Unterwelt, Todtenwelt, und hat keine geographische, sondern eine mythische Bedeutung. Es ist Anfang und Ende, nach Anschauung der polynesischen Völker der Ort, von wo die Ahnen gekommen und wohin die Seelen der Abgeschiedenen zurückkehren.

Die „Ein Paradies"-Phantasten und Jene, die aus einem asiatischen Centralpunkt oder wenigstens aus der „Alten Welt" alle Kreatur herholen und „über die ganze Erde ausstrahlen" lassen möchten, werden mit den folgenden Bemerkungen Hochstetter's nicht einverstanden sein; wir unsererseits finden sie vortrefflich und verständig.

Auf Neuseeland sucht jeder Stamm durch eine künstlich tendenziöse Ahnenreihe seine Herkunft von einem mythischen Wanderhelden herzuleiten und dadurch sein Anrecht auf diesen oder jenen Grundbesitz zu beweisen. Auf solche Weise schließen sich die Wandersagen an den Maui-Mythus an. Die Neuseeländer haben von einer Einwanderung ihrer Ahnen keine historische, sondern nur mythische Kunde, und damit schwindet jeder Anhaltspunkt, die Eingeborenen nach ihren Sagen durch Einwanderung von dieser oder jener Südseeinsel herzuleiten.

Maui ist der vorzüglichste Repräsentant bei allen Polynesiern, ihre Nationalgottheit; er beweist ebenso unwiderleglich, wie die gemeinsame Sprache, die ursprüngliche Einheit und Zusammengehörigkeit der polynesischen Menschenwelt. Wenn diese heutzutage getrennt und wunderbar vertheilt erscheint, dann müssen allerdings Wanderungen stattgefunden haben. Ja, die Polynesier sind vielleicht das größte Wandervolk der Erde, wahre Zigeuner des Meeres, und noch heute zeichnet diese Menschen eine fast unfinnkmäßige Liebe für das Wasser und das Seewesen, eine unwiderstehliche Neigung zum Reise- und Wanderleben aus. Aber zur Beantwortung der Fragen: wann und in welcher Richtung diese Wanderungen erfolgte und welches der ursprüngliche Ausgangspunkt der Rasse war, fehlen uns alle Anhaltspunkte.

Man hat an Amerika gedacht oder an Asien; man hat auch einen Kontinent der Südsee angenommen, welcher einst die natürliche Heerstraße großer Völkerwanderungen gewesen sei, aber durch heftige Erdumwälzungen in Trümmer zerbrochen, heute nur noch in seinen höchsten Spitzen, deren zahllose Inseln der Südsee über das Wasser emporrage.

Allein nach beiden Richtungen, gen Ost und West, fehlen die verbindenden Fäden. Weder in den gesellschaftlichen Zuständen noch in den unterirdischen Regierungsformen der Polynesier läßt sich eine Spur fremden Einflusses oder früherer Völkerkreuzungen nachweisen. In der Sprache sucht man vergeblich nach fremden Elementen, und eben auf dem sprachlichen Gebiet, auf welchem man gründlich und mit scheinbarem Erfolg einen Zusammenhang mit der malayischen Rasse nachweisen zu können glaubte, hat sich dieser Erfolg durch fortgesetzte Forschungen illusorisch erwiesen.

Und eben so wenig kann man im Maui-Mythus fremdartige Bestandtheile, wie Entlehnung aus anderen Mythensystemen, erkennen. Schirren führt den ganzen Sagenkreis zurück auf einen Kultus von Elementargeistern, wie er auf einer frühern Stufe des Gottesbewußtseins allen Völkern gemeinsam sein muß; selbständig hervorgegangen in jedem Volke,

*) Das Wort Maori bedeutet im Sinne der Eingeborenen nichts Anderes als: einheimisch, eingeboren, überhaupt etwas, das auf Neuseeland gewöhnlich vorkommt. Tangata maori ist der eingeborene Mensch, im Gegensatze zum Tangata paheka, dem fremden Menschen. So heißt Wai maori, gewöhnliches Wasser, süßes Trinkwasser. — Die Nordinsel von Neuseeland heißt Te Ika a Maui, d. h. der Fisch des Maui. Maui ist in der Sage eine Art von Herkules, war Erbauer von Kahn- und Häuserbau, Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen, Herr des Wassers und Feuers, gleichsam ein Nationalgott. Die Südinsel wird von den Maoris als Te Wahi Punamu bezeichnet. Punamu ist der Nephritstein (Beilstein, Jade, neuseeländischer Grünstein), welcher von den Maoris sehr geschätzt wird. Sie verfertigen aus demselben Tierrathen und Steinärte, und gingen häufig von der Nordinsel nach der Südinsel hinüber, um von dort solchen Stein zu holen. Te wahi punamu bezeichnet Platz oder Land des Grünsteins. Das zweite kleine Eiland der Gruppe, die Stewarts-Insel, heißt Rakiura, von raki, trocknen, und ura, schönes Wetter, der Südwind bringt klaren Himmel und schönes Wetter. Für ganz Neuseeland haben die Maoris keinen allgemeinen Namen. Hochstetter, S. 48 und 49. — Es ist sehr zweckmäßig, daß man angefangen hat, in geographischen Lehrbüchern die Bedeutung der fremden Namen in Bezug auf Länder, Berge, Flüsse, Städte, Völker ꝛc. beizufügen. Das ist mit großem Fleiße geschehen in J. J. Egli's Praktischer Erdkunde für höhere Lehranstalten, St. Gallen 1863. Diese zweite verbesserte Auflage des knapp und kündig abgefaßten mit Umsicht und praktischem Treffen ausgearbeiteten Buches giebt eine etymologische Erklärung von etwa 1000 Eigennamen aus Kunstanschauungen.

R.

Digitized by Google

ja in der Brust des einzelnen Menschen; — auf einen einfachen Sonnenkultus, in konkrete Bilder von Sagen und Märchen gefaßt durch die lebendige Phantasie eines ursprünglich frischen, kindlichen Volkes.

Die Sonne, die Erde, das Meer, die Luft sind dem Naturmenschen nicht bloße Elemente, sie sind ihm Persönlichkeiten, mit denen er beständig umgeht, deren Gunst er anfleht, deren Zorn er abzuwenden sucht. Die Mythen des Inselvolkes entsprechen daher seiner Natur, seinen Sitten und seiner Sprache derart, daß sie nicht als Aussluß einer ältern Bildung in der Ferne gedeutet werden können, sondern ihre Erklärung nur in sich selbst finden.

Wie der Wohnplatz des Volkes, so blieb auch das Maoriwolk selbst bis in die neuesten Zeiten unberührt von den Stürmen der Völkerbrandung und ihrer Geschichte. Und was ist die merkwürdige Menschenwelt der polynesischen Inseln gilt, das gilt, zumal auf Neuseeland, auch für ihre eigenthümliche Thier- und Pflanzenwelt; die eigenartigen, mit nichts Anderm verwandten Bestandtheile sind so überwiegend und bleiben ohne Nachweis einer Heimath, daß man auch hier zu der Annahme verschiedener Schöpfungskreise kommt. Die Wissenschaft hat noch nicht vermocht, diese auf ein gemeinschaftliches Centrum zurückzuführen.

Wir fassen nun die gegenwärtigen Zustände der Maoris in's Auge. Ihre Gesammtzahl wurde 1858 auf 56,049 Seelen geschätzt, wovon 31,667 männlichen und 24,303 weiblichen Geschlechts. Auf die Nordinsel kommen davon 53,056, und zwar in die Provinz Auckland 38,269, Taranaki 3015, Wellington und Hawkes Bay 11,772 Seelen; auf die Südinsel nur 2283, wovon in die Provinz Nelson und Marlborough 1120, Canterbury 638, Otago und Southland 525. Dazu noch die Stewarts-Insel mit Ruapuke 200 und die Chatham-Insel mit 510 Seelen.

Ein 1859 zu Auckland veröffentlichtes Blaubuch, berechnet aus der bisherigen Abnahme der Maori-Bevölkerung die Zeit, wo sie ganz von der Erde verschwunden sein wird. Diese Abnahme betrug, seitdem authentischen Bücher zusolge, in den letztverflossenen vierzehn oder funfzehn Jahren, das heißt innerhalb der halben Zeitdauer einer Generation, neunzehn bis zwanzig Procent. Wenn diese Abnahme fortdauert, dann wird die Maoribevölkerung zählen: 1872 — 45,164 Seelen, 1886 — 36,393, 1900 — 29,325, 1956 — 12,364 Seelen. Man kommt so zu dem Schlusse, daß um's Jahr 2000 die eingeborene Race ziemlich ausgestorben sein wird, während die europäische Bevölkerung, nach dem Maße der gegenwärtigen Zunahme von 84,000 Seelen im Jahre 1860, zu einer halben Million im Jahre 2000 angewachsen sein würde. —

Wir glauben, daß das Erlöschen der Maori weit rascher von Statten gehen, die Zunahme der weißen Bevölkerung aber mindestens vierfach stärker sein werde, als oben angenommen wurde. Dafür zeigt die gegenwärtige Einwanderung. Neuseeland zeigt jetzt, 1863, schon weit über 100,000 Weiße, das Geld zieht eine immer größere Menge an. Californien hat binnen zehn Jahren eine halbe Million, Australien binnen einem halben Jahrhundert mehr als eine Million Weiße angezogen. Je beträchtlicher die Zahl der Letzteren anwächst, um so rascher nimmt das Verschwinden der Eingeborenen seinen Lauf. Und Neuseeland bietet den Ansiedlern günstigere Verhältnisse als Californien und zum mindesten ebenso günstige Aussichten als Australien. Es eignet sich gleichzeitig für Ackerbau, Bergbau, Viehzucht, Handel, Industrie und Schifffahrt. Dazu kommt das gemäßigte Klima und die prächtige Weltlage. —

Herr von Hochstetter hebt hervor, daß die Maoris sich des baldigen Aussterbens vollkommen bewußt seien. Sie sehen mit fatalistischer Ergebung dem unabweisbaren Schicksale des Erlöschens entgegen. In der veränderten Lage, in welche sie durch die europäische Kolonisation gekommen sind, und in ihrem gegenwärtigen Zustande finden wir Gründe genug für das traurige Schicksal, welches ihnen bevorsteht.

Die Maoris sind, wie schon oben gesagt wurde, ein Zweig des großen „Zigeunervolkes der Südsee", der Polynesier. So lange diese wanderten von Insel zu Insel, ihr Blut fortwährend neu vermischend mit dem Blut anderer Stämme, vermehrten sie sich und bevölkerten die zahllosen Inseln der Südsee. Die Maoris machen entschieden den Eindruck einer vielfach gemischten Race; unter 100 Personen sind etwa 87 braun und haben schwarzes krauses Haar. Diese vertreten am reinsten das polynesische Gepräge. Etwa 10 von 1000 haben eine röthlich braune Hautfarbe und entweder kurzes gekräuseltes oder langes straffes Haar, dieses jedoch mit einem Stich in ein schmutziges roth- oder rothbraun. Drei Procent endlich haben eine schwärzliche Hautfarbe und krauses, aber nicht wolliges Haar. Am deutlichsten erkennbar ist die Mischung mit der malayischen und melanesischen Rasse. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polynesischen Typus. Auffallend ist auch der Unterschied in der Physiognomie und der jüdische Gesichtstypus in einigen Distrikten.

Die Entdecker fanden, daß die Maoris in Dörfern beisammenleben; ihre geräumigen, aus Holz und Schilfflechtwerk errichteten Hütten waren mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert und mit bunten Arabesken bemalt. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß diese Holzarbeiten nur mit steinernen Meißeln und Aexten ausgeführt wurden, und daß man einen ganzen Baumstamm abarbeiten mußte, um ein einziges Brett zu gewinnen; denn Metallgebrauch, also auch die Säge, waren unbekannt. Die Maoris tätowirten Körper und Gesicht. Die Dörfer waren durch Pfahlwerk und Gräben geschützt und mit ausgedehnten Anpflanzungen umgeben, in denen man süße Kartoffeln, Taro und Melonen baute. Neben dem Ackerbau trieb man Fischfang und Jagd, letztere auf Vögel und Ratten; Hunde, Farnwurzeln und Beeren bieten gleichfalls zur Nahrung. Man bereitete aus der Faser des neuseeländischen Flachses geflochtene Matten und gewebte Mäntel, und färbte dieselben mit Stoffen, die aus Rinde und Wurzeln gewonnen wurden. Eine Schriftsprache haben sie nicht, wohl aber zahlreiche Sagen, Lieder, Gesänge und Märchen. Die Religion war ein Kultus von Elementargeistern, ohne Götzenbilder oder Tempel; das Volk war in viele einzelne Stämme geschieden und diese wurden von Häuptlingen patriarchalisch beherrscht. Man hatte Rangklassen und Sklaven; die Häuptlinge lebten in Polygamie, das Eigenthum war Gemeingut des ganzen Stammes. Durch die unaufhörlichen Fehden der Stämme gegen einander hatte sich ein ungemein kriegerischer Volksgeist ausgebildet; die Erziehung der Jugend erinnert an spartanische Zucht.

Aber die Neuseeländer waren Kannibalen. Die Menschenfresserei war zur Zeit der Entdeckung auf Neuseeland in einem Grade herrschend, wie kaum anderswo. Aber aus den Ueberlieferungen des Volkes geht mit Sicherheit hervor, daß dieselbe erst während der letzten Jahrhunderte in Schwang kam; indeß herrscht in Betreff des Ursprungs Dunkel. Als die Missionäre über das Menschenfressen an der Inselbay jammerten, sagten die Häuptlinge: „Der große Fisch frißt den kleinen, der Hund den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde fressen einander, Vögel fressen einander, ein Gott frißt den andern."

Hochstetter's Ansicht geht dahin, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auf den Inseln das Erträgniß der obnehin wenig ergiebigen Jagd und damit die einzige Quelle der Fleischnahrung immer spärlicher wurde. Um neue Jagdgebiete, gutes Ackerland und ergiebige Fischplätze entstanden Streitigkeiten, die zum Kriege führten. Durch diese verwilderte der Geist des Volkes, die Feldarbeiten wurden vernachlässigt, Noth trat ein, und Hunger im Gefolge mit Rachedurst und Haß führte im Kriege zu den ersten Fällen des Kannibalismus. Die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmäligen Ausrottung der Thier- und Vogelarten, welche das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und so wurde das Menschenfressen nach und nach Brauch, der erst dann wieder aufhörte, als durch Einführung er-

Digitized by Google

giebiger Nahrungsmittel dem Mangel abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah durch Einführung der Schweine, Kartoffeln, Getreidearten durch die Seefahrer, später auch des Hornviehs. Der letzte Fall von Kannibalismus gehört in das Jahr 1843. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber der jüngern Generation klingt jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Ein alter Häuptling, der mit einem jungen Maori auf der Reise war, sagte diesem: „Sieh, hier haben wir Deinen Vater gefangen und getödtet; dort haben wir ihn gekocht und gegessen." Der junge Mann hörte der Geschichte zu, als ob sie ihn weiter gar nichts angienge; beide schliefen gemüthlich in demselben Zelt, aßen aus demselben Topf und waren gute Freunde.

Die Maoris sind mit wenigen Ausnahmen zum Christenthume bekehrt. Die meisten lernen in vortrefflichen Missionsschulen und zum Theil in Volksschulen mit eingeborenen Lehrern und Predigern lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerthe Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, betheiligen sich an Handel und Gewerben und sind tüchtige, unerschrockene Seefahrer. „Von der Natur mit intellectuellen und physischen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen und freien Selbstgefühls und natürlichen Verstandes, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Kultur wohl bewußt; allein auf die ganze Höhe christlich civilisirten Lebens vermag er sich nicht zu erheben, und in dieser Halbheit geht er zu Grunde". Die Unfähigkeit der Maoris, sich zur ganzen Höhe europäischer Gesittung und Bildung zu erheben, meint Hochstetter, zeigt sich in nichts schlagender, als in der Art und Weise, wie sie sich zur englischen Sprache verhalten und wie sie das Christenthum auffassen. Die erstere ist ihnen fast ganz fremd geblieben; der Engländer steht sich genöthigt, die Maorisprache zu erlernen, nicht umgekehrt. „Vielleicht beweist nichts so sehr die Grenze, welche die Natur selbst der Civilisationsfähigkeit der Eingeborenen gesetzt hat, als die merkwürdige Erscheinung, daß diese, wenn sie auch Englisch verstehen, es sogar lesen und schreiben können, es doch nimmermehr zu einer deutlichen Aussprache bringen. Ein Maori sagte mir: er glaube, die englische Sprache gehe in sein Ohr, aber er könne sie nicht wieder herausbringen. — Aus New-Zealand wird im Maori Nuctirei, Governor wird zu Kavana, Auckland zu Akarano, Christchurch zu Karaitihaiti. Und so wird Alles umgestaltet."

„Vom Christenthum haben sich die Maoris nur die äußere Form angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Bräuche und Feierlichkeiten sind jetzt christliche getreten; die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Ueberlieferungen, die er mit seinen alten heidnischen Ueberlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt; viele ließen sich taufen, nur weil sie dadurch zugleich materielle Vortheile erreichten." Der äußern Observanz nach sind die Maoris die besten und strengsten Christen. Regelmäßig läutet in ihren Dörfern das Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet, und in der Sonntagsfeier sind sie noch strenger als die Engländer. Die Liturgie, das Alte und Neue Testament sind in ihre Sprache übersetzt, und es ist staunenswerth, welche Bibelkenntniß viele Maoris verrathen. Bei jeder Gelegenheit hört man Bibelsprüche hersagen. Aber das Christenthum des Maori ist nur äußerliche Satzung, die zur Mode geworden. Er betet regelmäßig, aber er lebt unregelmäßig und arbeitet unregelmäßig."

„Der Fortschritt in der Civilisation ist für ein Volk nur dann ein positiver Gewinn und wirklicher Fortschritt, wenn dadurch zugleich die Lebensfähigkeit des Volkes erhöht wird, wenn der civilisatorische Einfluß auch zur moralischen und physischen Kräftigung des Volkes beiträgt. Bei den Maoris ist im Allgemeinen gerade das Gegentheil der Fall." Hochstetter führt davon Beispiele auf.

„Die Einführung des Pfluges, der Dreschmaschine und der Mühlen war eine Wohlthat von sehr zweifelhaften Folgen. Früher arbeiteten die Leute zu zwanzig und dreißig auf einem Acker; jetzt geht der Pflug und die zwanzig und dreißig sitzen um den Acker, sachen und schwatzen, essen und rauchen und denken, die Europäer haben alle diese Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müssen. Wie beim Feldbau, so geht es bei der Schifffahrt. Die Eingeborenen am Tauranga-Hafen sparten lange, um sich einen Schooner zu kaufen, machten ein paar Fahrten, dann ließen sie ihn wie ein abgenutztes Spielzeug liegen. Er gehört vierzig Leuten, somit Niemandem, Keiner will etwaige Schäden ausbessern. Wären sie bei ihren alten Kriegskanoes geblieben, es wäre besser für sie gewesen. Auch in der Kleidung hat der europäische Einfluß bis jetzt mehr schädlich als nützlich gewirkt. Die alten Mäntel paßten vortrefflich für Umstände und Klima; jetzt sind wollene Decken an deren Stelle getreten, in denen die Maoris wie zerlumpte, schmutzige Proletarier aussehen; die Brustkrankheiten und rheumatischen Uebel sind in neuerer Zeit höchst empfindlich geworden. Die alten Nahrungsmittel waren für die Maoris heilsamer als die Kartoffeln. Früher war das Volk gastfrei; jetzt ist es geldgierig. Ein Fährmann verlangte von einem Weißen, der über den Waikatofluß setzen wollte, fünf Pfund Sterling Fährgeld! Sitten und Charakter haben sich verschlechtert, besonders bei den Stadt-Maoris. An Fleiß oder zu faul, um bei Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirthshäusern herum, physisch und moralisch verkommene Proletarier, den Europäern eine Last und ihren Landsleuten ein Greuel."

„So wirkt die ganze europäische Civilisation und Kolonisation, trotz mancher Vortheile, die sie den Eingeborenen gebracht hat, auf viele doch nur wie ein schleichendes Gift, das an dem innersten Mark ihres Lebens zehrt; wie ein Gift, welches nicht blos Waldschächer und Sandelholzkrämer in Form von Seuchen und Hautkrankheiten einschleppen, sondern das jeder Europäer mit sich bringt. Die Naivetät der Sitten verschwindet vor den Förmlichkeiten der Civilisation. Der gastfreundliche Wilde wird zum rechnenden und überlegenden Händler, unsere Kleidung macht ihn steif und hülflos und unsere Nahrung macht ihn krank. Der frischen, vollen Lebenskraft gegenüber, mit welcher die angelsächsische Race sich ausbreitet und vermehrt, ist der Maori der schwächere Theil, und so zieht er im Kampf um das Dasein den Kürzern."

Die Maoris selbst sagen: „So wie der Klee das Farnkraut tödtete und der europäische Hund den Maori-Hund; wie die Maori-Ratten von den europäischen Ratten vernichtet wurden, ebenso wird auch und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet."

Ja wohl. Die europäische „Civilisation" ist der allerärgste Kannibale; sie hat schon jetzt mehr Menschen vertilgt als die Anthropophagie aller Kannibalen sein Anbeginn der Geschichte.

Kleine Nachrichten.

Karl von der Decken in Ostafrika. Seine zweite Besteigung des Kilimandscharo. Dr. Heinrich Barth veröffentlicht in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde einen Brief dieses Reisenden aus Sansibar vom 15. Januar, welchem wir hier auszugsweise das Folgende entlehnen.

Herr von der Decken wollte im Herbste vorigen Jahres das

Digitized by Google

Land der Wamasai erforschen; das ist ihm aber nicht gelungen. „Das Glück ist einmal von mir gewichen", schreibt er.

Am 3. Oktober 1862 reiste er von Mombas ab und fuhr an der Küste hin des Wanga, von wo aus er den Weg nach dem Innern hin schon von seiner frühern Reise her kannte. Von der Küste aus erreichte er in vierzehn Tagen den im vorigen Jahre von ihm entdeckten Jipe-See, den er jetzt näher erforschte, und von wo aus er die Ugonoberge bestieg, die etwa 5000 Fuß hoch sind. Von dort beziehen die umwohnenden Völker ihren Bedarf an Eisen. Dann ging er zu den Anschabergen. Dort traf er mit den Wamasai zusammen. Etwa hundertfünfzig lagerten sich binnen zehn Minuten von dem Anbeginne der Reisenden entfernt; sie verboten ihm, trotz aller Versprechungen, den Eintritt in ihr Land. Kein Europäer, sagten sie, solle dasselbe betreten, denn wenn Das geschehe, werde all ihr Vieh sterben; das besage eine alte Prophezeiung.

Neun Tage lang verhandelte Hr. v. d. Decken hin und her mit den Wamasai, welche ihm zuletzt den Krieg erklärten. Sie sagten ihm, er solle am nächsten Tag ermordet werden, wenn er nicht sofort ihr Land verlasse oder die Hälfte seiner Waaren als Lösegeld gebe. Zwei Europäer, bemerkt er, vermochten nichts gegen ein paar tausend Krieger; er habe, sagt er bei, seine Zuflucht zu einer Kriegslist genommen, aber wenn diese bestand, das theilt er nicht mit. Genug, er schickerte die Wamasai ein; sie zogen „männchenfüßig" ab. Aber auch der Reisende kehrte um und wandte sich nach den Dschaggabergen, um den König von Kambonga, dessen Land er noch nicht kannte, zu besuchen und eine weite Besteigung des Kilimandscharo zu versuchen.

Aber durch einen Zufall kam er nicht nach Kambunga, sondern in das angrenzende kleine Königreich Uru, wo er vom Volk und dem erst achtzehnjährigen Sultan freundlich empfangen wurde. Doch darüber wurden dessen Oheime eifersüchtig und zettelten mit den Kriegern eine Verschwörung gegen den Fremden an. So wurden diesem die Führer nach dem Schneeberge verweigert und er ging dann nach Mossi, wo ein erst neunzehnjähriger Häuptling regierte, aber auch derzeit Elephantenjäger an der Küste verweilten, die im Rathhalle von Mossi sein kannten. Doch in Mossi erging es ihm ähnlich wie in Uru, doch erreichte er hier durch Versprechungen und Drohungen seinen Zweck. Sultan Kimandaro schloß Blutsbrüderschaft mit dem Europäer und durfte diesem nun seine Bitte abschlagen; v. d. D. konnte zum zweiten Male den Bergriesen besteigen.

Auf dem Kilimandscharo kam er bis in eine Höhe von 13,000 Fuß. „Ich wäre noch höher gekommen, wenn meine Begleitung nicht durch die zu dünne Luft gehindert worden wäre, sich auch nur in der langsamsten Weise fortzubewegen. Rechts schneite es tüchtig und am andern Morgen sahen wir den Schnee zur Rechten und Linken unterdalb unseres Standpunktes liegen. Somit wird die Schneenatur dieses Bergen jetzt wohl nicht einmal mehr von den obstinaten Geographen Cooten in Zweifel gezogen werden." Der Abstieg ging nach dem See Jipe, dann nach Norden zu den Bura- und Endaraa-Bergen und nach Mombas; am Silvesterabend war der Reisende wieder in Sansibar.

Er schreibt, daß seine weitern Pläne unsicher sein. „Der Haß des hiesigen Sultans gegen mich nimmt von Tage zu Tage zu. Er will seine Leute, die sich gegen mich vergangen haben, nicht bestrafen und beschuldigt mich, daß ich Alles thäte, um ihn und den Islam zu stürzen. Indirekterweise hat er freilich mit dieser Behauptung Recht, da ich es für das verdienstlichste Werk halte, den Mohammedanern, wo ich nur kann, zu schaden."

So schreibt Herr von der Decken wörtlich. Unter solchen Umständen ist es ganz in der Ordnung, daß Sultan Said Medschid einen solchen Fremdling feindlich ist. Wenn ein Reisender in ein Land kommt mit Haß gegen die Leute, von denen er Förderung seiner Pläne erwartet und deren Abneigung ihm dieselben völlig durchkreuzen kann, dann darf er sich nicht beklagen. Vom Feindschaft gegen den Mohammedanismus in Ostafrika? Herr von der Decken wird dort an den Verhältnissen nichts ändern, und schon die ganz gewöhnliche Klugheit gebiete ihm, sich gegen den Islam neutral zu verhalten, nicht aber demselben „zu schaden, wo es nur angeht".

So ist es wohl sein eigenes Werk, daß, wie er schreibt, seine weiteren Pläne sehr unsicher sind. Er hatte gleich nach Neujahr, zur Stärkung seiner Gesundheit, auf dem englischen Kriegsschiffe Gorgon eine Seereise nach Süden gemacht, die portugiesische Niederlassung Ibo und die arabische am Kap Delgado besucht, war wieder nach Norden hinauf bis Lamu und von dort nach den Comoro-Inseln gefahren. Von der größten derselben, Johanna, schrieb er am 23. Februar 1863 einen zweiten Brief an Dr. Barth.

Hall's neue Reise nach den Nordpolgegenden. Dr. C. F. Hall aus Cincinnati, dessen glücklicher Heimkehr aus den hohen Norden wir in vorigem Heft im Globus meldeten, will eine neue Reise unternehmen. Auf seiner frühern hat er bekanntlich ermittelt, daß die sogenannte Frobisher-Straße nur eine tiefe Föhrde, eine Meereinbuchtung ist und nach Westen hin keine Einfahrt in das arktische Meeresbahnbett gewährt. Hall fand auch Spuren von Frobisher's Expedition (welche im sechszehnten Jahrhundert unternommen worden ist), und verkehrte freundlich mit den Eskimos, deren Sprache er sich angeeignet hat. Jetzt will er nun drei Jahre lang unter seinen bekannterlichen Freunden verweilen. Seine Absicht geht dahin, weitere Nachrichten über Franklin einzuziehen; er hofft von den Eskimos dergleichen zu erhalten. Sodann möchte er ermitteln, was es auf sich habe mit einem großen Süßwassersee, von welchem die Eskimos ihm Manches erzählt haben; auch die nordwestliche Durchfahrt gedenkt er näher zu untersuchen. Auch diesmal sind es reiche Newyorker Kaufleute, Herr Grinnell wieder voran, welche ihm die zur Expedition erforderlichen Mittel und Instrumente freigebig zur Verfügung stellen.

Ein neuer Vulkan in Mexiko. Aus Manzanillo an der mexikanischen Westküste meldet ein vom 15. März datirter Konsulatsbericht Folgendes:

Die Stadt Colima befindet sich in unbeschreiblicher Aufregung, weil in einer Entfernung von nur sechs Meilen (— miles; was für welche? —) plötzlich ein neuer Vulkan entstanden ist. Der Ausbruch kam ganz plötzlich; der Fluß Armeria wurde durch eine aus Sand, Steinen und Schlamm gebildete Bank sämmlich abgedämmt und hat nun oberhalb weit und breit das Land unter Wasser gesetzt. Der neuer Krater öffnete sich auf einem Hügel, der, wenn ich es gerechnet, nur etwa 150 Fuß hoch ist. Der Auswurf glühender Stoffe nimmt sehr demnthigende Verhältnisse an. Seit drei Tagen groß es, als ob der Donner rolle, und Erdstöße sind sehr häufig. Die Provinz over vielmehr das Gebiet Colima liegt, umschlossen vom Staate Talisco, am Stillen Ocean und auf jenem gewaltigen vulkanischen Striche, welcher ganz Mexico von Osten nach Westen durchzieht.

Eine neue gefährliche Krankheit in Indien. Die Landschaft Dschessore im unteren Bengalen liegt da, wo der Ganges viele Seitenarme in die sumpfigen Gegenden der Sonderbunds aussenden. Dort war es, von wo aus die Cholera im Jahre 1847 sich über die ganze Welt verbreitete; sie ergriff in Dschessore zuerst die Truppen Lord Hastings'. Jetzt ist nun in Dschessore eine Krankheit einheimisch, schlimmer als die ägyptische Pest. Seit Juni 1860 sind in der Umgegend von Calcutta um sich ergriffen, ebenso der Eisenbahn nach Bardwan entlang, und schon mehr als 40,000 Menschen, d. h. 60 Procent der dortigen Gesammtbevölkerung, hinweggerafft. Die Regierung hat Alles, was in ihren Kräften stand, aufgewandt, um der Seuche entgegen zu wirken, aber sie wüthet fort, besonders seit dem Regenfall im vorigen November. Auf weiten Strecken sind alle Dörfer verlassen; Niemand blieb zurück, um die Todten zu begraben, und die Leichen verpesteten die Luft. Ein Bericht des Arztes Elliot ist geradezu schaudererregend. Er leitet die Krankheit von bösen Ausdünstungen, von Malaria, her; das Wasser in jenen Gegenden ist durchaus mit zersetzten Pflanzenstoffen angefüllt, daß eine Lage Torf auf demselben liegt. Die Dörfer in Bengalen liegen zumeist unter dichtem Baumwuchs verstreckt und denken nicht an zweckmäßige Maßregeln für die Gesundheit. Nun hat die Regierung empfohlen, daß die Wälder gelichtet und die stehenden Gewässer abgeleitet oder ausgestellt werden sollen. Darüber wird aber längere Zeit verstrichen, und so kann die Krankheit, welche seit schon nach fünf Stunden die Menschen zerrafft, vorerst noch weitere Verheerungen anrichten. Manchmal dauert dieses Fieber bis zum fünfzehnten Tage. Es ist am schlimmsten während der Regenzeit, welche vier Monate im Jahre einnimmt. Zur Zeit der großen Hitze ist es weniger gefährlich.

Zur Statistik von Neuseeland. Die amtlichen Berichte für das Jahr 1864 sind veröffentlicht worden. Der Werth der Einfuhren betrug 2,493,811 Pfd. St., hiermal mehr als 1855, und 945,475 Pfd. St. mehr als 1860. Das ist die Folge der Goldentdeckungen. Ausfuhr: 1,370,247 Pfd. St. oder 781,294 mehr als 1860. Davon kommen auf die Wolle für 523,728 Pfd. St. Der Goldexport bis zum September 1862 betrug 538,560 Unzen im Werthe von 2,040,921 Pfd. St.

Die europäische Bevölkerung belief sich zu Ende 1861 auf 109,315 Seelen mit Einschluß von 7294 Militärs und deren Familien. Die eingeborene Bevölkerung (die Maoris) ist auf 55,257 Köpfe zusammengeschmolzen. (S. S. 221.)

Digitized by Google

Wie sieht die Hafenstadt Dunedin auf Neu-Seeland aus? Eine Frau Ave, welche das östliche Festland verlobt, Alten land des Ueberflusses an einer unglücklichen Menschenrace, der Überfüßigen Gouvernantinnen, zu entfliehen, hat eine Ladung dieser Personen und nebenbei auch anderer Frauenzimmer nach Neu-Seeland geschafft, wo an Mädchen und Frauen Mangel ist. Angekommen und Nachfrage ist die Losung! Sie landete ihr „Cargo" in Dunedin, von wo, wie die Leser des Globus wissen, der Goldertrag der Otagogruben verschifft wird. Faft alle Häuser, schreibt Frau Ave, sind von Holz, nur wenige haben steinerne Unterlagen; sie sind aber sauber und beauem und sehen ganz hübsch aus. Die Miethe ist theuer; für zwei kleine Gemächer muß man 18 bis 30 Schillinge zahlen. Das können Viele nicht erschwingen, und so kommt es, daß die halbe Stadt aus Zelten besteht; in diesen arbeiten. Manche Zelte sind weiß, ganz dicht; man hat sogar kleine Glasfenster in ihnen angebracht und einen hohen Schornstein. Viele sind aber braun, bald in einander gefallen und haben einen Heerd aus gehämpftem Schlamm; er dient gewöhnlich auch als Ofen und hat keine Esse. Auch mehrere aus Schlamm aufgebaute Wohnungen habe ich gesehen. Ein Haus war ganz aus Zinn aufgeführt. Man hat nämlich eine Menge von Zinnbüchsen und Kisten, in welchen Lebensmittel lustdicht verschlossen waren, genommen und hat sie so gestopft, daß sie zu Platten wurden. Diese wurden zusammengenietet und bilden nun die Mauern und die Wände des Hauses.

Tahiti und die Gesellschafts-Inseln. Dieser schönen und fruchtbaren Gruppe in der Südsee hat bekanntlich Frankreich ein „Protectorat" auferlegt, das übrigens für Handel und Verkehr ganz erspießlich ist. Es sorgt auch für den Ackerbau, und im Januar 1863 sind 100,000 Francs an Prämien ausgesetzt worden, um die Kultur aufzumuntern. Davon sind 40,000 Francs für den Anbau des Kaffees bestimmt, 10,000 für die Anpflanzung von Kakaobäumen; andere Posten für Baumwolle, Zuckerrohr, Kokospalmen, Vanille und Tabak, sodann auch für Wiesenbau und Viehzucht. Bei Papeete hat man einen botanischen Garten angelegt, in welchem Versuche zur Eingewöhnung fremder Pflanzen gemacht werden. Gelungen ist jene des Guineagrases, des abessinischen Teracan, der Arachis hypogäa (Erdnuß) und der langstaserigen Baumwolle. Die Handelsbewegung des Hafenplatzes Papeete hat sich 1862 auf die Werthsumme von 4,486,024 Frs. belaufen, wovon 2,787,947 auf die Einfuhr, 1,688,077 auf die Ausfuhr entfallen. Den auswärts liefen 165 Schiffe von 14,025 Tonnen ein. Briefe aus Europa sind schon in 24 Tagen dort. Die Gesellschaftsinseln gelangt; wenn eine Dampferlinie aus Oceanien sich an jene der südamerikanischen Küste anschließe, dann würden sie nur etwa 10 Tage gebrauchen.

Projekt einer russisch-indischen Eisenbahn. Englischer- und russischerseits trägt man sich mit dem abenteuerlich aussehenden Plane, das indische und das russische Eisenbahnsystem mittelst des Oxusthales und des Kaspischen Meeres mit einander in Verbindung zu bringen. Nimmt man die Karte zur Hand, so findet man, daß die nächste und fast direkte Route zwischen Calcutta und London diese ist: von Kanigandsch nach Burar, von da über den Ganges und durch Audh und Rohilkand nach Ambalah, von wo die Pendschab-Eisenbahn nach Lahore führt. Von da zieht sich eine schöne Landstraße nach Peschawer, und ein Tunnel unter dem Indus bei Attock ist schon mehr als halb gebohrt. Von da geht es durch den Khyber-Paß, an Dschellalabad und Kabul vorüber, über den Hindukusch auf den Cyros los; diesem folgt man bis Chiwa, von wo die gewöhnliche Karawanenstraße an das Kaspische Meer hinabführt, und hier erwartet uns ein russischer Dampfer. Astrachan wird in wenigen Jahren durch die St. Petersburger Eisenbahn, über Saratow an der Wolga, mit der russischen Hauptstadt, und diese hinwieder über Kiew mit Lemberg verbunden sein. Die Route ist um zwei Tage kürzer als durch das Euphratthal und beträgt in allem acht Tage von Calcutta nach London. Die einzige Schwierigkeit liegt zwischen Peschawer und dem Kaspischen Meer, und die einzige Bretagenheit (aber was für eine!) für den Ingenieur würde der Hindukusch sein. Jedenfalls ist es leichter, einen Schienenweg durch Central-Asien zu bauen, als längs der Mekranküste, wo einst Alexander's Heer zu Grunde ging und wo es schwer ist, eine Telegraphenlinie zu schützen.

Der Ueberlandweg nach dem südwestlichen China. Wiederholt haben wir im Globus darauf hingewiesen, wie eifrig die Engländer bemüht sind, vom Bengalischen Meerbusen aus über Land einen Weg nach der chinesischen Provinz Yünnan zu eröffnen. Bei dem Vertrage, welchen sie im vorigen Jahre mit dem König von Burma schlossen, lag ihnen vor Allem daran, sich freien Durchzug durch dieses Land zu sichern. Dr. Williams ging nach Bhamo am obern Irawaddy als britischer Konsul, und er hat den Auftrag, den Weg von dort bis zur chinesischen Grenze zu erforschen. — In Assam hat Major Agnew den Brahmaputra bis Sadoa (Subsija) dem äußersten Punkte der englischen Besitzungen in jener Gegend, mit einem kleinen Dampfer befahren. Derselbe liegt nur etwa 60 deutsche Meilen von der Gegend entfernt, wo der Hauptstellung in das eigentliche China einströmt. — Die Briten denken auch daran, eine Straße von Dardschiling im Himalaya nach Hlassa in Tibet zu eröffnen. In Assam gewinnen die Theepflanzungen eine immer größere Ausdehnung.

Die britisch-indische Dampfergesellschaft unterhält einen lebhaften Schiffahrtsverkehr zwischen Bombay und Basra, und die durch denselben vermittelte Handelsbewegung belief sich im Jahre 1862 auf den Werth von 1½ Millionen Pfd. Sterling.

Die französische Madagaskar-Kompagnie hat eine wissenschaftliche Expedition nach der ostafrikanischen Insel gesandt, um diese in Bezug auf Ackerbau, Bergbau und Handelsverhältnisse zu erforschen. Die Kompagnie beabsicht namentlich Kaffee, Baumwolle und Zucker in großer Ausdehnung zu erzeugen. Sie soll auch hydrographische und klimatische Studien machen, ist reichlich mit Hülfsmitteln versehen, und da die Mitglieder sämmtlich in ihren Spezialfächern tüchtig sind, so darf sich die Wissenschaft Ausbeute versprechen. Lambert, der bekannte Verschönerer gegen die Königin Ranavale, jetzt Gefangener Simon's, Skipetar Rayama des Zweiten, steht an der Spitze und hat sich am 28. Mai mit der Kommission zu Marseille eingeschifft.

Ein Telegraph bis zum Weißen Nil. In Aegypten hat sich eine Kompagnie gebildet, welche gesteigertes Leben in den Verkehr nach dem Obern Nil, dem Sudan und dem Rothen Meere bringen will. Sie wird einen Telegraphen bis über Chartum hinaus legen und projektirt sogar eine Eisenbahn von Kairo bis zu dieser Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Das ist freilich ein Plan, dessen Verwirklichung gewiß in weiter Ferne liegt. Die Kompagnie wird mit ihren Geschäften zunächst in Oberägypten beginnen. Suakin, Hafenstadt an der ägyptischen Küste des Rothen Meeres, wird von Kairo aus mit Dampfern, welche die Zwischenhäfen anlaufen sollen, in sechs Tagen erreicht. Von dort gelangt man in sechs Tagen nach Berber am Nil, von dort mit dem Dampfer in sechs Tagen bis Chartum, so daß die Reise von Kairo bis zu diesem letztern Platze nur 18 Tage in Anspruch nehmen würde; jetzt dauert sie 5 bis 6 Wochen. Die obern Regionen liefern Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Wachs, Häute und Goldstaub in den Handel. Am Weißen Nil kann man einen Ochsen für den Werth von 6 bis 7 Thalern kaufen, in Kairo würde er das Zehn- bis Fünfzehnfache kosten. Auch die Belebung des Handels mit Abessinien ist in Aussicht genommen worden, und in diesem Falle würde der Hafen Massawah den Stützpunkt der Operationen bilden. Jedenfalls wird zunächst in Oberägypten und in Sudan der Anbau der Baumwolle in's Auge gefaßt; diese hat aber jetzt nur kurzen Stapel, nicht, wie in Unterägypten, eine lange Faser; man will deshalb für Nubien ꝛc. Samen der langstaserigen amerikanischen Art ausfäen.

Der Verkauf kleiner Mädchen im östlichen Bengalen geht trotz aller Aufsicht der Behörden ununterbrochen fort. In manchen Gegenden betrachtete man in den Familien die Geburt eines Mädchens für ein großes Unglück (wie in China), jetzt aber nicht mehr, weil man solch ein Kind schon in frühen Jahren verhandeln kann. In Calcutta wohnen die Aufkäufer, und sie treiben ihr schändes Gewerbe so schwunghaft, daß man jetzt endlich energisch wurde, den Regierungswegen Jedem eine Prämie zu zahlen, der einen Mädchenkäufer nachweist. Die unglücklichen Kinder werden für das Laster erzogen.

Die Witterungsverhältnisse. J. Herrschel hat jüngst die Ansicht ausgesprochen, daß die klimatischen Verhältnisse auf der ganzen Erde, zu Land und See, während der letzten paar Jahre eine sehr auffallende Störung erlitten hätten, und zwar durch eine kosmische Ursache, die er in der Sonne finden will. Sie habe zuerst direkt auf die südliche Halbkugel eingewirkt und indirekt auch auf die nördliche.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Die Stadt Arequipa in Peru.

Zuſtände in Peru unter den Inkas und in der Gegenwart. — Verfall des Ackerbaues. — Handel. — Bauern und Gärtner bei Arequipa. — Die Stadt. — Erdbeben. — Bauart und Kirchen. — Marktplatz. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe. — Die Frauen. — Mandar un Indiecito. — Die Indianer.

Wir ſagten in der vorigen Nummer, daß Peru in den Tagen der Inka-Herrſchaft in Blüte geſtanden habe, während es jetzt in Verfall ſei. Der Gegenſatz zwiſchen der Vorzeit und der Gegenwart iſt ſchlagend. Damals war Alles Gedeihen, heute finden wir faſt aller Orten Stillſtand. Zur Zeit der alten Landesherrſcher lieferte der Ackerbau reichen Ertrag und die Bewäſſerungsanſtalten waren in trefflichem Zuſtand. Aber gleich die erſten ſpaniſchen Abenteurer, welche wie Heuſchrecken über das Land herfielen, kümmerten ſich nicht um die Felder, ſondern gierten lediglich nach Gold. Spanien hat an ſich die ganz unbeſtreitbare Wahrheit erfahren, daß Gold nicht gleichbedeutend iſt mit Reichthum und Wohlſtand; es verarmte und verflümmerte gleich ſeinen Kolonien, welche ihm das Gold und Silber liefern mußten. In unſeren Tagen werden Kalifornien und Auſtralien reich, trotz des Goldes, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel gehen Hand in Hand mit der Förderung edler Metalle; die letzteren ſind nur Mittel, nicht Zweck.

Die Inkas begriffen vollkommen den hohen Werth und den Nutzen der Arbeit; ſie wußten auch, daß der Indianer einen großen Hang zur Trägheit in ſich hat, deshalb erließen ſie ſtrenge Gebote gegen den Müßiggang. Ihr theokratiſch-kommuniſtiſcher Polizeiſtaat war nicht etwa das Werk launenhafter Willkür, ſondern das Syſtem entſtand im Fortgange der Zeit und beruhte auf einem richtigen Verſtändniſſe des Volkscharakters. Das Leben und Treiben eines jeden Unterthans war genau geregelt, es gab für ihn von der Geburt bis zum Tod eine Richtſchnur, an die er ſich zu halten hatte und die ſeinen Naturell derart angepaßt war, daß ſie der Entwickelung ſeiner beſſern Anlagen und Triebe Vorſchub leiſtete. Ein noch junger, aber ſehr verſtändiger Mann mit praktiſchem Blick, Ernſt Grandidier, welcher Peru durchreiſt und gründlich ſtudirt hat, äußert die Anſicht, daß das ſtrenge Regiment der Inkas durchaus nothwendig für die Quechua-Raſſe geweſen ſei. Dieſe Indianer arbeiten, wenn ſie müſſen, ohne zu murren oder zu klagen; ſobald der Zwang wegfällt, werden ſie Faullenzer. Wenn man die Zweckmäßigkeit von öffentlichen Einrichtungen an ihren guten Früchten erkennt, ſo ſtellt ſich für Peru die Thatſache heraus, daß die Indianer unter den Inkas fleißig waren und in Wohlſtand lebten, und daß jetzt das Gegentheil der

Peruaniſche Feldarbeiter (Peones).

fahren, daß Gold nicht gleichbedeutend iſt mit Reichthum und Wohlſtand; es verarmte und verflümmerte gleich ſeinen Kolonien, welche ihm das Gold und Silber liefern mußten. In unſeren Tagen werden Kalifornien und Auſtralien reich, trotz des Goldes, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel gehen Hand in Hand mit der Förderung edler Metalle; die letzteren ſind nur Mittel, nicht Zweck.

Die Inkas begriffen vollkommen den hohen Werth und den Nutzen der Arbeit; ſie wußten auch, daß der Indianer einen großen Hang zur Trägheit in ſich hat, deshalb erließen ſie ſtrenge Gebote gegen den Müßiggang. Ihr theokratiſch-kommuniſtiſcher Polizeiſtaat war nicht etwa das Werk launenhafter Willkür, ſondern das Syſtem entſtand im Fortgange der Zeit und beruhte auf einem richtigen Verſtändniſſe des Volkscharakters. Das Leben und Treiben eines jeden Unterthans war genau geregelt, es gab für ihn von der Geburt bis zum Tod eine Richtſchnur, an die er ſich zu halten hatte und die ſeinen Naturell derart angepaßt war, daß ſie der Entwickelung ſeiner beſſern Anlagen und Triebe Vorſchub leiſtete. Ein noch junger, aber ſehr verſtändiger Mann mit praktiſchem Blick, Ernſt Grandidier, welcher Peru durchreiſt und gründlich ſtudirt hat, äußert die Anſicht, daß das ſtrenge Regiment der Inkas durchaus nothwendig für die Quechua-Raſſe geweſen ſei. Dieſe Indianer arbeiten, wenn ſie müſſen, ohne zu murren oder zu klagen; ſobald der Zwang wegfällt, werden ſie Faullenzer. Wenn man die Zweckmäßigkeit von öffentlichen Einrichtungen an ihren guten Früchten erkennt, ſo ſtellt ſich für Peru die Thatſache heraus, daß die Indianer unter den Inkas fleißig waren und in Wohlſtand lebten, und daß jetzt das Gegentheil der Fall iſt. Sie haben weder an Wohlſtand noch an Bildung oder Zufriedenheit gewonnen. Ethnologiſch betrachtet ſind dieſe Indianer in Bezug auf Anlage und Intelligenz wie Kinder. Das Syſtem der Inkaregierung übte ihnen gegenüber eine väterliche Gewalt, und die früheren ſpaniſchen Geſchichtſchreiber, welche noch aus eigener Anſchauung die alten Zeiten mit denen der chriſtlichen Herrſchaft vergleichen konnten, loben ohne Rückhalt die Weisheit der altperuaniſchen Geſetzgebung, weil ſie ſo durchaus paſſend für Land und Volk geweſen ſei.

Heut iſt nicht viel von dem frühern Gedeihen übrig geblieben. Die Volksmenge war unter den Inkas mindeſtens fünfmal ſo beträchtlich als jetzt, wo ſie höchſtens 1,800,000 Seelen zählt. Damals gab der Ackerbau mehr als reichlichen Ertrag; gegenwärtig beſitzt Peru viel Getreide aus Californien und Chile. Es hat aber fruchtbaren Boden, Dünger in Menge, ein Klima in allen Abſtufungen, und liefert nicht einmal den eigenen Bedarf an Körnerfrüchten. In der Stadt Cuzco trinkt man Chocolade, die aus Ecuador kommt, weil

Digitized by Google

sie billiger ist als die in Peru verfertigte. Und doch gedeiht der Cacaobaum in diesem Lande vortrefflich; die Thäler unterhalb Cuzco sind mit demselben angefüllt. Ueberhaupt liegt der Ackerbau danieder. Ueberall, wo man sich die Mühe nimmt, den Boden zu bewässern, ist er auch fruchtbar. Die Inkas zwangen den Quechua-Indianer zu solcher Bewässerung; sie haben gethan, was Montesquieu von einer guten Regierung verlangt, daß sie nämlich den Uebelständen, welche das Klima etwa hervorrufen oder begünstigen könne, entgegen arbeiten müsse. Der Inka befahl dem Indianer zu arbeiten, und er arbeitete; die spanische Regierung verlangte von ihm eine Jahresabgabe und er arbeitete, um diese zahlen zu können. Schon deshalb war diese Auflage eine zweckmäßige Einrichtung; der Eingeborene mußte seine Trägheit überwinden, um seine Verpflichtung gegen den Staat zu erfüllen. Die „Republik" wollte „liberal" verfahren, und schaffte diese Auflage ab; die Folge eines so unverständigen Verfahrens ließ jedoch nicht lange auf sich warten; der Staat bekam keine Einnahme mehr und der Ackerbau verfiel. Jetzt arbeitet der Indianer nur so viel, um seinem Hange zum Genusse berauschender Getränke fröhnen zu können.

Wanderung vom Hafenplatz Islay durch die peruanische Wüste bis nach Arequipa geschildert. Betrachten wir uns heute diese für Peru immerhin wichtige Stadt etwas genauer. Drei Stunden vor derselben hört die Wüste auf und man gelangt in ein grünes Thal, sieht wieder Bäume, findet zu beiden Seiten des Weges fette Weiden und auch Aecker, welche von indianischen Landleuten bestellt werden. Bauern, kleine Gutsbesitzer oder Gärtner, Chacareros, wie sie dort zu Lande heißen, geben zur Stadt; sie tragen den in Südamerika allgemein üblichen Poncho. Nachdem man noch eine Strecke weit geritten ist, sieht man endlich Arequipa, das von dem herrlich geformten Vulkane Misti überragt wird. Nun ist man in Tinge, einem Flecken, der ein Mineralbad hat und mit Arequipas Vorstadt zusammenhängt; dieses liegt etwa 7300 Fuß über dem Meer in einem herrlichen Thal am gleichnamigen Flusse. Dort siedelte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Maita Capac, der vierte Inka, einige tausend Familien an; aber die neuere Stadt wurde von dem Spanier Pedro Anjures de Campo Redondo auf Pizarro's Befehl im Jahre 1536 oder 1540 gegründet.

Chacareros.

Alte Bäuerin.

Chacarera

nicht mehr, und so wird es bleiben, bis er wieder das Feld bauen muß, um eine Abgabe zahlen zu können. Aber zu einer so nothwendigen Maßregel werden sich die Demagogen und Stellenjäger nicht entschließen, weil sie unpopulär wäre. Jeder Soldat oder Advokat möchte Präsident werden und die Massen für sich gewinnen.

Auch der Handel von Peru nimmt keinen Aufschwung. Wir lesen in den Pariser „Annales du commerce exterieur", April 1863 (Nr. 1476), daß im Jahre 1860 die Einfuhr 15,428,305 Piaster betragen habe, die Ausfuhr 35,078,524 Piaster, zusammen eine Handelsbewegung von etwa 50½ Millionen. Als Hauptartikel der Ausfuhr steht der Guano voran; sodann kommen Chinchona, Wolle, Salpeter, Kupfer, Gold und Silber. Den Haupthafen bildet Callao-Lima; zunächst an Handelsbedeutung folgt Arequipa, das aber, den Darstellungen der neuesten Reisenden zufolge (Granadier und Marcoy), im Verfall ist.

Arequipa soll, unseren Handbüchern der Geographie zufolge, etwa 30,000 Einwohner haben, und diese Zahl mag auf frühere Zeiten passen; Marcoy, der lange an Ort und Stelle lebte, giebt die Ziffer von 2064 Häusern mit etwa 17,000 Einwohnern. Von den Häusern sind nicht weniger als 928 — Schänken!

Wir haben vor einiger Zeit (Globus Nr. 29) eine

Der Boden ist sehr vulkanisch. Achtmal ist Arequipa theilweise, dreimal fast gänzlich durch Erdbeben verwüstet worden; zweimal hat man der Stadt eine andere Stelle gegeben. Der Vulkan Misti hat ihr nichts geschadet, wohl aber der Vulkan Huyana Patina, der im Thale Mequebua sich erhebt (— nicht, wie in manchen Büchern steht, im Thale von Coripuna —). Der heftigste Ausbruch dieses feuerspeienden Berges fällt in's Jahr 1669. Die ersten Andeutungen des bevorstehenden vulkanischen Sturmes bestanden in inneren Zuckungen, welche von einer im Dominikanerkloster noch vorhandenen Chronik mit Bauchgrimmen verglichen werden (Vueltas y revueltas de barriga). Gleichzeitig störmte ein entsetzliches Donnerwetter mit unbeschreiblich heftigen Schlägen herein, dann fiel zwei Wochen lang ein ununterbrochener Platzregen, und erst nachdem dieser vorüber war, begann der Vulkan zu speien. Er warf Steine und Asche aus, eine Rauchwolke stieg zum Himmel empor und verdunkelte das Sonnenlicht. Man glaubte, die Welt müsse untergehen, denn diese gewaltigen Zuckungen der Natur wollten gar kein Ende nehmen, denn sie dauerten fünf und vierzig Tage lang. Arequipa war ein Trümmerhaufen, das ganze Thal mit einer dicken Schicht von Asche überdeckt, die Flüsse bekamen einen andern Lauf; durch die Ausdünstungen der vielen todten Fische entstand

Digitized by Google

eine Modorra, Seuche. Die Detonationen dieses Erdbebens hörte man deutlich in dem 220 Leguas entfernten Lima und das Meer war bis meilenweit von der Küste grau gefärbt.

Das heutige Arequipa ist so gebaut wie überhaupt die Städte im ehemals spanischen Amerika durchgängig gebaut sind; aber man hat auf die Erdbeben besondere Rücksicht genommen und die Mauern der Häuser sehr dick gemacht. Die letzteren haben gewöhnlich nur ein, zumeist gewölbtes, Erdgeschoß; Privatgebäude von Bedeutung sind nicht vorhanden. Die Plaza mayor hat auf drei Seiten überwölbte Säulengänge und Waarenläden, die vierte Seite wird von der Kathedrale eingenommen. Unsere Abbildung zeigt, daß sie einen frostigen Styl hat, sie ist aber das wichtigste Gebäude, das seit der Unabhängigkeit in den amerikanischen Kreolenstaaten aufgeführt worden ist. Außer diesem Dome hat Arequipa noch fünf Kirchen, in jedem Stadtbezirk eine, dazu noch fünf Mönchs- und drei Nonnenklöster.

Alle diese Kirchen sind überfüllt mit Kostbarkeiten, sie strotzen gleichsam von Gold, Silber, Edelsteinen und köstlichen Gewändern; von diesen erglänzen die Altäre und die Puppen, welche Heilige vorstellen. Die verschiedenen Christusbilder sind mit Spitzengewändern bekleidet und die Dornenkrone hat immer Stacheln, die aus Edelsteinen, z. B. Smaragden, verfertigt worden sind; die Nägel, vermittelst deren die Figur am Kreuze befestigt wurde, sind von Diamanten und die Blutstropfen sind Rubine. Man hat einen Christus der Erdbeben, einen Christus des guten Todes, einen Christus de los Remedios, aber eine noch weit größere Anzahl heiliger Jungfrauen mit seidenen Kleidern und Mänteln aus Sammet oder Brokat, Hauben mit Marabutfederern oder mit Turbanen, Perlenhalsbändern, schweren goldnen Ohrringen, Ringen an allen Fingern; gewöhnlich ist solch eine Mutter Gottes auch mit Uhren und Uhrkette geschmückt, hat ein feines Taschentuch und einen Fächer. An diesen Kostbarkeiten vergreift sich kein Mensch; europäische Diebe kommen nicht nach Arequipa und die einheimischen fürchten sich vor den ewigen Höllenstrafen.

Brotverkäufer in Arequipa

Das Verkehrsleben hat seinen Mittelpunkt auf dem großen Marktplatze; der Großhandel ist in den Händen von vier ausländischen Häusern, unter denen ein deutsches. Der eingeborene Handelsmann ist ohne alle Betriebsamkeit, und wir finden darüber bei Grandidier folgende Bemerkung: In Peru, sagt er, fühlt sich der Käufer dem Verkäufer verpflichtet. Wer ein Kleid oder irgend einen andern Gegenstand zu haben wünscht, bittet den Verkäufer oder Handwerker freundlich darum und zahlt ein Handgeld an, damit der Mann die Verpflichtung zum Arbeiten übernehme. Denn sehr oft hat er zum Letztern keine Lust und läßt die Sachen liegen, so lange es ihm eben gefällt; er arbeitet ja nur „aus Liebhaberei", aus Aficion. Bringt er aber die vollendete Arbeit zu einer ihm beliebigen Zeit und sie ist schlecht gerathen, dann kann man auch weiter nichts machen und muß sie nehmen. Ein charmantes Land, dieses Peru! ruft Grandidier aus; es hat ganz herrliche Gesetze auf dem Papier, aber sie finden keine Anwendung; es hat Richter in Menge, aber das gute Recht kommt selten zu seinem Recht und der Fremde zumal bekommt durchschnittlich unrecht! —

Marcoy, dessen etwas gepfefferte Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse Cuzcos wir kennen, hat in ähnlicher Weise jene von Arequipa geschildert. Die Mönche leben ungemein zwanglos; sie sind lustig und haben eine äußerst behagliche Weltverdauung. Strenge Regeln kennt man nicht; leben mit leben lassen ist die Losung. Der Mönch ist Rathgeber für die Männer, Vertrauter der Frauen und allezeit ein gern gesehener Gast bei Tische, weil er immer heitere Geschichten zu erzählen weiß. Er empfängt in seinem Kloster Besuche und giebt selber Gesellschaften, seine Zelle ist wie ein Salon; man bekommt rort Chokolate, Liqueure und Kuchen in Hülle und Fülle, preist die Vorzüge der schönen Frauen und raucht Cigarretten. Die Nonnen dagegen dürfen ihr Kloster niemals verlassen, aber von diesem Zwang abgesehen, leben sie heiter genug und haben ihre Zimmer hübsch eingerichtet; man findet rort nicht selten eine hübsche Bücherssammlung, Vögel und eine Guitarre; auch ist der Klostergarten allemal im besten Zustande. Die Nonne empfängt Besuche von den Angehörigen ihrer Familie, die gewöhnlich auch Freunde und Freundinnen mitbringen. Diese Alle werden bewirthet, doch so, daß die Nonne hinter dem Gitter sitzt, durch welches der große Saal in zwei Abtheilungen geschieden wird; trotzdem macht sie in liebenswürdiger Weise die Wirthin, nimmt lebhaften Antheil an der Unterhaltung und hält es mit der Verschleierung des Gesichts nicht allzugenau.

Pastetenbäcker und Konditoren sind in Peru, namentlich in Arequipa, nicht vorhanden; sie sind auch überflüssig und würden schlechte Geschäfte machen, denn Kuchen und andere Leckereien werden in den Nonnenklöstern auf Bestellung verfertigt. Jedes Kloster rühmt sich, in irgend einem Zuckergebäck oder einer Pastetenart alle anderen zu übertreffen, und es herrscht in dieser Beziehung eine bis zum Neide gesteigerte Eifersucht zwischen den verschiedenen Klöstern. Die Nonnen von Santa Rosa rühmen sich, daß in der weiten Welt keine solche karminrothe Mazamorra bereitet werde als bei und von ihnen. Sie sind stolz auf diesen gallertartigen Brei, wie jene im Katharinenkloster auf ihre Hühnerpasteten mit Mandelmilch und die Karmeliterinnen auf ihre Pfannkuchen mit Honig und Rosenblättern. Man bestellt dergleichen Sachen aber nicht beim Kloster im Allgemeinen, sondern bei der Schwester So und So. Durchschnittlich hat jede Nonne ein paar Dienerinnen, die allemal Cholas, d. h. Mestizinnen, sind.

Die Damen von Arequipa können im Allgemeinen für hübsch gelten. Sie sind nicht ohne eine gewisse Körperfülle, die ihnen gut steht, und halten gleichsam die Mitte zwischen den majestätischen, wohlbeleibten Chileninnen und den schlanken Limeñas. Durchschnittlich haben sie einen mittelgroßen Wuchs, schöne Büste, kleinen Fuß und jenen leichten, rhythmischen Gang, den die Spanier als Meneo bezeichnen. Der Ausdruck des Gesichts ist voll Leben und Geist, die Züge sind fein, obwohl nicht von regelmäßiger Schönheit; aus den schwarzen Augen schießen Pfeile und die Lippen sind sehr dünn. Sie lieben Musik, Gesang

Digitized by Google

Platz mit der Kathedrale in Arequipa.

Digitized by Google

und Tanz und sind zum Theil vortreffliche Reiterinnen. Modistinnen und Schneidermamsells kennt man in Arequipa nicht; es bleibt also den Damen nichts übrig, als mit Beihülfe ihrer Cholas sich die Anzüge selber zu verfertigen. Zeit genug dafür haben sie. Unsere Abbildungen zeigen die Kleidertrachten der Arequipenas vom Stand. Im Hause tragen sie auch wohl, gleich den Chacareras, Kleider aus Baumwollenstoffen, sonst aber nur schlichte Seidenzeuge oder Wollenmusselin, wo möglich recht bunt und groß gemustert. Die sogenannte Kirchentracht ist bei allen Damen dieselbe; sie besteht aus Rock und Mantille von Seide und ist mit Spitzen und Sammet besetzt. Man sieht auf den ersten Blick, daß dieser Anzug aus Altspanien stammt, und er steht den Arequipenas entzückend schön.

Kirchentracht in Arequipa.

Bestühle und Bänke hat man in den peruanischen Kirchen nicht; deshalb läßt sich jede Dame einen Teppich nachtragen, auf welchen sie kniet. Zum ganz feinen und vornehmen Tone gehört es, daß der Träger ein Indianer oder eine Indianerin aus der Sierra nevada sei; ein solches Individuum muß sich aber durch kleinen, recht dicken Wuchs auszeichnen, und wird dann durch den Anzug, welchen man ihm giebt, zu einer Art von Karrikatur. Die Vornehmheit einer Dame erreicht den Gipfel, wenn sie von zwei solchen Figuren zur Kirche begleitet wird.

Wer sich bei einer Dame recht beliebt machen will, schenkt ihr ein etwa vier bis fünf Jahre altes Indianerkind. Wer nach der Sierra nevada reist, wird beim Abschied auch wohl mit der Bitte angegangen: „Vida mia, no se olvide Usted mandarme un Indieeito!“ Mein Leben, vergessen Sie nicht, mir einen kleinen Indianer zu besorgen! Der Reisende sucht dann in der Sierra eine beliebige Indianerfamilie auf und besorgt ein paar Kinder. Der Vater giebt rasch seine Einwilligung, denn er bekommt einige Piaster, etwas Coca und Branntwein; aber die Mutter ist zäh und will sich anfangs auf nichts einlassen. Indessen dieser Widerstand wird durch einen hübschen neuen Rock und einige Flaschen Branntwein besiegt, und der Erwerber schickt das Kind oder die Kinder mit der ersten Maulthier- oder Llamakarawane, wie einen Waarenballen, der Dame in Arequipa zu. Der braunhäutige junge Autochthone wird auch richtig an die Adresse abgeliefert und seine Ankunft erregt allgemeine Freude. Man betrachtet ihn von allen Seiten, hebt ihn auf und er wandert aus einer Hand in die andere. Zunächst wird er civilisirt. Man streift ihm seine indianischen Kleider ab, er wird über und über geseift und tüchtig abgerieben; auch hat man guten Grund, ihm das Haar ganz kurz abzuschneeren. Nachdem das Alles geschehen ist, steckt man ihn in altmodische, mit Gold- oder Silberborten besetzte Kleider, auf die er bald sehr stolz ist; indessen läuft er fast gewöhnlich gern barfuß. Daß er gut gefüttert wird, versteht sich von selbst. Im Anfange bekommt er allerdings einige Unverdaulichkeiten, aber das giebt sich mit der Zeit.

Bis zum zwölften Jahre etwa bleibt er Teppichträger und Salondiener; dann aber wird er für zu groß und für zu alt erachtet, und er bekommt Dienst in der Küche. Sobald er erwachsen ist, kann er über sich selbst verfügen, denn ein Sklav ist er nicht. Gewöhnlich bleibt er als Diener im Hause; das gilt auch von den Mädchen.

Die Männer in Arequipa sind durchgängig ohne geistigen Aufschwung und bewahren die von den Vätern ererbte Trägheit wie ein heiliges Feuer; jede Neuerung ist ihnen zuwider; die intellektuelle und körperliche Regsamkeit und Beweglichkeit eines Europäers begreifen sie nicht; sie können sich dieselbe so wenig erklären wie der Wilde das Ticken einer Uhr. Para que sirve eso? Wozu ist das gut, was nützt es? fragen sie. Aber Arequipa hat eine Universität und eine Bibliothek, welche 1821 gegründet wurde und 1860 schon den ungeheuren Vorrath von — 1995 Bänden hatte!

Das Volk beobachtet man am besten Morgens auf dem Marktplatze. Zwei Typen ragen ganz besonders vor. Da ist zuerst der Indianer von der Küste des Stillen Weltmeeres mit rundem Gesichte, platter Nase, aufgeworfenen Lippen, in denen das Weiße in's Gelbliche spielt. Sie sind die Nachkommen der Llipis, Changos, Moquehuas, Quilcas und anderer alten Stämme, welche als eine Gesammtgruppe vom 16. bis 25.° S. Br. das Gestadeland inne hatten. Dann sieht man zweitens den Quechua-Typus mit ovalem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, Adlernase, schräg aber weit geschlitzten Augen, üppigem, langem aber weichem Haar. Aus beiden Typen sind Mischlinge hervorgegangen, an denen schwächliche Häßlichkeit als Hauptzug bemerkbar ist.

Digitized by Google

All dieſes Volk befindet ſich nirgends wohler als in den Schänken, deren Arequipa, wie ſchon bemerkt, reichlich neunhundert zählt. Auch Frauen ſieht man in dieſen düſteren, räucherigen Spelunken, in welche etwas Tageslicht nur durch die Thür eindringt. Die Kunden ſitzen auf der platten Erde, denn Bänke, Stühle oder Tiſche fehlen; in der einen Hand halten ſie eine Schüſſel mit ſtark gepfeffertem Brei, in der andern einen Topf, der mit Chicha gefüllt iſt, dieſem Maisbier, das durch Mama Ocllo Huacco, des erſten Inka Manco Capac Gemahlin, im Jahre 1043 eingeführt wurde; ſo lautet wenigſtens die Sage.

Arequipa iſt, wir haben es ſchon geſagt, im Verfall, und kaum noch ein Schatten von dem, was es einſt ge-

Im Reitkoſtüm.

(Damen zu Arequipa.) Im Putz.

weſen. Die unaufhörlichen politiſchen Umwälzungen haben ihm großen Schaden zugefügt; ſie führten Bankerotte herbei, der alte Wohlſtand ging verloren. Einſt war Arequipa eine Nebenbuhlerin von Lima, dieſer „Stadt der Könige“, jetzt iſt es zu einer Provinzialſtadt herabgeſunken.

Denkmäler aſſyriſcher Kunſt.

Wir kennen die Prachtpaläſte der aſſyriſchen Könige, welche in unſeren Tagen, allerdings nur theilweiſe, von dem Schutte befreit worden ſind, unter welchem ſie faſt dritthalb Jahrtauſende begraben waren. Man ſtaunt über die großartige, nach unſeren Begriffen von Schönheit und Ebenmaß allerdings etwas wilde und phantaſtiſche Kunſt; aber ſie macht doch einen gewaltigen Eindruck.*) Alles ſpricht dafür, daß die aſſyriſche Kunſt ihren Urſprung in Babylon gehabt habe, aber in mancher Beziehung in eigenthümlicher Weiſe weiter entwickelt worden ſei.

Aſſyrien hatte eine hochentwickelte Civiliſation, auf welche die häufigen Berührungen mit Aegypten, Phönizien und Babylon nicht ohne Einfluß geblieben ſind. Freilich gewähren uns die zu Tage geförderten Ueberreſte keinen ſo umfaſſenden Einblick in das Privatleben des Volkes, wie in das Treiben der Herrſcher; dieſe treten überall voran und bilden den Mittelpunkt.

Die jüriſchen Propheten und die griechiſchen Geſchichtſchreiber Herodot und Kteſias ſchildern eindringlich und mit ſchwunghaften Ausdrücken die Macht der Könige, den Pomp ihres Hofes und den Glanz ihrer Paläſte. Jetzt, nachdem vier und zwanzig Jahrhunderte verfloſſen ſind, wiſſen wir durch den Augenſchein ſelbſt, daß ſie nicht übertrieben haben.

Dieſe Pracht der Alleinherrſcher am Tigris und Euphrat war nicht ohne Verfeinerung, aber ſie zeugt auch von einer gewiſſen Barbarei. Ihr fehlt die Schönheitslinie und das

*) Ueber die Geſchichte der Ausgrabungen in Babylon und Ninive ſiehe Globus Nr. 20, Band II, S. 225 u. folg. Wir geben hier nicht weiter darauf ein.

Digitized by Google

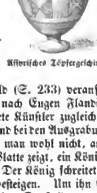
Ebenmaß; scharfe Kontraste sind in Menge neben einander, wir finden keine Ausgleichung, keine eigentliche Harmonie.

Als Angelpunkt, um welchen sich Alles bewegt, sehen wir, wie schon bemerkt, überall den König. In den vielen Skulpturen wird er dargestellt im Krieg, auf der Jagd oder auch wie er den Göttern Opfer darbringt. Er sitzt auf einem Thronsessel, hält in der Hand Pfeil und Bogen und schaut zu, wie eine Stadt belagert wird; oder er steht auf einem Kriegswagen, und kehrt, von seinen Leibwächtern begleitet, aus einem siegreichen Feldzuge heim. Er trägt immer ein langes, mit Franzen und Perlen besetztes Gewand, das oberhalb der Hüften von einem Gürtel zusammengehalten wird; auf dem Haupte hat er eine kugelförmige oder abgestumpfte Mütze. Der Ueberwurf bildet eine Art von Mantel und ist reich gestickt; an den Füßen hat er Sandalen, deren Hackenende erhaben ist; noch heute trägt das Volk in Mesopotamien genau dieselbe Fußbekleidung. In den Ohren hängen Ringe, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Auch die steifen nackten Arme sind mit Ringen geziert. Die rechte Hand ruht auf dem Griffe des Schwertes, das im Gürtel steckt und allemal eine wagerechte Richtung hat; in der linken trägt er den Herrscherstab.

Unser Bild (S. 232) stellt einen assyrischen König dar; dieses Basrelief befindet sich jetzt im Louvre zu Paris. Ein gleichen. Wahrscheinlich haben die Assyrer ihre Todten verbrannt; Betta wenigstens fand in einer Art von Grabhöhle eine Reihenfolge von Urnen mit kalcinirten Knochen. Wir wissen übrigens aus Herodot, daß die Babylonier, deren Gebräuche mit jenen der Assyrer im Wesentlichen übereinstimmten,*) die Leichen in Honig aufbewahrten, und man hat in der That in Babylonien Grabgewölbe mit Resten von Gerippen und eigenthümlich gestalteten Särge gefunden.

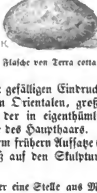
Die Einrichtung und die Geräthe in den Königspalästen sind reich und kostbar, und was auf den Basreliefs dargestellt ist, läßt uns einige Schlüsse auf Leben, Sitten und Gewohnheiten des Volks thun. Manches ist bezeichnend. Die alten Assyrer saßen nicht, wie die Orientalen der späteren Zeiten, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen auf Teppichen oder Polstern, sondern auf Stühlen, die mit unseren Lehnsesseln und Tabourets Aehnlichkeit haben. Tische und Stühle finden wir sehr mannichfaltig und sehr geschmackvoll verziert, zum Theil mit Motiven zu Ornamenten, die noch jetzt angewandt werden, z. B. Löwentatzen und Thierköpfe.

Der Kleiderluxus war groß; schon oben sagten wir, wie der Herrscher sich trug. Die verschiedenen Broderien (Stickerei und Besatz) mit ihren phantastereichen Arabesken, mit Blumen, verflochtenen Zweigen, Thieren und Rosetten,



Assyrisches Töpfergeschirr.

Cylinder mit Keilinschriften.



Flasche von Terra cotta.

anderes Bild (S. 233) veranschaulicht einen Königspalast in Ninive, nach Eugen Flandin's Zeichnung. Da dieser ausgezeichnete Künstler zugleich ein gründlicher Alterthumsforscher ist und bei den Ausgrabungen an Ort und Stelle thätig war, so irrt man wohl nicht, anzunehmen, daß ungefähr so, wie unsere Platte zeigt, ein Königspalast in Ninive sich dargestellt habe. Der König schreitet die Stufen herab, um seinen Wagen zu besteigen. Um ihn sind Eunuchen, und fast auf allen bildlichen Darstellungen ist er von solchen umgeben. Sie haben bekanntlich zu allen Zeiten und bis auf unsere Tage herab an den Höfen des Orients eine große Rolle gespielt. Auf den assyrischen Kunstdenkmälern erkennen wir sie allemal auf den ersten Blick an ihrem bartlosen Kinn und den vollen Wangen. Sie sind des Königs Waffenträger und Wagenlenker, tragen Wedel und Sonnenschirm, bekleiden hohe Staatsämter, kämpfen sogar als Feldherren und dienen dem König als Geheimschreiber.

Ueber das Volksleben erhalten wir durch die assyrischen Denkmäler Aufschluß nur insoweit, als dasselbe sich auf den König bezieht; auf den ägyptischen Monumenten, namentlich auf den Gemälden im Innern der Grabkammern, finden wir alle Berufsarbeiten des Verstorbenen dargestellt. Wir sehen, wie der königliche Mundschenk den Wein mischt, wie der Ackersmann sät und erntet, wie er Getreide worfelt und für die Bewässerung sorgt. Am Tigris nichts dergleichen machen einen äußerst gefälligen Eindruck. Die Assyrer verwandten, gleich allen Orientalen, große Sorgfalt auf die Pflege des Barts, der in eigenthümlicher Art geflochten wurde, und auf jene des Haupthaars.

Schon in unserm frühern Aufsatze (II, S. 235) wiesen wir darauf hin, daß auf den Skulpturen in den Königs-

*) Wir wollen hier eine Stelle aus Max Duncker's Geschichte des Alterthums, Berlin 1855, I, S. 107, herſetzen: „Man hat in neuerer Zeit angenommen, die Babylonier und Assyrer müßten ein Mischvolk sein, alle vermuthlich wohl aus Ariern und Semiten, trotz aller Zeugnisse des Alterthums, trotz der vorhandenen Uebereinstimmung zwischen Syrien, Assyrien und Babylonien in Religion und Baukunst, trotzdem, daß Arbakasad, Assur, Elam und Chaldäa den den Hebräern wiederholt und bestimmt als verwandte Länder, Chaldäa als ihr Geburtsland bezeichnet wird; daß der Feldherr Sanherib's von den Beamten Hiskia's aufgefordert wird, nicht hebräisch, sondern syrisch mit ihnen zu reden. Der Beweis für jene Annahme wurde in einigen assyrischen und babylonischen Königsnamen gefunden, welche der semitischen Sprachform nicht angemessen erschienen. Indeß können so wenige in vielfach veränderter Form überlieferte Eigennamen gegen so bestimmte Zeugnisse immer sehr wenig beweisen. Nun sind auch semitische Inschriften in Babylon aufgefunden, und man wird wohl thun, den semitischen Charakter der Assyrer und Babylonier festzuhalten, bis etwa die Entzifferung der in hinreichender Masse vorhandenen Inschriften von Babylon und Ninive das Gegentheil ergeben hätte, was indeß nicht zu erwarten ist."

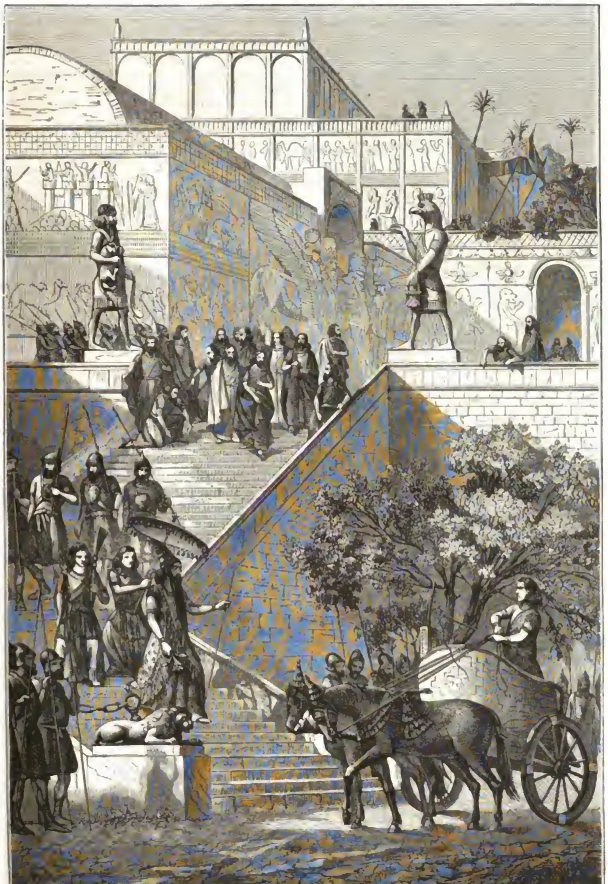
Digitized by Google

paläſten keine Frauen dargeſtellt ſind, außer als Kriegsgefangene; und als ſolche werden ſie neben Männern aufgeführt, oder in Muſikzügen. Kriegsauftritte, Belagerungen, Schlachten und Märſche treten bei den Bildern ſtets in den Vordergrund. Wir ſehen das Fußvolk mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet, die Reiterei ſitzt nach Art der Parther zu Pferde, oder Bogenſchützen ſtehen auf Streitwagen. Das Alles entſpricht den Schilderungen Herodot's. Manche Krieger

Ein aſſyriſcher Königsheld.

Tanzen, der aſſyriſche Herkules

Digitized by Google

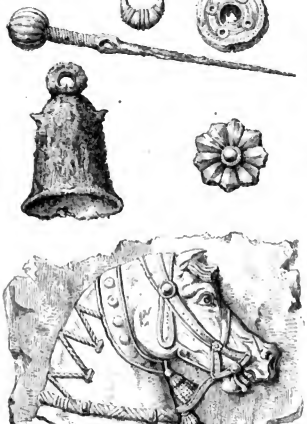


Ein Königspalast in Ninive.

Digitized by Google

sind völlig mit Ringelpanzern bedeckt. Die Assyrer kannten Fahnen und nicht selten finden wir die Streitrosse prächtig angeschirrt. Wir können uns einen deutlichen Begriff von der Kriegsführung machen; wir sehen, wie Städte angegriffen und vertheidigt wurden, wie man mit Widdern gegen die Leitern ansannte oder Sturmleitern anlegte. Kriegsführung ist Barbarei zu allen Zeiten gewesen und unsere Zeit ist eben so blutgierig und barbarisch wie das Alterthum. Ein Blick auf Polen und die Scheußlichkeiten, welche die Yankees in Nordamerika verüben, liefern allein schon Belege zu diesem Ausspruch. Ein assyrisches Schlachtfeld zeigt uns gräßliche Metzeleien; wir sehen abgeschnittene Köpfe und Gefangene, die lebendig geschunden werden. Wir haben auch bildliche Darstellungen von Kämpfen auf dem Wasser. Dem siegreich heimziehenden Könige gehen Spielleute und Sänger voraus; unter den musikalischen Werkzeugen kommt eine Art von Theorbe oder leichte Harfe sehr oft vor; manche Musikanten blasen auf einer Doppelflöte oder schlagen ein Saiteninstrument; andere treten den Takt zur Musik. Hinter den Spielleuten gehen auch singende Frauen mit Kindern. Sehr richtig wird von Max Duncker hervorgehoben, daß die assyrischen Könige nicht minder eifrige Waidmänner gewesen seien wie die ägyptischen Pharaonen, und wir brauchen uns nur an den sprichwörtlich gewordenen Rimrod zu erinnern, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war. Auch in Griechenland waren die Heroen der Sagen- und Urzeit kühne Jäger und befreiten das Land von gefährlichen Thieren.

Der König konnte mit seinem Hofstaat in den geräumigen Sälen der Paläste seinen vollen Pomp entfalten. Sie gewährten, von außen betrachtet und da sie allemal auf einer Erhöhung standen, einen majestätischen Anblick, welchem das Innere durchaus entsprach. Die lange Reihe von Sälen und die vielen Privatgemächer nahmen einen großen Raum ein; bei den Ausgrabungen sind Säle vom Schutte befreit worden, die etwa einhundert Fuß lang und nahezu eben so breit waren. Die Decken so gewaltiger Zimmer wurden von Säulenreihen gestützt, von denen allerdings bis jetzt erst wenige Spuren gefunden worden sind, doch hat man in kunstvoll geschickt Piedestale entdeckt, die in geordneten Reihen stehen. Auf einigen Basreliefs finden wir die Säule als äußern Schmuck angebracht. Die Wände waren mit Marmor bekleidet und auf diesem befanden sich Sculpturen; daß diese in vielen Fällen bemalt waren, unterliegt keinem Zweifel. An den Eingängen liegen vor der Thür gestügelte Löwen oder Stiere (Globus II. S. 233 und 235), an den Treppenabsätzen auch wohl Gestalten von Schutzgottheiten. Die Basreliefs im Innern verherrlichen den Herrscher und dessen Thaten, und sie sind für die Völkerkunde der alten Zeiten Vorderasiens und Mesopotamiens von entschiedener Bedeutung. Die Bilder sind alle naturgetreu, ebenso die Tracht, und wir sehen, mit welchen Völkern die Assyrer in Berührung gekommen sind. Jeder Monarch baute sich seinen Palast; in diesem mußte die Kunst seine Thaten verherrlichen, damit sie auch auf die Nachwelt kämen. Und sie sind, obwohl so lange unter Schutt und Trümmern begraben, auf unsere Tage gekommen. Noch einmal scheint die Sonne auf diese Königspaläste, aber auf Ruinen!



Assyrische Schmuckfachen.

Wir wissen nicht, ob die assyrische Kunst an bestimmte Formeln oder religiöse Vorschriften gebunden war, aber so viel ist ausgemacht, daß hier, wie in Aegypten, die Plastik zu keiner freien Entwickelung gelangte, sondern da wie dort so ziemlich auf derselben Stufe haften blieb und nicht weiter ging. Beide haben Aehnlichkeit mit einander in Bezug auf das Ueberkommene an den Typen und auf das Steife in den Formen; doch ist in den assyrischen Kunstwerken immerhin mehr Freiheit wie bei den ägyptischen. Allerdings hat der assyrische Künstler, gleich jenem am Nil, einen maßgebenden Typus für jede Gestalt, einerlei ob er einen Priester, einen Krieger oder einen Kriegsgefangenen darstellen will; wir sehen stets dieselbe Tracht, dieselben Kennzeichen und Sinnbilder, fast immer dieselbe Stellung, aber in Betreff der Zeichnung sucht er sich doch der Wirklichkeit zu nähern, er bringt an Gesicht und Gliedern eine Art von Abwechslung an, welche der ägyptische Künstler nicht kennt; er gefällt sich in Einzelnheiten, Ornamenten, im Ausarbeiten des Haupthaars und in der Darstellung von Thieren ist er geradezu gewandt und geschickt. Wir finden an Löwen und Rossen nicht selten eine Reinheit und einen Schwung in der Darstellung, wie oft bei unseren heutigen Künstlern. Aber sobald er Menschen darstellt, geht ihm alles Zeichnen aus, er weiß ihnen keine Bewegung zu geben, kennt nicht die Wirkung des Verkürzens; er stellt Gruppen dar, weiß aber nichts von Verhältnissen oder gar von Perspektive, hat keinen Sinn für Natur und Naturbeobachtung, er weiß, mit einem Worte, nichts von Kunst in höherm Sinne; er hat nur eine Schablone und in der

Digitized by Google

Ausführung zeigt er sich sehr als Anfänger. Er ist darin Barbar, und man kann ein solches Ungeschick mit den Fortschritten, ja mit der Vollendung, welche die Assyrer in anderen Handfertigkeiten erreicht hatten, gar nicht zusammenreimen. Die wahre Kunst wurde erst den Griechen offenbar; sie hatten die Begabung dafür. Sie entlehnten Vieles vom Orient, aber sie gingen mit dem Entlehnten schöpferisch und selbständig um. Sehr gut sagt der vortreffliche Vivien de St. Martin: „Die griechische Kunst wurzelt in der asiatischen, ebenso wie eine schöne, schlanke, anmuthige und duftende Blume ihre Wurzeln in einem groben Erdboden hat."

Wir kennen aus Assyrien nur erst zwei eigentliche Statuen. Die eine, in sitzender Stellung und sehr stark beschädigt, wurde in den Ruinen von Kalah Schergât gefunden, eine andere, aufrecht stehende in einem Palaste zu Nimrûd. Diese letztere hat nahezu die halbe natürliche Größe und ist aus einem festen Kalkstein gehauen.

Man war lange der Ansicht, daß die Anregung zu den plastischen Künsten aus Aegypten nach Griechenland und Italien gekommen sei; es hat sich aber, seitdem wir die assyrischen Denkmäler kennen, herausgestellt, daß diese Annahme eine irrige sei. Die völlige Uebereinstimmung der Vasen und Schalen, die in Phönizien und Ninive gefunden wurden, mit den ältesten Erzeugnissen der Keramik in Etrurien und Griechenland, zeigt sehr deutlich, von woher die Muster gekommen sind. Die Uebereinstimmung finden wir nicht nur in der Gestalt, sondern auch in den Ornamenten und den emblematischen Gegenständen. Schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat die assyrische Kunst eine ganz besondere Wichtigkeit und dasselbe gilt auch von der Skulptur. Man kann die Entwickelung derselben von dem assyrischen Ausgangspunkt, also vom Tigris und Euphrat an, durch Kleinasien verfolgen bis zu den Gestaden des Aegäischen Meeres und hinüber zu den europäischen Hellenen. Kleinasien war Jahrhunderte hindurch, und ehe es unter die Herrschaft der Perser fiel, abhängig von Assyrien. Die Spuren der assyrischen Zeit sind zumeist verloren, nicht so jene der persischen Epoche. Die persische Kunst in den Zeiten der Achämeniden war aber lediglich ein Reflex der assyrischen, und der Zusammenhang zwischen den Denkmälern aus der persischen Periode Kleinasiens mit den alten griechischen Kunst wird jetzt auch nicht mehr in Abrede gestellt.

In den Handarbeiten zeigen die assyrischen Künstler und Handwerker angemein viel Geschmack und bewundernswürdige Fertigkeit. Man wird dabei unwillkürlich an die Aegypter erinnert, in deren Gräbern wir aus einer Zeit, die anderthalb tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt, Waffen, Schmuckſachen und andere Gegenstände finden, welche von geradezu bewundernswürdiger Vollendung sind.

Die Assyrer kannten das Glas und bereiteten verschiedene Arten von Schmelz; sie brannten Thon und Lehm. Die Basaltsteine waren in einer Region wie Assyrien und Babylonien sowohl für den Bau wie für die Ornamentik von der höchsten Wichtigkeit. Auf Thonplatten oder auf Walzen von Lehm schrieb man Urkunden, und so haben wir assyrische Basaltenarchive. Auch wurden die Backsteine mit verschiedenen Farben bemalt, wie bei den Etruskern. Die Töpfergeschirre sind, wie unsere Abbildungen zeigen, geschmackvoll und elegant; dasselbe gilt von den Vasen aus Erz oder Alabaster. Man bereitete eine große Menge von Phantasiegegenständen aus Terra cotta. Der Metallguß, insbesondere des Kupfers, war den Assyrern wohl bekannt. In Korsabad fand man einen, jetzt in Paris befindlichen, ehernen Löwen von sehr hübscher Arbeit; dort und auch in anderen Ruinen viele kupferne Geräthschaften, Werkzeuge und auch Schalen mit Inschriften, welche spiralförmig am untern Rande ganz herumlaufen; sie bestehen aber nicht aus Keilschrift, sondern aus Buchstaben, welche den altphönizischen ähneln. Entweder sind diese Schalen aus Borderasien gekommen oder, wie V. St. Martin meint, man hat sich dieser Buchstaben in Babylon und Ninive als einer Art von Cursivschrift bedient. Das Letztere ist aber wohl vorerst noch sehr zweifelhaft. Die assyrischen Schmuckgegenstände, z. B. Armbänder, Ohrringe ꝛc. sind von trefflicher Arbeit; man verstand sich auf das Elfenbeinschnitzen und das Gravieren in Edelstein.

In Bezug auf religiöse Verhältnisse wird wohl die Forschung künftig noch manche Aufschlüsse bringen. Als symbolische Figuren finden wir bei den Basreliefs und den dekorativen Skulpturen (von den geflügelten Löwen und Stieren mit Menschenköpfen abgesehen) sehr oft menschliche Gestalten mit Sperber- oder mit Fischleibern, geflügelte Genien und den assyrischen Herkules, welcher einen Löwen mit dem rechten Arm erwürgt. Dieser Gott, Sarban, oder Sandon entspricht dem Melkarth der Tyrier; er war ein Gott, welcher gegen die wilden Kräfte der Natur im Kampfe steht und dieselben überwindet. (M. Duncker I, S. 206). Sandon war ein Sonnengott; er wird den Assyrern, wie Melkarth den Phöniziern, ein Sonnenheld gewesen sein, welcher die feindlichen Zeichen des Thierkreises überwand und die Sonne aus der Erfferne, aus der Kälte des Winters, immer wieder in die Erdnähe zu wohlthätiger Wirkung zurückführte. Der Löwenbezwinger Sandon kommt in Kleinasien, in Lykien, in Verbindung mit dem Namen des Bel und des Ninos vor. Auch die Münzen der Stadt Tarsus in Cilicien, über welche letztere wir im Globus (III, 225 ff.) ausführlich gesprochen haben und die gegen Ende des achten Jahrhunderts unter assyrischer Herrschaft stand, nennen den Namen des Gottes Sandon und verauschaulichen das Feuerfest, welches dort jenem Gotte gefeiert wurde. Sie zeigen einen viereckigen Unterbau, auf welchem sich eine Pyramide befindet; über dieser schwebt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als Symbol der Erhebung in den Himmel.

Das Sinnbild für den höchsten Gott war bei den Assyrern wie bei den Persern ein Gesicht, das aus einem geflügelten Ring, aus einem Kreise hervorsieht.

Skizzen aus Aethiopien.

Von Dr. **Robert Hartmann.**

Zweiter Artikel.

Außer den Abu-Rôf schwärmen auch noch andere Beduinenstämme in Sennâr's Steppen und Wäldern umher. Im Allgemeinen schließen sich diese in physischer und moralischer Hinsicht, in Sitten, Trachten u. s. w. nahe an die geschilderte Nation an. Einige Eigenthümlichkeiten mögen hier bei einer Aufzählung derselben zugleich mit Platz finden.

Digitized by Google

Den Westen Sennârs bewohnt auf beiden Ufern des Weißen Nils, zwischen dem 11. und 14.° N. Br., und erstreckt sich westwärts bis nach der südwestlichen Grenze das weitverzweigte und mächtige Beduinenvolk der Baqâra, d. h. Kuhhirten. Auch diese sind, ganz wie die Stämme der Beni-Mardjâmin und Beni-Djerâr in Kordofân, die Sajedieh, Mahâmid, Ereqât, Machrieh, Me'alieh und Rizâd in Dâr-Fôr und höchst wahrscheinlich auch die Schâab in West-Sudân, äthiopische Ureinwohner. Die Baqâra ähneln im Aeußern den Abu-Rôf; indessen liegt in ihren feingeschnittenen Zügen, wenigstens bei Erwachsenen, der Ausdruck noch größerer Wildheit als in denen der eben Genannten, auch ist die Hautfarbe der Baqâra gemeiniglich dunkler, noch mehr in's Chokoladenfarbene spielend, als die der Rôfâi. In der Tracht weichen die Baqâra etwas von den übrigen Nomaden des Nilgebiets ab. Ihre Männer nämlich flechten das Haar nach Weibersitte in viele parallele Zöpfchen und schmücken diese mit Bernsteinkugeln, Glasperlen u. s. w. Dadurch erhält der Kopf junger Männer, deren Züge bis zur Vollendung der Mannbarkeit ohnehin weich bleiben, ein fast mädchenhaftes Wesen. Auch bedienen sich die männlichen Baqâra sehr selten einer Ferdah oder Töb und der Hosen; sie bekleiden sich vielmehr nur mit einem weiten, bis zu den Knieen reichenden weißbaumwollenen Hemde, dessen faltige Aermel bei der Arbeit auf dem Rücken zusammengeknotet werden. Ein Dolch am linken Ellenbogen und eine Lanze mit acht Fuß langem Bambusschafte bilden ihre Hauptwaffen; Schild und gerades Schwert dagegen findet man bei ihnen nicht häufig. Ihre Weiber kleiden und putzen sich ganz wie diejenigen der Abu-Rôf. Sie gelten als die schönsten in Sudân. Einige jüngere Baqâra-Mädchen, welche wir zu sehen bekamen, hatten feine Züge mit großen, feurigen Augen und schlanke, herrliche Gestalten.

Die Sprache der Baqâra ist jetzt arabisch, aber so sehr korrumpirt und mit so vielen Wörtern aus dem Fungi, Nebewi*) und bei den westlichen Stämmen mit Wörtern aus sûdânischen Idiomen vermischt, daß auch noch so gute Kenner des Arabischen sich im Verkehr mit ihnen häufig eines Dolmetschers bedienen müssen.

Physisch tüchtig, keusch und muthig, sind die Baqâra ein zwar wildstolzes, aber doch ehrenwerthes Volk. Sie haben nur wenige Kameele, welche auf ihren Triften nicht mehr gut fortkommen, aber unzählbare Mengen von Buckelrindern. Diese bilden einen Mittelschlag, haben lyrenförmig nach vorn und hinten verbogene Hörner, starke Wampen, kräftige Beine, einen mäßigen Buckel und eine bald graue, schwarze, rothbraune oder buntgescheckte Farbe. Zu ihren Jagd- und Kriegsexpeditionen gebrauchen sie Pferde. Die westlichen Stämme nehmen deren von dongolanischer und kordofânischer (südrussischer) Zucht, die Baqâra-Selime in Kordofân ziehen die Baqâra-Rah (abessinischen) Pferde vor. Da ihnen aber durch Krankheit und Verletzungen im Kampf u. s. w. alljährlich viele dieser Thiere zu Grunde gehen, sie selbst aber aus klimatischen Rücksichten nicht gut welche anziehen können, so müssen sie den Abgang immer wieder ersetzen. Die Baqâra-Selime senden daher alljährlich eine Anzahl ihrer Männer durch die Furth Rahâbhat-Abu-Zed über den Weißen Nil und über Sennâr nach Oedârif, wo diese 300 bis 400 junge Pferde aufkaufen (das Stück für durchschnittlich 10 bis 15 spanische Thaler) und auf demselben Wege nach Hause kehren. Ihre Wohnzelte, Geräthe u. s. w. sind ganz wie die der Abu-Rôf. Sie lassen, meist durch Negersklaven, einige Aecker mit 'Esch (Sorghum), Dokhn (Pennisetum), Zwiebeln, Tabak (zum Kauen) und mit Baumwolle bestellen; sie selbst aber verachten den Ackerbau und liegen mehr der Wartung ihrer Heerden, der Jagd und dem Krieg ob. Sie jagen viel Elephanten, die im Allgemeinen nicht nördlich von Rahâbhat-Abu-Zed angetroffen werden, während der Regen jedoch in kleineren Trupps bis Turah-el-Hadrah verrücken. Die meisten Elephanten giebt es hier noch hinter den Schilluk, zwischen dem 11. und 12.° N. Br., bei den Selime. Um den Elephanten zu erlegen, setzen sich zwei Baqâra ganz nackt auf ihre ungesattelten Pferde, jeder mit seiner Lanze bewaffnet. So ersjagen sie einen einzelnen Elephanten oder scheuchen ein Individuum von seiner Heerde. Einer von Beiden reizt den Koloß durch Geschrei und Geberden zur Verfolgung, der Andere sitzt ab, stößt ihm seine Lanze zwischen die Hinterbeine in die Genitalien und zerschneidet diese, so wie die hinten liegenden Darmpartionen. Der Elephant dreht um und wendet sich gegen seinen Feind. Dieser aber schwingt sich behend auf sein wohldagegentretes Pferd und entfleucht vor dem wüthend ihm nacheilenden Thiere. Nun sitzt der Erstere ab und macht von seiner Lanze Gebrauch. So peinigen beide Jäger abwechselnd das Riesenthier, bis dies, von furchtbaren Wunden zerfleischt und vom Blutverlust erschöpft, zu Boden stürzt. Dann springen die Jäger hinzu und thun es vollends ab. Der Elephantenjäger Th. Evangelisti erzählte uns, wie wildschauerlich eine solche Scene sei: der unstät bald hierhin, bald dorthin rennende, kläglich brüllende Elephant und die nackten, über und über mit Blut bespritzten, tenfisch gewandten Beduinen! Die Baqâra verhandeln das so gewonnene Elfenbein an die Kharthumer Spekulanten, theils für klingende spanische Thaler und Tauschartikel, theils gegen Vieh und Sklaven, welche das ruchlose Raufmannsgesindel am Weißen Flusse geraubt und ihnen feilbietet.

Die Baqâra gebrauchen Sklaven für den Anbau ihrer Getreidefelder. Wo ihnen diese von den Sklavenhändlern nicht käuflich abgelassen werden, da rauben sie sich dieselben auf eigene Faust. Sie bilden eine Kriegsparte, diese erspäht ein Dorf der Nôbah- oder Schilluk-Neger, dringt bei Nacht hinein, metzelt die sich Wehrenden nieder und führt die Ueberlebenden in die Sklaverei. Die von den Selime im Kampfe benutzten Waffen sind meist nur Lanze und gerader Dolch, selten das Schwert.

Diese Beduinen zerfallen in mehrere Stämme, welche nicht einem gemeinsamen Groß-Scheikh gehorchen. Die Bezirke, innerhalb deren die einzelnen Tribus sich halten, lassen sich dermaßen nur schwierig und kaum mit einiger Genauigkeit bestimmen; indessen erfuhren wir dennoch, daß im Allgemeinen die Baqâra-Selime sich westwärts vom Bahr-el-Abiad und den Schilluk, in Ost-Kordofân halten, daß die Baqâra-Hawâ und B.-Hawasm ebenfalsfüst, wenngleich nördlicher wie jene, daß die B.-Haure*) in West-Kordofân gegen Dâr-Fôr hin, daß endlich die Baqâra-Haure in den noch unbekannten Regionen des Bahr-el-Dalaqah hausen.

Die Baqâra-Selime zahlen, als zur Provinzialstatthalterschaft Kordofân gehörig, an die Türken Tribut. Aber sie sind in Ablesitung dieser Verpflichtung knauserig und man hat sie deshalb schon mehrmals mit bewaffneter Exekution heimgesucht. Am schlimmsten hat ihnen vor Jahren Musâ-Bey mitgespielt, der gegenwärtige Generalgouverneur des Beled-Sudân. Mit Schaudern erzählen sie noch heute von den Metzeleien dieses Anführers, den sie deshalb

*) Sprache der Nôbah-Neger von Kordofân, zerfällt in mehrere Dialekte, wie Koldâgi, Hardâwi, Dêri und Schâebâni.

*) Oder, wie ein Baqâra-Scheikh gegen uns behauptete: Baqâra-Hamâr, die eselbesitzenden B.!

Digitized by Google

El-Djezâr, den Schlächter, nennen. Nach Mussâ-Bey's Kriegszug hielten die Selime aus Türkenhaß eine Zeit lang zum Scheik Nacr, dem Fürsten des unabhängigen Bergsandes Takkah oder Teqeleq, einem alten Feinde der gegenwärtigen Beherrscher Ost-Sudâns. Da kam aber vor wenigen Jahren der schlaue und intriguante Fagih Mohammed-Kher aus Donqolah zu den Baqâra-Selime, schmeichelte sich bei ihnen ein, brachte sie wieder zur Annäherung an die türkische Regierung, hetzte sie sogar gegen Scheik Nacr auf und veranlaßte sie zum Sklavenraub auf den Gebieten von Takkah, Scha'ebún und Dêr. Mohammed-Kher gewann nach und nach ganz das Vertrauen der Beduinen, verwüstete an ihrer Spitze im Jahre 1861 das Schillúk-Ufer, verbrannte Hellet-Oaqa, vertrieb den Schillúk-König Djêk aus seiner Residenz Denâb und jagte ihn nach Hellet-e'-Deléb. Viele Schillúk wurden damals in die Sklaverei geschleppt, ihr Land aber, nebst dem Gebiete der Selime, unter dem Titel „Dâr-el-Baqâra", der Provinz Kordofân einverleibt. Moh. Kher wurde Ma'mûr oder Gouverneur dieses Gebiets und übt als solcher, mit Hülfe seiner Selime, angetrafft Menschenraub und Menschenhandel.

Einige Familien der Selime bewohnen auch das rechte Ufer des Weißen Nils, also den Westen der Halbinsel Sennâr. Diese sind arm, haben nur wenige Pferde und bedienen sich meist nur der Ochsen zum Waarentransport und zum Reiten. Einige dieser Baqâra halten sich immer in Sennâr, Karkôsch und Rosêres auf, woselbst sie ihre Pferde und Ochsen vermiethen und von wo sie, sobald genug verdient worden, wieder nach Hause gehen.

Ferner lebt im Osten des Blauen Flusses der zahlreiche und mächtige Beduinenstamm der Schukurieh. Dieses Volk bildet nachweisbar einen Zweig der sogenannten Bedjah-Nationen, zu welchen auch die Nomadenstämme der Provinz Taqa, die Bescharin und 'Ababdeh gehören. Die Bedjah-Völker, unzweifelhaft direkte Abkömmlinge der meroitischen Aethiopier, sowohl schon von den Zeitgenossen des assumitischen Königs Aganas, als auch vom arabischen Historiker Maqrizi genau gekannt, reden das Midjah-ti-Bedjawieh (oder Midjah-ethio-Bedjawi) die Bedjah-Sprache, ein merkwürdiges, afrikanisches Idiom, welches mit der Sprache der Tundj-Neger Verwandtschaft haben soll.*) Auch einige Qabilâh der genannten Schukurieh sprechen noch einen Dialekt des Bedjawi; die mehrsten von ihnen freilich, besonders die dem Blauen Nil benachbarten, drücken sich recht geläufig im Arabischen aus. Die Schukurieh gleichen im Aeußern sehr den Abu-Rôf, mit denen sie höchst wahrscheinlich gleiche Abstammung gemein haben. Aber jene zeigen, gerade wie die Baqâra und die Beschariu, noch wildere Physiognomien (wahre Galgengesichter) als ihre Brüder im Westen des Bahr-el-azraq. Die Schukuri-Männer tragen das Haar in 5 bis 7 große Flechten gelegt und drehen auf dem Vorderhaupt einen wirren Schopf empor, durch welchen sie einen Stachelschweinstachel oder ein Hölzchen stecken, um damit die lebendigen Insassen des Toupes zu zügeln. In Tracht, Schmuckwerk und Sitten gleichen sie ganz den Abu-Rôf; als Waffen führen sie jedoch nur Lanzen, Schwerter, grade und krumme Dolche. Die Schukurieh sind große Besitzer von Kameelen, Buckelrindern, Ziegen und Schafen. Eine Anzahl von ihnen lebt in Strohhütten, den schon mehrfach von mir erwähnten Toqâle, oft dorfweise beisammen, so an verschiedenen Orten des östlichen Flußufers, ferner zu Hellet-'Ali-Qortub und Dôq-Rebeh am Atbarah, zu Hellet-Abu-Sinn und an anderen Plätzen des Qedârif u. s. w. Diese treiben Anbau von Durrah, Dokhn, Tabak, Baumwolle u. s. w. Die Uebrigen ziehen mit ihren Zelten aus Matten und Ziegenhaartuch auf den zwischen Blauem Nil und Atbarah gelegenen, grasreichen Steppen, der sogenannten Buthânah, d. h. „Weidegrund", umher. Diese beschäftigen sich viel mit der Jagd auf Strauße und große Antilopen.

Die Schukurieh stehen unter einem Groß-Scheik. Der gegenwärtige heißt Abhued-Abu-Sinn, und ist ein ehrwürdiger Greis, eine in ganz Ost-Sudân weithin bekannte Persönlichkeit, schon von manchem europäischen Reisenden großer Biederkeit und Gastfreiheit wegen gerühmt. Auch wir haben uns der Bekanntschaft mit diesem interessanten und mächtigen Häuptlinge erfreut. Er, ein alter, treuer Anhänger des türkischen Gouvernements, hatte vor wenigen Jahren auf eigene Faust Krieg mit benachbarten Stämmen geführt. Darob zog ihn Hasan-Bey, Gouverneur in Karthûm, im Jahre 1859 zur Verantwortung, und sandte ihn, behufs seiner Aburtheilung, nach Kairo. Unterwegs trafen wir den alten Groß-Scheik zu Urdû, der Hauptstadt von Dongolah. Wiewohl es in Kairo dem Diwân nach des Abu-Sinn Kopfe gelüstet haben mag, so ließ man diesen doch auf seinen Schultern sitzen und sandte den Scheik in Gnaden wieder nach Hause, versetzte aber dagegen den verschiedener Willkürstreiche beschuldigten Hasan-Bey nach Taqâ. Die Schukurieh (wohl an 40,000 Mann Wehrfähiger!) würden die etwaige Hinrichtung ihres fast abgöttisch verehrten Abu-Sinn gewiß blutig gerächt haben, und so drückte man denn gern ein Auge zu. Der Groß-Scheik lebt bald zu Rufa am Blauen Nil, woselbst er ein Lehmhaus und einen mit schönen Fruchtbäumen geschmückten Garten hat, bald im Teqâl-Dorfe Hellet-Abu-Sinn oder Sôq-Abu-Sinn in Qedârif. An letzterm Orte unterhält der Häuptling ein Hauptdepôt für die von seinen Leuten eingesammelten Strauß- und Marabufedern. Durch einen Mäkler, Namens Angelo, vertreibt er diese Produkte an verschiedene Häuser zu Karthûm, Cawâkim (Suakim) und Massâwah. Auch in dem schon mehrmals aus seiner Asche wiedererstandenen Alt-Cufi am Atbarah hat Abu-Sinn seine Handelsdepôts, nämlich Lager von Sennes-Blättern, Rindshäuten, Rhinocerosshorn und Elfenbein, denn er ist nicht nur ein gebrirter Richter seines Volkes, sondern auch ein gewiegter, spekulativer Geschäftsmann.

Den Schukurieh sind noch folgende, Ost-Sennâr bewohnende und soviel ich weiß, von einander unabhängige Beduinenstribus stammverwandt, welche heut zu Tage meist nur arabisch sprechen.*) Die Dhabéna im Süden der Buthânah zwischen dem Ra'abfluß und Atbarah stehen unter einem Groß-Scheik. Die, Dôahil und Jehéna im Norden des sogenannten Khôr-el-'Atschân, d. h. des zwischen Ra'ad und Dindir gelegenen Landes. Die Rekâbin im Süden von den Dhabéna, ostwärts vom Ra'ad. Die Hamrân leben mehrstens am Ostufer des Atbarah, nahe der Einmündung des Setit u. s. w. Von den Abyssinien werden die Schukurieh und deren Stammverwandte, hauptsächlich aber die ersteren, Schankela-Takazé genannt, wie denn Schankelâ, Schanqâla, keineswegs zur Bezeichnung einer Völkerschaft von bestimmter Nationalität, sondern für mehrere auswärts von Abyssinien wohnhafte, sowohl hell-

*) Welcherlei Beziehungen zwischen dem Bedjawi und anderen afrikanischen Sprachen, z. B. dem Altegyptischen, und dem diesem verwandten Berberi (Nubischen) stattfinden, ist bisher leider noch nicht aufgehellt worden.

*) Jedoch sollen sich auch unter den im Innern von Ost-Sennar hausenden Kabilâat selbst dieser Nomaden welche finden, die ein eigenes Rothanab (Welsch), muthmaßlich, ein Bedjah-Idiom, sprechen.

Digitized by Google

als auch dunkelfarbige Aethiopenstämme, wie Beduinen, Fundj, Berthat u. s. w. gebraucht wird. Endlich nennen wir noch folgende, zur großen Familie der äthiopischen Nomaden gehörige Stämme: Die Awlâd-Abu-Simbil im Osten der Fundj-Hammedj, welche ihren Hauptsitz am Djebel-Gheri haben sollen, und die Ḳabûn (oder nach Andern Ṣabûn) ein sehr trotziges Volk, dessen Häuptling für gewöhnlich seinen Duâr am Fuße der Berggruppe des Djebel-Arḳûs und Djebel-Urzimeh aufschlägt. Die Abu-Simbil und Ḳabûn gehören zur Jurisdiktion des Kommandanten von Kârkâlisch, die übrigen vor das des Gouverneurs in Karthûm und des Kreidchef (Kâschif) von Oedarif. Alle letztgenannten Stämme gleichen sehr den Schukurieh, haben auch ganz dieselbe Tracht, dieselben Sitten und ähnliche Lebensweise. Es sind dies nur diejenigen Beduinenstämme Sennârs, von deren Existenz wir persönlich Kunde erfahren. Sie alleiu sind von Bedeutung und spielen in der Physiognomie, wie in den Geschicken des Landes eine Rolle. Einige andere Tribus, die wir selbst nicht kennen gelernt, sind ohne Bedeutung, und können hier übergangen werden.

Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria.

Von Richard Oberländer.

Erster Artikel.

Die nachfolgenden Bemerkungen über die Eingeborenen von Victoria bilden den wesentlichen Inhalt eines umfassenden Vortrags, welchen Herr R. Oberländer in einer Monatsversammlung (Juni) des Vereins für Erdkunde in Dresden gehalten hat.

Herr Oberländer spricht als Augenzeuge. Als junger, wissenschaftlich gebildeter Mann wurde er, während der politischen Stürme des Jahres 1849, durch welche so manche unserer begabten Landsleute in die Ferne getrieben wurden, nach Australien verschlagen und blieb dort bis 1861. Bevor er näher auf den von ihm erörterten Gegenstand einging, gab er eine Skizze über das sehr bewegte Leben, welches er bei den Antipoden geführt. Als er 1849 in der damals noch von Neusüdwales abhängigen Provinz Port Phillip (— nicht, wie selbst in unseren neuesten geographischen Hand- und Lehrbüchern steht, Port Philipp —) landete, fand er eine noch sehr junge Kolonie und hatte mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen zu kämpfen, welche heute in der Kolonie Victoria schon dem Reiche der Sage angehören. Der junge Dresdner landete mit dem ersten deutschen Schiffe, das überhaupt dorthin kam; er verstand die Sprachen des klassischen Alterthums, aber kein Englisch, und der Studiosus wurde Handarbeiter. Das pflegt oft so zu gehen in „neuen Welten“, und auch Amerika liefert dafür viele Tausende von Beispielen. „Aber“, sagte Herr Oberländer, „ein junger Kolonist, der ein paar gesunde Arme und das Herz auf dem rechten Flecke hat, darf sich von solchen Kleinigkeiten nicht abschrecken lassen, zumal die Arbeit nicht schändet. Frischer, fröhlicher Muth und Ausdauer ließen mich bald die eingebildeten Schwierigkeiten belachen und ich überwand sie leicht. Freilich war es mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meinen Lebensunterhalt auf so harte Weise, und noch dazu in Australien, erwerben sollte.“

Indessen, so fuhr der Redner fort, wurde mir bei meinem Herumstreifen Gelegenheit geboten, das Land, seine Einwohner, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Zur Zeit meiner Ankunft waren die Ureinwohner der Kolonie noch in größerer Anzahl vorhanden wie jetzt; ihre Berührung mit den weißen Eindringlingen, das von diesen erlernte Laster des Trunkes und andere Ausschweifungen hatten ihre Reihen noch nicht so arg gelichtet wie heute. Nur wenige der neueren Kolonisten werden im Stande sein, über die Eingeborenen etwas zu berichten, und die traurigen Exemplare, der jetzt dort, in verhältnißmäßig geringer Anzahl, umherstreifenden Stämme bieten so wenig Erfreuliches dar und muntern so wenig zu genauer Nachforschung über sie selbst und ihre Vergangenheit auf, daß vergleichsweise nur wenig über sie gemeldet worden ist.

Hatte ich Gelegenheit, zu Anfang meines dortigen Aufenthaltes, in nähere Berührung mit den Eingeborenen zu kommen, so war das in späteren Jahren, von 1853 bis 1855, noch mehr der Fall, als ich, eben von einer langwierigen Krankheit genesen, statt wiederum in den Goldfeldern mein Heil zu versuchen, in die berittene Buschpolizei eintrat. Da in den Diggings nur wenig Comfort, selbst für schweres Geld zu erkaufen war, die Stadt Melbourne hingegen Verführungen genug bot, um das leicht erworbene Gold Leuten, die früher noch nie Geld in den Händen gehabt hatten, auf angenehme Art abzunehmen, so hatte Alles, was einen sogenannten Spell oder Spree haben wollte, nach jenem Centralpunkte zu wandern. Die vielen in der Kolonie lebenden Deportirten fanden jedoch bald, daß es leichter sei, den heimkehrenden Diggern ihre Bürde abzunehmen, als sich selbst in den Minen zu plagen, und so ward der Weg von den Goldfeldern nach Melbourne so unsicher und so verschrieen, daß sich die Regierung genöthigt sah, durch bewaffnete Macht dem Uebel abzuhelfen.

Woher aber, bei einer so großen Entfernung von England, sogleich disciplinirte Truppen den Buschrangers (Buschkleppern) gegenüber hernehmen, die überall genau Bescheid wußten? Dem Mangel an Reiterei ließ sich durch alte Kolonisten, welche als Farmer und Aufseher auf Rindvieh- und anderen Stationen mit Pferden umzugehen verstanden und das Buschleben kannten, wohl abhelfen, und um ihre Wirksamkeit noch zu vermehren, ordnete man ihnen, wenn nöthig, einige Mann von der bereits vorhandenen „Black Police“ des Kapitäns Dana unter. Von dieser wurde die Fährte der gesürchteten Buschrangers bald entdeckt und die Gefangenen fielen der wohlverdienten Strafe anheim. Freilich war auf solcher Jagd mancher Kampf zu bestehen, denn sie wußten, daß ihr Weg nur zum Galgen führen konnte, und Mancher meiner Kameraden, darunter einige sehr liebe Landsleute und Freunde, haben dabei ihr Leben eingebüßt, oder schleppen sich noch als Krüppel einher.

Bei diesem Dienste hatte ich also öfters Gelegenheit, mit den Eingeborenen in nahe Berührung zu kommen, und meine schon früher gesammelten Erfahrungen über ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche zu bereichern.

Ich kann nicht umhin, hier Einiges über einen Mann mitzutheilen, dem ich viele Nachrichten über die dortigen Ureinwohner verdanke.

William Buckley kam als Konvikt, deportirter Verbrecher, unter Colonel Collins im Oktober 1803 nach Port Phillip. Die damalige Ansiedlung Western Port, diesseits Lokalität, wo jetzt das blühende Melbourne steht, würde nach Verlauf eines Jahres „als unfruchtbar und zur Kolonisirung untauglich“ verlassen und man

Digitized by Google

brachte die Gefangenen nach Bandiemensland. Buckley entfloh mit noch drei anderen Deportirten in den Busch. Einer von ihnen ward von den nachſtehenden Konſtablern erſchoſſen; den anderen ſchwebte die dunkle Idee vor, ihren Weg zu Lande nach Sydney zu machen. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, verliefen endlich die beiden Anderen Buckley, um ſich wieder auszuliefern; man hat aber nie wieder etwas von ihnen geſehen oder gehört.

Buckley, nun allein in dieſem wilden Lande, fand eine Höhle am Merressufer, und Monate lang waren Muſcheln ſeine einzige Nahrung. Er verlor unglücklicherweiſe ſeinen Feuerbrand und ward ſo der Möglichkeit beraubt, ſeine Speiſen zu kochen. Endlich ward er, während er fiſchte, von Schwarzen entdeckt. Dieſe wollten bald herausfinden, daß er ihr von den Todten wiedererſtandener Verwandter und Freund Murrangurk ſei, und ſchonten deshalb ſein Leben. Viele Jahre lebte er dann mit und unter dieſen Leuten, bis ſeine angeblichen Brüder und anderen Verwandten geſtorben und von ihren Feinden aufgefreſſen waren. Dann verließ er, mißmuthig, dieſen Stamm mit ſeinen beiden Adoptivkindern, einem blinden Knaben und deſſen Schweſter. Erſterer ward bald geſtorben und verzehrt, als Sühne für das angebliche Verbrechen, daß ein Eingeborner in Buckley's Hütte geſtorben war.

Nachdem ſeine Adoptivtochter geheirathet und ihn verlaſſen hatte, lebte er wieder für ſich allein, bis er ſich eine junge Frau nahm, welche ſeine Geſellſchaft der ihres Stammes vorzog. Mit dieſer lebte er zwei und dreißig lange Jahre vergleichsweiſe glücklich, ohne je das Antlitz eines Weißen zu erblicken.

Eines Tages, als er in der Nähe von Indented Head, dem jetzigen Geelong, war, traf er auf zwei Schwarze, die bunte Schnupftücher an ihren Speeren hatten, und von denen erfuhr er die Ankunft zweier Weißen und ſechs fremder Schwarzen. Es waren dies die damaligen Gründer der Kolonie Victoria, die Herren Batman und Fawkner, aus Tasmanien, von denen Letzterer noch lebt und mir wohl bekannt iſt. Die Schwarzen erzählten Buckley ferner, daß ſie zu den übrigen Gliedern ihres Stammes gingen, um die Weißen zu morden und deren Eigenthum zu erhalten. Das weiße Blut meines Freundes regte ſich und er lief 15 Miles, um ſeine Landsleute zu retten.

Anfangs konnte er ſich mit ihnen nicht verſtändigen, und die Weißen wußten ſelbſt nicht, was ſie aus ihm machen ſollten. Sein Anſehen mag auch höchſt eigenthümlich geweſen ſein. Seine rieſenhafte Statur (erreicht 6 Fuß 6 Zoll hoch), eingehüllt in eine Opoſſumfelldecke, ſein langer Bart und ein Haar, das dreißig Jahre lang nicht geſchoren war, dazu ſeine Speere, Schilde und Keulen, das Alles ließ ihn wie einen Wilden erſcheinen. Die Europäer boten ihn anfänglich für einen großen Häuptling und waren in keinem geringen Zweifel, ob er ihnen freundlich geſinnt ſei oder nicht. Obſchon er mit der Abſicht gekommen war, den Weißen zu nützen, kümmerte er ſich doch anfänglich in ſeiner ihm eigenen ſcheuen und blöden Weiſe gar nicht um dieſe, ſondern ſaß anſcheinend theilnahmlos unter den Schwarzen, bis endlich die Weißen auf ihn zukamen, um mit ihm Verbandlungen anzuknüpfen. Als ſie ihm Brod gaben und es mit Namen nannten, ſchien eine Wolke von ſeinem Gedächtniß zu fallen, und er wiederholte dies und andere engliſche Worte, die ihm vorgeſagt wurden, ſehr bald. Durch Zeichen gab er zu verſtehen, daß er ein Weißer und kein Eingeborener ſei, und ſie nahmen ihn darauf hin in ihren Zelten, wo ſie ihm Speiſe, Trank und Kleidung gaben.

Buckley ſagte mir: „Meine Gefühle kann ich nicht beſchreiben, und da ich mich nicht in meiner Mutterſprache ausdrücken konnte, zeigte ich ihnen die Anfangsbuchſtaben W. B., die auf einen meiner Arme tättowirt waren. Sie hielten mich für einen ſchiffbrüchigen Matroſen und behandelten mich demgemäß. Nach und nach fing ich an, Einzelnes zu verſtehen und fühlte bald wie durch Inſtinkt, daß ſie hier zu bleiben gedächten und bereits mehrere Häuptlinge gegeben hätten, von denen ſie, ihrer Ausſage nach, Land für allerlei Dinge eingetauſcht hätten.“

Batman's Geſellſchaft engagirte unſern Buckley als Dolmetſcher mit einem jährlichen Gehalte von 50 Pfd. St., und Herr M. Gillbrand, deſſen ich ſpäter noch einmal erwähnen werde, gab ihm ein Pferd. Seine Aufgabe war es nun, den freundlichen Verkehr zwiſchen Weißen und Eingeborenen anzubahnen und zu erhalten. Kapitän Lonsdale machte ihn ſpäter zum Konſtabel. Vorher aber erhielt er durch Oberſt Arthur ſeine Begnadigung, und zwar durch die freundliche Vermittelung von Batman und Wedge.

In ſeiner nachmaligen Eigenſchaft als Chief Conſtable von Melbourne habe ich ihn wohl gekannt und viel mit ihm verkehrt. Im Jahre 1854 kam er auf Gnadenbrot nach Tasmanien, und dort heirathete er nochmals, diesmal die Wittwe eines Deportirten. Im Jahre 1856 kand er durch einen Sturz aus dem Gig bei einer Spazierfahrt ſeinen Tod.

Als weitern Gewährsmann hätte ich zunächſt Dr. Thomſon, den nachmaligen Mayor von Geelong, zu nennen, bei welchem ich kurz nach meiner Ankunft als Gartenarbeiter in Dienſten ſtand und welcher ſtets ſehr viele Schwarze um ſich zu verſammeln ſuchte. Er ſand bald, daß ich mich für dieſe Leute intereſſirte, und wollte mich von beſſerm Material finden als ſeine übrigen Arbeiter. Aus ſeiner reichen Erfahrung theilte er mir Manches mit und gab ſich, beiläufig geſagt, unendliche Mühe, mir die engliſche Sprache beizubringen.

In ſpäteren Jahren lernte ich an dem von mir und meinen beiden Freunden, den Söhnen des hieſigen Hofgärtners Seidel, entdeckten, jetzt ſehr bedeutendem Goldfelde Zum Crow, auch den Protektor der Schwarzen, Herrn Parker, kennen, deſſen Station ſich am Fuße des gleichnamigen ausgebrannten Vulkans befand und von dem wir unſere Lebensmittel einkaufen mußten. Dieſer hat ſich oft mit uns unterhalten, hauptſächlich über ſein Lieblingsthema, die Belehrung der Eingeborenen zum Chriſtenthume. Obſchon faſt immer eine große Anzahl auf ſeiner Station, auf der ſich eine Miſſionsanſtalt befand, war, iſt ihm doch kein Verbaben nie recht gelungen; wollene Decken und Lebensmittel haben ſie in Hülle und Fülle ihm abgenommen, aber zum Stillſitzen komme er ſie nie bringen.

Ich hätte endlich noch eines deutſchen Landsmanns, Herrn Blandowsky's, zu gedenken, der auf ſeinen Entdeckungsreiſen in Südauſtralien und Victoria viel mit Schwarzen verkehrt und Manches über dieſelben geſchrieben hat. — Seine Berichte ſind leider nicht zu größerer Oeffentlichkeit gelangt, ſondern befinden ſich meiſt im Archiv der Philoſophical Society zu Melbourne, deren Mitglied er iſt.

Ich theile nun meine Wahrnehmungen und Beobachtungen mit.

Die Eingeborenen der Kolonie Victoria ſind den höchſt lächerlichen Karrikaturen, welche hier und da von ihnen zu finden ſind, ſehr unähnlich. Die Männer ſind durchſchnittlich unterſetzt, mit proportionirten Gliedmaßen und nicht unangenehmen Geſichtszügen. Ihre Stirn iſt oft hoch und gerade. Sie beſitzen ein außerordentliches Sehvermögen und große mechaniſche Geſchicklichkeit. Ihre Augen ſind groß, glänzend und ausdrucksvoll. Ihre Naſen ſind breit, ihre Zähne ſind ſtark, und weiß; der Mund iſt groß, das Haar dunkel, glänzend und gelockt. Viele Männer haben lange, glänzende, gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden.*) Wenn ein junger Eingeborener zum Nationaltanz, dem Corroboree, geſchmückt iſt, wenn ſein Haar eingeölt und geſcheitelt, ſeine muskulöſen und ſchön geformten Glieder durch Kleidung unbeengt, wenn er, von der Dame ſeines Herzens künſtlich mit Oker bemalt, daſteht und ſein freudiges Auge von ſprudelndem Humor glüht, dann bietet er einen bei weitem wenigst

*) Die Abbildungen, welche der Globus I. S. 240, von ſüdauſtraliſchen Eingeborenen mitgetheilt hat, erklärt Herr Oberländer für durchaus getreu.

Digitized by Google

unangenehmen Anblick dar als der parfümirte, schwänzende Stutzer Europas.

Die Haut ist nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe. Der Gebrauch von Fett, Holzkohle und Ocker indessen, obschon von Nutzen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, hat ihre Farbe anscheinend verdunkelt. Erhabene, wulstige Narben von Einschnitten über die Brust ersetzen als Schmuck die Tätowirung des Neuseeländers.

Der stolze Schritt unseres Schwarzen, seine aufrechte Haltung, die Leichtigkeit, mit der er sich in Gegenwart selbst der Großen der Kolonie bewegt, seine Unabhängigkeit, ja sogar sein stolzes Benehmen, mit dem ernsten, zuversichtlichen, kalten Blicke, Alles zeigt ein Leben der Freiheit und Selbständigkeit in seiner Wildniß an, ohne die Tyrannei eines unverantwortlichen Häuptlings und ohne den Druck der Gesetze.

Der Charakter ist, wie überhaupt bei allen Wilden, aus anscheinend unvereinbaren Widersprüchen zusammengesetzt. Herr Eyre, der berühmte Reisende, sagt, daß sie von Natur ein gutes Temperament hätten, hingegen bisweilen unter dem Einfluß einer wahrhaft satanischen Wuth seien. Ich kann dieser Ansicht nur beistimmen. Sie sind anhänglich und dankbar und können doch scheuungslos grausam, rachsüchtig und hinterlistig sein. Der Uebergang ist schnell. Jetzt ruhig und sanft, wie ein australischer Morgen, dann heftig und zerstörungssüchtig wie der stürmische Taifun. Die Laster des Fluchens, Schwörens und der Trunkenheit haben sie von ihren christlichen Besuchern gelernt. Sie sind nicht ohne natürliche Anhänglichkeit und Zartgefühl. Ein Schwarzer am Murray ward einst beobachtet, wie er ein altes zimmernes Trinkgeschirr (Pannican), welches seiner verstorbenen Frau gehört hatte, blank putzte. Auf die Frage, was er damit zu thun gedenke, gab er seine Absicht zu erkennen, dasselbe zu ihrem Bruder am Moorundee tragen zu wollen, und setzte hinzu: „Then him plenty cry.“

Sie sind in sich ein wahrhaft glückliches, munteres, ungebundenes Völkchen. Ein Gedanke an Selbstmord kommt ihnen nie in den Sinn. Der bejahrte Mann wird im Stamme doch geehrt: er rührt sich nicht mehr und die Jüngeren versorgen ihn mit Lebensmitteln. Seine Rathschläge werden geachtet und befolgt; er heirathet nach Belieben die jungen Weiber und kann dieselben aus Liebe oder Ueberdruß treffen, wenn er will.

Kleidung, Schmuck und Wohnungen.

Für gewöhnlich lieben die Eingeborenen den Zwang der Kleidung nicht. In kalten Wintern werfen sie eine aus Opossum- oder Kängerufellen mit Sehnen oder einer Grasart künstlich zusammengenähte Decke über sich.

Der Ersatz derselben durch die jetzt sehr häufige „Blanket“, d. h. wollene Decke, ist kein Fortschritt. An der Seeküste sind Kleider aus Binsen und Seegras gemacht worden. Ihr Schmuck ist einfach; Zierrathen werden nicht so hochgeschätzt wie bei anderen wilden Nationen. Mit den Federn des schwarzen Schwans, des Casuars (Emu), Kakadus ꝛc. schmückt man sich bei großen Gelegenheiten; dann ist auch das Haar bisweilen mit Kängerunägelzähnen und Vogelkrallen gleichsam durchbrickt. Auch tragen sie um den Hals Fäden, auf denen kleine Stücken Binsen gereiht sind. Die Frauen werden ohne solchen Putz für genügend schön erachtet; sie haben keine Hilfsmittel, um ihre natürlichen Reize zu erhöhen. Die Männer eignen sich ausschließlich die Locken und das Oberhaupt an; aber beide Geschlechter haben die oben erwähnten, schwulstigen Narben, die Männer auf der Brust, die Weiber auf dem Rücken, als einzige vermeintliche Zierde.

Ihre Wohnungen sind nicht stabil. Da sie gewöhnlich nach Nahrung weit und breit umherschuen, können sie sich mit Errichtung von festen Wohnstätten nicht befassen; sie haben auch dergleichen, bei einem so milden Klima, nicht nöthig. Wenige Stangen und Aeste, einige Zweige gegen einen umgestürzten Baum gelehnt, oder der Schutz einer aufgehängten Opossumfelldecke ist Alles, was sie wünschen und bedürfen. Zuweilen ist ihr Wirlie oder Mia Mia von Binsen oder Stücken gebildet und mit Zweigen, Rinde, Gras, Lumpen oder alten Kleidern, welche von den Eingewanderten weggeworfen, bedeckt. In noch dem Windwechsel drehen sie diese sogenannten Wohnungen herum. Wo viel Nahrung zu finden ist, sind die Hütten zwar aus demselben Material, aber etwas dauerhafter hergestellt.

Nahrung. Kochen.

Vor Ankunft der Weißen war nie Mangel an passender Nahrung für die Eingeborenen, ebenso wenig wie jetzt, nachdem ihre Anzahl zusammengeschmolzen und da die Einwanderer die urauftralische Nahrung für sich nicht angemessen finden. In gewissen Distrikten zwar, wo zufolge des Ueberhandnehmens der Weißen solche nicht reichlich vorhanden ist, finden oft Einfälle in die Jagdgründe anderer Stämme statt, und diese sind öfters Ursache zu Kämpfen.

Ueber die Nahrung haben sie gewisse, feste Bestimmungen. So z. B. können Kinder unter zehn Jahren Alles essen. Knaben dürfen kein Kängerufleisch genießen, ebenso wenig das Weibliche oder Junge irgendwelchen Thieres. Den Mädchen ist nicht gestattet, vom Kranich, Bandicoot und männlichen Wallaby (Haematurus wallabatus) zu essen. Jungen Männern ist der Genuß von schwarzen Enten, Kranichen, Adlern, Schlangen und Wallabies (und der Jungen im Beutel) verboten; die Aelteren des Stammes sagen ihnen, daß, wenn sie solche zu sich nehmen, Beulen über ihren ganzen Körper ausbrechen würden. Verheirathete Männer müssen sich bis zum vierzigsten Jahre des Genusses von Adlern und Kranichen enthalten. Erwachsene Mädchen und Frauen dürfen kein männliches Opossum (Didelphis sp.), rothes Kängerub oder Schlangen genießen. Ebenso wenig dürfen sie von einem Fisch essen, der unter Klippen gefangen wurde, wohin er sich zur Laichzeit zurückgezogen. — Frauen in einem gewissen Zustande sind mehr auf Vegetabilien angewiesen. Alle Leute können gleich den Kindern essen, was sie wollen.

Man hat Enten und Gänse in Fülle; auch fehlt es nicht an Leckerbissen. Schmackhafte Würste von Fett (in den Därmen des Pelikans) werden im Kreise zum Austausch herumgereicht. Yeard oder Manna giebt auch ein beliebtes Gericht. Die gefädigte Myrtenwurzel, dem Radieschen ähnlich, ist leider von unseren Schafen vielfach zerstört worden. Der bakenförmige Kakostock holt die saftigen Engerlinge aus ihren hölzernen Höhlen. Ein an die Küste gewerfener Wallfisch giebt Anlaß zu üppigem Schmaus. Benachbarte Stämme machen freundschaftliche Besuche und können sich abschneiden und mitnehmen, was ihnen beliebt. —

Der Australier betrachtet das Wallfischfest als eine gute Gelegenheit, sich vollzupfropfen, und nimmt Massen von halbverfaultem Fleisch als Geschenk für seine Bekannten landeinwärts mit sich. Nun, an diesen Wallfischmahlzeiten habe ich meinerseits mich nicht betheiligt, außer als Zuschauer; aber somit hat mir doch manche australische Mahlzeit sehr wohl gemundet. Einem europäischen verwöhnten Gaumen möchte sie allerdings wohl weniger behagt haben, namentlich ließ die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig; aber einen australischen Ansiedler, der nicht verwöhnt ist und der stets Hunger hat, darf das nicht stören.

Streichhölzchen und Schwefel waren zu meiner Zeit den Schwarzen im Allgemeinen unbekannt, sie machten Feuer durch Aneinanderreiben zweier Stücken Holz. Als Geheimniß erfuhr ich, daß das ärbte Material aus den Bergen komme und „all the same appletree“ sei. Das eine Stück ist 3 bis 4 Fuß lang und das andere ein kurzer, runder Stock. In dem ersteren befindet sich in der Mitte ein Loch, das mit sein zerfleinerter Rinde des Faserrindenbaums angefüllt ist. Indem sie das eine Ende des größern Holzes gegen einen Baum stemmen und das andere Ende in der Hand halten, drehen sie den Stock in diesem gefüllten Loche schnell

Digitized by Google

und so lange herum, bis sich die Rinde entzündet. Eine bequeme Art des Kochens ist, das Fleisch auf glühende Kohlen zu werfen.

Eine ihnen eigenthümliche interessante Kochweise ist die mit Dampf. In einem in die Erde gegrabenen Loche wird ein Fisch oder ein Stück Fleisch auf heiße Steine gelegt und mit reinem Gras bedeckt. Darauf wird ein Stock senkrecht gehalten und das Loch mit Erde ausgefüllt. Der Stock wird herausgezogen und in die dadurch zurückbleibende Röhre Wasser gegossen. Das Wasser verdampft auf dem heißen Steine und der durch das Gras zurückgehaltene Dampf kocht Fisch oder Fleisch fertig und zwar sehr schmackhaft. Fleisch wird auch bisweilen in hohle Baumrinde dicht vor's Feuer gelegt, um den Saft zu erhalten, ebenso wie die Nordaustralier ihre Schildkröten in der Schale rösten. Ein ausgezeichnetes Gericht wird derart bereitet, daß man in abwechselnden Schichten bis zum Rande des Loches Fisch auf nasses, über heißer Asche liegendes Gras legt. Eier werden in der Asche gekocht. Ameiseneier und Engerlinge auf Stücken Rinde geröstet. Obschon man gewöhnlich das Opossum oder Kängeruh ganz auf das Feuer wirft, werden doch die Eingeweide, nachdem sie vollständig durchgewärmt sind, herausgezogen, ausgewaschen, besonders zubereitet und als besonderer Leckerbissen für einen Freund oder den Fänger des Thieres aufbewahrt.

Jagd.

Der Eingeborene führt, in seiner Weise, ein behagliches Leben. Sein Weib (Lubra) sammelt Wurzeln, und wenn es ihm paßt, geht er mehr zum Zeitvertreib als aus Noth mit Speer, Waddy oder Bumerang aus und bringt gewöhnlich gute Beute heim. Beliebt ihm ein Opossum, so macht er mit seinem steinernen Tomahawk Einschnitte für die Zehen in die Rinde, ersteigt solchergestalt schnell einen Baum, untersucht ein oder zwei Löcher in saulenden Aesten, worin er ein Thier vermuthet, schnellt dasselbe beim Schwanze heraus und wirft es hinab zu den lauernden Hunden, von denen ihm stets eine große Anzahl folgen. Der Casuar und der wilde Truthahn lassen Menschen sehr schwer an sich herankommen. Daher kriechen die Schwarzen unter dem Schutz eines großen grünen Zweiges langsam an dieselben heran.

Ein Australier von der Harra (Yarra Yarra, d. h. immer fließend, so heißt der bei Melbourne fließende Strom) gab mir einst eine ausgezeichnete Beschreibung eines Truthahnfanges. Der Jäger, bewaffnet mit einem langen Stab, an dessen einem Ende eine Schlinge, an dem andern ein kleiner Vogel angebunden ist, nähert sich seinem Opfer unter dem Schutze des eben erwähnten großen grünen Zweiges, den er in der Hand trägt. Der dumme Truthahn geht an den sich sträubenden Gefangenen hinan und pickt ihn mit dem Schnabel. Der klage Wilde nimmt die Gelegenheit wahr und dreht geschickt seinen Stab, um den Hahn mit der Schlinge zu fangen und zu erdrosseln. Der todte Truthahn wird sorgsam entfernt und der Lockvogel hat denselben Erfolg mit dessen Kameraden. Der schöne Leierschwanz ist besser auf der Hut und muß mit dem Waddy (einer Art Keule) herumtergeschlagen werden.

Knaben werfen mit einem drei Fuß langen hölzernen Stabe (dem Wammera), der mit einem länglichen, eiförmigen, im Feuer gehärteten Knoten endet, nach Vögeln, namentlich nach Waldtauben. Das Netz ist eine Hauptsache bei der Jagd. Die zum Fange der Kängeruhs bestimmten werden aus der Wurzel einer Binsenart, andere aus der Wongulwurzel bereitet. Die Fasern werden durch Kauen getrennt. Die Nadel ist in der Form eines Bleistiftes, um die der Faden gewunden wird. Maschen kennen sie nicht. Die auf den Schenkeln der Lubras geriebenen Faserfäden werden so zierlich und regelmäßig, wie unsere Peitschenschnüre. Der Goulburn-Stamm hat Fischnetze von einer Grasart. Der Harra-Stamm sticht mit dem Speere. Der Murray-Stamm sucht seine Beute bei Nacht, und ich habe eine ganze Flotte von Kähnen beobachtet, die, mit einem Feuer im Stern, den Fluß hinabruderte. Der Kahn wird aus Rinde verfertigt, welche man durch Feuer erweicht, um ihr die gewünschte Gestalt zu geben, und diese behält sie nach ihrer Erhärtung. Um die Seiten auseinander zu halten, werden Stäbe hineingezwängt. Solch ein Fahrzeug ist nicht ohne Schwierigkeit im Gleichgewichte zu erhalten. Aber jeder Eingeborene zeigt Gewandtheit in der Führung und ist überdies ein halbes Amphibium.

Gesang und Tanz.

Nicht selten wird der Reisende, welcher sich am Abend einem Lagerplatze der Eingeborenen nähert, durch eine Art von Gesang begrüßt, der halb langsam und weich, halb schnell und heftig ist. Diese Töne haben, obwohl sie höchst einfach sind, auf dies erregbare Volk einen Einfluß, indem sie Leidenschaften dämpfen, Rache erwecken oder Wünsche entflammen. Takt halten die Australier merkwürdig gut. Das Aneinanderschlagen zweier Stöcke ersetzt den Taktstab des Kapellmeisters. Crescendo und Diminuendo, Allegro und Andante werden mit Genauigkeit und Geschmack beobachtet. Unkenntniß ihrer Sprache hindert uns meist an gehöriger Würdigung ihrer poetischen Erzeugnisse.*)

Der Tanz ist die Musik der Füße und die Poesie der Bewegungen. Ich weiß nicht, ob ursprünglich die Tänze der Eingeborenen mit ihren heidnischen Ceremonien in Zusammenhang gestanden haben; sicher ist es, daß jetzt der Geist derselben längst entschwunden ist. Sie ahmen in ihren Tänzen meist den Thieren nach: so z. B. haben sie einen Kängeruhtanz, einen Emu-Tanz ꝛc. Bei weitem der beliebteste und häufigst vorkommende Tanz ist der Corroboree, über den ich auch als Augenzeuge reden kann, denn ich habe ihn häufig gesehen.

Der Mond ist voll; die Hügel, welche in der Mittagshitze glühten und mit der untergehenden Sonne in wechselnder Farbenpracht von Gold, Purpur und Aschgrau wetteiferten, liegen jetzt im Dunkel. Des lachenden Esels **) Abschiedstriller ist verklungen und die Fledermaus schwirrt ihren excentrischen Flug. Da dringt vom Thale her ein Ton eigener Art an unser Ohr. Wir treten näher. Inmitten der dunklen Masse unterscheiden wir den Klagesang, das Schlagen der Taktstöcke und das gedämpfte Gemurmel der Opossumfellträummenden. Eine große Anzahl von Wilden sitzt um kleine Feuer, die bisweilen schnell aufbrodern, wenn trockene Zweige oder Blätter auf die Kohlen gelegt werden.

Die Lubras (Frauen) haben ihre Decken zusammengefaltet und zwischen ihre Schenkel gelegt, auf die sie mit der flachen Hand schlagen. Manche sitzen mit gekreuzten Beinen und singen, mit niedergeschlagenen Augen und das Antlitz bethlt, eine Trauermelodie. Hier giebt es keine Unterbrechung, da die Melodie das Schwatzen des gesprächigen Stammes dämpft. Ein munteres Lied folgt; die alten Männer schlagen schnellere mit ihren Stäben, das Tum Tum wird lauter, die Augen fangen an zu glänzen, bisweilen erschallt Gelächter, das Schwatzen beginnt und mit dem letzten schrillen Tone stürmt Alles in lauter Munterkeit.

Der Corroboree soll beginnen. Verschiedene wichtig aussehende alte Leute gleiten herum, geben Rath und Anordnungen zur Festlichkeit. Die Mitwirkenden sehen zu, ob die Linien von Töpferthon, welche sie skelettähnlich auf ihre Leiber gemalt haben und die ihnen ein groteskes Ansehen geben, in Ordnung sind und helfen nach, wo es ihnen nöthig erscheint. Nach den gebräuchen Hem's und Ha's, Hin- und Herrufen und der nöthigen Bewirrung nimmt Alles Platz. Die Damen lauern neben den Feuern, räuspern ihre Kehlen und geben ihren Trommeln eine Extra-

*) Dr. Lang gibt in seinem gelehrten ethnologischen Werke über die Südseeinsulaner folgende Geschichte. Ein ethnologischer Geistlicher, sagt er, der eine Zeit lang im Innern der Kolonie weilte, und der die Sprache der Eingeborenen studirt hatte, verstand, daß er einen Schwarzen einst habe ein Gedicht recitiren hören, das die hiesigerseits Expedition eines Stammes in das Gebiet eines andern beschrieb und welches nicht weniger als fünfzehn Strophen hatte und einen hohen Grad poetischen Gefühls verrieth.

**) Laughing Jackass, der Engländer. Es ist Dacelo gigantea, und kommt sehr häufig vor.

Digitized by Google

spannung. Die alten Männer sitzen oder stehen in Gruppen. Die jungen Leute, welche diesmal die Tänzer sind, springen gelenkig in die Mitte, begleitet von einem lauten Ha! der Verwunderung von den ehrenhaft ernsten Schönen. Neckende Aeußerungen unter den jungen Leuten werden von den Aeltern zum Schweigen gebracht. Ruhe! — Die Glieder bilden sich. Mit Binsbeln von Gumblättern in der Hand und anderen um die Knöchel sind die jungen Männer, gleich fliegenden Merkuren, fertig. Die Musik, d. h. Trommeln und Gesang der alten Weiber, beginnt. Den Körper langsam von der einen nach der andern Seite bewegend, folgen die Jünglinge dem Takt. Auf ein gegebenes Zeichen fangen Hände und Füße eine gleiche Bewegung an, die ein sehr grotesques und unnatürliches Aussehen gewährt. Das Fleisch an Schenkeln und Waden zittert auf erstaunenswerthe Art. Ausrufe der Bewunderung ertönen von den gepannten Zuschauern bei irgend einer schwierigen und besonders interessanten Verrenkung der Glieder. Nach verschiedenen Chassés treten die Männer ab, rennen ohne anscheinende Unordnung und Konfusion hin und wieder, springen in die Luft, schwenken die Zweige über sich, rufen ein lautes „Wah!", brechen in Gelächter aus, mischen sich in den Wirrwarr von Gestalten und empfangen die Liebkosungen und Gunstbezeugungen ihrer Freunde. Enthusiastische Freundinnen einzelner Tänzer müssen durchaus unsere, der weißen Zuschauer, Hände drücken, und uns mit lachendem Munde, auf die Günstlinge zeigend, erklären: Murrey jik nlong o' that Corroboree, murrey jik blackfellow, zon give him six-pence! Gebadet in Schweiß nehmen die jungen Männer einen Trunk zu sich, werfen sich auf das thanige Gras und ruhen aus.

Doch die Alten haben schon wieder einen Tanz angeordnet, diesmal anderer Art, und wiederum treten Tänzer an. Das Interesse ist erneuert und der Mund steht schon hoch am Himmel, ehe der Corroboree vorüber, das Mittel gefüllt ist und die Tänzer zur Ruhe sind.

Bisweilen haben sie Spiele unter einander. Einer nimmt eine Partie Cafsarkeren zur Hand, rennt damit in den Wald oder duckt sich zwischen den Weibern herum, versteckt von einer Anzahl junger Männer, welche die Federn erhalten sollen. Oefters sieht man die Trophäe hoch emporgehalten, wenn es dem Tänzer gelungen war, der Beobachtung zu entgehen. Tumultuarische Heiterkeit folgt dem glücklichen Fange.

Ein junger „Blackfellow" wird von zwei anderen in das Lager geführt. Unaussprechliche Qual, wie von einem Unglücksfall, ist in seinen Zügen und in den theilnehmenden Blicken seiner Begleiter zu lesen, die ihn sorgfältig unterstützen. Die Lagerfeuer werden verlassen, und ängstliche Gesichter gruppiren sich um den Leidenden. Plötzlich springt der Mann mit lautem „Whirr-r" auf, seine Begleiter brechen in munteres Gelächter über das Gelingen der Täuschung aus und ein langes, angenehmes „Hahber, Hahber" ist das Resultat.

Die Tänze der Weiber sind zur Belustigung des andern Geschlechts und, nach unserer Ansicht, sehr frivol. Einer der schönsten Corroborees, dem ich beiwohnte, ward am Tage der Trennungsfeier Victorias von Neu-Süd-Wales am 1. Juli 1851 in Melbourne von ungefähr 800 Schwarzen ausgeführt, welche Holz, in neue „Blankets" gehüllt, sich dem Zug anschlossen, und denen ein Ochs, ganz gebraten, mit Thee und Brot nach Belieben preisgegeben wurde.

Klimatische Krankheiten im Innern Ostafrikas.

Ohne Zweifel werden Speke und Grant während ihrer dreithalbjährigen Reise durch ostafrikanische Gegenden, von Sansibar bis zum obern Weißen Nil, dem Klima ihren Tribut haben zahlen müssen, denn kein Europäer bleibt verschont von lebensgefährlichen Fiebern. Wie viele Forschungsreisende sind deutschen schon erlegen und wie viele andere leiden ihr ganzes Leben hindurch an den Nachwehen!

Die westafrikanischen Fieber sind arg und gefährlich genug, aber sie treten nicht in so entsetzlicher Form auf wie jene im Innern Ostafrikas. Darüber hat uns Kapitän Richard Burton hinlänglich belehrt, und es wird gerade jetzt nicht ohne Interesse sein, zusammenzustellen, was er darüber aus Wahrnehmungen an sich selbst und an Speke, in seinem vortrefflichen Werke über die Seen-Region in Centralafrika, berichtet hat.*)

Im Februar 1857 hatten die beiden Reisenden von Sansibar aus eine Reise am Flusse Pangani gemacht, bei drückender Hitze. In der gleichnamigen Stadt mußten sie auf ein Boot lange warten; es erschien erst am 5. März. Es lag in ihrer Absicht, nach Süden hin, der Küste entlang bis Kilwa, zu fahren; sie waren aber vom Fieber gepackt und so schwach, daß sie nach Sansibar zurückgehen mußten. Speke konnte nur mit Mühe aus seiner Wohnung bis an den Einschiffungsplatz gehen und Burton mußte sich tragen lassen. Der Letztere schreibt:

„Der Reisende soll so viel als möglich vermeiden, sich anzustrengen und der Sonne auszusetzen. Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen wie an das afrikanische Klima gewöhnen. Man kommt noch am wenigsten schlimm fort, wenn man so vorsichtig als möglich ist: sogenannte Abhärtung nützt nichts; es ist am besten, kräftige Nahrung, aber mit Maß zu genießen, damit der Körper während der Reise etwas zuzusetzen habe."

Speke hatte auf dem Wege zwischen Schogue und Pangani auf feuchtem Sande Beobachtungen mit dem Sextanten angestellt und sich dem Thau ausgesetzt. Gleich darauf bekam er das Fieber, welches dann auch seinen Gefährten ergriff. Die Anfälle begannen mit allgemeiner Abspannung, die Glieder waren schwer, der Kopf war eingenommen und bald stellte sich Ekel ein, während ein unangenehmes Gefühl von Kälte über Arme und Beine kroch und ein empfindlicher Schmerz die Schultern ergriff. Nachher kamen kalte Anfälle mit reißendem Kopfweh, Brennen im Gesicht, Aufschwellen der Adern, Erbrechen und ein Umherwerfen, aufrecht zu stehen. Es war, wie das Tage auf Madagaskar ein sehr bösartiges remittirendes Gallenfieber. Die Augen wurden heiß und schwer und schmerzten, wenn der Kranke sie emporschlagen wollte, der Puls war rasch und voll, die Zunge stark belegt. Aller Appetit fehlte dermaßen, daß Burton eine ganze Woche lang gar nichts aß, aber trotz allen Trinkens ununterbrochen von entsetzlichem Durste gequält wurde.

*) Aus Burton's Mittheilungen können A. Rühry: Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Nosogeographie, Leipzig und Heidelberg 1856. II, S. 63, und desselben Beslassen Klimatologische Untersuchungen oder Grundzüge der Klimatologie in ihrer Beziehung auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerungen, Leipzig und Heidelberg 1858. S. 301 ff., ergänzt werden. Burton's Werk erschien 1860; Waiten's Arbeiten sind vortrefflich; es ist ein angenehm sorgfältiger Fleiß, eine in der That dienenartige Umsicht darauf verwandt worden. Wir wollen bemerken, daß die Nosogeographie eine Schöpfung der deutschen Wissenschaft ist. Die Bahn brach schon Ludwig Finke in seinem: Versuch einer allgemeinen medicinischen Geographie, Leipzig 1792; kaum wurde sie umfangreicher von Friedrich Schnurrer betreten, in seinen: Geographischer Nosologie oder die Lehre von den Veränderungen der Krankheiten in den verschiedenen Gegenden der Erde, in Verbindung mit physischer Geographie und Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1819. Dann folgten Jeffer und Jundt; Boudin in Paris 1857. An diese Letztern Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques; hinfrie Peuchet sein Programme d'une géographie nosologique à propos du traité etc. du Dr. Boudin, in Nouvelles annales des voyages, Mai 1860, p. 129. Vom verstorbenen Ritterlichen Peney lasen wir sehr lehrreiche Kinder zur Landesgraphie, la physiologie, l'anatomie et les maladies des races du Soudan. Sie stehen im Bulletin de la société de géographie, 1859, I, p. 321 sqq. K.

Digitized by Google

Am Tage kam zu der Hinfälligkeit ein drückendes Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit, aber die schlaflosen Nächte waren noch schlimmer. Auch Delirium trat ein, aber man darf dabei um keinen Preis Blut lassen; ein Aderlaß zieht unbedingt den Tod nach sich. Bei Burton stellte sich allemal um 3 Uhr Morgens und um 3 Uhr Nachmittags ein verstärkter Anfall ein. In der Zwischenzeit nahm er Chinin, mit welchem man aber sehr vorsichtig umgehen muß. Einige Franzosen nahmen zu starke Gaben und starben davon am Schlagfluß. Wenn die Krankheit einen tödtlichen Charakter annehmen will, verschlimmern sich die Symptome, der Geist schweift in der Irre umher, der Körper verliert alle Kraft; dann tritt eine scheinbare Besserung ein, aber auf diese folgt Bewußtlosigkeit, Erstarrung, Tod. Nimmt sie einen guten Verlauf, dann läßt das Fieber am siebenten Tage nach, die Zunge ist weniger belegt, Kopf und Augen hören auf zu schmerzen, die letzteren sind nicht mehr roth unterlaufen, der Ekel verschwindet und der Appetit stellt sich wieder ein. Doch ist die Genesung immer sehr langsam und zweifelhaft; man ißt, namentlich um die Zeit des Neumondes, sehr unvollkommen, vor Rückfällen nicht sicher, welche gern als mildere Wechselfieber auftreten, die bei manchen Hindus sich das ganze Jahr hindurch ganz regelmäßig eingestellt haben. Mindestens sechs Wochen vergehen, bevor man sich einigermaßen genesen fühlt; so lange wirkt die Leber mit ungewöhnlicher Energie, der Magen verdaut schlecht und der Körper hat noch keine Kraft. Am wohlthätigsten wirkt Luftveränderung; nicht selten hat ein Kranker sich sogleich besser gefühlt, wenn man ihn nur aus einem Hause in ein anderes trug oder vom Lande weg an Bord eines Schiffes brachte.

Bei Leuten von nervöser Anlage läßt das Fieber als Spuren zurück: weißes Haar, Geschwüre und argen Zahnschmerz; bei anderen bleiben Eingeweide und Gehirn äußerst empfindlich, manche büßen das Gedächtniß oder die Mannheit ein, viele werden taub oder trübsichtig, oder behalten Leberbeschwerden, Durchfall, Verstopfung oder dergleichen mehr, und werden niemals wieder gesund. Die aus Sansibar geborenen Araber und die Banianen leiden in der Regel während der Krankheit selbst nicht so stark wie die Europäer, aber die Nachwehen sind auch bei ihnen sehr empfindlich. Einige Muselmänner aus Indien entflohen aus Afrika, weil sie sich dort behext wähnten. Manche Europäer sind in Sansibar gänzlich verschont geblieben; aber Hunderte von Beispielen beweisen, daß an der Küste selbst kein Europäer sich Beschwerden aussetzen darf. Dann tritt unbedingt Fieber ein. Wer demselben nicht erliegt, ist allerdings eingewöhnt; er kann auch etwa ein Jahr in Europa gewesen sein, ohne nach der Rückkehr einen zweiten Anfall befürchten zu dürfen; das scheint wenigstens die Regel zu sein. Der Reisende sollte allemal an der Küste das Fieber abwarten und sich dort „akklimatisiren", dann aber sofort in's Innere ziehen, bevor ein zweiter Anfall kommt, der ihm den Rest der zur Reise erforderlichen Kraft rauben würde.

Die Reisenden hatten im Herbst 1857 den Handelsplatz Kaseh in Unyamuesi erreicht. Am 14. November setzte die Malaria oder die nasse Jahreszeit ein; sie hatte sich schon seit einiger Zeit durch starke Regenschauer, die in Zwischenräumen eintraten und die trockene Hitze unterbrachen, deutlich angekündigt; jetzt öffneten sich die Wolken, es goß wie in Strömen herab, und auch „Regensteine" fielen, nämlich Hagel. Diese Regenzeit ist die eigentlich „gesunde" Jahreszeit in Ostafrika, und nach der Hitze, dem Staube und der Dürre der heißen Monate wirken die frische Luft und das neue Grün wahrhaft erquickend.

Die erste Zeit der Masika ist allemal angesund, die Fremden leiden dann viel vom Fieber, der rasche Umschlag der Temperatur wird empfindlich. Speke befand sich ziemlich wohl, aber die gesammten Diener bekamen die Maturanga, die Eingewöhnungskrankheit von Unyamuesi, welche in einem abschwächenden Gallenfieber besteht. Bald kam auch die Reihe an Burton und Sneyd den Emin's „Kameeldoktoren" mit gepulvertem Ingwer wollte nicht aufschlagen. Da bolte der Doktor eine Maganga, alte Hexe, herbei, die als Heilkünstlerin großen Ruf hatte. Nachdem sie ihre Voraussetzahlung bekommen hatte, untersuchte sie den Mund des Kranken und fragte, ob er nicht etwa Gift bekommen habe. Daraus geht hervor, daß Vergiftungen in jenem Lande nicht gerade selten sein müssen. Dann zog sie aus einem kleinen Zauberkürbis ein grünliches Pulver, wahrscheinlich von Hanf, hervor, begoß dasselbe mit Wasser und gab es dem Kranken zum Einschnupfen. Natürlich erfolgte sogleich ein starkes Niesen, das von der Alten mit lautem Freudengeschrei begrüßt wurde. Nachher rieb sie ihm den Kopf mit einem andern Pulver und erklärte, daß nun ein tüchtiger Schlaf eintreten werde; am andern Morgen wolle sie wiederkommen. Allein sie erschien nicht, denn sie war nun reich geworden und hatte genug, um sich eine Woche lang täglich in Pombe zu betrinken. Dieses Unyamuesifieber läßt große Schwäche, Lebeleiden, Brennen in der Handflächen, Jucken auf den Fußsohlen, Kopfschmerzen und abwechselnd kalte und heiße Anfälle zurück. Burton hatte daran einen vollen Monat hindurch sehr zu leiden.

Am 18. Januar war Burton in Kadschschandscheri, dessen Klima berüchtigt ist, und gerade dort erkrankte er. Schon seit Sororea, wo die giftige Luft auf ihn eingewirkt hatte, fühlte er sich wieder sehr unwohl; als er jetzt an seinem Tagebuche schrieb, überfiel ihn plötzlich eine große Nervenreizbarkeit, der ein Schauder und ein kalter Fieberparoxysmus folgte. Dann wurden ihm alle seine Glieder schwer und fingen zu brennen an, als ob sie in einem glühenden Ofen lägen. Bei Sonnenuntergang litt er furchtbar. „Ich sah", schreibt er, „den Tod vor Augen; mein ganzer Körper war gelähmt und bewegungslos, und es war mir, als ob die Glieder abfielen; in den Füßen war kein anderes Gefühl als ein Pochen und Prickeln wie von vielen Nadeln; die Arme konnte ich nicht nach meinem Willen bewegen, und es war einerlei, ob ich mit der Hand einen Stein oder ein Stück Zeug aufhilte. Der Anfall ging bis an die Rippen hinan, aber weiter kam er nicht.

„Da lag ich nun, zwei Monate weit von jeder ärztlichen Hülfe, und die Hauptarbeit der Expedition sollte erst noch gethan werden! Aber ich tröstete mich. Die Araber sagen: Hoffnung ist ein Weib, Verzweiflung ein Mann. Ging Einer von uns Beiden zu Grunde, so kam wohl der Andere mit dem Leben davon und konnte die Ergebnisse unserer Forschungen nach Europa bringen. Als ich die Reise unternahm, war ich entschlossen, das Problem zu lösen oder zu sterben. Ich hatte gethan, was ich vermochte, und jetzt schien mir nichts übrig zu bleiben, als wie ein Mann zu sterben. Ich hatte in Folge der giftigen Luft eine theilweise Lähmung bekommen. Die üblichen Gegenmittel versuchte ich ohne Erfolg. Meine Muskeln über und unter den Knieen waren zusammengezogen: fast ein Jahr lang konnte ich keine irgend beträchtliche Strecke weit gehen, und die Betäubung in Händen und Füßen hielt noch länger an. Ein Gnadenstoß, der einmal ähnlich gelitten hatte, erklärte übrigens, daß ich nach zehn Tagen wieder Bewegung verspüren würde, und richtig, am zehnten Tage konnte ich wieder einen Elef besteigen."

Gleich nachher wurde Speke, der durch öftere Fieber sehr geschwächt war, heftig krank und erblindete beinahe; bei Burton war das Augenleiden schwächer. Später, in Ukschdschi, befiel Speke eine gefährliche Augenentzündung.

Unyamuesi ist manchmal von arabischen Reisenden, welche von dort zurückkamen, als das gesundeste Land in Ost- und Central-Afrika gerühmt worden; als Beweis dafür berufen sie sich auf ihren Appetit und daß sie viel essen können. Wer aber länger im Lande verweilt, verdaut schlecht und behält in Unyamuesi eben so wenig eine gute Gesundheit wie in anderen heißfeuchten Ländern. Die Nachwehen der Krankheiten sind allemal sehr bedenklich; die meisten Leute gebrauchen keine Arzneien gegen Krankheitserscheinungen, deren

Digitized by Google

Ursachen sie nicht kennen; die Wiedergenesung ist unsicher, schmerzhaft und langwierig; die Menschen sind und bleiben invalid. Das Klima macht schlaff und träg und man wird wohlbeleibt; die regelmäßige Wärme erzeugt Kahlköpfigkeit, verdünnt den Bart, und so wird der Fremde einigermaßen den Eingeborenen affinitärt. Die Araber heben also eine bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß das Klima „die Feuchtigkeit und Säfte des Körpers verderbe". Männer welche lange in diesen Gegenden verweilt haben und dann nach Oman in Arabien zurückkehren, werfen dort alles Entbehrliche, das sie aus Afrika mitgebracht haben, in's Meer, verbrennen Kleider nebst Bettzeug, und meiden zwei bis drei Monate lang jede Gesellschaft, weil eine eigenthümliche Hautausdünstung sie ihren asiatischen Landsleuten unausstehlich macht. Das gefährlichste Klimafieber, Makungura, ist ein remittirendes Gallenfieber, das gewöhnlich drei Tage anhält, in dieser kurzen Zeit den Kranken ganz ungemein mitnimmt und schwächt; in schweren Fällen folgt dem täglichen Fieber ein sehr hartnäckiges Tertianfieber, von dessen Nachwehen auch sehr nervenstarke Leute sich nie ganz erholen. Der brennende Augenschmerz, Hitze auf Handfläche und Fußsohlen, Anfälle von Frost und Fieberhitze, mit bald eisfalten, bald glühheißen Extremitäten, Unverdaulichkeit, Mangel an Schlaf, Hautausschläge, Geschwüre, Abspannung und Trübsinn zeigen genugsam, wie tief das Klimagift sich eingefressen hat. Manchmal verläuft dieses Fieber sehr rasch; Einige bekommen gleich anfangs das Delirium und sterben am ersten oder zweiten Tage.

Aber am schwersten wurde Speke auf der Rückreise von Kaseh nach der Küste heimgesucht. Am 4. Oktober 1858 erreichten die beiden Reisenden Hanga, ein kleines Dorf an der Ostgrenze des Bezirks Unyanyembe. In Hanga nun erkrankte Speke, der sich unterwegs bei heftigem Ostwind erkältet hatte und schon nach der zweiten Tagereise vom Fieber geschüttelt wurde. In dem elenden Reste Hanga wohnten die beiden Europäer in einer Art von Kuhstall, in welchem es von Ungeziefer wimmelte. Der kalte Wind blies in diese elende Herberge hinein. Speke konnte auf dem einen Ohre nicht hören, ein Auge war entzündet, das Gesicht geschwollen; im Körper zog ein Schmerz umher, der oft die Stelle veränderte und von Leber oder Milz ausging. Erst verspürte der Kranke ein Brennen wie von glühendem Eisen über der rechten Brust, das sich dann mit scharfen Stichen über die Herzgegend verbreitete, um die Milz herumzog, den obern Theil des rechten Lungenflügels ergriff und sich zuletzt an der Leber festsetzte.

Am 10. Oktober erwachte er gegen Tagesanbruch aus einem fürchterlichen Traume. Hansen von Tigern, Leoparden und anderen wilden Thieren waren mit eisernen Haken auf ihn eingesprungen, und hatten ihn wie im Wirbelwind über die Erde hingeschleift. Er saß auf dem Bettrand und schlug mit beiden Händen an seine Seiten. Der Schmerz hatte ihm fast den Verstand geraubt; aber er rief nach dem Diener Bombay, der selber einmal an der Kichyomachyoma, den „kleinen Eisen", gelitten hatte. Der Diener nahm Speke beim rechten Arme, brachte ihn in eine stehende Stellung, denn liegen konnte er nicht, und drehte ihm den Kopf mit der linken Seite nach rückwärts. Dadurch verloren sich die entsetzlich schmerzhaften Stiche; die nächsten Krämpfe waren nicht mehr so stark, aber der Kranke war seines Verstandes nicht mächtig, und er wollte immer seine beiden Seiten mit den Händen schlagen, woran jedoch Bombay ihn verhinderte.

Am andern Morgen wankte Speke, auf zwei Diener gestützt, nach dem Zelte; als er aber den einen wegschickte, um einen Stuhl zu holen, und damit die Stütze unter dem einen Arme verlor, stellten sich sogleich wieder heftige Krämpfe und Stiche ein; alle Muskeln zogen sich zusammen. Die Diener brachten ihn wieder in's Haus, wo er abermals von epileptischen Anfällen gepackt wurde und sich dabei geberdete wie ein von der Wasserscheu Ergriffener. Er sah die Gestalten scheußlicher Teufel, Riesen, Geister mit Löwenköpfen, welche ihm mit übermenschlicher Kraft alle Sehnen und Fleschsen bis auf die Fußknöchel herabrissen. Endlich saß oder lag er vielmehr auf dem Stuhle mit Krämpfen in allen Gliedern, geisterhaftem Antlitz, starrenden Augen, leisem Körper und sing an zu beten; dabei waren Mund und Zunge in einer eigenthümlichen, hackenden Bewegung, die Lippen standen weit vor, das Athmen war schwer und der Kranke sah so schrecklich aus, daß man ihn kaum erkannte.

Nachdem dieser dritte Anfall, der auch der heftigste war, sich gelegt hatte, forderte Speke Feder und Papier und schrieb einen zusammenhanglosen Abschiedsbrief an seine Familie. Aber nun war auch die Krisis überstanden; von da an bewegte er sich nur mit großer Vorsicht und nie ohne Beistand; die folgende Nacht war schon besser, doch mußte er in Kissen gehüllt sitzen und konnte sich erst nach Verlauf einiger Wochen wieder auf die Seite legen. Der Schmerz war weniger heftig, hörte aber noch nicht ganz auf; der Kranke bemerkte darüber: „Das Messer steckt in der Scheide."

So verhält es sich mit der ostafrikanischen Kichyomachyoma. Es ist entweder eine Nachwirkung des Fiebers, das dem Europäer in Sansibar so viel zu schaffen macht, oder es rührt von Miasmen her, welche ja so mannigfache Krankheiten hervorrufen. Burton ließ sogleich durch einen Eilboten aus Kaseh die nöthigen Arzneien holen. Die Araber wenden gegen die „kleinen Eisen" gepulverte Myrrhe mit Eiwotter an, indem sie beides mit Mehl von der Mungbohne (Phaseolus Mungo) vermischen und den Brei auf die Glieder legen. Bei Speke half dieses Mittel nicht viel. Der Araber Seid ben Selim munkelte viel von dem Einfluße, welchen der „Vater des Haares" ausübe, nämlich der prachtvolle Komet, welcher damals am westlichen Himmel stand, und drang darauf, daß der Manga, der Medicinmann der Karawane, herbeigeholt werde. Dieser ehrwürdige Mann erschien denn auch, verlangte und erhielt seinen Lohn im Voraus, nämlich eine große Ziege, bestrich mit dem Fette derselben zwei Holzstückchen, die er mit einem Faden aus Baumbast umwickelte, und dann dieses Lebenselixir, Mtgi, um Speke's Leib band. Der Faden rieb aber gleich nachher.

Speke's Krankheit verzögerte die Weiterreise, aber eine Luftveränderung war unumgänglich nothwendig; auch Burton's Glieder waren erstarrt, er konnte nicht gehen, sondern mußte sich in einer Hängematte tragen lassen. Die Stationen wurden nun kürzer, die Sonne brannte nicht mehr so arg und der Wind war milder; nachdem man vierzehn Monate vom Fieber geplagt gewesen war, glaubte man sich nun leidlich afklimatisirt und Alle tobten Wasser und Luft. Speke konnte nach vierzehn Tagen wieder reiten; der heftige Schmerz in der Leber war verschwunden, doch blieb eine Zeit lang ein lästiges Kopfweh und Neigung zum Erbrechen, besonders wenn er sich auf den Nachmittagsmärschen der Sonne aussetzte. Nachher bekam er wieder guten Schlaf und das Essen schmeckte ihm; zu Khoko in Ugogo konnte er schon wieder ein Gewehr tragen und auf Perlhühner und Antilopen Jagd machen. Auch die gesammten Diener, welche viel an Fieber und Schmerzen im Gesichte gelitten hatten, erholten sich.

So ist es mit dem ostafrikanischen Fieber beschaffen. Aber alle diese fürchterlichen Leiden und Heimsuchungen haben nicht vermocht, den Muth und Forschungseifer der beiden Reisenden zu schwächen. Burton ging als englischer Konsul nach Fernando Po, hat Yoruba besucht, das Nigerdelta erforscht, ist an der Gabunküste gewesen und hat das Cameronesgebirge erstiegen. Speke trat, als er sich kaum ein wenig erholt hatte, seine Reise zur Entdeckung der Nilquellen an und durchwanderte dieselben Gegenden, in welchen er so furchtbare Qualen zu erleiden hatte.

So muthige, ausdauernde, aus Liebe zur Wissenschaft allen Gefahren trotzende Männer verdienen die Hochachtung der Menschen, und sie wird ihnen noch in fernen Jahrhunderten gezollt werden.

Digitized by Google

Aus Alexander von Humboldt's geographischem Briefwechsel.

Im praktischen Leben wie in der Wissenschaft gilt das Wahrwort, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige. Wir legen keinen Werth mehr auf die sogenannte Polyhistorie. Aber es giebt Ausnahmen, Männer, denen es verliehen ist, das Gesammtgebiet einer weitverzweigten Wissenschaft zu beherrschen und, während sie ihrerseits dieselbe durch eigene Entdeckungen bereichern, zugleich die Errungenschaften und den Inhalt der Forschungen insgesammt zu überschauen, zu durchdringen und ein umfangreiches Gebiet des Geistes völlig zu bemeistern wissen. Sie bringen für Epochen einen Abschluß, nach denen ihnen wird ein Zeitalter benannt; sie stehen da gleichsam als erhabene Marksteine. So war es mit Aristoteles, Roger Baco, Leibniz, Alexander von Humboldt.

Niemand bezweifelt, daß Humboldt zu den größten Geistern aller Zeiten gehöre. In den Naturwissenschaften ist kaum ein Zweig, welcher ihm nicht neue Anregungen oder Entdeckungen zu verdanken hätte; aber merkwürdig, daß er der Anthropologie und der Ethnologie weniger nahe gestanden hat als anderen Zweigen. Ein halbes Jahrhundert lang griff er treibend und fördernd ein; er bewältigte die ungeheure Fülle des lawinenartig anwachsenden Stoffes durch seinen umfassenden Genius und durch eine Rastlosigkeit des Fleißes, ohne die Größes nicht zu erreichen ist. Davon zeugen seine unsterblichen Werke.

Es gewährt ein eigenthümliches, hohes Interesse, zu verfolgen, wie Alexander von Humboldt gearbeitet hat. Sein geographischer Briefwechsel gestattet uns einen Einblick in die Art und Weise seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Wir sehen, wie er während eines Zeitraums von dreißig Jahren mit unablässiger Aufmerksamkeit den Bewegungen auf dem Gebiete der Erdkunde folgt, überall eingreift und thätig ist, jedem neuen und wichtigen Resultate seine Theilnahme zuwendet. In ihm glühte ein heiliges Feuer für die Wissenschaft; für diese war er begeistert, und er stand da als ihr Hoherpriester.

Dieser Briefwechsel*) enthält die wichtigsten Beiträge zur neuern Geschichte der Geographie, welche gerade in unserer Zeit so außerordentliche Fortschritte gemacht hat und in welcher wir Deutschen — selbst die Ausländer gestehen es zu — unbestritten alle anderen Völkern übertragen. Neben Karl Ritter und Alexander von Humboldt haben sie keine gleich ebenbürtigen Männer zu setzen. In diesem Briefwechsel finden wir Mittheilungen hervorragender Gelehrten aus beiden Erdhälften und werthvolle Abhandlungen, die früher entweder noch nicht gedruckt oder doch in Zeitschriften zerstreut waren. Man kann hier den Gang verfolgen, welchen die Entwickelung der Geographie genommen hat; Briefe wie Beiträge sind in hohem Grade belehrend, und nicht nur der Gelehrte von Fach findet reiche Ausbeute, sondern auch der Freund der Erdkunde erhält manche Anregungen und Aufschlüsse über wichtige Sachen und bedeutende Personen.

Die Briefe sind nicht etwa nur an Herrn Berghaus geschrieben, sondern auch an andere Männer der Wissenschaft. Gleich der erste, vom Juli 1825, ist aus Paris an den seiner Zeit bekannten K. F. B. Hoffmann in Stuttgart gerichtet. Humboldt äußert, daß er gern als Mitarbeiter an der Zeitschrift wirken wolle. „Bücher, die mir gehören, gebe ich gern, sende sie auch, wenn Sie es wünschen, zu Ihnen nach Stuttgart, ohne sie zurückzufordern, da ich, reisefertig, selbst nichts besitze. Bisweilen werde ich kleine Notizen an Sie, Berghaus oder Ritter zusammendrängen; das ist eine freie und bequeme Form. Ich habe heute Herrn von Cotta Briefe aus Paraguay mitgetheilt, die einiges Licht über den sonderbaren Zustand dieses tief verschlossenen Landes verbreiten. Ich habe mit Fleiß nichts weggestrichen, was klug unterhalten ist. Da ich zugleich gründlicher geographische Betrachtungen beigefügt, so halte ich eine solche Mischung dem Journal am zuträglichsten."

„Um der Erd- und Völkerkunde Leben zu geben, ist es oft nothwendig, von dem strengen Weg abzuweichen, ohne in das Anekdotenwesen, wie Zach, zu verfallen." Dann fügt der große Gelehrte beschreiben hinzu: „Ich bitte Sie, mir frei zu sagen, ob Sie mit dem Tone meines Aufsatzes zufrieden sind. Es liegt mir daran, so zu arbeiten, wie Sie nach Ihrer Ansicht es wünschen."

An politischen Streiflichtern fehlt es in diesem Briefwechsel nicht. So schreibt Humboldt aus Paris unterm 1. Juli 1825 an Berghaus, im Hinblick auf die Erhebung Deutschlands von 1813: „Was ist aus den unendlichen Opfern von Gut und Blut geworden? Wie es kommen würde, merkte man schon 1814, als die hohen Herren hier versammelt waren. Und nun erst Wien! Mein Bruder hatte die besten Vorsätze, als er nach Wien ging; allein — — —! Männer von Talent finden hier in der Weltstadt bald und dauernd Anerkennung; aber in Berlins nebulöser Atmosphäre, die den Gesichtskreis ringsum verschleiert, und wo Alles und Jedes nach der Schreibertschablone gemessen wird, kann davon nicht die Rede sein."

In einem folgenden Briefe bemerkt er, im Hinblick auf eine statistische Uebersicht von Peru, daß man auf seiner Hut sein müsse, nicht alle Angaben, die aus fernen Erdtheilen nach Europa gelangen, auch als neu zu betrachten. Der Nordamerikaner Poinsett hatte 1818 zu Washington eine solche Uebersicht veröffentlicht; Humboldt aber weist nach, daß dieselbe einem 1793 in Lima erschienenen Werk entlehnt sei. Damals hatte Lima 52,627 Seelen, Truxillo 5790; das ganze damalige Vicekönigreich Peru war auf 1,076,997 Seelen herabgekommen, wovon 619,000 als Indianer angegeben worden.

Humboldt fand 1825 als Ergebniß seiner neuesten Untersuchungen, daß die Gesammtbevölkerung des Spanischen Amerika, des kontinentalen sowohl wie des insularischen, auf einem Flächenraume von 371,380 Quadratlieues (20 Längenlieues = 1° des Aequators) folgendermaßen zu stehen komme:

Indier	6,530,000	oder 45	Procent
Vermischte Rassen	5,291,000	„ 32	„
Weiße	3,243,000	„ 19	„
Schwarze . . .	721,000	„ 4	„
Zusammen	16,785,000	Seelen.	

Sehr richtig hebt Humboldt hervor, daß man auf die früheren Verhältnisse Rücksicht zu nehmen habe, um die Entwickelung jener Länder an der Hand sicherer Daten verfolgen zu können. Er erwähnt, daß Boussingault ihm aus Santa Fé de Bogotá in Neu-Granada wichtige Höhenmessungen über verschiedene noch nicht untersuchte Gebirge, sodann astronomische Ortsbestimmungen und neue Untersuchungen über den Kuhbaum (Palo de Vacca, Galactodendrum utile) zugeschickt habe, dessen Saft bekanntlich ein Nahrungsmittel für Menschen ist.

Ritter, meint H., „taumele im asiatischen Far East umher" und werde für den Augenblick vielleicht keinen speciellen Werth auf südamerikanische Ortsbestimmungen und Bergköhen legen. Nachher äußert er sich über die See-Expeditionen, auf welche die Franzosen damals mit Eifer eingingen. „Sie sind eine kostspielige Sache. Eine kleine Portion nationaler und persönlicher Eitelkeit ist dabei im Spiele. Nach dem Frieden wollte die französische Marine den Engländern den Beweis liefern, daß sie unter der weißen Flagge in wissenschaftlichen Dingen Das zu leisten vermöge,

*) Alexander von Humboldt „Briefwechsel mit Heinrich Berghaus". Das Werk, in der äußern Ausstattung jener des Kosmos gleich, befindet sich unter der Presse und wird im Verlage von Oestwoldt im Laufe der nächsten Monate vollständig in drei Bänden erscheinen. Der Herr Verleger hat die Freundlichkeit, dem Herausgeber des Globus die einzelnen Bogen zu übersenden, sobald sie die Presse verlassen.

Digitized by Google

was ihr mit der Tricolore wegen der allgemeinen Seesperre nicht möglich gewesen war. „So betrieb Freycinet, der als erster Lieutenant unter Kapt. Baudin (dessen Expedition ich einst mich anschließen wollte) gedient hatte, seit 1816 die erste Expedition, die unter dessen Befehl geheißt wurde, und Duperrey war sein erster Lieutenant. — Duperrey wollte seinen Namen auch an eine große See-Expedition knüpfen, als oberster Führer derselben. Dumont d'Urville war sein erster Lieutenant. Kaum ist daran zu zweifeln, daß dieser nun auch mit einem Plane zu einer neuesten dritten Expedition vorrücken werde, um von einer d'Urville'schen Erdumschiffung sprechen zu machen (— diese Annahme H.'s ist denn auch eingetroffen, und die Wissenschaft hat sich darüber nicht zu beklagen —). Das sind menschliche Schwächen, über die man gern hinwegsieht, wenn nur unsere Erkenntniß dabei gewinnt."

Unterm 16. August 1825 kommt er auf Poinsett's statistisches Gemälde von Peru zurück. Bezhaue hatte H.'s Ausdruck: „Entwickelung" der staatlichen Verhältnisse in den Republiken des Spanischen Amerika in „Verwickelung" umgeändert, und die Kreolen eine „entartete oder doch der Entartung entgegengehende Rasse" genannt.

Humboldt bemerkt nun: „Sie haben Recht. Nirgends sind die politischen Zustände verwickelter als in den neuen Gesellschaften des westlichen Kontinents. Wir müssen bei Beurtheilung dieser Erscheinung aber nicht zu streng sein und Vieles in derselben auf Rechnung des Jahrhunderte langen Druckes stellen, den das Mutterland auf die Kolonien ausgeübt hat: daher die Entfesselung der Leidenschaften, unter deren Herrschaft der klare Blick verscheuleret ist. Ich sehe nicht so düster wie Sie in die Zukunft des Spanischen Amerika; obwohl dasjenige, was Sie über die körperliche Ausartung des Spaniers der Neuen Welt sagen, nach dem Erneuerungen des europäischen Blutes durch Einwanderung vom Mutterland aufgehört haben, mit der Beachtung sehr werth zu sein scheint, vor allen Dingen, wo es sich um die Bevölkerung der Küstenländer unter den Tropen handelt. Auf den Plateaux ist es weniger zu besorgen, da der europäische Mensch sich hier seit den Tagen der Conquistadoren akklimatisirt hat." —

Humboldt äußerte sich. Ein Blick auf Mexiko, Centralamerika, Venezuela, Neugranada, Ecuador, Bolivia und Peru zeigt das. Der große Mann hatte noch manche Ideen aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo man von einem abstrakten Menschen träumte und noch keine eigentliche Wissenschaft der Anthropologie und Ethnologie hatte. Man faßte den „Menschen" viel zu allgemein und schablonenmäßig, legte auf die verschiedene Begabung und immanenten Anlagen der verschiedenen großen Menschengruppen, auf die verschiedenen Kulturwerthe und Kulturmöglichkeiten bei weitem nicht das gebührende Gewicht, schlug die Eigenthümlichkeiten der Rassen- und Blutmischungen nicht hoch genug an. Der Mensch ist dasjenige Naturerzeugniß, mit welchem Humboldt sich weniger eingehend beschäftigt hat als mit anderen. Es war eine Schwäche von ihm, ein abstrakter Philanthrop zu sein, z. B. in der Negerfrage; darüber konnte er nicht die geringste wissenschaftliche Einwendung ertragen; er mochte darüber nicht einmal etwas lesen, man sollte nicht einmal davon sprechen.

Er schreibt weiter an Bezhaus: „Und selbst den — Bürgern der Vereinigten Staaten stellen Sie ein böses Prognostikon! Ich glaube, Sie gehen zu weit. Hier hört die Einwanderung doch niemals auf; alle neuen Zuschuß in Hülle und Fülle und klimatische Zustände, die den unsrigen nahe verwandt sind, walten ob; ich glaube dies in meinem Memoire über die Isothermen klar dargelegt zu haben.*)

*) H. hat Recht und Unrecht. Seine Isothermen treffen zu, und doch wirkt das Klima Nordamerikas auf die Einwanderer aus Europa sehr bald ein, namentlich auf die Nervensystheme. Auch die Engländer, selbst wenn sie namentlich bleiben, gewinnen in den Vereinigten Staaten ein neues Gepräge. Wer wie Franken gesehen hat, erkennt den Neu-Engländer auf den ersten Blick. Der Hals ist dünner nun erscheint länger, obwohl er es eigentlich nicht ist. Der Amerikaner erkennt den Fremden leicht. „He is a stranger; look at his neck, an American has no such neck!" Das Muskel- und das Drüsensystem erhält beim Amerikaner eine Modifikation. Trotz der Uebereinstimmung der Nerbenmen wirkt das Klima auf den Menschen in Nordamerika anders als in Europa. Wenige Europäer werden dort wohldeleibt, dagegen sehen Nordamerikaner, die lange in Europa verweilen, fleisch an. Die Ueberhaupt Thätigkeit der Nordamerikaner, die Unruhe, Hast und Raschheit beim Essen rührt wohl mit her von der großen Trockenheit der Klimas. A Yankee type has been developed. This type is not the product of Intermixture, since it is seen in the most marked form in the Eastern States, where the race is least mixed. E. De sor on the influence of the Climate of North America on the physical and psychical Constitution. 1853. Einige Anzüge darauf in The Anthropological Review, I. May 1863, p. 190 sq. Ein deutscher Arzt, Dr. Gustav Blöde in Neu-Yorck, hebt hervor, daß „in Nordamerika auch in physischer Beziehung eine neue Nationalität im Entstehen begriffen sei. Sie ist ein Erzeugniß der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten der Alten Welt im Vereine mit den langsam aber sicher und rastlos schaffenden Einflüssen von Boden und Klima." Ich habe Blöde's sehr werthvolle Bemerkungen mitgetheilt in meinen „Geographischen Wanderungen", I. S. 94 bis 103. A.

„Ein Anderes ist es, wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Sklavenfrage dereinst zum Ausbruche kommen sollte; für den Fall theile ich vollständig Ihre Ansicht über das Precarium des staatlichen Bestandes der nordamerikanischen Union. Ich wünsche diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die Vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind."

Sie waren ein Hort der vernünftigen Freiheit noch vor dreißig Jahren, als Humboldt diese Worte schrieb. Seitdem aber ist die Entartung des öffentlichen Lebens mit Riesenschritten vorwärts gegangen; die unkontrolirte Demokratie hat sich selber zu Grunde gerichtet. Die Union ist von gewissenlosen Aemterjägern und fanatischen, wahnwitzigen Abolitionisten zu Grunde gerichtet worden, und die Nord-Union, das Yankeeland, wirft zugleich heimgesucht von wilder Anarchie und von einem abscheulichen Militärdespotismus, der doppelt widerwärtig erscheint, weil er von einer „Gaunerbande armseliger Stellenjäger, ohne Charakter und Talent, Geschöpfen einer revolutionären Minderheit" ausgeübt wird. So drückte sich ein deutsch-amerikanisches Blatt aus.

Lehrreich ist in dem Briefwechsel H's. die Abhandlung über die Gestalt und das Klima des Hochlandes in der iberischen Halbinsel, deren Resultate nun längst Gemeingut sind. Das beweisen Moritz Willkomm's treffliche Bücher über die pyrenäische Halbinsel.

Am 31. August 1825 schreibt H., ein Pariser Freund habe ihm aus London über das muthmaßliche Ende des Niger in der Bucht von Benin geschrieben. Humboldt antwortete demselben, diese Voraussetzung sei keineswegs eine englische Erfindung, sondern zum ersten Male vor bereits 20 Jahren von einem unserer Landsleute ausgesprochen worden, „von einem Manne, der außer dem kleinen Gebirgswasser der Saale in ihrem Oberlaufe bei Saalburg und Saalfeld etwa, nie in seinem Leben einen großen Strom gesehen hat, nämlich von Reichard in Lobenstein, den ich, als ich als Bergmeister in Steben am Fichtelgebirge stand, persönlich gekannt habe. Ich habe es nie recht begreifen können, wie ein Mann, der, einem Reichard gleich, in einem kleinen Bergstädtchen des reußischen Voigtlandes, ein vereinsamtes Leben führen muß, ohne alle Bücher, Karten und andere literarische Hülfsmittel, ein so gründlicher, tief forschender Geographus hat werden können." Bekanntlich hat Reichard's Annahme sich bestätigt; R. Lander fuhr bis in die Mündung des Niger hinab und kam in die Bucht von Benin, 1830, also fünf Jahre später, als H. die obigen Worte geschrieben.

Ein Jahr später berichtet er Mittheilungen, welche ihm Oberst Wilson aus Ostindien schicke, wohin derselbe mit dem ersten Dampfer gegangen war, der überhaupt von England dorthin gefahren ist. „Der Brief ist aus Cawnpore datirt; wo aber in aller hindostanischen Welt liegt dieser Ort? Ich weiß

Digitized by Google

es nicht, ich finde ihn auf keiner Karte, und keiner der hiesigen (Pariser) geographischen Leute kann es mir sagen, selbst Lapie nicht, der doch so viele Karten von allen Ländern der Welt gemacht hat, und fortwährend — fabricirt. Ich muß mir Aufklärung aus der Hauptstadt der deutschen Civilisation verschaffen, wie man anfängt Berlin zu nennen, — un peu hautainement!"

Es war doch stark, daß H. eine Stadt wie Cawpur nicht kannte, und noch stärker, daß die Pariser „geographischen Leute" über diese Stadt, welche am Ganges liegt und mehr als 100,000 Einwohner zählt, keine Auskunft geben konnten! Man hatte damals schon Gazetteers, und darin wäre die gewünschte Notiz zu finden gewesen. Berghaus gab dann die nöthige Nachweisung.

Die Notizen über die Fahrt des ersten Dampfers, der nach Ostindien ging, der Enterprise, Kapitän Johnston, sind jetzt, da die Sache etwas Alltägliches ist und die Schiffe so rasch fahren, der Vergleichung halber von Interesse. Wilson schreibt:

Abgesegelt von Falmouth 16. August, 7 Uhr Abends.

Vor Anker gegangen am Sauger, der Mündung des Calcutta-River, den 4. December, 7 Uhr Abends.

Ueberhaupt unterwegs gewesen 112 Tage. In dieser Zeit beliefen wir uns

des Dampfes . . . . . 57 Tage 4 Stunden
und der Segel . . . . . 41 „ 3 „
Am 18. Sptbr. langten wir bei St. Thomas (afrikan. Westküste) an und verweilten . 2 „ 18 „
Am 13. Oktober langten wir am Kap der Guten Hoffnung an und lagen daselbst vor Anker . . . . . 7 „ 23 „
Die Zahl der Tage, an denen wir in Bewegung waren, ist daher . . . . . 101 „ 7 „

Beigefügt sind dann meteorologische und Temperaturbeobachtungen. Die Gesammtstrecke, welche von der Enterprise zurückgelegt wurde, beträgt 15,680 Miles; im Durchschnitt eine tägliche Strecke von 155 Miles.

Im Oktober 1826 schreibt H. über seinen Prospektus der „Geographie der Pflanzen", welcher hier im Briefwechsel (S. 64 ff.) wieder abgedruckt wird. Er ist in der That meisterhaft geschrieben.

Es heißt in demselben: — „Unter dem etwas unbestimmten Namen Geographie der Pflanzen knüpft sich die beschreibende Botanik an die Klimatenkunde; sie giebt die Zahl, das Aussehen und die Vertheilung der Gewächse unter den verschiedenen Zonen an, vom Aequator bis zum Polarkreise, von den Tiefen des Oceans und der Gruben mit den Keimen kryptogamischer Pflanzen bis zu der nach geographischer Breite und nach Beschaffenheit der umliegenden Länder verschieden beschiegenden Linie des ewigen Schnees."

„Unvollständig wie die Geologie, aber jünger als dieser Zweig unserer physikalischen Kenntnisse, war sie von Anfang an weniger jenem Trug der Sinne, jenen systematischen Traumbildern ausgesetzt, durch welche des Menschen Einbildungskraft so gern in Ermangelung wirklicher Kenntnisse aushilft. Der Gang der Wissenschaften folgt immer dem Geiste des Jahrhunderts, in welches ihre Entwickelung fällt, und das Studium der Geographie der Pflanzen wurde am eifrigsten zu der Zeit betrieben, wo der Geschmack an Beobachtung vorherrschend geworden und alle Zweige der Naturkenntniß strengere Methoden angenommen haben. Den Reisenden, welche einen großen Strich Land durchwanderten, an fernen Küsten landeten, oder Bergketten erklommen auf deren Abhang sich die Verschiedenheiten von gleichsam in Stockwerken übereinander liegenden Klimaten zeigt, fielen jeden Augenblick, bei jedem Schritt, die merkwürdigen Erscheinungen in der geographischen Vertheilung der Gewächse auf; man möchte sagen, sie sammelten Materialien für eine Wissenschaft, deren Name kaum gesprochen war."

— — „Linné's Geist befruchtete die Keime einer entstehenden Wissenschaft, aber er gab sich allzukühnen Vermuthungen hin. Haller, Gmelin, Pallas und besonders Johann Reinhold Forster, so wie sein Sohn Georg, studirten mit unabläßiger Aufmerksamkeit die geographische Vertheilung einiger Gattungen. — — Menzel, Verfasser einer nicht herausgegebenen Flora von Japan, hat das Wort: Geographie der Pflanzen, ausgesprochen. Es giebt Wissenschaften, deren Name so zu sagen vor der Wissenschaft selbst vorhanden war. So vor 50 Jahren die Meteorologie, das Studium der Physiologie und Pathologie der Pflanzen; fast möchte man auch die Geologie dazu zählen. Der von Menzel ausgesprochene Name ward um's Jahr 1783 fast zu gleicher Zeit von Giraud Soulavie gebraucht." — Weiterhin zeichnet H. in scharfen, die wichtigen Momente hervorhebenden Umrissen, welchen Verlauf die Geschichte der Pflanzengeographie genommen hat, und bezeichnet diese selbst als eine „gemengte Wissenschaft."

Die folgenden Bogen enthalten einen Aufsatz Orbegoso's: Untersuchung der Landenge von Tehuantepec. Humboldt interessirte sich bekanntlich sehr lebhaft für eine Kanalverbindung zwischen den beiden großen Weltmeeren; er hatte die Punkte nachgewiesen, auf welchen er eine solche für möglich und ausführbar hielt; doch haben alle Untersuchungen, die bis heute angestellt worden sind, kein günstiges Ergebniß geliefert.

Im December 1827 schreibt er über „die unerwartet lebhafte Theilnahme, welche meine Vorlesungen über physische Geographie finden". Er fühlt sich dadurch „sehr beschämt", doch werde er sie in irgend einer Form drucken lassen. „Herr von Cotta hat mir den Vorschlag gemacht, das gesprochene Wort durch einen geübten Schnellschreiber an's Papier zu heften, dessen Aufzeichnungen nach jeder Vorlesung durchzusehen und das also gewonnene Manuscript ihm nach Stuttgart zu schicken, damit er es gleich in die Druckerei gebe und dagegen viele versenden könne. Er verspricht sich von dieser Manipulation mit ganz frischer Waare einen großartigen Erfolg, und hat mir in dieser Aussicht glänzende Propositionen gemacht. Allein diese können mich weder blenden, noch können sie mich verstricken! Ich habe ihm geantwortet: Nicht Alles, was man auf dem Katheder spreche, könne so ohne Weiteres gedruckt werden; was für die Presse und durch diese für eine längere Zukunft bestimmt sei, müsse wohl und reiflich überlegt, dann niedergeschrieben, überarbeitet, geläutert und geschichtet und mit den Beweisstücken der Schriftsteller in Noten und Citaten begleuchtet werden. In dieser Richtung kenne er ja meine Manier zu schreiben; ich würde auf Grundlage der Notizen, welche ich für meine freien Vorträge benutze, ein Buch über physische Geographie abfassen."

Hier ist die erste Idee zum Kosmos ausgesprochen. Der Brief Humboldt's, in welchem sie zuerst hervortritt, ist datirt Berlin 20. December 1827.

Digitized by Google

Das Gedeihen der Chinchona in den Nilgherris und der Theepflanzungen in Assam.

Seit Entdeckung der westlichen Erdhalbe sind viele nutzbare Pflanzen kosmopolitisch geworden; die Kontinente haben werthvolle Gegenstände ausgetauscht und an einander abgegeben. Die Reihe derselben ist so lang, daß wir sie nicht aufzählen können; wir wollen nur an ein jüngst von uns erörtertes Beispiel (Globus III, S. 219) erinnern, an die Chinchona, welche durch Markham's Bemühungen aus Peru nach Indien und schon früher durch die Holländer nach Java verpflanzt wurde. Seitdem wir jene Bemerkungen mitgetheilt, ist uns Markham's neuestes Buch (Travels in Peru and India, while superintending the collection of Chinchona plants and seeds in South America, and their introduction into India, London 1862) zu Handen gekommen. Die zweite Abtheilung desselben (S. 331 bis 572) enthält werthvolle Mittheilungen über Indien und insbesondere über die verschiedenen Chinchonaarten und die Art und Weise ihrer Anpflanzung und Eingewöhnung, namentlich in dem Nilgherrigebirge, in der Präsidentschaft Madras, vorzugsweise in Utakamand.

Die Nilgherris, d. h. blauen Berge, weil sie vom Tieflande aus gesehen in blauen Dufte sich zeigen, bilden eine in sich abgeschlossene, vor das 3000 Fuß hohe Tafelland des Dekkan hingestellte Hochlandmasse; diese ist aber durch eine tiefe Kluft von jener Hochebene getrennt. Sie steigt bis zu 8000 Fuß Meereshöhe empor. In den Thalsenkungen, die geringen Luftzug haben, ist die Hitze so stark wie im Tieflande; auf den hochliegenden Gebieten herrscht dagegen mäßige Wärme, im Mittel 13° R. im December hat man bis 3° Kälte. Markham und Mac Ivor fanden in den Nilgherris ein für die Chinchona geeignetes Klima, Feuchtigkeit genug, eine Vegetation und eine Höhe über dem Meere, welche jenen der Chinchonawälder in Südamerika entspricht. In den Gärten der Regierung zu Utakamand waren alle Bedingungen zum Gedeihen einer Baumschule getroffen. Von dort aus sollen nun die geeigneten Oertlichkeiten mit Pflanzen versorgt werden, so daß in Indien bald Chinchonawälder die Hügel bedecken. Vom Oktober 1861 unternahm dann Markham mit Mac Ivor eine Reise, um geeignete Punkte ausfindig zu machen, und er hat eine Anzahl derselben näher bestimmt. Das Titelkupfer zu seinem Buche giebt eine photographische Abbildung der Chinchonapflanzung im botanischen Garten zu Utakamand; schon im August 1861 standen manche Pflanzen in voller Blüte.

Utakamand liegt unter 11° 24′ N. Br., 94° 27′ Ö. L. in der Provinz Koimbatur, am Fuße der Dodabettakette, 7300 Fuß über dem Meere *), mittlere Wärme 11½° R.; Regenmenge 45 Zoll, nach anderen Angaben 60 Zoll. Der Ort ist ein sogenanntes „Sanitarium", ein wichtiger Genesungsplatz für Europäer, welche dort in der Bergluft den im heißen Tieflande geschwächten Körper wieder kräftigen. Auch befindet sich in Utakamand eine meteorologische Station.

Der Gartendirektor Mac Ivor, welcher die Chinchonapflanze mit Sorgfalt gepflegt hat, giebt nun Rechenschaft über den Erfolg (Athenäum, 6. Juni). Der Versuch ist glänzend gelungen; schon zu Anfange des laufenden Jahres konnten Tausende von Pflanzen abgegeben werden. Wir erfahren, daß sich mehrere Kompagnien gebildet haben, welche ausgedehnte Chinchonawälder anlegen wollen, um dieselben zu geeigneter Zeit kommerziell auszubeuten. Die Befürchtung mancher Botaniker, daß die in Indien gezogene Chinchona nicht dieselben Alkaloide enthalten werde wie jene, welche in Südamerika wild wächst, ist durch sorgfältige chemische Prüfungen vollständig widerlegt worden.

Für die Theepflanzungen in Assam sind die Aussichten geradezu glänzend; schon jetzt liegen großartige Ergebnisse vor. Assam ist eine Region im Süden des Himalaya und des hinterindischen Hochlandes am mittlern Brahmaputra, zumeist Ebene; aus dieser steigen viele Hügelgruppen empor, und die Abhänge des Hochlandes gehören gleichfalls zu Assam, das solchergestalt klimatische Abstufungen darbietet.

Bekanntlich hat Niemand dem chinesischen Thee größere Aufmerksamkeit zugewandt, als Robert Fortune, dessen Reisen auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Er wagte sich in die Theebezirke des Blumenreiches der Mitte und wurde mit allen Manipulationen gründlich vertraut. Seine Ansicht ging dahin, daß Indien jeden Bedarf an Thee, auch der besten Sorten, werde liefern können. Trotz aller Einsprache der Schulgelehrten, hat der Praktiker Recht behalten. Assam liefert jetzt Suchongthee, der auf dem Londoner Markte mit sieben Thalern (21 Schillingen) das Pfund bezahlt wird; ja für die beste Sorte Pekoe aus Assam sind schon 34 Schillinge, also mehr als zehn Thaler, bezahlt worden. Im Jahre 1862 betrugen die Theeernten in Assam, Kaschar und Dardschiling schon 2,203,781 Pfund, und jüngst haben sich wieder Dutzende von Kompagnien gebildet, um Pflanzungen im großen Maßstabe zu gründen.

Uebrigens war Fortune's Gedanke, den Thee in Indien einzubürgern, nicht neu. Schon 1793 leuchtete die Sache dem Lord Macartney ein, welcher die bekannte Gesandtschaftreise nach China machte. Er schickte auch Theepflanzen nach Indien; man wußte aber in jener Zeit die Wichtigkeit nicht zu würdigen und so hatte die Angelegenheit weiter keine praktischen Folgen.

Weber in China noch in Japan ist seither der Thee in wildem Zustande gefunden worden; man kennt ihn lediglich als Kulturpflanze. Es liegen geschichtliche Beweise vor, daß er von Japan durch buddhistische Priester nach China gekommen ist, wahrscheinlich schon vor dem neunten Jahrhundert. In geschichtlichen Werken wird erzählt, daß im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein chinesischer Minister Thee getrunken habe; eine Angabe auf den letztern wurde zuerst um das Jahr 800 nach Christus gelegt. Keine Mittheilung sagt, daß die Theepflanze in irgend einem Theile Chinas ursprünglich einheimisch sei; ebenso wenig läßt sich behaupten, daß der Thee bereits im hohen Alterthume Nationalgetränk gewesen. Der Gebrauch verbreitete sich allmälig, und das spricht vielleicht dafür, daß man ihn von auswärts her entlehnt habe.

Im Jahre 1816 schickte Gardiner, britischer Resident am Hofe von Nipal, von dort eine wilde Theepflanze nach Calcutta; von dort schaffte man dieselbe nach London. Dann schickte 1826 David Scott aus Manipur Blätter von einem Strauche, welchen er für den „ächten Thee" erklärte. Einige Jahre nachher erhielt Lieutenant Charlton einige junge Theepflanzen aus Bisa in Assam; sie waren in der Umgegend jener Stadt gewachsen. Auch noch von anderen Männern, z. B. Major Bruce und dessen Bruder, wurden dergleichen eingeschickt.

Das Alles war jedoch vergeblich. Der berühmte Botaniker Dr. Wallich, damals Direktor des botanischen Gartens in Calcutta, hatte sich steif und fest in den Kopf gesetzt, der sogenannte wilde Thee aus Assam sei nicht eine Thea, sondern eine Camellia. Die Gesellschaft der Künste in London dagegen gab dem Herrn Bruce ihre goldene Medaille, „weil er die Theeregion ent-

*) Nach J. Forsyth Bryant, der in Orme's Handbuche der Geographie und Statistik, neu bearbeitet von Bappäus, Asien mit großem Fleiße bearbeitet (Bd. II, Lief. V, S. 811). Es liegt ein Widerspruch darin, wenn der Verfasser vorher S. 579 dem Dodabettaberge nur 6751 Fuß Höhe giebt. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Bryant's Buch die indischen Länder-, Städte- und Volksnamen phonetisch wiedergiebt, so wie sie wirklich lauten. Er verschmäht mit Recht das wilde, ganz abscheuliche Chaos der Namensschreibung, welche die Engländer eingeführt haben. In Deutschland wenigstens sollte man eine so widersinnige Kakographie fernerhin nicht mehr nachahmen. Uebrigens sind die Gebrüder Schlagintweit schon mit guten Beispiele vorangegangen.

K.

Digitized by Google

deckt habe und in Assam Thee pflanze und zubereite". Wallich hatte durchaus Unrecht. Zum Ueberflusse hat unser Landsmann Barthold Seemann nachgewiesen, daß der Assamthee als die Urpflanze zu betrachten sei, von welcher die verschiedenen Arten in China abstammen.

Lord William Bentinck gab sich als Generalstatthalter von Indien große Mühe, die Anpflanzung des Theestrauchs dort in Aufnahme zu bringen; er setzte einen „Theeausschuß" ein, dessen Mitglied Wallich war. Dieser seichtsachige Gelehrte blieb auch dann noch bei seiner Camelienheorie, als schon längst guter, trinkbarer Thee aus der wilden Assampflanze bereitet und getrunken wurde. Als er 1834 die Thatsache nicht mehr in Abrede stellen konnte, bewog er den Theeausschuß, mit einem Urtheile zurückzuhalten, bis man die Blätter gesehen und untersucht habe. Acht Jahre vergingen, ohne daß ein Urtheil gesprochen wurde. Inzwischen hatten andere, weniger rechthaberische Botaniker sich der Sache angenommen, z. B. Dr. Falconer, M'Clelland und vor allen Griffith. Während der „Theeausschuß" sich schweigend verhielt, wurde 1839 in London das Pfund Assamthee mit, wie schon bemerkt, 21 und 31 Schillingen bezahlt. Man bildete die „Aktiengesellschaft Assam" mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling. Sie begann ihre Arbeiten im Jahre 1840, wurde aber außerordentlich schlecht verwaltet und kam dem Bankerott nahe. Das entmuthigte jedoch einzelne unternehmende Männer nicht; namentlich bethätigten einige Offiziere ungeschwächten Eifer. Oberstlieutenant Hannay pflanzte chinesische Theesorten und hatte schon 1851 große Erfolge aufzuweisen.

Von da an nahm die Sache einen gesunden Aufschwung; die Gärten der halb zu Grunde gerichteten Kompagnie lieferten auch Ertrag, schon 1852 konnte eine gute Dividende gezahlt werden, und der Assamthee ist sehr gesucht.

Wir haben über denselben amtliche Erhebungen, welche sich auf den Juli 1862 beziehen. Damals waren in Assam für Theepflanzungen 71,218 Acres bestimmt worden, und von diesen 13,222 wirklich bepflanzt. Der Ernteertrag wurde auf 1,786,737 Pfund Thee veranschlagt; man beschäftigte 16,611 Taglöhner. In Assam waren 160 Theepflantagen, welche 60 Eigenthümern (theils Kompagnien, theils Privatpersonen) gehörten. Die Akten der erwähnten Assamkompagnie, welche ursprünglich auf 20 Pfd. St. lauteten, waren 1841 in Calcutta das Stück für eine halbe Rupie zu haben (10 Silbergroschen); jetzt werden sie mit mehr als 450 Rupien (zu 20 Silbergroschen) bezahlt und sind dafür kaum zu haben.

Uebrigens ist der Theebau nicht lediglich auf Assam beschränkt. In der Provinz Kaschar sind vorerst 68,149 Acres für denselben bestimmt und 6077 waren unter Kultur; sie liefern 336,800 Pfd. fertiger Waare. Auch die Versuche bei Dardschiling im britischen Antheil von Sikkim scheinen Erfolg zu versprechen; doch fragt sich, ob dort bei einer Höhe von 7000 Fuß die Pflanzen nicht durch Frost leiden werden. Sicher ist, daß von dort schon nahe an 80,000 Pfund fertiger, sehr guter Waare als Ertrag eines einzigen Jahres in den Handel gekommen ist.

So viel steht nun fest, daß China nicht mehr das Monopol auf den Thee besitzt. Die Engländer haben die Anpflanzung in großartigem Style begonnen; sie werden ohne Zweifel mit Nachdruck weiter gehen. Auch auf Java lassen die Holländer Thee bauen, und bringen von dort eine gute Waare in den Handel, in jedem Jahre 800,000 bis 1 Million Pfund, wenn wir nicht irren. Der Weltbedarf an Thee kann also gedeckt werden; obnehin liefert nun auch Japan schon beträchtliche Quantitäten zur Ausfuhr.

Speke's Vorträge über seine Entdeckung der Nilquellen.

Murchison und die Seen der Nilquellen. — Die Angaben des Ptolemäus. — Bemerkungen Vivien St. Martins. — Speke's Mittheilungen über den Nyanza. — Der neuentdeckte See Luero le Utegi. — Der Fluß Kitangule als Abfluß vieler Seen. — Mtesa'onde in Uganda. — Das Thal von Karuga. — Der fünfte Muroronga-Kafu. — Der Lunkheri. — Der Hauptthron und die Nyoro-Hütte. — Die Karuma-Katarakten. — Der Nisa im Lande Madi — Bemerkungen über die Völker und Reiche am Nyanza. — Das Reich Kuiara. — Wie es in Uganda mit „hoher Kultur und guter Regierung" beschaffen ist. — „Aufklärung" in Karagwe. — Hohe Berge. — Hofsitte in Uganda. — Die Seen Akanjara, Luschara, Jnaeli, Mwanderwere. — Der Berg Mfumbira. — Ueber die „Mondgebirge". — Der Flächeninhalt des Nyanza-Sees. — Resultate. —

Wir haben jüngst die Mittheilungen Murchison's über Speke's und Grant's Reise ausführlich gegeben (Globus IV, S. 175 folg.) und dieselben durch Anmerkungen erläutert. Der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft konnte (am 25. Mai) nur oberflächlich vortragen, was er in aller Eile aus Speke's eben erst eingelaufenen Tagebüchern zusammengestellt hatte. Seitdem ist nun der Reisende selbst in Europa eingetroffen und hat am 22. und 23. Juni in der Londoner geographischen Gesellschaft und in der Royal Institution zwei Vorträge gehalten, welche ein hohes Interesse in Anspruch nahmen. Wir finden Berichte darüber in der Times vom 23. und 24. Juni, verdanken auch der Güte des Herrn Dr. Ravenstein in London eine Kartenskizze über die von Speke entdeckten Regionen; dieselbe enthält mehr Namen und mehr Einzelnheiten als die vor einigen Tagen in London von Stanford veröffentlichte Karte. Die Längenbeobachtungen Speke's hat Herr Ravenstein noch nicht berücksichtigen können, wohl aber die Breitenbeobachtungen.

Speke erwähnte, wie begreiflich, mancher Umstände, welche schon Murchison in seiner Uebersicht hervorgehoben hatte; solche Wiederholungen lassen sich nicht vermeiden. Wir verweisen unsere Leser auf unsere frühere Mittheilung, welche durch die folgenden Angaben ergänzt wird. Daß wir auch unsererseits hier den einen oder andern Punkt zum zweiten Male kurz berühren müssen, liegt in der Sache selbst.

Murchison stellte die beiden Reisenden vor und hielt zum Preis derselben auch zu Englands Ruhm eine Rede, die er in eigenthümlicher Weise begann. Er habe, sagte er, in seinem frühern Vortrage darauf hingewiesen, daß seine über 300 Jahre hinaus reichenden Karten vorhanden seien, auf welchen eine Spur des großen Sees (Nyanza) angegeben sei; „seitdem habe er aber erfahren, daß derselbe nicht nur auf einer mehr als 1000 Jahre alten arabischen Karte ganz deutlich verzeichnet stehe, sondern daß auch Ptolemäus der erste Geograph gewesen sei, welcher einen Bericht über diese südäquatorialen Seen gegeben habe."

* * *

Das ist doch eigenthümlich für einen in der Wissenschaft hervorragenden Mann, der sich so viel mit afrikanischer Geographie beschäftigt, und wesentlich dazu beigetragen hat, daß Speke und Grant ihre Reise zur Entdeckung der Nilquellen unternehmen konnten! Die Stelle des Ptolemäus über die Seen, aus welchen er den Nil abströmen läßt, hat immer eine große Rolle gespielt;

Digitized by Google

in allen Handbüchern wird auf sie Bezug genommen, und auch unser alter Cellarius hat die Seen und den Stromlauf abgebildet: Notitia orbis antiqui, Lipsiae 1706. 4. Vol. II. p. 216. Seite 246 beschreibt er die Region Azania, in qua plurimi elephantes. Usque ad mare porrigitur et sua habet emporia saltem dromos (Handelsfaktoreien), Arriano teste, qui Azaniam longe in austrum producit. Myrrhifera regio ejusdem aequatorem: Cinnamomifera trans eundem: ultra quam lacus duos possit, quos Nili vocat, orientalem unum, alterum occidentalem.

Herr Murchison hätte auch in seines Collegen Charles T. Beke, the sources of the Nile etc. London 1860, S. 66 und 67, Nachweisungen über die two lakes of the Nile finden können.

Die neueste, sehr gründliche französische Geschrte schildert in der achten Abtheilung, Artikel 5, von S. 467 an, das Aethiopien des Ptolemäus, den Lauf des Nils oberhalb der Katarakten, die Insel Meroë, die oberen Zweigflüsse des Nils, dann das Land der Troglodyten und der Azumiten und bringt zuletzt einen Paragraphen über die Nilquelle. In diesem bemerkt er Folgendes:

Bekanntlich waren bei den Alten die Ansichten sowohl über die Quellen des Stromes wie über dessen Anschwellen sehr verschieden. Nach Einigen kam er fern her aus dem östlichen, nach Anderen aus dem westlichen Aethiopien, oder von den Schneegipfeln des Atlas, oder endlich aus dem unbekannten Süden. Man meinte auch, er strome auf langen Strecken entweder unter dem Meeresboden, oder unter dem Sande der Wüste, bevor er in bewohnten Ländern, südlich von Aegypten, zu Tage trete. Uebrigens wußte man, daß er oberhalb Meroës zwei Hauptarme habe. Der östliche, welcher durch das Land der Automolen floß, war bis auf 20 Tagereisen jenseit Meroës bekannt; er ist der Astasoba des Eratosthenes, der Astapus des Ptolemäus. Der westliche Arm (bei Eratosthenes und Plinius Astapus genannt) ist zu allen Zeiten als Hauptstrom und Haupt des Nils betrachtet worden; an ihm waren die Centurionen Nero's hinaufgestiegen bis zu den weit ausgedehnten Sümpfen, die mehr als 600 römische Meilen oberhalb der Insel Meroë lagen.

Ptolemäus sammelte neue, umfassendere Nachrichten. Er weiß, daß der östliche Arm, auf welchen er jenseitseits den Namen Astapus überträgt, aus einem großen See, dem Coloe, kommt, welcher im Lande der Azumiten liegt. Hier haben wir den Blauen Nil, den Bahr el azrek der Araber, den Abai der Abessinier, und der See Coloe ist der Tzana-See, der See von Dembea, im südlichen Habesch.

Ueber den westlichen Arm bringt Ptolemäus gleichfalls nähere Angaben; er kümmert sich nicht um sagenhafte Ueberlieferungen, welche die Nilquellen weit nach Westen hin verlegen, sondern ihm liegen sie im Süden und in einer Entfernung, die er genauer bestimmen zu können glaubt. Uebrigens war auch diese Angabe nicht neu. Eratosthenes, der fast 400 Jahre vor Ptolemäus lebte, wußte schon, daß der Hauptnilarm, „der Körper des Flusses", wie er sich ausdrückt, gerade von Süden her kommt, wo er aus gewissen Seen abströmt (bei Strabo, Buch 17 S. 786, Casaubonus). Gleichermaßen hatte er erfahren, daß auch der östliche Arm aus einem See komme. Diese Andeutungen stimmen in bemerkenswerther Weise mit den Angaben des Ptolemäus überein, nen sind aber in den letzteren die Einzelnheiten. Diesen gemäß liegt dem alexandrinischen Geographen südlich von der Aequatorialinie und, ihm zufolge, in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung, eine Kette von Gebirgen, welche von Osten nach Westen 10 Grad Ausdehnung hat, das Σελήνης ὄρος. Diese Berge sind mit Schnee bedeckt, und die von ihnen herabkommenden Gewässer fließen in die Nil-Seen, welche ihnen als Aufnahmebecken dienen: ἀφ' οὗ (τῆς Σελήνης ὄρους) ὑποδέχονται τὰς χύσεις αἱ τοῦ Νείλου λίμναι. Diese liegen ungefähr unter einem und demselben Breitengrad, aber weit auseinander (nach der ptolemäischen Karte 5 Grade); der östliche liegt etwas mehr nach Süden hin als der westliche. Aus jedem dieser Seen strömt ein Fluß ab; beide vereinigen sich nachher und bilden den großen Nilarm.

Ptolemäus fand diese Angaben in dem Werke des Marinos aus Tyrus, der zu Ende des ersten oder zu Anfange des zweiten Jahrhunderts schrieb, also ungefähr dreißig Jahre vor Ptolemäus; Marinos seinerseits hatte die Mittheilungen, welche er giebt, aus Berichten griechischer Seefahrer, die aus Aegypten nach der Ostküste von Afrika gefahren sind und die Gestade von Azania bestanden (— bei Ptolemäus bedeutet Azania das Land im Innern Ostafrikas; die Küstenstrecken werden als Barbaria bezeichnet—). Ein gewisser Diogenes war bei seiner Rückfahrt aus Indien auf der Höhe des Promontorium Aromatum (also aus der Gegend des heutigen Kap Guardafui), durch den Nordwind an der Küste von Azania nach Süden hin getrieben und kam nach 25 Tagen bis zu einer geringen Entfernung vom Promontorium Rhaptum oder Rhapta (das im Hintergrunde der Bucht von Sansibar zu suchen ist), und die Gegend der Seen, aus welchen der Nil abströmt. Ptolemäus sagt weiter: „Marinos um gleichen Lauf des Nils der Wirklichkeit gemäß verzeichnen zu können, von diesen Seen an, wo der Fluß zuerst auftritt und sichtbar wird (— hierin liegt eine Anspielung auf die oben erwähnten Sagen, denen gemäß er unter dem Meeresboden oder unter der Wüste hinströme —) und ihn dann auf seinem Laufe von Süden gen Norden bis Meroë zu verfolgen."

Nimmt man diesen Bericht streng nach dem Buchstaben, so müßten die Seen, aus welchen der Nil käme, in der Nähe von Rhapta und unweit von der Küste liegen. Marinos wird aber wohl die Angabe des Seefahrers Diogenes ungenau wiedergegeben haben, oder Ptolemäus jene des Marinos, oder möglicherweise hat Diogenes selbst das, was er in jener Gegend, wahrscheinlich von Arabern, hörte, nicht getreu nachgelagt. Ohne Zweifel lautete die ihm gegebene Kunde dahin, daß auf der Höhe des Punktes, an welchem er sich befand, Seen vorhanden seien, in welche die von den Schneegebirgen herabfließenden Gewässer sich ergießen, und daß aus diesen Seen die Flüsse abströmten, welche dann den Nil bilden. — Und das Alles verhält sich auch so. —

So weit Vivien de St. Martin. In England streitet man jetzt, wer denn eigentlich der theoretische Entdecker der Nilquellen sei. In Obigem ist die Antwort gegeben: ein griechischer Seefahrer aus Aegypten, ein verschlagener Ostindienfahrer, Diogenes.

* * *

Kapitän Speke wurde begrüßt, wie es sich für einen so muthigen Reisenden gebührt; die ganze Versammlung erhob sich ehrerbietig. Er stellte zunächst einen schwarzen Knaben vor, welchen er mitgebracht, und äußerte, daß derselbe einem der intelligentesten Stämme der Aequatorialregion angehöre. Vermöge der freundlichen Gesinnung und der treuen Anhänglichkeit eines Mannes aus demselben Stamme sei es ihm möglich geworden, seine große Aufgabe zu lösen. Er empfahl der britischen Regierung, einigen jungen Leuten dieses Volkes eine gute Erziehung geben zu lassen und sie dann als Kenntniß in ihre Heimat zurückzusenden, damit sie nachher im Ostafrika für die Verbreitung des englischen Handels und der Civilisation thätig seien. Der vierzehnjährige Knabe gehört wirklich dem weniger unintelligenten Schlage der Schwarzen an; er hat allerdings wolliges Haar und ist tief schwarz, aber seine Nase ist so ge-

Digitized by Google

eade und seine Stirn so hoch wie bei einem Europäer. Er benahm sich durchaus unbefangen. Kapitän Grant hat gleichfalls einen schwarzen Knaben mitgebracht.

Speke beschreibt zunächst den Nyanza, „die Hauptquelle des Nils“; er liegt bis unter 3° S. Br. und der Strom ist, von dort an gerechnet bis zu seiner Mündung in's Mittelländische Meer mehr als 31° N. Br., 3000 engl. geogr. Miles lang; das macht etwa eine Längenstrecke wie der zehnte Theil des Umfangs der Erde aus. Speke entdeckte, wie bekannt, den See im Jahre 1858 und hielt ihn schon damals für die Hauptquelle des Nils. Die Anwohner erzählten, daß er einen sehr beträchtlichen Umfang habe, und arabische Kaufleute aus Sansibar, welche bis in jene Gegenden gedrungen waren, um Elfenbein aufzukaufen, versicherten, daß aus dem Nyanza ein großer Strom abfließe. Berichte von Eingeborenen lauteten ebenso. Speke meinte, es würde schon 1859 die Frage in's Reine gebracht haben, wenn er damals mit einem indischen Kaufmann nach Uganda gereist sei; er wurde aber durch Burton's Krankheit daran verhindert.

Dann ging er, wie wir wissen, mit Kapitän Grant nach Ostafrika zurück und gelangte 1861 bis Unyanyembe, 5° südlich vom See. Von dort aber schlug er nicht den früheren Weg ein, sondern einen andern, auf welchem er, wie er aus den Weisungen der Eisenteinhändler folgern zu können glaubte, zu einem Creek (— das kann Bucht und kann Fluß bedeuten —) an der Westseite des See's gelangen würde. Aber in der dortigen Landessprache unterscheidet man nicht genau die Ausdrücke Fluß und See, und so fügte es sich, daß Speke nicht zu einem Creek kam, sondern an einen neuen See, den Luero le Urigi, der in früheren Zeiten eine große Wassermenge enthalten haben muß, jetzt aber rasch austrocknet. Von Westen und Norden aus Karagwe her empfängt der Nyanza seine größte Wasserfülle, vermittelst des Flusses Kitangule, welcher auch das Wasser des Luere le Urigi und vieler kleineren Seen aufnimmt. *)

Aber alle diese Seen sind im Vergleich zum Nyanza nur Pfützen. Der Kitangule ist ein schöner Strom, läuft in einem tiefen Bette, wie ein großer Kanal, und hat wohl 80 Yards, also 250 Fuß, Breite.

Wodurch werden nun diese zahllosen Seen gebildet?

Die „Mondgebirge“, von denen sie ihr Wasser erhalten, liegen inmitten der Regenzone, und 1862 beobachtete Speke dort 233 mehr oder weniger nasse Tage. Den ersten Anblick auf den See hatte Speke von Maschoge aus, einer Ortschaft, „in der Uddu-Abtheilung des Landes Uganda“, an der Westseite des großen Wassers. Er ging dann vermöge nach Norden hin, dem Ufer entlang, bis zum Thale von Katonga, das unter dem Aequator liegt. Das über dem See gelegene Land gewinnt nun einen sehr hübschen Anblick; niedrige Sandsteinhügel, tief von heftigem Regen ausgefurcht, sind mit zigamitschem Grase bedanden und mit Gruppen von Bäumen, welche terzengerade emporragen wie die blauen Gummibäume Australiens. Das Reisen ist übrigens gerade in dieser Gegend ungemein beschwerlich, weil allmälig alle Ströme zurücktreten und das Uferland derselben weit und breit tiefe Moräste bildet.

Als Speke den Aequator überschritten, kam er an den Mucange, einen Strom von mäßiger Größe; man sagte ihm, auch dieser sei ein Abfluß des See's. Er läuft nach Norden, vereinigt sich mit dem Nil im Königreich Unyoro und bekommt dann einen andern Namen, er heißt nämlich Kafu. Dann überschritt der Reisende den Luadscheeri, der gleichfalls aus dem See kommt und in den Nil fließt **); und weiter, im Centrum der Nordküste des Nyanza, kommt aus diesem heraus der Hauptstrom des Nils, fließt über vulkanisches Gestein und bildet 12 Fuß hohe Katarakten, die Ripon Falls. Speke hat den Abfluß aus dem See, zwischen diesem und den Ripon Katarakten als „Kanal Napoleon“ bezeichnet.

Dieser Abfluß des Nyanza, 20 Miles vom Aequator, war der einzige von den aus dem See abfließenden Strömen, welchen Speke untersuchen konnte, „weil der König des Landes den Reisenden barbarische Beschränkungen auferlegte.“ Sie sahen aber die Stellen, wo der Kafu und der Asua in den Nil einmünden, und überschritten den Luadscheeri an einem Punkte, der mittewegs zwischen seinem Austritt aus dem See und seiner Mündung in den Hauptstrom, den Nil, liegt.

Speke ging von den Ripon-Fällen am Nil abwärts, zuerst durch eine Reihe von Sandsteinhügeln; jenseits derselben fließt der Strom, schön wie ein Gebirgswasser, gerade nach Norden und bildet weiterhin im Flachland, eine seeartige Erweiterung.

In Unyoro nimmt er dann den Kafu und Luadscheeri auf und bleibt schiffbar bis zu den Karumafällen, über welche er mit großem Geräusch herabstürzt. Ueber diesen Punkt hinaus konnte Speke den Nil nicht verfolgen, weil Krieg im Lande war. An den Hauptstrom gelangte er erst wieder im Lande Madi, und auch dort trägt er noch den unverkennbaren Charakter des Nils: weite plane Flächen und lange Stromschnellen.

Dort, im Lande Madi, nimmt er auf seiner Ostseite den schon erwähnten Asua auf, einen großen, aus dem Nyanza kommenden Fluß. Am westlichen Ufer dehnt sich eine große Fläche weit in's Land hinein, bis, wie Speke meint, zum kleinen Luta Nzigi-See. —

So weit reichen die positiven Angaben Speke's, wie wir sie in der Times finden. Der Reisende machte dann noch einige Bemerkungen, auf welche wir unsererseits, offen gestanden, vorerst keinen Werth legen. Speke ist ein muthiger Mann, vor dem wir die größte Hochachtung hegen, und wir haben derselben im Globus oft Ausdruck gegeben. Aber er ist, wie uns bedünkt, kein kritischer Kopf, und seine Beobachtungsgabe scheint auch in Bezug auf ethnologische Verhältnisse keineswegs scharf zu sein. In Betreff der Zuflüsse, welche der Weiße Nil weiter abwärts erhält, erwähnt er des Bahr el Gasal, den er selber nicht besucht hat, über welchen wir aber während der letzten Jahre Vieles erfahren haben und durch Herrn von Heuglin bald noch mehr Kunde erhalten werden. Dann spricht er von Giraffenfluß, „dessen Quelle noch nicht entdeckt worden sei und dessen Charakter als möglich annehmen läßt, daß auch er aus dem Nyanza-See stamme!“

In den Bemerkungen über die Völker der von ihm durchreisten Gegenden sagt er, daß die Leute in den Königreichen „äußerst intelligent“ seien; sie wären aber sehr mißtrauisch gegen die Weißen, weil die Sklavenhändler viele Abscheulichkeiten verübt haben. Das letztere ist gewiß richtig und erklärlich. Die Könige liegen unumterbrochen im Kriege mit einander und deshalb desertiren den Reisenden viele Diener. Jene Eingeborenen, mit denen Speke freundlichen Verkehr unterhielt, benahmen sich gut und gaben ihm sogar Schutzwächter mit. Er hält sie für eines und desselben Stammes mit den „Abessiniern“, meint aber, sie hätten eine „starke Hindubeimischung“. Abessinische Hindubeimischung ist in jenen Regionen sehr wahrscheinlich; mit welchen Gründen Speke aber „Hindubeimischung“ beet nachweisen will, darauf sind wir begierig. Und was für Hindu? Arische oder dravidische? „Diese Leute sind schlank und gut gewachsen, haben gerade Nasen und gekräuselte Haar, haben keine Religion und glauben an keine Seele.“ Und solche Leute bezeichnet Speke als „most intellectual!“ —

Dem Vortrage, welchen Speke in der Royal Institution hielt, entlehnen wir die wichtigsten Angaben. Die Wahuma (Globus IV, S. 177, Anmerkung) und einige andere Stämme am (— westlichen und nördlichen —) Seeufer, betrachtet er als Abkömmlinge der

*) Es steht im Berichte der Times, der wir folgen. In einer handschriftlichen Mittheilung, welche wir der Güte des Herrn Dr. Ravenstein verdanken, finden wir noch Folgendes: „Dieser Luero le Urigi wird durch einen Fluß gespeist, der aus dem Land Unnbi kommt, und fließt zum Kitangule ab, dem wichtigsten Zufluß des Nyanza, so weit Speke's Erfahrung reicht.“ A.

**) So verstehe ich die Worte: Further on the Lanjerri follows its (des Kafu) example.

„alten Abessinier"; in dieser Annahme werde er durch Ueberlieferungen bestärkt, welche im Volke leben. Auf die Frage, woher sie gekommen seien, erfolgte allemal die Antwort: aus Norden. Dann stellte Speke den Satz auf, welchen er zuvor hätte beweisen müssen, nämlich: „Die Abessinier verdankten ihren Ursprung einer Vermischung zwischen den Kindern Sem's und Ham's; das Negerblut aber wurde modificirt und abgeschwächt durch semitische Zuthat." Das kann aber nur bedingt und partiell zugegeben werden. Speke sagte weiter, daß die Ureingeborenen Abessiniens ursprünglich und wesentlich Ackerbauer gewesen seien; sie wären dann von Nomadenstämmen erobert und unterjocht worden. Dann aber seien diese alten Abessinier allmälig vom Norden herab vorgedrungen, hätten Alles, was sich ihnen widersetzte, bezwungen und das große Königreich Kittara gegründet, welches jetzt, in Folge unaufhörlicher Kriege, in mehrere kleine Königreiche zersplittert ist. Eine eigenthümliche Ueberlieferung, welche Speke aus dem Mund eines

Häuptlings erfuhr, erinnere, wie er meint, an den doppelten Ursprung des Volkes. Jener Häuptling erzählte nämlich ganz ernsthaft, die Leute von Kittara seien vormals halb weiß und halb schwarz gewesen; auf der einen Seite des Kopfs hätten sie krauses Haar gehabt und auf der andern sei es schlicht gewesen.

Unyoro bildet jetzt den beträchtlichsten Theil des ehemaligen Kittara. Speke ging auf die Geschichte des Landes ein und verfolgte den Gang derselben bis auf den jetzt regierenden Monarchen. Die fruchtbarsten Gegenden am See nimmt das Königreich Uganda ein; das Volk dieses Landes ist das interessanteste im äquatorialen Afrika; „es ist höher kultivirt und wird besser regiert als alle anderen." Wie sich höhere Kultur und gute Regierung mit dem Folgenden zusammenreimt, das ist mir unklar.

Speke bemerkt, in Uganda habe man manche „äußerst unregelmäßige" Gebräuche. Die Prinzen halten einen ungemein zahlreichen Harem und ihre Nachkommenschaft ist sehr beträchtlich. Wenn ein König stirbt, werden alle seine Söhne verbrannt; man verschont nur den Thronnachfolger und zwei andere Söhne. Diese werden, als eventuelle Ersatzmänner, in Verwahr gehalten, bis nach der Krönung; dann aber wird der eine pensionirt und der andere nach Unyoro in die Verbannung geschickt. Wer sich unordentlich kleidet, begeht ein todeswürdiges Verbrechen, das ihn den Hals kostet, falls er nicht reich genug ist, eine ungeheure hohe Strafe zu zahlen. Unbankbarkeit sei strafwürdig; strafwürdig sei auch scheu der Mann, welcher verabsäumt, für eine empfangene Wohlthat seinen Dank zu sagen. Niemand darf vor dem Könige stehen und wer ihn anrührt oder auf eine seiner Frauen einen Blick wirft, verfällt der Todesstrafe. Die Leute glauben an Zauberei und bösen Blick; der König ist allezeit von Frauen umgeben, welche todte Eidechsen in's Haar flechten und mit Bananenwein gefüllte Gefäße in den Händen tragen. —

Man sieht, Kapitän Speke hat Begriffe von „höherer Kultur und guter Regierung", die ihm durchaus eigenthümlich sind. Er sprach dann von Karaguey, dessen König der „civilisirteste" von allen sei. Speke verweilte, bevor er nach Uganda ging, längere Zeit bei ihm. „In Manieren, Höflichkeit und Aufklärung (enlightenment) kann man ihn mit vielen Europäern vergleichen. Das rührt zu nicht geringem Theile von dem Einflusse her, welchen Mussa Msuri, ein indischer Kaufmann, auf ihn übte. Dieser gab ihm guten Rath, wie er seinen Bruder, mit dem er Krieg führte, besiegen könne." Dieser „aufgeklärte" König richtete an Herrn Speke sehr viele, äußerst sinnliche Fragen, zum Beispiel: „Was wird aus den alten Sonnen und weshalb schneidet der Mond der Erde Gesichter zu?" Der „aufgeklärte" König wollte auch wissen, ob England, von dessen Dasein er durch die Elfenbeinhändler etwas gehört hatte, ganz Afrika mit Schießpulver in die Luft sprengen könne? Uebrigens benahm er sich ordentlich gegen die weißen Leute; er schickte Boten an den König von Uganda, um sie dem letztern zu empfehlen, fuhr mit Speke und Grant in einem

Digitized by Google

Rachen auf dem Murchison-Creek und sie gingen mit ihm und mit den Prinzen auf die Jagd. Wenn sie etwas geschossen hatten, drückte der König ihnen die Hand, eine Sitte, die sonst in jenen Gegenden Afrikas nicht vorkommt. Speke hörte vom Könige Kamrasi, daß nördlich von Unyoro weiße Männer gesehen worden seien; durch sie wären viele Eingeborene vermittelst einer wunderbaren Gewehrs getödtet worden. Darüber wurde Speke sehr besorgt: er nahm an, daß jene weißen Leute die ihm entgegengesandte Partie Petherick's sein könnten.

Mit zahlreichem Gefolge brach er dann nach Uganda auf; es war ihm im Palaste des Königs Rumanika von Karagueh wohl ergangen. Von demselben aus hatte er mehrfach drei oder vier Berggipfel bemerkt, die mehr als 10,000 Fuß hoch sind. Der König von Uganda sandte ihm zur Begrüßung eine Schaar bewaffneter Männer entgegen, welche ihn geleiteten. Ueberall lief das Volk aus den Hütten und ließ die Lebensmittel im Stiche. Die Gegend ist sehr fruchtbar und bildet reizende Landschaften. In der Hauptstadt des Herrschers von Uganda fand Speke es angemessen, alle für denselben bestimmte Geschenke in Baumwolle zu wickeln, weil vor Seiner Majestät Augen nichts gebracht werden darf, was unbedeckt ist. Der Palast bestand aus Hunderten von kegelförmigen Zelten, welche den Vorhof eines Hügels bedeckten. Tausende vom Hofgesinde waren mit allerlei Dingen beschäftigt; manche machten Musik, andere fütterten den Königs Hühner. Speke bat, dem Herrscher aufwarten zu dürfen, und erhielt zur Antwort, daß er sich auf den Boden setzen und des Weitere abwarten solle. Speke ließ aber zurücksagen, er sei ein Prinz und nicht daran gewöhnt, auf der Erde zu sitzen oder zu warten. Eine solche Anmaßung erschien den Hofleuten ungeheuerlich und sie prophezeiten ihm böse Dinge. Er ging aber stracks in den Palast, sagte, wie er sagte, dem König und allen Anderen Schrecken ein und machte sie dadurch gefügig, daß er seinen Regenschirm öffnete; diesen hielten sie für eine gefährliche Zauberwaffe. Nun wurde er vor versammeltem Hofe vom König empfangen und durfte sich auf einen Stuhl setzen. Neben dem Monarchen standen auch jetzt Frauen, welche todte Eidechsen in den Haaren trugen, um den bösen Blick abzuwenden.

Der Herrscher betrachtete sich den weißen Menschen wohl eine Stunde lang und fragte dann: „Hast Du mich gesehen?“ Dann ging er ein anderes Zelt, wo sich genau derselbe Auftritt wiederholte. Darauf folgte Speke ihm in ein drittes Zelt, und dort erst war Seine Majestät Mesi so herablassend, eine Whitworthflinte zu besichtigen. Speke bemerkte, in dem Lande, wo er Prinz sei, habe man die Gewohnheit, dem Könige, dessen Land man besuche, Geschenke zu machen, und überreichte dann einige Schießgewehre, Uhren und etwas Pulver; er sprach auch mit dem König über die Möglichkeit, nach Norden hin eine Handelsverbindung zu eröffnen; es dauerte aber lange, bevor er des schwarzen Potentaten Intranen gewann. Bei der Abreise erhielt er übrigens von demselben werthvolle Geschenke. Dann, sagt er, sei er weiter geschifft bis Gondokoro, wo er mit Baker zusammentraf. — —

Dies sind Speke's Mittheilungen, so weit sie in der „Times“ vor uns liegen. Sie erscheinen, bei allem Interesse, das sie gewähren, im Allgemeinen dürftig und abgerissen, was sich allerdings bei zwei Vorträgen, für welche die Zeit bemessen war, leicht erklärt. Man sieht aber, daß jene angeblich aufgeklärten und civilisirten Könige sammt ihrem Volk auch nichts weiter sind, als schwarze Barbaren in ächt afrikanischem Style.

Speke's Werk wird ohne allen Zweifel in hohem Grad anziehend werden, weil es eine große Menge neuer Thatsachen bringt. Aber die Frage der Nilquellen wird durch Speke immerhin nur erst theilweise beantwortet. Es bleiben noch wichtige Probleme zu lösen; sie liegen nicht nur an der Ostseite des Sees, zwischen diesem und den hohen Schneebergen, sondern auch im Süden und Westen, denn auch den Hauptarm kennen wir in seinem obern Laufe nur erst theilweise, und dasselbe gilt von seinen Zuflüssen, welche aus dem See abströmen oder aus den westlichen Gebirgen kommen.

Wir können die Lücken in dem Berichte der Times aus einer brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. Ravenstein ergänzen. Es heißt in derselben:

„Die Quellflüsse des Nyanza entspringen in dem Mondgebirge Speke's, erweitern sich stellenweise und bilden Seen, die jedoch einen Vergleich mit dem Nyanza nicht aushalten. Der oberste dieser Seen ist der Akenjara in Urundi; weiter unterhalb liegt der Lutschura und westlich von der Residenz Rumanika's (— also in Karaguch —) der Ingesi. Ein noch kleinerer See, von Speke Winandermere genannt, liegt ganz in der Nähe der Residenz. Diese zahlreichen Gewässer kommen vom „Mondgebirge“ herab; wir glauben aber, daß Speke sich irre, wenn er in jenen Bergen nördlich vom Tanganyika das „Mondgebirge“ zu sehen wähnt (— S. Globus, IV, S. 176, Anmerk. —) Schnee liegt dort nicht, denn der höchste Berg, der Mumbira, ist nur 10,000 Fuß hoch. Mir werden jedenfalls richtiger verfahren, wenn wir den Namen Mondgebirge auf die Kolette Kenia und Kilimandscharo übertragen. Der Grund, welchen Speke früher für den Namen Mondgebirge angab (er glaubte nämlich, das Gange sei nach seiner monthförmigen Gestalt so genannt worden!) ist nicht länger stichhaltig (— und war es auch von vorn herein nicht —), denn es hat sich jetzt in einzelne Gruppen aufgelöst.“*)

„Am 1. Januar 1862 verließ Speke die Hauptstadt von Karagueh. Bei Maschonde sah er (— wie früher bemerkt —) zuerst den Nyanza (— das Wort bedeutet im Allgemeinen Wasser, großes Wasser —), der in Uganda Lacera lo lut a Nzige genannt wird, d. h. weiß von todten Heuschrecken, weil Schwärme von Heuschrecken, welche über den See fliegen, häufig ermatten, bevor sie Land erreichen, und von Booteleuten häufig im See gefunden werden. Der König von Uganda heißt Mresi; bei ihm blieb Speke fünf Monate lang. In Uganda wird täglich ein Mensch zum Behufe des Staates geschlachtet.“ —

Diesen Bemerkungen Dr. Ravenstein's fügen wir Einiges aus einem lithographirten Schreiben vom 30. Juni hinzu, welches wir der freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. August Petermann verdanken. Auch er zweifelt nicht mehr daran, daß der Nil aus dem Nyanza komme, „von dessen Umfang und Weite man sich einen Begriff machen könne, wenn man sich vergegenwärtige, daß er nicht blos viel größer als der Genfer- oder Bodensee, ja größer als alle Alpenseen zusammengenommen sei, sondern mehr als doppelt so groß wie die ganze Schweiz, größer als Irland, und etwa eben so groß wie die drei Königreiche Bayern (ohne die Rheinpfalz), Württemberg und Sachsen zusammengenommen. Nach der Zeichnung der Speke'schen Karte berechnet, ist der Nyanza 1610 deutsche Quadratmeilen = 34,230 englischen Quadratmiles groß; dek mit ihm durch einen breiten Kanal zusammenhängende Baringo-See (— aus welchem, wie Herr Ravenstein meldet, der Asua kommen soll, der unterhalb Meri in den Nil mündet —) 210 deutsche oder 4460 englische Quadratmeilen, beide zusammen 1820 deutsche oder 38,690 englische Quadratmeilen.“ —

Herr Petermann bemerkt: „Der Nyanza ist nur zum kleinsten

*) Es wäre doch Zeit, daß man die verschwommenen „Mondgebirge“ endlich ganz fallen ließe. Man hat sehr viel geographischen Unfug damit angerichtet, viel Scheiterei ist damit getrieben worden, auch von Speke. Es ist offenbar, daß die Alten mit dem Ausdrucke Montes Lunae überhaupt nur die hohen Gebirge im äquatorialen Obafrika im Allgemeinen bezeichnen wollten, daß sie aber Genaueres über dieselben nicht wußten. Dasselbe gilt von den Mondgebirgen der Araber. d'Abbadie verlegte sie sogar nach Gamaro in Enarea, Gärardinien, weil Gamaro an das arabische Kamar, Mond, erinnert; Speke nach Mons meoli, dem Umsinnnisch unserer deutschen Missionäre zu Mondaul, und Burton; der Eine also viel zu weit nach Norden, der Andere zu weit nach Süden hin. R.

Digitized by Google

Theil von Speke, der Baringo gar nicht gesehen oder erforscht worden." —

Speke hat demnach nichts Genaues über die Größe dieser Seen ermittelt, von der ganzen Ostseite und die wie weit er sich erstreckt, kann er Zuverlässiges nicht wissen, und es bleibt künftigen Reisenden vorbehalten, in wie weit seine Hypothesen und Muthmaßungen richtig oder auch nur annähernd richtig sind. Gewiß bleibt vorerst nur, daß der Nyanza ein großer See ist. Der „kleine" Luta Nzigi-See soll etwa eben so groß sein, wie der von Burton entdeckte Tanganwika.

Wir haben früher im Globus (III, S. 30) der Reisen des Benetianers Miani erwähnt. Er hoffte von Gondokoro bis zum Aequator vorzudringen. „Aber wegen der Aequatorialregen kam ich nicht weiter als bis Galuffi, wo ich meinen Namen in einen Tamarindbaum schnitt." Diese Angabe findet jetzt durch Speke ihre Bestätigung. Er fand diese Tamarinde mit dem Namenseinschnitt unter 3° 45' N. Br. —

Den nachfolgenden Bemerkungen des Herrn Dr. Petermann schließen wir uns so lieber und mit voller Ueberzeugung an, da wir selber uns schon oft in ähnlichem Sinne geäußert haben. Er hebt hervor, daß verschiedene Leute Anspruch erheben auf einen Antheil an der Entdeckung der Nilquellen, wenn auch nur auf Grund ihrer theoretischen Folgerungen. „Wem aber", fährt er fort, „irgend Jemand einen solchen Antheil hat, so sind es die deutschen Missionäre Krapf, Rebmann und Erhardt, die Pioniere der geographischen Erforschung jener Regionen, welche durch ihren langjährigen Aufenthalt an der Küste von Sansibar zuerst in hervorragender Weise die Aufmerksamkeit auf diese Gebiete lenkten, selbst in's Innere vordrangen, die Schneegebirge (an denen ebne Zweifel Zuflüsse des Nyanza ihren Ursprung haben) entdeckten, und durch ihre Forschungen und Erkundigungen zuerst von den durch Burton und Speke besuchten Gegenden Nachricht brachten. Die aus diesen Arbeiten hervorgegangene und im 1. Hefte der „Geographischen Mittheilungen" für 1856 von mir publicirte Karte (Tafel 1) hat bekanntlich unmittelbar die Expeditionen von Burton und Speke veranlaßt; auf ihr findet genau da, wo Speke den Quellsee des Nils entdeckt hat: — Dies mag als das Quellgebiet des Bahr el Abiad (Hauptstrom des Nils) angenommen werden.

Nachschrift.

Seitdem wir das Obige geschrieben hatten und als wir eben die Revision des Druckbogens erhielten, kam uns der Bericht zu, welchen das „Athenäum", Nr. 1461, über Speke's Vortrag bringt. Wir schalten aus demselben noch Einiges ein, um die verschiedenen Angaben zu vervollständigen.

Speke hob wiederholt hervor, daß er den Ursprung des Obern Nils nicht allzeit habe folgen können; derselbe sei von ihm berührt und auch befahren worden, je nachdem die Gelegenheit sich dargeboten. Er habe ihn nur theilweise gesehen, und in den was er berichte, gebe er Nachrichten, welche er von Eingeborenen erhalten, gemischt mit dem, was er selber gesehen und erfahren habe.

Arabische Elfenbeinhändler aus Sansibar hätten mit ihren Sklaven den Nyanza-See in seinem ganzen Umfang umwandert, aber nicht so, daß irgend Einer eine solche Reise im Zusammenhange gemacht, sondern einige an der einen und einige an der andern Seite. Alle bekunsteten, daß aus dem See ein großer Fluß abströme; was für ein Strom das sei, wußten sie aber nicht. Von den unter dem Aequator wohnenden Eingeborenen hatten sie verwirrte Angaben gehört, daß weiße Elfenbeinhändler den Nil bis zum 5.° N. Br. besuchen. Die Eingeborenen sagten weiter: wenn der Nil steige, alle rascher ströme, trieben Inseln auf ihm hinunter, und das, sagt Speke, ist in der That der Fall. Dieselben bestehen aber nicht aus Erde und Steinen, sondern aus verschlungenen Baumwurzeln, Binsen, Schilf und Gras, und manchmal stehen sogar Hütten darauf. Die heftige Strömung reißt Strecken von den Ufern ab und so bilden sich jene schwimmenden Inseln.

Dieselben Araber beschrieben die Gegend zwischen dem Nil und dem Asua „als eine Insel auf der einen Seite, und das Land, welche das vormalige Königreich Kittara bildete, erscheint nach ihrem Begriffe gleichfalls als eine Insel, denn es wird fast ganz umgeben von den Flüssen Kitangule und Luta Nzige (— das soll wohl heißen: den Flüssen, welche dem Luta Nzige zum Abzuge dienen, denn dieser selbst ist ja ein See —), vom Nyanza und dem Nil.

Ueber den ersten Grad nördlicher Breite waren aber keine arabischen Kaufleute hinausgekommen und von Geographie verstanden sie nichts. Sie hörten allerdes von den Eingeborenen, begriffen aber nicht vollständig, was diese letzteren ihnen erzählten, und so blieb es ungewiß, von woher der Nil kam.

Speke erzählte dann, wie es gekommen sei, daß er einen neuen See entdeckt habe, den von Nzige, der, wie schon früher bemerkt wurde, rasch austrocknet. Sein oberes Ende liegt in Urundi, von dort zieht er rund um die Süd- und Ostseite von Karagwe in Gestalt eines Gebirgsthales, und der Kitangule führt sein Wasser in den Nyanza ab; er hat aber auf den Höhenstand desselben keinen Einfluß. Der See bekommt seinen größten Wasserzufluß auch vermittelst des Kitangule, aus dem westlichen und südlichen Karagwich; der Kitangule erhält nämlich nicht blos den Akyag jenes Luero so Nzige, sondern außerdem die Abflüsse vieler kleinerer Seen. Zu diesen gehört (— wie schon oben mitgetheilt wurde —) der Akenyara in Urundi; der Lukurow, der in derselben Senkkette mit jenen liegt (which is the second of a chain with the Akenyara); sodann der Ingerezi und Karagime, dann auch der Winandermere, welcher sehr klein ist. Nachdem der Kitangule alle diese Zuflüsse erhalten hat, ist er ein ansehnlicher Strom mit einer Schnelligkeit von vier Miles in der Stunde; und dieselbe Schnelligkeit hat auch der Nil unterhalb der Ripon-Fälle.

Bootsleute aus Uganda (das Volk dieses Landes wird als Waganda bezeichnet) befahren mit ihren Kähnen den See nach Süden hin bis zur Insel Ukerewe, welche Speke auf seiner ersten Reise von Muanza aus gesehen hat; gen Osten schiffen die Waganda bis über den Kanal Napoleon hinaus, bis zum Nordostwinkel des Nyanza. Hier gelangen sie durch eine breite Wasserstraße in einen andern See. Sie gehen derthin, um Salz zu holen. „Dieser See ist möglicherweise der Baringo Krapf's; der letztere erfuhr, daß die Eingeborenen ihn als Salzsee bezeichnen, wahrscheinlich weil salzhaltige Inseln sich in demselben befinden. Ich schließe das daraus, daß auf meiner frühern Reise die Araber, welche mir vom kleinen Luta Nzige erzählten, denselben als einen Salzsee schilderten, der mit dem Nyanza in Verbindung stehe; als ich aber weiter in sie drang, erklärten sie, das letztere sei nicht der Fall; das Wasser des großen Nyanza sei frisch und süß. Die Araber berichteten, ebenso wie Dr. Krapf, nur was sie gehört hatten. Krapf spricht von einem Flusse, der vom Kenia herabkomme und zum Nil fließe. Wenn das sich so verhält, dann muß er ein Zufluß des Baringa- (so schreibt Speke, statt Baringo) Sees sein. Der Ausfluß dieses Baringa ist aber der Asua, welcher in den Nil mündet. Arabische Elfenbeinhändler, welche das ganze Ufer durchzogen haben, schilderten die Gegend dort als ein Land mit niedrigen, wellenförmigen Hügeln, das von keinem Flusse durchzogen werde." —

Man sieht, wie Vieles noch ungewiß ist, welch weiten Spielraum hier überall die Vermuthungen, die Hypothesen und das Hörensagen einnehmen. Allgemeine Anhaltspunkte sind allerdings gewonnen, aber der Kritik und dem Zweifel ist noch ein großes Feld übrig geblieben. Speke's Nachrichten sind fragmentarisch, er wird, wenn er sein Buch schreibt, wohl daran thun, die Aussagen der Eingeborenen nicht zu „vermischen" mit dem, was er selbst gesehen hat. Dieses ist ohnehin schon aller Ehre werth;

Digitized by Google

er wird aber manche Berirrung vermeiden, wenn er Sicheres und Selbsterlebtes ganz absondert von seinen Hypothesen und die „verwirrten Angaben“ der Eingeborenen mittheilt.

Uebrigens wird man in Deutschland hoffentlich den Nyanza-See nicht mit dem überflüssigen Zusatz Victoria versehen. Es haben so viele Gastwirthe und englische Reisende von diesem Namen Gebrauch gemacht, respective damit Misstrauch getrieben, daß jede weitere „Victoria“ durchaus von Uebelstand ist. Wir sind nicht verpflichtet, jede geistlose Schmeichelei durch schablonenmäßige Namengebung, auf welche John Bull sich freut, uns gefallen zu lassen oder anzuerkennen.

Kleine Nachrichten.

Ein Vortrag Kapitän Grant's über seine afrikanische Reise, in der ethnologischen Gesellschaft zu London, bezog sich auf die Sitten und Gebräuche der schwarzen Völker im Innaterialen Afrika. Der Redner theilte das Land in zwölf Distrikte ein. Was er über die Völker der Region zwischen der Meeresküste und dem Nyanza-See bemerkte, war nicht neu, und schon von Burton sehr ausführlich behandelt worden. Dann aber schilderte er Uniora, wohin früher noch kein Europäer gekommen war. Das Land ist wellenförmig, bewaldet, hat malerische Thalgründe und die Bewohner waren bessere Feldbauer als alle anderen, welche Grant in Afrika gesehen. Dann schilderte er Karagueh, über welches, wie unsere Leser wissen, Speke sich schon ausführlich verbreitet hat. Grant fand das Klima wie jenes von England während der Sommermonate, lob aber nur wenige Bäume, jedoch hohes Gras; viel Rindvieh, Erdeln, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen, Paradiesäpfel und Tabak; die Aecker waren gut bebaut. Uganda sei „der Garten von Centralafrika“ und sehr dicht bevölkert; man hält viel ungehörntes Rindvieh. Unyoro hätte zu Uganda einen schroffen Gegensatz: dieses Land sei von „immenser“ Größe und spärlich bevölkert; das Volk, träg und ohne geistige Regsamkeit, nähre sich vorzugsweise von Getreide und süßen Kartoffeln. Dann brach er über die Neger, welche am Nil unterhalb Gondokoro wohnen. Seine Bemerkungen waren überhaupt von geringschätziger Bedeutung.

Herr von Heuglin und Dr. Steudner auf dem Bahr el Gasal. Beide Reisende waren am 25. Januar als Begleiter der muthigen Frau Tinne von Chartum stromaufwärts gefahren, um den großen westlichen Zufluß des Nils zu befahren und so weit als irgend möglich denselben nach Westen hin zu verfolgen. Aus einer uns von Herrn Dr. Petermann zugekommenen Nachricht ersehen wir, daß Herr von Heuglin, außer anderen wertvollen Arbeiten, auch astronomische Arbeiten nach Gotha eingeschickt hatte, welche er auf der Fahrt von Chartum bis zum See Ku angestellt hatte. Dieselben sind vom Leipziger Astronomen Brahns berechnet worden, und das Resultat wird nun ergeben haben, weil wir über die Gegenden südlich von Chartum bisher noch keine Beobachtungen von solcher Genauigkeit hatten. Herr P. bemerkt, daß diese astronomischen Positionen von Heuglin's und die Detailaufnahme des Ubren Nils von Ferdinand Werne aus den Jahren 1840 und 1841 auch neben den Arbeiten der Expedition Speke's ihren Werth behaupten werden. —

Wir unsererseits besorgen keineswegs, daß bei uns in Deutschland die hohen Verdienste, welche so manche unserer Landsleute um die afrikanischen Entdeckungen sich erworben haben, nicht nach Gebühr anerkannt würden. Wir preisen die muthigen Engländer, nicht minder freuen wir uns aber auch über den nicht geringern Muth und die, in wissenschaftlicher Beziehung ungleich bedeutenderen, Leistungen der deutschen Reisenden. Diese sind ja eigentlich die Wegweiser und Bahnbrecher gewesen.

Die Irrungen, welche Herr v. Heuglin mit dem Comité in Gotha früher gehabt hat, kümmern uns nicht. Als Reisender rechtfertigt Herr v. Heuglin die Erwartungen, welche man von ihm hegte, und auch mit baldem Ein Verdiengen auf dem Bahr el Gasal für ungemein wichtig. Die Erkundung darf sich von bemselben wertvolle Bereicherungen versprechen.

Der König Radama von Madagaskar ermordet. Die Civilisationskomödie auf Madagaskar hat ein Ende. Die jüngste Ueberlandpost meldet, daß in Antananarive eine Revolution ausgebrochen sei, in welcher der König das Leben verlor. Man übertrug seiner Gemahlin die Regierung, erklärte aber die von Radama mit dem Ausland abgeschlossenen Verträge vorerst für gültig. Frankreich, welches ohnedies einen lüsternen Blick auf Madagaskar gerichtet hält, wird eine solche Veränderung nicht gern sehen; es kann geltend machen, daß seine eigenen und seiner Staatsangehörigen Interessen und Rechte durch die Revolution gefährdet worden seien, und bat Vermänte in Menge, sich in die madagassischen Händel einzumischen, im Namen der Verträge und im Namen der — „Civilisation.“

Die Entfernung der Sonne von der Erde. Die Astronomen müssen, bei fortschreitender Kunde über die kosmischen Erscheinungen und in Folge vervollkommneter Werkzeuge für die Beobachtung, manche früheren Berechnungen und Schlüsse ändern. Dafür liegt eben jetzt wieder ein Beispiel vor. Leverrier beschäftigte sich jüngst mit einigen Erscheinungen der Gravitation und fand dabei mehrere Schwierigkeiten, die nur durch die Annahme zu beseitigen waren, daß die Sonne um ein Zehntel leichter oder daß die Erde um ein Zehntel schwerer sei als seither allgemein angenommen wurde. Er war geneigt, die letztere Annahme für richtig zu halten.

Inzwischen hatte Foucault ermittelt, daß die Schnelligkeit, mit welcher das Licht von der Sonne zur Erde gelangt, überschätzt worden ist, und er berechnete, daß die Sonne der Erde um ein Dreißigstel näher sei, als die Astronomen bis jetzt angenommen haben. Durch Foucault's Berechnungen ist Leverrier's Schluß über die geringere Schwere der Sonne beseitigt worden, und seine Beobachtungen über die geringere Schnelligkeit des Lichts haben durch andere, die auf der Sternwarte zu Greenwich angestellt worden sind, sich als richtig bewährt. Statt 95 Millionen Miles ist sie nur 92 Millionen entfernt.

Die Zahl der seither entdeckten kleinen Planeten beträgt jetzt acht und siebenzig; der zuletzt entdeckte heißt Diana. Wahrscheinlich wird noch im Laufe unseres Säculums die Zahl 100 voll werden.

Europäischer Handel mit China. Der Verkehr hat, trotz aller Störungen durch den Krieg zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen, eine großartige Ausdehnung gewonnen. Allein in der Stadt Hankau am Jangtsekiang, welche die jetzt den Endpunkt für die von Schanghai stromauf fahrenden Dampfer bildet, betrug der Waarenumsatz zwischen Europäern und Chinesen den Werth von 152,368,414 Francs. Er wird sich, wenn einmal Friede im Land ist, sehr bald um das Drei- und Vierfache steigern; denn Hankau wird ein Mittelpunkt und Stapelplatz auch für die großen Provinzen Sze tschuen und Yuei stehen werden. Am Jangtsekiang für drei Halbmonate dem fremden Verkehr geöffnet; Hankau, Tschintiang und Kenkiang. Dieser letztere bildet einen Centralpunkt für den Handel mit grünem Thee, wie Hankau für den schwarzen Thee. Tschintiang steht den Ausgang des großen Kaiserkanals, ist Stapelplatz für fünf große Provinzen, aus welchen Flüsse dem großen Strome zuströmen, und hat große Niederlagen von Reisstoffe.

Notizen aus Brasilien. Von einem fleißigen Freunde des Globus, Herrn Karl von Koseritz zu Rio Grande, haben wir wieder eine wertvolle Sendung erhalten, die wir nach und nach mittheilen werden.

Handelsstatistik der Provinz Rio Grande do Sul. Diese Provinz hat vom Juli bis zum December 1862 den Werth von 5,717,507 Milreis oder 2,858,750 Dollars aus verschiedenen Ländern importirt, welche Waaren mit 793,019 Milreis oder 396,509 Dollars verflossen wurden. Dieselbe Provinz exportirte in dem nämlichen Halbjahre Produkte im Werthe von 2,632,914 Milreis (1,316,457 Doll.), die mit 184,303 Milreis (92,151 Doll.) verflossen wurden.

Das Kaiserreich Brasilien hat gegenwärtig folgende öffentliche Anstalten: 2 medicinische Fakultäten, die eine in Rio Janeiro, die andere in Bahia; 2 juridische Fakultäten, eine in S. Paulo, die andere in Recife (Pernambuco). Eine polytechnische Schule (oder mathematische Akademie, escola central) in Rio Janeiro; 2 praktische Militär-Schulen, eine für Infanterie und Artillerie in Rio Janeiro, eine andere für Fußvolk und Reiterei in der Provinz Rio Grande; eine Marine-Akademie in Rio Janeiro; eine Handels-Akademie in Rio Janeiro; ein National-Museum in Rio Janeiro; eine National-Bibliothek mit 100,000 Bänden, ebenda; eine Akademie der Künste, ebenda; eine Akademie der Elementar-Wissenschaften, ebenda; einen

Digitized by Google

botanischen Garten, ebenda; 7 Priester-Seminare; 1 in Rio, 2 erzbischöflithe in Bahia und 4 in den anderen Provinzen; eine Hülfsgesellschaft der nationalen Industrie in Rio und Bahia; 2 historisch-geographische Institute, eins in Rio, das andere in Porto Alegre Provinz Rio Grande; eine Taubstummen-Anstalt, ein Blinden-Institut, ein großes Depot für Bergsachen in Rio Janeiro; ein astronomisches Observatorium in Rio.

Mineralschätze der Provinz Rio Grande do Sul. Der Engländer Nathanael Plant, welcher seit längerer Zeit die verschiedenen Steinkohlenlager in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul auf Ceder der Regierung untersucht, hat sie zur Bearbeitung vorzubereiten, hat neuerdings eine sehr reiche und bedeutende Kupfermine am Flusse Quaraim in derselben Provinz entdeckt. Er war zu Ende des Mais seeben in Rio Janeiro, wo er um ein Privilegium zur Ausbeutung jener neuen Minen eingekommen ist. Derselbe Mineralog hat bereits einige wichtige Eisengruben in jener Provinz entdeckt, so wie verschiedene große Steinkohlenlager. Silberminen sind bereits seit langen Jahren bekannt und auf Gold ist ebenfalls in dem Distrikte von Lavras in derselben Provinz gearbeitet worden. Die neue Kupfermine soll sehr bedeutend sein und es unterliegt keinem Zweifel, daß die genannte Provinz eine äußerst metallreiche Region ist, der vor der Hand nur Mangel zur Verwerthung der Reichthümer mangeln, die in ihrem Schooße verborgen schlummern.

Marktleben zu San José in Costarica. Wilhelm Marr hat jüngst in Hamburg (bei Meißner) eine in vieler Beziehung für den Leser ergötzliche Reise nach Central-Amerika veröffentlicht, der wir das Folgende entlehnen.

So still und öde die Straßen von San José im Allgemeinen sind, so verwandelt sich jeden Sonnabend Vormittags die Scene wunderbar. Der ganze Ort ist lebendig, denn die weite Hochebene giebt sich an diesem Tage Rendezvous auf der Plaza. Der Sonnabend ist der Markttag, an dem sich die Hauskrauen für die ganze Woche mit Gemüsen versorgen. Die große Plaza ist bedeckt mit Buden von Leinwand, in welchen der Kleinhandel aufgeboten alle Erzeugnisse fremder Industrie feilbietet. Landmädchen in ihren malerischen Trachten sitzen am Boden gekauert und bieten Eier, Früchte, Butter ꝛc. aus. Indianer kommen mit Mais und Cacao zu Markt. Ambulante Händler, Jungen von 9 bis 10 Jahren, drängen sich mit ihrem Kram, welcher oft nur aus wenigen Gegenständen besteht, wie Nadeln, Zwirn und Band, durch die Menge. Zu Pferde und zu Fuß wird geschachert. Die weiche, indolente Bevölkerung ist weit umgewandelt, denn der Schachergeist ist das Lebensprincip derselben. Der Präsident der Republik versichmäht es au diesem Tage nicht, dem Bauer einige Ellen Kattun abzuschneiden; der Finanzminister redet sich die Kehle heiser, um dem Käufer zu beweisen, daß ein elender Trinkglas von ihm mit Schaden verkauft werde. Officiere, Hauptleute und Majore stehen hier dinter dem improvisirten Ladentisch und verkaufen Nägel, Federmesser, Scheeren; Richter des obersten Gerichtshofes detaillirn baumwollene Strümpfe; Advocaten bringen Pferdedecken an den Mann, Aerzte verschänken Schnaps und Wagenbürtern in ihrem Hospitalen, ja Geistliche verleben interimistisch den Dienst des Ellenreiters, während der eigentliche Verkäufer frühstückt. Die Stufen, welche zur Kathedrale führen, sind bedeckt mit Strohhüten, Sattelzeug des Landes, Raketen, Stranzeug u. s. w. Und während drinnen Messe gelesen wird, treiben die Krämer am Eingang ihr Gewerbe.

Es ist eine traurige Erscheinung, dieser Schachergeist, bei einer von Natur acker-bautreibenden Bevölkerung. Die ganze Erziehung des Menschen läuft hier darauf hinaus, ihn dem wahren Lebensberufe zu entfremden, und so redlich und treuherzig der ältere Theil der Bevölkerung von Costarica ist, so konnte sangen die Begriffe von Mein und Dein bei der Jugend bereits zu werden an, und Eltern und Erzieher leisten systematisch der Neigung Vorschub, statt einer geregelten Beschäftigung sich dem Schacher zu ergeben. Gaunereien, ja kleine Diebstähle sind daher auch bei den Söhnen der besten Familien, welche Sonnabends als Trucheros (Hausirer) die Plaza besuchen, nichts Seltenes. Nachdem zwei oder drei Käufer angeführt sind, wird der Rest der Waaren um jeden Preis verschleudert. Kräftige, junge Leute ziehen es vor, statt das Land zu bebauen, zu handeln. Kredit ist bald gefunden; die Waaren werden verkauft und mit dem Erlös wird Hazard gespielt. Ist der Trucbero hierin glücklich, d. h. verliert er zu betrügen, so zahlt er dem Kaufmann; wo nicht, so macht er Bankerott. Dem Landbau werden von Jahr zu Jahr mehr Kräfte durch diesen Gebrauch entzogen. Die höchsten Behörden gehen, der Konstitution zum Trotz, mit schlechtem Beispiele voran, und die Masse versumpft auch in diesem herrlichen Lande zusehends. Die Hamburger sogenannte Judendörfer ist ein Salon gegen die Schäbigkeit des hiesigen Kleinhandels. Das ganze Raffinement des Handels ostentirt hier im kleinsten, und Unverstand, Erziehung, schlechtes Beispiel wird auch aus den Costaricanern über kurz oder lang eine rasa perdida machen, wenn nicht im eigenen Lande eine kräftigere Regierung Mandel schafft oder Bruder Jonathan seine Klauen darüber ausstreckt.

Auf jedem Markte pflegen mehr Käufer als Verkäufer zu sein. Hier ist es umgekehrt. Hier kauft und verkauft Alles. Die Frau der Plantagenbesitzers schickt Papierzigarren zu Markte, den Kaffee Escalante läßt Dose schwärzen, um für den Erlös Kaffee sie ihre Bedürfnisse. Ja man kauft, um kaufen zu können. Man kauft nämlich Cacaobohnen ein, welche die Stelle der Scheidemünze vertreten, da die kleinste gepräge Münze ein Medio Real = $^1/_{16}$ Dollar ist, und manche Produkte, wie Bananen, Orangen u. s. w., so billig sind, daß man ja viel erhält, um sie fortzuhungern. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, am Sonnabend leben in ganz San José nicht zehn Eingeborene, welche eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, abgerechnet höchstens die Kinder unter drei Jahren.

Für den Touristen ist das bunte Bild solcher Markttage höchst interessant. Er glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Das Schreien und Lärmen, die bunten Gruppen würden den Genremalern, die bei uns so dankbig auf ihre imageren Sujets Jagd machen, stärk gange Leben Stoff bieten. Das neue, phantastische Schauspiel, die tollen Verschlingungen und vor Allem diese Verschiedenheiten der einzelnen Physiognomien, vom fristen Don bis zum stupiden Indianer herab, der tiefsinnig und straffgespannt in's Blaue stiert, — das Alles regt gewaltig an und erbeitet — den Fremden, der den tiefen moralischen Krebsschaden der Bevölkerung nicht eher gewahr wird, als bis man ihm sagt: so und so viel Kaffee muß an den Bäumen verfaulen wegen Mangel an Arbeitskräften.

Und, sollte man es glauben, obgleich tausend Stufen höher in der Kultur als Nicaragua, ist auch in diesem reizenden Land oft Mangel. Brächte man z. B. Butter unverzüglich in Salz, sie würde verkauft werden, und doch ist bei den herrlichsten Wiesen, bei dem schönsten Vieh der südlichste Mangel an Butter und Milch, indem die angeborene Indolenz den Producenten nur so viel arbeiten läßt, als er unbedingtes bedarf, und nur in dem Universalschacher muß die Ursache der dürftigen Produktionsfähigkeit gesucht werden.

Ich wollte mir ein Pächsen Streichhölzer kaufen und trat zu dem Ende in einen kleinen, unansehnlichen Laden in der Carmenstraße. Hinter dem Ladentische stand, umgeben von einem wahren Chaos aller möglichen und unmöglichen Gegenstände, ein kleiner, etwas gedrungener Mann, dessen Physiognomie auf den ersten Blick die gewöhnlichste der Welt zu sein schien, neben einer einfach gekleideten Dame, deren Auge einen lang berechneten Glanz warf und deren Profil edel genannt werden mußte. Die beiden Leute hatten Müße, sich in dem Gewirre von Waaren, das sie umgab, zu bewegen. Tassen, Gläser, Aexte, Spießschen, Glasperlenschnüre, Kattune, Stearinlichte, Seidenzeuge, Flinten, Säbel, Leuchter, Olivenöl, Meerinos und gelbe Seife, Linte und Künstlichwasser, Flaschen, Schirme, Säcke, Peitschen, Hüte und Stiefel, eiserne Kessel, Machetes (Haumesser) und Guitarren, Akkordions und Essigkaraffen — das lag, hing und stand auf-, über- und nebeneinander geschichtet und gedrängt, und schien kaum Platz zum Athemholen, geschweige zur Bewegung, gelassen zu haben. Doch das Paar bewegte sich in dem Waarenhaufen; es handhabte Elle, Weg und zählte, und während sie mit ungemeiner Zungenvolubilität einigen Señoras Seidenband verkaufte, bemonstrirte er gerade mit einem lauten „Jesus!“ einem Kerl in langer Jacke, welcher ein paar Sporen erstand, wie wenig daran verdient werde.

Auch ich kaufte und zwar vier Schachteln Streichhölzer für einen Real.

Wer war der Handelsmann? Kein anderer als Don Manuel José Carazo, Minister der Finanzen und des Krieges der Republik Costarica. — Der lustige, gewandteste, talentvollste und — auf centroamerikanischem Standpunkte — der genialste Mann im ganzen Lande, weit seiner Frau Gemahlin Doña Mariquita.

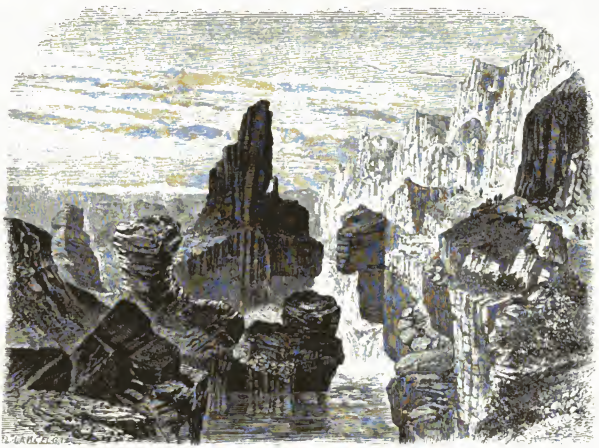
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Streifzüge in den Gebirgen und Steppen der Chalchas-Mongolen und der Kirgisen.

Charakter der Steppen. — Die Kirgisen. — Bei den Chalchas-Mongolen. — Die Ulan-Kum-Wüste. — Das Tang nu-Gebirge. — Ein nächtlicher Kampf mit Wölfen. — Giftige Schlangen. — Die Sarcha-Wüste. — Orkane und Sandhosen. — Die Aule der Kirgisen. — Die Sultane Baspasiban, Kubaldos und Sabeck. — Gastfreiheit, Mahlzeiten und Jagden. — Eine Meteornacht am 11. August 1850. — Die Heerden in der Steppe. — Raubzüge der Kirgisen. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Eine Postfahrt von Kopal nach Semipalatinsk. — Ein Fluchtversuch tscherkessischer Gefangener. —

Die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstroms im Westen sich gen Osten bis in die Dzungarei hineinstreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Türkistan begrenzt wird, gehört



Wasserfall des Tschimbulak im Alatau.

den Kirgisen. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Bedingungen immer nur in beschränktem Umfange getrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein seßhaftes Leben ist dem Kirgisen von Grund der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seinen Neigungen zusagt. Nur in der Steppe ist ihm wohl, und während einiger Monate im Jahr auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Heerden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen (— sie sind aus dem Steppenlande zu uns nach Europa gebracht worden —), dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Heerden sind in unablässiger Bewegung.

Im Allgemeinen erscheint uns das Leben der Nomaden auf der Steppe einförmig: es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Heerden und um den Krieg. Denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, und der Kirgise

zumal auch gern ein Räuber. Und doch bieten Land und Leute reichen Stoff zu Beobachtungen. Die Kirgisen kann man als ein Misch- und Uebergangsvolk ansehen. In ihrer äußern Erscheinung haben sehr Viele von ihnen mongolische Züge, aber durch ihre Sprache reihen sie sich den Stämmen der Turkvölker an. Im Westen und Norden haben sie Russen zu Nachbarn, im Süden Türkestaner, im Osten Mongolen. Ihre Gesammtzahl wird höchstens 700,000 Köpfe betragen. Fast alle stehen jetzt in Abhängigkeit vom Selbstherrscher aller Reußen, der im Fortgange der Zeit die einzelnen Horden durch Waffengewalt oder Geschenke mehr oder weniger unterworfen hat. Daran lag der russischen Politik um so mehr, weil auf der ganzen Strecke vom Kaspischen Meere bis zum Altaigebirge alle Karawanenwege von Süden nach Norden durch das Gebiet der Kirgisen laufen. Im Südosten jenseit des Balchasch- und des Dassan-See ziehen einzelne Sultane auf chinesischem Gebiet umher.

Diese letzteren sind von dem vor einiger Zeit gestorbenen Thomas Witham Atkinson besucht und mit sehr lebhaften Farben geschildert worden. Sechs Jahre lang, von 1848 bis 1854, hat dieser Künstler, der zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, die weiten Strecken zwischen Moskau und dem Amur, namentlich auch das südliche und östliche Sibirien, durchzogen, und für die Kirgisen scheint er eine ganz besondere Vorliebe gehabt zu haben. Wir wollen ihm auf einigen seiner Streifzüge folgen.

Nachdem er den Altai durchzogen und in diesem Gebirge den Gipfel des Bielucha erstiegen, ging er nach Süden hin, in das Land der Chalchas-Mongolen, und zwar in eine Gegend derselben, welche vor ihm noch kein europäischer Reisender besucht hatte. Zur Begleitung nahm er drei Kosaken und sieben Kalmücken mit sich. Der Hauptmann der letzteren, Tschick a boi, war ein kräftiger Mann und ganz geeignet, um als Führer auf beschwerlichen Zügen durch Steppen und Gebirge zu dienen. Er trug einen weiten Mantel aus Roßhaut. Die Pferde trabten rasch, und nach einiger Zeit erreichte Atkinson das Zeltlager des berühmten Chalchas-Häuptlings Darma Tsyren, von welchem er gastlich aufgenommen wurde.

Von diesem aus Filzzelten (Jurten) bestehenden Lager (dem Aul) ritt Atkinson dem Tang nu-Gebirge zu, über wellenförmigen, mit Rasen überzogenen Boden; bald folgten dann Hügelreihen, zwischen denen die Thäler sich von Westen nach Osten hinzogen. Auf diese von zahlreichen Antilopenheerden belebte Steppe folgte unmittelbar die Ulan-Kum-Wüste, die sich weit nach Westen hin ausdehnt und viele kleine Seen hat. Ein blauröthlicher leichter Nebel lag über der ganzen Gegend; als er sich verzog, erblickte der Reisende von einem Hügel herab den Ubsa nôr (der ist mongolisch und bedeutet See) und den ihm zuströmenden Tes. Auch das Tang nu-Gebirge war in seiner ganzen Länge sichtbar, während sich die Steppe in unübersehbarer Breite nach Westen hin erstreckte.

Die Nacht war ruhig, die Sterne funkelten hell, die Pferde waren derart gebergen, daß sie sich nicht weithin zerstreuen konnten. Alles im Lager, bis auf ein paar wachthaltende Männer, lag in tiefem Schlafe. Da erhob sich in nicht geringer Entfernung plötzlich ein Geheul, und sofort waren die Kosaken und Chalchas-Mongolen auf den Beinen und rannten zu den Rossen hin, um diese gegen die Wölfe zu vertheidigen; denn ein ganzes Rudel dieser gefräßigen Thiere, welche unter dem Vieh der Nomaden nicht selten große Verheerungen anrichten, hatte sich herangeschlichen, als das Lagerfeuer beinah erloschen war. Man ließ aber diese Feinde mit Versatz immer näher heran kommen, um auf ein gegebenes Zeichen gemeinschaftlich zu schießen. Sie kamen schnobernd immer näher, während alle Männer sich platt auf den Boden gelegt hatten und ihre Waffen bereit hielten. Plötzlich setzten sich die Wölfe in Trott und erhoben, als sie ganz nahe waren, ein entsetzliches Geheul. Sofort wurde einiges Strauchwerk auf die Kohlen geworfen, und bei der rasch emporlodernden Flamme, welche einen röthlichen Schein auf die Raubthiere warf, vermochte man selbst die Augen derselben zu erkennen. Nun gab Atkinson das Zeichen, eine Menge Gewehre wurden gleichzeitig abgefeuert, und das Heulen der Wölfe bewies, daß man nicht vergeblich geschossen hatte. Das Rudel zog ab, allein die Chalchas sagten ganz richtig vorher, daß die Wölfe bald, mit anderen verstärkt, sich wieder einstellen würden.

Und so war es auch. Einige Zeit nachher wurden die Pferde wieder unruhig; die Westhordante hatte sich getheilt, wollte diesmal von zwei Seiten her angreifen und einbrechen, um die Pferde in Verwirrung zu bringen, einzelne derselben auf die Steppe hinaustreiben, dort verfolgen und niederreißen. Das mußte um jeden Preis verhindert werden. Die Wölfe kamen mit außerordentlicher Frechheit ganz nahe, aber auch jetzt wurden sie warm empfangen. Abermals ein gewaltiges Heulen und dann wieder völlige Stille; nur die Rosse schnaubten.

Inzwischen hatte sich der Himmel bewölkt und es war nun stockfinstere Nacht, so daß man keine paar Schritte weit sehen konnte. Was thaten die Wölfe? Sie warteten ruhig, bis Alles im Lager schlafen würde, um noch einmal einen Angriff zu wagen. Atkinson aber meinte, sie würden genug haben und nicht wieder kommen, die Mongolen dagegen behielten auch jetzt Recht. Als etwa eine Stunde verstrichen war, zeigte sich abermals Unruhe unter den Pferden. Der Himmel war wieder klar und die Sterne flimmerten. Dann erhob sich ein Geheul, das Rudel trabte heran, und abermals wurde Gestrauch auf das schwach glimmende Lagerfeuer geworfen. Ein Rudel von acht bis zehn Wölfen stand kaum noch zwanzig Schritte von demselben entfernt.

Auch diesmal verfehlten Pulver und Blei ihre Wirkung nicht, und der Rest der Rudel verlief ruhig. Am andern Morgen wurde das Schlachtfeld besichtigt und man fand acht todte Wölfe, welchen die Chalchas sofort das Fell abzogen; die vielen Blutspuren lieferten den Beweis, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl verwundet worden war.

Zwei Tage später machte Atkinson mit einer andern Landslage Bekanntschaft. Er kam auf eine nackte Hochebene, über welche sehr hübsche Achate und Chalcedone in großer Menge zerstreut umherlagen; auch Bruchstücke von Sardonyx kamen dann und wann vor. Auf diesem steinigen Boden fand der Reisende ein wahres Gewimmel von Schlangen. Sie wohnen in Felsspalten, schauten mit den Köpfen aus den Löchern hervor und pfiffen. Einige frechen rasch fort und flohen, andere dagegen rührten sich nicht einmal und man tödtete eine Anzahl mit Peitschenhieben. Wer in dieser steinigen Wüste sein Nachtlager bielte, würde sehr unwillkommene Schlafgefährten bekommen. Atkinson bemerkte vier verschiedene Arten von Schlangen. Die eine ist schwarz, drei bis vier Fuß lang, einen guten Zoll dick und sehr behend; eine andere hat drei Fuß Länge und schiefergraue Farbe; andere waren graugrün oder schwarz und hatten kermesrothe Flecken an der Seite. Die Mongolen fürchteten sich sehr vor diesen Schlangen. „Zwei Chalchas, so schreibt Atkinson, sprangen plötzlich zur Seite und wiesen auf eine Schlange hin, die auf einem Steine zusammengerollt lag. Der Kopf ragte etwa acht Zoll über den Boden hervor, die Augen sahen roth aus und das Thier pfiff laut; es war gewiß giftig. Ich nahm mein Gewehr, legte dasselbe auf

Digitized by Google

einen hohen Stein und zielte. Die Schlange zog den Kopf ein, kehrte uns aber im Gesicht und fing wieder an zu pfeifen, als der Kalmücke Tschöd a bei ein paar Schritte vortrat. Ich schoß ihr eine Kugel in den Kopf, der zertrümmert wurde; aber sie machte einen Satz in die Höhe und zuckte in hundert Windungen. Nun peitschten meine Leute auf sie los, es dauerte immer wohl zehn Minuten, ehe sie völlig bewegungslos war. Ohne den Kopf maß sie sechzehnhalb Fuß, und der Durchmesser betrug vier und einen Viertel-Zoll: sie war schwarzbraun und hatte an den Seiten grüne und rothe Flecke."

Weiterhin war in dieser „traurigen Steppe" auch nicht ein Grashalm zu sehen und kein Wasser zu finden. Dann traten vereinzelt flachelige und salzhaltige Pflanzen auf, und nach langen Ritte kam der Reisende an einen Steppenfluß, dessen Namen die Mongolen selber nicht kannten. Er suchte den Djabakan, einen Hauptzufluß des bisher noch unerforscht gebliebenen Ilka Aral nör, und fand ihn zwei Tage später. Die Quelle des Stroms liegt in den Knrus-Bergen, unweit von jener der sibirischen Selenga, und er ist sehr wasserreich. An der Stelle, wo Atkinson ihn überschritt, hat er eine Breite von ungefähr zweihundert Schritten.

Vor dem Reisenden lag nun eine Sandsteppe, welche einen Theil der Sarcha-Wüste bildet, und diese gehört ihrerseits zur großen Gobi. Von Pflanzenwuchs weiter keine Spur als breite Streifen von Salsolen an den verschiedenen kleinen Seen. Alles war still auf dieser dürren, ausgedehnten Ebene, welche der Mensch flieht und die weder von vierfüßigen Thieren noch von Vögeln besucht wird. „Man sagt wohl, daß es in den Wäldern einsam sei, und ich bin oft tagelang ununterbrochen durch Wälder gekommen. Aber ich hörte doch den Wind pfeifen, Blätter rauschen und Zweige knarren, auch stürzte dann und wann ein gewaltiger Baumriese mit lautem Getrach zu Boden; ich vernahm ein Echo, sah einen Vogel oder irgend ein anderes lebendiges Wesen; ich war also nicht in einer völligen Einöde, denn mit dem Baume kann der empfindsame Mensch gleichsam reden. Aber in dieser dürren Wüstenei wird die Todtenstille durch nichts unterbrochen. Ich hatte den ganzen Tag über keine Stelle gesehen, welche einem Vogel oder einer Antilope Schutz hätte geben können, und mit großer Mühe brachten wir so viel verdorrtes Heidegras zusammen, um unser Abendessen bereiten zu können. Hier waren wir vor den Ueberfällen der Wölfe oder räuberischer Kirgisen ganz sicher."

„Am andern Morgen erreichte ich einen Salzsee und ein ausgetrocknetes Flußbett, am welchem auch nicht ein einziger Halm zu finden ist. Alles war Sand, der meist in kreisrunden Terrassen, oft bis zu zwanzig Fuß Höhe, lag, und diese Terrassen wiederholten sich, so weit das Auge reichte. Nach Norden hin sah ich im See einige flache Eilande. Während ich eine Stizze dieser trostlosen Gegend entwarf, konnte ich beobachten, wie über dem Wasser ein Orkan sich bildete, der von Norden her gerade auf uns zukam. Sofort bereiteten sich die Kosaken und Kalmücken, die Pferde an's Seeufer zu ziehen, weil dort hohes Schilf stand, das den Thieren doch einigen Schutz gewähren konnte. Die Windsbraut stürmte mit ungeheurer Schnelligkeit heran, wühlte gewaltige Wogen auf und zog eine lange tiefe Furche über den See. Der Orkan brüllte mächtig. Vom Wasser ging er auf die Steppe über; hier begann er zu wirbeln, hob ganze Terrassenhügel in die Höhe und bildete an anderen Stellen mächtige Haufen. Aber nach einer Viertelstunde war Alles vorüber. Wehe Dem, der von einem solchen Wirbelsturm auf ganz offener Ebene überrascht wird! Ich habe später gesehen, wie er vom Hochgebirge herabkommt oder in tiefen Schluchten wüthet; ich habe ihn, in einem Durchmesser von mehreren tausend Fuß, rabenschwarz über die Steppe mit der Schnelligkeit eines Wettrenners hinwegrasen sehen; alle Thiere fliehen erschreckt vor ihm, denn der Naturtrieb sagt ihnen, daß sie verloren seien, wenn er sie packt. Aber zum Glücke dauern diese Erscheinungen nur sehr kurze Zeit."

Oestlich vom Djabakanfluß und der Sarcha-Wüste liegt die Gobi; nach Süden hin erheben sich die Schneegipfel des Thian schan mit dem Bogdo Ola, welcher sie alle überragt. Den Ho tschen oder Bultan von Turfan konnte Atkinson nicht sehen. Er trit weiter in der Steppe, und bald zeigte ein Kosak ihm eine Rauchsäule, welche im Westen hoch emporstieg. Dort mußte ein Aul der Kirgisen liegen, denn man wußte, daß in jener Gegend eine Horde umherzog, welche durch ihre kühnen Raubüberfälle berüchtigt war. Deshalb traf Atkinson alle Vorkehrungen, um während der Nacht nicht plötzlich überrascht zu werden.

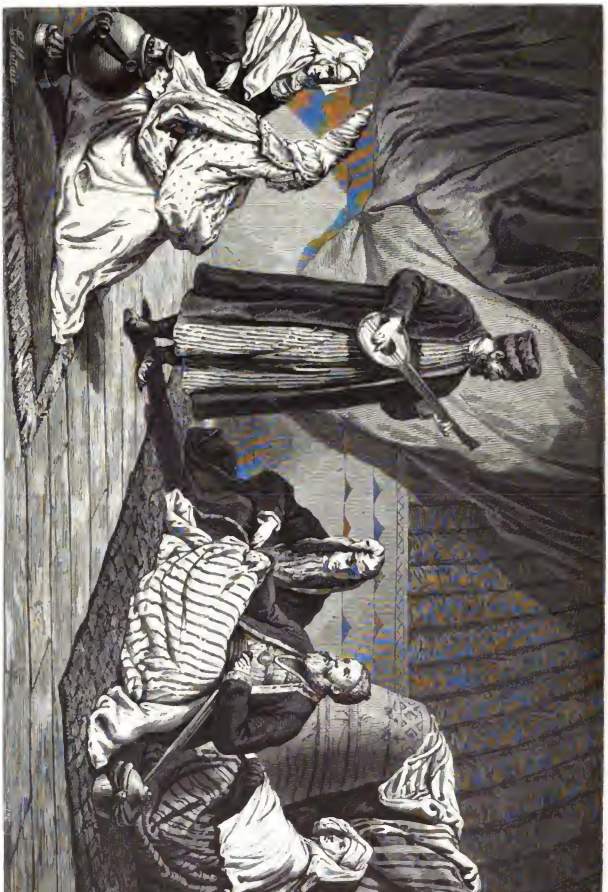
Am andern Morgen ritt er zu dem Aul (sprich A-ul), der an einem Bach im Hintergrund eines Thales lag; auch standen Jurten etwa eine Viertelstunde Wegs von einem See entfernt, dessen Ufer mit Rohr und Schilf umsäumt war. Auf den Wiesen weideten unzählige Schafe und Ziegen. Mit nicht geringer Spannung sah der Reisende zwei Reiter heranſprengen. Der eine hielt seine Hand auf Atkinson's Brust und sprach Amen, er kam alſo in friedlicher Absicht und geleitete den Fremden zu einem Zelte, vor welchem eine mit einer Roßmähne bewimpelte Lanze stand. Ein sehr anständig aussehender Mann trat aus der Jurte, nahm Atkinson's Zügel in die Hand, lud diesen zum Absteigen ein und führte ihn in's Zelt.

So war der Reisende nun beim Sulta Baspaschan. Dieser Kirgise war hoch und kräftig gewachsen, hatte ein stark gerötheres Gesicht, trug einen Kalat, Oberrock, von schwarzem Sammt, mit Zobel besetzt, als Gürtel ein kermesrothes Tuch und eine runde, mit Fuchsbalg verbrämte Mütze. Diese war mit einer Eulenfeder geschmückt, und damit wurde angedeutet, daß der Sultan ein Abkömmling Dschingis Chan's sei. Auf dem Boden war ein buchariſcher Teppich ausgebreitet; auf diesem mußte der Fremde Platz nehmen und der Sultan setzte erst ihm sich gegenüber, dann, auf Atkinson's Wunsch, neben ihn; gleich nachher brachten zwei Söhne des Sultans Thee und Früchte. Im Hintergrunde der sehr geräumigen Jurte saß auf einer Querstange ein gewaltiger Adler neben einem Jagdfalken. Wer eintrat, blieb sich in achtungsvoller Entfernung von dem Sultan, der mit einem Kosaken und dem Kalmücken Tschöd a bei ein Gespräch angeknüpft hatte, dessen Gegenstand natürlich der Gast aus Europa war. Der Jagdkittel, die hohen Stiefeln und der Filzhut desſelben erregten allgemeine Aufmerksamkeit bei Männern und Frauen; aber der Gegenstand ganz besonderer Theilnahme waren die Waffen, welche Baspaschan genau prüfte. Zündhütchen hatte er nie zuvor gesehen, und Atkinson gab den Kirgisen Proben seiner Schützenkunst, über welche sie erstaunten. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, bezeichnete den Mittelpunkt, und ein Kosak befestigte dasselbe auf einem Stabe, den er in die Erde ſteckte. Auf eine Entfernung von fünfzehn Schritten traf der Europäer mit seiner Pistole in's Schwarze.

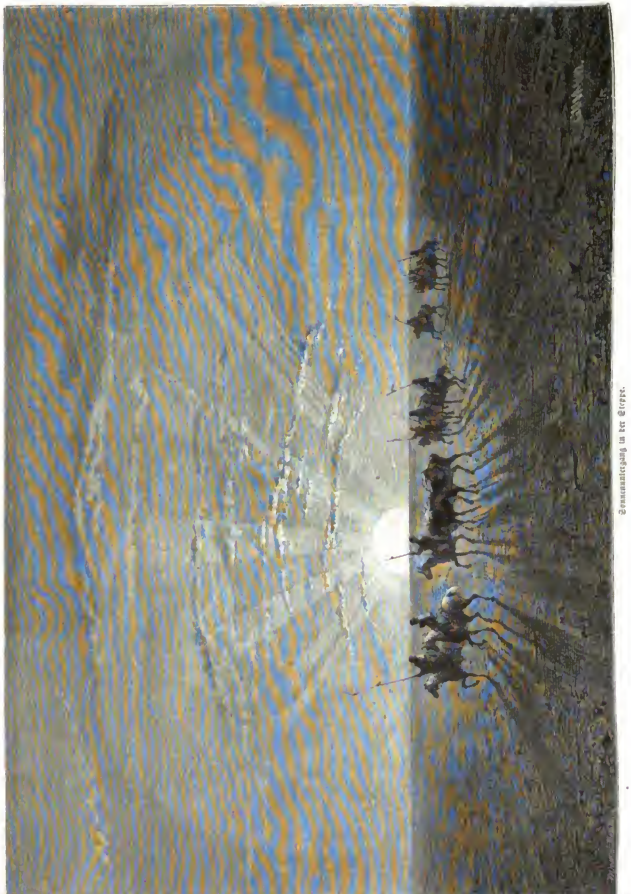
Die Kirgisen waren darüber sehr verwundert; aber konnte das Papier nicht etwa einen Zauber enthalten? Der Sultan ließ ein chinesisches Gefäß bringen, das auf denselben Stab gestülpt wurde; auch dieses traf der Fremdling mit der Kugel.

Baspaschan's Horde bestand aus geächteten Räubernomaden, welche mit den chinesischen Behörden auf sehr gespanntem Fuße lebten. Aber Atkinson hatte nichts von ihnen

Digitized by Google



Ein Gelage im Zelte des Kirgisenfürsten Gabrel



Zusammentreffen in der Steppe.

Digitized by Google

zu befahren und wurde glänzend bewirthet. Man schlachtete einen recht fetten Hammel, warf denselben in einen mächtigen Kessel, und nach Verlauf einiger Stunden war das Mahl bereit. Der Gast mußte neben dem Sultan Platz nehmen; vor diesem blieb ein freier Raum, um welchen die übrigen Gäste einen Kreis bildeten.

Zuerst wurde von Dienern warmes Wasser umhergetragen und man wusch sich die Hände: dann trugen zwei Köche dampfende, eimerartige Schüsseln herbei, in welchen Hammelfleisch nebst gekochtem Reis lag, und nun zog Jeder sein Messer hervor. „Mein Wirth nahm ein prächtiges Stück Fleisch, gab mir dasselbe in die Hand und langte dann für sich selber zu. Damit war das Zeichen zum Essen für Alle gegeben. Zuerst streckten die Männer von Rang und Ansehen ihre Hände aus, nahmen die Stücke, welche ihnen am besten zusagten, aßen einen Theil davon und reichten das Uebrige den hinter ihnen Sitzenden. Diese genossen auch ein paar Bissen und gaben das nun zwiefach Angenagte ihrerseits an Andere, welche sich gleichfalls gütlich thaten. Dann erst kamen die Stücke, von denen allerdings nicht mehr viel übrig war, an die Frauen und jungen Mädchen, welche zuletzt die Knochen den Hunden vorwarfen.' Der ganze Hammel war in kurzer Zeit verschwunden, und nun erst wurde die Fleischbrühe herumgegeben, welche den Kirgisen trefflich mundete. Am Schlusse des Mahls wusch man sich abermals die Hände."

Atkinson gab dem Sultan noch mehrere Proben seiner Fertigkeit im Schießen, und dieser war vor Erstaunen außer sich, als der Europäer auf 450 bis 500 Schritte in's Schwarze traf. Am andern Tage gab er ihm das Geleit bis zu einem befreundeten Aul und veranstaltete unterwegs eine Jagd. Der Gast aus dem fernen Abendlande mußte einen der besten Renner Baspaschan's besteigen, auch der Sultan und dessen Söhne ritten vortreffliche Pferde. Der eine hatte den Jagdfalken auf der Faust, ein anderer Kirgise den schwarzen Adler vor sich auf einer am Sattel angebrachten Erhöhung. Als der Zug an einen mit Gesträuch und Rohr umsäumten Wasserlauf kam, gingen Treiber in das Gebüsch, aus welchem bald nachher einige Hirsche hervorkamen. Sogleich wurde dem Adler die Kappe abgenommen und er schoß wie ein Pfeil in die Lüfte empor. Hoch oben beschrieb er erst Kreise in weiten, dann in immer engeren Bogen, schien dann eine Zeitlang unbeweglich, machte einige Flügelschläge und schoß in gerader Linie auf seine Beute herab, so rasch wie nur ein Meteor fliegt. Er hatte einen Hirsch gepackt und ihm den einen Fang in den Hals, den andern in die Weiche geschlagen und hackte gierig auf seine Beute ein. Ein Kirgise sprengte hin und zog dem Adler die Haube über den Kopf. Atkinson hat später im Alatau mit angesehen, wie diese mächtig starken schwarzen Adler mit jungen Argalis in die Lüfte steigen und große Böcke, welche ihnen zu schwer waren, von Felsenwänden in den Abgrund schleuderten.

Am andern Morgen sagen die schneebedeckten Gipfel des Himmelsgebirges (Thian schan) vor den Augen des, über einen so herrlichen Anblick entzückten Reisenden. Sie hoben sich geisterbleich von dem Blau des Himmels ab; dann wurden sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet und erglänzten wie Rubinen. Inzwischen war im Aul Alles lebendig geworden. Mehr als hundert Männer melkten die Stuten und brachten die Milch in Säcken nach den Jurten. Die Füllen standen inzwischen, an Pfähle gebunden, in zwei langen Reihen. Auf der andern Seite wurden Schafe, Ziegen und Kühe von Frauen gemelken, und hinter ihnen säugten die Kameele ihre Jungen. Auch weiterhin war die Steppe belebt; dort weideten ein paar tausend Rosse, mehr als eintausend Kühe und Stiere, zweihundert und achtzig Kameele und mehr als sechstausend Schafe und Ziegen. Die Kameele stießen ihren durchdringenden Schrei aus, das Hornvieh brüllte, die Hengste wieherten und die Schafe blökten. Es war ein Heerdenkonzert, wie man es in Europa nimmermehr zu hören bekommt.

Atkinson verließ wohlbehalten den gastlichen Aul des Sultans Baspaschan und ritt weiter über die flache Steppe, bis er an ein Labyrinth gewaltiger Granitmassen kam, die sich bis zu achthundert Fuß erhoben. Sie waren von unregelmäßiger Gestalt, boten einen höchst malerischen Anblick dar und glichen den Ueberbleibseln einer zertrümmerten Riesenstadt. Jenseits derselben traf er auf Kirgisen einer andern Horde, von welchen er gleichfalls gastlich aufgenommen wurde, und wagte sich in den nächsten Tagen bis zum Aul des durch seine Räubereien und Grausamkeiten weit und breit verrufenen Sultans Kubaldos. Er fand denselben vor dem Zelte; der gefürchtete Häuptling berührte ihm die Brust erst mit der rechten und dann mit der linken Hand und bewirthete ihn mit Thee, der nebst dem Kandiszucker und getrockneten Früchten in chinesischen Gefäßen gereicht wurde. Kubaldos betrachtete sich den Mann und dem Abendessende sehr genau und war sehr erstaunt, als er vernahm, daß derselbe weder etwas zu verkaufen hatte, noch etwas eintauschen wolle. Gern hätte der Sultan Pulver und Blei gehabt, allein Atkinson war klug genug, ihm seinen Wunsch abzuschlagen, zeigte indeß auch hier wieder seine große Gewandtheit im Schießen, besonders auf einer Entenjagd. Der Kesaf, welcher als Dolmetscher diente, mußte den Sultan fragen, wie viele Tagereisen man von seinem Aul noch bis zur Stadt Tschensi, die auch Barkul heißt, zurückzulegen habe, und erhielt zur Antwort: bis dorthin vier, bis zum Aul des Sultans Sabeck aber nur drei Tagereisen.*) Der Reisende beschloß eine Richtung nach Osten zu nehmen, um zu dem eben genannten Sultan zu gelangen. So lange er sich als Gast im Zelte des Kubaldos befand, war er sicher. Man setzte ihm Hyram vor, eine Speise, welche für die centralasiatischen Nomaden von großer Wichtigkeit ist. Sie besteht aus einem Gemisch von Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch, das durch Einkochen sehr dicht wird. Man trocknet die Masse in der Sonne, und sie bildet dann eine Art von Käse, welcher wie Kalkstein aussieht und beinahe eben so fest ist.

Am andern Morgen ritt Atkinson weiter. Es war ihm auffallend, daß Kubaldos während der Nacht seinen Aul verlassen hatte. Unterwegs erfuhren seine Kosaken von einigen Frauen, daß der Sultan sich in einen Hinterhalt gelegt habe, und dadurch war der Reisende im Stand, eine andere Richtung einzuschlagen. Am Abend war er schon weit weg und hatte nun, wie er meinte, nichts mehr zu befürchten. Der Sonnenuntergang war herrlich; das Gewölk am Horizonte glich Massen schwimmenden Goldes und diese waren so glänzend, daß sie das Auge blendeten. Nach und nach verwandelte sich dieses brennende Gold in dunkles Roth, dann in Blau, das in Abstufungen in's Grün überging, sich bald in Gelb und zuletzt in Orangegelb verlor. Das Ganze gewährte einen prachtvollen Anblick.

Es war in der Nacht am 11. August und Alles ringsum still wie das Grab; am Himmel funkelten die Sterne. Atkinson weidete sich an dieser Herrlichkeit und mochte nicht schlafen. Da wurde plötzlich die Steppe durch ein blaßblaues Licht erhellt, durch ein gewaltiges, blauschneidendes Meteor, das vom Himmel langsam herabfiel und von Süden nach Norden zog. Nach etwa dreißig Sekunden strahlte dasselbe ein blen-

*) Die Gegend, in welcher sich Atkinson damals befand, liegt so ziemlich auf dem 45.° N. Br. und etwa 91.° O. Länge.

Digitized by Google

brendes Licht aus und dann folgte ein Geräusch, welches einem entfernten Kanonenſchuſſe glich. Bald nachher erſchienen auch andere Meteore, aber ſie waren viel kleiner, ſehr glänzend, von ungeheurer Schnelligkeit und ließen einen Streifen von weißen Funken hinter ſich. Um zwei Uhr nach Mitternacht wurden ſie ungemein häufig und immer ſchöner; einige ſahen glänzend feuerroth aus, andere wie brennend rother Purpur; ſie bewegten ſich in verſchiedener Richtung, aber vorzugsweiſe nach Nordweſt. „Dieſer Fall von Meteoren hielt eine ganze Stunde lang an, und ich habe während dieſer Zeit mehr als achthundert gezählt.“

Kubaldes hatte die Reiſenden verfolgt, ſie leiteten ihn aber durch eine Liſt irre und kamen wohlbehalten beim Sultan Sabeck an. Dieſer war ein „Hirt der Völker“ in Homeriſchem Sinn und gewährte dem Europäer eine gaſtliche Aufnahme. Er liebte den Geſang, und die in der

Todtenklage bei den Kirgiſen.

Steppe von einem Aul zum andern umherwandernden Barden, welche ſeine und ſeiner Vorfahren Großthaten befangen, fanden bei ihm ſtets einen freundlichen Empfang und erhielten reichlichen Lohn. Nicht nur jeder kirgiſiſche Stamm hat ſeine Sänger, ſie kommen auch unter den Mongolen vor, bei denen ſie als Toolholots bezeichnet werden. Hier

Digitized by Google

Eine Jagd mit der Falle in der Kirgisensteppe.

Digitized by Google

wie dort besungen sie volksthümliche Thaten, werden manchmal dramatisch und wissen alle Hörer zu fesseln.

Der Aul des Sultans Sabek bürfte den am weitesten nach Südost gelegenen Punkt in der Gobi, bis zu welchem Atkinson kam. Er machte von dort einen Ausflug bis dicht in die Nähe der nur zwei Tagereisen entfernten chinesischen Stadt Barkul, wagte sich aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht bis in dieselbe hinein. Von dort ging er weiter in nordwestlicher Richtung nach dem Ala tau und dem Tarbagatai (Murmeldhier-Gebirge), zwischen dem Balchasch- und dem Tsaisan-See, immer in lebhafter Berührung mit den Kirgisen.

Diese unternehmen ihre Raubzüge, Barantas, gegen die Heerden gewöhnlich in den heissesten Tagesstunden; einen Aul dagegen überfallen sie am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht und Hunde und Hirten, durch die Nachtwache ermüdet und im Schlummer liegend, nicht mehr sorgfältig aufpassen. Im Kampfe siegt ihnen nichts, sie wollen nur Beute machen, und deshalb trachtet man ganz besonders danach, Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Aber dabei kommt es dann manchmal zu äußerst blutigem Handgemenge.

Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, Feind und Freund kommen weit und breit zum Begräbnisse herbei. Atkinson war Zeuge, als man den Sultan Darma Syrim am Taisan-See begrub, einen Greis, der von seinem Stamme hochgeehrt, von dessen Feinden ungemein gefürchtet wurde.

Sobald er den letzten Athemzug gethan, schickte man Boten nach allen Strichen der Windrose aus, um den Todesfall bekannt zu machen. Die Reiter sprengten wie rasend nach den zunächst gelegenen Aulen und überbrachten ihre Meldung, welche dann sofort weiter durch die Steppe getragen wurde. So war sie binnen vier und zwanzig Stunden bis in Aule gelangt, die fünfzig deutsche Meilen weit entfernt standen.

Ueberall bestiegen die Sultane, Häuptlinge und Aeltesten ihre Rosse, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, und bald langte ein Zug nach dem andern an. Beim Leichenzelte stand eine hohe Lanze, an welcher ein schwarzes Tuch flatterte; der verstorbene Sultan lag vor dem Eingange zur Jurte. Ihm zu Häupten stand sein Staatsstuhl, als Zeichen seiner hohen Würde, und zu beiden Seiten desselben lagen Sättel, Pferdegeschirr, Waffen und Kleider. Vom Zelte herab hingen in großen Falten Verbänge von chinesischer Seide herab, und Frauen stimmten Todtengesänge an. Sie hielten dabei den Blick auf die Leiche gerichtet und wiegten den Oberleib hin und her. Das Ganze machte einen feierlichen und pathetischen Eindruck. Die Männer traten gruppenweis vor, knieten, setzten sich dann und stimmten in die Todtenklage ein. Man hörte weder Geschrei noch Schluchzen, auch raufte keine Frau sich die Haare aus.

Gleichzeitig fand hinter dem Zelt eine andere Feierlichkeit statt. Mehrere Männer schlachteten zehn Pferde und einhundert Hämmel für den Leichenschmaus; unter großen Kesseln prasselten die Flammen und die Köche schwangen mit blutigen Armen mächtige Löffel. Das Ganze hatte einen barbarischen und phantastischen Anstrich, besonders als die Nacht hereingebrochen war und die verschiedenen Gruppen mehr oder weniger beleuchtet waren. Die Leichenfeier dauerte volle sieben Tage; während dieser Zeit kamen und gingen fast in jeder Stunde Sultane und Krieger. Erst am achten Tage wurde Darma Syrim begraben. Man zog ihm das Festkleid aus, legte ihn in eine neue Hülle und mit dieser auf ein Kameel, das ihn bis an die Gruft brachte. Auf einem zweiten Kameele war sein Thronstuhl befestigt, dann folgten erst seine beiden Pferde und hinter diesen seine Frauen und Töchter und andere Weiber, unter Leichengesängen; nachher kamen Mullahs und Krieger, gleichfalls singend. Als die Leiche in die Gruft gelassen wurde, sprachen die Mullahs Gebete und erzählten von den Großthaten des Verstorbenen. Man opferte die beiden Rosse, legte eins derselben an jede Seite des Verstorbenen, und nun erst schaufelte man Erde in's Grab. Hinterher wurde ein Schmaus gehalten; im Ganzen waren bei dieser Gelegenheit einhundert Pferde und einhundert Hämmel geschlachtet und verzehrt worden. Die Frauen langen gleich nach dem Begräbnisse noch einen Leichengesang vor den Wänden und Sätteln Darma Syrim's; dann folgten Leichenkomplimente. Die Familie des Sultans mußte noch ein ganzes Jahr lang an jedem Morgen und Abend Trauergesänge anstimmen.

Von der Stadt Kopal aus, die im Westen des Ala tau liegt, durchstreifte Atkinson manche Theile dieses Gebirges, das wahrhaft großartige Landschaftsbilder darbietet. Auf der Nordseite brechen nicht weniger als elf Ströme hervor, welche in den Balchasch-See fließen, und zum Theil prachtvolle Wasserfälle in phantastischen Felsenlabyrinthen bilden. Von Kopal ging der Reisende im Herbst 1850 wieder nach der sibirischen Grenzstadt Semipalatinsk, und zwar in leichten Tarantassen, Steppenfuhrwerken.

Das war eine wilde Fahrt. Wir ritten, sagt Atkinson, zuerst auf Kosakenpferden nach einem etwa neun deutsche Meilen entfernten Aul, von wo unsere Führer nach ihrer Station zurückkehrten. Wir unterstellte erbielten Pferde, deren sechs vor unsere Tarantasse gespannt wurden. Ein Kosak setzte sich vorn auf und nahm die Zügel der beiden Stangenpferde; auf jeden der vier anderen Gäule setzte sich ein Kirgise; aber die Thiere waren hartnäckig und wollten nicht vorwärts. Darüber gerieth der Häuptling in große Wuth und ließ noch sechs Pferde vorspannen, so daß nun vor dem leichten, scheinbar zerbrechlichen Wagen nicht weniger als ein Dutzend Gäule waren. Diese mußten fort, weil der Alte sechs Kirgisen als Postillone nebenher reiten ließ, und diese es an derben Peitschenhieben nicht fehlen ließen. Aber die Pferde bäumten, einige sprangen zur Rechten, andere zur Linken, und es war ein Wunder, daß nicht alles Zeug riß. Erst nach langen, höchst mühseligen Anstrengungen konnte man die der Siehenz ungewohnten Thiere in die Reihe bringen, und dann flogen sie wie der Wind über die Steppe. Ich werde diesen Augenblick niemals vergessen. Die in hohem Grade aufgeregten Führer stimmten sich wieder um mich, noch um die Tarantasse; für mich aber war es eine schwierige Aufgabe, mich im Wagen festzuhalten. Das Ganze war nicht etwa eine Postfahrt, sondern glich einem Wettrennen im Cirkus eines Kunstreiters. Länger als eine Stunde rannten die Pferde in vollem Galopp, dann wurden sie etwas ruhiger, aber manchmal machte doch das eine oder andere den Versuch, sich zu befreien. Als wir bei der nächsten Station anlamen, waren die Thiere weiß von Schaum. —

Atkinson kam mit heilen Gliedern in Semipalatinsk an, und erfuhr dort zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß er für einen Landesfeind gehalten wurde. In der Stadt Barnaul am Obi (nördlich von Semipalatinsk) war bei Nacht und Nebel eine Schaar von Grenzkosaken eingeritten, mit der Meldung, daß Nomadenherden eingebrochen seien, welche Alles mit Feuer und Schwert verheerten. In Barnaul lagen gerade damals Gold und Silber im Werthe von vielen Millionen Rubeln, und auf diese hätten die Räuber aus der Steppe es abgesehen. Zuerst hieß es, sie seien dreitausend

Digitized by Google

Mann stark, diese Zahl wurde aber bald auf achttausend vergrößert. An ihrer Spitze stehe der Engländer Atkinson, der sie alle mit gezogenen Gewehren bewaffnet habe!

Der Stafettenwechsel zwischen Barnaul, Omsk und Tobolsk war sehr lebhaft, ganz Westsibirien war in Aufregung und nach dem Altai wurden Truppen mit Feldkanonen geschickt. Am Ende stellte sich heraus, was an der ganzen Sache eigentlich war.

Etwa vierzig gefangene Tscherkessen waren in den Altai gebracht worden, wo man sie an einem kleinen Flusse mit Goldwaschen beschäftigte. Nach und nach hatten sie sich so viel Gold bei Seite geschafft, um von tatarischen Handelsleuten Gewehre und Schießbedarf kaufen zu können. Dann war es ihnen gelungen, bei nächtlicher Weile Pferde zu rauben, und sie ritten nach der chinesischen Grenze hin. Anfangs schien Alles ihre Flucht zu begünstigen, sie kamen ungehindert über das Sayanskische Gebirge und ritten dem Tang nu-Gebirge zu. Kamen sie über dasselbe, dann wären sie gerettet und im Lande der Chalchas gewesen, von wo aus sie zu den Kirgisen und weiter zum Kaspischen Meere gelangen konnten. Aber es fehlte ihnen an einem zuverlässigen Führer, und sie verirrten sich wieder in den Altai zurück, wo sie mit Kosakenposten zusammentrafen. Von nun an wurden sie gehetzt wie das Wild, in eine Schlucht gedrängt und, da sie keinen Pardon verlangten, nach tapferer Gegenwehr niedergemacht, bis auf vier; diese kamen zwar mit dem Leben davon, man weiß aber nicht, was aus ihnen geworden ist.

Zur Kennzeichnung der Menschen und der Dinge in Nordamerika.

Die Ausartung im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. — Olshausen und Gustav Struve über die Corruption. — Die Phrasen der Abolitionisten. — Der Humbug im Parteiwesen. —

Der Gang, welchen die Ereignisse in der großen transatlantischen Republik seither nahmen, hat die Leser des Globus nicht überraschen können. Wir hielten es von vornherein für eine Pflicht, zur Beseitigung von Vorurtheilen und Täuschungen beizutragen, welche in Europa und namentlich bei uns in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet waren. Man hatte sich daran gewöhnt, in den Vereinigten Staaten eine Art von Musterrepublik zu sehen, und ließ sich durch den beispiellosen materiellen Aufschwung und das rührige Treiben im öffentlichen Leben blenden. Man übersah, wie allmälig Alles mehr und mehr ansartete, wie eine, in der Weltgeschichte beispiellose Korruption gleich einem tödlichen Krebs nun sich fraß und endlich auch das Herz annagte. Ueberlieferungen aus früherer Zeit, welche den Menschen und den Verhältnissen unserer Tage gegenüber alle Berechtigung längst verloren hatten, behielten in Europa noch ihre Geltung, als die nordamerikanische Republik in ganz anderen Zuständen sich befand und von sich selber abgefallen war.

In Nordamerika selbst haben die Massen sich lange Zeit über die Lage der Dinge getäuscht, während es an einzelnen scharfblickenden Leuten nicht fehlte, denen nicht verborgen blieb, was da kommen mußte. Sie sahen und sagten voraus, daß das stolze Gebäude zerfallen müsse, gleichviel ob über kurz oder lang. Es ist auch in Trümmer gegangen durch Fanatismus, Ordnigier und Parteiwuth. Die unkontrolirte Demokratie des Yankeelandes, nachdem sie ein Spielball einer großen Schaar von Handwerkspolitikern und Stellenjägern geworden, hat sich selbst zu Grunde gerichtet und in sittlicher und politischer Beziehung einen Bankerott gemacht, der schimpflicher und schmachvoller nicht gedacht werden kann.

Das ist eine niederschlagende Wahrheit, aber die Thatsache läßt sich nicht in Abrede stellen. Die Union ist zertrümmert und die prahlerische Ruhmredigkeit der Yankees ganz und gar zu Schanden geworden. Die Berichte, welche, leider auch von deutschen Fanatikern, Abolitionisten und Aemterjägern, noch immer in unseren Zeitungen erscheinen, können über die Sache selbst nicht täuschen und an derselben nichts ändern. Man lese z. B. die Berichte des Dessauers Hermann Raster in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; sie haben sich als ein langes Gewebe von Unwahrheiten herausgestellt und sind eingegeben von einem an den Wahnwitz streifenden, geradezu blutgierigen Fanatismus. Was hat denn das Pochen und Prahlen gegen die „Rebellen" geholfen? Und wie lächerlich nimmt es sich aus, wenn rothe Demagogen von Profession in einem Lande, das einst wegen der Theelaxe eine Revolution machte, einem Dutzend Staaten, die für ihr gutes Recht und für ihre Unabhängkeit kämpfen, vorwerfen, daß sie „Rebellen" seien. Grwechli, de seditione querentes! Und wie kindisch, ja wie frevelhaft erscheint es, den barbarischen Unterjochungskrieg, welchen die Yankeestaaten gegen den Süden führen, als einen Kampf für Freiheit und Civilisation auszugeben! Die Sache wird dadurch nicht anders, daß man den Neger in den Vordergrund stellt, gegen Sklavenhalter und Sklaverei mit ganz nichtswürdigen, hohlen Redensarten deklamirt, während man gleichzeitig, gerade von Seiten des Nordens, in verdechtet, raffinirter Weise diesen Neger in ganzen Hekatomben auf die Schlachtbank liefert; während der Pöbel in den großen Städten der „freien" Staaten Razzias gegen die Schwarzen unternimmt, sie todtschlägt und ihre Häuser einäschert, während Präsident Lincoln eben diesen Negern erklärt, daß sie ein „Unglück" für das Land seien. Nie ist die Heuchelei schamloser aufgetreten.

Wir haben unsere Ansichten über die Stellung des Negers zum weißen Menschen oftmals ausgesprochen und geben jetzt nicht näher darauf ein. Heute wollen wir nur hervorheben, daß noch kein einziger Abolitionist zu sagen gewußt hat, was man mit den vier Millionen Negern anfangen solle, falls dieselben „frei" würden. Von einer wirklichen und vollständigen praktischen Gleichberechtigung im gesellschaftlichen und im staatlichen Leben kann, das giebt auch der Norden zu, gar keine Rede sein. Wozu nun das Geschrei gegen die „Sklavenhalter und Niggerbarone"? Wären vier Millionen eigenthumslose schwarze Proletarier, in welchen der zahlreiche weiße Pöbel seine ärgsten Feinde sieht, ein Glück und nicht eine schlimmere Plage als eben so viele wohlgenährte und wohlgekleidete „Sklaven"? Mit bloßen Redensarten ist aus einer verhängnißvollen Alternative nicht herauszukommen, und eine praktische Antwort auf die Frage hat, wie gesagt, noch kein Abolitionist gegeben. Die Abolitionisten, diese Fanatiker der hohlen Phrase und Floskel, sind die

Digitized by Google

ärgsten Feinde, welche der Neger je gehabt hat; sie verfahren gegen ihn in der That als „Exterminatoren".

Und welch ein Geschrei erheben diese Fanatiker der Flosskel gegen Alle, die nicht in ihren Ruf einstimmen! Sie stellen sich hin, als ob sie allein Recht hätten, während sie doch, unter dem heuchlerischen Deckmantel einer Pseudophilanthropie, gegen alle Geschichte und Erfahrung Sturm laufen. Man sieht, wohin Nordamerika und die Neger durch sie gebracht worden sind. Aber freilich, es liegt im Wesen des Fanatismus, daß er dem gesunden Menschenverstand abgekehrt und für Vernunftgründe plattderdings unzugänglich ist. Er wächte allein das große Wort führen, aber die Thatsachen strafen ihn Lügen.

Wir wollen eine Reihenfolge von Beiträgen mittheilen, welche dazu dienen können, einen Einblick in die nordamerikanischen Verhältnisse zu gewähren. Nicht nur kennzeichnende Darstellungen in Hülle und Fülle werden wir bringen, sondern auch eingeborene Amerikaner aus dem Norden und Süden und Deutsche verschiedener Parteien urtheilen lassen. Auf solche Weise erhalten wir bunte Mosaikbilder, und der Leser kann, in Hinblick auf die Thatsachen, ein Urtheil fällen.

Auf solche Weise legen die Amerikaner selber Zeugniß über sich ab und sitzen über sich zu Gericht. Streng ist ein solches über sie gehalten worden von Gustav von Struve. Dieser Mann ist in manchen seiner Ansichten excentrisch und abstract, ist in der Negerfrage auch nicht über die Redensart hinausgekommen; was er also in dieser Beziehung gesagt, hat gar keinen Werth. Aber er ist kein Stellenjäger geworden, wie so mancher Deutsche; mit seiner Ueberzeugung hat er es stets ehrlich gemeint und er ist uneigennützig geblieben. Wir lesen, er habe den Staub des Yankeelandes von seinen Füßen geschüttelt und sei wieder nach Europa zurückgekehrt.

Wo er als unmittelbarer Beobachter auftritt, kann man dem wahrheitsliebenden Manne trauen. Die Auskartung im öffentlichen Leben Nordamerikas empörte ihn, und er gab 1855 seiner Entrüstung Worte in einem zu New-York gedruckten Buche, das bei uns in Deutschland wohl nur Wenige kennen: „Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes." Es wirft Schlaglichter auf die Dinge, welche wenige Jahre später sich ereigneten und die jetzt ihren wilden, grauenhaften Verlauf nehmen.

„Die Zeit des einträchtigen und friedlichen Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten im Schooße der Union, die Zeit des gesetzlichen Strebens und verfassungsmäßiger Gesinnung hat augenscheinlich aufgehört. Schon das Auftreten der Know Nothings hat dem bisherigen Zustande der Union ein Ende gemacht. Keinem Potentaten Europas wird von gemeinen Aemterjägern so viel Weihrauch gestreut als dem amerikanischen Volke. Da ich nach keinem Amte hasche, erwartet wohl Niemand von mir Schmeicheleien. Ich sage bittere Wahrheiten."

So schrieb Struve schon 1855. Doch bevor wir seine Wahrheiten hören, möge erst ein anderer Deutscher sprechen, gleichfalls ein rechtschaffener Mann, Olshausen aus Schleswig-Holstein. Auch er ist nicht frei von Abstraktionen und gehört der sogenannten republikanischen Partei an, durch welche alles Unheil über das Land gekommen ist, aber er gehört nicht zu den eigentlichen Exterminatoren und das Gewissen in ihm regt sich. Er sagte, als Redakteur der zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Westlichen Post", im Februar 1861 (die Nummer liegt vor uns) Folgendes:

„Auch wer nicht zu den Schwarzsehern und Unglückspropheten gehört, hat reichlichen Stoff zu Besorgnissen für die Zukunft. Zu viele Dinge geschehen in dieser Republik, welche an das von Thukydides geschilderte Griechenland oder das von Tacitus geschilderte Rom erinnern. Wenn heute unsere Zustände einen solchen Maler fänden, so möchte das Gemälde nicht viel erfreulicher werden. Das Volk hat das Beispiel und die Lehren seiner Väter vergessen. Das gegenwärtige Geschlecht ist zwar der Erbe der Wohlthaten und der weisen Anordnungen jener Männer, aber nicht ihrer Tugenden. Nach Rom flossen die Schätze der Provinzen und Rom sank. Diese Republik hat kaum drei Generationen gesehen und schon droht die Fülle des Reichthums das Volk zu entnerven. Daß auch die höchsten Beamten käuflich, daß ihr Sinn mehr durch den Hang nach Geld als von Bürgertugenden beherrscht wird, ist traurig; trauriger aber, daß selbst das Volk die Achtung vor der Tugend und die Verabscheuung des Lasters vergessen hat. Die Proletarier Roms verlangten nur Brot und Schauspiele; sie bewahrten sich in ihrer Versunkenheit doch noch einen Rest von Tugend, einen Hauch von dem Edelm, aber dieses amerikanische Geschlecht ruft nur nach Gold! Gold öffnet die Pfade der höchsten Ehren; Gold ist das einzige Ziel der Begeisterung des Jünglings und der Liebe der Jungfrau, Gold heißt das Kalb, welches von diesem Geschlecht am heißesten angebetet wird; Gold ist sein Gebet am Morgen wie am Abend, die Hingebung für das Volk wird als Thorheit verlacht, die ehrliche Armuth verspottet, aber dem glücklichen Gauner wirft man sich zu Füßen wie ein Sklav."

Struve sagt: — „Eine Partei des Fortschritts, welche auf allen Gebieten des Lebens: in Religion, Staat und Gesellschaft, in Fragen des Handels und Verkehrs für eine freie Entwickelung gewirkt hätte, gab es seither in Amerika nicht. Hier bilden Interessen den Angelpunkt aller Bestrebungen, in Europa dagegen Principien. Hier sind die wichtigsten Fragen durchgängig im Sinne der Unfreiheit gelöst worden. — Der Amerikaner ist hochmüthig, und möchte die Fremden am liebsten ganz austreiben; er ist aber auch habgierig und möchte sie deshalb, so gedrängt wie Häringe in der Tonne, einführen."

Unser Landsmann schildert das öffentliche Leben und nimmt in Nordamerika dieselbe Geistesrichtung wahr, wie er sie in Rußland gefunden hat. Dann sagt er: „Ich bin fürwahr kein Freund der Despoten, aber ich nehme keinen Anstand zu erklären: so niedrig wie hier wird in keinem Staat Europas um die Gunst des Souveräns gebuhlt. Die Aemterjäger singen damit an, die guten Eigenschaften des amerikanischen Volkes: seine frische, ungestüme Kraft, seine Geschäftsgewandtheit und seinen Thatendrang, in übertriebenem Maße zu preisen, fuhren in ihren Lobhudeleien fort, indem sie seine Habgier, Eroberungssucht, Eitelkeit und Herrschsucht für Tugenden ausgaben, und sind nun auf dem Punkt angelangt, daß ihnen nichts übrig bleibt, als die gegen alles Lob stumpf gewordenen Massen zu kitzeln, den unsinnigsten Verurtheilen und verderblichsten Leidenschaften zu fröhnen. Die Folge davon ist eine solche Verwirrung aller Begriffe, wie sie selbst unter dem Joch europäischer Tyrannen nicht schlimmer sein kann, und eine Korruption im Staatshaushalte, wie sie in keinem civilisirten Staate der Erde sich wiederfindet." „Die Entwickelung staatlicher Freiheit besteht wesentlich darin, daß der äußere Zwang abnimmt und immer Mehreres der Selbstbeherrschung der Bürger anheimgegeben wird. Aber in Amerika hat sich unstreitig im Verlaufe der Jahre der äußere Zwang auf

Digitized by Google

allen Gebieten des Lebens ausgebreitet und verstärkt. Amerika ist auch das Land der schroffen Extreme, welche noch weit entfernt sind von einer freundlichen und friedlichen Ausgleichung. Die öffentliche Meinung kann sich hier nicht so still und ruhig, nicht so gründlich und fest entwickeln wie in Europa. Sie wird gemacht, theils durch die Presse, theils durch Volksversammlungen und Vereine, welche alle in der Regel von einer geringen Anzahl Menschen beherrscht werden. Die Geistlichen, die reichen Kapitalisten und die Politiker von Profession spielen dabei die Hauptrolle. Die Masse des Volks ist hier nicht selbständiger als in Mitteleuropa."

„Der Schrei gegen die herrschende Korruption wird von Tage zu Tage lauter, und die Frechheit, mit welcher die gewissenlosen Aemterjäger ihre dem Volke gegebenen Zusagen brechen, weckt manche schlummernde Kräfte. Aber das Parteiwesen hat sehr wenige erquickliche Seiten. Die Widersprüche sind hier schroffer als irgendwo sonst, und die Gewissenlosigkeit, mit welcher nach dem Ziele gestrebt wird, ist wahrhaft haarsträubend. Alles trägt den Parteistempel, und jedes Mittel: Lüge, Gewalt und Bestechung, wird ergriffen, um den Sieg zu gewinnen. Die Vereinigten Staaten führen den Beweis, daß kein hoher Grad von Bürgertugend erforderlich ist, um einer Republik das Dasein zu fristen."

Der Hochmuth der Amerikaner charakterisirt sich in einem öffentlichen Aufrufe, welchen die Nativisten erließen. Sie erklärten sich „für das königliche Blut von Amerika"; es sei „Hochverrath", wenn ein im Auslande Geborener sich „Antheil am Besitz amerikanischer Rechte, Freiheiten und Vortheile anmaße." Dann sagten sie: „Durch Handarbeit allein kann der Ausländer hier nützen, und es ist die Pflicht und das Recht des amerikanischen Volks, die Fremden darauf, als den einzigen, ihnen angemessenen Beruf, zu beschränken."

Das ist der Yankee in seiner Entpuppung, der „Träger der Freiheit und Civilisation", wie deutsche Blätter sich ausdrücken. Struve meint, solche Aeußerungen seien „sehr unrepublikanisch und sehr unvernünftig". Er sagt weiter in Bezug auf die Parteien: „Wenige Drahtzieher halten eine geheime Versammlung, entwerfen einen Plan, gewinnen durch Geld und Versprechungen Redner und Agitatoren, verkünden ein Programm, das sie für geeignet halten, die Massen zu täuschen, und fangen an, das Eisen zu schmieden. Schlaue Betrüger suchen dadurch, daß sie mit großer Heftigkeit die niedrigen Eigenschaften der Masse aufwecken und deren Spannkraft auf bedeutungslose Nebenzinge richten, Einfluß, Macht und Reichthümer zu gewinnen."

Durch den Temperanzfanatismus, so sagt unser Gewährsmann, der selber sehr mäßig lebt und niemals Fleisch genießt, hat hier das ganze Leben eine so einseitige Richtung genommen, daß alle Harmonie dadurch gestört worden ist. Die Einförmigkeit lastet wie ein schwerer Alp auf demselben. Selbst Amerikaner gestehen ein, daß es unter ihnen keine Kinder gebe; nicht selten fangen Knaben wie Mädchen schon im Alter von sechs Jahren an Geschäftsleute zu werden; Alles ist Geschäft; Naturgenüsse kennt man nicht, eben so wenig eine heitere, mit geringen Kosten Allen gebotene Geselligkeit. So wenig eigentlichen Lebensgenuß wie der Nordamerikaner hat kein anderes Volk der Erde; ungerne gehen die Menschen so kalt neben einander her wie hier. Den armen Menschen hat man nichts gelassen als die Kirchen, und diese sind kahl, ohne allen Schmuck. Auch die höhere Gesellschaft leidet an einer geisttödtenden Einförmigkeit; sie ist nur eine traurige Kopie der letztern, ohne deren geschichtlichen und politischen Stützpunkt. Selbst die Künste sind hier freudenlos.

So schildert Struve die gesellschaftlichen Verhältnisse; wir wollen nun hören, was er über das politische Leben zu sagen hat.

In einem Staate, in welchem das allgemeine Stimmrecht den Ausschlag giebt, muß jede Partei darauf hinarbeiten, die Massen und deren Stimmen für sich zu gewinnen. Bei den Wahlen bildet der Knüttel und manchmal auch der Revolver ein wichtiges Element; aber Gustav Struve betont, daß es doch noch ein schlimmeres gebe als die rohe, offene Gewaltthat. Das sind, sagt er, die Umtriebe, welche im Stillen durch Lug, Trug und Bestechung gemacht werden. Ein Mann, welcher eine Wahl auf sich lenken will, muß viele, oft sehr verschiedene Elemente für sich zu gewinnen suchen; das aber ist nicht möglich, wenn er nicht einen Theil derselben über seine eigentlichen Gesinnungen täuscht. So kommt es, daß die Politiker vor der Wahl ihre Gesinnungen protensartig wechseln, und ihre größte Kunst besteht darin, viele Stimmen zu gewinnen und keine zu verscherzen.

Die Ernennung der Kandidaten geschieht gewöhnlich im Geheimen. Die Führer treten zusammen und „nominiren" Leute, welche die größten Vortheile in Aussicht stellen, falls man ihre Erwählung durchsetzt. Sie wird die Wahl verdorben, ehe die Mehrzahl der Wähler eine Ahnung davon hat, daß die Hauptsache schon fertig sei. Die Wenigen, welche im Geheimnisse sind, müssen große Opfer an Geld und Zeit bringen, um ihre Bewerber durchzusetzen. Niemand erwartet von ihnen, daß reine Vaterlandsliebe sie bewegen sollte, oft viele Monate lang ihre Geschäfte zu vernachlässigen, geheime Unterhandlungen zu pflegen, Reisen zu machen, einflußreiche Männer und Zeitungen zu gewinnen und dann auf die Massen zu reisen, ohne daß ihnen dafür ein Antheil an der Beute zufiele. Die Kandidaten selbst dürfen nicht müßig sein. Sie reisen durch die Bezirke, halten Reden und suchen durch allerlei künstliche Mittel Stimmen zu werben. Der eine wird Methodist, um sich den Beistand dieser mächtigen Sekte zu erwerben, der andere läßt sich, gleichviel ob er schon ein hochbejahrter Mann sei, zur Taufe untertauchen, um die Baptisten zu gewinnen; der dritte macht Schenkungen zu Kirchenbauten; der vierte baut eine Schule und speist die Armen. Von den Kanzeln herab wird Politik gepredigt, reisende Kunstreiter und Geistliche durchziehen das Land und bearbeiten die Massen. Sehr oft werden gefälschte Wahlzettel vertheilt und Bestechungen sind bei den Wahlen an der Tagesordnung. „Aus den Wahlen gehen meistentheils Gauner von Talent hervor. Reinheit des Charakters, Gewissenhaftigkeit vertragen sich mit den Wahlen schlecht, und auf Fachbildung wird wenig oder gar keine Rücksicht genommen."

Es ist, so sagt Struve weiter, eine beklagenswerthe Thatsache, daß wahre Bürgertugend hier nur selten Anerkennung findet. Die öffentlichen Verhältnisse können nicht so bleiben wie sie jetzt sind. Was kann das Volk von Gesetzgebern, Richtern und Vollziehungsbeamten erwarten, die aus solchen Wahlen hervorgehen?

„Im Kongresse sitzen die größten politischen Gauner des Landes; immer lauter werden die Klagen über die in Washington herrschende Korruption. Wer nicht Geld mit vollen Händen um sich wirft, kann beim Kongresse sein Recht nicht finden. Viele

Digitized by Google

der bedeutendsten Maßregeln werden durch direkte Bestechung der Mitglieder durchgesetzt."

Die Tribune schrieb im März 1855: „Das große Werk der Entsittlichung schreitet auch im Repräsentantenhause fort; der Senat ist ihr ohnehin längst verfallen; sie führt die Worte eines frühern Staatsmannes aus besseren Zeiten an. Er ahnete was kommen würde, und schrieb: „Wenn jemals die Korruption in unser stolzes Kapitol eindringt und käufliches Verbrechen, ohne zu erröthen, durch unsere Hallen geht, wenn Schwelgerei, Ausschweifung und Bestechung herrschen, dann sind wir gescheitert an denselben Klippen, an welchen andere Republiken zu Grunde gingen."

Und daran ist die Yankee-Union gescheitert. „Bestechung ist zum regelmäßigen Hebel der Gesetzgebung in Washington geworden", sagt Struwe, und führt eine andere Stelle aus der Tribune an (21. Februar 1855), in der es heißt: „Alles stinkt hier von Korruption. Ich werde morgen abreisen, denn wenn ich länger bleibe, werde auch ich verkauft werden. Sich für ehrlich ausgeben, gilt hier für erheuchelte Sonderbarkeit, welche man laugweilig findet."

Alljährlich werden Millionen verschleudert an Leute, deren Ansprüche als vollkommen grundlos nachgewiesen sind. Aber sie besitzen Gewandtheit genug, Stimmen zu kaufen und so ihre Anforderungen durchzusetzen. Agenten, sogenannte Lobby-Mitglieder, umschwärmen in großer Zahl den Kongreß, geben den Mitgliedern Feste und lassen sie von bezahlten Frauen umgarnen. Die Mittel der Bestechung sind vielfach; Aemter, Kontrakte, Wetten, Quittungen für bezahlte Schulden spielen eine große Rolle, und wer auf solche Weise einmal bestochen worden, ist auf immer abhängig von denen, welche ihn bestachen. In den ersten Monaten der Sitzungen wird nur geredet, nichts gethan; aber in den letzten Tagen, kurz vor Schluß der Session, jagt man die wichtigsten Geschäfte im Sturmschritte durch beide Häuser. Das geschieht in Folge geheimer Verhandlungen hinter den Coulissen, und erst nachdem alle Rollen ausgetheilt sind. Man bringt die Maßregel gegen das Ende der Session vor, wenn die Geschäfte sich dermaßen drängen, daß man sich kaum die Mühe nimmt, die wichtigsten Verhandlungen auch nur anzuhören; man stimmt wie die Freunde wollen und leistet diesen denselben Dienst. Vieles wird durch Ueberrumpelung durchgesetzt und der Präsident ist selten entschlossen genug, sein Veto einzulegen; er, selber wird oft überrascht. Und der Kongreß ist das Muster, nach welchem sich mehr oder weniger alle gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Staaten richten; sie sind in kleinerm Maßstabe, was jener im Großen. (— Wir wollen hinzufügen, daß 1861 die ganze Gesetzgebung von Wisconsin, keinen Mann, auch den Gouverneur nicht ausgenommen, käuflig überwiesen wurde, von Eisenbahnspekulanten mit Geld bestochen worden zu sein. Auf diesen Gegenstand werden wir speciell zurückkommen. —)

Auch mit der Rechtspflege ist es schlimm bestellt, und der Jurist Struwe führt eine lange Reihe von Belegen auf. Daß notorische Mörder freigesprochen werden, kommt alljährlich zu Dutzend und aber Dutzend Malen vor. Sehr oft verschwinden Zeugen und Anklager dann, wenn sie den Gerichten Mittheilungen machen sollen. Der phantasiereiche Idealist Struwe hoffte 1855 Beseitigung aller jener „Mißstände" schon aus dem Grunde, weil sie öffentlich besprochen werden dürfen. Aber sie sind seitdem nur noch ärger und kolossaler geworden, denn auch die Presse ist mehr oder weniger korrumpirt, und das Unwesen hat sich immer höher aufgegipfelt, seitdem Kontrakte im Belaufe von mehr als 500 Millionen Dollars für Lieferungen vergeben wurden, von denen ein beträchtlicher Theil an Zeitungsbesitzer kam. Struwe hoffte, „daß durch den belebenden Hauch der Freiheit ein Nebel nach dem andern ausgerottet werden könne." Aber die Amerikaner haben die Diktatur und die Tyrannei, und die Freiheit ist zu Grabe getragen. Er meinte, die Mißbräuche könnten durch den bloßen Willen des „Volks", das er doch selbst als unmündig erkannt und hingestellt hat, ohne eine Revolution abgestellt werden. Es ist ganz anders gekommen.

Wie tief Demoralisation und Schamlosigkeit sitzen und wie alles Gefühl für öffentlichen Anstand geschwunden ist, ergiebt sich aus Folgendem. Vor nun etwa vier Jahren ermordete ein Repräsentant dem Staate Neu-York, Daniel Sickles, einen Mann, Namens Barton Key, der gleich ihm Stellenjäger und politischer Abenteurer war. Sickels hatte Key's unsittliches Verhältniß mit seiner Frau lange geduldet und sah durch die Finger. Als aber wegen eines mit der Politik zusammenhängenden Geldgeschäfts Streit zwischen Beiden entstand, lauerte Sickles seinem Gegner auf und schoß ihn am hellen Tag auf der Straße todt. Während des Processes kamen verruchte Dinge zu Tage. Die Geschworenen, durch Sickles' Freunde „gewonnen", sprachen den Mörder frei. Er habe seine Ehre rächen wollen; — aber er nahm seine entehrte Frau wieder zu sich, ehe ein Monat verflossen war; die Wähler in Neu-York kümmerten dem Mörder und ehrlosen Aemterjäger sein Mandat nicht; er blieb nach wie vor im Kongreß, und jetzt ist der ehemalige Advokat — General in der Unionsarmee. Am 9. April 1863 hielt Präsident Lincoln Heerschau über die Potomac-Armee; neben ihm ritt, in dem aus vier Generalen bestehende Ehrengelcit — Generalmajor D. Sickles. Madame Sickles, die schöne Frau, ruhr hinterher in einem Galawagen!! Herr Karl Schurz ritt auch nebenher.

Struwe schrieb, wie bemerkt, im Jahre 1855. Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt, daß die Zustände unendlich ärger geworden sind, und die Thatsachen reden laut. Wir erwähnten, daß die Presse erkauft werde; in welcher Weise das geschieht, ergiebt sich daraus, daß der Redakteur der zu Neu-York erscheinenden „Evening Post" vom Präsidenten zum „Navy-Agent", Marineagenten, ernannt worden ist und als solcher einen Jahresgehalt von 50,000 Dollars bezieht!.

Wir finden diese Angabe in der deutschen „Neu-Yorker Staatszeitung" vom 12. März 1863. Die Staatszeitung ist das verbreitetste deutsche Blatt, übt großen Einfluß, hat allzeit ihre demokratische Farbe behauptet und hält streng an der Verfassung. Insbesondere eifert sie gegen die Korruption; sie weist nach, daß Senator Wilson, ein Hauptlieferant, Unrecht hatte, zu behaupten, es gebe im Lande keine Gesetze, um die Betrüger zu erreichen. Sie ruft: Für die Lieferanten der gegenwärtigen Bundesregierung ist freilich der Arm der Gerechtigkeit nicht lang genug, denn was ist das Resultat aller Untersuchungen gewesen? Was ist aus dem umfangreichen Material der tugendreichen Untersuchungskommissionen Holt, Owen und Davis geworden? Den Einen hat man aus dem Repräsentantenhause vertrieben und in die Armee gejagt, dem Zweiten hat man mit einem Generalauditoriat, den Dritten mit einer Sinekure, einem Viereu mit einer Richterstelle den Mund verstopft. Derzehnte Betrügereien kamen an den Tag, und erschreckt und fleinlaut verbarg man jeden Betrug, als man fand, wer die Betrüger seien. Nur wenn ein armer Teufel processirt wird, weiß etwa ein Lincoln'sches Kriegsgericht einen Spruch zu finden. Man

Digitized by Google

kann in unseren Tagen ein gewaltiger Spitzbube sein und nicht nur straflos ausgehen, sondern sogar zu höheren Ehren gelangen, nur darf man nicht aus der Schule schwatzen. Und diese Schwindlerbande spielt die Rolle der Unionsretter!"

Ein notorischer Gauner und Räuber, General Butler, der Tyrann von Neu-Orleans 1862, wurde in Boston mit Neu-Yorker mit Serenaden feierlich als Kriegsheld bewillkommnet; man mußte ihn abberufen, aber auch unter seinem Nachfolger Banks „stehlen und rauben die Unionsbeamten dort ganz schamlos. Der Präsident hat Räuber und Schwindler in's Amt eingesetzt; Andere, welche schändlicher Verbrechen überführt worden, hat er der Strafe entzogen, sie im Amt erhalten und Manche mit neuen, einträglicheren Ehrenposten belohnt." (Neu-Yorker Staatszeitung vom 11. April 1863.)

Wir wollen diesen Aufsatz mit einer Betrachtung schließen, welche wir in der deutschen Neu-Yorker Illustrirten Zeitung vom 19. Juni 1863 finden.

„Es sind eigentlich nur sechszehn Personen, welche das politische Wetter unserer guten Stadt Neu-York machen. Es wird so viel geredet vom Einfluße des Parteiwesens, von der Macht der Parteien ꝛc. ꝛc. Das ist Alles Mondschein; die Partei an und für sich hat weder Einfluß noch Macht, sie ist eine ungeschlachte, formlose Masse, die erst durch den souveränen Willen einiger weniger Führer Gestaltung erhält. Volksherrschaft und Volkssouveränetät sind in unserm politischen Leben längst zur Phrase geworden; das Volk gehorcht und parirt blindlings Ordre, das Herrschen wird von einem Dutzend Schlauköpfen besorgt, die man sehr passend als „Drahtzieher" bezeichnet, wodurch sich die Massen selber als Marionetten bekennen. Fünf Anhänger Thurlow Weed's und vier Gegner desselben leiten die jetzt freilich sehr zerfahrene republikanische Partei, während sechs Tammanyleute und der Tycoon von Mozart-Hall (Fernando Wood), der natürlich die Sechse aufwiegt, die demokratischen Parteigeschäfte erledigen. Um diese Leute dreht sich Alles, sie sind das A und das O, ohne ihren Willen fällt in Neu-York kein Sperling vom Dach und wandert kein Dollar von einer Hand zur andern. Es hat sie Niemand zu ihrer hohen Stellung berufen, sie sind aus keiner öffentlichen Wahlurne hervorgegangen, und doch ist ihre Autorität eine unerschütterliche; sie erhalten kein Honorar und erheben keine direkten Steuern, dennoch verfügen sie über ein Budget, das die ganze Verwaltung eines Königreichs bestreiten würde; sie leben wie die Blumen des Feldes und die Vögel des Waldes: sie spinnen nicht und arbeiten nicht, sie säen nicht und ernten nicht — aber unser himmlischer Vater erhält sie doch. —"

A.

Das blutige Drama auf Madagaskar.

König Radama und die Civilisation. — Stellung desselben zu den Christen. — Sein Charakter; reizbares Temperament, Ausschweifungen. — Ausländische Ränkeschmiede. — Aberglaube. — Der 12. Mai 1863. — Eine pöchische Seuche. — Die Rena mafe. — Mordpläne. — Missionär Ellis in Todesgefahr. — Der Versammlungsplatz Antobalo. — Ausbruch der Revolution. — Despotische Bestechlichkeit Radama's. — Seine Ermordung. — Rabodo zur Königin ausgerufen. — Grundzüge einer konstitutionellen Verfassung; Geschwornengericht. — Betrachtungen.

Wir haben früher schon kurz gemeldet, daß König Radama, der Idealist, im Maimonat in seiner Hauptstadt Antananarivo ermordet worden ist. In der „Civilisationskomödie", welche seit beinahe zwei Jahren auf Madagaskar gespielt wurde, hat sich ein blutiger Akt ereignet, welcher den Haupthelden das Leben kostete.

Die Dinge, welche sich auf der großen und schönen Insel im Indischen Ocean begeben, haben auch für Europa eine weitreichende Bedeutung, und wir begreifen sehr wohl, daß die jüngste Katastrophe in England wie in Frankreich ungeheures Aufsehen gemacht hat. Die Leser des Globus erinnern sich, daß wir die Eifersucht der beiden großen Seemächte eingehend geschildert haben; wir wiesen nach, wie fest der französische Einfluß gewurzelt sei und wie die Engländer sich bemühten, demselben entgegen zu wirken. Jetzt wälzt nun die Londoner Presse den Franzosen, die Pariser Presse den Engländern die Schuld auf, und doch erklärt sich, unserer Meinung zufolge, die ganze Angelegenheit sehr einfach. Der europäische Einfluß, welcher auf Madagaskar durchgreifende, unvermittelte Umgestaltungen bewirkte, hat ohne Zweifel einen Hauptanstoß gegeben, und man braucht nicht gerade Verschwörungen und geheime Intrigunen von Seiten der Engländer oder Franzosen zu wittern.

Die ausführlichen Nachrichten, welche uns jetzt vorliegen, beweisen übrigens, wie richtig wir den idealistischen Halbbaren und die salbungsvollen Missionsberichte beurtheilt haben. Diese letzteren lauten jetzt ganz anders, und fassen wir die Thatsachen in's Auge, so stellt sich heraus, daß Radama der Zweite, der Hochgepriesene, nichts mehr und nichts minder war, als ein durch europäische Einflüse aus dem innern Gleichgewicht geworfener Halbbarbar, der durch die Zudringlichkeit einer Civilisation, welche er nicht verstehen, begreifen, bewältigen und in sich einarbeiten konnte, toll gemacht wurde.*)

Der Pariser Moniteur hat amtliche Berichte der französischen Agenten veröffentlicht, und die Londoner Missionsgesellschaft einen Brief ihres Agenten, W. Ellis, bekannt gemacht. Beide ergänzen einander, doch ist in Bezug auf die Entwickelung der Dinge die englische Darstellung klarer. Sie wird von den Sekretären der Missionsgesellschaft mit

*) Schon vor beinahe zwei Jahren warfen wir einen „Blick auf Madagaskar", Globus I, S. 380, und bemerkten, daß diese Insel bald die Aufmerksamkeit Europa in höherm Grad auf sich lenken werde. — In Band II, S. 103, gaben wir eine ausführliche Darstellung, schilderten die Weltlage, die Handelserzeugnisse, das Volk, die Regierung, die alte Königin Ranevalo und den neuen König. Wir gaben auch eine Geschichte der Verschwörung, welche von Franzosen angezettelt worden war und in welche man unsere Landesmännin Ida Pfeiffer verwickelt hatte. — In Band III, S. 46 findet der Leser eine Schilderung des Idealisten Radama und der Gegensätze der französischen und englischen Politik. S. 121 gaben wir Neue Nachrichten aus Madagaskar, und S. 252 gaben wir einen Aufsatz: „Die Civilisationskomödie auf Madagaskar und Napoleonische Annexionen"; wir sprachen dort über die Bedeutung des an Frankreich abgetretenen Hafens Diego Suarez, Eine Reise über die französische Madagaskar-Kompagnie steht IV, S. 224. Unsere Leser sind also völlig orientirt.

Digitized by Google

einigen Betrachtungen eingeleitet, welche wir nicht übergehen wollen, weil sie zeigen, daß auch in Bezug auf Radama die Missionslente wieder einmal sehr sanguinisch gewesen sind.

Die Briefe des Missionärs und Agenten Ellis (desselben, welchem wir zwei vortreffliche Werke über Madagaskar verdanken) sind vom 16. und 17. Mai, gelangten aber erst am 6. Juli nach London. Seit fünf Monaten waren keine Berichte aus Madagaskar eingelaufen, weil während der stürmischen und ungesunden Frühlingszeit der Verkehr zwischen dieser Insel und Mauritius unterbrochen wird. Die Sekretäre bemerken: Ellis erwähne, daß Radama von einem seltsamen Wahne gepackt worden war; er sei ein Opfer eigennütziger, fanatischer und lasterhafter Menschen gewesen. Wir haben, sagen sie, Beweise, daß er während der tyrannischen Regierung seiner Mutter jahrelang ein aufrichtiger Freund der schwergedrückten Christen war, die er vor Verfolgung schützte und aus der Sklaverei erlöste; dabei hat er mehrmals sein eigenes Leben auf das Spiel gesetzt. Von seiner Thronbesteigung an sind alle seine Staatshandlungen durch dieselben Ansichten bestimmt worden; er verkündete gleiche Freiheit für alle Klassen seiner Unterthanen, und die eingeborenen Christen hatten sich seiner ganz besondern Aufmunterung zu erfreuen.

Radama also, so fahren die Sekretäre fort, zeichnete sich durch manche vortreffliche Eigenschaften aus; er haßte aus Instinkt jede Grausamkeit, hatte große Achtung vor Herrn Ellis und dessen Genossen, nahm lebhaften Antheil an dem Unterrichte, welchen sie ertheilten, aber — er bekannte sich niemals zum Christenthume, gab auch niemals eine Absicht kund, dasselbe anzunehmen. Seine besten Freunde mußten stets bedauern, daß er neben jenen vortrefflichen Eigenschaften nicht nur große Schwächen besaß, sondern auch groben Lastern ergeben war. Bei seinem aufbrausenden, reizbaren Temperament, verfiel er in die Schlingen, welche ihm von lasterhaften, gewissenlosen Ausländern (— ein Hieb auf die französischen Agenten und Abenteurer Laborde, Lambert und Konsorten —) gelegt wurden. In der letzten Zeit war er auch nächtlichen Ausschweifungen ergeben, und diese standen doch in einem seltsamen Gegensatze zu dem angeblichen Interesse, welches er am Christenthum zu nehmen behauptete. —

Die nächtlichen Ausschweifungen beging Radama, den Berichten des Moniteur zufolge, in dem sogenannten Steinernen Hause zu Andohimitsimina, in welches er sich auch während der Revolution flüchtete. —

Aus den Berichten des Herrn Ellis geht hervor, daß Radama sich dem Trunk ergeben hatte. „Dadurch wurde er zugänglich für schlechte Rathgeber; daher die Grausamkeit und die Verrätherei ausländischer Intriganten, die seine Aufgeregtheit und Schwäche, welche sie doch selber herbeiführten, eigennützig ausbeuteten, indem sie ihn zu Versuchen verleiteten, die er in nüchternem Zustande gewiß nicht gefaßt haben würde. Unter dem Einflusse des Weines unterzeichnete er den verhängnißvollen Vertrag mit einem wohlbekannten Ausländer und andere Dokumente, die er nicht verstand; seine Trunksucht war Ursache, daß er Verstand und Leben einbüßte."

Mit diesem „wohlbekannten Fremden" deutet Ellis ohne Zweifel auf Laubert, einen kecken, verwegenen Abenteurer, denselben, welcher einst eine Verschwörung gegen die alte Königin anzettelte, sich im vorigen Jahre zum „Herzoge von Emirene" ernennen ließ, den Napoleonischen Königsmantel für Radama besorgt hatte, mit Laborde die Rollen der Civilisationskomödie austheilte, alle Fäden lenkte und die Pläne der französischen Politik förderte. Er war es auch, der die Abtretung der wichtigen Diego-Suarezbay an Frankreich durchsetzte und der französischen Madagaskar-Kompagnie so umfassende Privilegien auswirkte, daß durch dieselben Madagaskar so gut wie völlig in die Gewalt dieses Fremden gegeben ist. —

Radama war, wie Ellis weiter meldet, in hohem Grad abergläubig, hielt große Stücke auf Träume und Geistereinwirkungen. Wenn er etwas behauptete, sagte er gewöhnlich: „Es ist richtig, denn Gott hat es mir so gesagt." Geistererscheinungen hatten für ihn einen weit größern Reiz, und er legte auf dieselben einen viel höhern Werth als auf Vorstellungen, in welchen vernünftiger Zusammenhang war und bei denen man ihm Ursache und Wirkung nachwies. „Ich kann indeß nicht glauben, daß er mit dem gegen mich geschmiedeten Mordplane zusammenhing, habe aber Gründe genug zu der Annahme, daß er irr und wirr in seinem Kopfe gewesen sei, und daß er zuletzt völlig den Verstand verloren habe. Man kann den irre geleiteten König nur bedauern, der auf ganz unverantwortliche Art das Werkzeug von Leuten wurde, welche einen tödtlichen Haß gegen Christi Sache haben: er hieß Mutthaten gut und ermunterte zu denselben, und doch widerstrebten sie seinen früheren Neigungen und Gewohnheiten ganz und gar."

Welche Ergebnisse, so sagen die Sekretäre, unter der neuen Regierung sich auf die Dauer herausstellen, das kann Keiner im Voraus wissen. Der absolute Despotismus ist mit einer Regierungsform vertauscht worden, welche sich dem konstitutionellen System annähert. Doch nur allein die Zeit kann lehren, ob die einflußreichen Klassen in Madagaskar diese guten Principien wirklich zu würdigen und zu benutzen verstehen. Ellis und seine Genossen sind voll der größten Hoffnungen.

Wir wollen nun den Verlauf der madegassischen Mairevolution schildern und das, was Ellis unterm 16. Mai aus der Hauptstadt Antananarive darüber meldete, zum Leitfaden nehmen.

Binnen wenigen Tagen, schreibt er, hat eine völlige Umwälzung stattgefunden. Radama der Zweite ist nicht mehr; die Erelleute haben eine Thronfolgerin gewählt, die vom Volk anerkannt worden ist. Das Land hat eine neue Regierungsform, der gemäß fortan Gesetzgebung und Verwaltung gemeinschaftlich bei der Königin, den Erelleuten und dem Volke sind. Rabodo hat die ihr gestellten Bedingungen angenommen, und wurde als Rafaharina zur Königin von Madagaskar ausgerufen. Radama's Tod, die Uebernahme der Krone durch seine Gemahlin und die Proklamirung derselben, das Alles ereignete sich an Einem Tage, den 12. Mai 1863.

In einigen Beziehungen war Radama ein umgänglicher und verständiger Mensch, aber seine Begriffe von den Pflichten und Aufgaben eines Herrschers waren überaus mangelhaft, und seitdem er den Thron bestiegen, ist zum Wohle des Landes eigentlich so gut wie gar nichts geschehen. Indem er alle Zölle abschaffte, beraubte er die Regierung eines großen Theils ihrer Einkünfte. Er entfernte viele Erelleute und die erfahrensten Männer aus seinem Rath, und umgab sich mit einer Schaar junger, unerfahrener, theilweise nichtsnutziger Leute, welchen er sein Vertrauen schenkte. Er that gar nichts, um verbrecherischen Handlungen vorzubeugen oder dieselben zu bestrafen; er traf auch nicht die mindeste Maßregel, um feste Grundlagen für das Gedeihen des Landes zu gewinnen, und so wuchs das Mißvergnügen gegen ihn im Volke. Einzelne waren ihm allerdings ergeben. Uebrigens hielt

Digitized by Google

man ihn doch für gut geartet und hoffte auf einen Umschwung zum Bessern. Die Christen, welchen die Lehrfreiheit nicht im mindesten verkümmert wurde, gaben sich Mühe, ihre heidnischen Landsleute aufzuklären.

Während der letztverflossenen drei Monate wurden außerordentliche Anstrengungen gemacht, den König wieder unter den Einfluß des alten Aberglaubens zu bringen; sie gelangen vollständig und führten Radama's Untergang herbei. In der Hauptstadt und den umliegenden Provinzen war eine Art von psychischer Seuche ausgebrochen. Die Leute, welche davon ergriffen wurden, behaupteten, daß sie selber von Allem, was sie thaten, gar nichts wüßten; sie seien platterdings außer Stande, das Springen, Laufen, Tanzen ꝛc., wenn dasselbe sie anwandle, zu unterlassen. Diese Leute hatten auch Visionen und vernahmen Stimmen aus der übernatürlichen Welt. Unter diesen Gesichten war eins, das sehr Viele geschaut haben wollen: sie erblickten die Ahnen des Königs, und Stimmen verkündeten, daß diese Ahnen kommen und dem Könige sagen würden, was er für des Landes und Volkes Wohlfahrt zu thun habe. Radama erbielt dann eine Botschaft, welche ihm angeblich von diesen Ahnen geschickt wurde; es hieß in derselben, daß er sehr bald von einem schweren Unglück heimgesucht werden solle, wenn er das Beten nicht einstelle.

Radama's beste Freunde (— Ellis und die anderen Missionäre —) waren überrascht, daß er diesen seltsamen Dingen so großes Gewicht beilegte. Er schien an diese Botschaft aus der Geisterwelt zu glauben, ermuthigte die wahnsinnigen Tänzer, welche sich tagtäglich in seinen Palast drängten und offen erklärten, daß das Tanzen so lange immer ärger werden müsse, bis das Beten aufgehört habe.

Der allgemeinen Annahme zufolge ist diese ganze Bewegung durch die Hüter der Götzenbilder, die heimischen Priester, hervorgerufen worden; geführt wurde sie durch des Königs Mena maso. Von diesen letzteren wurden Leute bestochen, die als angeblich Kranke (Besessene) vom Lande hereinkommen mußten, damit der Betrug nicht auffühte.

Es wurde der Vorschlag gemacht, eine Anzahl Christen zu ermorden, weil man dadurch der Ausbreitung des Christenthums Hindernisse in den Weg legen könne; auch sollten die angesehensten Eroleute, welche das Gebahren des Königs mißbilligten, getödtet werden. Radama wollte den Einfluß dieser fanatischen Partei verstärken, und erließ einen Befehl mit Gesetzeskraft, demgemäß Jedermann, der einem (sogenannten) Kranken begegne, vor diesem den Hut abziehen solle. Den Kranken müsse solchergestalt dieselbe Ehrfurchtsbezeigung erwiesen werden, wie früher den Götzenbildern beim feierlichen Umzuge durch die Hauptstadt.

*) Mena maso bedeutet buchstäblich: rothe Augen. Ellis bemerkt: „Sie sind nicht die anerkannten Minister des Königs, sondern eine Art von Inquisitoren, von denen angenommen wird, daß sie Alles ausspüren und entdecken, was etwa der Regierung zum Nachtheil gereichen könnte. Sie geben bei allen vorkommenden Gelegenheiten dem Könige Winke und Rathschläge; man nimmt ferner an, daß ihre Augen roth geworden seien, weil dieselben durch das unablässige Nachforschen allzusehr angestrengt würden." Man vergleiche mit dem, was der englische Missionär über diese Mena maso sagt, die hohen Lobpreisungen, zu welchen sich der katholische Missionär, Pater Jouen, ein Franzose, hingerissen fühlt, Globus III, S. 47. Er bezeichnet diese Leute als Leibwächter, als junge, intelligente, muthige Männer, welche dem Herrscher ganz ergeben seien, und dem Könige bei Ausführung seiner vielen Pläne zur Erhöhung der Volkswohlfahrt an die Hand gingen; sie seien zugleich Beicäthe, Ingenieure und Baumeister des Königs, welche „erstaunliche Dinge fertig brächten". Darüber erzählt dann der Pater allerlei blendende Jagdgeschichten. A.

Um die Leute, welche die beabsichtigten Mordthaten ausführen sollten, gegen alle Verfolgungen sicher zu stellen, ließ Radama verlauten, er werde verordnen, daß Alle, die mit Feuerwaffen, Schwertern oder Speeren fechten wollten, daran nicht verhindert werden dürfen, und daß Keiner dafür, daß er einen Andern getödtet habe, bestraft werden solle. Dadurch kam große Unruhe unter die Leute. Am 7. Mai erklärte der König vor seinen Ministern und anderen Männern, es sei bei ihm unwandelbar beschlossen, jene Verordnung zu erlassen. Von allen anwesenden Mena maso waren nur drei gegen den Erlaß, andere schwiegen und die übrigen erklärten ihre Zustimmung.

Von da an hielten die Eroelleute und die Vorsteher des Volks den ganzen Tag lang Berathungen über Das, was nun zu thun sei. Am andern Morgen begab sich der Premierminister mit ungefähr einhundert Notabeln, darunter der Oberbefehlshaber des Heeres, der Schatzmeister und der oberste Palastbeamte, zum Könige; sie alle protestirten dagegen, daß er den Mord legalisiren wolle, und baten ihn dringend, es nicht zu thun. Der Premierminister that sogar einen Fußfall; als aber das Alles auf Radama keinen Eindruck machte, stand jener auf und fragte: „Erklärst Du vor allen diesen Zeugen, daß ein Mann, welcher einen andern tödtet, nicht bestraft werden solle?" Der König antwortete: „Ja, das ist mein Wille." Der Minister wandte sich darauf zu seinen Begleitern mit den Worten: „Das ist genug; wir müssen uns bewaffnen; kommt mit mir." Ich sah sie in langem Zuge vor meiner Wohnung vorübergehen, als sie nach des Ministers Hause sich begaben, wo sie dann den Entschluß faßten, dem Könige Widerstand zu leisten.

Gegen Abend war ich in des Königs Wohnung und schwebte dort in Lebensgefahr. Fünf oder sechs seiner vertrauten Rathgeber, nämlich Mena maso, hatten sich verabredet, mich zu ermorden, und dadurch, wie sie meinten, der Ausbreitung des Christenthums entgegen zu wirken. Aber Freunde warnten mich und der Premierminister traf Vorkehrungen für meine Sicherheit. Ich ging eine Stunde früher als gewöhnlich zum König und kehrte sofort wieder zurück, um in der Nähe meiner Wohnstätte einen sichern Aufenthaltsort zu suchen. Beten des Premierministers harrten schon meiner, und vor Eintruch der Dunkelheit begab ich mich in das Haus des Doktors Davidson, welches an einer Ecke des Andohalo steht, das heißt des großen Platzes auf welchem Volksversammlungen abgehalten werden.

Alles in der Stadt war in der äußersten Aufregung; die ganze Nacht hindurch zogen Weiber, Kinder und Sklaven mit werthvollen Gegenständen beladen, ab, während gleichzeitig Schaaren bewaffneter Männer aus den Vorstädten her eindrangen. Am 9. Mai, bei Tagesanbruch, hatten mehr als zweitausend Soldaten den Andohalo besetzt; andere Truppen waren auf der Anhöhe neben der Wohnung des Ministers aufgestellt; auch ließ dieser alle Zugänge zur Stadt sorgfältig bewachen.

Den Eroellenten lag zunächst daran, etwa dreißig von den Mena maso in ihre Gewalt zu bekommen, und zwar solche, welche den König vorzugsweise zu gemeinschädlichen Handlungen aufmunterten. Es gelang auch, eine Anzahl derselben gefangen zu nehmen, nur sie wurden ohne Weiteres niedergehauen, andere entflohen und nur zwölf oder dreizehn blieben beim Könige, von welchem man die Auslieferung derselben verlangte. Als dieselbe verweigert wurde, erklärten die Eroellente, sie würden jene Männer mit Gewalt aus dem Palaste herausholen. Inzwischen wurden immer mehr Truppen herangezogen; nur wenige Soldaten waren beim Könige geblieben, und diese weigerten sich, auf die anderen

Digitized by Google

zu feuern. Das Volk möchte wohl Mitleid mit dem Herrscher haben, erhob aber keine Hand zu seiner Vertheidigung. Endlich versprach Radama die Mena maso auszuliefern, wenn man ihnen das Leben nicht nehmen und sie lebenslänglich gefangen halten wolle. Am 11. Mai wurden sie über den Andohalo nach der Stelle hin geführt, wo sie in Fesseln geschlagen werden sollten.

Radama hatte während der Verhandlungen mit den Ehelleuten erklärt: nur er allein sei Herrscher, sein Wort allein sei Gesetz, seine Person sei heilig und unantastbar, er werde von oben her durch übernatürliche Kräfte beschützt und werde Alle, welche gegen seinen Willen sich auflehnten, streng bestrafen. Die Ehelleute fanden es demnach mit ihrer eigenen Sicherheit unverträglich, ihn länger am Leben zu lassen, und ermordeten ihn am andern Morgen in seinem Palaste. Die Königin war bei ihm und gab sich alle Mühe, sein Leben zu retten, aber vergeblich. Dann wurden auch seine Rathgeber, die Mena maso, getödtet.

Am Vormittage begaben sich vier der angesehensten Ehelleute zur Königin und legten ihr ein schriftliches Dokument vor; dasselbe enthielt die Grundzüge von Bestimmungen, welche fortan bei der Regierung des Landes maßgebend sein sollten. Man werde die Königin als Herrscherin anerkennen, im Falle sie sich mit denselben einverstanden erkläre; wenn nicht, müsse man einen andern Herrscher suchen. Sie las die Schrift und erklärte ihre volle, aufrichtige Einwilligung und Zustimmung, nachdem sie sich über einige Punkte hatte Erläuterungen geben lassen. Die Ehelleute sprachen dann: „Auch wir erklären uns durch dieses Uebereinkommen gebunden. Wir sind, wenn wir dasselbe brechen, des Hochverraths schuldig; brichst aber Du es, dann werden wir abermals thun, wie wir jetzt gethan haben.“ Der Premierminister unterzeichnete das Aktenstück im Namen und Auftrage der Ehelleute und der Vorsteher des Volkes, und die Königin unterschrieb gleichfalls. Mittags zwischen 1 und 2 Uhr wurde dann die neue Ordnung der Dinge durch Kanonenschüsse verkündet.

Zwischen 3 und 4 Uhr kamen mehrere Offiziere zu uns mit einer Abschrift des Dokuments und lasen uns dasselbe vor. Der Hauptinhalt ist folgender:

Das Wort des Herrschers allein ist nicht Gesetz, sondern die Ehelleute, die Volksvorsteher und die Königin gemeinschaftlich geben die Gesetze.

Allen Ausländern, welche den Landesgesetzen gehorsam sind, wird volle Freiheit und Schutz gewährleistet.

Die freundschaftlichen Beziehungen zu allen anderen Völkern werden aufrecht erhalten.

Es werden Zölle erhoben, aber Handel und Civilisation sollen gefördert werden.

Den einheimischen Christen wird Freiheit und Schutz für Ausübung des Gottesdienstes, der Lehre und der Ausbreitung des Christenthums zugesagt; aber derselbe Schutz und dieselbe Freiheit wird auch Allen, die nicht Christen sind, gewährleistet.

Die Sklaverei wird auf Madagaskar nicht abgeschafft; aber den Besitzern bleibt es unverwehrt, ihren Sklaven die Freiheit zu geben oder dieselben zu verkaufen.

Niemand darf für irgend ein Vergehen auf Befehl des Herrschers allein hingerichtet werden; ein Todesurtheil kann nur vollzogen werden, wenn zwölf Männer einen Angeklagten für schuldig eines Verbrechens erklärt haben, auf welches Todesstrafe gesetzt ist. —

Dies sind die Grundzüge. Nach Verlauf einer Stunde wurden wir in den Palast berufen, um die Königin zu begrüßen. Sie versicherte, daß sie freundschaftliche Gesinnungen für die Engländer hege, auch uns (Missionären) wohlgesinnt sei und unsere Arbeiten zu fördern wünsche. —

In einer Nachschrift sagt Ellis: Alles geht vortrefflich von Statten. Die Königin hat an Königin Victoria und den Kaiser der Franzosen geschrieben und ihre Thronbesteigung angezeigt; sie erklärt, daß sie die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Mächten und Madagaskar unangetastet aufrecht erhalten, auch die Unterthanen beider Mächte, welche hierher kommen, in Bezug auf Person und Eigenthum schützen werde. Der Beamte, welcher mir dieses mittheilte, sagte auch, man habe den Vertrag mit England sorgfältig geprüft und sei entschlossen, ihn unbedingt anzunehmen. Unsere Aussichten für das Missionswerk sind günstiger als je zuvor. —

* * *

Aus dieser Darstellung des Missionars Ellis geht hervor, daß die Revolution auf Madagaskar lediglich und allein durch Radama hervorgerufen worden ist; daß die Ehelleute ihn ermordeten, um das eigene Leben zu retten und wieder Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen. Radama war zum Trunkenbold herabgesunken, despotischer Wahnwitz hatte seinen Kopf eingenommen und er war jedem verständigen Rathschlag unzugänglig geworden. Die Regierung des Vielgepriesenen war eine tragi-komische Posse mit blutigem Ausgange. Die einzige Handlung, welche Billigung verdient, war die Abschaffung des Tangihn, des Gerichts durch die Giftprobe, über welche wir wohl gelegentlich einmal reden.

Wer mit den Verhältnissen in Madagaskar und dem Verlaufe der Dinge näher bekannt ist, findet in den Angaben und Betrachtungen sowohl der Londoner wie der Pariser Blätter manche positive unrichtige Angaben und ganz falsche Schlüsse. Das „Pays“ hat treist behauptet, der Missionär Ellis habe die Mordthaten angestiftet und sei Zeuge derselben gewesen. Wir kennen die beiden Werke des Herrn Ellis über Madagaskar sehr genau, sind allen seinen Schritten genau gefolgt, und können mit voller Bestimmtheit sagen, daß er, ein wohlwollender, sanfter Mann, absolut unfähig ist, nur einen Gedanken an eine derartige Greuelthat zu fassen. Ein solcher liegt ihm weitenweit fern. In seinen hochfahrenden Hoffnungen auf Radama hat er sich freilich ganz und gar getäuscht.

Wenn ein Blatt, dem überhaupt das unbefangene Urtheil (z. B. auch in Betreff der deutschen, nordamerikanischen, polnischen, ungarischen, türkischen und griechischen Dinge) in geradezu auffallender Weise mangelt, — wir meinen Daily News, — behauptet, Radama sei Christ gewesen, so ist das plattderdings falsch; wenn dieselbe Zeitung ihn als einen „Reformfreund“ bezeichnet, so ergiebt sich aus dem Verlaufe der Dinge, wie diese Redensart zu verstehen ist. Radama, wir wiederholen es, war ein Halbbarbar, ohne sittlichen Zusammenhang in sich selbst, und am Ende ohne gewöhnlichen Menschenverstand. Dafür zeugt, daß er seinen Unterthanen, bei schwerer Strafe im Falle der Nichtbefolgung, den Befehl gab, nur europäische Kleidung zu tragen. Man kann sich etwas Widersinnigeres gar nicht denken. Er war ein Spielball gleichzeitig der französischen Abenteurer, die ihn beschwindelten und mit ihm Champagner tranken, der Missionäre, welche mit ihm beteten, und der vergoldeten Jugend, der ausschweifenden Junker, seiner Mena maso, mit denen er nächtliche Orgien feierte. Am Ende ward er verräckt und beim Volke so verhaßt, daß sich keine Hand für ihn erhob. Ja, so tief war die Abneigung gegen ihn gewurzelt, daß sein Name in der Reihenfolge der Regenten nicht einmal

Digitized by Google

genannt werden soll. Denn die neue Regierung verordnete: daß die Königin Rabodo, welche unter dem Namen Rasoaherp den Thron bestieg, so betrachtet werden solle, als sei sie unmittelbar Nachfolgerin der Königin Ranavalo (die im Sommer 1861 starb). Radama der Zweite wird so angesehen, als habe er nie gelebt oder regiert. Bezeichnend ist auch, daß die Königin, bevor sie anerkannt wurde, sich ausdrücklich hatte verpflichten müssen, niemals starke Getränke zu genießen.

Diese Abneigung spricht sich auch noch in anderen Verfügungen aus. Radama's Leiche sollte unbeerdigt bleiben; man hielt ihn also für unwürdig eines ehrlichen Begräbnisses.

Die Revolution auf Madagaskar ist ohne allen Zweifel eine Reaktion der Selbsterhaltung, gegenüber der Tollheit eines Herrschers, der nicht mehr zurechnungsfähig war. Excellente und Volk waren vollkommen einverstanden, und die neue Verfassung, eine Art von Magna charta, ist offenbar in der Absicht gegeben worden, despotischer Willkür Schranken zu setzen. Alle Bestimmungen derselben sind verständig, auch, vom afrikanischen Standpunkt aus angesehen, jene über die Sklaverei, welche so innig und tief mit den Begriffen und Anschauungen der Menschen verwachsen ist, daß sie durch ein Dekret sich nicht beseitigen läßt. Aber der auswärtige Sklavenhandel bleibt nach wie vor verboten.

Ohne Zweifel werden wir demnächst charakteristische Einzelnheiten über jene bemerkenswerthen Vorgänge erfahren, und dann auch beurtheilen können, welche Stellung das herrschende Volk der Howas gegenüber den anderen Völkern Madagaskars, z. B. den Betimsaras, Betanimenen ꝛc. eingenommen hat, und wie weit volksthümliche Gegensätze bei der Revolution betheiligt waren. Alle bis jetzt vorliegenden Berichte geben nur die äußeren Thatsachen, nicht den Zusammenhang der inneren Verflechtungen.

Ein Ausflug von Stockholm nach Drontheim.

Von einen schwedischen Offizier für den Globus geschrieben.

Sundwall. — Bärenjäger. — Oesterfund in Jemtland. — Der Stor-See. — Schlechte Waldwirthschaft. — Die Lemminge. — Der Weg aus Jemtland nach Norwegen. — Staalbiga. — Lappen und Missionen. — Drontheim. — Ausflug nach Stickelstad. — Landwirthschaftliches Fest. — Eine skandinavische Rede

Sie haben bereits mehrere Mittheilungen über Skandinavien gebracht. Erlauben Sie, daß auch ich in der folgenden Skizze Ihnen einen Beitrag zur Landeskunde des Nordens liefere.

Ich unternahm im Monat Juni 1861 eine Reise in das nördliche Schweden. Wir benutzten eines jener großen, mit allen Bequemlichkeiten, selbst einer Badezelle, versehenen Dampfboote, welche von Stockholm aus bis zur Stadt Happaranda, an der Nordküste des Bottnischen Meerbusens, regelmäßig ihren Kurs machen und unterwegs an vielen Küstenstädten anlegen. Eine Anzahl Nordländer, die aus verschiedenen Gegenden Skandinaviens und des europäischen Kontinents in ihre eisige Heimat zurückkehrten, bildeten, nebst einem jungen Engländer, unsere Reisegesellschaft.

Wir kamen zunächst nach Sundswall, einem von Stockholm etwa 60 Meilen*) entfernten Küstenstädtchen. Ein uns bekannter Holzhändler, den wir seit 15 Jahren nicht gesehen hatten, lud uns (— meinen Vater und mich —) zum Mittag und zu einer Bärenjagd ein; leider mußten wir ablehnen. Die Bärenjagd ist in jener Gegend beliebt. Seiten wird der zottige Waldbewohner von der wohlgezielten Büchsenkugel getödtet; meist stellt man Gewalt der Gewalt entgegen und es kommt zum Handgemenge. Der Jäger hat kaltblütige Besonnenheit nöthig; er muß den mit beiden Armen erhobenen Jagdspieß in die Rachenhöhle des Thieres sicher hineinzubringen verstehen, sonst ist er verloren. Trifft aber der Spieß, dann hilft der Bär selber seinen Tod zu befördern, indem er den Spieß mit seinen Tatzen rascher hineinreißt, als es der Jäger vermag. In den Nordländen giebt es, besonders in den Thälern, kraftvolle und kühne Männer, welche es gern mit den Bären versuchen. Zwei Thalbewohner gingen an einem Wintermorgen einen Berg hinauf, um Holz zu hauen. Ein gewaltiger Bär wird durch das Krachen des Baumes in seinem Morgenschlummer gestört, und mit einem Sprung umfaßt er den einen Mann. Der Andere eilt sogleich zu Hülfe, aber statt auf einmal mit einem scharfen Hiebe seiner Axt den Bären zu Boden zu strecken, giebt er ihm mit dem Hammer der umgekehrten Axt einen Schlag nach dem andern auf den Kopf, um ja nicht das kostbare Fell zu verletzen. Der Bär und der von ihm umhalste Mann rollen nun mit einander den steilen Hang hinunter und kommen so plötzlich dem besorgten Retter aus dem Gesicht. Der aber ruft verwundert aus: Nun, wo seid Ihr denn geblieben! — und tritt den Rückweg an! Dieser Vorfall wurde uns in Sundswall erzählt.

Nach kurzem Aufenthalte reisten wir in Gesellschaft des Engländers, im eigenen bequemen Reisewagen, von Sundswall ab und fuhren nach der in nordwestlicher Richtung gelegenen, 30 Meilen entfernten Stadt Oesterfund in der Provinz Jemtland. Die Reise hat nichts Beschwerliches denn der Weg ist gut, und die Wirthshausbesitzer, welche den Vorspann zu leisten haben, sind mit raschen Pferden versehen. Auch bekommt man unterwegs gute Butter und Milch, manchmal auch vortreffliche Fische. Die Häuser sind im Allgemeinen gut gebaut. Es fehlt nicht an landschaftlichen Schönheiten, wenn gleich die Natur, bevor man Oesterfund erreicht, nichts Eigenthümliches darbietet. Was die Bewohner betrifft, so nimmt man bald wahr, daß es Menschen von selbstständiger Gesinnung sind, die nur von der eigenen Ueberzeugung geleitet werden und die nur dann sich überzeugen lassen, wenn man ihnen freundlich entgegenkommt.

In Oesterfund sieht es mir schwer, mich zurechtzufinden, so sehr hatte sich die Stadt, und zwar zu ihrem Vortheil, in den letzten funfzehn Jahren verändert. Gebäuden war natürlich die herrliche Lage am Strande des Storsees, wie die schöne lange Brücke, welche die Stadt mit der lieblichen Insel Frösön verbindet, wo das Jemtlandsche Regiment seinen Exercierplatz hat und die stattlichen Offizierswohnungen sich am Strande des schönen Storsee hinziehen. Dort hatte ich zehn Jahre in Jugendfreiche unter Kameraden und Freunden verlebt, von denen ich nun viele wiedersah; denn der Nordländer verläßt ungern sein Land, wo die gesunde, stärkende Luft dem Menschen im Durchschnitt ein hohes Alter verleiht.

Am Strande des Storsees sieht man die funfzehn Meilen weit entfernten und doch dem Auge ganz nahe gerückten, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, denen der wärmste Sommer immer nur einen Theil ihrer weißen Hülle nimmt. Wie lebhaft steht er mir vor der Seele, der prächtige Storsee, mit seinem klaren, blauen Wasser, wo an milden Sommerabenden das Echo, klar und rein, vom Waldhorn aus den nahen Bergen gelockt wird! Wie oft habe ich dort das Große und Schöne in der nordländischen Natur empfunden, und doch auch das Gefühl gehabt, welches uns immer beschleicht, wenn wir uns von einer spärlichen Bevölkerung um-

*) Stets, wie hier, deutsche Meilen

Digitized by Google

geben wissen — das Gefühl der Leere, der Einsamkeit. Nicht etwa einer Unfruchtbarkeit des Bodens wegen ist die Bevölkerung so dünn, denn das ausgestreute Korn kommt zwanzigfach zurück, und die wachsende Saat verspricht immer eine gute Ernte; aber es ist immer ungewiß, ob die schönen, dichten Halme zur Reife gelangen werden; früh eintretende Fröste vernichten in manchem Jahre die Hoffnung.

Der Reichthum der Provinz Jemtland besteht in ihren großen Tannen- und Fichtenwäldern. Allein hier, wie überall in Schweden, werden dieselben in roher Weise ausgebeutet, und zwar in dem Maße stärker, als der Bedarf an Holz in der übrigen Welt zunimmt. In der That trage ich gar kein Bedenken, die Waldwirthschaft für unsere wichtigste ökonomische Frage zu halten, zumal es für unumstößlich gelten kann, daß die klimatischen Verhältnisse davon abhängen. Entschließt man sich nicht, einen geregelten Waldbetrieb einzuführen, so dürfte der Tag nicht allzu fern sein, wo diese nördlichen Gegenden in öde Steppen verwandelt sind.

Eine geordnete Waldwirthschaft, durch welche die Nachkommen vor dem Erfrieren geschützt würden, hält man theils für zu kostspielig, theils erblickt man in ihr einen Eingriff in das Eigenthumsrecht, weshalb nur bei Staatswaldungen von guter Wirthschaft die Rede ist. Es scheint mir ein Recht und eine Pflicht der Gesetzgebung zu sein, bei diesem mächtigen Kapitale die willkürliche Benutzung des Einzelnen, welche der Landeswohlfahrt in Zukunft so tiefe Wunden schlagen kann und schon geschlagen hat, nicht zu gestatten. Sehen wir, um ein Beispiel anzuführen, auf Island. Es hatte einst die schönsten Wälder und war ein fruchtbares Land. Was ist es jetzt?

Ich gedenke noch der zahlreichen Birk- und Haselhühner, die in unseren nordischen Wäldern nisten, von denen ganze Wagen voll, 90 Meilen und weiter, nach Stockholm gebracht werden.

Das Weib im Norden, dem wahre Anmuth nicht fehlt, zeichnet sich durch offenes, umfassendes Wesen aus. Das trauliche Du wird oft unter den verschiedenen Geschlechtern gebört; doch glaube der Fremde nicht, daß geöffnete Vertraulichkeit leicht sei. Was die Nordländerin giebt, ist gegeben: die Grenze wird nur sehr ausnahmsweise überschritten.

Das Tuch, welches die Landbewohnerin tief und mehrfach um die Stirn windet, läßt die Form des Gesichtes nicht nach Wunsch hervortreten, aber die milden, blauen Augen und die oft ungemein weiße, feine Haut verstehen nicht einen angenehmen Eindruck zu machen.

Die Gastfreiheit war früher in Jemtland überall groß und ist es wohl noch jetzt. Kauft man sich ein Pferd und macht eine Reise, so werden Mensch und Pferd von den schlichten Landbewohnern je länger je lieber beherbergt. Von Bezahlung darf keine Rede sein.

Höchst merkwürdig sind die während des kurzen Sommers von den Gebirgen herabkommenden Lemminge. Das rattenähnliche Thier mißt bis zum Schwanze, der über einen halben Zoll lang ist, etwa fünf Zoll. Das Fell ist rostgelb, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, und von ziemlich zarter Beschaffenheit. In schmalen, parallelen, möglichst geradlinigen Zügen wandern sie zu Millionen daher, werden etwa acht bis vierzehn Tage gesehen und verschwinden dann, indem sie bei dem Versuch, über den Storsee zu schwimmen, größtentheils umkommen. Sie nähren sich von mancherlei Pflanzen, Neuntödtergeschlechten u. s. w., und der Schaden, den sie anrichten, ist nicht gering. Ich habe manchmal mit dem bloßen Stock in kurzer Zeit mehrere Hunderte getödtet.

Ich kehre nun noch einmal zu dem Augenblick unserer Ankunft in Oesterlund zurück. Der Bezirks-Oberste und alte Freunde nahmen uns so gastlich auf, daß ich, der die Kasse führte, während der acht Tage unseres Aufenthalts nichts weiter ausgab, als die bei der Abreise üblichen Trinkgelder. An sechs Mittagen waren wir die Gäste verschiedener Privatpersonen, die in Betreff der Bewirthung dem Ruhme des Landes nichts vergaben; und an zwei Mittagen nahmen wir an öffentlichen Festmahlzeiten, womit man uns beehrte, Theil. Die eine wurde von der Bürgerschaft veranstaltet und ist mir besonders durch die freundliche Art, wie der Verdienste meines Vaters gedacht wurde, der die Verwaltung des Distrikts längere Zeit geleitet hatte, in lebhafter Erinnerung. Unter ihm war schon die Lösung der Frage (die noch immer nicht gelöst ist und doch eine Lebensfrage für die Gegend genannt werden kann), vom Storsee aus mehrere in der Richtung nach der Ostsee liegende kleine Seen zu einem bequemen Wasserwege nach dem entfernten Meere zu verbinden — angebahnt worden. Das andere Festmahl wurde von den Offizieren des Jemtlandschen Reiterregiments, auf der Insel Frösön, an einem der schönsten Sommertagen gegeben. Am Nachmittage wurden die Truppen in Parade aufgestellt; dann folgte ein Ball. Um nun vermuthlich meinen Vater recht lebhaft an seine eigenen Gewohnheiten zu erinnern, ertönte plötzlich, während Alle sich bei tanzender Musik zum Tanz vergnügen überließen, das Lärm-Signal. Alles stürzte sogleich davon, die Truppen waren im Augenblick aufgestellt und in der prachtvoll hellen Sommernacht ward exerziert. Nach einer Stunde wurde Heer gelassen, und nicht lange nachher der Ball fröhlich fortgesetzt.

Schon einige Tage zuvor hatte sich der englische Reisegefährte von uns getrennt. Sein Ziel war eine durch Lachsfischerei berühmte Stelle an der Südwestküste von Norwegen. Als echter Sohn Albions hatte er es diesen Sommer vorgezogen, statt von England aus direkt hinüberzudampfen, zuvor das Kattegat und den Sund zu passiren, die Ostsee hinauf bis Sundswall zu fahren, Schweden in derthälichen Breite zu durchreisen und über die Fjälden zu klimmen, um endlich am ersehnten Ziel anzulangen. Von ihm hatte ich übrigens gelernt, wie man durch ein kaltes Douchebad am Morgen der drückendsten Sommerwärme des Tages am leichtesten widerstehen kann. Mein Vater hatte Drontheim, die Stadt, wo die schwedischen Könige als Könige von Norwegen gekrönt werden, zu seinem Reiseziel erwählt. Dort sollte ein landwirthschaftlicher Kongreß stattfinden. Die Reise dahin, welche wir auf einem, noch von meinem Vater angelegten, bequemen Wege machten, wurde uns durch die Gesellschaft des Gouverneurs von Jemtland und seiner liebenswürdigen Familie verkürzt.

Die Reise wurde durch die anmuthigste Gegend fortgesetzt. Schöne Wiesen wechselten mit dunkeln Wald, in dem aber die Eiche nicht mehr zu finden war, und klaren blauen Seen ab. Die gestreut liegenden Gehöfte machten durch ihre Reinlichkeit und solide Bauart einen angenehmen Eindruck, und sie ein patriotisches Schwedenherz weckte dabei der Gedanke, daß nicht Hypothekenvereine und Privatbanken dazu mitgeholfen, ein gewisses Gefühl des Stolzes.

In den letzten sonnigen Junitagen über das Gebirge zu reisen, welches Schweden von Norwegen trennt, ist in der That sehr interessant. Und eine solche Reise ist nicht mehr, wie früher, mit großen Anstrengungen verbunden; im Gegentheil, sie kann in großen Wagen zurückgelegt werden, wenn auch die Abhänge auf norwegischer Seite ungemein steil sind. Uns war das Glück beschieden, schon am folgenden Tage das Thal zu erreichen, welches den Eingang zu den Bergen bildet. Diese gewährten hier einen imponirenden Anblick mit ihren flachen Land- und Nadelwäldern, und mit Entzücken athmeten wir die erfrischende Luft ein, die sich am Morgen von ihnen her verbreitete. An einem wohlgebauten Hause, das auf der blühenden Wiese an einem murmelnden Bache lag, hielten wir an und wurden von der Familie des Zollreinehmers freundlich zum Kaffee eingeladen. Wir nahmen das Anerbieten an und blieben, bis frische Pferde herbeigeschafft waren. Weit entfernt von den nächsten gebildeten Menschen, hatte die Familie Alles getban, um sich in ihrer Häuslichkeit für das einsame Leben, zu dem sie verurtheilt war, möglichst zu entschädigen. Besonders erfreuten uns die vielen im Eßzimmer stehenden, in voller Blüte

Digitized by Google

prangenden Zierpflanzen. Sie bildeten einen hübschen Gegensatz gegen die vielen schönen, aber immer nur kleinen Gebirgsblumen. Nach einem herzlichen Lebewohl wurde die Reise nach der norwegischen Grenze, oder der auf der höchsten Spitze des Berges befindlichen Vorspanns-Station Skallstuga fortgesetzt. Da die zum Vorspanndienste verpflichteten Wirthe hier wohl noch für ihr Vieh etwas Futter finden, für ihren eigenen Unterhalt aber vornehmlich auf den Ertrag des Vorspannsgeldes angewiesen sind, so kostete dasselbe hier etwas mehr als bisher.

Höher und höher, wenn auch sehr allmälig, steigt der Weg. Die Tannen und Fichten nehmen immer mehr an Größe ab und sinken zu unscheinbarem Krummholz herab, während doch die Birke noch bleibt. Schließlich hört wegen mangelnder Sonnenwärme aller Pflanzenwuchs auf. An zwei Stellen wurden wir auch genöthigt, den Wagen zu verlassen, weil große Schneehaufen den Pferden die Arbeit zu beschwerlich machten. Im Winter, bei schlechtem Wetter, hat eine solche Reise ihre zwei Seiten; denn man kann dann vielleicht weiterkommen, vielleicht aber auch gar nicht. Wir erreichten endlich Skallstuga und fanden eine gute Mahlzeit, welche vorauf bestellt war, vor. Fragt man, wie das möglich sei, so diene zur Antwort, daß der etwa 5 Meilen lange Weg über das Gebirge ziemlich lebhaft ist, so daß die gewöhnlichen Speisen sich wohl herbeischaffen ließen.

Wir sahen vor uns einen von den Bergen, welcher den Lappen zur Weide für ihre Rennthiere dient, und trafen in Skallstuga mit einer Lappen-Familie selbst zusammen. Die Geschichte giebt uns über den Ursprung der Lappen und deren ersten Auftreten in Skandinavien keinen sichern Aufschluß; ihre eigenen Sagen und Ueberlieferungen bieten auch dem Forscher nur schwache Anhaltspunkte dar; doch läßt sich mit Recht bezweifeln, daß sie die älteste Bevölkerung Skandinaviens gebildet haben. Sie scheinen vielmehr, wie zahlreiche Denkmäler der Lappen in Finnland beweisen, aus diesem Land, etwa 500 v. Chr. G., verdrängt und über den Bottnischen Meerarm oder um denselben in Skandinavien eingewandert zu sein. Anfangs waren diese Lappen nicht geneigt, sich einer geordneten Regierung zu unterwerfen, so daß mannigfache Grenzverletzungen vorkamen; doch nach und nach ist weniger davon die Rede, und seit dem sechszehnten Jahrhundert zahlen sie regelmäßig die ihnen auferlegte sogenannte Bergsteuer, welche nach der Weide der Rennthiere berechnet wird und sehr gering ist. Man meint, daß die jährliche Steuer für Sommer- und Winterweide von zweitausend Rennthieren nicht mehr als ein halbes Pfund Butter beträgt.

Die Rennthiere leben ausschließlich von dem sogenannten Rennthiermoose, welches sie sich im Winter dadurch verschaffen, daß sie es mit den Füßen unter dem Schnee hervortragen. Des Lappen Hund hält die Heerde zusammen, gleich dem Schäferhunde. Doch ist sein Bereich ein viel größerer, da eine Rennthierheerde sich über einen sehr beträchtlichen Flächenraum zerstreut. Der Nahrungsstoff des Rennthiermooses ist sehr gering, es wächst nur niedrig und findet sich nicht überall.

Das Rennthier ist ein schönes Thier und für den Lappen ganz unentbehrlich. Fleisch und Milch dienen ihm zur Nahrung, das Fell zur Bekleidung. Das Fleisch, welches übrig bleibt, verkauft er, obwohl es ganz vortrefflich ist, zu billigen Preisen, um sich dafür sein Lieblingsgetränk, den Branntwein, zu verschaffen, auch wohl um eine wollene Leibbinde dafür zu kaufen. Uebrigens hat er selbst im Winter keine andere Bekleidung, als ein dreifach zusammengelegtes Rennthierfell um den Leib, mit Riemen zusammengehalten, ein Paar Schuhe aus Rennthierhaut und mit Riemen aus demselben Felle zusammengenäht*).

Der Lappe scheint jedenfalls nicht zu den Millionen Brüdern zu gehören, welche der Lieblingsdichter der deutschen Nation so unschlungen halten möchte. Aber kannst du mir sagen, lieber Leser, ob nicht der von uns verachtete und bemitleidete Lappe auch uns mit all unserer Civilisation und ihrem Elende dieselben Gefühle widmet, wie wir ihm?

Als einen seiner größten Schätze betrachtet der Lappe seine Otja, den Schlitten. Dieser Fahrgeräth hat Aehnlichkeit mit einem Boote. Die Otja ist so wenig geräumig, daß nur ein Mensch darin sitzen kann. Von der vordern Spitze der Otja läuft, als Zugleine, ein dicker Riemen unter dem Bauche des Rennthiers bis an dessen Gewoih fort, wo derselbe befestigt ist. Ein anderer, seiner Riemen, vorn am Kopfe des Thieres befestigt, dient als Zaum. Das Gleichgewicht in dieser Otja muß der Lappe selbst zu halten suchen, und es hilft ihm dabei ein kleiner Stock, welchen er stets in der einen Hand hält. So legt er, auf ungebahnten Wegen, oft große Strecken zurück.

Die Lebensdauer des Lappen — er selbst weiß nur ausnahmsweise, wie alt er ist — scheint kürzer zu sein, als die der germanischen Rasse. Gewiß ist, daß er mehrere Jahre früher die geschlechtliche Reife erlangt, als es bei uns der Fall zu sein pflegt. Er kann sich deshalb, nach schwedischem Gesetz, auch früher verheirathen.

Viele Missionäre, besonders der verdiente Pastor Stockfleth, haben mit großer Ausdauer und unter den empfindlichsten Entbehrungen das Christenthum bei den Lappen gepredigt; auch sind mehrere Schulen für sie gegründet worden; mir ist indeß von erheblichen Erfolgen nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Es wird von einer Art bildenden Einflusses wohl nur bei Denjenigen die Rede sein können, welche an den Küsten entlang vom Fischfange sich nähren, also kein durchaus nomadisirendes Leben führen. Die Lappen-Bevölkerung in Skandinavien betrug im Jahre 1855 23,528 Seelen, wovon etwa zwei Drittheile auf Norwegen kommen. Während hier eine Vermehrung stattfindet, wird in Schweden eine Verminderung wahrgenommen. Viele Lappen sind in den letzten Jahrzehnten in den Kupfer- und Eisenbergwerken, welche immer zahlreicher werden, so daß man schon über 100 Grubenpläße zählt, verwendet worden. Dieser Bergwerksbetrieb im hohen Norden wird wohl mit der Zeit eine recht erhebliche Quelle des nationalen Wohlstandes werden, da die Gruben unerschöpflich zu sein scheinen.

Wir kehren wieder nach Skallstuga zurück, doch nur um die einsame Station sofort zu verlassen. Der Weg führt nun nach der norwegischen Seite hinab; wir sind, nach schwedischem Sprachgebrauch, in's Ausland gekommen. Der reichere Pflanzenwuchs, durch die sich nähernde Meeresfülle bedingt, die jähen Thalformen, und je mehr man hinabsteigt, die abweichende Bauart der Häuser, besonders aber die zwar verwandte, aber doch sehr abweichende norwegische Sprache verrathen hinlänglich, daß nicht blos das Kjölen-Gebirge der Scheidrücken der beiden nordischen Länder von einander trennt.

Wir waren früh am Morgen von Skallstuga aufgebrochen und erreichten schon am Nachmittage das freundliche, aus kleinen netten Holzhäusern bestehende Drontheim. Die überall herrschende Reinlichkeit und die ziemlich breiten Straßen machen einen angenehmen Eindruck. Die Mitglieder der Kommission, welche für den Empfang und die Aufnahme der Gäste zu sorgen hatte, wiesen uns auf's bereitwilligste die für uns bestimmten Wohnungen an und gaben uns blaue Bändchen zum Zeichen unserer Mitgliedschaft, so daß wir nicht blos zur Theilnahme an den lehrreichen Erörterungen über den Landbau, sondern auch — was mich theilweise mehr interessirte — an den von der ungezwungensten Heiterkeit belebten Festmahlzeiten berechtigt waren. Von den recht gründlich geführten Berathungen will ich den Leser nicht unterhalten. Genug ist es zwar, daß in den letzten Jahrzehnten Schweden und Norwegen große Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht haben; aber trotzdem steht dieselbe im Ganzen genommen noch auf keiner vorzüglichen Stufe der Ausbildung und erst unsere Nachkommen

*) Der Herr Verfasser entwirft einige Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Lappen, welche wir übergehen, weil wir im Globus darüber schon mehrfach Mittheilungen gegeben haben.

Digitized by Google

werden die Früchte von den beſſern Methoden ernten, welche ſich mehr und mehr Bahn brechen.

»Da die Wärme eine der vorzüglichſten Bedingungen alles vegetabiliſchen wie animaliſchen Lebens iſt, dieſelbe aber immer ungenügender auf den Boden einwirkt, je mehr man nach Norden kommt, ſo ſcheint es nach meiner Meinung von höchſter Wichtigkeit, daß in unſeren nordiſchen Gegenden ſelbſt dem von Natur fruchtbarſten Boden eine ſtarke animaliſche Düngung zu Theil werde, und daß, allgemein gefagt, mit zunehmender geographiſcher Breite auch die animaliſche Düngung zunehme. Dieſer Grundſatz, der von den Vorfahren befolgt, in ſpäterer Zeit aber wieder zu eigenem Nachtheil aufgegeben wurde, kommt wieder mehr und mehr zur Geltung.

Viele Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins machten an einem ſchönen Tage, theils mit dem Dampfboote, theils auch zu Wagen und Einige ſelbſt zu Fuß, einen Ausflug nach Stickelſtad, wo Olaf der Heilige begraben liegt. Hier wurden unter freiem Himmel, von einer ſchnell improviſirten Rednerbühne herab (eine

Krönungsſtein in Drontheim.

alte umgekehrte Kiſte diente als ſolche), viele wackere Reden gehalten. Zwar trat in denſelben das Nationale des Norwegers wie des Schweden hervor, aber in den lebhaften Beifallsbezeigungen, welche ſie einander gegenſeitig zu Theil werden ließen, zeigte ſich unverkennbar bei aller Offenheit und Ungezwungenheit, womit auch das Mangelhafte und Unvollkommene in beiden Ländern beſprochen wurde, ein Zug von gegenſeitiger Hochachtung, der ein ſchönes Zeugniß der Eintracht beider Nationen gab. Einer der Redner ſprach:

„Stellen wir uns die ſkandinaviſche Halbinſel unter dem Bild eines Schiffes vor — und das Bild liegt nahe, denn das Land iſt ja vom Waſſer faſt rings umfloſſen — ſo wollen wir ſehen, was dies Schiff nöthig hat, nicht um im ruhigen Hafen ſtill vor Anker zu liegen, ſondern um unter den gewaltigen Stürmen, welche die Welt aufregen, mit Sicherheit und Kraft das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Einen Kiel muß das Schiff haben, und es hat ihn auch — das Gebirge, das Schweden und Norwegen trennt, iſt der Kiel*). Wie jetzt der Kiel nach oben liegt, da ſcheint es, muß das Schiff umgekehrt werden; aber, meine Herren, gleichwohl iſt es nicht ſo, denn was wir vom Kiel ſehen, iſt nur unbedeutend gegen die breite Baſis, welche das Schiff in der unendlichen Tiefe beſitzt. Was wir ſehen, das muß ſich, bei vernünftiger Ueberlegung, in einem großen Schiffe finden, nämlich eine ſtarke Zwiſchenwand, damit, wenn Unglück kommt, das Schiff nicht zu Grunde gehe. In unſerm eiſernen Zeitalter wird jedoch auch die Zwiſchenwand durch das in ſo vielen Hinſicht nivellirende Eiſen und auf andere Weiſe durchbrochen. Das Schiff braucht aber nicht blos einen Kiel, ſondern es thut auch Noth, daß man auf beiden Seiten für eine gute Ausrüſtung ſorgt. Wenn der Schwede auf der rechten, der Norwegee auf der linken Seite des Zwiſchenballens baut, ſo darf das zu nichts Anderm als zu einem Wetteifer, ſtark und gut zu bauen, führen. Was ſoll's denn ſchaden, wenn die eine Einrichtung hier ſich von der andern dort ein wenig unterſcheidet? Uebeedies, wenn wir dieſe Einrichtungen — unſere Geſetze und den königlichen Wahlſpruch: „Nach dem Geſetz ſoll gebaut werden",*) haben wir ja gemeinſam — anführen wollen, ſo werden wir finden, daß die Fehler, welche auf der einen Seite berichtigt werden müſſen, auch auf der andern Seite der Berichtigung bedürfen, daß ſie vielfach auf beiden Seiten dieſelben ſind, und daß, wie groß auch der Unterſchied in äußeren Formen ſein mag, die innere geiſtige Verſchiedenheit minder groß iſt, als man glaubt. Jedenfalls können doch ſelbſt zwei Brüder auf verſchiedene Weiſe zu Glück und Wohlſtand gelangen, und die Bruderliebe braucht darunter nicht entfernt zu leiden, ſondern ſie werden einander gegen jede äußere Gewalt mit Gut und Blut vertheidigen. Dies iſt auch die Hauptſache und ich behaupte kühn, daß die Stunde der Noth, woher ſie auch komme, uns zur gegenſeitigen Vertheidigung bis auf den letzten Mannes letzten Blutstropfen bereit finden werde. Dabei kenne ich wohl den § 25 des Unionsvertrags, der da beſtimmt, wie das geſetzlich zu geſchehen hat. Bevor aber die Segel auf dem köſtlichen Schiff aufgehißt werden können, vergeſſen wir nicht, daß uns das Steuer gemeinſam iſt, der kräftige Arm, der ſichere Blick, der den Gang des Schiffes beſtimmt und dem es folgen muß, wenn es nicht untergehen will — Schwedens

*) Die Deutſchen nennen das Gebirge bekanntlich Kölen. Die ſchwediſche Sprache geſtattet hier unmittelbar das Wortſpiel.

*) Dieſer Wahlſpruch Karl's XV. iſt einem alten Rechtsbuch entnommen.

Digitized by Google

und Norwegens König. Freilich — nicht zu vergessen — ist er nicht allein auf dem Schiffe, wenn es gilt, Befehle zu ertheilen, sondern er hört auf den Rath der erfahrensten Manner, die ihm das Land zur Seite stellt. Und dessen bleibe er sich stets bewußt!"

Mit rauschendem Beifall wurde die begeisterte Rede aufgenommen, und mancher herzliche Handdruck bewies dem Redner, wie sehr er die unter beiden Nationen herrschende Gesinnung zu treffen gewußt hatte.

In der That hat zwar oft eine starke Verstimmung der Norweger gegen Schweden geherrscht, aber sie hatte nicht ihren Grund in einem in socialer Hinsicht unangemessenen Benehmen Einzelner oder ganzer Stände unter uns gegen das Nachbarland. Der Norweger, stolz auf seine Verfassung, die ihm bis auf wenige Punkte volle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Schweden sichert, verträgt es durchaus nicht — und wer wollte es ihm verdenken? — wenn von schwedischer Seite, auch selbst in den unbedeutendsten Sachen, eine Einmischung versucht wird. Leider ist dies aber selbst von sonst wohlgesinnten, patriotischen Schweden versucht worden. Der König allein, die vermittelnde, über den Parteien stehende Macht, könnte in gesetzlicher Hinsicht eine Art Initiative ergreifen. Doch es soll nicht meine Sache sein, mich hier in Politik zu vertiefen.

Nach einem froh verlebten Tage kehrte die Gesellschaft in heiterster Stimmung nach Drontheim zurück. Natürlich versäumten wir nicht, den ehrwürdigen Dom zu besuchen, in welchem die Könige gekrönt und die 1818 verfertigten Reichsinsignien aufbewahrt werden.

Wir verweilten noch einige Tage im Umgange mit den lieben alten Bekannten und begaben uns dann auf demselben Wege nach Oesterlund zurück. Hier ruhten wir einige Tage, fuhren dann nach Sundwall und besiegen das Dampfboot. Ein recht empfindlicher Sturm überraschte uns auf der Rückreise, doch wir überstanden ihn glücklich und trafen wohlbehalten, wenn auch etwas später als erwartet wurde, wieder in Stockholm ein.

Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria.

Von **Richard Oberländer.**

Zweiter Artikel.

Weiber und Kinder.

Die eingeborenen Frauen oder Lubras sind in ihrem wilden Zustande selten mit Kleidern behaftet. Wie die Weiber in Neu-Guinea nur eine sehr leichte Bedeckung haben, so sind die von Australien auf ähnliche Weise ungeschmückt. Die Port Phillip-Lubras sind sich indessen einer Unanständigkeit völlig unbewußt. Manche haben eine Art Flechtwerk, um ihren Rücken zu bedecken, sehen aber die Nothwendigkeit nicht ein, etwas Anderes zu bedecken. Die Persönlichkeit der Frauen ist bisweilen, ja fast immer, abscheulich, da sie in physischer Entwickelung weit unter den Männern stehen. Kurz von Gestalt, ausgemergelt, mit langen schlaffen Brüsten, an denen sie ihre Kinder öfters zwei bis drei Jahre säugen, Stoppeln, weil abgeschoren, statt der Haare, mit dicken Lippen und großer Kurzsichtigkeit, ähneln sie eher allem Andern, als der Venus von Medici. Eine Ursache ihrer untergeordneteren Stellung, im Vergleich zu den Männern, mag darin liegen, daß sie so zeitig heirathen, in der schlechten Behandlung, welche sie von ihren Männern zu erdulden haben, und in ihrer schlechten Lebensweise. Von ihrer mit Recht verschrieenen Häßlichkeit hatte ich übrigens doch einmal eine entschiedene Ausnahme bemerkt. Unterm Goulbourne-Stamme hatte ich an den Jones-Creek-Diggings Gelegenheit, die Tochter des „Königs Bondi", eine Schöne von sechzehn Sommern, zu bemerken, die allgemeine Bewunderung erregte. Ihre Form war zierlich und schön gerundet, wie die einer Circassierin. Die Brust war fest und rund, ihr dunkelgelocktes Haar regelrecht gescheitelt, der Mund zeigte eine brillante Reihe von Elfenbein, und muntere, muthwillige, rubelose Augen mit blinnen, langen, schwarzen Wimpern vollendeten ihre Schönheit. Diese Australierin hatte ihre Opossumfelldecke mit der Grazie einer Salondame umgeworfen. Bisweilen ließ sie diese Decke fallen, um ihre Schönheit den sie umstehenden Diggern zu zeigen, und wackelt dann einen halb schüchternen, daß heraus-fordernden Blick auf die Zuschauer, wenn diese ihre abschätzliche oder zufällige Nachlässigkeit bemerkten. Von den Diggern ward sie allgemein Fair princeß Kathleen genannt. Leider sind dergleichen Ausnahmen mehr als selten; ich wenigstens habe während meines dreijährigen Ansenthalts nur keine zweite Kitty gesehen.

Die Frauen sind nicht besonders fruchtbar. Und nun, was für ein furchtbares Verhängniß muß über die Schwarzen gekommen sein, wenn wir hören, daß im letzten Jahre nur zwei Kinder auf einem Flächenraume von Tausenden von Quadratmeilen, im Portland Bay Distrikte, geboren wurden! Die junge Mutter bedarf nicht vieler Vorbereitung zu ihrer schweren Stunde. Sie hat keine langen Qualen und auch keine Ruhe nach ihrer Entbindung. Eine Mischung von Holzkohle und Fett wird über den Körper des Neugeborenen zum Schutze gegen die Insekten und die Hitze gerieben. Der Stamm kann nicht rasten, am nächsten Tag ist die Mutter wiederum auf der Wanderung. Den Mischlingen giebt es nur einige, obschon der Verkehr weißer Männer mit Lubras leider nur zu häufig ist, von den Schwarzen keineswegs als eine Schande betrachtet wird und von den Männern, um Geld oder Tabak oder Spirituosen zu erlangen, nur zu gern unterstützt wird.

Sind der schönsten Kinder, die ich je gesehen, war ein Mischling an den Ufern des Murray. Der Knabe war bronzefarben, hatte reiches, lockiges Haar, gesunde, feiste Backen und die glänzenden Augen seiner ausnahmsweise nicht ganz häßlichen, jungen Mutter. Er war etwa fünfzehn Monate alt, saß über die Schulter der Lubra und streckte, wenn ein Weißer vorbeipassirte, seine Hände aus, wobei er mit halb schalkhafter, halb weinerlicher Stimme winselte: Gib me copper.

Die Jungen im Lager sind voller Munterkeit. Wenn sich der Vater selten herabläßt, an ihren Spielen Theil zu nehmen, läßt doch die Lubra ihren mütterlichen Gefühlen freien Lauf. Oft habe ich mit Vergnügen ihren munteren Spielen zugesehen. Obschon die Mutter mit treuer Liebe an ihrem Sprößlinge hängt, hat sie doch noch einen andern Gunstling, an den sie ihre Liebe verschwendet. Man sieht keine Lubra ohne fünf bis sechs flechtige, schmutzige, dürre, räudige Hunde, deren Junge mit ihrem eigenen Kind ihre Milch theilen. In der Nähe von Alberton in Gippsland sah ich einst eine Eingeborene, die abwechselnd ihren Knaben und vier junge Hunde säugte.

Heirath.

Die alte Sage ist, daß wenn ein junger Mann einer Frau bedurfte, er auf ein Mädchen eines andern Stammes lauerte, auf sie wie ein Tiger stürzte, sie mit einer Keule niederschlug und dann bewußtlos und blutend nach seinem Lager schleppte. So weit ich beobachten konnte, ist dies eine grobe Verleumdung des Charakters der Eingeborenen. Eine Liebesgeschichte ist ähnlich wie bei uns in Europa, aber richtig ist, daß die Australier das Küssen nicht kennen. Der Neuseeländer hat dafür ein Surrogat, das „Nasen-

Digitized by Google

reiben", der Australier kennt aber auch dieses nicht. Von einem ehrbaren Weibe, der die schreckliche Prüfung überstanden, erhielt ich einen wahrheitstreuen Bericht über ihre Liebesaffairen, den ich soviel als möglich mit seinen eigenen Worten wiedergeben will. Er begann mit der Eröffnung, daß wer nicht schon als Kind, wie dies bei ihnen gebräuchlich, mit einer Lubra versprochen sei, sich dann zur Zeit eine solche in einem benachbarten Stamm aussuchen müsse. Gewisse Gebräuche geben der Mannbarkeitserklärung der Eingeborenen voraus, so z. B. werden ihnen bei Mondschein die oberen Mittelzähne ausgeschlagen, auch muß ihr Gesicht von einem Barte geziert sein, sie müssen Proben ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit im Jagen abgelegt haben. Der Heirathskandidat also besucht den Stamm, setzt sich an das Lagerfeuer und wählt natürlich das, welches durch die Gegenwart des Gegenstandes seiner Neigung verherrlicht wird. So beginnt nach seiner Aussage die Liebschaft:

„Junger Mann sitzt nieder, sehr schöner junger Mann sieht Lubra, sehr schöne, junge Lubra. Sie sieht ihn, sagt: sehr schöner junger Mann; er sieht sie an, sagt: sehr schöne junge Lubra. Er spricht zu ihr, sie spricht zu ihm, dann viel sprechen, ein Tag, viele Tage. Dann er sagt: Du meine Lubra; dann sie sagt: Du mein Mann! Dann er sagt: Du gehst mit mir, wenn ich fertig; sie sagt: ich gehe, wenn Du fertig. Dann sie sagt's andrer Lubra, ganz dasselbe Freundin. Die sagt: sehr schöner junger Mann. Du gehst mit ihm in sein Lager? Einen Tag junger Mann gehen aus viel weiten Weg. Zwei Lubras gehen herum viel weiten Weg. Dann schöne junge Lubra nehmen Hand von jungen Mann, und tanzen in jungen Mannes Hand. Bye and bye viel ärgerlich Vater von junger Lubra. Stamm kommen zu Stamm von jungen Mann. Viel Speer und Bumerang. Sie kriegt Blackfellow Lubra."

Da unter den Stämmen Polygamie gestattet wird, wie dies unter allen Nomadenvölkern von der Zeit des Abraham bis zum jetzigen, herumstreifenden Mangolen der Fall ist, so kommt es, daß ältere Leute sich mehr solcher Begünstigungen zu erfreuen hatten, als die jungen. Daher kommt es auch, daß man alte Männer mit jungen Weibern sieht, während junge, kräftige Burschen ohne Lubra's sind. Manche Alte haben bis zu fünf Frauen. Aus lauter Verzweiflung machen sie dann wohl einem guten Freunde ein Geschenk mit einem alten, runzlichen Weibe. Der Mann mit zwei Frauen, die sich einigermaßen vertragen können, führt in seiner Weise ein köstliches Leben, denn er hat nicht nur zwei Proviantmeister, sondern auch zwei Lastträger, die ihm Speer, Bumerang und alles Reisegeräth nachschleppen müssen, denn ein Mann, der einmal einen Bart und eine Lubra hat, hält es unter seiner Würde, dergleichen selbst zu thun. Ein junges, unverlobtes Mädchen ohne Mutter wird von ihrem Bruder in Schutz genommen, und dieser verschenkt sie, an wen er will. Manchmal bekunden junge Männer ihre Freundschaft durch Wechsel der Schwestern. Indeß die Lieblingsmethode ist die oben beschriebene Brautfahrt nach einem andern Stamme.

Kindermord und Kannibalismus.

Daß bei den Eingeborenen sehr häufig vorkommende Tödten der Kinder geschieht nicht aus Mangel an mütterlicher Anhänglichkeit, sondern ist von dem Willen des Stammes abhängig, so wie von der Schwierigkeit, herumziehenden Männern mit Säuglingen zu folgen, und dem Mangel an natürlicher Nahrung für solche. Die Beschaffenheit der Lebensmittel der Eingebornen ist unpassend für ganz kleine Kinder; diese hängen von ihrer Mutter zwei- bis dreimal längere Zeit ab, als bei uns Europäern.

Wedge schrieb über die Schwarzen im Jahre 1840: „Sie haben eine andere Gewohnheit, nämlich die, ihre neugeborenen Kinder zu tödten, wenn sie eher geboren sind, als bis das vorige ein Alter von 3 bis 4 Jahren erreicht hat, vor welcher Zeit diese nicht entwöhnt werden."

Buckley sagte mir: „Sobald sie so viel Kinder haben, als sie bequem mit sich herumschleppen können, tödten sie die anderen gleich nach ihrer Geburt, nicht nur sie zu fressen, sondern mit der Idee, daß es unter diesen Umständen besser, ja sogar der Tod eine Art praktischen Mitleids sei." Aus derselben Quelle erfahren wir, daß, wenn eine Familie sich zu schnell vermehrt, der Stamm, zu dem sie gehört, eine Berathung darüber hält, ob das Neugeborene leben soll oder nicht; worin aber der Vater des Kindes darauf besteht, daß es am Leben gelassen werde, kann der Stamm nicht auf dessen Tödtung bestehen. Ebenso hatten sie die Gewohnheit, daß, wenn eine Lubra mit einem Manne verheirathet war, aber einen andern nahm, ihr erstes Kind getödtet wurde. Von Zwillingen wurde eins erdrosselt. Mortlock durch Dreck[1] sie bezeichnen dasselbe als Mikra) kommt keinesweges selten vor, besonders nach einem Zanke zwischen Mann und Frau!

Am Murray ward mir die Lubra des Nullaboid gezeigt, die zehn oder elf ihrer Kinder getödtet hatte!!!

Protektor Thomas führt als einen Grund, weshalb sie die Kinder tödten, an: „Weil sie den Muth verloren haben und ihre Kinder, denen von den Weißen das Land genommen worden ist, nicht leben lassen wollten." Wichtiger werden in der Regel getödtet. Als ich darüber eine Lubra befragte, erhielt ich zur Antwort: No good, all the same warrigal (wilder Hund). Eine andere erklärte mir ebenso aufrichtig: Blackfellow kill 'em plenty white pieaninny.

Die Eingeborenen Australiens sind Kannibalen, machen daraus kein Geheimniß und sprechen davon als von einer selbstverständlichen Sache, wie sie denn auch die Art und Weise der Zubereitung des Mahls ganz unbefangen beschrieben. Die Einzelheiten sind aber zu empörend, als daß ich specieller darauf eingehen könnte. Buckley bemerkte: „Auf meinen Wanderungen begegnete ich den Pallidungsharrans, einem Stamme, der seines Kannibalismus wegen berüchtigt ist, weil er nicht nur das Fleisch seiner getödteten Feinde verzehrt, sondern Menschenfleisch überhaupt bei allen möglichen Gelegenheiten genießt. Sie standen auf einer der Thierwelt nächsten Stufe und waren sehr geflochten. Ihre Hautfarbe war hellkupferfarben und sie hatten ungeheuer, große vorstehende Bäuche. Hütten oder andere künstliche Wohnplätze waren ihnen unbekannt, sie lagen im Gebüsch umher. Ihre Brutalität wurde endlich so lästig und ihre Angriffe so häufig, daß man beschloß, den Wald, worin sie sich verborgen hatten, anzuzünden und sie Einen und Alle zu vernichten. Dies gelang, denn nachher habe ich keine mehr gesehen." Dr. Thomsen schickte den Kopf eines getödteten Kindes an das Museum in Edinburgh. Ein alter Kolonist erzählte mir, daß eine Freundin von ihm, eine Weiße, ein großer Liebling der Yarrabschwarzen geworden sei, weil man glaubte, sie sei die Wiedererscheinung eines Gliedes ihres eigenen Stammes. Deshalb wurden ihr Lieblingsmittel ergißt, die Anderen verschwiegen wurden. Eines Tages kam eine Lubra, zog ein Stück gebratenen Kindes hervor, zeigte es ihrer weißen Freundin und bat diese, nichts davon zu sagen. Der Barrabool-Stamm flug einen alten Mann und ein Mädchen ein, die zu einem anderen Stamme gehörten, und welche sie beschuldigten, meinen Freund Gelidrand[2]) gemordet zu haben. Das Mädchen ward getödtet und gebraten und das Fett als Haarpomade benutzt. Etwas warmes Fleisch ward lachend einem Engländer zum Kosten gereicht. Dr. Cotter nahm, soviel mir erinnerlich, einen Theil des Schenkels als Beweis der Thatsache mit sich fort.

Waffen.

Der Speer ist eine 8 bis 9 Fuß lange Waffe mit einer Spitze aus Känguruknochen, die in der Hand einer starken Mannes nicht zu verachten ist. Am Murray wird eine leichtere Art Speer Kile genannt. Der ovale Schild ein Hileman. Der Waummera oder Nowaiak oder Wurfsteck wird beim Speerwerfen als

[1]) Im Jahre 1837 kamen die Landmesser Gellibrand und Hesse nach Port Phillip um das Land welches die Schafzüchter Tasmaniens[?] aufsuchen sollte, oberflächlich zu vermessen. Sie wurden in den Leigh claims am Fuße der jetzt nach ihnen genannten Berge, ermordet gefunden.

Digitized by Google

Hebel zur Beschleunigung der Schnelligkeit angewandt. Der kurze Stock mit eisörmigen, im Feuer gehärteten Knoten, mit dem sie sehr geschickt und sicher werfen, heißt Bwirris. Die Yarra-Schwarzen nennen den Speer mit Widerhaken ein Kamwell, den Jagdspeer Daar; der Bumerang heißt bei ihnen Wangara oder Kilie, die beiden Schilde nennen sie Malga und Seangwell. Letzterer ist länglich und hat eine Art Knopf in der Mitte; der Malga ist rund da, um Schläge abzuwehren, und 3 Fuß lang. Beide werden aus der Rinde des rothen Gummbaums gemacht. Der Nella oder Waddy ist ein starker Stock oder Keule, der Langiel ein Stock mit einer einbogenartigen Krümmung und wird wie eine Hellebarde gebraucht. Der Speer mit Widerhaken ist mit Stücken eckigen Quarzes versehen, die mit Gummi angeklebt sind. Es bedarf ungefähr einer Woche, um diesen zu härten. Der Speer wird aus dem Eisenrindenbaum (Ironbark, ebenfalls ein Eucalyptus) oder aus Buchsbaum gemacht. Der Wurfstock, in einem von dessen Einschnitten der Speer beim Wurfe balancirt wird, wird aus Kirschbaumholz (Exocarpus) oder Akazienholz (Mimosa) geschnitzt. Bei weitem die interessanteste Waffe aber, die sie besitzen, ist der Bumerang, ein etwa 15 Zoll langes, 2 Zoll breites und circa ½ Zoll dickes, sichelförmiges Stück Holz, aus dem Eisenrindenbaum geschnitzt, mit dem die Eingeborenen nach irgend einem Gegenstande bis zu einer Entfernung von 60 und 100 Fuß und mehr werfen können. Dies thun sie mit einer unglaublichen Fertigkeit und die Waffe hat dabei die eigenthümliche Eigenschaft, daß sie, nachdem der gewünschte Gegenstand getroffen oder gefehlt worden ist, jedesmal in die Nähe des Punktes zurückkehrt, von wo sie geworfen. Ich habe nie einen Europäer gesehen, der diese Waffe mit derselben Geschicklichkeit gebrauchen konnte; ebenso wenig hat meines Wissens jemals ein Europäer einen Bumerang anfertigen können. Was im beschreibenden Theile der Novara-Expedition erzählt wird, daß die Eingeborenen diese Wurfgeschosse zum jedesmaligen Gebrauch aus dem Kniebolz eines benachbarten Baumes schnitzen mußten, ist vollständig unwahr. Ich habe stets einen Vorrath von wenigstens 4 bis 5 bei ihnen gesehen. Ein Gleiches würden auch die armen Lubras auf Befragen berichten können, welche, wie bereits erzählt, die Waffen ihrer Herren und Meister schleppen müssen. In unmittelbarer Nähe einer Stadt wie Sydney ist ja auch gar nicht der Ort, um das Leben der verdrängten Eingeborenen zu beobachten; da kann es schon vorgekommen sein, daß einer seine letzte Waffe an einen neugierigen Weißen für einen Schluck Rum erst kurz vorher verkauft hatte.

Ich will hier Einiges über Kämpfe bemerken, die von eigenthümlicher Art sind. Ich habe oftmals dergleichen mit angesehen.

Gewöhnlich handelt es sich darum, eine Streitigkeit zwischen zwei Gliedern verschiedener Stämme zu schlichten. Die beiden Parteien, je 20 bis 25 Mann stark, bahnier die Lubras, alle nackt, stellen sich einander gegenüber und die beiden Entzweiten treten vor. Ihr Zank wiederholt sich nun durch gegenseitiges Beschimpfen und schließliches Bespeien in höchst komischer Weise. Nun nimmt der Eine, auf's höchste gereizt, seinen Waddy und versetzt damit dem Andern einen Schlag, der diesen auf kurze Zeit zu Boden streckt. Nachdem der Getroffene sich emporgerichtet, versetzt er seinem Gegner einen ebenselchen Schlag, und sobald dieser gefallen, stürzen die beiden Parteien unter allgemeinem Gebrüll, namentlich der Weiber, auf einander los. Wenn man nun denkt, von den Kämpfern müßten bei diesem wüthenden Zusammenrennen nur wenige am Leben bleiben, so irrt man sich: das Ganze gleicht nicht so sehr einem ernstlichen Kampf, als einem Kampfspiele, denn es ist eine Seltenheit, wenn einmal einer todt oder tödtlich verwundet ist.

Religion und Missionen.

Ich habe vielfach darüber nachgefragt, ob die Schwarzen vor Ankunft der Weißen ein höheres Wesen gekannt hätten, und die Antwort der Missionäre, Ansiedler und Eingeborenen selbst war stets: „Nein"! Bei Ankunft der Ersteren waren sie eine Rasse ohne Gott, ohne Gebet. Bei den Neuseeländern und Südseeinsulanern verhielt es sich anders. Diese wandten sich an eine Gottheit um Schutz und Hülfe, ehe sie zum Fischfang ausfuhren. Die Entwickelung ihres Verehrungssinnes war ein Hülfsmittel für die Missionäre. Es scheint, als ob ein solcher Verehrungssinn den Australiern völlig mangele. Die Missionäre haben ihre liebe Noth mit diesen Leuten. Ein Knabe, dem das Vaterunser gelehrt worden war, bemerkte gegen seinen Lehrer einst eine praktische Schwierigkeit, die ihm in denselben aufgestossen war. Er sagte, daß er öfters in der Wüste, wo Lebensmittel selten seien, gebetet habe: „Unser täglich Brod gieb uns heute", und daß doch kein Opossum gekommen sei. Diese Anekdote ist wohl schon vielfach erzählt worden, es scheint also, als ob schon andere wilde Nationen auf ähnliche Ideen gekommen seien! Einer, der auf einer Missionsstation eine lange Predigt angehört hatte, in der Hoffnung, etwas zu essen zu bekommen, war sehr ungehalten über die kleine Portion, die ihm zu Theil ward, und sagte: „No good that, plenty one big yabber, bonnuk marrey plour (flour)." Es war keine genügende Belohnung für die Gebäude, die er an den Tag gelegt hatte.

Nach Allem, was ich gesehen und beobachtet, glaube ich nicht, daß es je gelingen wird, die Eingeborenen zum Christenthume zu bekehren. Bis jetzt sind alle Versuche auf die Dauer fehlgeschlagen. Das Wesen der Religion ist ihren Naturen so fremd, daß allerhöchstens erst nach mehreren Generationen irgend ein, wenn auch schwaches Resultat erwartet werden könnte, und in der Zwischenzeit ist die Rasse hinderlos untergegangen. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, sie im Christenthume zu unterrichten. Schulen für die Kinder sind hie und da entstanden, und eifrige Missionäre haben sie der Religion theilhaftig machen wollen; allein es hilft dies Alles nur für den Augenblick. Die übrigen Mitglieder des Stammes, welche bei ihren Streifzügen in die Nähe der „Gezähmten" kommen, verführen dies, welche nur zu gern ihren Landsleuten folgen, und alle vergessen bei ihrem Herumstreichen das ihnen mühsam Gelehrte.

Aberglaube

ist der Begleiter der Unwissenheit. Der Wilde, welcher einem wüthenden Löwen furchtlos entgegeneilt, zittert vor einem Schatten.

Auf einige abergläubige Gebräuche der Eingeborenen will ich aufmerksam machen. Man verwechsele dieselben aber ja nicht mit religiösen Ideen, weil sie eine mehr oder weniger entfernte Verbindung mit dem Uebernatürlichen zu haben scheinen. Unsere dunkeln Freunde verlassen nie bei Nacht das Lagerfeuer, aus Furcht, bösen Geistern zu begegnen. Sie haben so viel Respekt vor ihren Doktoren, wie noch heutzutage unsere Bauern vor den Leuten, die, wie sie sich anzudrücken, besprechen können. Ich sah einst, wie einer dieser Medizinmänner an drei Lubras, die sich in einer ungewöhnlichen Lage befanden, eine merkwürdige Ceremonie vollzog. Sie standen vor ihm und blickten ihm fest in die Augen. Darauf zog er sich murmelnd nach einem Baumstumpfe zurück, schritt dann wieder auf die Lubras zu und blies auf ihre Leiber. Dies alles wurde mehrmals wiederholt und sollte ohne Zweifel eine sichere und glückliche Entbindung bewirken.

Menschliches Nierenfett, das um den Hals getragen wird, gilt für ein wunderbares Präservativ gegen Krankheiten.

Ihr Glaube, daß sie nach dem Tode wieder als Weiße auferstehen werden, ist merkwürdig genug.

Buckley's Leben ward, wie ich schon mittheilte, gerettet, weil man glaubte, er sei der verkörperte Geist eines ihrer verstorbenen Freunde.

Wedge schrieb im Jahre 1835: „Sie haben allerdings den Glauben, daß sie nach dem Tode wieder in Gestalt der Weißen leben werden." Er glaubte aber, daß dies eine von den Weißen zum Vortheile dieser Letzteren inokulirte Idee sei. Dieser Glaube ist nicht ohne Trost für den Eingeborenen, denn als ein Mann, eines

Digitized by Google

Verbrechens wegen, in Melbourne gehängt ward, rief er munter aus: „Very good, me jump up white fellow, plenty sixpence."

Dieser Glaube beschränkt sich nicht blos auf Port Phillip. Als Kapitän Grey in Westaustralien war, wurde er von einer alten hässlichen Lubra als ihr längst verstorbener Sohn mit Freuden begrüßt. Ein Herr in Moonee Ponds erzählte mir, daß im Port Fairy-Distrikt eine alte Frau sein kleines Mädchen als ihre verstorbene Tochter erkannt habe.

Auf meinem Wege nach Seymour am Goulbourn-River traf ich einst auf einen Camp Eingeborener, von denen ich bereitwillig nach dessen Orte begleitet wurde. Da ich in einem Walde, den wir durchzogen, eine ungewöhnliche Anzahl abgestorbener Bäume bemerkte, so veranlasste mich dieser eigenthümliche Umstand, nach der Ursache zu forschen, und ich erfuhr dann, daß dies die Stelle sei, wo ein früher sehr zahlreicher Goulbourn-Stamm von einem anderen mächtigen Stamme von den Murray-Ufern besiegt wurde. Jeder todte Baum repräsentirt ein Mitglied des erloschenen Stammes. Dieser Gebrauch wird noch aufrecht erhalten bei den Stämmen in der Nähe des Goulbourn und verdankt seinen Ursprung der folgenden abergläubischen Ceremonie. Ein Jüngling, welcher das männliche Alter erreicht, wird von drei Häuptlingen seines Stammes in die Einsamkeit der Wälder geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht verweilt. Mit einem Stück Holz versehen, schlägt er sich zwei Zähne vorn aus der oberen Reihe aus, geht wieder in das Lager und übergiebt seiner Mutter die Zähne. Der Jüngling eilt dann in den Busch zurück und bleibt zwei Nächte und einen Tag abwesend. Während dieser Zeit verbirgt seine Mutter die Zähne in der Rinde eines jungen Gumbaums an einer Stelle, wo zwei Zweige im Gipfel eine Gabel bilden. Dieser Baum wird nur gewissen Personen des Stammes kenntlich gemacht und der Jüngling selbst erfährt durchaus nichts davon. Im Falle nun die Person, welcher der Baum auf diese Art geweihet ist, stirbt, wird vom Fuße die Rinde abgetrieft, der Baum durch Feuer getödtet, und er bildet somit ein Denkmal für den Verstorbenen. Demnach darf man sich nicht länger wundern, so häufig Gruppen abgestorbener Bäume, umgeben von üppiger Vegetation, in stillbenden grünen Wäldern zu finden.

Die Eingeborenen, welche mich nach Seymour begleiteten, weigerten sich, in der Nähe von Lagunen zu bleiben, wo ich mein Lager aufgeschlagen hatte, und als ich nach dem Grunde mich erkundigte, erfuhr ich, daß ein Thier, halb Kasuar und halb Fisch, doch mit viel längeren Beinen als diese erstgenannter, und so furchtbarer Natur, daß es ihnen Gefahr drohe, gewöhnlich mit dem Beginne der warmen Jahreszeit zum Vorschein komme und am Ufer der Lagunen auf Raub ausgehe. Dies Thier nannten sie Bunyip. Ich habe den Glauben an dasselbe später noch bei vielen anderen Stämmen gefunden, und selbst weiße Ansiedler gestanut, die steif und fest behaupteten, ein ähnliches Thier bei Nacht einmal gesehen zu haben. Die große Lagune in der unmittelbaren Nähe Ballarats wird als ein Aufenthalt dieses Monstrums bezeichnet. Aber obschon ich längere Zeit in der Nähe wohnte, habe ich es doch nie zu Gesicht bekommen, wohl aber gefunden, daß dieser See bei sehr heißen Sommern fast ganz austrocknet, ein so großes Thier also gar nicht beherbergen kann.

Im Jahre 1858 endlich ist man der Sache auf die Spur gekommen. In der Nähe vom Edwards-River, ungefähr 250 Miles von Melbourne, ward ein großes, merkwürdiges Thier getödtet, welches allgemein für den Bunyip gehalten wurde und viel Aufsehen erregte. Ein Herr Hugh Glaß, auf dessen Station es erlegt werden, bestimmte es für das Britische Museum, zeigte es aber auf Verlangen dem australischen Publikum, weil er das einzige Exemplar war, das je gefangen worden ist, und noch jetzt kennt man kein zweites. Ich selbst habe dieses Bunyip mehrmals gesehen und kann Ihnen deshalb eine Beschreibung davon geben. Es war ein ziemlich großes, robbenartiges Thier mit kurzhaarigem, dunkelgrauem Fell und einem für des Thieres Größe ungeheuern Rachen. Seine Vorderfüße waren kurz und stämmig, das hintere Fußpaar ausgestreckt und weit hinab durch gemeinsame Haut unschlossen. Alle Zehen waren mit Schwimmhäuten verbunden. Sie setzen also, daß diese Beschreibung ziemlich genau auf einen Seehund (Phoca) paßt; wie aber ein solches Thier von der Seeküste in eine Süßwasserlagune kam, und nicht nur einmal gekommen sein kann, denn der Glaube an den Bunyip ist allen Stämmen Australiens eigen, diese Frage zu entscheiden überlasse ich Naturforschern und Gelehrten. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich dies Thier gesehen habe, und daß es allgemein für den Bunyip gehalten ward. Ein großes Feuer verstörte leider das einzige bekannte Exemplar dieses Monstrums, ehe es nach dem Orte seiner Bestimmung abgesandt werden konnte. Noch viele andere Dinge werden von den Eingeborenen als Beweise ihres Aberglaubens erzählt. Ich halte diese indessen zum großen Theile für ganz unverbürgt, und will deshalb nicht dabei verweilen.

Krankheiten.

Als die Weißen in's Land kamen, waren die Eingeborenen Südaustraliens im Allgemeinen gesunde Menschen, aber eine gewisse unsaubere Krankheit war doch schon vom Murray herüber durch Ansteckung zu ihnen gekommen. Sie hat entsetzliche Verheerungen angerichtet. Stamm auf Stamm verschwindet, die Männer sind entnervt und gesunken und suchen im Trunke Trost und Milderung ihrer Leiden; die Weiber sind entartet und unfruchtbar, und von den wenigen Kindern schreibt der Protektor Thomas: „Ich habe unschuldige, hilflose Kinder gesanut, die buchstäblich von der Krankheit halb verfault geboren wurden." Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ein an dieser ekelhaften Krankheit sterbender Eingeborner am Loddon auf mich machte.

Die Einführung von geistigen Getränken ist in moralischer und physischer Beziehung ein Hauptagens zum Untergange der Eingeborenen geworden. Was helfen Gesetze, die das Verabreichen von Spirituosen verbieten, wenn sie selten oder nie in Kraft treten! Wenn ein Eingeborner betrunken ist, dann legt er sich mit erhitztem Körper auf irgend eine feuchte, ausgelegte Stelle; daher entstehen Lungenkrankheiten ꝛc. Ohne Zweifel bringt die theilweise Civilisation bei ihnen viel Krankheiten mit sich. Sie selber haben Kuren gegen verschiedene Krankheiten, die unsere Aufmerksamkeit erregen müssen. Rheumatismus mildern sie durch warme Waschungen und Umschläge, örtliche Entzündungen durch Aderlassen und Umschläge von kaltem Wasser. Den Lubras wird nie zur Ader gelassen. Wunden werden mit einem Pflaster von Schmutz und Asche bedeckt und Fleischwunden heilen schnell unter dieser einfachen Behandlung. Ruhr wird mit Umschlägen der wilden Johannisbeere und anderer Pflanzen bekämpft. Splinte und Verbände werden bei Beinbrüchen und dergleichen besonderen Fällen angewandt, syphilitische Geschwüre mit alkalischer Holzasche bestreut. Gegen gewisse Krankheiten werden die Extremente gewisser Thiere auf den Kopf gelegt.

Die Doktoren sind alte, erfahrene Leute, doch nicht von der Wichtigkeit wie der Medizinmann der amerikanischen Indianer. Sie haben eine merkwürdige Art Schmerz zu lindern, dadurch, daß sie aus dem leidenden Theil ein Stück Holz oder Knochen, als Ursache des Leidens, zu fangen vorgeben, die sie jedesmal den Patienten zeigen.

Ich sah einst eine fieberkranke Lubra folgendermaßen behandeln. Sie ward ihrer Decke entledigt und von zwei Männern über ein Feuer hin und her gehoben. Dann band der Doktor einen Faden um ihren Leib, nahm dessen beide Enden in seine Hand und zog so die Lubra nach sich, wobei er unverständliche Worte murmelte. Nachdem er sie eine Zeit lang starr angesehen, fing er an, sie am ganzen Körper zu kneten und zu reiben, wobei ihm später noch Andere halfen. Endlich wurde sie aufgehoben, wieder in Decken gehüllt und ungestörter Ruhe überlassen. Diese Kur hat geholfen.

Digitized by Google

denn ich habe die Lubra später noch oftmals wohl und munter angetroffen.

Tod und Begräbniß.

Ich bin mehremals am Sterbelager eines australischen Eingeborenen gewesen. Obschon die Leidtragenden natürliche und wahre Trauer an den Tag legten, hatten sie doch auch zu gleicher Zeit etwas Erklünsteltes an sich, wie wir es z. B. bei den gemietheten Trauernden der Juden, und unseren in Schwarz und Krepp gekleideten, theilnahmslosen, citronentragenden Leidtragenden finden. So habe ich eine Anzahl Lubras bei einer Leiche sitzen sehen, die ihre Gesichter mit Töpferthon bemalt und ihre Köpfe damit bestreut hatten und ihren Gefühlen durch einen leisen Klaggesang Ausdruck zu geben versuchten. Bisweilen brachen sie in ein heftiges Weinen und krampfhaftes Schluchzen aus, und als ihre Thränen die bemalten Wangen hinabliefen und dabei die Zeichnungen verwischten, gewährten sie einen höchst seltsamen Anblick. Da sie den Gebrauch der Taschentücher nicht kannten, benutzten sie statt derselben Stückchen Holz und Steine, um die Thränen abzuwischen. Manchmal hielten sie inne, um eine gemüthliche Unterhaltung mit einander anzuknüpfen und sich wohl auch wieder einmal ordentlich auszulachen, dann aber fingen sie wieder an zu heulen und Thränen zu vergießen. Die nächsten Verwandten streuen heiße Asche auf ihre Köpfe, oder zerkratzen sich das Gesicht. Die Männer schneiden sich die Bärte ab und bemalen sich die Brust mit weißen Linien, die ihnen das Ansehen eines Skeletes geben.

Nach einem Todesfalle verlassen sie das Lager und erwähnen nie wieder den Namen eines Verstorbenen, noch beuten sie sonst wie auf seine frühere Existenz hin. Sollte ein anderes Glied des Stammes zufällig diesen Namen haben, so muß es ihn ablegen.

Die Begräbnißarten sind je nach den Stämmen und der Oertlichkeit verschieden. Wo der Erdboden reich ist, legen manche Stämme den Leichnam in ein mit Stöcken gepolstertes Loch. Zuweilen werden die Todten verbrannt und die Asche wird aufbewahrt. Am Murray wird der Leichnam auf eine hölzerne, ungefähr 8 bis 9 Fuß hohe Bühne gelegt und mit Zweigen und Blättern bedeckt. Manche wiederum stecken ihre Todten in einen hohlen Baum oder in einen Wombathau, oder binden sie wohl auch an Baumäste fest. Ich wohnte einst einem Begräbnisse der Barwon Blacks bei. Diese nehmen die Eingeweide heraus und füllen deren Stelle mit Gummiblättern aus. Der Leichnam ward dann platt auf die Erde gelegt, Arme und Beine wurden ausgebreitet und dazwischen Steine geschichtet; über den Körper selbst legten sie dann Stöcke und auf diese wiederum Steine, bis sie einen etwa 7 Fuß langen und 3 bis 4 Fuß hohen Grabhügel zusammen getragen hatten. Derselbe ist leider nicht lange geblieben, denn Dr. Thomsen, auf dessen Grund und Boden, in der unmittelbaren Nähe der Stadt Geelong, das Begräbniß stattfand, verdaut sich Alles, und sie mußten ihren Todten schließlich begraben. Andere Stämme untersuchen das Nierenfett und entdecken bei Anwesenheit eines Fehlers in diesem die Wirkung eines Zauberers.

Ansichten und Urtheile über den Charakter der keltischen Völker.

Theodor Mommsen über die alten Kelten. — Renan's Ansichten über das Keltenthum. — Later Shiel über Irland.

Daß die Civilisation, der äußere Schliff, das Innere der verschiedenen großen Rassen und Völkergruppen im Allgemeinen nur wenig umgestaltet und die inneren Unterlagen im Wesentlichen unberührt läßt, das weiß Jeder, der beim Studium der Geschichte das ethnologische Element nach Gebühr berücksichtigt. Durch Zutaten fremden Blutes werden allerdings Modifikationen gebracht, z. B. durch die germanischen Eroberer während und nach der Völkerwanderung in den lelto-romanischen Ländern, und je mehr fremdes Blut von außen hinzukommt, um so beträchtlicher sind die Wandelungsnuancen. Ist die Zumischung nur schwach, dann bleibt das alte Temperament überwiegend und zieht sich wie ein rother Faden durch die Geschichte eines Volks. Diese und dieses versteht man nicht, wenn man die Besonderheit der anthropologischen oder ethnologischen Unanlage einer Gruppe außer Acht läßt.

In den ehemals keltisch-romanischen Ländern tritt der keltische Charakter noch immer hervor: die germanischen Eroberer waren in Gallien, Spanien und Italien zu schwach, um die eroberten Völker umzuwandeln; sie wurden von denselben einverleibt, wurden amalgamirt.

Neulich lasen wir, daß unser gelehrter Landsmann Theodor Mommsen, der Geschichtschreiber Roms und Bewunderer Cäsar's, beim Kaiser Napoleon zu Gast gewesen sei. Der Beherrscher Frankreichs tritt bekanntlich als Geschichtschreiber Cäsar's auf und wird sich ohne Zweifel mit dem gelehrten Professor über den Römer, welcher die entartete Republik beseitigte, über die Lage von Alesia und dergleichen mehr unterhalten haben. Interessant wäre es gewesen, wenn beide Männer, der Gelehrte und der Imperator, auch auf eine Erörterung des Charakters der alten Gallier eingegangen wären. Es hätten dabei Schlaglichter auf die Gegenwart fallen können.

Es traf sich, daß an demselben Tage, da wir von Mommsen's Besuch beim französischen Kaiser lasen, uns ein Vortrag in die Hände fiel, welchen der Professor im Jahre 1853 zu Zürich, wo er damals lebte, „Ueber die Schweiz unter den Römern“ gehalten hat. Er gab damals kurze in jenem allemannischen Hochlande, welche mit „Helvetien, Helvetiern, Kelten“ ꝛc. eine abgeschmackte Koketterie trieben. Diesen historisch-verirrten Leuten hielt Mommsen einen Spiegel vor's Gesicht. Er schlug die helvetische Keltemanie für immer zu Boden.

Herr Mommsen ist Meister im Charakterisiren, zwar manchmal etwas geluckt, oft auch allzuscharf zugespitzend; allein das können wir uns schon gefallen lassen, weil in seiner Darstellung frisches Leben pulsirt, weil er Geist hat und Zustände wahr schildert. Ueber seine Auffassung der Personen kann man streiten, doch das gehört nicht hierher. Wie haben es mit seiner Auffassung des keltischen Nationalcharakters zu thun; sie ist folgende:

Zu den vorzugsweise begabten unter den überhaupt kulturfähigen Völkern gehören die Kelten nicht.

Ihre Tapferkeit wird gepriesen, und mit Grund. Aber es war die Tapferkeit des Fechtmeisters und des Raufboldes, nicht die des Bürgers. Das bunte, gestickte Kampfgewand, die glänzende Rüstung waren seine Nebensachen bei ihren Kampfspielen; sie gefielen sich auch in Friedenszeiten im Zweikampf, und die Wunden, welche man dabei oder im Kriege erhalten hatte, waren nicht so sehr ehrenvoll, als Ehrenzeichen mit denen renommirt wurde, — gelegentlich denn auch so, daß man die Wunde nach dem Kampf erweitert, um mit einem größern Orden aufzuziehen.

Die Kelten verschmähten es, mit Wurfwaffen zu fechten; sie kannten, wenigstens in älterer Zeit, nur den Kampf mit der Stoßlanze und vor Allem den mit Schwert und Dolch. Ja, sie gefielen sich darin, nur in leichtem Gewand oder gar nackt, kaum geschützt von dem hohen, schmalen Schild, ihren breiten, mehr fleischigen als sehnigen Körper den Waffen der Feinde darzubieten. Sie waren sogenannte Helden, in dem Sinne, wo das Heldenthum

Digitized by Google

ein gutes Stück Bärenhäuterei und Flegelhaftigkeit in sich schließt. Helden, die lange vor dem Mittelalter im Waffenschmucke turnirten und im Duell ad hominem argumentirten. Tüchtige Gegner auf der Wahlstatt, immer vorausgesetzt, daß sie leidlich nüchtern waren und die Sonne nicht allzuheiß schien, unterlagen sie dennoch auch militärisch, wo immer ihnen ein wohlgeführtes Heer gegenüber stand, der Uebermacht der Wurfwaffen und des gegliederten Organismus über die Kraft, welche allein auf den harten Stahl und den derben Arm vertraut.

Ihre Schwäche aber lag vor Allem in ihrer politischen Untüchtigkeit. Die sittliche Energie, welche die Welt beherrscht, weiß sie sich selber zu beherrschen weiß, welche den Einzelnen aufhebt in dem größern Ganzen und den engen Egoismus zum Nationalsinne läutert, diese eigentliche Herrlichkeit und Gewaltigkeit der Menschennatur, auf welcher der Staat ruht, ist dem keltischen Wesen verhältnißmäßig fremd.

Daraus erklärt es sich, weshalb die Kelten in der Geschichte eine vergleichsweise unbedeutendere Rolle gespielt haben, als irgend eine andere indo-europäische Nation von gleicher Ausdehnung. Sie haben wohl Tempel zerschlagen und Städte verbrannt; Rom und Delphi, Byzanz und Pergamen haben vor ihnen gezittert; — aber von jenem thörichten Gallier an, der das eroberte Rom aus lieber langer Weile wieder fahren ließ, bis hinab auf Pobbo, der seinen Kartoffelacker so flach wie möglich umwühlt mit über die Improvements der Sachsen den Zorn der heiligen Jungfrau herabruft, haben sie sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen, und im besten Fall es nicht weiter gebracht als zur Gründung eines Soldatenstaates. Die militärische Ordnung ist die einzige, welche sie kennen und anerkennen.

Zwei Dinge sind es, sagt der alte Cato, auf welche die Gallier Werth legen: auf die Gloire und den Esprit. Plerique Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui.

Die Kelten haben alle Staaten des Alterthums erschüttert, aber sie haben keinen von dauerndem Bestand gegründet. Schon die oberflächliche Weise, in der sie sich in den gewonnenen Landschaften festsetzten, nicht minder ihr Verzichten auf Seefahrt und Meerherrschaft, beweist, wozu die Geschichte sie nicht bestimmt hat. Sie waren schlechte Bürger, aber gute Reichsfänger und vortreffliche Unterthanen. —

So äußert sich Mommsen. Wir wollen aber die Ansicht eines gestreichten und gelehrten Franzosen beifügen, Ernst Renan's, der eine vortreffliche Abhandlung über die Poesie der keltischen Stämme geschrieben hat. (Revue des deux Mondes, 1. Februar 1854.) Er erwähnt der gälischen Archäologie von Mydir, welche 1801 von einem Bauer, Owen Jones, herausgegeben wurde, und bemerkt, daß dieselbe noch jetzt ein wahres Arsenal der komischen Alterthümer bilde. Dann äußert er weiter: —

Die Ueberreste der Kelten, welche wir auf halbvergessene Inseln und Halbinseln zurückgedrängt sehen, zeichnen sich aus durch schroffe Individualität und Haß gegen Fremde. In dem zurückgezogenen Leben, in dem Mißtrauen gegen alles Fremde, muß man die Erklärung ihrer Hauptcharakterzüge suchen.

Bei keinem andern Stamme waren die Bande des Bluts so stark; der Familiengeist scheint jede umfassendere Organisation erstickt zu haben. Auch scheint das Volk an und für sich keines sonderlichen Fortschritts fähig zu sein. Das Leben erscheint ihnen als ein gegebener Zustand, an welchem der Mensch nichts zu ändern vermag; man glaubt leicht an die Macht des Schicksals und fügt sich.

Man sollte diesen Stamm kaum für jahrhetisch halten. Daher kommt denn auch die gedrückte Stimmung. Die alten Gesänge klagen mehr über Niederlagen, als daß sie Siege feiern. Die ganze Geschichte ist eine lange Klage, eine Erinnerung an die Verbannung, an die Flucht über das Meer; selbst die Freudengesänge werden zu Elegien.

Renan bezeichnet die Kelten, insbesondere die Kymren, als eine weibliche Race; wir möchten lieber sagen eine passive, doch das hat er wohl mit jener Bezeichnung auch ausdrücken wollen. Er hebt an ihr hervor: Stärke der Einbildung bei Verinnerung des Gefühls und schwache Äußere Entwickelung. Der keltische Stamm arbeitete sich ab, indem er seine Träumereien für Wirklichkeit nahm. Das wesentliche Element im poetischen Leben der Kelten besteht im Abenteuer, d. h. in Verfolgung des Unbekannten; es ist ein Lauf ohne Ende nach dem stets fliehenden Gegenstande des Wunsches. Es giebt einen keltischen Messianismus, einen Glauben an einen zukünftigen Rächer, der Cambrien wieder herstellen und von den Unterdrückern befreien werde. Das ist der geheimnißvolle Lemmok, welchen der Zauberer Merlin ihnen versprach, der Lez Briez der Armoricaner, der Arthur der Walliser. — Soweit Renan.

Durchgehends zeigt sich ein Hang nach dem Wunderbaren; deshalb sind die Kelten auch katholisch geblieben.

In Irland ist Alles, was als Civilisation bezeichnet werden muß, nicht keltisch. Das hat ein aufrichtiger irischer Patriot ein Mann in dessen Adern keltisches Blut floß, Richard Lalor Sbiel, anumwunden zugegeben. Er war ein ausgezeichneter Parlamentsredner und guter Schriftsteller. In einem Aufsatze: „Die Irländer, von einem ihrer Landsleute geschildert", sagt er: —

In den meisten Ländern ist eine Nationalphysiognomie in der ganzen Volksmasse vorherrschend; aber in Irland kann man die unvollkommene Anspfropfung der Kolonisten leicht wahrnehmen an der großen Mannichfaltigkeit der Physiognomien. Die Kerben und Absätze des Grundstocks lassen sich leicht unterscheiden.

Den Dänen von Kildare erkennt man an seiner straffen Gestalt, der Sammetfarbe des Haares und dem offenen, wasserklaren Auge. Der Spanier im Westen hat dunkle Hautfarbe und ein schwarzes, andalusisches Auge. Eine Presbyterianerkirche im Norden stellt uns in ihrer nüchtern-moralischen und kalkulirenden Gemeinde eine viereckige Breite der Backenknochen und einen schlauen Gesichtsausdruck vor, welche dem besten Geweinderath in Glasgow wohl anstehen würde. Auf dem südlichen Gebirge und in den Moorgegenden tritt dem Reisenden in der Oeffnung der Lehmhütten, welche zugleich Rauchfang und Thür bildet, das wilde und dagere Gesicht der ursprünglichen keltischen Iren entgegen. Ein oft rothes und starl gekräuseltes Haar, ein zorniges und muthiges Auge, seine kurzen und stummen Züge, eine barocke Verbindung von Unerschrockenheit und Verschmitztheit, von Keckheit und Hinterlist, Edelmuth und Falschheit, von Absurdität und Genie, das Alles liegt an und in ihm neben einander und drückt sich an ihm aus. Nicht unpassend haust er inmitten von Felsen und Mooren; er zeigt sich ganz zweckmäßig im Halbdunkel einer Rauchatmosphäre. Er ist ein künstlicher Barbar. —

Von diesen „künstlichen Barbaren" sind Millionen nach Nordamerika hinübergegangen, zu bei weitem überwiegendem Theil in die nördlichen Staaten, und dort haben sie sich um Millionen vermehrt. In der Yankee-Union spielt das irische Element eine wichtige Rolle; fasselbe kann sich dort ungehindert entfalten, und so erklärt sich die Barbarei, welcher jene Nordunion immer mehr anheimfällt, die dortige Rohheit, Wildheit und das anarchisch-despotische Treiben sehr leicht. Die „künstlichen Barbaren" arbeiten eifrig daran, die Barbarei im Yankeelande zu verbreiten und sie arbeiten mit Erfolg. A.

Digitized by Google

Fortschritt in den La Plata-Staaten.

Die ausgedehnte Region der Staaten am La Plata wird endlich in unserm Deutschland mehr beachtet als seither der Fall gewesen. Es ist hohe Zeit. Wir haben Millionen von Auswanderern an das durchaus bemerkenswerthe, von einem geradezu scheußlichen Bürgerkriege zerrüttete Frankreich abgegeben, und hunderttausend unserer Landsleute haben, ganz wie die Lanzknechte der Vorzeit, die Waffen ergriffen, um einen Unterjochungskrieg gegen die südliche Konföderation zu führen, die für eine Unabhängigkeit streitet, auf welche sie ein volles und gutes Recht und für welche sie mindestens ebenso viele Gründe anführen kann, wie einst die dreizehn englischen Kolonien gegen das Mutterland. Mehr als fünfzigtausend dieser Deutschen liegen in den Sümpfen und auf den Schlachtfeldern begraben, und der Dank dafür ist kein anderer, als daß die Yankeeblätter sagen: „An teutonischen Miethlachten ist nicht viel gelegen, die Einwanderung dauert ja fort.“ Also „teutonic mercenaries!“

Männer, wie Wappäus, Kerst und Burmeister machten schon vor Jahren auf die La Plata-Region und deren große Wichtigkeit für Deutschland aufmerksam. Der Schreiber dieser Zeilen wies bereits vor 1848 unsere hanseatischen Kaufleute und Rheder darauf hin, daß es zwar wohlgethan sei, den Verkehr und die Schifffahrt mit Nordamerika energisch zu fördern, daß man aber sich vor Einseitigkeit hüten und deshalb auch Südamerika mehr in's Auge fassen solle. Die Bremer aber richteten lange ihren Blick fast allein auf Nordamerika; erst später kam, des Tabaks halber, Brasilien mehr an die Reihe, aber nach dem Plata unterhielten nur einige mit Häuten handelnde Häuser eine nähere Beziehung. Dagegen war der Verkehr der Hamburger mit Buenos-Ayres viel lebhafter, und er ist in steigem Anwachsen.

Es ist eine große Thorheit, ein schweres Versäumniß gewesen, daß unsere deutsche Einwanderung gerade diejenige Gegend vernachlässigt hat, welche ihr ganz vortreffliche Aussichten darbietet, eine Region, wo allein auf dem Erdball in gesunder Gegend eine massenhafte Besiedelung der Küstenstrecken und der Stromufer möglich ist und wo alle Bedingungen zu einem gesunden Aufschwunge, zu einem nachhaltigen Gedeihen gegeben sind.

Brasilien ist ausländig geworden und mit Recht. Allerdings eignen sich drei südliche Provinzen des Kaiserreichs für deutsche Einwanderer, aber die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse sind nicht einladend. Doch kann einmal die Zeit kommen, da zum Beispiel die Provinz Rio Grande einen geeigneten Zielpunkt für Ansiedler bilden wird. Vorerst jedoch erscheinen dafür die Regionen am La Plata zweckmäßiger. Aber Alles kommt darauf an, daß die Auswanderung dorthin so massenhaft als irgend möglich gelenkt werde. Schon vor sieben Jahren schrieben wir Folgendes:

„Die argentinischen Lande sind menschenarm. Auf einem Raume, der viermal größer ist als Deutschland, zählen sie noch nicht so viele Einwohner als unser Thüringen, und sie haben Raum für dreißig, für fünfzig Millionen. Sie könnten schon mit einer Seelenzahl von sechs oder zehn Millionen eine der schönsten Agrikultur- und Handelsregionen der Erde werden, weil sie unendlich reich begabt sind. Aber ihre Schätze in allen drei Reichen der Natur liegen noch ungehoben. Erst eine massenhafte Einwanderung von Europäern, welche durch ihren Fleiß, durch nachhaltige Energie, Intelligenz und geistige Regsamkeit in die starren Elemente frischen Fluß bringen, kann ein regeres Leben hervorrufen und die vielen Hülfsquellen entwickeln. Man nehme einmal an, daß in jedem Jahr etwa zehn- oder zwanzigtausend Deutsche die La Plata-Region zu ihrer Heimat gewählt und sich dort unter zusagenden Verhältnissen angesiedelt hätten; was würde die Folge gewesen sein? Binnen zehn Jahren wären die Gegenden, wo die deutschen Niederlassungen fänden, in einen blühenden Garten umgeschaffen werden, wie Pennsylvanien. Sie würden kultivirt sein wie unsere Gegenden am Rhein und Main, an der Weser, Elbe und am Neckar. Wir wünschen, es möchte die Zeit kommen, in der man mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung die Auswanderung nach den argentinischen Ländern empfehlen könnte.“*)

Diese Zeit, glauben wir, ist nun da. An und für sich sind alle günstigen Bedingungen zu Wohlstand und Gedeihen gegeben: Auswahl fruchtbarer Landstriche, viele Strecken mit gesundem Klima, Wasserverbindungen, See- und Stromhäfen, leichte Verbindung mit Europa und freisinnige Gesetzgebung. Die Regierungen haben erklärt, daß sie den Fremden gern und willig ein Asyl bieten. Die kleinen deutschen Niederlassungen im Staate Buenos-Ayres sind gediehen. Als ein Hinderniß konnten bisher die nicht klar geregelten Verhältnisse des ländlichen Eigenthums betrachtet werden. Bei manchen Ländereien sind die Grenzen so unsicher, daß man nicht weiß, was Staatsländereien sind und was Privatbesitz; bei anderen weiß man nicht genau, ob sie Eigenthum des Bundes oder eines Einzelstaates sind. Manches ist während der letzten Jahre in's Klare gebracht worden, Vieles bleibt noch zu regeln. Aber in Bezug auf sehr große, zur Ansiedelung geeignete Strecken waltet doch kein Zweifel ob, und es ist Sache der Gesandtschaften und deutschen Konsulate, in dieser Beziehung den Einwanderern mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Der deutsche Verein in Buenos-Ayres wird es schwerlich an sich fehlen lassen. Als einen gründlichen Sachkenner, als einen durchaus humanen Mann, einen aufrichtigen Freund und Rathgeber aller Deutschen hat sich seit langer Zeit der preußische Geschäftsträger in Montevideo, Herr von Gülich, in wahrhaft patriotischer, nicht selten aufopfernder Weise rühmlich bewährt; dieser vortreffliche Mann verdient in hohem Grade die Achtung, welche ihm von unseren Landsleuten in der La Plata-Region in vollem Maße gezollt wird. Wie emsig er im deutschen Interesse wirkt, wie genau er jene Länder kennt, davon zeugen die Verträge, welche er mit den dortigen Staaten, zuletzt mit Paraguay, abgeschlossen hat, und die Mittheilungen, welche das preußische Handelsarchiv seit Jahren veröffentlicht.

Doch das beiläufig. Wir wollen hervorheben, daß in Bezug auf die inneren Fehden, welche periodisch in den La Plata-Ländern ausbrechen, die Nichtargentiner im Lande stets nur wenig oder gar nicht berührt wurden. Durch deutsche Einwanderer wird ohne Frage viel mehr Stetigkeit in die Verhältnisse jener Länder kommen; denn jene werden das eigentlich bürgerliche Element bilden, an welchem es gerade dort noch in empfindlicher Weise mangelt. Man bedarf dort eines Mittelstandes von Handwerkern und Ackerbauern; den kann aber nur die Einwanderung bringen, weil den Argentinern selbst die Grundbedingungen zur Bildung eines solchen abgehen.

Uebrigens bemerken wir, daß wir nicht blos die Provinzen der argentinischen Konföderation für die Einwanderung geeignet erachten, sondern auch Uruguay.

Der europäische Fortschritt bringt mit Macht ein, und auch in jenen Gegenden Südamerikas bewirkt der Dampf Wunder. Dampfschiffe fahren auf einem der herrlichsten Ströme der Welt, dem Paraguay und dessen oberen Zuflüssen, bis nach Cuyaba, das tief im Innern Brasiliens liegt. Welch ein Strom, dieser Paraguay! Man hat ihn wohl mit dem Mississippi verglichen, aber er übertrifft diesen „Vater der Gewässer“ an Länge des Laufes, an Tiefe, an Regelmäßigkeit und Sicherheit des Fahrwassers bei weitem, und das Land zu beiden Seiten ist unendlich fruchtbarer und gesunder. Man hat ihn auch wohl den Nil Südamerikas genannt, aber unpassend. Allerdings tritt der Paraguay, gleich dem afrikanischen Riesenstrom, über sein Ufer, aber er nimmt seinen Lauf nicht durch eine Wüste, in welcher nur das

*) Karl Andree: Buenos Ayres und die Argentinischen Provinzen. Nach den neuesten Quellen. Leipzig, 1866. S. X.

Digitized by Google

enge Stromthal eine des Anbaues fähige Oase bildet. Auch empfängt er eine Menge von Zuflüssen, von denen mehrere, z. B. der Parana und Uruguay, bei uns in Europa Ströme ersten Ranges bilden würden.

Vor Allem kommt es darauf an, die Verbindungswege zu vermehren. Man begreift auch vollkommen die Wichtigkeit der Eisenbahnen gerade für ein solches Land, und bereits sind einige kleinere Strecken Schienenwege von Buenos-Ayres aus im Betrieb. An die Stelle der schwerfälligen Ochsenkarawanen, welche sich langsam durch die Pampas bewegen, soll das Dampfroß treten. Man will eine Bahn zunächst bis an den Fuß der Andes bauen. Schon im Jahre 1855 vermaß der englische Ingenieur Allan Campbell die Strecke von Rosario, das am rechten Stromufer den Hafen bildet, bis wohin Seeschiffe mit 14 Fuß Tiefgang gelangen können, nach Cordova; aber es blieb beim Plan. Erst jetzt geht man mit Nachdruck an die Ausführung. In gleicher Weise wie es in Nordamerika geschah, das reichlich zur Hälfte seine Bahnen mit europäischem Gelde gebaut hat, sucht man auch in den argentinischen Landen transatlantische Kapitalien anzuziehen.

Die ganze Angelegenheit ist in vielfacher Beziehung, auch in Betreff der deutschen Auswanderung, von Wichtigkeit.

Am 16. März dieses Jahres wurde zwischen dem argentinischen Minister des Innern, Guillermo Rawson, und dem englischen Ingenieur Wheelwright ein Vertrag über den Bau einer Eisenbahn von Rosario im Staate Santa Fé nach Cordova abgeschlossen. Der spanische Text liegt vor uns. Das Kapital beträgt acht Millionen harte Piaster (Dollars) in 80,000 Actien von je 20 Pfd. St. oder 100 Dollars. Alle Ländereien, gleichviel ob sie dem Bund oder den Provinzen, oder Privatleuten gehören, welche für den Bahnbau, Stationen, Maschinenwerkstätten, Magazine ꝛc. ꝛc. nöthig sind, erhält die Kompagnie unentgeltlich von der Regierung und wird von dieser allezeit und in jeder Beziehung gegen all und jeden Anspruch gefchützt. Nach § 4 dürfen alle zum Bau und zur Unterhaltung der Bahn nöthigen Materialien auf einen Zeitraum von 40 Jahren zollfrei eingeführt werden, und gleichfalls vierzig Jahre lang ist das Eigenthum der Bahn und deren Zubehör von allen Abgaben und Auflagen durchaus befreit.

Die Kompagnie kann alle Wasserläufe benutzen und alles Holz, dessen sie bedarf, aus Staatswaldungen nehmen, ohne dafür eine Entschädigung zu geben. — Alle beim Bau und beim Betriebe der Bahn beschäftigten Arbeiter und Leute sind vom Militärdienste befreit.

§ 7. Die Regierung bewilligt der Kompagnie das Recht, die Bahn bis zur Cordillera de los Andes weiter zu führen und zwar auf der ihr passend erscheinenden Strecke; und sie bewilligt für diese Fortsetzung alle die oben angegebenen Rechte und Privilegien.

§ 10. Die Regierung wird die Einwanderung erleichtern und beschützen. El Gobierno conviene en facilitar y protejer la introduccion de inmigrantes, que haga la Compañia al pais, concediendo á esta todas las ventajas y prerogativas que se han establecido ó se establecieren en favor de la inmigracion. Die Regierung begreift also, daß Einwanderung nöthig ist, wenn das Land dauernden Aufschwung nehmen soll. Der folgende Paragraph ist in dieser Beziehung wichtig, weil er den Einwanderern Kultusfreiheit verbürgt. Die Argentiner haben freilich keine Unduldsamkeit gegen Nichtkatholiken ausgeübt; die Deutschen haben in Buenos-Ayres ihre schöne protestantische Kirche, und die Argentiner Austritte, welche in Bezug auf die Protestanten in Brasilien sein Ende nehmen, sind dort nie vorgekommen.

§ 11 besagt, daß die Kompagnie das Recht hat, Kirchen und Schulen für den Gebrauch der Einwanderer und der Bahnbeamten zu bauen. — El gobierno concede à la Compañia el derecho de construir iglesias y escuelas para el uso de los inmigrantes y de los empleados del camino de fierro.

§ 12. Sie bewilligt der Kompagnie als volles Eigenthum, zu beiden Seiten der Bahn, eine Landstrecke in der Breite von einer spanischen Meile (Legua) unter der Bedingung, daß sie diese Landstrecke besiedele. Sie verpflichtet sich auch in den Provinzen Cordova und Santa Fé je vier Quadratleguas von den fiskalischen Ländern dieser Provinzen auszuwirken und dieselben der Kompagnie zu überlassen.

Das sind die wichtigsten Punkte. Dazu kommt noch eine Zinsengarantie von 7 Procent.

Der Ingenieur Wheelwright ist der Sache vollkommen gewachsen. Dieser energische Mann war schon vor dreißig Jahren beschäftigt, eine Küstendampfschifffahrt in Chile und Peru in's Leben zu rufen; er entwarf den Plan zur Bahn von Valparaiso nach Santiago de Chile, baute auch jene vom Hafenplatze Caldera nach Copiapo in Chile und von dort 30 Miles landein, bis zu einer Höhe von 6000 Fuß.

Wir legen vorläufig, in praktischer Beziehung, gar kein Gewicht auf den Plan, einen Schienenweg über die Cordillera de los Andes zu führen; bergleichen liegt offenbar noch in sehr weitem Feld und man thäte besser, diesen Punkt vorerst auf sich beruhen zu lassen. Die Hauptsache bleibt, daß man eine große Hauptader des Verkehrs vom Strome durch das Land bis an's Gebirge baut Das Uebrige mag sich finden.

Einer brieflichen Mittheilung, die wir aus Frankfurt am Main erhielten, entnehmen wir Folgendes:

„Wheelwright's Plan für die große Bahn vom La Plata nach dem Stillen Weltmeer umfaßt die Strecke von Rosario nach Cordova mit 250 englischen Meilen, von Cordova an den Ostabhang der Anden 350 Meilen, über die Anden durch den Paß von San Francisco (in einer Höhe von 16,000 engl. Fuß über dem Meere!) 320 Meilen, bis zum Anschluß an die chilenische Bahn in Caldera 80 Meilen; eine Gesammtlänge von etwa 1000 englischen Meilen, deren einzige größere Schwierigkeit (aber was für eine!) in dem Uebergang über die Anden besteht.

Es gibt weit niedrigere Pässe und es ist deshalb bemerkenswerth, weshalb man gerade einen der höchsten zur Ueberstiegung in Aussicht genommen hatte. Die niedrigeren sollen nämlich Monate lang im Jahre durch Schnee völlig gesperrt sein, während der Paß von San Francisco (27° südlich) in einer Höhe, welche der des Montblanc gleichkommt, in zehn Jahren nicht einmal vom Schnee geschlossen worden sei.

Der Gegenstand ist übrigens schon in einer Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 30. Januar 1860 erörtert worden. Es wurde bemerkt, daß, wenn selbst die Führung der Bahn über den Paß nunmöglich sein sollte, schon die Annäherung bis zum östlichen und westlichen Fuße des Gebirgs, verbunden mit verbesserten Verkehrsmitteln, unendliche Vortheile gewähre und namentlich geeignet sei, die Verbindung Englands mit Australien wesentlich zu beschleunigen. Kapitän Sullivan hob hervor, daß Schiffe mit 12' Ladung jeder Zeit den La Plata bis Rosario hinaufkommen könnten, bei günstigem Wasserstand aber bis 16½' Tiefgang möglich sei.

Das großartige Unternehmen ist nun im Begriffe, wenigstens zum Theil verwirklicht zu werden. Binnen fünf Jahren soll die Bahn von Rosario nach Cordova in Betrieb stehen.

Die Berichte verschiedener Reisenden, namentlich Burmeister's über das starke Bedürfniß einer besseren Verbindung der Binnen-Provinzen mit dem La Plata, über den bereits jetzt sehr starken Verkehr durch die Züge von Pampaswagen, lassen günstige Folgen erwarten. Sehr wichtig wird die in Aussicht genommene Fortsetzung der Linie nach dem Fuße der Anden so wie eine Zweigbahn nach Mendoza sein, welche letztere namentlich Herr Burmeister befürwortet.

Ein anderes Unternehmen von Wichtigkeit ist die Unterschung des Rio Salado zum Behufe der Schifffahrmachung. Herr Estevan Ramo y Aubert hat sich dieselbe zur Lebensaufgabe gestellt. Neuen Berichten zufolge ist seine Expedition, in Begleitung

Digitized by Google

des englischen Konsuls Hutchinson, von glücklichem Erfolge gewesen; es wäre demnach Aussicht auf eine baldige regelmäßige Befahrung dieses Flusses von Sepultura bis Sta Fé. Der englische Konsul brachte Baumwollenflammen nach den Ufern des Salado, um dort Versuche machen zu lassen. Glücklich sind solche Versuche in der Provinz Entreríos ausgefallen, von wo bereits die erste Ladung Baumwolle nach Buenos-Ayres zu Markte gebracht und zu 125 Peso (Papier) die Arroba verkauft wurde.

Von Interesse für Fachgenossen sind die erfolgreichen Ausgrabungen Burmeisters in der Provinz Buenos Ayres. Es wurden „antediluvianische“ Skelette in überraschender Menge und theilweise in ganz neuen Formen gefunden, so daß das Museum der Hauptstadt in diesem Fache jetzt eines der interessantesten der Welt sein mag. Da sich bereits die Spekulation dieser Ausgrabungen bemächtigen wollte, hat die Provinzal-Regierung die Ausfuhr verboten, um ihrem Museum diese wissenschaftlichen Schätze zu erhalten.

Von Wichtigkeit für die Zukunft aller nördlichen Provinzen ist die immer reichere Ausbeute der Minen von San Juan in der Provinz Salta. Es sind namentlich Silbererze, die in Mächtigkeit auftreten und bis zu 50% Reingehalt ergeben.

In einem deutschen Brief aus Buenos-Ayres heißt es: „Arbeiter! Arbeiter! Das ist der Wunsch, den hier Hoch und Niedrig hinausruft. Arme, kräftige Arme für die vielen in Angriff genommenen großen Arbeiten (von der Hauptstadt allein vier kleinere Eisenbahnen nach verschiedenen Richtungen der Provinz) sind Bedürfniß, und wenn die ruhige staatliche Entwickelung des Landes wie bisher Stand hält, läßt sich dem europäischen Fleiße dort ein reiches Feld versprechen.“

Die Erforschung des obern Uruguay-Flusses.

Rio Grande, Süd-Brasilien, 29. April 1863.

Der Uruguay ist einer der bedeutendsten Flüsse Südamerikas, nicht sowohl seiner Größe halber, als wegen des großen Einflusses, den seine Beschiffung auf Handel und Gewerbe nicht nur der an ihn grenzenden Provinzen des Kaiserreichs, sondern auch der argentinischen Provinzen und der Banda Oriental (Uruguay) haben kann.

Dieser bedeutende Strom, der in der Provinz S. Pedro do Rio Grande de Sul, fast an der Küste des Atlantischen Oceans, auf dem Gebirgskamme der Serra geral entspringt, bildet in seinem Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Rio Grande und Santa Catharina, Rio Grande und Paraná, sodann auch jene zwischen Rio Grande und dem argentinischen Staate Corrientes, und durchströmt die Republik Uruguay (der er den Namen gegeben hat), bis zu seinem Einfluß in den mächtigen Parana, der mit ihm und mit dem Paraguay den mittelsten Theil La Plata-Stroms bildet, an dessen Ufern Montevideo und Buenos-Ayres reifend schnell emporblühen.

Während seines langen Laufes nimmt er die bedeutenden Zuflüsse Santo Victoria, Pelotinhas, Caveiras, Uruguay puitã, Sebolaty, Pondahi, Ijuhy, Piratinin d'Uruguay, Quebrade, Icabuenã, Butuy, Ibicuy, Quarahim, Arapehy, Gualeguay und Rio Negro, so wie viele andere weniger bedeutende auf. An seinen Ufern liegen die blühenden Städte Paysandú, Concordia, Uruguayana, Itaqui und S. Borja, wovon die drei letzten zu Brasilien gehören, so wie das orientalische Städtchen Salto.

Diesem Fluß entlang erstrecken sich ehemals die 33 Jesuitenmissionen, die bereits zu einer großen Ausdehnung und Kraft gediehen waren, als die Jesuitenverfolgungen unter Pombal's Leitung ihrer Blüte ein Ende machten. Von der ehemaligen Herrlichkeit dieser Missionen geben nur noch die Kirchen und Klosterruinen von San Borja, San Luiz, San Lourenço, San Miguel, San Angelo, San Nicolai, San Jose, San Thomé, San Carlos, San Chtanislaü ꝛc. eine Idee. Der Uruguay ist in seiner ganzen Ausdehnung neu da, wo er auf der Serra geral den Rio Pelotas empfängt, bis zu seinem Einfluß in den Parana, tief und breit und vollständig zur Schifffahrt geeignet. Bis heute wurde er von Montevideo bis zum Salto (dem Wasserfall) in der Banda Oriental (d. h. Uruguay) regelmäßig durch Dampfer befahren; eine zweite Linie von Flußdampfern ging bis zur brasilianischen Stadt Itaqui, dort jedoch hörte die Schifffahrt auf, weil von da aus der Fluß noch nicht näher erforscht war. Vor zwei Jahren schickte nun die kaiserliche Regierung von Brasilien eine Kommission zur Untersuchung dieses obern Uruguay ab, welche unter der Leitung des intelligenten Oberstlieutenants vom Geniecorps, Jose Maria Pereira Campos, der Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet hat. Von der Indianeransiedlung Nonoahy aus hat die Kommission einen Weg durch den Urwald bis zu dem dort noch unbekannten Uruguay eröffnet und diesen nun in Kanoes befahren, wobei sie häufig von den dort hausenden wilden Indianerstämmen (Bugres und Coroados) beunruhigt worden ist; sie hat die Feuerwaffen der sie begleitenden Truppenabtheilung benutzen müssen. — Die Arbeiten schreiten jedoch schnell und erfolgreich vorwärts.

Jüngst hat nun die Kommission eins der größten Naturwunder Südamerikas untersucht. Man wußte nämlich schon lange von Indianern, daß ein großer Wasserfall die Schiffbarkeit des Flusses verhinderte; endlich gelangte die Kommission zu diesem Fall und staunte vor einem der erhabensten Schauspiele der Natur. Der Strom stürzt hinab über eine gewaltige Felsenmauer, die den Fluß in seiner ganzen Breite von 1200 Braças (eine Braça brasilianischen Maßes sind 8⅔ Fuß oder 80 drad. Zoll) hindurchzieht und über 500 (!) Fuß hoch und ebenso breit ist. Ueber diese enorme Felsenmasse stürzt der brausende Strom in eine unendliche Tiefe mit fast unglaublicher Schnelle hinab und bildet auf diese Weise einen der größten Wasserfälle der Welt. Die brasilianische Kommission ist jetzt beschäftigt, die Art der Felsblöcke zu untersuchen und ein Mittel ausfindig zu machen, die lose Felsenmauer zu sprengen, was jedoch der allgemeinen Ansicht nach unmöglich ist. Dieselbe Kommission hat bereits Mittel gefunden, die Schiffbarkeit des Uruguay bis nach S. Borja zu erstrecken, indem sie den Wasserfall des Butuy zwischen Itaqui und S. Borja, der 64 Fuß Breite und 800 Fuß Höhe hat und das Haupthinderniß in jener Gegend bildete, vermied. Die brasilianische Kommission an Bord des orientalischen Dampfers Uruguay umging diesen Wasserfall, indem sie einen von der Natur gebildeten Kanal, der gerade auf der Höhe der Kaskade den Nebenfluß Butuy mit dem Hauptstrome verbindet, entdeckte und auf diesem den Wasserfall umschiffte. Dieser von der Natur gebildete, leicht schiffbare Kanal hat eine Länge von 3 bis 4 Meilen und öffnet die Verbindung zwischen Montevideo und S. Borja bis zum großen Wasserfalle, der heute das einzige Hinderniß zur freien Beschiffung des mächtigen Uruguay vom Parana bis zum Nebenflusse Pelotas auf der Serra geral ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die brasilianische Regierung durch diese Erforschung des Uruguay einen bedeutenden und der Anerkennung werthen Dienst geleistet hat, dem wir nicht nur die Kenntniß eines bisher ignorirten Wasserfalles danken, welcher dem Niagara wenig nachsteht, sondern auch die Eröffnung eines direkten Verkehrs zwischen Montevideo und den innern Provinzen des Kaiserreichs Brasilien.

Schon sind von der Regierung die nothwendigen Befehle aus-

Digitized by Google

gegangen, um die dort aufgefundenen wilden Indianerstämme zu „kaffeeschen“ und in Dörfern zusammen zu bringen, wo sie dann bald ihren jetzigen Naturzustand vergessen. Dergleichen Indianerdörfer (Aldeamentos genannt) giebt es heute 248 im Kaiserreiche, in denen etwa 53,000 gezähmter Indianer unter 41 Direktoren leben. Außer diesen sind jedoch noch 48 verschiedene Stämme wilder Indianer bekannt, die nichts von der Civilisation wissen wollen und in unbeschränkter Freiheit in den unzugänglichen Urwäldern (Sertaes) des Innern leben, und von denen einige noch sogar Anthropophagen sind. • Die am Uruguay sind weniger gefährlich und leichter bis auf einen gewissen Grad zu gähmen.

K. von Koseritz.

Kleine Nachrichten.

Die mißlungene Expedition des Lieutenants Krusenstern im Nördlichen Eismeere. Wir erwähnten im Globus (III, S. 160), nach einer Mittheilung, die wir in der St. Petersburger deutschen Zeitung fanden, daß die Expedition des russischen Lieutenants von Krusenstern zur Erforschung des Weges an der nordeuropäischen Küste nach der Mündung des Jenisey wahrscheinlich mißglückt sei. Der Sommer des Jahres 1862 war sehr kalt und regnig, und dauerhaftliche dieser ungünstigen Witterung ist wohl die Schuld des Mißlingens zuzuschreiben. Jetzt liegt in der Illustrirten Zeitung ein sehr ausführlicher Brief aus Obdorsk vom 9. Oktober v. J. von Krusenstern an seinen Vater vor, in welchem die harten Kämpfe, welche er mit ungeheuren Eismassen bestehen hatte, und der endliche Verlust seines Schooners Jermak beschrieben werden.

Am 1. August verließen die zwei Schiffe „Jermak“ und „Embryo“ Enja, trafen aber bereits bei Barandai auf ungeheure Treibeismassen, die das Vordringen ungemein erschwerten. Bei der Insel Dolgoi wurde das Eis immer dichter, stellenweise zogen sich Fehende Eisfelder, oft eine Meile breit, durch den Ocean. Hatte man einen solchen Eisgürtel nach mühseligen Mühen durchbrochen, dann konnten die Reisenden bei ziemlich günstigem Winde wieder eine Strecke ihre Reise fortsetzen, bis sie auf neue Eisfelder trafen. Die Insel Matweeff war anscheinlich und ihre Lage genau bestimmt. Alles war mit dichtem Treibeis umlagert, auf dem sich unzählige Walrosse befanden. Am 13. August war die Jugorische Straße, welche bis auf einen schmalen Kanal mit Eis verstopft war, durchsegelt und gegen 3 Uhr Nachmittags lag das Karische Meer vor den Blicken der Reisenden. Bei der Insel Waigatsch ward Anker geworfen und eine schreckensvolle Nacht verbracht. „Furchtbare Massen Treibeis rasten mit entsetzlichem Getöse, vom Sturme getrieben, durch die Straßen in das Karische Meer hinaus, Tod und Vernichtung Dem drohend, der sich ihnen entgegen zu stellen gewagt hätte. Mehrere Male mußten wir die Anker lichten, um den Schooner vor dem Zerschellen zu retten. Mit dem Aufwand aller Kräfte arbeiteten wir die ganze Nacht; der Anker trieb auf Felsgrund und ich taxirte die Schnelligkeit der Strömung auf vier Knoten. Der Embryo ward durch ein Eisfeld von uns fortgerissen und in das Karische Meer hinausgeschleudert.“ Auch dem Schooner Jermak ward am andern Morgen dieses Schicksal zu Theil, auch ihn riß die Strömung fort, und er konnte, da das Meer zu tief war, nirgends Anker werfen. Nur ein schmaler Kanal, durch welchen das Schiff trieb und der sich immer mehr verengerte, war offen; plötzlich hörte derselbe auf und nun zeigte sich dem Blicke nichts als Eis!

Alle Versuche zur Umkehr mißglückten, und nur der wieder aufgefundene Embryo versuchte durch Rudern das Land zu gewinnen. (— Es wird dies die bereits im Globus erwähnte, von dem Unterofficier Kozell geführte und am 13. Sept. v. J. glücklich heimgekehrte Jacht sein. —) Der Jermak lag unterdessen an einer 28 Fuß dicken Eisscholle fest, auf welcher Zelte errichtet wurden. „Jedesmal, wenn das Eis sich schob, krachte das Schiff in allen seinen Fugen; die rechte Wand wurde um einen halben Faden eingedrückt und dennoch leckte es nicht. Bald wurde es vom Eis auf die eine, bald auf die andere Seite gelegt und endlich so weit aus dem Wasser gehoben, daß es nun noch 3 Fuß zwischen Eisschollen ding. Eingemal ward es so gequetscht, daß das Deck sich hob und ein Krachen durch das Schiff ging, daß vielen unter der Mannschaft der Angstschweiß auf die Stirne trat. Wir wurden mit der ganzen Eismasse hin- und hergetrieben und wechselten in der Breite zwischen 69° 54′ und 70° 5′. So bekamen wir beinahe das ganze südliche Ufer bis zur Karamündung zu sehen, dann trieben uns Südwinde dem östlichen Ufer des Karischen Meers zu. Das dauerte den ganzen August hindurch. Vom Wasser war keine Spur zu sehen, bis auf einige sehr tiefe Süßwasserlöcher im Eise.“

Der Schooner war unterdessen so schadhaft geworden, daß man beschloß, ihn zu verlassen, und der Weg über die Eisschollen nach dem etwa noch 30 Meilen entfernen östlichen Ufer angetreten wurde. Ein Boot ward auf Schlitten gelegt und mit dem nöthigen Proviant und Instrumenten versehen. Am 9. Sept. wurde der Jermak verlassen und ein neuntägiger, entsetzlich beschwerlicher und gefahrvoller Marsch über Schollen und Eisberge (Torosse) unternommen. Um zu zeigen, welche Mühe und Noth die Reisenden auf diesen Wege zu bestehen hatten, heben wir noch Folgendes aus Krusenstern's Briefe hervor:

„Wir hatten, vollmilde, auf einer Eisscholle uns hinter aufgethürmten Eisblöcken niedergelegt, um dort unser kaltes, nasses Nachtlager zu halten, als sich plötzlich die Scholle in Bewegung setzt und, vom Sturme getrieben, mit rasender Schnelligkeit dem offenen Polarmeere zutreibt.

In eine Rettung aus dieser verzweifelten Lage glaubten auch die Muthigsten nicht mehr, und Jeder ergab sich dem Standhaftigkeit in sein Geschick. Oft sahen wir Eisbären auf kleinen Schollen nahe an uns vorüberreiten, die mit schnalzenden Zungen und als eine gute Beute betrachteten und nur vor den Augenblicks zu harren schienen, in welchem unser gefährliches Fahrzeug zerstümmert werden würde, um sich unserer Körper zu bemächtigen. Drei Tage dauerte diese volle Fahrt und weiter ging's in der Richtung zum Pol. Unsere Kopfbedeckungen hatten wir verloren, die Kleider waren durchnäßt, die Lebensmittel bestanden nur noch aus wenig Schiffszwieback. Am dritten Tag endlich schlug der Wind um und trieb uns der Küste zu; ein Hoffnungsstrahl belebte unsern Muth auf's neue. Der Wind war heftig und die See brandete über unsere Scholle hinweg. Da ereignete sich ein Unfall, der vieren unserer Leidensgefährten soll den Untergang gebracht hätte. Sie kamen auf der Spitze der Scholle und schauten sehnsüchtig nach der Küste, die uns Rettung bringen sollte. Mit einem Male löst sich die Spitze mit den vier Mann los und treibt in die See hinaus. Nur mit eigener Lebensgefahr gelang es uns, die unglücklichen Burschen wieder auf die sichere Scholle herüber zu bekommen. Endlich trieben wir an festere Eisfelder und setzten mit dem Rest unserer Kräfte den Weg nach dem Lande fort. Jeder hatte 70 Pfund Gepäck zu schleppen. Am 18. Sept. erreichten wir durchnäßt und erschöpft alle bei Harter Kälte das Ufer. Wir schliefen auf kahler Erde unter freiem Himmel, ohne Feuer, ohne Speise. Als es hell wurde, begegneten wir zwei Tschums, und wir waren gerettet! Sie brachten uns mit ihren Rennthieren nach Obdorsk. Unsere Journale, einige Karten, ein paar Gewehre ist alles, was vom Schiffe mit fortgebracht wurde.“

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Unter dieser Rubrik brachten wir vor längerer Zeit Nachricht über einen Deutschen, welcher eine 1857 aus Indien nach Kabul und Kandahar geschickte Gesandtschaft unter den Afghanen angetroffen hat (Globus III, S. 284). Diese Mittheilung gab im Vereine für Erdkunde zu Dresden Anlaß zu ausführlichen Bemerkungen von Seiten des Herrn Dr. J. C. Haenitsche, der viele Jahre lang als Arzt in Persien gelebt hat und erst vor Kurzem in sein Heimatland Sachsen zurückgekehrt ist.

„Aus Allem,“ so schreibt uns Hr. Dr. H., „scheint hervorzugehen, daß ich jenen Friedr. Wilh. Hapurst gekannt habe.“

Im Juni 1854, wenige Abende vor meiner Flucht aus Esterum, nach Nordpersien, wurde mir von einem türkischen Schneider die Mittheilung gemacht, daß im innern Theile der Stadt (Erzerum), in einem türkischen Kaffeehaus, ein deutscher Schuster angekommen sei, der Lust habe, weiter zu reisen; es fehle ihm jedoch an Mitteln. Ich suchte den Landsmann auf und fand in ihm einen in den vierziger Jahren stehenden Mann, mit einem von der Sonne gebräunten Antlitz, etwas gefurchten Wangen, stärklichem Bartwuchs und gutmüthigen blauen Augen. Er hatte eine etwas nach vorn überhängene Haltung, trug einen europäischen Oberrock und auf dem Kopf ein altes türkisches Fez.

Die Habe dieses Mannes bestand aus einem alten Hemd; in dieses war sein königlich preußischer Paß gewickelt, der nach Rußland und insbesondere nach Tiflis ausgestellt und z. B. vom russischen Konsulat in Jerusalem regelrecht visirt worden war. Der Schuster besaß ein neues Testament in deutscher Sprache, welches amerikanische Missionäre ihm geschickt hatten; wenn er aussuhr, pflegte er in demselben zu lesen.

Digitized by Google

Dieser lutherische Schuhmacher hieß Friedrich Wilhelm Gebhardt und war aus Frankfurt an der Oder eher dessen Umgegend gebürtig, verstand sein Handwerk recht gut und hatte in Persien mehreren europäischen Diplomaten dauerhafte Arbeit geliefert. Schon in seinen früheren Briefanzeigen hatte er einen großen Theil von Deutschland und Oesterreich zu Fuße durchwandert, und die Schweiz nebst manchen Gegenden Frankreichs gesehen. Die Militärjustizgüter setzte diesen Wanderungen ein Ziel. Gebhardt mußte als Fußtier dienen; als ihm aber, da er vor den Zimmern einer Prinzessin Schildwacht stand, in einer kalten Winternacht die Füße erfroren und die Zehen am linken Bein abgenommen werden mußten, gab man dem solchergestalt Verstümmelten den Abschied.

Nun konnte Gebhardt ungestört seiner Wanderlust leben, und als ich im Jahre 1854 seine Bekanntschaft machte, hatte er binnen etwa zwanzig Jahren einen großen Theil des Orients durchstreift. Zuerst war er nach den Donauländern und in die europäische Türkei gegangen, und hatte dann manche griechische Inseln, theilweise mehr als einmal, besucht; nach Athen war er nicht gekommen, meinte aber, das Versäumte gelegentlich nachzuholen. Kleinasien kannte er sehr genau; in Syrien und Palästina war er mehr als einmal gewesen; als ich ihn traf, war er von Jerusalem durch Kleinasien nach Smyrna gegangen und hatte sich hier längere Zeit aufgehalten.

Von Smyrna war er nach Erzerum gekommen. Er lieferte mir die Nachweise darüber, daß er auch in Arabien und in Aegypten längere Zeit verweilt hatte; auch Bagdad, Bombay und Kalkutta waren ihm bekannte Oerter. Erst später brachte er mir ihn genaues, daß er früher zweimal in Persien und Kurdistan gewesen sei. Alle Sitten der Morgenländer kannte er bis in die Einzelnheiten und wußte sich mit Leichtigkeit in dieselben zu fügen. Er sprach recht gut Deutsch, in das er nur selten ein Fremdwort mischte; sodann Italienisch, Tatarisch und Bulgär-Arabisch, aber alle drei Sprachen nicht sehr geläufig und mit schlechter Aussprache. Auch mit dem Hebräischen hatte er sich etwas abgegeben, weil er, wie er mir später vertraute, einmal die Absicht gehabt hatte, eine Jüdin zu freien. Im Norden Meere hatte er einmal Schiffbruch gelitten; die Araber und Türken hatten ihn, nebst einigen englischen Reisegefährten, mit Gewalt zum Mohammedaner gemacht. Er hatte aber bald eine günstige Gelegenheit wahrgenommen, um den Türken zu entfliehen.

Der alte Gebhardt gefiel mir so, daß ich ihn fragte, ob er nicht Lust habe, mich auf einem Ausfluge gen Osten, etwa bis Täbris, zu begleiten. Das war Wasser auf seine Mühle, und noch ehe ich ihm über Zweck und Ziel meiner Reise, worvon er erst auf persischem Boden genaue Kunde erhielt, ein Wort gesagt hatte, äußerte er seine Willfährigkeit. Gleich am andern Tage führte er mein Packpferd nach dem Weideplatze der großen persischen Kameelkarawane; ich aber litt einen Tag später, begleitet von einem türkischen Kawassen, welchen mir der damalige österreichische Konsul zur Verfügung gestellt hatte, aus Erzerum fort.

Alles verlief nach Wunsch; ich entging, obschon nur mit genauer Noth, meinen türkischen Quälgeistern und fand meinen Gebhardt, der durch seine Landeskenntniß, seine Treue und vollkommene Ehrlichkeit mir auf der Reise nach Täbris ein werthvoller Begleiter war. Auch that es mir wohl, mich mit ihm in unserer heimischen Sprache unterhalten zu können. Unsere Gespräche drehten sich begreiflicherweise zumeist um praktische Interessen des Augenblicks; wenn aber meinem Schuhmeister die Luft anwandelte, auch über andere Dinge zu reden, dann kam er gewöhnlich auf sein Hauptthema: religiöse Angelegenheiten. Und wirklich wußte er Bielerlei von Dogmen und Einrichtungen des Christenthums, des Judenthums und des Mohammedanismus. Er war eine Art von philosophirendem Schuster, aber aus voller Seele protestantisch. Alle Kopfhängerei war ihm fremd, er erheiterte Alle, und ich muß noch heute lächeln, da ich mich eben daran erinnere, wie er am Urmiah-See einige persische Landstreicher in die Flucht jagte. Sie wollten meinen Pferdewärter mißhandeln, unter dem Vorwande, daß seine Gäule auf ihren Aeckern geweidet hätten; aber Gebhardt ging mit meiner, eben nicht geladenen Doppelflinte auf sie zu und sie nahmen vor ihm Reißaus.

Bald überzeugte ich mich, daß er in Täbris sehr bekannt war. Dort erst sagte ich ihm, daß es meine Absicht sei, nach Rescht zu reisen.

Das war ihm wieder ganz recht und genehm. Es liege ihm eben jetzt nichts daran, nach Tiflis zu gehen, und nach Teheran könne er ja auch über Reschk kommen. An Zeit, sagte er, fehlt es mir nicht; die gerade Straße von Teheran kenne ich schon, aber das Kaspische Meer habe ich noch nicht gesehen. Ich will mir also die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. —

Also nahm ich ihn mit nach Reschk und, bald nachher nach Enseli, um ihm dort das Kaspische Meer zu zeigen, in welchem er sich badete.

Am 1. August 1854 schied er in Reschk von mir, um nach Teheran zu gehen, wo er Arbeit finden wollte. Vorher hatte er mir einen Vorschlag gemacht, den er sicherlich für praktisch hielt. Was wollen Sie hier in Reschk so lange bleiben? fragte er; lassen Sie einen Maulesel, beladen Sie ihn mit ihrem Gepäck und mit Argueten, ich will ihn führen, und Sie reiten zu Pferd. Ich bin Ihr Gehülfe (denn der Schuster hatte auch etwas in die Medicin hineingepfuscht), und wir verdienen auf angenehme Weise viel Geld.

Zum Reiten war er nicht zu bewegen; er ging nebenher, und wenn ich den sehr Ermüdeten dann und wann, bald mit mir, bald auf ein Pachtier beden ließ, lief er allemal, zum großen Erstaunen der Perser, bald wieder herunter. Uebrigens wollte er einmal mit einigen Engländern einen Ritt von Teheran nach Bagdad gemacht haben.

Ein russischer Beamter wollte den ehrlichen deutschen Mann mit nach Petersburg nehmen. Aber Gebhardt sagte, daß er den Norden nicht liebe; auch habe er überhaupt keine Lust, Diener zu sein, aus allervernünftigsten bei einem Fremden: wohl aber mache es ihm Vergnügen, weil ich ein deutscher Landsmann sei, wie Obsiegenheiten zu erweisen; ebenhin seien wir Beide ja auch Religionsgenossen. Bezahlung nähme er nicht, er sei ein freier Mann. In der That nahm er kein Geld. Bei alledem konnte ich mir keinen trettern und zuverlässigern Diener wünschen, und an verdächtigen Leuten sieht er es sich nicht nehmen. Nachts vor meinem Lager Wache zu halten. Als er in Reschk von mir Abschied nahm, ließ er sich durch vieles Zureden bewegen, etwas Wäsche, Kleider und ein wenig Geld anzunehmen. Ich mußte ein paar Wasserstiefeln bei ihm beilegen, die er mir von Teheran aus schicken wolle. Er hat aber vergessen, sie zu verfertigen.

Die Sommermonate des Jahres 1855 verlebte ich in Teheran. Wer sich gleich nach meiner Ankunft bei mir einstellte, war der getreue Gebhardt. Er hatte in der persischen Hauptstadt 1854 nur noch wenige von seinen „alten diplomatischen Gesichtsfremden" angetroffen und war nach Bagdad gegangen, wo er einen Laden eröffnete und bald eine kleine Summe erwarb. Nun aber war es mit seiner Ruhe vorbei, die Reisefrankheit packte ihn mächtig, und er kam nach Teheran zurück, um seine große Pilgerfahrt fortzusetzen. Ehrlichkeit mir auf der Reise nach Täbris ein werthvoller Begleiter war. Auch that es mir wohl, mich mit ihm in unserer heimischen Sprache unterhalten zu können. Unsere Gespräche drehten sich begreiflicherweise zumeist um praktische Interessen des Augenblicks; wenn aber meinem Schuhmeister die Luft anwandelte, auch über andere Dinge zu reden, dann kam er gewöhnlich auf sein Hauptthema: religiöse Angelegenheiten. Und wirklich wußte er Vielerlei von Dogmen und Einrichtungen des Christenthums, des Judenthums und des Mohammedanismus. Er war eine Art von philosophirendem Schuster, aber aus voller Seele protestantisch. Alle Kopfhängerei war ihm fremd, er erheiterte Alle, und ich muß noch heute lächeln, da ich mich eben daran erinnere, wie er am Urmiah-See einige persische Landstreicher in die Flucht jagte. Sie wollten meinen Pferdewärter mißhandeln, unter dem Vorwande, daß seine Gäule auf ihren Aeckern geweidet hätten; aber Gebhardt ging mit meiner, eben nicht geladenen Doppelflinte auf sie zu und sie nahmen vor ihm Reißaus.

Bald überzeugte ich mich, daß er in Täbris sehr bekannt war. Dort erst sagte ich ihm, daß es meine Absicht sei, nach Reschk zu reisen.

Das war ihm wieder ganz recht und genehm. Es liege ihm eben jetzt nichts daran, nach Tiflis zu gehen, und nach Teheran könne er ja auch über Reschk kommen. An Zeit, sagte er, fehlt es mir nicht; die gerade Straße von Teheran kenne ich schon, aber das Kaspische Meer habe ich noch nicht gesehen. Ich will mir also die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. —

Am 1. August 1854 schied er in Reschk von mir, um nach Teheran zu gehen, wo er Arbeit finden wollte. Vorher hatte er mir einen Vorschlag gemacht, den er sicherlich für praktisch hielt. Was wollen Sie hier in Reschk so lange bleiben? fragte er; lassen Sie einen Maulesel, beladen Sie ihn mit ihrem Gepäck und mit Argueten, ich will ihn führen, und Sie reiten zu Pferd. Ich bin Ihr Gehülfe (denn der Schuster hatte auch etwas in die Medicin hineingepfuscht), und wir verdienen auf angenehme Weise viel Geld.

Zum Reiten war er nicht zu bewegen; er ging nebenher, und wenn ich den sehr Ermüdeten dann und wann, bald mit mir, bald auf ein Pachtier beden ließ, lief er allemal, zum großen Ergötzen der Perser, bald wieder herunter. Uebrigens wollte er einmal mit einigen Engländern einen Ritt von Teheran nach Bagdad gemacht haben.

Ein russischer Beamter wollte den ehrlichen deutschen Mann mit nach Petersburg nehmen. Aber Gebhardt sagte, daß er den Norden nicht liebe; auch habe er überhaupt keine Lust, Diener zu sein, aus allervernünftigsten bei einem Fremden: wohl aber mache es ihm Vergnügen, weil ich ein deutscher Landsmann sei, wie Obsiegenheiten zu erweisen; ebenhin seien wir Beide ja auch Religionsgenossen. Bezahlung nähme er nicht, er sei ein freier Mann. In der That nahm er kein Geld. Bei alledem konnte ich mir keinen trettern und zuverlässigern Diener wünschen, und an verdächtigen Leuten sieht er es sich nicht nehmen. Nachts vor meinem Lager Wache zu halten. Als er in Reschk von mir Abschied nahm, ließ er sich durch vieles Zureden bewegen, etwas Wäsche, Kleider und ein wenig Geld anzunehmen. Ich mußte ein paar Wasserstiefeln bei ihm beilegen, die er mir von Teheran aus schicken wolle. Er hat aber vergessen, sie zu verfertigen.

Die Sommermonate des Jahres 1855 verlebte ich in Teheran. Wer sich gleich nach meiner Ankunft bei mir einstellte, war der getreue Gebhardt. Er hatte in der persischen Hauptstadt 1854 nur noch wenige von seinen „alten diplomatischen Gesichtsfremden" angetroffen und war nach Bagdad gegangen, wo er einen Laden eröffnete und bald eine kleine Summe erwarb. Nun aber war es mit seiner Ruhe vorbei, die Reisefrankheit packte ihn mächtig, und er kam nach Teheran zurück, um seine große Pilgerfahrt fortzusetzen. Er hielt es für würdig, — nimmer das Neue Testament in der Tasche, — sich für einen schiitischen Mohammedaner zu bekennen, weil das für seine Sicherheit zweckmäßig sei.

Er hat, wenn ich nicht irre, im August 1856 Teheran verlassen und ist als Pilger nach Mesched gegangen; es war seine Absicht, auch Chiwa, Buchara und Samarkand zu besuchen.

Daß er Mesched glücklich erreicht hat, erhuhr ich einige Zeit nachher, dann aber habe ich seine Spur verloren, und ich höre erst jetzt, daß er unter unglücklichen Umständen und weit man den ehrlichen Burschen für einen Spion hielt, am 25. April 1857 von Kandahar nach Kabul abgeführt wurde.

Es wäre mir sehr erfreulich, wenn diese Zeilen dazu beitragen könnten, daß irgend Jemand aus fernen Osten Nachforschungen anstellte über des ehrlichen Gebhardt Schicksal, und daß man eventuell, falls er noch lebt, Schritte versucht, ihn aus der Gefangenschaft bei den Afghanen zu befreien.

Von Melbourne nach England ist das Schiff Lancelnhyre in der kurzen Zeit von 72 Tagen gefahren. So schnell würde es die weite Fahrt nicht zurückgelegt haben, wenn es durch den Suezkanal hätte kommen können oder müssen. Die atlantische Fahrt ist bescheidener und bequemer.

Der Hopfenbau in Mittelfranken bildet einen außerordentlich wichtigen Zweig des Ackerbaues. Amtlichen Berichten zufolge sind dort in den Jahren 1858 bis 1861 für Hopfen nicht weniger als 22,453,398 Gulden gelöst worden. Im Jahre 1860 waren die Preise so hoch, daß im Bezirk Spalt-Reth für 3224 Centner 902,852 Gulden bezahlt wurden.

Die Einwohnerzahl von Rotterdam belief sich am 23. December 1862 auf 111,403 Köpfe, ein Zuwachs von 1100 in einem Jahre. Protestanten sind 73,217, Katholiken 33,747, Juden 4411; der 28 ist keine Religion angegeben. Die Stadt hat fünf Werften für den Schiffsbau.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubiſchen Katarakten.

Die verſchiedenen Dampferlinien aus Europa nach Aegypten. — Die Riſikoprämie. — Abſchluß von Verträgen mit den Schiffseigenthümern. — Vorkehrungen zur Reiſe. — Reis, Dragoman, Kawaſſ, Schiffsvolk. — Die Fahrt auf dem Nil. — Uferbewohner; Fellahfrauen. — Der Bauernſtand und der Grundbeſitz in Aegypten. — Mehemed Alis Monopolſyſtem. — Die Kopten; ihre Sprache und ihr Charakter. — Die Städte am Nil: Manfalut und Siut. — Farſchut und die Waſſermelonen. — Jagd auf Enten. — Ein heiliger Scheich. — Eine Hochzeit in Luxor.

Erſter Artikel.

Das alte Land der Pharaonen iſt in unſeren Tagen ohne Beſchwerden und ohne erheblichen Koſtenaufwand zu erreichen. Nicht weniger als drei Dampfergeſellſchaften wenigſtens für Deutſche, nicht zu empfehlen. Man thut am beſten, in Trieſt einen Dampfer des öſterreichiſchen Lloyd zu beſteigen, der nur in Corfu anlegt und direkt nach

Polonen des Hofkempels auf der Inſel Philae.

fahren regelmäßig nach Alexandrien. Da iſt die theure Peninſular and Oriental Compagnie; ihre Schiffe ſind gewöhnlich ſtark mit Fahrgäſten überfüllt, deren Reiſeziel irgendwo in Indien oder China liegt. Die franzöſiſchen Meſſagerien legen die Strecke von Marſeille aus in 7 bis 8 Tagen zurück, aber auch ihre Dampfer, welche mit anderen in Verbindung ſtehen, die von Suez aus durch das Rothe Meer in den Indiſchen Ocean fahren, ſind gleichfalls, Alexandria fährt. Er legt die Reiſe in 5 bis 6 Tagen zurück. Dieſe Lloyddampfer ſind bequemer und auch billiger als jene der beiden oben genannten Geſellſchaften.

Ein Winteraufenthalt in Aegypten iſt angenehm. Man vermißt in Kairo keine europäiſche Bequemlichkeit und lebt doch mitten im Orient. In aller Gemächlichkeit kann man die Pyramiden beſuchen und einen Ausflug auf der Eiſenbahn nach Suez machen. Sobald man aber einige Zeit in

Digitized by Google

dieſer wichtigſten aller afrikaniſchen Städte verweilt hat, wird man von der unwiderſtehlichen Sehnſucht ergriffen, eine Stromfahrt auf dem Nil zu unternehmen, weit über die erſten Kataraften hinaus bis nach Nubien, über den Wendekreis des Krebſes hinüber, um jene Wunderwerke des alten Aegyptens zu ſehen, von denen noch ſo viele prachtvolle Trümmer übrig ſind. Man hat genug an dem Gewühl einer großen Stadt, die jetzt nahe an 400,000 Seelen zählt, und entflieht gern dem Lärm, welchen die Horden von Eſeltreibern von früh bis ſpät in einem halben Dutzend Sprachen gleichzeitig erheben. Auf dem Strom iſt Ruhe, und dieſe iſt uns in hohem Grad erwünſcht.

Der heilige Strom, deſſen Haupt erſt in unſeren Tagen, wenn bis jetzt auch nur theilweiſe, enthüllt worden iſt, wird auf weiten Strecken von Dampfern befahren; ja man projektirt Eiſenbahnen durch die Bahiuda-Wüſte und jene der Bſcharis; man will ſchiffbare Kanäle graben, um die zehn Stromſchnellen zu umgehen, welche die Schifffahrt hindern; man will ferner den elektriſchen Telegraphen bis Chartum am Zuſammenfluſſe der beiden Hauptarme des Nils, alſo bis tief in den Sudan hinein, fortführen. Ein beſchaulicher Reiſender wird aber wohl immer die Stromfahrt auf einer Nilbarke vorziehen; auf einer ſolchen iſt er ſein eigener Herr, kann ſinnen und träumen wie es ihm beliebt, weiterfahren oder umkehren, je nachdem er will; auch findet er immer Fahrzeuge mit wohl eingeübter Mannſchaft bereit.

Gewöhnlich bilden die ſogenannten zweiten Kataraften, die Stromſchnellen bei Wadi Halfa in Nubien, das Ziel der Reiſenden; weiter hinauf gehen nur Kaufleute oder Männer der Wiſſenſchaft. Man hat unter verſchiedenen Arten von Fahrzeugen die Auswahl. Der Tſchermis, welche zwei Maſten und große lateiniſche Segel haben, benient man ſich zur Stromfahrt in's Oberland nicht, ſondern nur im Delta, zur Zeit der Ueberſchwemmung. Der Madil oder Kayas unterſcheidet ſich von einer Tſcherm nur dadurch, daß er kleiner iſt. Die Nilbarke, welche ein Reiſender wählt, iſt entweder ein Maaſch oder Nabieh, eine Kangbeh oder ein Dahabieh; alle drei gleichen einander, nur die Größe iſt verſchieden; die Kangbeh iſt am kleinſten, der Maaſch am größten. Das Dahabieh iſt ein Boot von mittlerm Gehalt und reicht für den Reiſenden vollkommen aus.

Dame in Kairo

Im Oktober und November iſt die Bootsmiethe am theuerſten, weil in dieſen Monaten der Andrang von Europäern am ſtärkſten iſt; im Januar fällt er. Gewöhnlich nehmen drei bis ſechs Leute zuſammen eine Barke und führen einen gemeinſchaftlichen Haushalt. Dann belaufen ſich die Koſten, Alles zuſammengerechnet, auf etwa 350 Thaler für die Fahrt von Kairo nach Wadi Halfa und zurück; jene bis Aſſuan, alſo nur bis an die nubiſche Grenze, iſt billiger.

Aus den nachfolgenden Skizzen wird der Leſer erſehen, in welcher Weiſe es ſich mit einer Stromfahrt auf dem Nil verhält und was dabei in Betracht kommt. Vor allen Dingen muß man einen bündigen Vertrag in arabiſcher und nebenbei zugleich in irgend einer europäiſchen Hauptſprache abſchließen, denſelben von ſeinem Konſulat beſtätigen und von der zuſtändigen ägyptiſchen Behörde garantiren laſſen. Dann kann man ruhig ſein.

Derartige Kontrakte lauten verſchieden. Man kann mit einem Dolmetſcher abſchließen und dieſem Alles übergeben; aber das iſt in der Regel nicht anzurathen; man kann auch mit einem Schiffsführer (Reis) ein Uebereinkommen treffen. Am beſten und ſicherſten iſt es wohl, mit einem Schiffseigenthümer ein Uebereinkommen zu treffen. Daſſelbe muß folgende Beſtimmungen enthalten:

Der Schiffseigenthümer N. N. vermiethet dem Herrn X. für die monatliche Summe von — — (etwa 60, 80 oder 100) Napoleonsd'ors eine Barke, welche an dem und dem Tage bereit ſein muß. Die Bemannung beſteht aus Matroſen, Schiffsjungen, Steuermann und Reis. Sie alle müſſen einen Taskaret haben, eine von der Polizei ausgefertigte Karte. Dieſe Bemannung ſteht Herrn X. durchaus zu Befehl; er hat das Recht, Jeden, der ſich verfehlt, vom Schiffe wegzuweiſen und ihn durch einen Andern oder mehrere Andere zu erſetzen. Nur allein der Reis, als Bevollmächtigter des N. N., kann nicht entfernt werden; aber die ägyptiſchen Behörden und die Polizei haben für ſein gutes Betragen einzuſtehen. Herr X. beſtimmt über den Gang des Fahrzeugs und der Reis hat ſeine Anordnungen zu befolgen; ſollte aber der letztere eine Gefahr vorausſehen, und hat er auf dieſelbe aufmerkſam gemacht, kann bal Herr N. allen Schaden zu tragen. Die Barke fährt ſtromab bei Nacht, falls der Wind günſtig iſt, mit Segeln; das Treideln (Ziehen mit

Digitized by Google

Seiten) kann nur bei Tag in Anwendung kommen. Bei der Thalfahrt wird bei Mondschein zugleich gesegelt und gerudert. X. ist für seine Beschädigung verantwortlich, welche der Barke zustößt, hat auch gar keine Abgaben zu erlegen, und nur bei der Fahrt über die Katarakten die übliche Gebühr zu zahlen. Er erlegt Herrn X. so und so viel von der Miethe im Voraus, behält sich auch vor, unterwegs dem Reis eine Summe zu zahlen, womit die Bedürfnisse der Mannschaft bestritten werden können. Im Fall irgend einer von diesen Punkten nicht eingehalten wird, hat R. von X. so und so viel als Entschädigung zu fordern. —

Nun hat der Reisende auf ein paar Monate ein schwimmendes Haus, aber er selbst muß dasselbe mit dem nöthigen Nahrungsbedarf versehen, denn unterwegs kann er nicht allzuviel bekommen. Die Dörfer oder Städte am Nil liefern ihm Milch, Butter, die zumeist sehr schlecht ist, Melonen und Wassermelonen, Gurken, Zwiebeln, vortreffliche Linsen, Spinat, Eier und Geflügel; das ist aber auch Alles. Das Uebrige kauft man in Kairo, als da ist: Mehl, Reis, Makaroni, Kartoffeln, Bohnen, Graupen, getrocknete Aprikosenschnitten, Trauben, Pflaumen und Mandeln, Orangen, Citronen, Chokolade, Kaffee, Thee, Salz, Zucker, Oel, Pfeffer und andere Gewürze, Seife, Brennöl, Essig, Senf, Wein, Bier, Cognac, Wachs- oder Stearinkerzen, Flaschen und Gläser, Tabak, Cigarren, Chesterkäse und holländischen Käse. Man nimmt Barometer und Thermometer mit, Waffen, Papier, Feder, Tinte und noch manche andere Siebensachen.

Drei wichtige Personen sind, außer dem Schiffsführer, der Koch, der Dolmetscher und der Kawaß. Unser Koch, sagt H. Cammas, den wir auf seiner Fahrt begleiten wollen, war ein Araber, der sich auf das Pastetenbacken sehr gut verstand.

Auf die Dragomane, Dolmetscher, kommt sehr viel an, und man hat von Glück zu sagen, wenn man in der Wahl glücklich ist. Diese Leute sind, einzelne Ausnahmen abgerechnet, äußerlich wohl gekleidet, aber unter den Kleidern schmutzig; sie lügen, betrügen, stehlen und heucheln, sie drängen sich dazu, für den Reisenden etwas auszulegen, und prellen ihn unverschämt. Sie bilden eine Art Innung, deren Vorsteher für die Mitglieder verantwortlich ist; man kann auch bei der Polizei Beschwerde führen, aber was hilft das? Allerdings hat man gegen den Gauner wenigstens einen Trost: man kann ihn tüchtig durchprügeln, und zu diesem Behufe nimmt man einen Kurbatsch aus Hippopotamushaut; der macht gehörige Striemen.*)

Kellahrin.

Unser Kawaß, der türkische Polizeimann, war glänzend gekleidet und glich einer wandelnden Rüstkammer. Ein solcher Mensch hat Die, welche ihn bezahlen, im Nothfalle zu beschützen und fordert die verschiedenen Ortsbeamten, als da sind: Mamurs, Mudirs, Nasirs, Kaschefs ic., auf, den Reisenden Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Uebrigens hängt es von dem guten Willen und der Gunst der ägyptischen Regierung ab, einen Kawaßen herzugeben.

Am 5. December 1860 gingen wir unter Segel. Es war ein Tag wie bei uns in Europa am Ende des Mai; ein wolkenloser Himmel spiegelte sich in dem ruhig dahinströmenden Wasser des Nils. Zur Linken lagen die Vorstädte von Kairo: Ramleh, wo viele Dahabieh neben einander hielten; Bulak mit seinem belebten Hafen und der große Bazar von Maskara Arimi; zur Rechten die immergrünen Gebüsche der Insel Rhoda. Die Ufer gewähren in der Umgegend von Kairo einen heitern, freundlichen Anblick. Die Matrosen sangen; der Drageman erklärte uns in einem sonderbaren Kauderwälsch Alles, was wir sahen, und Vieles, was wir nicht sehen konnten. Der Kawaß stand stolz und schweigsam auf dem Oberdeck neben dem Manne, welcher das Steuer lenkte.

Als die Zeit zum Essen kam, erhielt jeder Matrose seinen Antheil Linsen, welchen er mit Nilwasser ansuchtete;

*) Die Gesellschaft, welcher Alexander Ziegler angehörte, hatte ihren Kontrakt mit zwei europäischen Dragomane abgeschlossen und zwar auf dem Konsulate. Trotzdem waren dabei vier Fehler begangen worden. Die Reisenden hatten — vergessen, den Kontrakt mit auf die Reise zu nehmen! Sie hatten sich für die Besichtigung der Monumente in Oberägypten nur 15 Tage ausbedungen und bekamen deshalb manche interessante Punkte gar nicht zu sehen. Sie hatten das Aufsteben von Laternen am Mastbaume bei Nacht nicht ausgemacht; endlich hatten die Dragomane mit dem Schiffsführer per Monat, nicht aber, wie Brauch ist, auf die Dauer der ganzen Reise abgeschlossen. Diese Ver-

Digitized by Google

der Reis genoß neben uns einige Datteln. Das war in der That ein ſehr frugales Mahl, und wir ſchickten den Matroſen Kaffee und Cigarren. Darüber war dann großer Jubel.

Die Barke iſt groß und ſchön. Auf dem Vorderdeck leben und ſchlafen die Schiffsleute unter freiem Himmel, wir haben das Hintertheil inne und befinden uns in den ſechs verſchiedenen Räumen ſehr behaglich. Die Fenſter des Salons gehen auf eine kleine Außengallerie hinaus, wo wir im Schatten ſitzen und ungeſtört, in aller Ruhe, unſern Tſchibuck rauchen. Auch der Reis hat eine recht hübſche Kajüte.

Gleich nach Sonnenuntergang bricht die volle Nacht herein, und die Sterne funkeln mit hellem Glanze. Die Luft iſt friſch und erquickend. Bald ſchliefen wir ein, aber lange vor Tagesanbruch begannen die Schiffsleute mit ihrem Geſang, an den man ſich übrigens bald ſo gewöhnt, daß man ſich im Schlafe nicht mehr ſtören läßt. Solch eine Segelfahrt auf einem ruhigen Fluſſe zwiſchen grünen Ufern iſt wunderſchön, beſonders in einem Lande, wo uns Alles, was wir ſehen, ſo neu und überraſchend vorkommt. Die Dörfer, welche in der Ferne ſo weiß ſchimmerten, wurden in der Nähe geſehen dürfter genug. Der Sonnenglanz hatte einen Lichtſchimmer über ihre Armſeligkeit gegoſſen. Bei einem derſelben hielten wir eine Weile an. Wir ſahen eine Gruppe von Frauen in langen, blauen Röcken, ſie trugen Packen Leinwand auf dem Kopf und gingen durch einen Baumgang von Mimoſen und Sykomoren zum Nil, um das Zeug zu waſchen. Junge Mädchen trugen große Waſſerkrüge auf dem Kopfe, neben ihnen gingen Kinder mit kleineren Gefäßen. Das Ganze war ein fertiges Gemälde, wie ein Maler es ſich nur wünſchen konnte.

Fellahfrau

Wir betrachteten uns die Frauen in der Nähe. Einige wollten ihr Geſicht nicht ſehen laſſen und verhüllten daſſelbe; andere dagegen zeigten ſich keineswegs ſchüchtern. Die meiſten hatten eine runde, volle Stirn, große Augen, regelmäßige Naſe, etwas aufgeworfene Lippen, etwas plumpes Kinn und tätowirte Wangen. Manche trugen Metallringe in der Naſe und Ringe über den Arm- und Fußknöchen; bei einigen war der blaue Rock auch mit Statiſperlen beſetzt. Ueber den Kopf hatten ſie nachläſſig ein Tuch geworfen. Alle waren wohl gewachſen; Arme und Beine ſchlank, die Füße klein. Unſere Matroſen ließen ſich mit dieſen Aegyptierinnen in ein Geſpräch ein, das wenigſtens den älteren Frauen nicht gefiel, denn ſie ſingen an ganz entſetzlich zu ſchreien und zu ſchimpfen. Darin ſind die Fellahweiber Meiſterinnen; wir haben dafür Beweiſe in Hülle und Fülle gehabt. Aber gewöhnlich fällt auf die Matroſen alle Schuld am Zanke, der manchmal bis zu Handgreiflichkeiten ausartet. Einſt waren unſere Leute an's Land gegangen; es erhob ſich ein Lärm und wir gingen mit dem Kawaß in's Dorf, um ihnen beizuſtehen. Wir nahmen einen Mann gefangen; aber nun entſtand ein förmlicher Aufruhr. Die Weiber rannten auf die Dächer ihrer Hütten, kratzten die Erde los, ſtreuten ſie auf ihr Haupt, ſchrieen entſetzlich, heulten einmal über das andere: Allah, Allah, Unſer Kawaß wollte den Gefangenen dem erſten beſten Mudir überantworten, aber wir legten uns in's Mittel und er wurde freigegeben. Ohnehin hatte ſich herausgeſtellt, daß einer von unſeren Matroſen Hühner geſtohlen hatte, und das wollten die Fellahs ſich nicht gefallen laſſen. Dieſe gedrückten Bauern haben eine ſchwache Vorſtellung von Menſchenwürde und von ihrem eigenen Werth; ohnehin werden ſie oft und viel geprügelt. Manchmal, wenn der Druck gar zu arg wird, lehnen ſie ſich wohl gegen die Willkür auf, aber ſie wiſſen ſchon im Voraus, was das Ende ſein wird. Gewöhnlich leiſten ſie Widerſtand gegen die Conſcription, das hilft indeß zu nichts. Einige verlieren dabei das Leben, die übrigen werden auf Barken gebracht und nach Kairo abgeführt, während die Weiber eine Strecke lang am Ufer hinterherlaufen, heulen und ſchreien.

Uebrigens leben, was Eſſen, Trinken und Wohnen anbelangt, die Fellahs in manchen Gegenden nicht ſchlechter, als z. B. ein ſlawiſcher oder franzöſiſcher Bauer. Sie ſind auch nicht ſo melancholiſch als man oft ſagen hört; es fehlt ihnen nicht an Heiterkeit und Frohſinn, die namentlich bei

ſäumniſſe gaben dann Anlaß zu manchen ärgerlichen Vorfällen. A. Ziegler, Reiſe im Orient, I, S. 119.

Digitized by Google

ihren Hochzeiten stark hervortreten; auch lieben sie Tanz und Gesang. Aber von dem was Recht und Pflicht ist, haben sie keinen Begriff, und eben so wenig eine Ahnung von der Stellung eines Bürgers oder eines freien Menschen. Der Fellah liebt sein Haus und sein Dorf; was darüber hinaus liegt, kümmert ihn wenig, und von Patriotismus kann keine Rede sein. Das begreift sich leicht, wenn man die Geschichte von den Pharaonen bis auf unsere Tage herab in's Auge faßt. Seit der arabischen Eroberung wurden Grund und Boden Eigenthum der Sultane, Emire und Beys. Der Fellah mußte seinen ganzen Ernteertrag, mit alleiniger Ausnahme dessen, was für den Lebensunterhalt seiner Familie nothwendig war, an den Herrn abliefern. Gegenwärtig sind an die Stelle des Monopols regelmäßige Abgaben getreten.

Eine Regierin.

Ueber den Bauernstand und den Grundbesitz in Aegypten hat in der jüngsten Zeit Alfred von Kremer*) gute Nachweisungen gegeben. Sehr richtig bemerkt er, daß gerade in Aegypten, wo doch der Bauer von jeher den wichtigsten Theil der Bevölkerung bildete, dieser Stand immer in äußerst drückender Abhängigkeit lebte. Schon der jüdische Staatsminister Joseph benutzte eine Hungersnoth, um Land und Leute dem Pharaoh völlig leibeigen zu machen. Die armen Bauern mußten dem Könige den Fünften geben; „nur allein der Priester Land war nicht eigen dem Pharaoh." Natürlich, die Priester haben immer für sich vortrefflich zu sorgen verstanden.

Staatsminister Joseph, ein großer Finanzmann, drückte den einst freien Bauer zu des Königs Frohnarbeiter herab, und das blieb er auch, als fremde Eroberer in's Land kamen. Schon unter den Römern war er durch Druck dermaßen verthiert, daß man die Steuern durch Schläge von ihm herauspressen mußte. Unter Arabern und Türken galt, wie schon gesagt, als Grundsatz, daß der Sultan allein oberster Herr alles Grundes und Bodens sei, der eben nur an die Bebauer das Land verpachte, welche dafür einen gewissen Theil des Ertrages als Pachtschilling zu entrichten hatten. Auch heute ist der Bauer nicht Eigenthümer des Bodens, sondern hat nur, gegen Entrichtung der Steuer, das Recht zur Nutznießung. Die heutige ägyptische Gesetzgebung sagt: „Nach dem religiösen Gesetze steht fest, daß die steuerpflichtigen Gründe nicht veräußert werden können; bei dem Tode des Inhabers sollen sie an den Staatsschatz (Beit el Mal) heim; aber in solchem Falle sind die Erben des frühern Inhabers ganz besonders zu berücksichten." Von einem Eigenthumsrecht ist also keine Rede.

Im Alterthume betrug die Abgabe ein Fünftel; unter den Mohammedanern war ihr Betrag völlig der Willkür der Regierung anheimgegeben. Aber selbst unter den Mameluken erreichte das Elend der Fellahs keine solche Höhe wie zur Zeit der Monopolwirthschaft des vielgepriesenen Mehemed Ali. Das Land wurde förmlich ausgepreßt, ganze Dörfer starben vor Elend aus, die Bauern flüchteten in die Wüste. Jenes Monopolsystem, bestand darin, daß Mehemed Ali nicht nur die, ohnehin hoch bemessenen, Abgaben von den Bauern in Natura erhob, sondern sie zwang, Alles was sie erndeten, an die Regierung zu verkaufen, und zwar zu einem Preise, welchen sie selber festgestellt hatte. Bei der Uebernahme und dem Wägen der Feldfrüchte ließen obendrein die Beamten sich Unredlichkeiten und Willkür zu Schulden kommen; die Regierung mischte sich in alle Angelegenheiten und der Bauer war nichts weiter als ein armselig bezahlter Taglöhner der Regierung. Der Vicekönig koncentrirte die gesammte Produktion Aegyptens in seiner Hand und verfügte über dieselbe.

Es gab in Aegypten eine große Menge von Grundstücken, die gewissen Familien als Erbleben oder als Familienstiftung gehörten, ebenso Grundstücke, die zu frommen Stiftungen geschenkt worden waren. Diese alle konfiscirte Mehemed Ali, erklärte sie für sein Eigenthum, und gab den Besitzern Anweisungen auf Jahresrenten, die der Pensionsfond zahlen sollte. Ferner: durch Rekrutirungen, Noth und Flucht waren manche Strecken entvölkert worden, und diese verlassenen Gründe nahm der Vicekönig als sein Eigenthum in Anspruch. Die auf solche Art erworbenen Güter bezeichnet man mit dem türkischen Worte Tschiftlik (nach ägyptischer Aussprache Schiftik), das eigentlich nur eine Landwirthschaft, ein Bauerngut bezeichnet, hier aber so viel als vicekönigliches Privatgut bedeutet. Mehemed Ali

*) Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Leipzig 1863, I, S. 245 ff.

Digitized by Google

ließ sie durch Frohnarbeiter bestellen; er befahl, wo man Baumwolle, Bohnen, Mais ꝛc. bauen solle. Er taufte in Oberägypten den Arbeb Weizen zu 25 Piaster und verkaufte ihn in Kairo zu 120 Piaster! Das Ganze war eine kolossale Plusmacherei der abscheulichsten Art.

Auf Andringen der europäischen Mächte mußte das Monopolsystem aufgegeben werden, aber die ägyptische Regierung legte noch jahrelang dem direkten Verkehr europäischer Kaufleute mit den Fellahs Hindernisse in den Weg, und die letzteren wurden nach wie vor vielfach beeinträchtigt. Eine Besserung in ihren Zuständen begann erst, als es dem Bauer freigestellt wurde, seine Steuern in Geld zu bezahlen. Seitdem kann er seine Produkte ungehindert verkaufen, wie und an wen er will, er fand nun Anreiz zu fleißigem Anbau, denn was er erwirbt, gehört ihm. Aber immer noch fehlt sehr viel daran, daß man den Fellah in seiner Stellung mit einem europäischen Bauer vergleichen könnte. Das System der Zwangsarbeit hat noch immer nicht aufgehört und gewöhnlich wird der Fellah dafür nicht bezahlt. Wehrlose Bauern werden unversehens überfallen und zu irgend einer Regierungsarbeit gepreßt. Man requirirt vom ersten besten Dorfe so viele Männer als man eben braucht, und wenn etwa die Regierung einen geringen Lohn für die Arbeit festsetzt, dann fließt derselbe doch halb oder zum großen Theil in die Tasche der Beamten. Das Verhältniß des Bauers im mehammedanischen Staat, und insbesondere in Aegypten, ist das des Pachters zum Grundherrn; die Abgabe, Steuer, vertritt die Stelle des Pachtschillings, und es wird der Grundsatz festgehalten, daß bei regelmäßiger Bezahlung der Pacht nicht aufgekündigt werden kann. —

So viel von den Fellahs und ihren Verhältnissen. Die Schiffsleute auf dem Nil gehören ursprünglich zumeist auch dem Bauernstand an, aber durch den steten Verkehr mit Fremden und weil sie oft auch längere Zeit in Städten verweilen, werden sie so zu sagen gewürfelter und bekommen manche Ideen, von welchen der Fellah im Dorfe keine Ahnung hat. Sie leben sehr mäßig, gehorchen dem Reis willig und sind eine Plage für die Anwohner des Nils, weil sie diesen Hühner stehlen und darüber oft in Streit gerathen.

Unser Reis hieß Essen und war aus Assuan. Wir konnten mit diesem tüchtigen Schiffsführer vollkommen zufrieden sein; er behauptete seinen Leuten gegenüber eine gewisse Würde, machte sich mit ihnen nicht gemein und speiste allein auf dem Oberdeck. Unter den Matrosen fiel uns ein gewisser Mahmud auf, ein unermüdlicher Bursche, der immer lustig war, weil er demnächst in Luxor Hochzeit machen wollte.

Aegyptischer Pferdezucht.

Wir kamen bei starkem Gegenwinde nur langsam vorwärts. Die arabische Gebirgskette (am rechten Ufer), trat immer näher an den Nil heran, und ihr wilder Anblick stach scharf ab gegen die mit Baumwolle und Zuckerrohr bestellten Felder, welche zwischen dem Strom und dem Gebirge sich hindehnen. Am Ufer erheben sich Palmen, Tamarinden, Mimosen und Feigenbäume, von denen die Dörfer beschattet werden. Auch sahen wir am Abhange der Kette eine verödete Stadt, die, einst ein Schlupfwinkel der Räuber, jetzt nur heulende Schakale beherbergt.

Am Fuße des Dschebel Their kamen wir hart unter dem Gebirge hin in eine enge Strombahn und wurden dort durch einer Meute von Bettlern belästigt, die halb nackt und mit Ungeziefer bedeckt waren. Sie schwammen heran, rafften Alles auf, was wir ihnen aus unserer Barke zuwarfen, und tauchten unter wie Enten. Von unserm Schiffsvolke wurden sie verhöhnt und verächtlich behandelt; sie ihrerseits gaben alle Schelmworte mit Wucherzinsen zurück. Am Ende schwammen sie wieder an's Land und liefen in ein großes viereckiges Gebäude. Unser Drogman sagte, dasselbe sei ein Kloster, und jene Bettlerhorde seien koptische Mönche mit ihren geistlichen Zöglingen gewesen. Die Kopten sind bekanntlich Christen; ein großer Theil derselben steht in sehr geringer Achtung bei den Mohammedanern.

Die koptische Bevölkerung des heutigen Aegypten ist mit den alten Aegyptern identisch und stammt unmittelbar von den letzteren ab. Als gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts die Araber eindrangen und die byzantinische Herrschaft verdrängten, war unter den christlichen Aegyptern die koptische Sprache noch vorherrschend, und neben ihr

Digitized by Google

stand das Griechische, besonders in den Städten, in ziemlich allgemeiner Geltung. Aber je mehr das Arabische um sich griff, um so mehr verlor das Koptische an Boden; doch wir wissen, daß es noch im zehnten Jahrhundert und auch späterhin selbst in Unterägypten gesprochen wurde, während es sich in Oberägypten noch weit länger als Volkssprache behauptete, wenigstens bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein. Den Gottesdienst hielten die Kopten dann schon früh in der Art ab, daß man die biblischen und liturgischen Abschnitte in koptischer Sprache vortrug und die Erklärung arabisch gab. Aus den Volkslehren verschwand das Koptische völlig erst im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Jetzt wird es im Nilthale nicht mehr gesprochen und hat sich nur in den liturgischen Büchern erhalten.

In Aegypten, einem Weltpassagelande, einer Durchzugs- und Uebergangsregion, ist der alte bodenständige Volksschlag in sehr ausgedehnter Weise mit fremden Zuthaten, namentlich griechischem, römischem und arabischem Blute, vermischt worden; auch berberische Zuthaten fehlen nicht. Die arabische Einwanderung ist am stärksten gewesen, aber sie reichte doch nicht hin, die einheimische Bevölkerung völlig in sich aufzuschlürfen und dieselbe zu arabisiren. Als die Eroberer, die Männer des Islam, eindrangen, betrug die eingeborene ägyptische Bevölkerung allermindestens fünf Millionen Köpfe. Die Unkömmlinge vermischten sich äußerst schnell mit den Kopten, die in Massen den Islam annahmen, und so entstand ein neues Geschlecht, welchem die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört. Aber sie trägt, wie sich aus einem Vergleiche mit den alten Denkmälern ergiebt, noch unverkennbare Merkmale altägyptischen Ursprungs an sich. In einigen Städten und Dörfern, wo die koptische Bevölkerung nicht vom Christenthum abfiel und dichter beisammen wohnte, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung leidlich unvermischt erhalten. Kremer (I. S. 49) sagt: „Die heutigen Aegypter sind somit noch immer eine selbständige Nation, welche sich unmittelbar an die alten Bewohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt. Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner als Araber zu bezeichnen. Allerdings sprechen sie arabisch und sind auch stark mit arabischem Blute vermischt; dennoch ist das koptisch-ägyptische Element unleugbar bei weitem vorherrschend. Ein heutiger Aegypter ist noch jetzt von einem Araber leicht zu unterscheiden."

Die christlichen Kopten machen jetzt kaum den zwanzigsten Theil der Landesbevölkerung aus, etwa 150,000 Seelen, wovon ungefähr 10,000 auf Kairo kommen. In einigen Theilen Oberägyptens sind ganze Dörfer ausschließlich nur von ihnen bewohnt und in der Provinz Fayum trifft man sie in großer Menge. Die Hautfarbe zeigt Abstufungen vom blassen Gelb bis zum dunkelsten Braun; die Augen sind groß, länglich geschnitten und immer schwarz. Die Nase ist meist gerade und wird nur an der Spitze rund und breit; die Lippen sind dick, das Haar ist schwarz und leicht gekräuselt. Gewöhnlich ist der Kopte von mittler Statur; die Sitte, Knaben zu beschneiden, ist allgemein, was ja auch schon bei den alten Aegyptern der Fall war. Vom Mohammedaner unterscheidet er sich durch den schwarzen oder dunkelblauen Turban und gewöhnlich trägt der Kopte dunkle Kleider; in den Dörfern ist aber die Kleidung ziemlich dieselbe wie jene der Mohammedaner.

Wir unserseits meinen, daß die Kopten eine Völkermumie sind, abgelebt und abgestanden, eine Art von Fossil, und die Zeit wird lehren, ob sie einer Weiterentwickelung fähig seien. Sie sind völlig verknöchert in kirchlichen Aeußerlichkeiten und religiösem Formelkram, der an's Aberne streift, und sind von Wahn dermaßen umstrickt, daß Mohammedaner von ihnen weniger angefeindet werden als andere christliche Sekten. Sie sind Bahnbarbaren. Gewiß hat der vielhundertjährige mohammedanische Druck nachtheilig auf ihren Charakter gewirkt, aber schon zur Römerzeit taugte das altägyptische Volk nicht viel, und Juvenal hat in einer seiner Satiren dasselbe meisterhaft gegeißelt. — „Der Kopte ist zumeist von düsterer, mürrischer Stimmung, habsüchtig und geldgierig im höchsten Grade, falsch, friechend, heuchlerisch, frech und herrisch, wo er glaubt, es ungestraft sein zu können. Er zeigt sich fähig im Rechnungsfach, und die Regierung stellt ihn deshalb als Schreiber in verschiedenen Aemtern an; aber er ist der Bestechlichkeit im höchsten Grade zugänglich, hat vorzugsweise einen Hang zu Ränken und Kniffen, der sich bei jeder Gelegenheit kund giebt. In den Städten sind die Kopten größtentheils Kaufleute, Goldschmiede, Wechsler, Baumeister und dergleichen, in den Dörfern treiben sie Ackerbau. Der alte Aberglaube steht noch in voller Blüte. Unter den koptischen Müttern sind manche, welche Kindern, die krank werden, z. B. an der Bräune leiden, als Amulet einen lebenden Scarabäus, den sie in Baumwolle hüllen und in eine Rußschale verschließen, um den Hals hängen. Koptische Mönche, also „Christen", machen aus der Entmannung von schwarzen Knaben ein einträgliches Geschäft; zu Burckhardt's Zeiten war eine Hauptneunkenfabrik im koptischen Kloster Zawijet el Deir bei Siut, und Rußeggen bestätigt, daß das abscheuliche Gewerbe fortdauert. —

Nach diesen Einschaltungen wollen wir den Reisenden Cammas weiter begleiten. Bei der hübschen Stadt Minieh, in welcher der Vicekönig einen schönen Palast hat, mußten am 11. December Fellahs requirirt werden, um die Barke stromaufwärts zu ziehen, und diese Leute forderten nicht einmal Backschisch, Trinkgeld. Als die Reisenden ihnen dergleichen geben wollten, blieb ein Theil in den Händen des betrügerischen Trageman. Jedes Dorf stellte eine Anzahl Männer, die beim nächsten Relais durch andere ersetzt wurden; die Matrosen benahmen sich auch gegen diese Leute unverschämt, prügelten auf sie los und hielten eine Hetzjagd auf Menschen, wenn die mißhandelten Bauern fortliefen.

Auf der libyschen Seite, dem linken Ufer, hat das Nilthal eine weitere Ausdehnung und dort sieht man viele Dörfer, bei denen Zuckerrohr gebaut wird. Materisch liegen die Städte Minieh, Melawi, Manfalut und Siut; bei dem erstern Orte hat der jetzige Vicekönig schon als Prinz eine Dampfmaschine aufgestellt, vermittelst welcher er die Felder bewässern läßt; auch hat er eine Zuckerraffinerie angelegt.

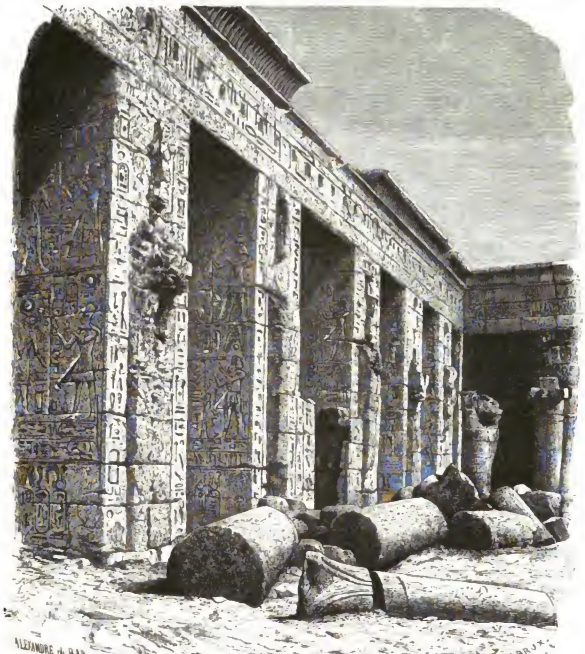
Manfalut wird durch die Strömung des Nils allmälig unterwaschen, jetzt schon bis an den Bazar. Die Aegypter sind zu träg und sorglos, um das Ufer zu schützen; sie sind Fatalisten. Sieht es doch, meinen sie, einmal geschrieben, daß der Nil Mauern und Häuser fortreißen werde; wozu also dagegen ankämpfen? Uebrigens hat Manfalut vortreffliche Butter und das muß man am Nil, wo sie in der Regel ganz abscheulich ist, doch anschlagen. Auch wachsen in der Umgegend herrliche Wassermelonen. Der Sklavenhandel ist zwar verboten, nimmt aber unter der Hand seinen guten Fortgang. Manfalut gegenüber fällt der Dschebel bu Affoda steil ab, bis dicht an's Ufer; dort sahen wir große Steinbrüche, Grotten und Hypogäen. —

Siut nimmt sich stattlich aus; es ist nächst Kairo und Alexandria die bedeutendste Stadt Aegyptens. Die vielen Minarete bei den Moscheen und die Gruppen weißer Häuser heben sich angenehm auf dem Hintergrunde der libyschen Gebirgsketten ab, und ein schattiger Baumgang von Mimosen führt vom Fluß aus zu einer großen Kaserne, in welcher

Digitized by Google

Doch heute beſuchen wir dieſe koloſſalen Ruinen nicht. Als wir landeten, vernahmen wir Muſik und Geſang; unſer Matroſe Mahmud war luſtiger als je, denn er wollte heirathen, und da man ungefähr wußte, wann er eintreffen würde, hatte man bereits allerlei Vorbereitungen getroffen.

Die Hochzeit fand an einem Freitage ſtatt. Vor dem Hauſe der Braut war nach alter Sitte ein Zelt aufgeſchlagen, in welchem ſeit zwei Tagen die Beſuche der Freunde kein Ende nahmen; für uns Fremde hatte man einen erhöheten Sitz mit Teppichen und Kiſſen belegt. Der Bräutigam ging



Palaſt Ramſes III. in Medinet abu.

Wir wurden zur Hochzeit eingeladen, zu einer Matroſenhochzeit neben den Trümmern der alten Theben!

Der Fellah kümmert ſich nicht um die Alterthümer und nicht um die Pharaonen. Was gehen ihn die Könige an, die einmal geweſen ſind? Er kümmert ſich um das Heute, um die Laſten, welche ihm jeder Tag bringt, und wenn er Muße hat, beluſtigt er ſich in ſeiner Weiſe, ſchläft, lacht und tanzt.

mit großem Gefolge in die Moſchee, um zu beten, und nachher begann der Schmaus. Uns wurden alle Schüſſeln vorgeſetzt, aber es war uns unmöglich, denſelben Geſchmack abzugewinnen, und wir aßen Brot, das wir auf dem Schiffe hatten backen laſſen.

Abends gingen alle Eingeladenen in großem Zuge durch den Ort und die müßige, ſchauluſtige Menge ſchloß ſich an. Viele Männer trugen Laternen und Fackeln, und

Digitized by Google

das Ganze gewährte ein sehr eigenthümliches Bild. Der Bräutigam Mahmud war in ein Haus gegangen, in welchem die Braut und die nächsten Verwandten seiner harrten. Es handelte sich dort um eine sehr wichtige Angelegenheit, nämlich darum, zu ermitteln, ob die Braut unbefleckt sei. Als diese Erklärung von erfahrenen Matronen abgegeben war, stellte die junge Frau in stolzer, selbstzufriedener Haltung sich vor das Zelt und ließ sich bejubeln von dem vorbeimarschirenden Zuge; gleichzeitig wurden Flinten und Pistolen abgefeuert, und Jeder gab der glücklichen Braut Geld in die Hand.

Jetzt nahm Mahmud seinen Schatz auf den Arm. Die junge Frau war höchstens zehn Jahre alt! Er ging, auch jetzt von dem ganzen Zuge geleitet, mit ihr an den Nil, nahm den Mund voll Wasser und blies dasselbe in den Mund der Schönen. Damit ist die Hochzeitsfeier vorüber und die jungen Leute gehen allein nach Hause.

Die Verheirathung ist in Aegypten eigentlich nur eine Privatangelegenheit, um welche sich Staat und Gemeinde nicht kümmern. Der Bräutigam zahlt den Aeltern des Mädchens eine verabredete Summe vor zwei Zeugen, und meldet sich beim Ortsrichter, Kadi; doch ist das letztere nicht gerade nöthig. Mag er die Frau nicht mehr, dann schickt er sie fort. Mancher Schiffsmann hat eine Frau z. B. in Tschirbsche, eine andere in Assuan. Er giebt jeder einige Piaster, bringt von seinen Zügen allerlei Waaren mit, z. B. ein paar Stücke Baumwollenzeug, und sie treibt damit Handel, verkauft auch Töpferwaaren, Salz oder Pfeffer und dergleichen mehr. —

Ein Schöngeist in Kairo, Scheich Scherabini, hat vor einigen Jahren ein Werk über die Fellah geschrieben, in welchem er auch die Hochzeitgebräuche derselben schildert. Kremer hat dasselbe übersetzt und wir wollen einige Stellen mittheilen.

Die Hochzeiten, welche die Bauern veranstalten,
Möchte man fast für Raubzüge halten,
Oder für Gefahr, das die Hunde in den Straßen **erboten.**
Den Bräutigam führen sie herum mit Lärmen und **Toben,**
An Gebeul und Gelärf darf es nicht fehlen. — —
Da wird die Haudrommel geschlagen,
Während die Leute sich drängen und plagen;
Die Burschen fechten mit Knütteln,
Die Kinder tanzen in zerrissenen Kittein.
In Ernst verwandelt sich auch oft das Spiel,
Und wenn der erste Schlag nur fiel,
So setzt es oft zwei oder drei Todte ab.
Und vor der Hochzeit geht man zum Grab;
Unter Weinen und Klagen
Wird die Leiche zum Dorf hinausgetragen.

Bald aber ist der Kummer vergessen,
Matten und Decken werden gebracht. — —
Endlich schreitet herein die Braut,
Zelt und krall, wie ein Büffelfüllen gebaut,
Mit schwarzen Tupfen und Klecken verziert.
Vor ihr schreitet ein Sänger, der die Fiedel rührt.
Ihr folgen die Dirnen mit krällerndem Geschrei,
Die Buben gehen mit Laternen dabei.
Salz pflegt man dann auf die Braut zu streuen,
Um sie gegen den bösen Blick zu feien.
Ihr Gesicht ist deshalb auch schwarz und roth beschmiert.
So wird sie herausgeführt und läßt den Schleier fallen.
Plötzlich wird nun der Bräutigam von ihnen umringt.
Und ein Kerl tritt vor,
Der in der Hand einen brennenden Feten bringt.
Da schreiet der ganze Chor:
Das Festgeschenk gestehet uns noch,
Der Brautvater lebe hoch!
Da kommen nun die Diener und Burschen herbei,
Der eine giebt einen Groschen, der andere zwei.
Der eine einen Pfennig, der andere mehr,
Keine Hand bleibt leer.
Darauf umringen sie mit Bocksgefechtern
Den Bräutigam; jeder giebt ihm einen Schmatz.
Es verlöschen die Lichter —
Und sie räumen den Platz.

Eibofolke, die Inselschweden an der Küste von Ehstland.

Erster Artikel.

Die Wohnorte der Inselschweden. — Dörfer und Wohnhäuser. — Einrichtungen. — Majorate. — Namengebung. — Ackerbau, Seehundsjagd. Fischfang. — Nahrung und Kleidertracht. — Festgebräuche. — Hochzeiten und Begräbnisse.

Von der Ostsee, im Juni.

Im Globus habe ich von Zeit zu Zeit eingehende Schilderungen von Land und Leuten, auch einzelner deutscher Gegenden, gefunden, die sehr ansprechend waren. Ich rechne dahin namentlich die Schilderungen der Marschen an Elbe und Weser, des Landes Oldenburg und der bayerischen Oberpfalz.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Leser mit einem Völkchen bekannt mache, von welchem sicherlich nur Wenige je etwas vernommen haben, und das doch unser Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Ich meine die Menschen von schwedischer Abstammung, welche auf einigen Inseln und Küstenpunkten von Ehstland und Livland, sodann auch in Ingermanland zerstreut leben. Wir selber in unseren baltischen Provinzen wußten nicht viel Genaueres von diesem Bruchstück nordgermanischer Völker, bis ein fleißiger Ostsee-Deutscher, C. Russwurm, uns nähere Kunde gab. Dieser, Inspektor der Schulen zu Hapsal, hat schon 1855 in einem 678 Seiten starken Buche mit Bienenfleiß Alles zusammengetragen, was sich über diese **Eibofolke** sagen läßt; seine Arbeit, die bei Ihnen in Deutschland wohl kaum bekannt geworden, ist geradezu erschöpfend und ungemein reichhaltig. Ich nehme sie bei der folgenden Darstellung zum Leitfaden.

Auf den Inseln und an den nordwestlichen Küsten des buchtenreichen Ehstlands und zum Theil Livlands lebt seit langer Zeit eine von Zahr zu Jahr mehr schmelzende Kolonie von Schweden, die, wenig bekannt und beachtet, dennoch durch vieles Eigenthümliche in Lebensweise, Sitte und Sprache sich vielfach von den umwohnenden Ehstlen und auch von ihren Stammgenossen in Schweden und Finnland unterscheidet. Zwar stürmt die Macht der fremden Nationalität, mit der sie im engsten Verkehr zusammenleben, unablässig auf sie ein und zerstört oder verwischt nach und nach eine alte Gewohnheit, eine Tradition nach der andern, drängt sich in die Sprache ein und sucht durch Mischeiheiraten sich mit ihr zu amalgamiren; doch hält an den meisten Orten der Schwede noch immer mit der ihm eigenen Zähigkeit an den Sitten seiner Vorväter fest und bewahrt namentlich seine Sprache als ein theures, aus der Urzeit

Digitized by Google

ererbtes Kleinod vor dem Eindringen der ihm stammfremden Nachbarn.

Aber bald, vielleicht schon nach wenigen Generationen, wird bei dem immer rascher werdenden Vordringen der Ehsten und die letzte Spur dieser Kolonisten verschwunden sein. Wie der Fischer, über Binetas Trümmer dahingleitend, in der Tiefe nur dunkel die alten Wohnungen und Gassen zu erkennen im Stande ist, so wird nach hundert Jahren der Fuß des Wanderers über die Gräber der letzten Inselschweden dahinschreiten, und mit Bedauern wird er sich des unter den Westen der ehstnischen Nationalität verschwundenen Volksstammes aus den Zeiten Rurik's erinnern, dem kaum ein einzelner Ortsname einen Denkstein setzt oder eine dunkle Sage ein Andenken zu sichern vermag.

Die Orte, an denen diese Schweden leben, sind vorzugsweise die Inseln: Runö, Oesel, Dagö, Worms, Nuckö; außerdem findet man sie in geringer Zahl an einzelnen Punkten des Festlandes von Livland und Ingermanland. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf etwa 5500 Seelen; sie selbst nennen sich Eibofolke, d. h. Inselwohnvolk; von den benachbarten Ehsten werden sie Rootsi-rahwas genannt. Ueber die Zeit ihrer Ansiedelung ist nichts genaues bekannt geworden; doch ist sicher, daß sie bereits im Jahre 1294 jene Gegenden bewohnten. Was die Abstammung betrifft, so nehmen die meisten Geschichtschreiber die Schären Stockholms als die Heimat dieser Leute an; Viele stammen aber auch von Schweden Finnlands ab.

Im Allgemeinen haben die Inselschweden den edlen germanischen Nationaltypus bewahrt: blondes Haar und blaue Augen sind vorherrschend, und nur wenige Individuen machen, mit braunen Augen, eine Ausnahme. Die jungen Männer sind meist gesund und kräftig, dabei hoch und schlank gewachsen. Die Mädchen zeigen runde Gesichter mit frischen, rothen Wangen und weißen Zähnen. Indeß schwindet ihre Schönheit sehr bald und die älteren Weiber zeichnen sich durch Häßlichkeit aus. Unter den Landbauern und auf der Insel Worms finden sich aber auch viele kleine und schwächliche Subjekte und zwar gerade in den Gegenden, wo sie nur unter sich heirathen. Besonders hinderlich mögen einer kräftigen Entwickelung die frühen Heirathen sein, welche von den Männern zuweilen im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren — aus Furcht vor der Rekrutirung — geschlossen werden.

Die Dörfer der Schweden sind klein, meist planlos zusammengebaut, doch zuweilen von Gärten, grünen Plätzen und Bäumen umgeben. Die Häuser stehen mit der breiten Seite gegen den Hof, mit dem Giebel gegen die Straße. Zum Unterschiede hat jeder Bauer sein Hauszeichen, Bomerke, welches zwar nicht an dem Hause selbst, aber doch auf allen Geräthen, Böten, Rudern u. s. w. angebracht wird und bei Unterschriften die Stelle des Siegels vertritt.

Das Wohnhaus besteht aus drei Haupttheilen: dem Vorhause, dem Wohnzimmer und einer Nebenkammer. Ersteres enthält zugleich die Küche und zuweilen noch eine kleine Handkammer oder Schafferei. Die Wohnstube, Stua, ist der gemeinsame Aufenthaltsort bei Tag und Nacht; Wände und Decke sind vom Rauche geschwärzt, der Fußboden ist mit Lehm geebnet und zeigt manche Unebenheiten. Licht empfängt die Stube vorn durch zwei, hinten durch ein Fenster von vier Scheiben. In der Ecke neben der Thür steht der ungeheure Ofen, welcher im Winter zuweilen der ganzen Familie zur Lagerstätte dient. Der Rauch zieht aus dem Ofenloche hinaus und geht durch die Thür in's Freie. Ueber dem großen Familientische, welcher der Thür gegenüber steht, hängen an einem Drahte die Lichtringe, Ljusringar, von der Decke herab, kleine Doppelleuchter, die nur Gästen zu Ehren angezündet werden. In der Regel brennt man Holzspäne, Pärt, von denen immer ein großer Vorrath auf dem Ofen liegt. Die Betten stehen der Wand entlang; Stühle hat man selten, meist treten Bänke an ihre Stelle. Die Thüren öffnen sich nach innen, auf Runö sind sie quergetheilt, wie in den niederdeutschen Bauerhäusern (vgl. Globus III, S. 117).

Eine besondere Küche kennt man nicht, sondern in einer Ecke des Vorhauses auf dem Fußboden ist die Feuerstelle angebracht. Ueber ihr befindet sich der Rauchfang, Roa, der aus Balken und mit Lehm verstrichenen Flechtwerke zusammengesetzt ist; hier sammelt sich der Rauch aus der ganzen Wohnung und zieht durch eine Luke im Dachgiebel ab. Diese alte Bauart ohne Schornstein hat sich in den schwedischen Distrikten fast unverändert erhalten. Alle neuen Häuser müssen aber mit Essen gebaut werden, wodurch die Reinlichkeit bedeutend gewinnt.

Neben dem Wohnhause stehen noch die Ria, ein Gebäude zum Trocknen und Dörren des Getreides, der Speicher, Spika, das Kleiderhaus, Klahuse, in welchem die Leinenvorräthe aufbewahrt werden, die Badestube und der Stall, Kriagar oder Stalle.

Alle Bauerngüter der Schweden sind untheilbare Majorate und der älteste Sohn übernimmt die Haushaltung gegen Auszahlung einer Entschädigung an die Brüder oder Schwestern. Bei den patriarchalischen Verhältnissen wächst die Anzahl der Bewohner oft sehr bedeutend, und Alle zusammen bilden unter der Aufsicht des Stammvaters eine größere Familie. Je nach dem Maße seines Ackers und Bedarfs miethet der Hausvater Knechte und Mägde, die mit der Familie aus einer Schüssel essen, aber außer der Kleidung keinen Lohn empfangen.

Nach der in Schweden und Dänemark, früher auch in Norddeutschland, herrschenden Sitte gab der Vater seinem Sohn immer den Namen seines Vaters, den er seinen eigenen mit der Endung son hinzufügte, so daß die Vornamen in der Generation beständig wechselten. Durch eine Bestimmung der russischen Regierung von 1834 wurde den Ehsten und Schweden aufgegeben, innerhalb einer angegebenen Frist Familiennamen anzunehmen, was auch, obwohl mit manchen Schwierigkeiten, zu Stande gebracht wurde; indessen haben die Familiennamen bisher nur in öffentlichen Verhandlungen oder in kirchlicher Hinsicht Geltung erlangt; im gewöhnlichen Gebrauche dauert meist die alte Bezeichnungsweise fort. Als Vornamen gelten meist die biblischen Namen; mit wenigen Ausnahmen sind die alten skandinavischen verschwunden.

Die Hauptbeschäftigung dieser Schweden besteht in Ackerbau, Viehzucht, Seehundsjagd und Fischfang. Die Aecker sind meist dürr und wenig ergiebig, doch werden sie tüchtig bestellt und mit Dünger und Seetang befruchtet. Der Pflug, Adr, ist überall noch der alte Hakenpflug mit einfacher Schar, die das Erdreich nur umwühlt, aber nicht umkehrt, wie der deutsche Pflug. Der Reichthum der Schweden hat von je in ihrem Vieh bestanden; außer den Haushieren ist der Seehund noch eine Quelle des Wohlstandes. Er wird in starken Netzen gefangen oder im Sommer, wenn er sich am Strande sonnt, überlistet und durch einen Schlag auf die Nase getödtet. Im Winter auf dem Eis ist die Jagd viel gefahrvoller; dann treten die Inselschweden zu größeren Jagdgesellschaften oder Innungen zusammen, welche gemeinschaftlich auf den Fang ausgehen und den Erwerb unter sich vertheilen. Für die Erhaltung der Ordnung und richtige Vertheilung des Fanges sorgt der gewählte Lagmann, Gesetzesmann. Die Fischerei,

Digitized by Google

welche auch gesellschaftsweise betrieben wird, war früher weit bedeutender; jetzt beschränkt sie sich meist auf den Strömling, eine Art Häring.

Die Lust nach Abenteuern, das Streben nach Beute und Handelsgewinn, oft auch Wißbegierde, sodann die Kargheit des eigenen Landes, trieben den kräftigen Nordmann schon in den frühesten Jahrhunderten auf die See. Dieser alte germanische Trieb lebt zum Theil noch in unsern Schweden, und die Beschäftigung mit dem Fischfange von Jugend auf nährt die Lust an der See. Die schwedischen Strandbewohner gehören zu den besten Lootsen und Seeleuten. Sie zeichnen sich durch Entschlossenheit und Beharrlichkeit aus und liefern die besten Matrosen der russischen Flotte. Verbunden mit dieser Beschäftigung ist aber der Hang zur Schmuggelei und Strandräuberei, gerade so wie er sich bei den meisten germanischen Küstenvölkern, z. B. den Friesen, immer noch findet.

Alle Hausgeräthe und im gewöhnlichen Leben erforderlichen Kunstprodukte verfertigt der schwedische Bauer selbst. Die Runöer sind Schiffsbaumeister, Kupferschmiede, Schlosser, Seiler, Goldschmiede, Hufschmiede, Büchsenmacher, Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer, Töpfer, Tischler, Drechsler, Böttcher, Stellmacher, Gerber, Schuster und Chirurgen. Jedes dieser Handwerke üben sie aus, als ob es ihr einziges Gewerbe und ihre lebenslängliche Beschäftigung gewesen wäre; nur das Schneiderhandwerk haben sie den Frauen überlassen. Auch in den übrigen schwedischen Bezirken zeigen die Bauern ähnliche Kunstfertigkeit. Jeder versteht sein Haus selbst zu bauen: er fällt zu gehöriger Zeit, mit Beachtung des Mondlichts, die Bäume, behaut sie, sägt Bretter und fügt die Balken ineinander. Als Werkzeuge dienen ein Beil, eine Säge und ein großer Bohrer; — ein Meißel und ein selbstverfertigter Zirkel sind schon Luxusgegenstände.

Was von Bauerwerk am Hause vorkommt, wird immer von ihnen selbst angefertigt; sie machen die Thüren und Fensterrahmen, die Tische und Bänke, die Bettstellen und Wiegen, die Wägen und Schlitten.

Sie verfertigen auch alle Arten von hölzernen Geräthen, Bütten, Fässer, Zuber und Eimer; die Runöer und Rogöer sind geschickte Drechsler und drehen Spinnräder, Webstühle u. a. auf selbstgemachten Drehbänken. Ferner gerben sie sich ihre Rindshäute oder Seehundsfelle und bereiten sich daraus ihre Schuhe selbst. Fischernetze werden von den Männern gestrickt. Auch in jeglicher Art von Schmiedearbeit ist der schwedische Bauer erfahren: Sensen und Sicheln schmiedet er selbst, und sieht dabei sorgfältig auf die gehörige Abwechslung von hartem und weichem Eisen; er beschlägt seine Pferde, feilt sich seine Schlüssel und Schlösser, bessert die Wanduhren aus und malt sich an sein Haus eine Sonnenuhr. Am interessantesten und wichtigsten ist die auf Runö allgemein bekannte Kunst, Kugelbüchsen zu schmieden. Man trifft kein fremdes Gewehr auf der Insel, und mit den selbstgearbeiteten trifft der Runöer auf 50 bis 80 Schritte den kleinsten Punkt, oder schießt dem Seehund durch's Auge.

In der Arbeit stehen die Weiber den Männern redlich zur Seite. Während die letzteren wegen des Seehunds- oder Fischfanges draußen auf dem Meere sind, besorgen die Frauen die Feldarbeiten. An den langen Winterabenden verspinnen sie den Flachs beim Scheine der trübbrennenden Holzspäne. Selten braucht der Bauer anderes als hausgewebtes Tuch; fast jede Haushaltung hat daher, allein oder mit mehreren zusammen, einen Webstuhl, dessen Handhabung jedes Mädchen kennt. Dann färben die Weiber das selbstgewebte Zeug und schneiden es zu.

Man ersieht aus dem eben Angeführten, wie wenig bei diesem kunstgewandten Völkchen der Grundsatz von der Theilung der Arbeit bekannt ist.

Die Hauptnahrung der Schweden wie der benachbarten Ehsten besteht in Brot, Grütze und Salzfischen, wozu mitunter Fleisch und Kartoffeln oder auch Milchspeisen kommen. Das Brot ist reines Roggenbrot; die Grütze wird aus Gerste bereitet und mit saurer oder süßer Milch dick eingekocht; die Fische liebt man in angefaultem Zustande zu verspeisen: als angenehme Abwechselung gilt in Wasser gekochtes Seehundsfleisch mit Essig und Meerrettig (Merretik). Das Blut der Rinder wird mit Roggenmehl geknetet und die so entstandenen Klöße werden entweder gleich gegessen oder in Därme gestopft und geräuchert.

Das gewöhnliche Getränk der Bauern ist, außer Wasser, saure Milch und Dünnbier, Drica, welches sie sich selbst auf ganz einfache Weise aus Roggen- und Gerstenmehl bereiten. Starkes Bier braut man nur bei besonderen Gelegenheiten, zu Hochzeiten und Kindtaufen, und würzt es mit Wachholderbeeren und Kamillenblumen. Branntwein wird auch nur bei besonderen Anlässen vorgesetzt; doch einige Unmäßige pflegen an jedem Morgen einen Tantsamlare, Gedankensammler, zu nehmen.

In Bezug auf Kleidung halten die Inselschweden nur noch theilweise an der Tracht ihrer Vorväter fest; hier und da ist von ihnen Fremdes, namentlich Ehstnisches, angenommen worden, und so kommt es, daß an verschiedenen Orten sich fast überall eine verschiedene Kleidung zeigt, wenn auch ein gemeinsamer Grundtypus nicht zu verkennen ist. Die Tracht der Männer auf Runö ist an Werktagen sehr einfach. Sie besteht aus einer grauen Vaimalsjacke, einem paar kurzen Hosen aus demselben Stoff, im Winter aus langen weißen Hosen und „Pfeifen“ aus Seehundsfell. Die Festtagstracht zeigt dagegen unter dem Wamms eine gestreifte Weste; die sehr weiten Beinkleider schließen dicht am Knie. Graue Strümpfe bedecken nur die Waden; in die Socken sind über den Knöcheln Zierrathen eingestrickt; schwarze Schuhe werden neben den Pfeifen getragen. Der seine weiße Hemdkragen ist über das Halstuch von blauem Kattun herausgeschlagen; den Kopf bedeckt ein niedriger, schwarzer Hut mit breitem Rand und einer Schnalle oder eine eng anschließende blaue Mütze mit schwarzem Fellrande. Den Leib umgiebt über der Jacke ein grauer weiter Kittel und im Winter ein Schafpelz.

Die Tracht der Runöer Weiber, bestehend die Festtagstracht, ist eine komplicirte. Der Rock ist schwarz und unten blau oder roth umsäumt und in viele steife Falten gelegt; vorn ist eine Art bunter Schürze eingewebt. Die Jacke ist von rothem Kamelot, den Arm bedecken weiße Spitzenärmel. Um den Hals tragen sie eine Menge weißer und buntfarbener Tücher. Darüber hängen einige Reihen blauer und goldfarbener Wachsperlen; auf dem untern Halstuch ist ein Halsschmuck von Silber oder ein Bernsteinknopf befestigt. Alles dieses aber wird von einem großen weißen Wollschal, Waipa, so künstlich verhüllt, daß kein Zipfelchen herausscheint. Die Mädchen tragen noch eine wattirte, dicht anschließende Mütze von buntem Kattun, von welcher Spitzen über die Ohren herabhängen. Bei Trauer ist die Mütze schwarz. Der Reichthum der Mädchen an Kleidern, Hauben, Schürzen und Tüchern ist sehr bedeutend.

Auf der Insel Dagö hat sich unter den Männern bereits die ehstnische Tracht eingeschlichen. Die Frauen dort dagegen haben mehr die ursprüngliche Kleidung bewahrt und verwenden besonders auf den Kopfputz viel. Die Flechten werden in ein gelbliches Tuch eingeschlagen, von dem zwei lange rothe wollene Bänder herabhängen; an Sonn-

Digitized by Google

und Festtagen setzen die Dageröinnen einen oben offenen Cylinder von Pappe oder Birkenrinde auf. Verwandt ist die Tracht auf Worms; auf Nuckö dagegen ist die alte Kleidung allmälig gänzlich in der ehstnischen aufgegangen.

Die Festgebräuche der Inselschweden zeigen noch viel Eigenthümliches und manche altheidnische Sitte, die in der germanischen Mythologie ihre Erklärung findet, kommt dabei vor. Aber auch streng christliche Erscheinungen fehlen nicht; so wurde bis vor nicht langer Zeit noch der Exercismus bei Taufhandlungen angewandt. Zur Taufe versammeln sich die Pathen, oft zwanzig an der Zahl, im Hause des Vaters und ziehen mit dem Kind in die Kirche. In den Windeln vor der Brust muß dasselbe ein Stück Silber haben und in die Ecken des Kopfstuchs wird Salz und Teufelsdreck eingebunden.

Am reinsten haben sich die alten Gebräuche bei den Hochzeitsfeierlichkeiten erhalten. Mit eigensinniger Treue hält man an dem Erbtheile der Väter fest. Die Eltern achten dabei allerdings auf die Neigung der meist sehr jungen Brautleute, machen aber nach reiflicher Ueberlegung die Hauptsachen unter sich ab. Die jungen Leute ziehen Abends im Dorfe umher und der Liebhaber bittet seine Liebste um Einlaß auf den Heuboden, wo sie im Sommer gewöhnlich ihre Lagerstätte hat. Gewährt sie, dann sieht er seine Hoffnungen als begründet an und schickt den Freiwerber; dieser tritt in das Haus und macht allerlei Verwände, wird auch anstandshalber einige Male abgewiesen, erhält aber endlich die Zusage und giebt nun die Brautgeschenke ab, die aus einem silbernen Ring, einer Schürze und dergleichen bestehen. Dann tritt der Bräutigam herein, schenkt nach höflichem Gruße von dem mitgebrachten Branntwein ein, trinkt zuerst aus dem Glas und giebt die Hälfte der Auserwählten; die übrigen Hausgenossen trinken auf das Wohl des Brautpaars und der Braut ist geschlossen. Am andern Morgen findet die öffentliche Verlobung vor dem Prediger statt.

Die Hochzeit selbst hält man gewöhnlich im Herbst an einem Festtage. Die Einladung geschieht immer am Tage der Freya, der Göttin der Liebe und friedlichen Gewerbe, mit besonderer Feierlichkeit; zwei Marschälle, Bjyar, gehen in ihren Sonntagskleidern zuerst zum Pastor und dann zu den übrigen Gästen, um die Einladung zu besorgen. Die Mitgift wird noch vor der Trauung in das Haus des Bräutigams gebracht; sie besteht meist aus Kleidern, Bettzeug, Leinwand und Lebensmitteln, während der Bauer baares Geld seiner Tochter so leicht nicht mitgiebt.

Der Bräutigam wirft sich in seine besten Sonntagskleider, ziert den Hut mit Bändern, die Brust mit einem Strauß und ergreift als Scepter die Peitsche, um im vollendeten Hochzeitskleide dazustehen. Die Tracht der Braut ist vom gewöhnlichen Sonntagskleid abweichend und auf den verschiedenen Inseln verschieden. Den wichtigsten Theil des Schmuckes bildet die Brautkrone oder Seppel, seppul, ein 8 bis 10 Zoll hoher Cylinder aus Pappe oder Vogelbeerbaumrinde, vorn mit breiten Silber- und Goldtressen benäht, vor welchen Perlen, geschliffene Glasstückchen und Rechenpfennige hängen, die bei jeder Bewegung klingeln. An den Seiten ist die Krone mit Hahnen- und Pfauenfedern geziert, hinten hängen lange seidene Bänder herab, zwei rothe breite Seidenbänder fallen über Schultern und Brust.

Die weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten weichen auf den verschiedenen Inseln ziemlich von einander ab; wir begnügen uns hier mit einer Schilderung jener auf Worms, die meist am zweiten Weihnachtstag abgehalten wird. Die Brautjunglern schmücken das Haus und die Gäste finden sich zum Tanz ein. Zugleich erscheinen eine Anzahl eingeladener Gäste in maskirtem Zustand und unterhalten sich und die Gesellschaft mit Tänzen.

Mit Tagesanbruch zieht der Bräutigam nebst Gefolge vor das Haus der Braut, bleibt vor der Thür stehen und wartet, bis der Brautvater herantritt, um ihn mit einer Kanne Bier willkommen zu heißen. Im Hause wird Warmbier und Brodt gereicht. Man führt den Bräutigam in die Kammer der Braut, wo die Brautjungfer ihm Strümpfe, Strumpfbänder, Gurt, Halstuch und Hautschuhe anlegt und ein Band um seinen Hut befestigt. Der Brautzug geht zu Pferde zur Kirche, und selbst die Braut muß eines der muthigen Pferde besteigen. Vor dem Altare stellen sich die Brautleute nahe zusammen, damit sie einig leben; fällt der Trauring herunter, so giebt es eine unglückliche Ehe. Ist die Ehe geschlossen und die Gesellschaft im schärfsten Trabe heimgeritten, dann löst die Braut ihrem Pferde schnell den Sattelgurt, was ihr leichte Niederkünfte verschaffen soll.

Zu Hause findet die Hochzeitsgesellschaft, nach einer alten Sitte, das Haupthor verrammelt und vertheidigt; es muß im Sturme genommen und gesprengt werden. Die Braut geht im Haus umher und läßt an jeder Thür, selbst in den Viehställen, ein Stückchen Gerstenbrot fallen. Nach der Tafel wird geschlafen und dann beginnt der Tanz. Der Bräutigam und nach ihm sein Vater führt die Braut dreimal im Kreise langsam herum, damit sie einst leichte Niederkünfte habe. Zum Walzer und Trippeltanz entlockt einer der Gäste der Tannenharfe die einförmige Tanzmelodie. Selten wird die Geige, nie der Dudelsack gebraucht. Der Tanz dauert die ganze Nacht, wobei die Spielleute wechseln, denn fast Jeder versteht die Tannenharfe zu handhaben. Speise und Trank stehen beständig auf dem Tische bereit, und wer möchte bei dem Ueberfluß an diesen Annehmlichkeiten an Schlaf denken?

Am andern Tage werden die Lustbarkeiten fortgesetzt. Die Braut theilt von ihr selbst gefertigte Geschenke, plagg, aus. In der Stube wird ein Tannenbaum zwischen Fußboden und Decke fest eingeklammert und man setzt etwa zwanzig kleine brennende Talglichter darauf. Die jungen Leute tanzen um denselben den Trippeltanz und singen dabei. Dann folgt der Abschied der Brautleute aus dem väterlichen Hause. Der Bräutigam bedankt sich bei den weinenden Eltern der Braut mit den Worten: „Dank, Vater, Dank dafür, Mutter, die Ihr sie genährt und gepflegt habt; nun ist sie doch unser!“ Die Braut muß dabei weinen und die Hochzeitsgesellschaft singt dazu: „Es wird weltig im Norden, die Dachdecken beginnen zu tränfeln!“

Aber noch hat das Fest kein Ende. Im Hause des Bräutigams wird es am dritten Tage fortgesetzt. Man bringt mit großer Feierlichkeit eine Kanne in die Stube, auf welcher die beiden Marschälle, mit Hämmern bewaffnet, Platz nehmen, eine Branntweinflasche neben sich. Die Braut setzt des Bräutigams Hut auf und muß nun allen Gästen, welche sich auf der Bank niederlassen, das Haar bürsten. Dabei thut man aus der Flasche Bescheid; die Braut beginnt ihr kosmetisches Geschäft, während die Marschälle mit ihren Hämmern das herabfallende Ungeziefer todtschlagen, wofür nachher „Läusegeld“, Lusepennigar, bezahlt wird.

Unter vielen Ceremonien wird dann die Brautkrone abgenommen und der Braut die Frauenhaube aufgesetzt. Den Beschluß macht das Abschiedslied, welches vom Bräutigam und den jungen Männern gesungen wird. Es lautet:

Lebt wohl, o unsre Mädchen,
Wir fahren zu andern Dörfern!
Wir fahren zum Hügel von Hulle,

Digitized by Google

Da bekommen wir rothe Rosen.
O traurig, o fröhlich,
Mit weinenden Zähren'
Die Rathgeflechte (Brautmutter) kam nach Hause,
Die Goldbraune (Braut) blieb fern'.

Die Begräbnißfeierlichkeiten der Inselschweden sind einfacher als die Hochzeiten. Männer und Jünglinge sitzen schweigend und düster um den Sarg herum, während die Weiber ihren Schmerz durch lautes Klagegeschrei Luft machen. Der Todte wird mit seiner vollen Festtagskleidung geschmückt. Eigenthümlich ist es, daß nicht nur Frauen, sondern auch Jünglingen und Männern immer die weiße, mit Spitzen bedeckte Leinwandhaube das Haupt bedeckt. Man nimmt einen einfachen Imbiß und trägt mit einem Sterbelied den Todten zu Grabe. Am Abend wird ein Schaf geschlachtet, bei ganz Armen wenigstens ein Huhn, denn sonst könnten ja die Todten das Glück mitnehmen. Es ist dies ein Ueberrest der alten heidnischen Todtenopfer.

Der Streit zwischen England und Japan.

Die großen Staaten Asiens haben keinen Segen davon gehabt, daß sie mit den europäischen Seemächten in engere Berührung gekommen sind. Die Geschichte dieser Berührungen besteht in einer langen Reihe von Unbilden und Uebergriffen aller Art; sie ist gleichbedeutend mit Zwang im Einzelnen und Raub im Großen, der natürlich, wenn einseitigen europäischen Standpunkt aus angesehen und beurtheilt, und von europäischer Seite aus einseitig dargestellt, allemal „im Interesse der Civilisation und des Handels" geschah.

Persien ist ein Spielball zwischen Rußland und Großbritannien; in Indien hat das Letztere nach und nach, zum Theil unter wahrhaft nichtswürdigen Vorwänden und mit himmelschreiender Ungerechtigkeit, alle einheimischen Staaten seinen Bestimmungen einverleibt und den Herrschern, welche es noch nicht verschlang, alle wirkliche Macht geraubt. Es hat ferner den Barmanen ihr ganzes Küstenland und das Mündungsgebiet ihres Hauptstroms, abgenommen. Der Indische Archipelagus gehört zum großen Theile den Niederländern; in Cochinchina hat die Napoleonische Politik, der englischen würdig nacheifernd, unter hohlen Vorwänden einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaune gebrochen und sich mehrere große Provinzen angeeignet. Ueber China und die Opiumfrage brauchen wir hier kein Wort zu verlieren; sind sie doch von Engländern selbst als „gottlos und niederträchtig" bezeichnet worden. Ueberall, wohin John Bull seinen Fuß gesetzt und Waarenballen gebracht, hat er sich durch rohseste Gewaltthätigkeit ausgezeichnet, und das System der Politik, welches England mit einer in der Geschichte nie übertroffenen Selbstsucht und Habgier befolgt, ist überall dasselbe. Die grauenvolle Verwirrung in China ist lediglich eine Folge der Kriege, welche von Europäern gegen das Blumenreich der Mitte geführt wurden. Die kaiserliche Autorität wurde untergraben und gebrochen, dadurch der Rebellion der wunderlichen Taiping Vorschub geleistet, und es ist nun schon so weit gekommen, daß kaiserliche Heere von englischen Offizieren befehligt werden. Die Franzosen, welche eigentlich in jenem Lande gar nichts zu suchen, nicht einmal ein Handelsinteresse von Belang zu vertreten haben, ließen sich die gute Gelegenheit nicht entgehen, auch in China eine Rolle zu spielen und „Gloire" zu erwerben. Sie plünderten um die Wette und gemeinschaftlich mit den Engländern den kaiserlichen Sommerpalast, und der Moniteur war ein Echo für die „ruhmreichen Heldenthaten", welche am Peihe gegen Mandschu-Bogenschützen und chinesisches Fußvolk von Zuaven und derartigen Kriegsknechten mehr verübt wurden.

Ganz Ostasien wurde durch die Europäer in eine unabsehbare Verwirrung geführt. Es handelt sich dabei um die Geschicke mindestens des vierten Theiles der Erdbewohner. Denn auch Japan mit seinen dreißig bis vierzig Millionen Menschen ist nun in den Strudel hineingezogen worden. Fast drittehalbhundert Jahre lang bewahrte sich dieses „Reich des Sonnenaufgangs" einen ungestörten Frieden; es erfreute sich, abgeschlossen von aller Berührung mit dem Ausland, eines großartigen Gedeihens und eines Wohlstandes, welche von allen neueren Beobachtern als geradezu beneidenswerth hingestellt werden; es genügte sich selbst und entwickelte einen ungemein hohen Grad einer eigenartigen Civilisation, die ungestört im Volk und aus demselben herauswuchs. Sie ist in ihrer Weise nicht minder berechtigt, als unsere europäische, welche wir, thörichterweise genug, für die höchste und beste ausgeben, weil sie eben die unsere ist. Im Namen derselben wird nun Sturm gelaufen gegen andere Civilisationen; man geht, immer im Namen der Civilisation, mit einer Politik vor, welche das Brandmal der Unsittlichkeit und Barbarei an der Stirne trägt. Als sie sich den Japanern aufdrang, war es mit der Ruhe vorbei; der Frieden war dahin, die Verwirrung begann.

Vor nun zehn Jahren liefen die Nordamerikaner an den Küsten Japans ihre Kanonen erröhren, und der Donner dieser unwillkommenen Begrüßung wurde im kaiserlichen Palaste zu Yeddo vernommen. „Oeffnet eure Pforten oder wir schlagen sie mit Gewalt ein, sprengen sie mit Bomben; wir wollen mit euch Handel treiben; wir laufen eure Erzeugnisse, ihr müßt unsere Waaren nehmen. Aber sperrt euch nicht allzulange; rasch, rasch! ist die Losung!" Das war in Summa der Inhalt der Eröffnungen, welche Kommodore Perry der japanischen Regierung machte.

Gegenüber dem ungeheuern Umschwunge, welchen während des letztverflossenen Menschenalters der Weltverkehr genommen hatte, war allerdings die frühere Vereinzelung und Absonderung Japans nicht mehr aufrecht zu erhalten. Auf die Dauer konnte das schöne und reiche Land schon seiner Welt- und Handelslage wegen nicht unberührt bleiben von den Wellenschlägen dieser neuen Zeit: das hat man auch in Yeddo begriffen, so unwillkommen es auch erscheinen mochte, ein System fallen zu lassen, bei welchem Land und Volk in so großartiger Weise gediehen waren.

Die Lage war für die japanische Regierung eine ungemein schwierige. In keinem andern Lande der Welt sind die Staatsverhältnisse so eigenthümlich, so verwickelter Art und, nach unserem Begriffen, so künstlich. Da ist ein regierender Kaiser, dessen Dynastie allerdings seit länger als drittehalbhundert Jahren auf dem Throne sitzt, der aber im Grunde als Usurpator erscheint, weil der Gründer des Herrscherstamms nur Oberfeldherr des rechtmäßigen Kaisers war, und seine Macht auf Kosten des letztern erwarb. Dieser existirt neben ihm, er wird bis auf den heutigen Tag als der

Digitized by Google

eigentlich rechtmäßige Monarch betrachtet und übte immer noch einen, wenn auch vielfach bedingten Einfluß; theoretisch ist er, der Mikadoin Mikado, — nicht der Taikun, der Sjogun, welcher in Yedo thront, — der wahre Herrscher. Hier ist ein Dualismus eigner Art.

Sodann hat Japan eine große Anzahl von mächtigen Feudalfürsten, Daimios, die reich sind, ihre eigenen Provinzen verwalten, die alten Ueberlieferungen ihrer Familien nicht vergessen haben, und dem Taikun nur mit innerm Widerwillen gehorchen. Sie sind in gewisser Beziehung unseren deutschen Fürsten des Mittelalters vergleichbar, welche auf Kosten von Kaiser und Reich nach möglichster Vollmächtigkeit trachteten. Der Taikun sucht diese großen Feudalfürsten durch ein sehr ausgebildetes System der Ueberwachung in Abhängigkeit zu erhalten, und hat nach und nach eine Anzahl von Provinzen an Fürsten verliehen, über die er seinerseits großen Einfluß übt und welche, an Rang den Daimios nicht ebenbürtig, gewissermaßen die Obliegenheit haben, diese Lehnsfürsten zu überwachen. Dazu kommt, daß drei Familien des kaiserlichen Hauses großen Lehnbesitz nebst manchen Privilegien haben und über eine zahlreiche, bewaffnete Mannschaft verfügen.

Man sieht, die Verhältnisse sind verwickelt genug. Wir werden demnächst das Wesen des japanischen Staates und die gesellschaftlichen Verhältnisse eingehend schildern, und heben deshalb heute nur hervor, daß ein beträchtlicher Theil der alten Landesaristokratie den Ausländern in hohem Grad abgeneigt ist. Sie war von vornherein darüber erbittert, daß die Fremden durch Drohungen Einlaß in Japan erstrotzten, und sah mit äußerstem Mißvergnügen, daß der Taikun sich nachgiebig zeigte. Ein anderer Theil, die Tragweite der Thatsachen wohl ermessend, machte aus der Noth eine Tugend und befreundete sich mit den neuen Verhältnissen, so gut es eben ging.

Nachdem die Amerikaner ihren Vertrag erzwungen hatten, wollten andere Handelsmächte nicht zurückstehen und wirkten auch ihrerseits Traktate aus. Nun steht fest, daß die Regierung des Taikun, indem sie über dieselben verhandelte und am Ende sie auch genehmigte, ganz ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Sie ist aber, und das wird von allen Seiten zugegeben, rechtschaffen zu Werke gegangen, und hat den Fremden gegenüber gethan, was irgend in ihrer Macht stand. Nun hätten die Ausländer auf die inneren Verhältnisse Japans und auf die großen Verlegenheiten der Regierung Rücksicht nehmen sollen; sie haben aber von vornherein das Gegentheil gethan. Die Reihe von Nichtswürdigkeiten, welche die in Japan zusammengelaufenen Abenteurer verübt haben, ist lang genug, und besonders Engländer haben sich durch „brutale Lämmelhaftigkeiten" in unbeneidenswerther Weise ausgezeichnet.

Dies wollten wir vorausschicken, bevor wir auf die Verhandlungen eingingen, welche neulich im britischen Oberhause die japanischen Händel zum Gegenstande hatten. Sie sind lehrreich genug, und wir freuen uns, sagen zu können, daß in denselben auch für Recht und Gerechtigkeit gesprochen wurde.

Lord Carnarvon deutete die Verwickelungen in Japan an und gab einen Ueberblick der geschichtlichen Verhältnisse bis 1853, als die Nordamerikaner erschienen. Der Taikun, sagte er, besitzt sich thatsächlich in den Händen seiner Minister und hat einen schwierigen Stand gegen die mächtigen Feudalfürsten, welche danach streben, seine Macht zu untergraben, um sich selber zuverwandt zu machen. Als nun die Ausländer in Japan auftraten, trat der Taikun auf die Seite der Liberalen, willigte in den Abschluß des Vertrags mit Nordamerika, mußte aber dafür mit seinem Leben büßen. Er verschwand geheimnißvoll in seinem eigenen Palaste, die einflußreichen Männer, welche es mit ihm gehalten, wurden ihres Ranges entsetzt oder verbannt. Als späterhin Japan auch mit England einen Vertrag abgeschlossen hatte und europäische Kaufleute im Land erschienen waren, kamen Mordthaten vor, denen die Politik nicht fremd war. Russen, Engländer, Franzosen und Nordamerikaner wurden Opfer eines systematischen Meuchelmordes. Am 26. Juni 1861 ermordete man in der englischen Gesandtschaft zwei Schiltwachen, und an demselben Tage, aber ein Jahr später, fand wieder ein gewaltsamer Angriff statt; eine Bande von Japanern, welche sich die Parole zu verschaffen gewußt hatte, drang ein und ein großes Blutvergießen fand statt.

Die japanische Regierung mißbilligte höchlich diese Vorgänge und sprach laut ihren Abscheu aus; sie werde die Missethäter zur Verantwortung ziehen und alle möglichen Vorkehrungen treffen, damit ein solcher Unfug sich nicht wiederhole. Nichtsdestoweniger wurden im vorigen August zwei englische Kaufleute auf offener Landstraße überfallen und schwer verwundet, ein dritter verlor das Leben, eine englische Dame verdankte nur der Schnelligkeit ihres Pferdes das Leben. Der Gesandte, Oberst Neales, führte auch jetzt Beschwerde bei der Regierung; er bemerkt in einer Depesche vom 1. Oktober: „Auf mich und Admiral Kuper machen Ton, Haltung und das ganze Benehmen der japanischen Minister bei dieser Gelegenheit einen durchaus zufriedenstellenden Eindruck. Sie sind durch die Umstände, welche bei jenen Verbrechen in Frage kommen, in die größte Verlegenheit gebracht worden, denn die Thäter gehören zum Gefolge des Fürsten von Satsuma; dieser ist einer der mächtigsten Reichsvasallen und gleichsam unabhängig in der ihm gehörenden Provinz. Trotzdem versichern die Minister, daß sie Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten wollen, um die Thäter zur Verantwortung zu ziehen. Sie sind sich auch vollkommen ihrer eigenen Verantwortlichkeit bewußt, thun, was sie können, damit sich der Unfug nicht wiederhole, und wir finden keine gerechte Ursache, uns über sie zu beschweren."

Der Lord hob dann hervor, daß man jene Angelegenheiten nicht vom englischen Standpunkt aus beurtheilen, sondern bedenken müsse, daß Japan drittehalb Jahrhunderte lang in staatlicher und kommercieller Abgeschlossenheit gelebt habe. „Wir kamen, um derselben ein Ende zu machen; es giebt aber keinen andern Fall, daß jemals irgend ein Staat mit mehr planmäßiger Berechnung einem widerstrebenden Volke Handels- und Schiffahrtsverträge aufgezwungen habe, wie wir es mit Japan gethan. Für solche Verträge muß der Taikun die Bewilligung des legitimen Herrschers, des Mikado, einholen, und wir wissen, daß sie niemals erfolgt ist. Wir wissen ferner, daß der Taikun, auf dessen Ermächtigung hin der Vertrag mit uns geschlossen wurde, drei oder vier Tage vorher starb, und daß er an dem Tage, dessen Datum der Vertrag trägt, nicht mehr am Leben war." Der Lord wies dann weiter darauf hin, daß seit langer Zeit in Japan eine Abneigung gegen die Ausländer herrsche.

England, fuhr er fort, hat auch keine reinen Hände in dieser Sache, und das müsse man wohl erwägen, wenn davon die Rede sei, daß die japanische Regierung den Vertrag von 1858 nicht streng gehalten habe. Sir Rutherford Alcock, früher englischer Gesandter in Japan, hat nachgewiesen, daß von englischer Seite in Hülle und Fülle Handlungen verübt worden sind, die von den Japanern als ehrenrührige Beleidigungen aufgefaßt wurden. Matrosen und gewissenlose Kaufleute haben im Geldverkehr und im

Digitized by Google

Handel den Japanern Schaden zugefügt, und in Bezug auf geſellſchaftliche Verhältniſſe ſich mehr als unanſtändig benommen. Der Lord erzählt dann, daß gleich anfangs ein engliſcher Kaufmann ſich ſehr ſchlecht betragen habe. Er wußte, daß in Yeddo ein Theil der Gartenbeſitzungen des Taikun gewiſſermaßen geheiligter Grund iſt; nichts deſto weniger ging er dorthin, ſchoß Geflügel, kam mit ſeiner Jagdbeute durch die Straßen und verwundete einen Beamten, der ihn anhielt und in höflicher Weiſe nach ſeinem Namen

Austauſch von Gold und Silber haben wir eine große Aufregung hervorgebracht, den Preis aller Waaren für die unteren Klaſſen vertheuert und die japaniſche Regierung iſt beinahe in Verzweiflung gerathen. Wir führen Oel und Seide aus, die aber für die Japaner nicht Luxusartikel, ſondern wahre Bedürfniſſe ſind. Sir Rutherford Alcock ſchreibt:

„Die Regierung des Taikun ſteht bedenklichen Schwierigkeiten und großen Gefahren gegenüber, welche ſelbſt die

Ein japaniſcher Offizier in alterthümlicher Kriegstracht.

fragte. (— Der Lord ſpielte auf einen Londoner Cockney an, Namens Moß, einen Burſchen von 21 Jahren, deſſen freches Benehmen ſeiner Zeit von der Overland China Mail ſcharf gekennzeichnet wurde. —) „Ich glaube, daß wir mit der Zeit in Japan Vortheile einernten werden, aber bisher hatten wir den Japanern nichts zu bieten, was ſie etwa haben möchten; was wir bringen iſt überflüſſig für ſie. Allerdings haben wir ihnen Waffen verkauft, aber das verſtößt gegen den Wortlaut des Vertrags. Durch den

Dynaſtie und die Exiſtenz der Regierung berohen. Sie ſieht ſich gleichzeitig im Innern und von Außen her bedrängt, und deſſen iſt ſie ſich auch ſehr wohl bewußt."

Unter ſolchen Umſtänden ſollten wir Nachſicht üben. Es iſt ja ohnehin ein ſtehender Tadel gegen unſere auswärtige Politik, daß wir erſt Erklärungen über einen Krieg im Orient erhalten, wenn derſelbe ſchon im Gang iſt. Nun ſchreibt aber der Miniſter des Auswärtigen: „Hundertmal beſſer, daß der Palaſt des Taikan zerſtört werde,

Digitized by Google

als daß wir unsere vertragsmäßigen Rechte verletzen lassen." Gegen eine solche Sprache müssen wir protestiren. Wenn ihr Krieg in Japan anfangt, dann müßt ihr entweder den Taikun unterstützen, ihn in den Stand setzen, daß er über seine Feinde triumphiren könne, und dann erreicht ihr eure Zwecke durch ihn, oder ihr müßt einen Vernichtungskampf gegen die Daimios führen.

Lord Russel bemühte sich, Rechtfertigungsgründe für die englische Politik aufzufinden. Zuerst erzählte er alle Unbilden, welche von japanischer Seite (— aber nicht von der Regierung, sondern gegen deren Wissen und Willen —) gegen englische Unterthanen verübt worden sind, und erörterte namentlich die Ermordung eines Herrn Richardson. Die Schuld fällt auf Leute aus dem Gefolge des Fürsten von Satsuma. „Wir aber haben einen Vertrag mit Japan und verlangen Genugthuung. Sie geht dahin, daß die Verbrecher bestraft werden und die Familie des Ermordeten eine Geldentschädigung erhalten solle. Daß der Taikun auch die Leute des Fürsten von Satsuma bestrafe, das haben wir nicht verlangt, weil wir wissen, daß die Macht des Taikun eine beschränkte ist. Aber wir haben unsern Admiral angewiesen, von den Daimios die Bestrafung der Mörder zu verlangen. Der Daimio von Satsuma hat eine Burg an der Küste, in welcher er den Mördern Schutz gewährt und sich selbst des Mordes rühmt. Diesen Mann wollen wir verantwortlich machen. Ich wünsche, daß die Macht des Taikun gekräftigt und jene der Daimios gebrochen werde. Von Dem aber, welcher die höchste Autorität in Japan hat, verlangen wir Bestrafung der Verbrecher." —

Der Minister bemerkte, daß der Ausfuhrhandel Japans mit England sich jetzt schon auf 700,000 Pfund Sterling jährlich gehoben habe; die Japaner seien froh, mit so „vortrefflichen Kunden", wie den Engländern, zu verkehren. Dann suchte er die Politik Großbritannieus China gegenüber zu rechtfertigen und berief sich dabei auf deren Erfolg! Der englische Gesandte Bruce habe das völlige Vertrauen des Premierministers und Regenten von China gewonnen; „wenn irgendwo einer der durch den Vertrag geöffneten Häfen angegriffen wurde, dann haben wir britisches Eigenthum vertheidigt und gleichzeitig chinesische Interessen geschützt. Die Folge davon ist, daß wir nun in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zu einem Reiche stehen, das 400 Millionen Bewohner zählt, und mit demselben einen höchst vortheilhaften Handel treiben, der unseren Zollhäusern jährlich Millionen einträgt. Hier liegt also eine erfolgreiche und zugleich eine gerechte Politik vor; sie entspricht den Rechten, welche wir durch den Vertrag erworben haben, und flößt den Chinesen Vertrauen ein."

Graf Grey sah die Sachen nicht in so rosenfarbenem Lichte wie der Minister Lord Russel, der eine sehr lückenhafte Darstellung der japanischen Angelegenheiten gegeben hatte. Die Thatsachen seien folgende: „Wir zwangen Japan durch Drohungen zu einem Vertrage, welchem dasselbe abgeneigt war. Unser Gesandter hebt in seinen Berichten mehrfach hervor, daß er der japanischen Regierung mit Gewalt abgedrungen wurde. Nachdem der amerikanische Gesandte den Krieg der Engländer und Franzosen gegen China benutzt hatte, um in Japan einen neuen Vertrag auszuwirken, konnte man freilich auch uns dieselben Rechte nicht verweigern. Unser Gesandter, Rutherford Alcock, schreibt, er habe in einer Unterredung mit den japanischen Ministern gesagt: Wenn ihr euch nicht zu einem freundlichen Verkehre mit den westlichen Völkern versteht, dann werdet ihr früher oder später von einem dieser Völker bezwungen werden. — Er stellte also den Japanern eine Alternative und unter solchem Druck erpreßte man den Vertrag, dessen Bestimmungen von uns diktirt wurden. Wir nahmen dabei auf die Rechte und die Interessen Japans auch nicht die allermindeste Rücksicht. Wir stipulirten namentlich für unsere Staatsangehörigen die Exterritorialität, d. h. die japanische Regierung mußte darauf verzichten, ihre Landesgesetze auf Unterthanen der europäischen Mächte, welche einen Vertrag haben, anzuwenden. Diese ihrerseits verpflichteten sich, ihre Unterthanen zur Beobachtung von Recht und Gesetz anzuhalten." Lord Grey erzählte dann das geradezu nichtswürdige Benehmen vieler englischen Kaufleute in der Dollarangelegenheit, auf welche wir heute nicht näher eingehen können, bei welcher aber John Bull, abgesehen von geradezu betrügerischen Vorgängen, den japanischen Behörden in niedrigster Weise Hohn und Beleidigung zufügte. „Das verdroß die Japaner und beunruhigte sie; dann kamen viele Irrungen wegen der Exterritorialitätsklausel, nachdem von Seiten der Engländer alle Gesetze und Bräuche Japans verletzt worden waren. Die Vertragsmächte verletzten aber den Tractat, indem sie ihre Unterthanen nicht zur Beobachtung von Recht und Gesetz anhielten. Ich nehme keinen Anstand hier auszusprechen, daß in keinem andern Lande der Welt eine größere Menge nichtswürdiger Subjekte (reckless and lawless individuals) gefunden wird als in Japan. Sie nehmen alle Vortheile des Vertrags für sich in Anspruch, kümmern sich aber nicht im mindesten um die japanischen Landesgesetze und verüben alle Arten von Unfug. Selbst die Bemannungen unserer Kriegsschiffe bleiben am Land ohne Aufsicht und begehen im Rausch unverantwortliche Handlungen." Graf Grey kam dann auf die oben erwähnte Angelegenheit des Burschen Moß. Das Konsulatsgericht verurtheilte ihn wegen seines schnöden, gesetzwidrigen Verfahrens zu einer Geldstrafe und verbannte ihn aus Japan. Es zeugt für den schlechten Geist der in Japan verweilenden Engländer, daß sie für jenen Moß die Geldstrafe bezahlten; Moß aber ging nach Hong kong, verklagte dort den Gesandten Alcock beim Obergerichte, das einen technischen Fehler in den Verhandlungen gegen Moß auffindig machte und seinerseits den Gesandten zu einer Geldstrafe verurtheilte. Das Blaubuch zeigt, wie schmachvoll diese ganze Geschichte ist, der Minister hatte aber kein Wort über diese Sache geäußert, und als ihm Graf Grey darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich damit, daß in Hong kong Berufung eingelegt sei, über welche noch keine Entscheidung vorliege. Graf Grey erwiederte: „Diese Appellation ist über zwei Jahre alt. Entspricht es der Gerechtigkeit und ist es ehrlich, Alles herauszusuchen, was uns gegen die Japaner aufreizen kann und andererseits doch die Dokumente nicht vorzulegen, die da zeigen, welcher Art die Unbilden sind, welche von unseren Landsleuten gegen Jene verübt worden? Die Verpflichtungen, welche wir vertragsmäßig übernommen haben, sind von unserer Seite nicht erfüllt worden, während wir die Japaner drängen, ihre Schuldigkeit zu thun. Dabei sollten wir aber Rücksicht auf die Lage der japanischen Regierung nehmen; sie ihrerseits hat, glaube ich, Alles gethan was, ihr möglich war, um den Vertrag zu erfüllen. Sie ist so weit gegangen, deshalb selbst ihrem eigenen Volke gegenüber sich in schwierige Umstände zu bringen. Zwei Taikuns und ein Regent sind ermordet worden; der Minister des Auswärtigen wurde überfallen, von seinen acht Dienern wurden sieben ermordet, und er selbst rettete nur mit genauer Noth sein Leben. Die Erbitterung des Volks macht es der Regierung schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, allen Bestimmungen des Vertrags nachzukommen, namentlich im Hinblick darauf, daß gerade Engländer Alles gethan haben, um die gegen uns feindselige Gesinnung noch zu steigern. Ich halte es für eine Unge-

Digitized by Google

reimtheit und eine grobe Verletzung aller Vorschriften der Gerechtigkeit, Volk und Regierung verantwortlich zu machen, weil sie nicht thun, was selbst der amerikanische Gesandte für eine Unmöglichkeit erklärt." Graf Grey führte das weiter aus und rechtfertigte die japanische Regierung, welche man nun zum Kriege dränge.

„Der letzte chinesische Krieg, so fuhr er fort, hat acht Millionen Pfund Sterling gekostet. Aber zwischen Chinesen und Japanern ist ein großer Unterschied zu machen. Die Letzteren haben, in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, längst zu einem Kriege gerüstet, europäische Waffen gekauft und viel werthvolles Eigenthum in's Innere des Landes geschafft. Ein Kampf mit ihnen wird kein Kinderspiel sein, er wird viel Blut und Geld kosten. Und was wird das Ende sein? Wir werden einen Vertrag mit noch schärferen Bestimmungen erzwingen und uns eine Geldentschädigung zahlen lassen; aber wir sind dann nicht besser daran wie heute, weil ein solcher Vertrag nur so lange gehalten wird, wie er eben gehalten werden muß; nachher bricht abermals ein Krieg aus. Ohne Zweifel wird Japan Niederlagen erleiden, und was ist die Folge? Finanzielle Zerrüttung; Verwirrung im gesammten Regierungsorganismus. Verlust des moralischen Ansehens der Regierung. Das werden wir bewirken in einem Lande von mehr als 30 Millionen Bewohnern, in einem Staate, den selbst unser Gesandter als ein ungemein glückliches, gedeihendes Gemeinwesen schildert. Das Volk hat durch rastlosen Fleiß sein Land in ein Paradies verwandelt, und in dieses bringen wir die Anarchie, Unordnung und Blut, Elend und Verderben. Nachdem Ihr ein Vierteljahrhundert lang mit Euren verwerflichen Politik China in bodenloses Unglück, in unabsehbare Verwirrung gestürzt habt, wollt Ihr nun mit Japan dasselbe verwerfliche Spiel beginnen und dort einen ähnlichen Zustand der Dinge herbeiführen. Man braucht aber, Japan gegenüber, weiter nichts als einfach gerecht zu sein. Gewiß haben wir keine reinen Hände, und gerade deshalb verlange ich um so mehr, daß Ihr nichts erzwingen sollt, wenn ihr nicht selber Eure Schuldigkeit thut. Ihr habt kein Recht, britische Unterthanen zu beschützen, wenn Ihr selber keine Aufsicht über dieselben übt und sie dazu anhaltet, daß sie die Landesgesetze achten. Und was für Leute sind es denn, die so schmachvollen Unfug verüben durften? Unser diplomatischer Vertreter selbst, Sir Rutherford Alcock, hat sie als den Abschaum Europas bezeichnet." —

Wir sind auf diese Parlamentsverhandlungen eingegangen, weil sie helle Schlaglichter auf die Stellung der Engländer gegenüber Japan werfen. In diesem Lande sind die Dinge, theils durch die Schuld der Europäer, theils durch jene der fremdenfeindlichen Partei unter den großen Feudalherren, so weit gediehen, daß eine Aufrechterhaltung des Friedens kaum noch möglich ist. In der That melden die letzten Nachrichten aus Osaffen von Vertheidigungsanstalten der Japaner und von Zusammenziehen großer Truppenmassen.

Jedenfalls wird der Krieg, wenn er einmal begonnen hat, ein heißes Stück Arbeit geben. Die Japaner sind die tapferſten Leute in ganz Asien. Die Zeiten, da sie mangelhaft bewaffnet waren, sind vorüber. Der Offizier der kaiserlichen Leibwache, welchen unsere Abbildung darstellt, sieht allerdings wunderlich genug aus und hat, nach unseren Begriffen, ein keineswegs soldatisches Ansehen. Aber er ist in der alterthümlichen Paradeuniform. Wenn aber ein solcher Mann in's Feld rückt, dann wirft er all den überflüssigen Putz weg und kleidet sich eben so einfach wie zweckmäßig. Japan hat gezogene Kanonen, Büchsen und überhaupt Schießgewehre nach den besten europäischen Mustern, ein außerordentlich muthiges Volk und sicherlich auch intelligente Offiziere. Man wird nicht mit hochmüthigen Halbbarbaren, sondern mit einer hochgebildeten Nation in Berührung kommen. Wir unsererseits werden nicht ermangeln, dem Gange der Dinge in Japan unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden; es handelt sich um eins der tüchtigsten und interessantesten Völker des ganzen Erdballs.

Eine Fahrt auf dem San Juanflusse von Greytown nach Granada am Nicaragua-See.

Wilhelm Marr's Reise nach Centralamerika. — Eine Nacht auf dem San Juan. — Brüllaffen, Jaguare, Alligatoren. — Der gefiederte Himmel. — Marineros, Bintlanger und Mosquiten. — Die Banane und die Arbeit. — Ein Gewitterſturm. — Alterlei Nöthe. — Castillo viejo. — Der Nicaragua-See. — San Carlos. — Volkswirthschaftliches.

Wir haben Wilhelm Marr's Reise nach Centralamerika (Hamburg 1863, bei O. Meißner) mit wahrem Vergnügen gelesen. In Ton und Fassung hat das Buch viel Unmittelbares, man könnte sagen Burschikoses, aber es hat auch den großen Vorzug, daß es ungemein anschaulich, lebenswahr, man kann sagen mit photographischer Treue schildert. Der Verfasser ist kein Gelehrter, aber ein gebildeter Mann, eine frische, kräftige Natur mit offenen Augen und scharfem Blick; es sieht sich die Menschen und die Dinge an, und sagt offen und rund heraus, wie er sie findet. Täuschungen und philanthropische Redelgeleite, welche er aus Deutschland mitgebracht hat, läßt er, der nackten Wirklichkeit gegenüber, bald fallen, und er thut es mit gesundem Humor und nicht selten mit ergötzlicher Selbstironie. Wir haben einen Mann vor uns, der sich in seiner Unmittelbarkeit nicht genirt, und in der Aeußerung derselben stößt er vielleicht da oder dort an; aber das weiß er selber sehr wohl. Herr Marr ist ein Touriſt, aber sein Buch hat — weil ein guter Beobachter es schrieb — Werth nicht nur für das praktische Leben, sondern auch für die Wissenschaft. Es giebt gleichsam die Arabesken zu den Schilderungen, welche wir von Fachgelehrten haben, und vervollständigt dieselben; er malt durchgängig mit breitem Pinsel, aber die feineren Züge fehlen eben so wenig wie dann und wann ein poetischer Anflug.

Als Probe der Darstellung geben wir ein Bruchstück aus der Fahrt auf dem San-Juanflusse, der bekanntlich den Abzug des Nicaragua-Sees bildet. Herr Marr war mit einem Geschirren in Greytown, oder richtiger, San Juan de Nicaragua, an Bord eines Bongo gegangen, eines Fahrzeugs, das aus einem dicken Stamme des Guanacastebaumes verfertigt war. Es hatte etwa 25 Fuß Länge; am Hintertheile, vor einem schmalen offenen Raume für den Mann am Steuer, waren eine Anzahl halbkreisförmiger Stäbe befestigt, über welche er zum Schutze gegen den Regen einige frische Kuhhäute gelegt hatte, die einen sehr übeln Geruch verbreiteten. Das war die Chapa. 3 Fuß breit, 6 Fuß lang. Die Schiffsleute, Macineros, waren Mischlingsgesindel. Die Fahrt ging langsam. Am vierten Abend waren die Reisenden noch nicht weit gekommen. Herr Marr schreibt:

Digitized by Google

Die Nacht brach rasch herein, und als das letzte Streiflicht des Tages von den Wipfeln der Bäume entschwunden war, lagerte eine tiefe, schauerliche Stille wohl eine Stunde lang über dem Forste. Da gab der gellende Pfiff eines einsamen Waldvogels zu einem Konzert das Signal und der Wald wurde lebendig. Myriaden von Cicaden erfüllten die Luft mit ihrem zitternden Geschwirr, Eulen stimmten ihre dumpftönenden Nachtlied an; aber schauerlicher als dies ertönte erst von der einen Seite, dann rund um uns her, bald nah, bald fern, das tiefe Gebrüll des Brüllaffen (Congos), das langgedehnte Woahau! Woahau! welches unsere Phantasie anfangs für das Brüllen des in den Wäldern häufig vorkommenden Jaguars hielt. Aber auch dieser stieß von Zeit zu Zeit seinen heiseren, rauhen Schrei aus und machte, daß ich die halbe Nacht wach und schußfertig blieb.

Mit jeder Minute wuchs der unheimliche Lärm, jeder Augenblick brachte neue Thierlaute zum Vorschein, und selbst das Wasser blieb dem Walde die Antwort nicht schuldig, denn hie und da trieb ein Alligator an's Ufer, und winselte sein Wohlbehagen zu den, gleich Diamanten auf dunkelblauem Sammet über uns funkelnden Sternen empor. Aus dem Uferschilfe sprühten Milliarden glänzender Leuchtkäfer wie eine Funkengarbe in die Laubdächer empor, summten dicke Käfer, fächelte die Caprimulge (Morciegalo genannt), während große Nachtfalter, gleich Gespenstern, um uns herflatterten.

Ich habe nie einen schauerlich-erhabenern Eindruck empfunden als hier, wo ich zum erstenmale den Urwald belauschte, und wie mir berühmte Touristen mitgetheilt, läßt der San Juan selbst den Orinoco an Wolfeffekten hinter sich zurück. Der Orion mit den drei Gürtelbrillanten und der Riegel, in welchem wir mit bloßem Auge jeden Stern erblickten, stand fast im Zenith. Das Schiff der Argo, das flammende Kreuz des Südens, den Skorpion ich sah sie heute zum erstenmal in ihrer vollen Pracht. Und von dem Himmel schien man die überflüssigen Sterne wegwerfen, die Sternschnuppen schossen, einen mattglänzenden Streifen hinter sich ziehend, in einer Minute zahlreicher aus dem blauen Aether hernieder, als bei uns im Norden während der Dauer einer ganzen Sommers.

Unsere Marineros lagen, in ihre wollenen Decken gewickelt, bunt durcheinander und priesen den Schöpfer durch ihre sehr unangenehmen Schnarchtöne. Es war die Dissonanz im Konzert mouffire des Waldes. Doch bald trat ein neuer Sängerchor in Scene.

Die Saucuden und Moskiten kamen in Wolken aus dem Walde hervor und belästen unser Ohr durch ihr durchdringendes Singen, zu dem sie den Takt in unser lebenswarmes Fleisch stachen. Da half kein Wehen mit dem Taschentuche, kein Rauchen, kein Bestreichen der Hände und des Gesichts mit Citronensaft. Wir waren am nächsten Morgen so übel zugerichtet, daß an unserm ganzen Körper kein Fleckchen von der Größe eines Thalers frei von ihren Stichen geblieben war.

Mein Enthusiasmus wurde mit Mückenstichen gerötet, und aus Desperation leerten wir eine ganze Flasche Cognac und tauschten den nächtlichen Menschenjammer gegen einen Katzenjammer am folgenden Morgen aus.

Alle Leiden aber waren vergessen, nachdem wir uns bei Tagesanbruch durch ein Bad im Fluß erquickt hatten. Die Furcht vor Alligatoren hinderte uns hieran nicht. Diese Thiere sind, wie viele wilde Bestien, besser als ihr Ruf und wagen sich selten an Leute, welche gemeinschaftlich baden und dabei tüchtig plätschern oder sonst Lärm machen.

Unser viertes Nachtlager hielten wir am rechten Stromufer des San Juan (Punta de Trinidad) an der Mündung des Sarapiqui. Wir hatten somit in vier Tagen nur 28 (engl.) Meilen gemacht. Auf dem linken Ufer hatte sich ein Deutscher, Namens Hopp, angesiedelt, an der Costaricenser Seite wohnte ein Spanier, Don Chico (Francisco) Alvarado. Beide trieben ein ziemlich einträgliches Geschäft, indem sie an die vorüberfahrenden Californier Früchte verkauften. Die herrliche Bananenpflanzung, die schönsten Melonenbäume, Papayas, unter deren Blätterkrone die saftigen, schmackhaften Früchte zahlreich hingen, an dem schlanken, nackten Stamme hängen, Orangenbäume von der Größe unserer Aepfelbäume, in deren dunkelm Laube das Gold der reifen Früchte vor, mischt erglänzt mit Myriaden duftender Blüten; Ananas, die Königinnen der Früchte, waren in die Wildniß hineingepflanzt und wucherten mit dem Unkraut um die Wette. Und trotz dieses scheinbaren Ueberflusses, trotz einer Anzahl gackernder Hennen war es unmöglich, für Geld und gute Worte auch nur ein Ei zu bekommen. Die Hennen spazierten in den Wald, um ihre Eier zu legen, und die Eingebornen, viel zu faul, um einen Verschlag zu machen, ließen sie gewähren und stillten ihren Hunger mit Bananen, die ihnen in den Hals hineinwuchsen.

Die Banane*) heißt „der Segen des Landes". Ich möchte sie eher den Fluch des Landes nennen, diese majestätische Frucht mit ihren riesenhaften, wie grüner Seidensammet glänzenden Blättern, ihren über 50 Pfund schweren Fruchttrauben, die wie eine Tiara, in Gurten nicht unähnlicher Gestalt, an dem saftigen Stamm, oft hundert an einer einzigen Traube (corona) hängen. War doch das Blatt, aus welchem Adam seinen ersten Frack schnitt, die Paradiesfeige, und seit jenen Tagen ist sie dem trägen Tropenbewohner sein Eins und Alles geblieben. Ich will mich nicht vertiefen in Betrachtungen, was aus diesem Boden bei fermentirender Produktivität gemacht werden könnte. Die Barbarei seiner Bewohner hat ein Recht zu faulenzen, das ist unbestreitbar. Aber Kultur und Civilisation haben auch ein Recht, diese faulenzenden Barbaren, zum Gedeihen der Menschheit, zur Arbeit zu zwingen, und das ist ebenso unbestreitbar; denn wo die Natur in ihrer Primitivität ist, gilt das Naturrecht und kein anderes! Quod erat demonstrandum.

Den Sarapiqui herab wehte aus den Gebirgen Costericas ein verhältnißmäßig kühler Wind. Das Thermometer zeigte in dem klaren, grünlichen Sarapiqui-Fluß nur 20 Grad R. Die Luftströmung trieb die Moskiten vom Ufer weg, und so schliefen wir und die ganze Mannschaft an Bord unseres Bongo, das am Ufer unter überhängendem Buschwerke befestigt war. Gegen Mitternacht trat ein Gewitter ein, und ein Aguacero (Platzregen) stürzte prasselnd vom Himmel. Zum Glücke gewährte das undurchdringliche Laubdach einigen Schutz, und wir schliefen eine Zeitlang, von dem Toben der Elemente und dem gelegentlichen Stürzen eines vom Blitz getroffenen grünen Baumriesen, ziemlich ruhig.

Da aber knackte und krachte es über unseren Häuptern: die Aeffen, über welche die schützenden Kuhhäute gespannt waren, brachen zusammen und unsere Gesichter wurden von Fellen und dornigem Strauchwerk gefegt. Ein „Cavaja!" unserer Marineros jagte das andere. Erschreckt fuhren wir in die Höhe.

Unser Bongo saß buchstäblich in den Aesten und Zweigen des Ufergebüsches. Der Sarapiqui-Fluß war, wie das bei Regenzeit oft der Fall, plötzlich durch die Gebirgswasser angeschwollen und schien unsern Ankerplatz in das grüne Laub verlegen zu wollen. Wir schrien um die Wette nach Hülfe, aber sei es, daß man uns am Land in den nur zwanzig Schritte entfernt liegenden Ranchos vor dem Donner und Regengeprassel nicht hören konnte oder nicht hören wollte, genug, keine Seele kam uns zu Hülfe und wir mußten in pechrabenschwarzer Nacht mit Händen und Messern uns durchbrechen und durchhauen.

Wohl griff ich nach meinem Gewehr, um einen Nothschuß zu thun; der Schuß versagte, denn das Pulver war feucht geworden.

*) Platano ist der spanische Name für Banane, Plantanal ist eine Bananenpflanzung. Der Engländer hat für Banane das Wort plantain. Es ist aber unrichtig, wie Herr M. thut, im Deutschen zu sagen: Platane, oder gar, wie ungeschickte Uebersetzer manchmal thun, Plantane zu schreiben. Wir fanden neulich einmal das Wort pine apple, d. h. Ananas, mit „Fichtenzapfen" übersetzt! K.

Digitized by Google

Zuletzt blieb nichts mehr übrig, als den Strick durchzuschneiden, welcher uns am Lande festhielt, und so trieben wir in Kreisdrehungen unseres Fahrzeuges, gepeitscht von dem niederrauschenden Regen, in den San Juan zurück, dutzendmal, zerrissen, die Marinieros betend, wir fluchend.

Zum Glück ging die Sonne bald nachher auf und erlaubte uns, die Havarie bestmöglichst auszubessern und das Wasser auszuschöpfen. Unsere Kleider, denn wir waren bis auf die Knochen durchnäßt, zogen wir aus und trockneten sie an der Sonne, während wir ad interim in Vater Adam's Fashion blieben. Diese Eborheit sollten wir jedoch bald schmerzlich genug bedauern, denn unsere zarte, weiße Haut färbte sich in der Sonne bald rosenroth, und am ganzen Körper bildeten sich Blasen, wie nach einem Kantharidenpflaster. Wir litten fürchterlich und nahmen wohl zehnmal an diesem Tag ein Bad, um unsere Brandstellen zu kühlen, schmierten uns mit dem Oel aus unseren Sardinenbüchsen ein, rieben uns mit Citronensaft, stöhnten nach Herzenslust und ließen kein Palliativmittel unversucht. Zuletzt linderte — — eine tüchtige Portion englischen Salzes unsere Schmerzen.

Bei genauerer Revision ergab sich, daß die Hälfte unserer Vorräthe durch die Nässe verdorben war, und als wir versuchten, dieselben an der Sonne zu trocknen, wimmelte unser Reis und Schiffszwieback und unser Zucker von Tausenden kleiner schwarzer Käfer. — Fahre zum Teufel, Zartgefühl! —

Wir kochten gleichwohl unsern Kaffee, warfen den lebendigen Zucker hinein und schöpften die auf die Oberfläche kommenden Insekten und Käfer ab. Nun, es geht Vieles in der Welt, wenn man will, und Alles, wenn man muß.

Am sechsten Tage erreichte Herr Marr Castillo viejo, wo eine Menge braunen Lumpengesindels die Besatzung bildete. Ich sah, sagt der Reisende, nichts als träge, wankende, dunkelbraune Gestalten, halb nackt die einen, ganz nackt die meisten. Sie wiesen sich als Soldaten aus; sie waren wirklich uniformirt. Ein Tuch um den Kopf oder ein Strohhut auf demselben, ein Rosenkranz um den Hals und über den Schultern an haarigen Kuhfellriemen eine Art Patronentasche, machten die Tenue dieser Krieger aus. Einige trugen Schwimmhosen, ich glaube, dies waren die Sergeanten; ein paar Indianer hatten sogar wirkliche, vom Schneider gemachte Hosen an, und zwei hatten sich selbst bis zu einer Kattunjacke vorgestiegen, deren Farbe mir jedoch ein Geheimniß blieb. Der große, mit rothem Tuch umwickelte Cavalerieſäbel an ihrer Seite, der mit Stricken um die Hüfte befestigt war, verrieth einen hohen Rang. Das waren die Tenientes (Lieutenants) Coronels, Capitanos und dergleichen.

Der Bongo fuhr dann weiter. Der Reisende fährt fort:

Von jetzt an sollten unsere Leiden beginnen; alles Vorangegangene schien nur ein Vorgeschmack gewesen zu sein. Als wir uns anschickten, unsere Abendmahlzeit zu verzehren, fanden wir unsere sämmtlichen Vorräthe verdorben. Ein Kessel voll kalt geworbenen, am Morgen gekochten Reises, den wir mit Essig und Oel angemacht, mit spanischem Pfeffer gewürzt und mit Sardinen vermischt zu einem schmackhaften Salat (ich habe diese Erfindung Salade de Ponge genannt) verwandelt hatten, und zwei Büchsen Sardinen war Alles, Alles, was von unserm Proviant noch zu gebrauchen war. Der rohe Zucker, den wir von Greytown mitgenommen, war durch die Feuchtigkeit zu Muß geschmolzen und bildete mit den bereits erwähnten Thierchen einen braunschwarzen Insektenbrei. Die Bechkisten, in denen sich der Vorrath an trockenem Reis und Schiffszwieback befand, waren mit Schimmel überzogen, und Hunderttausende von Thierchen, Käferchen und Maden kribbelten und wimmelten darin.

Was beginnen? Wir mußten den Reis über Bord werfen; wir suchten unter den Schiffszwiebacken die besseren heraus, wuschen sie im Fluß und legten sie sammt unseren zwei Büchsen Sardinen in ein Blechgefäß, welches wir in einen größeren, halb mit Wasser gefüllten Behälter stellten, um es auf dieser improvisirten Insel gegen weiteres Ungeziefer zu schützen. Zwanzig Zwiebacke und zwei Büchsen à zwölf Stück Sardinen und zwei Menschen, welche jetzt etwas über den dritten Theil des Weges ihrer Reise zurückgelegt hatten! Zum Glück war der Nicaragua-See nicht mehr allzuweit, und man hatte uns gesagt, daß wir uns dort würden der Segel bedienen können.

Die Nacht, welche diesem Tage folgte, war eine der schrecklichsten, die ich je erlebt. Myriadenweise fielen nach eingetretener Dunkelheit die Moskiten und Sandeuden über uns her. Um nicht mit jeder Lungenbewegung diese Thiere einzuathmen, mußten wir den Mund mit einem Tuche verbinden. Doch wäre es nur hierbei geblieben! — Während unser Bongo am Ufer bei Castillo viejo lag, waren Unmassen von kleinen schwarzen Ameisen an Bord gekommen, deren feiner, ätzender Biß jedesmal ein kleines Brandbläschen erzeugte. In ganzen Schaaren marschirten diese lausenden Peiniger an unseren Beinen herauf, während die gestügelte Armee des Feindes uns von oben attakirte. Was der menschliche Geist erfinden konnte, um uns zu schützen, wurde in Anwendung gebracht. Aber was konnten wir thun, in einem Raume, wo wir weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnten! Die Qualen wurden zuletzt so intensiv, daß ich — schon halb delirirend — meine großen Wasserstiefeln anzog, in dem Wahne, diese könnten die armen Beine meines armen Leichnams wenigstens gegen die Ameisen schern. Kaum aber hatte ich den Fuß unten in einen Stiefel gesteckt, als ich an den Zehen einen scharfen Kniff verspürte, und dem rasch zurückgezogenen Fuße folgten ein paar große Ratten, die sich pfeilschnell unter unser Gepäck flüchteten. Und als hätten sich alle ekelhaften Geschöpfe aus der Arche Noäh ein Rendevous gegeben, zappelten gleichzeitig über meine Hände hier die fünf der schreckhaftesten Spinnen.

Nun, die bissen und stachen wenigstens nicht! Dagegen stellten sich in höchst zudringlicher Weise jene großen Waldfledermäuse ein und flatterten sogar häufig bis in die Cbop hinein. Mehr als einmal standen wir im Begriff, uns mit den Kleidern in den Fluß zu werfen, um wenigstens auf Augenblicke den Qualen zu entgehen, aber auch hier pälscherten die Alligatoren uns ein warnendes „Zurück!“ entgegen.

Und dabei glänzte wie das reinste Silber der Halbmond am tiefblauen Himmel, das Schilf und die Lianen am Ufer wiegten sich in feenhafter Grazie auf dem Wasser, und in den Fächern der Palmen flüsterte es wie Scheherazade, wenn sie ihrem blutigen Sultan liebliche Märchen erzählt. Der Wald hatte gleichfalls sein Konzert angestimmt, diesmal von den unterirdischen Retumdos eines fernen Ballans begleitet. Der Congo brüllte, die Tiger heulten in der Nähe, die Cicaden schmetterten mit vollster Kraft „O! mein ganzes Had und Gut gäbe ich für ein gutes Nachtlager!“ stöhnte mein Gefährte.

„Stellen Sie einen Tiger vor die Thür eines guten Schlafzimmers, und verdammt will ich sein, wenn ich mir mit dem Messer nicht den Eingang erzwinge!“ rief ich.

Ich übertreibe nicht. Ich wäre einer solchen That nicht nur fähig gewesen, sondern ich hätte Dem Freund genannt, der mir die Gelegenheit gegeben hätte, meiner Desperation in dieser Weise Luft zu machen. Denn statt erfrischt von vornhereein auf den Schlaf Verzicht zu leisten und die Entrichtung des Tributs der Natur auf den folgenden Morgen zu verschieben, wollten wir schlafen, und glaubten durch kindisches Wüthen die Dinge ändern zu können. —

Lebensmittel und Flaschenvorräthe waren den beiden Reisenden von den nicaraguanischen Soldaten gestohlen worden, und die Noth war groß. Sie schossen einen Affen und brieten ihn. In der siebenten Nacht blieben sie von Mücken verschont, der Urwald lag hinter ihnen und in nordwestlicher Richtung dehnte sich, bis an den Horizont aufsteigend, der majestätische, lachende Nicaragua-See aus.

Bekanntlich ist in den sogenannten Kreolenrepubliken, wo die

Digitized by Google

weißen Menschen nur eine kleine Minderzahl bilden, Alles im Verfall. Die „Stadt“ San Carlos fand Herr Marr in folgendem Zustande: Am Ufer standen einige der allerniederabteften Schilfhütten. Eine Anzahl langer Knüppel, möglichst dicht neben einander in die Erde gerammt und oben und unten durch Gestecht mit einander verbunden, eine Oeffnung zum Ein- und Ausgehen, und das Ganze mit einem Palmdach bedeckt, — das waren die Behausungen der Bewohner, der Fußsoldaten die liebe Mutter Erde, das Bett eine Hangmatte aus Kuhhaut oder eine Kuhhaut auf einer Bank. Der Feuerherd ein Haufen Steine. An den Häuptern seine Habe zu Eisen! Kein eiserner Nagel verband die Balken, kein eiserner Riegel verschloß die Thür; der Kochtopf und die Machete (das Haumesser) waren die einzigen Gegenstände, welche zeigten, daß die Bewohner überhaupt ein solches Metall kannten. Der ganze, ungetheilte Raum dieser Hütten diente als Wohn- und Schlafzimmer, Küche und gelegentlich als Viehstall.

Bekanntlich ist sehr viel über die Möglichkeit, einen schiffbaren Kanal durch Nicaragua zu bauen, gesprochen worden, und man hat erörtert, ob derselbe auch die Anlagekosten lohnen werde. Wir gehen hier auf diesen Gegenstand nicht näher ein, wollen aber eine sehr verständige Aeußerung des Herrn Marr hersetzen, die uns gefällt; sie zeugt von einem richtigen Verständniß der Aufgabe. Er fragt, woher die Ingenieure die Arbeiter zu den ewigen Kanalarbeiten nehmen wollten, und bemerkt: —

Ein weißer Mann kann in diesen heißen und sumpfigen Niederungen seiner anhaltenden, körperlichen Arbeit stehen, die Eingeborenen von Nicaragua aber wollen nicht arbeiten; und seit die, auf den Ruin der französischen und spanischen Kolonien spekulirende, Philanthropie (!) der Engländer die einzige Rasse, welche durch Natur und Geschichte die ökonomische Stellung erhalten zu haben scheint, Arbeitskräfte für ungelunde Gegenden zu liefern, lieber in ihrer afrikanischen Heimat zur Ehre der Fetische schlachten, als zum Wohle der Menschheit und der Kultur nützlich verwenden läßt, — seitdem darf man auch nicht hoffen, daß unseren „schwarzen Brüdern“ das Werk aufgebürdet werden kann. Denn Onkel Tom ist zu heutzutage die nationalökonomische Autorität civilisirter Völker, wenn sie von der Kultur des fernen Westens reden! —

Die Solfatara bei Pozzuoli.

Von **Friedrich von Hellwald.**

Von Pozzuoli steigt man über die alte Via antiniana aufwärts, die längs den teukrischen Bergen und über die phlegräischen Fluren hin nach Neapel leitete.

Nach einer halben Stunde gelangt man zu jenem berüchtigten, halbversoffenen Krater, den man allgemein Solfatara nennt, ein Name, der ihm jedoch erst in der neuern Zeit wegen der hier wieder in Gang gebrachten Anstalt zur Gewinnung des Schwefels und Alauns geworden ist; denn Strabo nennt ihn *Ἡφαίστου ἀγορά* und er kommt auch unter dem Namen Phlegra vor, wovon die phlegräischen Felder ihren Namen haben mögen.

Schon die Annäherungen zur Solfatara zeigen überall umher eine Unfruchtbarkeit und eine weißliche Farbe des Bodens, die auffallend mit der übrigen Gegend kontrastirt; ihr Dasein aber verkünden die aus ihr aufsteigenden, mit Schwefel geschwängerten Dünste, welche sich ringsum verbreiten und die Luft verpesten. Auf welche abscheredende Art die Alten sich den schon damals halberloschenen Schlund dachten, erfahren wir aus Strabo*) und Petronius**); Diodor***) von Sicilien aber versetzt hierher den Kampf Jupiter's mit den Giganten.

Die Gestalt dieses Kraters kann man mit einer ovalen Muschel oder mit einem Becken vergleichen, das auf allen Seiten von verkalkten Hügeln umgeben ist und 180 Schuh im längsten Durchmesser hat. Schon beim Eintritte glaubt man sich in eine fremde Sphäre versetzt; — es ist der verwirklichte Traum einer kranken Phantasie! Nichts gleicht der Unordnung dieses wüsten, grausenhaften Ortes, nichts erinnert hier an die Schönheit der Natur, und die weiße Farbe der Hügel selbst wird zur Trauer. Ein unordentlich über einander geworfener Haufen von verkalkten Felsen, verbrannter Erde, Steinblöcke und Schlacken mit Anflügen von Alaun und Vitriol umgrenzen die Lavaschichten, welche den tiefen Abgrund bedecken, auf dem wir wandeln, und doch — die Natur will überall wirken — grünt in der Mitte des Kraters ein kleines Gebüsch von Kastanienbüschen und Krüppeleichen, deren lichtes Grün sonderbar genug gegen den verbrannten Boden absticht.

Diese vulkanischen Massen, welche, ehe sie dem Schooße der Erde entstiegen, Jahrhunderte lang in den entzündeten Eingeweiden des Vulkans hin- und hergeworfen worden sein mußten, scheinen noch jetzt den Schwefel und den Alaun auszukühwitzen, der sie bedeckt. Hier und da sieht man Schlacken mit Metallerzden, besonders schöne Stufen von kroftallisirtem schwefelsauren Arsenik, thonartige Materie aller Farben und Kroftallisationen, zwischen welchen leichte Rauchwölkchen langsam emporsteigen, die sich im Aether verlieren. Dem Erstaunen, das natürlich ein so ungewöhnliches Gemälde wilder Zerstörung in uns erregt, folgt der Schrecken, wenn wir mit dem Fuß auf die Erde stampfen oder einen Stein in eine Vertiefung werfen, aus welcher ein brennender Dunst hervorsteigt — und man sich durch den hohlen, dumpfen Ton überzeugt, in welche Tiefe sich der Schlund erstrecken und wie dünn die Lavarinde sein müsse, auf der unser unsicherer Fuß einherschreitet.

Andererseits muß man bedenken, daß diese Materie nur durch ein langsames Feuer erzeugt worden sein könne, da seit dem Jahre 1198, also seit 665 Jahren, keine Eruption hier mehr vorgefallen ist, daß der Vulkan sich endlich erschöpfen und nach und nach erlöschen dürfte, indem man auch keine Flammen mehr beobachtet, sondern höchstens in dunklen Nächten einen Schein bemerkt, und die Anzahl der Oeffnungen, aus welchen der Rauch aufsteigt, sich zusehends vermindert. Deshalb wird auch das Einstürzen dieser Decke nicht mehr fern sein, und der Kessel sich dann, so wie es bei vielen anderen erloschenen Vulkanen der Fall ist, mit Wasser füllen und einen See bilden. Zu Pellegrino's Zeiten scheinen manchmal noch Flammen hervorgebrochen zu sein, und Coffredo gedenkt, etwas undeutlich, zweier heißen Quellen, die auf der Sohle des Kraters hervorsprudelten, von welchen die eine oft bis sechs Fuß Höhe mit großer Kraft heraustreiben worden und manchmal pechschwarz erschienen sein soll.

Indeß ist die Stille des Vulkans kein sicherer Bürge für seine Unthätigkeit oder sein allmäliges Erlöschen; denn wie lange schweigt nicht der Vesuv und wie fürchterlich brach er nicht im Jahre 79 plötzlich los! Es ist noch immerhin möglich, daß einst Pozzuoli unter der Solfatara begraben wird, wie jetzt Tripergole unter dem Monte nuovo ruht. Die größte augenblickliche Beruhigung wenigstens gewährt aber dem Fremden der Anblick mehrerer Arbeiter, welche, in vollkommene Sicherheit versenkt, sich hier mit

*) Lib. V, cap. 4. *ὑπέρκεται δὲ τῆς πόλεως εὐθὺς ἡ τοῦ Ἡφαίστου ἀγορά μέσον περιπλεομένου διαπύρως ὀφρύος, καμινοειδεῖς ἐχούσας ἀναπνοὰς πολλαχοῦ καὶ βρομώδους ἰκανῶς.*

**) Satyr. cap. 80.

***) Lib. IV.

Digitized by Google

Einsammlung des Schwefels beschäftigen, indem sie tiefe Gruben ausheben und die daraus genommene Erde und Steine schmelzen.

Schon vor dem Ausbruche des Besuvs im Jahre 79 kannte man an der Solfatara Spuren von Entzündungen, Mineralwässer und Schwefeldämpfen.

Nach einem langen Stillschweigen brach sie im Jahre 1198 so fürchterlich los und warf so viele Flammen und Steine aus, daß Pozzuoli und dessen Umgebungen dadurch verheert wurden. Die spätern Schriftsteller erwähnen zwar vieler anderen kleinen Ausbrüche, allein diese waren nichts Anderes als hervordringende und nur bei Nacht sichtbare Flammen, bei Tage aber starke Rauchsäulen (Fumaroli), welche eine unerträgliche Hitze erzeugten.

Wir wissen aus Plinius, daß man schon im Alterthume hier beschäftigt war, den Alaun und den Ammoniak zu sammeln, welche sich in großer Quantität an den Schlacken angeflogen fanden. Im Mittelalter, wo man mit dieser Arbeit fortfuhr, gehörte die Alaunfabrik dem Spitale der Annunziata in Neapel und einigen anderen Unternehmern; später wurde die Anstalt erweitert. Zu diesem Behuf errichtete man im Jahre 1687 mehrere Gebäude mit Flugdächern, worin man den Schwefel kochte. Doch wurden dieselben, gleich dem großen Kanale, der das zu Gewinnung der Salze nöthige Wasser zuführte, an dem die Gegend zu allen Zeiten Mangel gelitten, schon nach sieben Jahren, durch das Erdbeben von 1694, wieder zerstört.

Im vorigen Jahrhundert kam die Anstalt abermals durch den bekannten Baron Brentano und den gelehrten Naturforscher Scipio Breislack in Aufnahme. Dem Uebelstande, daß Wasser fehlte, half man dadurch ab, daß man die bis auf die Hitze von 80° R. gesteigerten Dämpfe des Vulkans an einer Metallbecke anschlagen ließ, wo sie sich dann zu Wasser bildeten. Man hat Letzteres mehrfach analysirt und gefunden, daß es Schwefelwasserstoffgas, Alaun, Salmiak und Vitriolerde in der Auflösung enthalte.

Mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß zwischen dem Besuv und der Solfatara eine unterirdische Verbindung bestehe. Andere vermuthen wieder eine solche zwischen ihr und den Vulkanen Ischias und wieder Einige gar mit jenen Siciliens. Wenn übrigens die Meinung der Alten, daß das vulkanische Feuer aus einem gemeinschaftlichen Behältniß im Mittelpunkt der Erde sich auf verschiedenen Wegen zur Oberfläche dränge und dort Vulkane bilde, nicht unstatthaft ist, so mag eine Verbindung allerdings ihre Richtigkeit haben.

Es verdient bemerkt zu werden, daß während der Eruption des Besuvs am 24. Februar 1822 die Solfatara sehr stark rauchte und durch ihre leuchtenden Dämpfe bei der Nacht über die ganze Gegend ein Dämmerlicht warf, daß der auf einer der ägäischen Inseln liegende Vulkan Stromboli zu dieser Zeit ebenfalls Lava auswarf, selbst der Aetna in größerer Bewegung war, und der auf Island an der Südwestseite des Hekla gelegene Vulkan Ofiels Jokel nach einem Stillschweigen von mehreren hundert Jahren kurz vor dem Ausbruche des Besuvs zum erstenmale wieder Feuer zu speien begann und erlosch, sobald der Besuv in Bewegung gerathen war. Andererseits hat Pawini während der Eruption des Besuvs im Jahre 1817 die Solfatara genau beobachtet und gefunden, daß sich in ihr, so weit dies zu bemerken möglich war, während der ganzen Dauer jenes Ausbruches nichts geändert habe.

Ein älterer neapolitanischer Schriftsteller bemüht sich, zu beweisen, daß die Solfatara ein Schlund der Hölle sei! Ab operibus eorum cognoscerittis eos!!

Einige Bemerkungen über die Insel Helgoland.

Das feste Land. — Die Dünenkern. — Thierleben. — Die Seute.

Die alte Fabel von der einst bedeutenden Ausdehnung der Insel Helgoland ist längst widerlegt. In neuerer Zeit ausgebildete geologische Untersuchungen haben gezeigt, wie wenig dieser Sandstein- und Keuperfelsen vor dem Wasser zurückweicht, und daß man durchaus nicht zu fürchten brauche, die Insel noch im Laufe des Jahrhunderts vom Meere verschlungen zu sehen.

Bruchstücke von Kreidefelsen, sogenannte weiße Klippen, umgeben die Insel. Einst waren sie unter einander im Zusammenhang oder von bedeutenderer Ausdehnung; aber die Inselbewohner brachen sie selbst ab, um Kalk daraus zu gewinnen, der einen gewinnbringenden Handelsartikel ausmachte. Wegen dieser abgebauten Kreideklippen entstand die Sage von der verwüstenden Einwirkung des Meeres auf die Insel und von der Zerstörung ihrer vermeintlichen Verbindung mit den nordfriesischen Urhlanden.

Außer den eben angeführten geologischen Vorkommnissen bietet Helgoland noch manches Andere, was für den Forscher von Interesse ist; durch aufgehäufte Rollsteine aus allen umliegenden Gegenden ist dort gleichsam eine große geologische Sammlung angelegt worden. Man findet die verschiedensten Granite, Gneiße, Syenite, Porphyre; da liegen neben den Kreidetrümmern und Muschelkalkversteinerungen die mannichfaltigsten Quarze, Sandsteine, Kalksteine und nicht selten Bernsteinbrocken und andere Reste, die auf Braunkohle deuten. Auch die neuesten, in historischer Zeit entstandenen Bildungen sind vertreten. An mehreren Stellen haben sich die Trümmer geschei terter Schiffe dermaßen angehäuft, daß ihre Kanonen, Anker, Ketten und sonstige Metallmassen mit dem Sande des Meeresgrundes, mit seinen Muscheln und Kieseln zu einem festen Konglomerate, zu felsähnlichen Klippen verschmolzen sind. Für den Geologen von Fach ist auf Helgoland von besonderm Interesse der versteinerungsreiche „Tock", ein Thongebilde, das zwei verschiedenen geologischen Epochen, nämlich der Hilsthon- und der Tertiärformation, angehört. E. Hallier hat demselben in seinen jüngst zu Hamburg erschienenen gehaltreichen „Nordseestudien" eine eingehende Betrachtung gewidmet und überhaupt die Naturverhältnisse der Insel sorgfältig beobachtet.

Auf jenem festen Boden, so wie auf den ihn umgebenden Dünen, wächst nun eine eigenthümliche Meerstrandsflora. Die Inselbewohner selbst beobachten und bezeichnen aber nur die wichtigsten und hervorragendsten Gewächse; dahin gehört namentlich das Dünengras (Ammophila arenaria), welches mit seinen langen Ausläufern den lockern Sand durchzieht, befestigt und gegen das Zerstieben schützt. In der Sprache der Insulaner heißt es „Halem" (Halm) und mit diesem Namen wird auch die ganze Sanddüne der Insel bezeichnet. Bezeichnend für die Flora sind ferner die in unangenehmer Menge auftretenden, gelbblühenden wilden Kohlarten (Brassica nigra und Sinapis arvensis), hier „Ketjen" genannt, dann „Omspumen Tück" umspinnendes Kraut, wie die Ackerwinde heißt, die Graskelle (Armeria vulgaris), der Seekreuzdorn (Hippophäe rhamnoides), der Sandroggen (Elymus arenarius) der Strandweizen und das Sandveilchen. Auch echte Salzpflanzen, zumal auf dem niedrigen Vorlande, breiten sich aus, z. B. Atriplex maritimum, Cakile maritima, Salsola Kali und Scirpus maritimus.

Im Kleinen kann man auch am Helgolander Strande jene Pflanzeneinwanderungen wahrnehmen, wie sie in ganz Westeuropa an den Küsten im Großen vorkommen. So ist es leicht möglich, daß das Rohr durch Vermittelung des Meeres sich angesiedelt hat. Im Frühjahre findet man, besonders nach anhaltenden Stürmen, in östlicher Richtung oft große Massen verschiedener Rohrarten und Gräser am Helgolander Strande; besonders wird das sogenannte Seegras in Menge angetrieben. Diese inter-

Digitized by Google

essante Pflanze ist kein Grad in botanischen Sinne, sondern eine Form aus der merkwürdigen Familie, welche wegen der Lebensweise ihrer Glieder den poetischen Namen der Najaden erhalten hat. Diese Gewächse kommen nämlich nur im Wasser vor; die meisten im süßen Wasser, einige im Meere. Hierher gehört das gemeine Seegras (Zostera marina), das rings um Helgoland in ziemlich tiefem Wasser auf dem Grunde des Meeres wurzelt. Im Ganzen zählt Hallier 220 auf der Insel wachsende phanerogame Pflanzen und 183 auf den Meeresklippen wachsende Algen auf.

Was das Thierleben Helgolands betrifft, so werden noch einige Hausthiere, namentlich Schafe und Schweine, gehalten. Pferde kamen früher auf der Insel vor, sind aber jetzt so unbekannt geworden, daß man sie den Insulanern, wie bei uns Kameele und Elephanten, für Geld zeigen könnte. Auch sollen einst wilde Kaninchen die Sanddünen bevölkert haben. Die Wanderratte, durch Schiffe eingeführt, ist häufig; aber Maulwürfe, Frösche, Eidechsen und alle diese kleinen, bei uns gemeinen Thiere fehlen gänzlich. Von Vögeln sind heimisch: der dumme Taucher oder Lumme (Uria Aroile), der an der schroffen Westkante nistet; seltener ist der Papageitaucher (Alca arctica). In Schaaren sieht man zur Zeit des Eises verschiedene Entenarten auf dem Wasser, auch Möven zeigen sich in Menge; der Sperling, hier Kirchenfink genannt, ist dagegen nur vereinzelt. Als Strichvögel erscheinen Drosseln, Schnepfen und einige Sänger, unter denen das Blaukehlchen sich auszeichnet.

Unter den Insekten wirken die Raupen einiger Schmetterlinge, namentlich der Kohlweißlinge und Rübenweißlinge, sehr schädlich. Lästige, dem Menschen nachstellende Insekten fehlen fast ganz. Die Stechmücke ist selten und die Stubenfliege tritt niemals in lästiger Menge auf. Die Strandfliege ist ein kleines, harmloses Thier, welches dem auf den Klippen Wandelnden nur durch die große Anzahl imangenehm wird, denn millionenweise schreckt man diese Thierchen bei der Annäherung vom Seetang empor. Dagegen belästigt die kleine gelbe Ameise mit ihrem beißenden Safte Jeden, der sich auf dem Rasen niederläßt.

Das eigentliche, für Helgoland charakteristische Thierleben bietet und die saftige Flut. Säugethiere finden sich in derselben nur zwei, der Seehund (Phoca vitulina) und der Delphin (Meerschwein, Delphinus phocaena). Von einiger Bedeutung ist der Fischfang; als Köder für Schellfische dienen die kleinen Sandspieren (Ammodytes tobianus), welche von den Helgoländern mit starken Gabeln aus ihren Sandlöchern am Ufer ausgegraben werden. Die Helgoländer nennen den Schellfisch (Gadus aeglefinus) Witleg; auch wünschen sie sich zu Neujahr „brav letzen", d. i. viele Kleine, nämlich Schellfische. Weniger als den Schellfisch fängt man den Kabeljau. Häufig dagegen erscheinen auf der Tafel des Helgoländer die Butten oder Schollen; sehr wohlschmeckend ist auch der seltsam gestaltete, mit einer Saugscheibe versehene Lump (Cyclopterus lumpus). Eine höchst Erscheinung in den saubigen, vom Wasser überspülten Tangwäldern auf den Klippen ist die zierliche Seeschlange (Syngnathus ophiodon), ein aalförmiger, schuppenpanzerter Fisch, der eine Länge von zwei Fuß erreicht. Die Insulaner nennen ihn „Windfeel" (Windfisch), trocknen ihn und hängen ihn wie eine Magnetnadel an der Zimmerdecke auf, indem sie steif und fest glauben, daß er die draußen herrschende Windrichtung angebe. Eine besonders gute Suppe liefert die Aalmutter (Blennius viviparus), hier Tug genannt. Ihr Geschmack ist wie der des Aals; die Gräten sind schön grün; das Merkwürdigste ist aber bei ihr, daß sie lebendige Junge und zwar 50 bis 100 auf einmal gebiert. Unter den Knorpelfischen sind einzelne Haie und verschiedene Rochenarten zu erwähnen.

Von Wichtigkeit für die Helgoländer ist der Hummerfang, welcher mittelst sogenannter Tiners, Hummerkörbe, betrieben wird. Diese Körbe bestehen aus einem bienenkorbartigen Holzgerüste mit flachem Bretterboden, das mit einem dichten Netz umflochten ist. Nur an einer Seite befindet sich ein kleiner Eingang durch ein etwas aufwärts gerichtetes röhrenförmiges Netz. Der Korb wird mit einem großen Steine beschwert, welchen man auf dem Boden festbindet; darauf bringt man im Innern dicht vor dem Eingang ein Stück getrocknetes Fischen als Köder an und senkt den Korb auf den Meeresgrund an einer Leine, deren Ende durch Korkstücke oben erhalten wird; ein Hummerfischer versenkt wohl 40 bis 50 solcher Körbe. Zweimal am Tage pflegt man die Körbe herauszuziehen und mit neuem Köder zu versehen. Zwölf gefangene Hummern in flüssig Körben ist schon sehr viel. Nach dem Fange werden den Hummern die Scheeren festgebunden, weil sie sich sonst untereinander zerkneipen würden. Der Hummerfang erleidet vom 15. Juli bis 15. September eine Pause, damit die Vermehrung ungestört vor sich gehen könne, und dieses selbstgegebene Gesetz ist eins von den wenigen, welche die Helgolander streng innehalten.

Helgoland mag gegenwärtig auf $^1/_{60}$ Geviertmeile etwa 2500 Menschen haben. Die Einwohnerzahl ist von Altern sehr schwankend angegeben worden, woran die Auswanderungen wohl die meiste Schuld tragen. Das bekannte Seebad, welches alljährlich von ungefähr 2000 Gästen besucht wird, kann natürlich die Einwohner allein nicht ernähren; ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang und Hummerfang. Jährlich werden ungefähr 200,000 Schellfische und 50,000 Hummern nach Hamburg und London ausgeführt.

Der Helgolander ist, wie alle Friesen, männlich und verschlossen; dabei mißtrauisch, ernst, selten mit Fremden zu heiterm Scherze geneigt; ja, diese Leute beweisen oft zu ihrem Schaden eine in's Eigensinnige gehende Abneigung gegen alles Fremde, besonders gegen fremden Rath und fremde Hülfe. Trotz der Thätigkeit, mit dem die Helgolander am Alten hängen, läßt es sich nicht leugnen, daß ihre alte friesische Sprache im Aussterben begriffen ist, wenn es auch noch sehr viele Frauen giebt, die sich mit den Fremden nicht verständigen können. Auf der See sind die Helgolander ausnehmend tüchtig, gewandt und muthig und übertreffen, wie überhaupt die Friesen, den englischen Seemann. Gemeininteresse, sagt Hallier, darf man aber bei ihnen nicht suchen; Jeder will herrschen, befehlen; Keiner will sich unterordnen oder auf guten Rath hören. Bei diesem Zustande verlebt es sich oft sonderlich, daß die Obrigkeit durchaus keine Achtung und Folgeleistung erwarten darf. Bei alledem ist ziemlich viel Bildung unter den Insulanern verbreitet und die Wohlhabenderen schicken ihre Kinder in Erziehungsanstalten nach Altona, Hamburg u. s. w.

Um den Helgolander von allen Seiten kennen zu lernen, um ihn zu schätzen und lieb zu gewinnen, muß man längere Zeit mit ihm im Verkehr gewesen sein, muß man bei der Hausfrau in der „Düns" oder Wohnstube gesessen haben, deren Wände in älteren Häusern noch mit „Aters" oder Fliesen geschmückt sind, muß sich von ihr erzählen lassen aus ihrer Jugendzeit; man muß durch den „Tal" (Gang) ins auf den „Bualkem" (Boden) gegangen sein und muß „Mehlpos" (Mehlspeise), getrockete Fische und „Rhmbolf" (Pudding) mit ihr verzehrt haben.

Bei dem Neujahrswunsche tritt uns eine bekannte Seite des friesischen Charakters entgegen, die Geldliebe. Der Helgolander wünscht uns vor allen Dingen: Viel vertune maist en nicks vertiele maist, d. i. du mögest viel verdienen und nichts verlieren. Geister und Gespenster, so wie das gewisse Gesicht, spielen bei vielen Helgolandern eine große Rolle; bei den beständigen Kämpfen mit den finsteren Mächten der Natur, bei den oft schrecklichen Leiden und Sorgen, welchen sie Manches ausgesetzt wird, ist dies kein Wunder, ebenso, daß ziemlich viele Fälle von Wahnsinn vorkommen.

Durch den Verkehr mit den Badegästen, durch die oft weiten Seereisen der Männer schleicht sich aber immer mehr Fremdes und eine gewisse Bildung ein, und man würde sehr irren, wenn man die Helgolander für ein „einfaches und schlichtes Fischervölkchen" halten wollte.

Digitized by Google

Dr. Steudener's Tod.

Wiederum hat das mörderische Klima des tropischen Afrika ein Opfer gefordert. Unser Landsmann Dr. Steudener brachte, wie vor ihm schon so viele Deutsche, sein Leben der Wissenschaft als Opfer dar. Den Nachrichten zufolge, welche an das Komité für die Erforschung Innerafrikas in Gotha gelangten und die wir in den öffentlichen Blättern finden, starb Dr. Steudener am 10. April dieses Jahres in Dschurdorfe Wau.

Wir ergreifen diese Gelegenheit um an die vielen Deutschen zu erinnern, welche hervorragen unter den Entdeckungsreisenden in Afrika, als Pfadfinder und Bahnbrecher ihr Leben in die Schanze schlugen, oder daselbe der Wissenschaft zum Opfer brachten. Es gereicht dem patriotischen Gefühle des Deutschen gewiß zur hohen Befriedigung, wenn er sieht, wie seine Landsleute zu der großartigen, friedlichen und segensreichen Welteroberung, die unserer Zeit vorbehalten scheint, ihr gutes Theil beigetragen haben; sie sind mit unerschütterlichem Muth in früher wenig oder gar nicht bekannte Gegenden des „schwarzen Erdtheils" eingedrungen. Nicht wenige jener Männer, welche Gesundheit und Leben daran setzten, um durch Erforschung jener fremden Länder die Wissenschaft mit Schätzen zu bereichern, sind zwar wohlbehalten heimgekehrt, so: Ruffegger, Ehrenberg, Lichtenstein, Rüppel, Heuglin, Brugsch, Werne, Krapf, Bastian, Brehm, Barth &c.; von andern dagegen können wir diese erfreuliche Kunde nicht bringen. Die große Todtenliste der minder glücklichen deutschen Forscher ist geeignet, jeden Leser mit tiefer Wehmuth zu erfüllen, wenngleich sie auf der andern Seite den erhebenden Beweis liefert, daß die Deutschen, allerdings vorzugsweise das „Volk der Denker", in hohem Grad auch Kraft und Muth besitzen, für ihre Erforschungen und Bestrebungen das Leben zu opfern.

Den Tod fanden in Afrika: Friedrich Hornemann aus Alfeld; er ist im Jahre 1800 im Sudan verschollen. Känjen versuchte im Jahre 1809 von Marocco aus durch die Wüste nach Timbuktu zu dringen; er ist ermordet worden. — Kummer starb am Rio Nobagga, im Jahre 1816. — Johann Ludwig Burkhardt starb in Kairo 1817. — Dr. Hemprich und Prof. Ludwig Liman aus Berlin, 1820. — Dr. Vogel aus Bonn, 1812 am untern Niger. — Dr. Overweg aus Hamburg, in Kukawa am Tschadsee, 1852. — Dr. Reiz in Abessinien, 1853. — Dr. Schönlein, in Liberia. — Provicar Knoblecher holte sich den Tod im Sudan und starb in Neapel. — Eduard Vogel aus Leipzig ward 1856 zu Wara in Wadai ermordet. — v. Neimanns in Kairo, 1858. — Dr. Bierthaler starb in Afrika. — Albrecht Roscher aus Hamburg ward 1860 unweit vom Nyassa-See ermordet. — v. Barnim, Sohn des Prinzen Adelbert von Preußen, starb 1860 zu Neferes am Blauen Nil. — Dr. Theodor Bilharz, 1862 in Kairo. — Baron von Harnier aus Darmstadt ward 1862 am Weißen Nil von einem Büffel getödtet.

An diese lange Reihe von Märtyrern schließt sich jetzt noch Dr. Steudener an. Er betrat Afrika am 5. März 1861 und hatte bereits zwei volle Jahre den Gefahren des mörderischen Klimas getrotzt: in der Höhe des Sommers 1861 der berüchtigten Glühhitze im Rothen Meere, zu Massaua und auf dem Dahlak-Archipel, in dem darauf folgenden Winter den Schneestürmen der abessinischen Hochländer, im Sommer 1862 den fieberschwangeren Gebieten Ostsudans und Chartums, dann den gefährlichen Miasmen in den Sumpfregionen des Weißen Nils und des Bahr-el-Ghasal.

Da endlich, so lautet der Bericht des Komités in Gotha, als er sich schon einem ohne Zweifel gesünderen Theile Central-Afrikas näherte, raffte ihn in der Blüte seines Lebens ein Gallenfieber hinweg. Er starb, erst 31 Jahre alt, in Wau, einem Dschurdorf, ein paar Meilen westlich von Bahr el Dschur, etwa 18 deutsche Meilen westsüdwestlich vom Ref-See, ungefähr in 8° 20' nördl. Br. und 25° 45' östl. L. von Greenwich. Noch mit der zu Anfang Juuis in Deutschland eingegangenen Post hatte er sehr umfangreiche und werthvolle Berichte an Dr. Barth eingesandt, die demnächst in der Zeitschrift für Erdkunde veröffentlicht werden sollen und in deren Anerkennung Barth die Nachsendung einer Geldunterstützung ermöglicht hatte.

Die letzten Briefe hatten Nachrichten von H. v. Heuglin und Dr. Steudener bis zum 20. März gebracht; damals hielten sie sich noch am See Ref auf. Die mitgenommenen Lastthiere reichten zur Fortschaffung des Gepäcks nach Westen nicht aus, deshalb entschlossen sich die beiden Reisenden, mit einem Theile derselben dem Gros der Expedition in's Innere voranzueilen, eine Verbindungsstation zwischen den Bergen von Kasanga und dem See herzustellen, das Gepäck daselbst aufzubewahren, weitere Träger anzunehmen und mit ihnen zur Hauptstation zurückzukehren. Am 23. März waren sie aufgebrochen, hatten unter manchen Mühseligkeiten und Beide vom Fieber hart mitgenommen, am 2. April den 300 Schritt breiten Fluß Dschur und in derselben Nacht das Dorf Wau erreicht, wo sie bleiben, da die Aussichten für das Anwerben von Trägern, deren sie etwa 150 gebrauchten, günstig waren.

Die klimatischen Verhältnisse fingen jedoch leider an, ihren Einfluß in bedauerlicher Weise geltend zu machen; die Tage waren sehr heiß, die Nächte kalt und feucht, die mitgenommenen Lebensmittel theils verzehrt, theils verdorben, so daß bereits am 8. April sah die Hälfte der Leute krank war. Dr. Steudener hatte schon am See Ref und auf der Reise nach Wau verschiedene Fieberanfälle gehabt, befand sich aber seit dem 7. April scheinbar auf dem Wege der Genesung. Am 9. fiel er jedoch in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte und der den ganzen Tag, die Nacht und den Vormittag des 10. April andauerte, ohne daß er ein Wort sprach oder ein Zeichen von Schmerz von sich gab; um 1 Uhr Mittags an diesem Tage verschied er leicht und unbemerkbar.

„Wir haben ihm, schreibt sein Gefährte Heuglin, denselben Abend unter einer Baumgruppe unsern des Flusses seine letzte Ruhestätte gegraben, ein möglichst tiefes Grab, an einem vor Ueberschwemmung sichern Orte. Den Körper ließ ich in ein großes abessinisches Umschlagtuch nähen, im Grunde des Grabes noch eine engere Bettlegung für denselben anbringen, diese mit Laub und nach der Bettlegung mit Holz und Rinde füllen, wieder viel Laub darauf geben und dann Erde. So ist wieder, leider, einem talentvollen Forscher und Wanderer in Afrika ein früher Ziel gesteckt, der die Früchte seiner Thätigkeit nicht ernten konnte! Ich verliere an Steudener einen braven und treuen Gesellschafter, der manche traurige Stunde mit mir getheilt und manche Nacht an meinem Bett gewacht und mich gepflegt hat."

Erst am 17. April konnte Heuglin das traurige Wau und das Land Dschur verlassen, um nach Bonge in Lande der Dor zu gehen, welches er am Bahr-Fertit betrat. In Bonge gelang es ihm, weitere Träger zu bekommen, so daß er am 24. April seine Reise nach dem Reke-See antreten konnte. Von hier wurde das noch zurückgebliebene Gepäck der Expedition am 8. Mai durch 120 Träger nach dem Innern gebracht, zunächst bis Bonge und zum Kosanga-fluß.

Am 10. Mai, dem letzten Datum der vorliegenden Nachrichten, war der Hauptheil der Expedition, mit H. v. Heuglin und den drei Damen an der Spitze, im Begriffe, nach dem Innern aufzubrechen. Der jetzt von Heuglin eingeschickte Bericht nebst Karte erweitert unsere Kenntniß von Inner-Afrika vom See Ref um zwei Grade nach Westen.

Digitized by Google

Nilquellen und Kilimandscharo.

Hat der Nyanza mehrere Abflüsse? — Greenwood und Jukes gegen Speke und Grant. — Beobachtungen über die Stromquellen. — Hume Greenfield's Theorie über Hebungen und Depressionen, über eine unterseeische Barriere im Nyanza und doppelte Ausströmungen. — Beweisen gegen diese Theorie. — Analogien aus Skandinavien. — Ueber die zehn Ausflüsse des Potosi-See in Honduras. — Der Streit über den ewigen Schnee auf dem Kilimandscharo. — Tessorenzh Cooley's Polemik gegen Herrn von der Decken und gegen die Londoner geographische Gesellschaft. — Herrn von Kloden's Werk über den obern Nil.

Es verdient sich von selbst, daß nach der ersten freudigen Ueberraschung Speke's Angaben über die Nilquellen von der Kritik schärfer in's Auge gefaßt werden mußten. Als die Kartenskizze des Reisenden bekannt geworden war und er selber die Ergebnisse seiner Forschungen überschriftlich mitgetheilt hatte, war Anlaß zu manchen Zweifeln gegeben; jedenfalls ist klar, daß noch sehr viel zu erforschen bleibt, bevor wir uns eine richtige Vorstellung von dem Quellengebiete des Obern Nils entwerfen können. Wir haben in dieser Beziehung soeben mehrere Punkte hervorgehoben und in unseren Aufsätzen (zuletzt Globus IV, S. 249 bis 255) allerlei Bedenken gegen manche Angaben Speke's geltend gemacht. Aber im Zusammenhange werden wir seine Leistungen erst übersehen können, wenn sein Werk erschienen ist; dann aber läßt sich auch ein endgültiges Urtheil über dieselben fällen.

Inzwischen hat sich in England ein lebhafter Streit erhoben zunächst über die Behauptung Speke's, daß der Nyanza-See mehrere Abflüsse habe. Gegen dieselbe tritt ein Oberst Greenwood auf und macht auch für diesen Fall die bekannte Theorie geltend, daß ein See nur einen Abzug haben könne (Athenäum Nr. 1862). In der folgenden Nummer dieser Zeitschrift läßt sich Professor Jukes vernehmen und pflichtet der Meinung Greenwood's bei. Er äußert, es sei zu bedauern, daß so muthige Entdecker es nicht der Mühe werth gehalten hätten, sich mit den Elementarprincipien der physischen Geographie bekannt zu machen, sondern daß sie kaltweg Behauptungen aufstellten, die an Livingstone's bekannten „Nebweck von Flüssen in Central-Afrika“ erinnern, so wie an denselben Reisenden fabelhafte, angeblich durch Erdbeben entstandene, Erdspalte bei den Sambesi-Kataraften. Ein großer See mit zwei Abzugsflüssen würde eine ebenso große Anomalie sein, wie ein Fluß, der sich in zwei Abzugsbecken ergösse, oder wie ein Süßwasserlee ohne einen Stromabzug.

Auf diese Bemerkungen antwortet der neue Sekretär der Londoner geographischen Gesellschaft, Hume Greenfield, indem er die alte Theorie unterstützt und eine neue in das Gebiet der Möglichkeiten rücken will. Es sei, meint er, wohl noch zu früh, Speke's Entdeckungen anzufechten oder zu vertheidigen, und es wäre müßig, darüber zu streiten: ob wirklich zwei Ströme aus dem Nyanza abfließen, welche sich nach einer kurzen Strecke selbständigen Laufes mit einander vereinigen, — bevor nähere, in's Einzelne gehende Erforschungen vorliegen. Er stellt dann, allerdings „sehr schlüchtern und unmaßgeblich“, auch eine Theorie auf, der zufolge der Nyanza allerdings zwei Abflüsse haben könne. Diese wunderliche Hypothese läuft auf Folgendes hinaus.

„Die am entferntesten liegende Quelle des Weißen Nils ist noch jetzt nicht erreicht worden. In den See ergießen sich viele Ströme; nach Allem, was seither gezeigt hat, muß aber der längste und größte Arm als Hauptstrom betrachtet werden. Die Südküste des Sees, ein Segment von etwa 40° eines Kreises, scheint die Annahme zu rechtfertigen, daß die Gebirgskette, welche die Wasserscheide bildet, entweder eine andere kreisrunde Richtung verfolgt, oder aber, was wahrscheinlicher ist, daß zwei Gebirgsketten vorhanden seien, die in einem stumpfen Winkel einander begegnen. Das entspreche, meint G., der Analogie, die man sast bei allen anderen Seen finde, deren Küsten gewöhnlich den Krümmungen der Gebirgsketten oder den Umrissen des Tafellandes entsprechen. Nimmt man also an, daß die Gebirgskette hoch genug sei, um das Regenwasser abzuhalten, oder daß eine der möglicherweise vorhandenen Ketten höher sei als die andere, oder auch, daß die Bergketten an einigen Punkten näher zum See hinantreten als an anderen, so daß das Wasser einen kürzeren Lauf und einen stärkern Fall hat und folglich auch, bevor es sich in den See ergießt, seine hohe Temperatur erstreckt kann, — dann wären, bieser Hypothese zufolge, beträchtliche Wassermengen, die unabläßig dem See zufließen, kälter als das Wasser auf der Oberfläche des Nyanza. Dieses kältere und folglich auch dichtere Wasser würde natürlich unten bleiben und nur insoweit zur Oberfläche emporsteigen, als das erwärmte und mehr verdünnte Oberflächenwasser abzöge.

Nun ist wohl in Obacht zu nehmen, daß wir über die Gestalt des Seebodens platterdings gar nichts wissen. Es sei kein Verstoß gegen die Möglichkeit und gegen die physische Geographie, wenn man annehme, daß eine unterseeische Barriere, mehr oder weniger vollständig, etwa mittewegs durch den See ziehe. Die Wassermenge über derselben würde natürlich je nach der Jahreszeit verschieden sein; wahrscheinlich betrage die Tiefe dort selten weniger als 8 oder 10 Fuß, während der See an anderen Stellen vielleicht sehr tief ist. Daß dat nachgewiesen, daß wir zur Erklärung mancher Erscheinungen, z. B. einer solchen, wie sie hier in Frage steht, auf eine lange Reihe von nach einander folgenden Erhebungen und Depressionen Rücksicht nehmen müssen, und daß diese sich über eine unberechenbare Zeit ausdehnen. Wenn also während einer derartigen Erhebung, die Barriere zu einer solchen Höhe emporstieg, daß das Wasser nur ein paar Fuß über ihr stand, oder wenn sie etwa zeitweilig über die Wasserfläche emporragte und folglich den See in zwei Theile schied, dann mußte das angesäuerte Wasser nothwendig sich einen andern Abzug suchen. Dadurch bildete sich ein zweiter Abfluß. Kam nachher eine Periode der Depression, dann erhielt der See seine normalen Verhältnisse wieder; inzwischen aber hatte sein Ausgange jenes zweiten Ausflusses das Werk der Erosion seinen Fortgang genommen, und wenn die Depression tiefer ging als der neue Abzug an der Stelle lag, wo er den See verließ, dann wurde die Wassermenge nicht erheblich vermindert und er konnte, falls Zuströmung genug vorhanden war, fortfahren, dem See als Abfluß zu dienen, selbst wenn die ursprüngliche Gleichartigkeit desselben wieder hergestellt worden war.

Das scheint, so sagt Herr Greenfield weiter, eine Lösung, die sich übrigens bei näherer Untersuchung auch als faktisch unbegründet herausstellen kann. Aber man darf gegenüber von Erscheinungen, welche unseren immerhin doch sehr beschränkten Erfahrungen und Wahrnehmungen nicht entsprechen, keineswegs sagen: Das kann nicht sein. Der eben aufgestellten Hypothese zufolge scheint mir der doppelte Flußabzug aus dem Nyanza-See eine weit weniger auffallende Erscheinung zu sein als die Gabeltheilung des Orinoko, welche 1130 Fuß über dem Ocean liegt und eine vollständige Wasserverbindung zwischen diesem Strom und dem Rio Negro vermittelt des Cassiquiare bildet.“ —

Wir unterzeichnen werden uns hüten, zu sagen: Das kann nicht sein; aber wir finden diese ganze Annahme und Ausführung des Herrn Greenfield außerordentlich künstlich und gezwungen. Er läßt seine möglichen „Barriere“ mittewegs zwischen den beiden Enden des Nyanza geradezu durch den See laufen, und auf Speke's Karte fließen doch die beiden Abzüge nur vom Nordufer aus und zwar in seiner weiten Entfernung von einander ab. (Siehe die Skizze Globus IV, S. 252). Läge der eine Abzug etwa im Süden oder Westen oder Osten, so ließe sich eine solche Leiste denken; da aber, wie gesagt, beide Abzüge (— wir lassen hier dahingestellt sein, ob überhaupt der zweite eine Wirklichkeit oder ein Phantasiegebilde Speke's ist —) auf der Nordküste des Sees liegen, so steht Greenfield's Barrierentheorie einfach

Digitized by Google

in der hohlen Luft, und seine ganze Hypothese nebst Beweisführung ist wertlos.

Dem Athenäum scheint das wohl auch vorgeschwebt zu haben, denn es bemerkt (Nr. 1864) seinerseits: „Herr G. hat den Nachtheil, daß er kein Beispiel von einem See anführt, der zwei Ausflüsse habe. Ein Beispiel wäre mehr werth gewesen, als weitläufiges Raisonnement. Das Athenäum führt dann ein Beispiel an; ein Verwandter Speke's schreibt ihm nämlich über den norwegischen Lesse. „Dieser, am Dovrefield in der Provinz Christiania, liefert dem obern Laufe der Flüsse Rauma und Lougen gleichzeitig Wasser. Der erstere strömt, vermittelst des Romsdal, der Nordsee zu, der andere dem Skagerrack. Ferner: Der Otta-Elv, ein anderer Arm des Lougen (— das Athenäum schreibt dafür beide Male Langen! —) fließt aus dem Breitalo-See ab, von welchem in gleicher Weise ein Strom in den Stor-Fjord hinabläuft. Jeder gute Atlas, Murray's Reisehandbuch und Forbes' Werk liefern für das Gesagte einen Beweis."

Die Stelle in Forbes' „Norwegen und seine Gletscher" steht in der deutschen Uebersetzung von C. A. Zuchold, Leipzig 1853, auf S. 18. Der Korrespondent des Athenäum hätte aber, gerade aus Skandinavien, noch eine Menge von Beispielen anführen können, von denen aber, wegen der eigenthümlichen Gebirgsbildung dieser Halbinsel, unserer Meinung zufolge, nicht ein einziges geeignet erscheint, die Annahme Speke's oder gar Greenfield's wunderliche Barrierentheorie irgendwie wahrscheinlicher zu machen.

„Der Seewind treibt in Norwegen die wasserschweren Wolken an die Westküste und auf das Gebirge, und der Niederschlag ist sehr bedeutend; in dem Hochlande kann aber wegen des Felsenbodens und des rauhen Klimas kein Tropfen durch Einsickerung oder Ausdünstung verloren gehen. Deshalb haben sich in allen Vertiefungen Gebirgsseen gebildet, die nach allen Richtungen hin, wo nur ein Ausweg möglich war, ihren Ueberfluß in Flüssen und Bächen dem Meere zuwenden. Daher die merkwürdige Erscheinung an diesen Gebirgsseen und Sümpfen, daß ihre Flüsse nach verschiedenen Richtungen entströmen. Das Lessö Berks Vand (62° Br. 26', 2' L., 1930' hoch) bildet gegen Süden den Lougen und gegen Norden die Rauma (Romsdalselv). Ein Sumpf bei Röraas (62° 48' Br., 49° 40' L.), über 2800 Fuß hoch, die Flüsse Glommen, Gaul- und Ridelv; in dem Sumpfe Kol des Hardangerschen Hochlandes entspringen acht in verschiedenen Richtungen strömende Flüsse, z. B. Laawen, Otteren, Rödalss ꝛc. ꝛc. Die meisten skandinavischen Flüsse sind eigentlich nichts Anderes als Reihen von Landseen, durch kurze Stromschnellen oder Wasserfälle dort mit einander verbunden, wo die Felsenwände näher aneinander treten und der Boden sich senkt." So schreibt Dr. C. F. Frisch in seinem, beiläufig bemerkt, mit äußerster Genauigkeit und preiswürdigem Fleiß ausgearbeiteten Werk über Skandinavien S. 441. Das Buch bildet einen Theil des Stein-Bappäus'schen Handbuchs der Geographie und Statistik. Wir könnten übrigens noch manche andere Beispiele anführen, wenn das nöthig wäre.

Das Herumziehen dieser skandinavischen Seen, welche ganz andere geologische und klimatische Voraussetzungen und Bedingungen haben als der Nyanza, faßt durchaus nicht. Wollte man eine Analogie aufsuchen, so könnte man möglicherweise eine solche eher in Centralamerika finden, und zwar in dem Nejoa-See in Honduras. Allein auch diese wird nichts für Speke oder Greenfield entscheiden. Seinsam genug, daß die Londoner Geographen an diesen Nejoa-See nicht gedacht haben, obwohl vor wenigen Jahren oftmals von ihm die Rede war und dieses Wasserbecken eine interessante Erscheinung bildet. Da einmal der zwiefache Abfluß auf's Tapet gekommen ist, so wollen wir einige Bemerkungen über den Nejoa einschalten.

Im Jahre 1855 machte E. G. Squier, der als nordamerikanischer Geschäftsträger bei den centralamerikanischen Republiken bedeutende Landstrecken in denselben bereist hatte, auf den Nejoa-See oder Taulebe in Honduras aufmerksam. Man wußte damals noch nichts Näheres über den Umfang desselben, konnte auch von den Landesbewohnern selbst nichts Genaueres erfahren. Was Squier ermittelte, läuft auf Folgendes hinaus: Aus dem Nordende dieses vom Gebirg umschlossenen Wasserbeckens, das 25 Miles Länge, 5 bis 9 Miles Breite hat, fließt der schmale aber tiefe Rio Blanco ab, welcher sich an derselben Stelle, wo der Humuya mündet, mit dem Ulua vereinigt. Einer Mittheilung des Konsuls Foljom zufolge verliert sich dieser Abfluß wenige Miles unterhalb der Stelle, bei welcher er aus dem See tritt, unter der Erde und strömt einige Zeit unter derselben fort. Außer dem Rio Blanco hat der See noch drei oder vier andere Ausflüsse; der eine derselben geht nach Norden in den Santa Barbara, die beiden anderen fließen südöstlich in den Humuya. Das war Baily's Annahme. Squier sagte: „Baily hat aber Unrecht. Dergleichen Dinge kommen wohl in der Kindheit der Kartographie vor, aber die neuere Zeit weiß von dergleichen Entdeckungen nichts. Wir können kreist annehmen, daß der Nejoa-See nur einen einzigen Abfluß habe; wenigstens müßte erst noch bewiesen werden, daß mehrere vorhanden seien. Eine nähere Erforschung dieses Binnenbeckens wäre eine dankbare geographische Aufgabe." (Squier, die Staaten von Centralamerika ꝛc., herausgegeben von Karl Andree, Leipzig 1856, S. 59).

Dieser Wunsch Squier's wurde schon nach einigen Jahren, 1858, erfüllt durch die Forschungen Stanton's und Edwards; und Squier selbst sandte darüber einen sehr ausführlichen Bericht an die „Geographischen Mittheilungen" ein. Derselbe steht im Jahrgange 1859, von S. 169 an, und ist durch eine Kartenskizze erläutert.

Der Nejoa-See in Honduras liegt zwischen 14° 38' und 15° 3' N. Br., 88° 2' und 88° 13' W. L. Auf Baily's Karte (1850) hat er fünf offene Abflüsse, nach Stanton und Edwards dagegen zehn, von denen einer über der Erde ist, während die übrigen unterirdisch verlaufen. Seine Höhe über dem Meere beträgt, nach Barometermessungen, 2050 Fuß, und er gehört zu jenen eigenthümlichen Becken, welche man in Honduras als Bolsones, d. h. Beutel oder Taschen, bezeichnet. Sie werden durch das gewundene System jenes Landes gebildet, dessen Bergketten zuweilen nicht in relativ geraden Bergketten verlaufen, nicht einen geraden Strich machen, sondern sich auf sich selbst zurückwerfen, nach sich selber zurückbiegen, beinahe Kreise beschreiben, verknotete Gruppen bilden und Hochebenen einschließen. In diesen „Beuteln" sammeln sich die Gebirgsbäche.

Der Nejoa-See bildet einen solchen Beutel, zwischen den Bergen von Miambar im Süden und denen von Santa Barbara im Norden und Westen; sie haben eine durchschnittliche Meereshöhe von 5000 Fuß, senken sich nach den Flüssen Humuya und Santa Barbara in Terrassen herab, welche von zahlreichen, in tiefen und engen Thälern strömenden Bächen durchschnitten werden. Eine Anzahl derselben hat ihren Ursprung in dem See, und sie werden von demselben durch unterirdische Kanäle gespeist.

Aber der See hat nur einen durchweg offenen, d. h. über der Erde verlaufenden Ausfluß, nämlich den Jaitique, und zwar an seinem südlichen Ende. In sehr dürren Zeiten liegt er zwar auch trocken, hat aber im Allgemeinen doch so viel Wasser, daß er Kähne tragen kann. Vom See aus fließt er über eine Meile weit durch eine tief gelegene Wiese, tritt dann in ein enges Thal und eilt in einem Halbbreite zum Flusse Santa Barbara hinab. Bevor er sich mit diesem vereinigt, nimmt er die auch bereits vereinigten Gewässer zweier anderer Bäche, Rio Sacapa und Rio Salata, auf, die beide mit dem See durch unterirdische Kanäle in Verbindung stehen. Der Sacapa läuft eine halbe Meile weit unter der Erde hin, in welcher er sich zwei Meilen vom See verliert, nachdem er bis dahin, gleich dem Jaitique, durch eine tiefliegende, mit Binsen und grobem Grase bedeckte Wiese geflossen ist. —

Digitized by Google

Weitere Angaben kann man in den „Mittheilungen“ lesen. Wir erwähnen hier noch, daß die zehn Ausflüsse des Nojaa-Sees (von denen einer ganz offen ist, die übrigen aber auf kürzere oder weitere Entfernung unter der Erde fließen) im Monat April trocken liegen. Von Juni bis Februar fließt mehr Wasser in den See, als durch beiden unterirdische Abflüge ausströmen kann, und dann geht der Ueberschuß durch das offene Bett des Rio Jaitique.

Wir wenden uns nun von der Kontroverse über die Nilquellen zum Kilimandscharo. Unsere Leser wissen, daß Baron Karl von der Decken zweimal den Versuch gemacht hat, diesen Berg zu ersteigen. Das erste Mal kam er bis etwa 8000, das andere Mal bis 13,000 Fuß. Diese zweite Besteigung haben wir neulich geschildert (Globus IV, S. 223). Er sagt in seinem Briefe an Barth, daß es Nachts tüchtig geschneit habe, am andern Morgen habe unterhalb seines Standpunktes zur Rechten und Linken Schnee gelegen, und er fügt hinzu: „Somit wird die Schneenatur dieses Berges jetzt wohl nicht einmal mehr von den obstinaten Geographen Cooley in Zweifel gezogen werden.“

Das geschieht aber allerdings. Herr Desborough Cooley, der von Anfang an ein theoretischer Gegner der Schneeberge war und die Angaben Rebmann's und Krapf's als unrichtig bestritt, giebt auch jetzt seine Sache nicht verloren und tritt mit einem wahren Ingrimm, mit einer großen Leidenschaftlichkeit gegen Herrn von der Decken auf, den er rundweg zum Lügner macht, wenn er auch das Wort selber nicht ausspricht. (Athenäum, Nr. 1864.) Gleichzeitig führt er Kraftenschläge gegen die Londoner geographische Gesellschaft, welche von Erörterung wissenschaftlicher Fragen sich fern halte und sich lediglich an ein Galleriepublikum wende; indem sie sich solchergestalt erniedrige, habe sie allerdings großen pekuniären Erfolg, aber ihren wissenschaftlichen Charakter völlig eingebüßt.

Uns gehen diese Kontroversen nichts an, und wir werden uns hüten, Antheil daran zu nehmen. Leider nimmt in geographischen Streitfragen ein sehr wenig empfehlenswerther Ton überhand. Was Cooley contra von der Decken betrifft, so vermißt Jener an den Bemerkungen unseres unternehmenden Landsmanns Präcision und ein specielleres Eingehen. Cooley hat aber Recht, wenn er die Rücksichtslosigkeit und Feindschaft, welche Herr von der Decken gegen die Mahommedaner zur Schau trägt, tadelt; wir haben dasselbe schon selber (IV, S. 223) gethan.

Cooley ärgert sich, daß auch die Berichte der Londoner geographischen Gesellschaft den Kilimandscharo ohne Weiteres als einen Schneeberg bezeichnen, und wiederholt die früheren Einwendungen, welche er schon gegen Rebmann und Krapf gemacht. Der Letztere habe den Berg auf 12,500 Fuß Höhe geschätzt. Wer die Angaben der Missionäre als richtig vertheidige, sei ein Gegner kritischer Untersuchungen und verstehe nichts vom Detail der Sache!! Diese Vertheidiger hätten nicht einmal die Berichte der Missionäre gelesen; das Journal der Londoner Gesellschaft sage, der Kilimandscharo sei ein vulkanischer Kegel, und das wäre doch durchaus unwahr, weil er eine Trachytmasse dilde, welche nach Südwesten so allmälig abfällt, daß man, nach Rebmann's Aussagen, mit einem Wagen hinauffahren könne.

Die Leidenschaftlichkeit Cooley's geht auch daraus hervor, daß er annimmt, Herr von der Decken sei von vornherein entschlossen gewesen, die Aussagen und Angaben der deutschen Missionäre zu bestätigen; er habe Rebmann's Ansichten widerlegt, daß nämlich die weißen Massen auf dem Kilimandscharo Schnee seien, und doch beruhen sie lediglich auf einer Beemuthung. Herr von der Decken wolle allerdings eine Lawine gesehen haben, das sei aber nur ein Wechsel im Ausdrucke; weder dem vermeintlichen Schnee, dem liegenden noch dem fallenden, sei er nahe gekommen, und sehe man von der Lawine ab, so habe er die Worte, mit welchen er seine Entdeckungen erzählte, den Missionären abgeborgt. In Betreff der Höhenangabe folge er Rebmann's erster Konjektur und habe Krapf's Reduktion (von 20,000 auf 12,500 Fuß) außer Acht gelassen. Man könne einwenden, daß v. d. Decken die Höhe des Berges durch Beobachtungen ermittelt habe; das aber sei erst noch zu beweisen. Daß er Beobachtungen angestellt habe, dürfe man nicht bezweifeln, weil es selber das behaupte; aber man könne deshalb noch nicht annehmen, daß sie irgendwie werthvoll seien. Sein Begleiter Thornton habe gar keine Instrumente gehabt; von Herrn von der Decken wüßten wir weiter nichts, als daß er etwa drei Jahre an der Ostküste von Afrika sei, aber in dieser ganzen Zeit habe er der gelehrten Welt auch nicht ein einziges Partikelchen genauer Nachrichten irgendwelcher Art mitgetheilt.

Der Baron, so fährt der höchst giftige Engländer fort, wollte Berghöhen messen, und hatte gar kein hypsometrisches Werkzeug irgendwelcher Art bei sich. Er behnerirte sich die Berghöhen aus einer geodätischen Aufnahme einer Gegend, die sehr weit von den Berghöhen entfernt war; er hatte einen Theodoliten und einen Sextanten, und während er mit beiden arbeitete, lehte er in fortwährendem Streite mit seinen halbwilden Begleitern. Die Berechnung einer Aufnahme, welche sich über 1000 Geviertmeilen erstreckt, ist selbst für einen geübten Mann eine schwere Arbeit; der Baron hat also nur einen ungefähren Ueberschlag gegeben, Vermuthungen, annähernde Schätzungen ohne arithmetischen Werth. Er giebt stets nur runde Zahlen und verdoppelt, so weit man seine Angaben zu prüfen im Stande ist, die Wirklichkeit. Es sind Schimba, wo er über die Küstenstrecke kam, 800 Fuß hoch. Den Kadiaro, der 5000 Fuß hoch ist, besteig er bis zu einer Höhe von 4000 Fuß; dann wandte er sich nach Südwesten, machte einen Umweg und kam an den Kilimandscharo; den östlichen Gipfel schätzt er auf 17,000 Fuß, die westliche Kuppe auf 20,000, und von dieser soll Schnee 3000, 4000 oder 5000 Fuß abwärts liegen. In der Aufzählung der Berge, welche er gesehen und gemessen hat (in runden Zahlen), vermisse man den Schira, der südwestlich vom Kilimandscharo liegt und auf welchem Rebmann Schnee zu sehen glaubte. Andererseits erwähnt er den Meru, der 18,000 Fuß hoch sei; diesen hat er aber nicht gesehen, sondern fügt ihn in seine Liste ein und bedient sich dabei der Sprache der Missionäre.

Cooley sucht dann Decken's Behauptung über den Schnee auf dem Kilimandscharo zu widerlegen. „Der Baron sagt, es habe drei Nacht Hart geschneit, und sein Gegner fügt bei: „im December, als die Somme fast vertikal stand!“ Ich, der obstinate Geograph Cooley, kann dem Baron nur Glück wünschen zu einem Schneefall, der so gelegen kam. Aber ich glaube eher an die Excentricitäten eines Meteoriten, als an solche von Seiten der Natur, und nachdem ich alle Umstände wohl erwogen habe, will ich mein Urtheil zurückhalten, bis ich etwas Näheres über seinen Charakter weiß. Im Bericht über seine zweite Reise sagt Herr von der Decken nichts über die Höhe des Berges und über den ewigen Schnee. Der nächtliche Schneefall in der heißesten Jahreszeit, fast unter dem Aequator, in einer Höhe von 13,000 Fuß, ist offenbar herbeigeholt, um Krapf's wunderliche Behauptung, daß auf dem Kilimandscharo ewiger Schnee in einer Höhe von 12,500 Fuß und tiefer liege, zu bestätigen.“

In allen Mittheilungen des Herrn von der Decken findet Cooley nichts Ueberzeugendes; sein wissenschaftliches Verfahren charakterisire sich durch seltsame Wunderlichkeit; seine Resultate hätten mit Genauigkeit nichts zu schaffen; er sage gar nichts über die Refraktion, welche doch ein Gegenstand sorgfältiger Prüfung sür ihn hätte sein müssen; seine Beobachtung sei auf einen äußerst engen Kreis beschränkt, er trete überall in die Fußtapfen der Missionäre; wenn er aber einmal einen selbständigen Schritt thue, dann zeige er, wie werthlos seine Arbeiten seien. Krapf erzählt, er habe, nachdem er die Hochebene von Schimba überschritten, einen Blick auf eine große, meeresgleiche Ebene gehabt, die sich nach Westen hin weit in's Innere erstrecke. Krapf und Rebmann erwähnen Ndungi's (d. h. Thonstätte), von wo, etwa 15 Miles von der Küste, ein Abhang von etwa 200 Fuß zum Niveau der Ebene

Digitized by Google

herabführe, auf welcher sich die Berge erheben, vereinzelt, wie Häuser; nach Rebmann hat diese Ebene ihren Abfall gegen Westen hin. Im mittleren Theile derselben liegt der Fipe-See, welcher Herrn Rebmann gezeigt wurde; er konnte ihn aber, weil er kurzsichtig ist, nicht sehen. Nun ist Herr von der Decken von Schimba in diese Ebene hinabgestiegen; er ging erst nach Süden hin, kam auf einem Umweg an den Fipe-See und sagt uns, daß dessen Küsten eine absolute Höhe von 1700 oder 1800 Fuß hätten; das wäre aber 1200 Fuß mehr als was aus Krapf's und Rebmann's Angaben gefolgert werden kann; da Rebmann von Kilima den an der Küste liegenden, 2500 Fuß hohen Berg Jombo sehen konnte, so ist es klar, daß jenes zwischen ihm liegende Land nicht jene Höhe haben kann. Die Höhe also, welche Herr von der Decken dem See Fipe giebt, muß als durchaus unzulässig verworfen werden. Aber über diesen Landstrich kam der Baron, um den Kilimandscharo zu erreichen, und machte Nivellirungen, welche ihm zur Höhenbestimmung des Berges dienten. Hier ist also Alles falsch, und die Angaben von der Decken's sind durchaus werthlos. — — In Bezug auf die Schneeberge ist er aber mit seinen Entdeckungen offenbar am Ende; er hat durch seinen unduldsamen Fanatismus die Freundschaft des Herrschers und der Bevölkerung von Sansibar provocirt, er gefällt selbst ein, daß er es für das verdienstlichste Werk halte, den Mohammedanern zu schaden, wo er nur könne. —

Das sind die scharfen und bitteren Ausfälle Desborough Cooley's gegen Herrn von der Decken. Wir registriren dieselben nur, weil sie voraussichtlich zu weiteren Erörterungen Anlaß geben, und weil es sich dabei um das Problem der Schneeberge im äquatorialen Afrika handelt.

Schon früher haben wir einmal darauf hingewiesen, daß in der Londoner geographischen Gesellschaft ein heftiger Zwist ausgebrochen sei, der in der jüngsten Zeit immer bitterer wird. Es scheint sich in seinen Ursachen ein Cliquenwesen ausgebildet zu haben, und manche Mitglieder beschweren sich über Mangel an Berücksichtigung, über tyrannische Beeinträchtigung und dergleichen mehr. Herr Cooley, der seine Berdienste nicht gewürdigt glaubt, nimmt nun Gelegenheit, auch seine Körperschaft hart anzufassen. Sie habe ohne Weiteres den Herrn von der Decken Angaben über die Schneeberge für wahr angenommen, und deshalb stellt er ihr folgende Fragen, die sie beantworten solle: 1. Hat sie von Herrn von der Decken genaue geographische Daten erhalten? 2. Kam die Entscheidung über die Zuverlässigkeit von v. d. Decken's Angaben von sachverständigen Mitgliedern, z. B. von den Herren Waugh, Everest und Hyde, oder nur von dem bisherigen Secretär, Dr. Norton Shaw? Hatte sie eine wissenschaftliche Unterlage, oder war sie blos eine politische Maßregel zu Gunsten des Puffs und der Ankündigung gegen sorschende Untersuchung und Beweisführung? Auch wäre es wohlgethan, wenn Sir A. J. Murchison, der vor drei Jahren an dem ewigen Schnee auf den Bergen unter dem Aequator zweifelte, nun die Gründe angäbe, welche ihn bewogen, seine frühere Ansicht zu ändern. —

Zum Schlusse nennt Cooley auf das obenerwähnte „Netzwerk von Flüssen", welches Livingstone im Innern Südafrikas entdeckt haben wollte. Indem die geographische Gesellschaft nach den Angaben des Reisenden eine „sorgfältig ausgearbeitete" Karte entwerfen ließ, habe sie auf eine geradezu schmachvolle Weise Verstöße gegen die Grundsätze der physischen Geographie sich zu Schulden kommen lassen. Livingstone war völlig im Irrthum, als er annahm, die früheren portugiesischen Reisenden seien nicht von Tete, sondern von Zumbo aus (das 200 Miles weiter nach Westen liegt), nach dem Innern aufgebrochen. Livingstone sagte, Lacerda's Papiere seien verloren und von Gamitto's Reisebericht hatte er nie etwas gehört. Aber Lacerda's Tagebuch und Gamitto's Bericht befanden sich in der Bibliothek der geographischen Gesellschaft. Ein Auszug aus dem ersteren steht in Cooley's Werk: „Innerafrika laid open", das 1852 erschienen war, und auf einer gleichzeitig veröffentlichten Karte war Lacerda's Reiseweg deutlich angegeben; Dr. Norton Shaw stellte sich, als ob er von dem Allen nichts gewußt habe. „Die Wahrheit wurde unterdrückt; ein schmachvolles Gewebe absichtlichen und plumpsten Nichtwissenwollens und falscher Angaben wurde im Namen der Londoner geographischen Gesellschaft dem Publikum vorgelegt."

Man sieht, welch einen hohen Grad von Bitterkeit eine wissenschaftliche Streitsache in England schon erreicht hat, und wie viel Persönliches hineingemischt wird. Wir können aber, der Sache wegen, um welche es sich im Grunde handelt, diese Angelegenheit nicht ganz ignoriren.

* * *

Nachschrift. 12. August. Wir schrieben das Obige vor sechzehn Tagen; seitdem hat sich unsere Annahme, daß der leidige Streit sich weiter ausspinnen werde, bestätigt. Den Schamplatz bildet auch jetzt das „Athenäum", in welchem (Nr. 1866) Heinrich Barth für Herrn von der Decken gegen Cooley auftritt. Unser berühmter Landsmann geht mit dem in seiner Theorie verbissenen, in der That äußerst harmäckigen englischen Geographen sehr unsanft um. Allerdings hat Herr Cooley durch seine geradezu ingrimmige Wuth und die bösartigen Ausfälle gegen Herrn von der Decken allen Anspruch auf Nachsicht verwirkt, und wir finden Barth's Unwillen und Zorn gegen einen so rechthaberischen Mann vollkommen gerechtfertigt. Aber es wäre doch gut gewesen, wenn er in der Polemik weniger derbe Ausdrücke gewählt hätte. Cooley trägt freilich die Schuld, daß dieselbe einen so unerquicklichen, persönlichen Charakter genommen hat. Er bezeichnete Herrn v. d. Decken als einen Ignoranten und Lügner; der Mann des Studirzimmers, der sich für unfehlbar haltende Theoretiker, will Alles besser wissen als der Reisende, der an Ort und Stelle war und mit eigenen Augen beobachtete; und weil nun die Wahrnehmungen des Letztern mit der Theorie des Ersteren nicht stimmen, soll jener ein Betrüger sein!

Barth ist darüber mit Recht empört und rechtfertigt Herrn von der Decken in Bezug auf die oben von uns mitgetheilten Ausfälle Cooley's, der blind und leichtsinig an Meinungen festhalte, welche er sich ein- für allemal zurechtgemacht habe. Von der Decken's Mittheilungen sind durch Barth der gelehrten Welt bekannt geworden. Die Briefe der Reisenden sind an ihn gerichtet; er hat also die Aufgabe, seinen Freund zu vertheidigen.

Cooley sagt er, verfährt sophistisch, stellt die Dinge in falschem Lichte dar und erlaubt sich böswillige Verdrehungen. Dahin gehört die Behauptung, daß Herr v. d. Decken zu Mombas vom Missionar Rebmann Erlaubniß bekommen habe, sich in's Innere zu begeben, um — Rebmann's und Krapf's frühere Angaben über den Schnee auf dem Kilimandscharo zu bestätigen! Aber der Baron ist ein Mann von durchaus selbständigem Charakter, und es erscheint geradezu lächerlich, anzunehmen, daß Rebmann, der obnedin in seiner Mission beträngt genug ist, in der Lage sei, überhaupt eine Erlaubniß zum Reisen in's Innere zu ertheilen.

Cooley's ganzer Aufsatz zeuge von des Verfassers „Unwissenheit und Stupidität". Es sei nicht wahr, daß die Missionäre Krapf und Rebmann von irgendwelchem bestimmenden Einfluß auf Herrn von der Decken's Beobachtung und Urtheil gewesen seien. Der Letztere habe bisher nur allgemeine Resultate und runde Ziffern nach Europa gemeldet; das sei aber ganz in der Ordnung, weil die speciellen Angaben einer größeren Arbeit vorbehalten seien. Diese werde, sammt einer Karte, erscheinen und Cooley's Anbeutung, daß der Reisende seine hypsometrischen Messzeuge gehabt habe, sei eben so falsch wie die Andeutung, daß er wahrscheinlich den Bericht von Papieren vorschützen könne, welche er nichts gesehen und beobachtet habe, böswillig und „schamlos". Dasselbe gelte von der Behauptung, der Baron habe den Berg Mern nicht gesehen, obwohl er ausdrücklich meldet, daß er ihn erblickte, und dasselbe sagt auch sein Begleiter Thornton.

Der Baron habe allerdings in dem kurzen Bericht über seine,

Digitized by Google

gemeinschaftlich mit Doktor Kersten unternommene, zweite Besteigung des Kilimandscharo Nichts über den Gipfel des Berges und dessen ewigen Schnee gesagt. Cooley meine: die Angabe, daß in der heißesten Jahreszeit, unter dem Aequator, in einer angeblichen Höhe von 13,000 Fuß Schnee gefallen, bedaupte v. d. Decken nur, um Krapf's wunderliche Angabe, daß in einer Höhe von 12,500 Fuß auf dem Kilimandscharo ewiger Schnee liege, zu bekämpfen. Darin, sagt Barth, liegt eine böswillige Verdrehung und eine ganz ungerechtfertigte Unterstellung. Denn was haben die beiden Reisenden zu schaffen mit einer irrigen Meinung des Dr. Krapf, welchem es an Kenntnissen in der physikalischen Geographie fehlte, und der nur eine sichere Thatsache konstatiren wollte, die nämlich, daß auf dem Kilimandscharo Schnee liege. Er stellte dieselbe fest ohne Bezug auf die Höhe der Schneelinie; erst späterhin äußerte er, von anderen Leuten dazu bewogen, die obige Ansicht über die Höhe, bis zu welcher herab möglicherweise ewiger Schnee liegen könne. Das Alles hat aber mit den persönlichen Beobachtungen des Herrn von der Decken nichts zu schaffen. Diesem ist es gar nicht eingefallen, die Höhe von 13,000 Fuß als die Schneelinie zu betrachten; er sagt im Gegentheil in seinem Briefe, daß er die Schneelinie wohl erreicht haben würde, wenn er noch zwei oder drei Stunden länger die Bergwanderung hätte fortsetzen können. Das war ihm jedoch nicht möglich, weil seine Begleiter ermüdet und durch die dünne Luft sehr angegriffen waren. Er sagt ferner, daß Schnee in einer Höhe von 11,500 bis 12,000 Fuß gefallen, aber durch den Einfluß der Sonne bald wieder geschmolzen sei. Er fiel in der Nacht vom 28. auf den 29. September, als der Baron sein Lager in einer Höhe von über 10,000 Fuß hatte, der Thermometer + 0.5 ℃ zeigte, ein scharfer, eiskalter Wind wehte, und gelegentlich auch Regengüsse nicht fehlten.

Barth widerlegt auch die übrigen Behauptungen Cooley's schlagend genug, und findet in allen nicht eine Spur von Wahrhaftigkeit, sondern lediglich böswillige Verdrehungen. Aber auch er mißbilligt ausdrücklich den Haß des Barons gegen den Mohammedanismus und äußert sich darüber ganz in der Weise, wie wir es schon vor ein paar Monaten im Globus gethan haben.

So viel von dieser Polemik. Cooley, der „ohtimate", hat sich aber auch in die Kontroverse über die Nilquelle gemischt (Athenäum Nr. 1866) und dabei seine Beschuldigungen gegen die Londoner geographische Gesellschaft wiederholt. Daß Speke's Nachrichten vielfach unbestimmt und sehr dürftig sind, daß durch sie das große Problem nur theilweise gelöst worden ist und noch viel mehr zu thun bleibt, als bis jetzt geschehen, das haben wir, wie unsere Leser wissen, gleich anfangs gesagt. Cooley hat gewiß Recht, wenn er Herrn Speke, der gar kein Gelehrter ist, dringend warnt, sich auf geschichtliche Auseinandersetzungen, auf Ptolemäus, Cäsar, die Mondgebirge und dergleichen mehr einzulassen; er solle vielmehr einfach erzählen, was er gesehen und erlebt habe.

Cooley meint, daß in Bezug der Entfernung zwischen dem Nyanza-See und der Station Gondokoro am Weißen Nil die Ansichten irrig seien; sie beträge nicht 4, sondern wenigstens 8 Breitengrade, also doppelt so viel als in Speke's (in der That höchst dürftiger) Kartenskizze angegeben sei. Durch d'Arnaud und Sabatier sei, seit 1841, der obere Weiße Nil viel zu weit nach Westen hin in die Karten eingetragen worden. Alle Reisewege zwischen dem Nil und den übrigen Flüssen jener Gegend zeigen, daß die Entfernungen zwischen ihnen geringer ist, als unsere Karten angeben. Man hat die magnetische Deklination in jener Gegend um 3° zu gering angenommen, und den Strom zu weit nach Süden und Westen hineingezeich. Trotz aller kritischen Einwendungen Cooley's wurden von Seiten der Londoner geographischen Gesellschaft jene Entfernungen, 1859, noch mehr verkürzt. Sie nahmen an, daß die Ägyptische Expedition von 1839 unter Selim Bimbaschi auf dem Weißen Nil bis 3° 35′ gekommen sei. Auf der zweiten Expedition, 1841, ergab sich aber für diesen Punkt die Breite von 6° 35′. d'Arnaud war ein unfähiger Mann; Sabatier's Aufzeichnungen sind 1861 in Paris sorgfältig geprüft und als werthlos erkannt worden; wie das auch mit Peney's Beobachtungen geschehen ist. Bisher sind am obern Weißen Nil noch keine genauen Beobachtungen mit guten Instrumenten von sach- und sachkundigen Gelehrten angestellt worden. Den Positionen am Weißen Nil, über welche wir, seit 1841, Angaben bis 4° 42′ 42″ N. Br. haben, fehlt es an einer sichern Unterlage.

Die österreichischen Missionäre (Knoblecher ꝛc.) fanden, daß man die Stromfahrt von Gondokoro nach Chartum, welche zu Berg 60 bis 70 Tage in Anspruch nahm, zu Thal in sechzehn Tagen machen könne. Sie zeichneten die Entfernungen zwischen den verschiedenen Haltpunkten auf und fanden, daß jene von Gondokoro bis zur Mündung des Sobat 184 geographische Meilen betrage. Der Strom hat unmittelbar oberhalb dieser Mündung eine westöstliche Richtung und weiter aufwärts einen sehr gewundenen Lauf; man kann deshalb annehmen, daß die meridionale Entfernung zwischen jenen beiden Punkten nur etwa die Hälfte jener obigen Distanz betrage, etwa anderthalb Breitengrade. Gondokoro kann also nicht unterhalb des 8. Breitengrades liegen.

Wahrscheinlich wird man Speke's Reiseweg in seiner nördlichen Abtheilung um drei bis vier Breitengrade verlängern müssen. Das kann um so weniger auffallen, wenn man bedenkt, daß er ein ganzes Jahr bedurfte, um eine Landstrecke zurückzulegen, welche auf seiner Karte nur 200 Miles (etwa 50 deutsche Meilen) lang erscheint.

Wahrscheinlich wird man aber auch die südliche Abtheilung verlängern müssen, weil doch wohl Kafeh, der auf Burton's Reise am weitesten nach Norden hin bestimmte Punkt, viel zu weit nach Norden hinaufgerückt zu sein scheint. Burton's und Speke's Instrumente waren, wie wir von beiden Reisenden wissen, im schlechtesten Zustande. Die Breitenangaben auf der Karte, welche die geographische Gesellschaft zu Burton's Reise zeichnen ließ, sind diejenigen, welche wir in Speke's Notizbuche finden, und das Hinzurücken des Tanganwika-Sees nach Osten hin beruht nicht auf Berechnung. Als ich die Originalkarte sah, äußerte ich sofort, daß der Punkt Ukhchichichi am Seegestade zwei Grade weiter östlich, vom 28. auf den 30.°, gelegt werden müßte, und das geschah denn auch ohne Weiteres, ohne Berechnung. Solche Dinge werden freilich jetzt nicht vorkommen, da die Beobachtungen, welche Speke auf seiner letzten Reise gemacht hat, in die Hände des königlichen Astronomen gelangt sind.

Wenn wir richtige Angaben über die Position der Weißen Nils bekommen, dann wird helleres Licht auf die Geographie jener Gegenden fallen.

Das sind Cooley's Ansichten über diesen Punkt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß das Nilproblem sehr ausführlich von einem unserer tüchtigsten Geographen schon vor Jahren sehr eingehend erörtert worden ist. Wir meinen „das Stromsystem des Obern Nil; nach den neueren Kenntnissen mit Bezug auf die älteren Nachrichten, von Dr. G. A. von Klöden" Berlin 1856. Mit 5 Karten. Es ist ein Werk voll umfassender Gelehrsamkeit und ausdauernden Fleißes. Daß es viele Hypothesen enthält, von denen manche sich nicht bestätigt haben, das liegt in der Beschaffenheit der Quellen, welche zur Benutzung vorlagen. Seit acht oder neun Jahren haben wir gerade über jene Region eine Fülle neuer Berichte erhalten, und Petermann's Karte, auf welcher das Neue eingetragen ist, zeigt, in wie beträchtlicher Weise unsere Kunde erweitert worden ist. In Bezug auf die neuen Entdeckungen schrieb uns vor einigen Tagen Herr von Klöden: „Von Manchem, was ich vor acht Jahren annahm, muß ich nun Abstand nehmen. Noch bleibe ich aber bei meiner Ansicht über den Hauptstrom des Nil, den Ptas; ferner bei der Existenz des Hadabia oder Yahus, wie ihn die Karte giebt, und mit Schmerzen würde ich vom Nil der Schwarzen ablassen, — was aber noch keineswegs nöthig ist."

Wer sich mit dem „Nil-Problem" beschäftigt, kann nicht umhin, das ungemein reichhaltige Werk des Herrn von Klöden sorgfältig zu studiren.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Manila durch ein Erdbeben zerstört. Wir finden in der Overland China Mail vom 13. Juni eine Correspondenz aus dieser Hauptstadt der Philippinen vom 4. jenes Monats, dem wir Folgendes entnehmen:

Gestern Abend um 7 Uhr schlug plötzlich eine gewaltige Flamme aus der Erde empor und umzingelte unsere Stadt, welche so oft als die „schönste Blüte des Ostens" bezeichnet worden ist. Gleichzeitig hatten wir ein fürchterliches Erdbeben, das zwar kaum eine Minute dauerte, aber in dieser kurzen Zeitfrist unser herrliches Manila in einen Trümmerhaufen verwandelte. Paläste, Kirchen und Wohngebäude sind nur noch Schutthaufen, überall sehe ich nur Tod und Verwüstung. Kaum zieht es ein Haus, in welchem nicht Tode oder Verwundete zu beklagen wären. In der Domkirche war eben Messe; sie ist zusammengestürzt und das Priester wie Laien erschlagen; dasselbe war in allen anderen Kirchen der Fall, jene des heiligen Augustin ausgenommen, welche auch während des Erdbebens von 1645 unversehrt stehen geblieben ist. Der Regierungspalast und andere öffentliche Gebäude sind vernichtet. Die Fremden können von Glück sagen; Keiner von ihnen ist todt, und nur zwei sind verwundet worden. Das britische Konsulat ist völlig zerstört und nur noch ein Trümmerhaufen. Die Bewohner haben sich bei dem gräßlichen täglich wiederholt vorgenommen; Gouverneure und Erzbischof gaben ein vortreffliches Beispiel. Manila ist heute beinahe menschenleer, denn die Mauern, welche etwa noch stehen, drohen den Einsturz und man befürchtete, daß das Erdbeben sich wiederhole. Bevor es kam, verspürte man Schwefelgeruch, dann ein Geräusch, als ob Kanonen donnerten, oder als ob ein gewaltiger Eisenbahnzug heranbrause. Die oben erwähnte Flamme, welche um die Stadt herum lief, stieg von der Bay aus zum Himmel empor; eine andere zungelte dreifach in die Luft; diese kam vom Lande her, zog nach dem Wasser hin, auf welchem die Schiffe drei Fuß hoch in die Höhe geworfen wurden; am Land ist der Erdboden um eine gute Elle gesunken.

Geographie deutscher Ortsnamen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß auf jedem Gebiete, wo sich ein Volksstamm in organischer Weise niederläßt, eine gewisse regelmäßige Einförmigkeit der Grundwörter in der Ortsbezeichnung sich erkennen und dadurch gleichsam der Sitz eines solchen Stammes scharf begrenzen läßt. Der bekannte tüchtige Forscher Ernst Förstemann hat so eben ein treffliches Werk über „deutsche Ortsnamen" (Nordhausen 1863) veröffentlicht, in welchem auch auf die Geographie derselben, oder die Ortsnamen im Raume, Rücksicht genommen wird.

Die Frage nach der geographischen Verbreitung einzelner Grundwörter von Ortsnamen hängt mit den Verbreitungskreisen und Wanderungsrichtungen der Volksstämme eng zusammen. Eine solche zusammengehörige Gruppe von Volksstämmen und Landschaften sind z. B. die Nordseeküstenländer von Holstein bis nach Flandern; das Wort Deich, niederdeutsch Dyk, das einen gegen die Fluten ausgeworfenen Damm bezeichnet, das Wort Werft, das wenigst fruchtbare Land hinter der sehr fruchtbaren Marsch, finden wir nur dort. Andere in darlem Gebiete vorkommende und bezeichnende Grundwörter sind Fleet, ein Gestieß, z. B. in Eisfleth, Wiesch, die niederdeutsche Form für Wiese, Hülle, ein Hügel, das besonders im Oldenburgischen sehr verbreitet ist; dann Siel, das einen Kanal durch den Deich bedeutet u. s. w.

Ein weites Gebiet geographischer Ortsnamen zeigt sich in den niedersächsischen Orten südlich von den vorher erwähnten. Am vollständigsten wird dieses Gebiet bezeichnet durch Wörter, die sich auf — lubl (= Grube) enden. Diese Schreibung gilt von Holstein bis Düsseldorf, dann tritt bei Aachen die Form — laul auf und in den Niederlanden — luil. Hierher gehören auch die sich auf — liefl — feuchte Niederung) und Hude endigenden Wörter. Die Endung — büttel finden wir am häufigsten in der Lüneburger Haide; sie hat ihre Nordgrenze in Holstein und ihre Südgrenze bei Wolfenbüttel im Braunschweigischen; sie bedeutet etwas Gebautes. An derselben Region liegen auch die Orte, welche auf — wedel ausgehen: ihm liegt die Bedeutung „feuchte Gegend" zu Grunde; Beispiele sind Salzwedel, Steinwedel u. a. Namen auf — scheid, wie Lüdenscheid, bezeichnen am Niederrein eine Wasserscheide; sonst finden sie sich in Deutschland nirgends.

Als Repräsentant der Ortsnamen im Südwesten unseres Vaterlandes kann das sich selbst bezeichnende — weiler gelten; im Osten Deutschlands finden wir gar keine Orte, die sich auf dieses Wort enden, und das ist eine bedeutsame Thatsache zur Geschichte der Besiedelungen jener Länder. Rein schwitzerisch sind die Namen auf sluh oder sülh. Die Formen auf — wang zeigen sich fast nur südlich von der Donau an den Lechquellen, im badischen Oberrheinkreis und am Inn.

Orte mit der Endung — le ben (vielleicht ein Erbe bezeichnend) ziehen sich von Thüringen bis nach Schlesswig (z. B. Hadersleben) in einer langen Linie hinauf. Rode hauptsächlich in ganz mittlegen Gegenden, z. B. am Harz (Wernigerode, Elbingerode) bezeichnet einen Ort wo das Holz ausgerodet ward.

Bezeichnungen mit — stein, — burg, — berg, — stadt, finden wir allenthalben und sie sind, als allen germanischen Völkerstämmen eigen, von keiner besondern Bedeutung. Im Osten unseres Vaterlandes treten dann wieder slavische Ortsnamen auf — itz und — ow auf; doch sind auch hier gut deutsche Namen, theilweise aus der Zeit vor der Eroberung durch die Slaven in vielen Jahrhundert, nachzuweisen. Keltische und romanische Namen finden wir im Süden und Westen.

An einem schlagenden Beispiele weist Förstemann nach, wie sich der Charakter der Ortsnamen in einer niedersächsischen und oberdeutschen Gegend in Zahlen ausdrücken läßt. Er legte 350 Ortsnamen aus der Nordhäuser und 213 aus der Stuttgarter Gegend zu Grunde; diese vertheilten sich folgendermaßen:

	Nordhausen:		Stuttgart:	
auf — rode	21 Procent,	auf — ingen	20 Procent,	
„ — ungen	9 „	„ — hausen	9 „	
„ — stadt	5 „	„ — heim	8 „	
„ — hausen	4 „	„ — bach	8 „	
„ — dorf	4 „	„ — berg	6 „	
„ — leben	6 „	„ — weiler	5 „	

Neue russische Städte im Amurlande. Wir gaben vor einiger Zeit einen Bericht über die Missionare Franzeter Reise auf dem Sungari und dem untern Amur, und werden demnächst Mittheilungen über diese interessante Region aus dem gediegenen Werke geben, welches unser Landsmann Radenstein zu London in englischer Sprache herausgegeben hat. Heute bringen wir einige Mittheilungen über neuangelegte Ortschaften im Amurgebiete nach einer russischen Quelle. Der Verfasser, Maksimow, bemerkt auch dem Jahre 1860 unter Anderm:

Ein großer Theil des Landes, von den Russen bewohnten Amurufers zeigt einen niedrigen, waldlosen Steppencharakter; dieses ist entschieden sandiger und niedriger als das rechte, noch chinesische Ufer, besonders von dem Punkt ab, wo der Amur die Fluten der doppelt so breiten Seja aufnimmt. An diesem flachen Ufer haben die Russen ihre neuen Städte angelegt, die bis jetzt einen noch ganz militärischen Charakter zeigen. Die bedeutendste unter ihnen ist Blagowjeschtschensk, welche zu schildern es gerade keiner glänzenden Farben bedarf. Von allen Seiten hört man hier noch das Klingen der Aexte und Kreischen der Säge, aber nur in der Hand russischer Soldaten. Selbst in Schnepfen die Balken von den großen Flößen aus an's Ufer, gefügen sie auf den Plätzen, fügen die Häuser zusammen und fingen dabei ihre melancholischen Volkslieder. Hier und da Kanonen, Munitions- und Lebensmittel und bereits Zeichen von einem gewissen Wohlstand, einem soldatischen Charakter, aber einem Mann in Civilkleidung begegnet man selten. So ist diese Stadt wie ein künstliches Gewächs auf Befehl der russischen Regierung entstanden. Auf einem Raume von zwei Werst ziehen sich in ganz gerader Linie an den flachen Ufer des Amur sechzehn gleiche Häuser hin; alle sind aus Holz, und nur die Dächer mit Ziegeln gedeckt. Keine Umfriedigung ist zu sehen; wüste Plätze, mit Schutt bedeckt, treten an die Stelle der Gärten; von einem Baume keine Spur; nur Steppen, nichts als Steppen nach allen Seiten!

Die Zukunft von Blagowjeschtschensk mag Etwas versprechen, aber jetzt ist der Eindruck, den es auf den Fremden hervorbringt, ein ungemein niederschlagender; es gleicht einer in Eile erbauten Kaserne, kalt, mit Zugluft und ungeheilten Dächern; von Linientruppen zusammengezimmert, in deren Händen sich zum ersten Mal ein schlechtes Beil befand, kann es auf Solidität des Baues keinen Anspruch machen. Der Schnee dringt durch die Lücken im Fußwerk ein, der Wind pfeift durch die Fensterritzen, und zwischen das Moos zur Ausfüllung der Zwischenräume steht. Nur drei bis vier Zimmer in der ganzen Stadt haben Oefen; in den übrigen sitzt man im Pelze. Man lebt in der Zukunft und nicht in der Gegenwart. Eine leicht aufgeführte Kirche und zwei Packhäuser stehen von den einförmigen Kasernen ab, ebenso einige Getreideschuppen. Aber die Häuser, in welchen künftig einmal Kaufleute und Handwerker wohnen sollen, müssen erst noch gebaut werden. Die Mehrheit der Einwohner zieht es aber noch vor, in Erdhütten zu wohnen, welche am Ende der Stadt liegen; es sind dies Strafflinge, die ihre Strafzeit überstanden haben, und einige freie An-

Digitized by Google

siedler, — das ganze „bürgerliche“ Element der Hauptstadt des Amurlandes.

Unterhalb Blagowjeschtschensk gewinnen die Ufer des Amur ein etwas mannichfacheres und lebhafteres Aussehen; doch ist die Vegetation noch immer karg, da man nur kleines Strauchwerk sieht. Je mehr man sich aber der 35 Werst entfernten Mandschurenstadt Aigun nähert, desto freundlicher wird der landschaftliche Charakter. Schon dieser letztern Stadt gegenüber erblickt man das Mandschurendorf Sachalan-Ula, und weiterhin ist das ganze rechte Ufer mit Ansiedelungen wie besäet, während sie auf dem linken nur in großen Abständen sich zeigen. Ihr Aeußeres hat nichts Ungewöhnliches, aber nach den menschenleeren Ufern des obern Flusses bringen sie einen angenehmen, erquickenden Eindruck hervor. Hierzu kommt noch der wichtige Umstand, daß alle diese Mandschurendörfer mitten unter Hainen liegen, welche schon im Mai in dichtem frischen Grün prangen. So nackt und baumlos die neue russische Stadt ist, so schön belaubt sind die Ufer der Mandschurei. Wie es heißt, gedenkt ihnen die Religion, die Gräber ihrer Väter und Ahnen mit Bäumen zu bepflanzen, die sertan als ein unantastbarer Heiligthum verehrt werden; wer sie umhaut, wird zum Tode verurtheilt. Die Russen dagegen demüthen sich Alles auszuroden, und eine kahle, traurige Ebene erstreckt sich um die neue Stadt Blagowjeschtschensk, während auf der chinesischen Seite des Flusses sich bis zur Stadt Aigun ein dichter Grün hinzieht. —

Da, wo der wasserreiche Fluß Ussuri in den Amur fällt, erhebt sich ein mächtiger Felsen, auf dessen Vorsprung und Abhängen, sich eine neue russische Ansiedelung befindet, die nach dem ersten Eroberer des Amurlandes, dem wilden und rohen General Chabarowy, den Namen Chabarowka erhielt. Ihre Entfernung von Blagowjeschtschensk beträgt etwa 930 Werst, von Nikolajewsk etwa 996 Werst.

Sie besteht fast ausschließlich aus großen Kasernen und kleinen Häusern der verbannten Soldaten. Belohnt durch die Bildung des Bogens, der in zwei oder drei Terrassen abfällt, ist Chabarowka so gebaut, daß nicht ein einziges Haus, wie klein und unschön es auch sein mag, dem Auge entgehen oder von einem andern verdeckt wird; dadurch erhält der Ort bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gebäuden dennoch das Ansehen einer großen, aufgebauten und volkreichen Stadt. Mit zwei vielen Augen wechseln die Häuser der Amur-Kompagnie, sowie einige Erdbütten ab. Zwischen den Häusern sind hier und da Gemüsegärten angelegt, und als großes Zeichen des Fortschritts gilt eine ebene, etwa zwei Werst lange Straße, die aus einem Thale der Niederlassung zum andern führt. Ganz im Gegensatze zu Blagowjeschtschensk ist Chabarowka mit theilweise noch bewaldeten Bergen umgeben, in denen freilich die Art der russischen Soldaten arge Verwüstungen anrichtet. Von dem Berg aus übersieht man die ganze Stadt, den Ussuri mit seinen Sandbänken, den breiten Amur, welcher die Niederung durchfließt. Am rechten Ufer des Amur stehen noch dichte, tausendjährige Baldungen mit ihren Eichen, Lärchen, Buchen, Nußbäumen u. s. w. Bon hier an ist auch das rechte Amurufer russisches Terrain und gehört mit dem linken zu der neugebildeten Küstenprovinz (Primorskaja oblast) des östlichen Sibiriens.

Jedenfalls ist Chabarowka zu den schönsten, bestgelegenen Orten am ganzen langen Laufe des Amur zu rechnen und vereinigt in sich alle Bedingungen, welche dazu nöthig sind, um die Ansiedelung mit der Zeit in eine ordentliche Stadt zu verwandeln.

Marinsk unterscheidet sich von Chabarowka nur dadurch, daß man freie Kolonisten sieht und eine ganze Straße aus Ansiedlern besteht; aber trotzdem herrscht das militärische Element vor. Der Ort hat weder eine Kirche, noch eine Kapelle. Unterhalb Marinsk wohnen Giljaken, oberhalb Golden. Unter den Ersteren haben russische Bauern aus dem Gouvernement Irkutsk eine Anzahl von Dörfern angelegt.

Der untere Amur, zwischen Marinsk und Nikolajefsk, verliert den Charakter eines Stroms; zwar ist das Wasser noch süß, aber es ist breit und schlägt Wellen wie auf dem Meere. Bis Marinsk kommen Heerden von Kascheiets (Pferdchen) aus dem Meere, wie denn auch Seefische in großer Menge den Fluß beleben.

Die Deutschen in Valparaiso. August Ernst erzählt in seinem Buche über die Republik Chile mancherlei sehr Erfreuliches von unseren Landsleuten an der fernen Südwestküste Amerikas. Unter den vielen Fremden in Valparaiso sind die Deutschen auffallend stark vertreten und bilden ein wichtiges Element in der Bevölkerung der Stadt. Sowohl als Kaufleute wie als Handwerker haben sie sich eine höchst geachtete Stellung zu verschaffen gewußt durch ihre Gediegenheit und Intelligenz und es darin gebracht, daß schon der Name „Aleman“ als eine große Empfehlung gilt. Valparaiso zählt etwa 30 deutsche Kaufmannshäuser, welche sehr ausgedehnte Handelsverbindungen haben. Junge deutsche Kaufleute, welche die nöthigen Sprachkenntnisse erworben haben, werden ganz besonders als Kassirer und Buchhalter in italienischen und englischen Handelshäusern gesucht. Auch sämmtliches deutsches Handwerkern geht es gut; man findet zu ihren Häusern Schilder, z. B. Sastreria alemana (deutsche Schneiderwerkstatt), Carpinteria alemana (deutsche Tischlerei) u. s. w.

Unter den mannichfachen gemeinnützigen Anstalten, welche die Deutschen in Valparaiso gegründet haben, verdient zunächst Erwähnung: „Der deutsche Verein zu Valparaiso“. Zweck dieses Vereins, welcher schon seit länger als 20 Jahren besteht, ist: „den in Valparaiso sich aufhaltenden Deutschen und Deutschsprechenden ein Mittel erleichternden und geselligen Umgangs zu schaffen.“ Jeder Deutsche oder Deutschsprechende kann Mitglied des Vereins werden. Das Eintrittsgeld ist etwas doch und beträgt 17 Thaler nach unserm Gelde. Der Verein zählte 1861 etwa hundert Mitglieder; er hat eine ziemlich bedeutende, schöne Bibliothek und hält sechsjchen Zeitungen und Journale, worunter sich die Kölnische Zeitung, Nationalzeitung, Augsburger Allgemeine Zeitung, der Kladderadatsch, die Weser-Zeitung, die Illustrirte Zeitung u. a. befinden. Dieser Verein trägt dazu bei, daß sich die Deutschen eng und fest aneinander schließen, daß sie sich ihr Nationalgefühl erhalten und nicht in der fremden Nationalität untergehen. Auch für Vergnügungen, zu welchen die Familien der Mitglieder zugezogen werden und die stets den deutschen Charakter auch äußerlich an sich tragen, entwickelt der Verein große Sorgfalt. So werden Concerte veranstaltet, in denen Meisterwerke unserer großen Tondichter und vaterländische Lieder nur von Deutschen vorgetragen werden; dann und wann finden auch deutsche Theatervorstellungen statt.

Außer diesem Vereine haben sich in neuester Zeit noch zwei andere deutsche Gesellschaften gebildet, von denen die eine sich Handwerkerverein und die andere Arbeiterverein nennt. Der letztere hat auf sein Programm auch noch Belehrung der Mitglieder durch Unterricht gesetzt.

Ein anderer Verein, der zu seinen Mitgliedern alle in Valparaiso lebenden Deutschen ohne Unterschied des Standes zählt, ist der germanische Wohlthätigkeitsverein, welcher bülfsbedürftige Landsleute namentlich in Krankheitsfällen unterstützt.

Auch eine deutsche Schule besteht seit dem Jahre 1857 in Valparaiso; sie zählt gegen hundert Schüler und unter diesen selbst Kinder chilenischer Eltern und wird von der deutschen Gemeinde unterstützt, deren Zweck es immerdar bleiben wird, deutsche Sprache, Sitte und Bildung unter den Landsleuten in Valparaiso möglichst zu erhalten und zu verbreiten.“

Schiffsverkehr von St. Thomas in Westindien. Auf dieser westindischen Insel kamen im Laufe des Jahres 1862 2109 europäische und amerikanische Schiffe von 319,096 Tonnen Ladefähigkeit an. Unter diesen waren 114 deutsche mit 39,578 Tonnen. Der Werth der eingeführten Waaren belief sich auf über sechs Mill. Pfund Sterling, wobei England mit etwa der Hälfte oben an steht. Bekanntlich ist St. Thomas ein Niederlagsort und Stapelplatz auch für die Nordküste des nordamerikanischen Festlandes.

Neues Graphitlager in Sibirien. Vor einiger Zeit (Globus II, S. 374) gaben wir, nach Gustav Radde, einen Bericht über die ergiebigen Graphitwerke, welche ein Herr Rikow im südöstlichen Sibirien betreibt. Sie liefern das Material zu den berühmten Nürnberger Bleistiften. Jetzt eben lesen wir, daß auch im westlichen Sibirien der Graphit vorkommt, und Rikow eine Konkurrenz erhalten werde. Ein Herr Sibirzeff besitzt im Distrikt Tschugunsk am Jenisei große Graphitlager, die im Jahre 1859 entdeckt worden sind. Um das Material abfahren zu können, hat er nun von Obdorsk (am Ob) bis zum Flusse Taz durch die Tundren einen sehr festspieligen Weg, 800 Werst lang mit 20 Stationen, bauen lassen. Dem Jenissei bis zum Taz entlang führt eine Straße und von Obdorsk aus nach der Mündung von Petschora, wo der Graphit eingeschifft werden soll, ebenfalls.

Otago auf Neuseeland. Auckland, die Hauptstadt der nördlichen Provinz der Nordinsel, ist zum Namen nach auch die Hauptstadt von ganz Neuseeland; in der Wirklichkeit aber, so weit Handel, sociater Fortschritt, Bevölkerung und produktive Kraft den Ausschlag geben, steht Otago die Hauptstadt von Otago heißt Dunedin; wir haben dieselbe früher (geschildert) entschieden voran. Mit wunderbarer Schnelle hat diese Provinz alle anderen überholt. Im Januar 1861 war Otago noch ein unbetretenes, ruhiges Oertchen, kaum dem Namen nach bekannt. Aber welch ein Wechsel! Das weitläufige Südosten, damals kaum größer als ein englischer Meilen, ist zu einer volkreichen Stadt herangewachsen, in deren Hauptstraßen fast so viel Bereker herrscht als in denen

Digitized by Google

Londons. Der Talisman, der diese Umwandlung bewirkt hat, ist das Gold. Im August 1861 entdeckte Herr Gabriel Read Gold in den Schluchten von Tuapita, und seit dieser Zeit ist kaum ein Monat vorbeigegangen, ohne daß neue Goldfelder entdeckt worden wären. Es ist kein Zweifel, daß Gold in großen Quantitäten fast allerwärts in der Provinz vorkommt. Neue Felder oder „Rushes", wie sie hier zu Lande heißen, kommen so häufig vor, daß ihre Entdeckung kaum eine gelegentliche Aufmerksamkeit erregt. Im August 1861, glaube ich, kam die erste Gold-Colonne von Gabriels-Gully (d. h. Schlucht, eine vom Wasser gebildete Furche) nach Dunedin. Seit jener Zeit sind 506,000 Unzen Gold durch die Colonien von den verschiedenen Goldfeldern gebracht worden. Außerdem aber wurden bedeutende Quantitäten durch Privathände befördert.

Unter allen Entdeckungen ist die des Whakatipa-Feldes die bedeutendste, und die zauberähnliche Verwandlung einer verlassenen, wilden Einöde in einen Schauplatz regen Lebens ist wirklich staunenerregend. Man denke sich einen ausgedehnten See im Innern dieser rauhen, wüsten Provinz, umgeben von schneebegipfelten Hügeln und Bergen. Vor sechs Monaten lag es weit weg vom Aufenthalte der Menschen. Es war kaum mehr bekannt als sein Name auf der Karte. Da drang eine Bande abgehärteter Abenteurer in diese Wildniß ein und fand sie reich an süßen Schätzen. Schnell wie der Wind verbreitete sich die Nachricht von dieser Entdeckung. Wenige Wochen haben Tausende am See versammelt; und jetzt, nach weniger als sechs Monaten, befahren mehrere Dampfer den See, Städte erheben sich an seinen Ufern, und statt der Stille und Einsamkeit haben wir den Lärm und das Schauspiel einer geschäftigen Bevölkerung. Im Monat Februar brachte die Gold-Colonie vom See 48,448 Unzen, und der wöchentliche Ertrag ist 11,000 Unzen. Dinge hat bis jetzt keine direkte Verbindung mit England; sein Gold wird nach Melbourne geschickt und geht erst von dort nach Europa. Die Bevölkerung der Goldbistrikte ist:

Waitahuna-Feld . .	710 Seelen, davon	510 Miners	
Gabriel's-Gully . .	1,100 „	750 „	
Dunstan's „ . .	4,500 „	3000 „	
Mount Benger . .	1,200 „	1000 „	
Whakatipa	7,000 „	5000 „	
	14,510 Seelen, davon	10,260 Miners.	

(Aus der Correspondenz des „Star" von Dunedin, Otago, d. d. 18. März 1863.)

Vulkane im indo-australischen Archipelagus. Der vortreffliche Naturforscher Wallace, der früher schon ein ganz ausgezeichnetes Werk über den Archipelagus geschrieben, hat während der letztverflossenen sieben Jahre in der hinterindischen Gegend geforscht und wir dürfen von ihm über diese interessante Region ein werthvolles Buch erwarten. Neulich gab er in der Londoner geographischen Gesellschaft eine Uebersicht der physischen Geographie derselben. Der bedeutendste Herr Crawfurd, dessen „Geschichte des indischen Archipelagus" vor nun 43 Jahren erschienen ist, und immer noch eine Hauptfundgrube von hohem Werthe bildet, gab einige Nachrichten über die Eruption des Timboro, welche er 1814 selbst erlebt hatte. In einem Umkreise von 75 teutschen Meilen war volle drei Tage lang Alles so dunkel wie in der schwärzesten Nacht; der Monsun trieb die Asche, welche der Vulkan auswarf, bis 300 deutsche Meilen weit, und zehn Tage lang mußte sich Crawfurd beim Schreiben des Kerzenlichts bedienen.

Die Einwohner von Fiume. In der ausgezeichneten österreichischen Revue 1863, Band II. finden wir Skizzen aus dem quarnerischen Gebiete von Dr. Lorenz in Wien, denen wir folgenden Auszug über die verschiedenen Nationalitäten der Einwohner von Fiume geben. Man weiß nicht welcher Volksthümlichkeit man die Gesammtheit der Einwohner unterordnen soll. Der größte Theil der Familien, welche durch Handel, Industrie und Aboderen dem Platze Leben und Bedeutung geben, ist außereuropäischen mannichfaltigen Abkömmlings: Kraine, Deutsche, Südtyroler, Italiener, Magyaren, Engländer, Westdeutsche, Griechen haben sich, auf die vielversprechende Naturanlage dieser Gegend rechnend, des Erwerbs wegen als Kaufleute, Fabrikanten oder Aboder hier ansässig gemacht und zusammen den Ort weit mehr emporgebracht, als die kleine Zahl eingeborener (illyrischer) Unternehmer, die sich meist später als jene Fremden emporgeschwungen haben. Die eingeborenen Illyrier haben großentheils schon seit mehreren Generationen bei dem Mangel einer entwickelten Nationalliteratur und höherer Bildungsanstalten, sowie bei der Rathwendigkeit der italienischen Sprache im Handel und Seeverkehr, sich ihre Kenntnisse an italienischen Anstalten verschafft. Die uralten italienischen Municipalanstalten begünstigten noch mehr die Geltung des Italienischen in Fiume; so wurde selbstverständlich diese Sprache das Band, durch welches der Verkehr unter der bunten Bevölkerung erhalten wurde. In der Neustadt bedelten sich die Fremden und mit ihnen Handel und Wandel an; in der Altstadt blieben die Illyrer zurück und hier kann man von slawischer Nationalität noch reden, obgleich diese Altstädter sich auch bereits nicht mehr als Kroaten, sondern als Fiumaner betrachten; Handel und Verkehr werden hier mächtiger auf sie ein, als die geschichtlichen Beziehungen zum dinarisch-kroatischen Lande.

Entwickelung der Volkswirthschaft in Oesterreich. Ein neues Werk des berühmten Statistikers, Freiherrn von Czörnig: „Das österreichische Budget 1862" enthält einen Abschnitt über die Steuerfähigkeit Oesterreichs und die Vermehrung seiner Wohlstandes. In demselben wird gezeigt, wie sehr während der letztverflossenen dreißig Jahre die volkswirthschaftliche Thätigkeit nach allen Richtungen hin zugenommen hat.

Der Erzeugungswerth per österreichischen Industrie betrug im Jahre 1845 approximativ . . . 840 Mill. fl. öst. Währ.

„ „ 1861 „ . . . 1,321 „ „

der Werth der Baumwollwaaren stieg von 47 auf 115 Millionen; jener der Flachs- und Hanfwaaren von 20 auf 100 Millionen; der Schafwollwaaren von 77 auf 140 Millionen; der Werth der mertantilischen Erzeugnisse (einschließlich der Ausrüstung der Eisenbahnen) von 6 auf 70 Millionen; zur Erzeugung des inländischen Zuckers wurden:

1847	2 Mill. Centner Rüben	
1860	16 „ „	„

verarbeitet. Im Durchschnitt der drei Jahre 1845 bis 1847 wird eine Einfuhr von 129 Millionen, in jenen von 1859 bis 1860 eine solche von 244 Millionen nachgewiesen; dagegen betrug die Ausfuhr von

1844 bis 1847	114 Mill. fl.,	
1859 „ 1861	297 „	„

Der Gesammtverkehr mit dem Auslande stellte sich 1845 bis 1847 auf . . . 2,438 Mill. fl.,

1859 „ 1861 dagegen auf 5,415 „ „

Die Länge der in Betrieb stehenden Eisenbahnen, welche 1847 218 Meilen und 1854 344 Meilen betrug, erstreckt sich bereits auf 736 Meilen. Bei den verschiedenen Consumsteuern (Fleisch, Salz, Bier, Zucker, Kaffee, Tabak rc.) ergeicht sich in den letzten dreißig Jahren eine Vermehrung von 22 auf 117 Procent. Eingehend auf die in dieser Zwischenzeit von circa dreißig Jahren vorgekommene Ansammlung von Kapitalien und diese specialisirend, schätzt Herr v. Czörnig solche produktive Ansammlung von Kapitalien auf 2000 bis 2500 Mill. fl., worunter z. B. zum Baue neuer Häuser in Wien 40 bis 50 Millionen; die Vermehrung der in Kredit- und Industrieunternehmungen angelegten Kapitalien mit 383 Mill. fl., die Zunahme der Einlagen in den Sparkassen mit 55 Mill. u. s. w. gerechnet sind.

Sprachmischung in Böhmen. Es ist bereits früher im Globus, in den Briefen über Böhmen, auf die dort an einigen Orten herrschende deutsch-tschechische Sprachmengung hingewiesen worden. Wir führen hier noch ein Beispiel an, welches wir Kapper's „Böhmerland" entnehmen. Die ganze Weinkultur von Meinik an der Elbe aufwärts ist nämlich in den Händen deutscher Grundbesitzer und Winzer, und doch ist die Terminologie derselben eine vorwiegend tschechische, wie sie die nachfolgenden deutschen Winzer von ihren tschechischen Vorsassen mitsammt den Weingärten und Rebstöcken übernahmen. Man hört z. B. immer noch „wosecken" (von oselati) statt umhauen, „roswoden" (von roswod) statt durch Septime verwehren und „wosnitzen" (von wozice) statt Wasserfalz. In Schenkwitz sagt man auch noch statt: auf dem Berge: „auf der Hora", worin das slawische „hora" sich noch vollständig erhalten hat.

Der Weinbau in Neuseeländes gewinnt immer eine größere Ausdehnung, namentlich in der Gegend von Alburg, und es sind vorzugsweise deutsche Gutsbesitzer, welche sich großen Erfolgs rühmen können. Ein Herr Zimmermann zu Beechworth hat jetzt zuverthalb Acker Wingert; er bekommt für seinen Wein 1 Pfund Sterling per Gallon, und hat von 200 Stück dreijähriger Rebstöcke 1862 nicht weniger als 1500 Pfund der schönsten Tafeltrauben geerntet. Andere Deutsche ersten seinem Beispiele nach.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

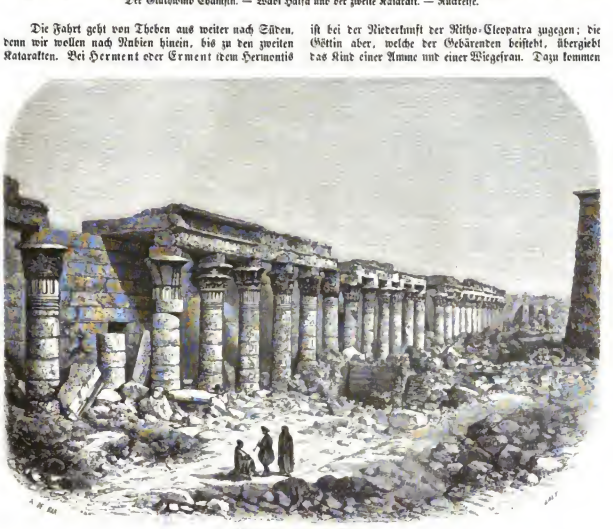
Digitized by Google

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubiſchen Katarakten.

Zweiter Artikel.

Von Theben nach Wadi Halfa. — Herment. — Esneh, die Stadt der Tänzerinnen. — Der Tanz der Almehs. — Edfu. — Die Steinbrüche von Silſilis. — Kom Ombos. — Elephantine. — Die Katarakten von Aſſuan — Das Volk der Nubier — Die Inſel Philae, das Juwel des Nils. — Die Inſchriften und die Denkmäler. — Hathor, Iſis und Oſiris. — Der Iſistempel. — Weiterfahrt auf dem nubiſchen Nil. — Ruinen an beiden Ufern. — Kerosko. — Eine nubiſche Hochzeit. — Die Höhlentempel von Abu Simbel. — Der Sturmwind Chamſin. — Wadi Halfa und der zweite Katarakt. — Rückreiſe.

Die Fahrt geht von Theben aus weiter nach Süden, denn wir wollen nach Nubien hinein, bis zu den zweiten Katarakten. Bei Herment oder Erment (dem Hermontis der Griechen) gewahren wir ſorgſam beſtellte Aecker, die einem Verwandten des Vicekönigs gehören, und alte Ruinen, auf welche der Schatten von Sykomoren und Mimoſen fällt. Unweit von der Kuppel eines muſelmännischen Grabes ſteht ein kleines Sanctuarium, zur Erinnerung an Cäſarion, den Knaben, welchen Cäſar mit der Cleopatra gezeugt. In der zweigetheilten Cella ſahen wir merkwürdige Basreliefs. Ammon Rha, von Suan, der ägyptiſchen Lucina, begleitet, iſt bei der Niederkunft der Ritho-Cleopatra zugegen; die Göttin aber, welche den Gebärenden beiſteht, übergiebt das Kind einer Amme und einer Wiegefrau. Dazu kommen



Säulenhalle auf der Inſel Philae

noch andere bildliche Darſtellungen, welche folgenden Gedanken ausdrücken: Cäſar und Cleopatra ſind den Göttern ähnlich; ihnen iſt ein Knabe geboren, ſo ſchön wie der Tag.

Bald nachher erreichen wir Esneh, das auf der linken Seite des Stroms liegt. Dieſer Ort iſt die „Stadt der Tänzerinnen". Die vielbeſprochenen Almehs wohnen in mehreren Häuſern unweit vom Ufer. Wir wurden vom Trageman und vom Koch in eines der berühmteſten geführt.

Digitized by Google

das aber von außen keineswegs einladend aussah. Die Tänzerinnen saßen gruppenweis in einem großen Saale; alle waren recht hübsch und wohlgestaltet, durchaus keine blendenden Schönheiten, aber sehr aufgeputzt. Sie trugen kurze, weit ausgeschnittene Mieder, weite seidene Beinkleider, welche über den Hüften mit einem Gürtel von blendenden Farben befestigt waren, einen Unterrock von fleischfarbenem dünnem Tüll, an den unbekleideten Füßen gelbe Pantoffeln, Ringe am Hals und an den Armen, vor der Stirn eine Art von Diadem, das aus Münzen zusammengesetzt war, und auf dem Kopf ein leicht hingeworfenes Seidentuch.

Der Tanz begann mit einer Reihenfolge von gemessenen, anmuthigen Bewegungen, wurde dann rascher und steigerte sich bis zum Ausdrucke der Leidenschaft. Wir vertheilten Geld, Oliven und Liqueur an die Tänzerinnen, die es ihrerseits an Segenswünschen nicht fehlen ließen, denn nicht alle Tage halten die Almehs eine so ergiebige Ernte. Ihre Haupteinkünfte beziehen sie von den reisenden Fremden und diese kommen nur während der Wintermonate. Der Sommer ist eine schlechte Zeit für die Tänzerinnen, denn arbeiten wollen sie nicht, und deshalb fallen sie Wucherern in die Hände, welche ihnen Vorschüsse auf künftigen Verdienst geben. Sie vergeuden die Zeit mit Tabakrauchen, trinken viel Anisbranntwein und noch mehr Kaffee. Zur Zeit der Mameluckenherrschaft waren die Almehs in großem Flor, und man fand sie in allen ägyptischen Städten; seitdem hat jedoch ihre Zahl beträchtlich abgenommen und ihr letzter Zufluchtsort ist eben Esneh, das wohl auch ihre Wiege war. Es scheint, als ob diese ägyptischen Bayaderen nach und nach aussterben.

Aegyptische Tänzerin.

Der amerikanische Reisende Bayard Taylor hat einen festlichen Tanz der Almehs sehr naturgetreu geschildert. Er fand statt — in den Ruinen von Luksor. Zwei berühmte Künstlerinnen, Apfelblüte und Orangenblüte, saßen in einem Saale mit vier anderen Almehs und drei Sängerinnen. Die Musik bestand aus zwei Trommeln, einem Tarabut und einer kreischenden arabischen Geige. Als die Fremden eintraten, erhoben sich die Almehs und drückten, zum Zeichen der Begrüßung, deren Hände an Lippen und Stirn. Dann setzten sie sich wieder und tranken ein Glas Liqueur, während Trommeln und Tarabul geschlagen wurden.

Orangenblüte war von mittlerm Wuchse, hatte elfenbeinfarbige Haut und regelmäßige Züge; Apfelblüte, höchstens fünfzehn Jahre alt, war klein und zart gebaut, dunkelfarbig und sehr hübsch. Drei von den Gehülfinnen waren weiß gekleidet; die vierte, eine nubische Sklavin, sah mit ihrem schwarzen Gesichte wunderbar malerisch aus unter dem scharlachrothen Schleier, der dasselbe wie ein Turban umhüllte und in langen Falten bis auf ihre Füße herabfiel. Unter den Sängerinnen, sagt Taylor, war eine, Namens Bemba, die so ziemlich das einzige wirklich schöne Mädchen ist, das ich überhaupt in Aegypten gesehen. Ihr großes, aber regelmäßiges Gesicht und ihr langes, volles, seidenweiches Haar hing lose bis auf die Schultern, wo die feine, glänzende Masse in Flechten gelegt war. Ihre Zähne waren unnatürlich weiß, die Lider der dunkeln Augen schwarz gefärbt, und dadurch erhielten sie einen schmachtenden, sehr melancholischen Ausdruck. Diese Bemba war eine vollendete Schauspielerin. Als sie bemerkte, daß wir sie aufmerksam betrachteten, nahm sie sofort die gleichgültigste Miene von der Welt an und wir erhielten auch nicht einen Blick mehr von ihr. Im ganzen Abende war jede ihrer Bewegungen studirt. Der Shawl wurde in anmuthigen Falten um den Kopf gelegt und das Haar von den Schultern zurückgeworfen; in der mit Henna rothgefärbten Hand ließ sie das Jasminrohr ihrer Tabakspfeife spielen, und erst als sie fertging, schlug sie noch einmal die Augen auf; sie that dabei, als ob sie uns eben erst bemerkte, und sprach mit melodischer Stimme einen: „Guten Abend".

Der Tanz der Almehs begann in sehr langsamem Takte, beide Hände wurden über den Kopf gehalten, während die klimpernden Metallstückchen an ihren Shawls und zwei kleine metallene Cymbeln, welche am Daumen und Mittelfinger befestigt waren, mit der Musik Takt hielten. Dann wurden die Bewegungen rascher, aber der Tanz bestand nicht in Pirouetten und flüchtigen Sprüngen wie auf unseren Theatern, sondern zeigte eine wunderbare Herrschaft über Brust- und Beinmuskeln. Ihre Leiber bebten bei der Musik wie die Saiten einer Violine, und als gegen das Ende hin der Gesang wilder und stürmischer wurde, stimmten die Bewegungen mit denselben überein. Als die Musik aufhörte, waren die Almehs nicht etwa erschöpft, sondern standen kalt und ruhig da, ohne daß ihr Athem merklich rascher gewesen wäre.

Digitized by Google

Uebrigens hatte dieser Tanz noch ein Nachspiel, das einen völligen Gegensatz bildete. Die Almehs schlugen mit erhobenen Händen die kleinen Cymbeln, sprangen im Kreis umher, und der Beschauer dachte an tanzende Nymphen, welche von griechischen Bildhauern dargestellt worden sind. In dem Augenblick, ehe sie den Boden berührten, als sie, den Kopf nach vorn gebeugt und beide Hände hoch nach oben ausgestreckt, in der Luft schwebten, hoben sie sich von dem blauen Hintergrunde der Halle ab und sahen aus als wären sie eben erst aus dem Fries eines Bachustempels herausgenommen worden. —

Die Barke fährt an den mächtigen Pylonen von Edfu vorüber. Unsere Begierde, die Kataraften von Assuan zu sehen, wird immer lebhafter und wir haben günstigen Wind. Der Nil ist nun auf einer beträchtlichen Strecke zwischen steile Felsen eingeklemmt und der Pflanzenwuchs wird kümmerlich. Wir scheuchen kleine Vögel auf, welche in solcher Menge vorhanden sind, daß sie in der Luft eine förmliche Wolke bilden; als wir ein paar Schüsse abfeuerten, fielen Hunderte in den Nil, und der Koch ließ sie aufsischen.

Wir waren nun bei den berühmten Steinbrüchen von Silsilis, aus welchen das Material zu den Kolossen und Obelisken Oberägyptens genommen worden ist. In den tiefen Galerien und Gängen sieht man noch heute hieratische Darstellungen und religiöse Inschriften. Ein Felsen von seltsamer Gestalt fällt uns auf, denn er gleicht einem ungeheuern Champignon. Man glaubt, daß an ihm eine gewaltige Kette befestigt war, mit welcher man den Nil absperren konnte, wenn es sich darum handelte, Aegypten vor dem Eindringen der äthiopischen Völker zu sichern.

Bei Mondschein sehen wir den Tempel von Kom Ombos, und legen dann beim Dorfe Elganeh an, das von Dum-Palmen und Mimosen überragt wird. Dort bleiben wir bis zum Morgen und sind nur noch vier und zwanzig Stunden von Assuan getrennt. Nun muß der Steuermann sehr vorsichtig sein, denn wir haben jetzt seinen guten Wink und im Flußbette liegen viele Felsen, gleichsam Vorposten jener in den Kataraften. Wir gelangen an die Insel Elephantine, welche uns zur Rechten liegt, aber von ihren Ruinen kommt uns jetzt nur wenig zu Gesicht. Dann fahren wir in den Kanal, welcher uns nach Assuan führt, dem alten Syene, dieser „Königin der Kataraften“.

Die Alten meinten, diese noch jetzt von Dattelhainen umgebene Stadt liege gerade unter dem Wendekreise des Krebses, und an dem Tage des Solstitiums stehe die Sonne über dem Scheitel der Bewohner, so daß Mittags kein Schatten zu sehen sei und ein Brunnen bis auf den Grund von den Sonnenstrahlen getroffen werde. Die Kataraften liegen jedoch noch mehrere Meilen nördlich von Assuan. Aber auch hier ist überall klassischer Boden; man kommt nach der Insel Elephantine und ein wenig weiter aufwärts nach Philae.

Am 4. Januar, Morgens um zehn Uhr, fuhren wir in die enge Stromfahrt der Kataraften hinein. Wir fanden schon eine Anzahl von Schiffseuten bereit, durch welche unsere Mannschaft vervollständigt wurde, und Alle stellten sich nun unter den Befehl eines Reis, der jede Klippe genau kannte und die Barke mit einer solchen Sicherheit führte, als bewege sie sich in ruhigem Wasser zwischen zwei Schleusen.

Tarabuffpielerin

Diese hinzugekommenen Leute waren Nubier, halbwilde Männer, deren Haut so aussieht, als ob man schwarzen Krepp über einen braunrothen Untergrund gelegt habe. Sie bilden schon in Assuan, das noch auf ägyptischem Boden liegt, die Mehrzahl der Bevölkerung. Man findet sie in großer Menge als „Barabra“ in den bedeutenden Städten Aegyptens, namentlich aber in Alexandria und Kairo. Ihre eigentliche Heimat liegt (Kremer I, S. 101) in der engen, felsigen Strecke des Nilthals zwischen der ersten und zweiten Stromschnelle, von Assuan bis Koroske, und von Ibrim bis Wadi Halfa; auch wohnen sie in der Provinz Dongola, von Wadi Halfa bis etwa zum Berge Dekan. Sie erfreuen sich als ehrliche Leute eines guten Rufes, werden zumeist als Diener, Wächter und Thorhüter verwandt, und haben große Anhänglichkeit an ihre Heimat, in welche sie mit ihrem ersparten Gelde zurückkehren. In Aegypten halten sie unter einander gute Landsmannschaft: sie lieben, gleich allen Schwarzen, berauschende Getränke, namentlich die Buza (eine Art von Bier) und Dattelwein. Manche dieser „Berberiner“ sind auffallend schön und bei vielen haben die Züge einen Ausdruck von Milde und Sanftheit. Ihre Vorfahren sind bis in das vierzehnte Jahrhundert Christen gewesen, aber in dem heutigen Geschlecht ist auch nicht eine Spur der Erinnerung daran zurückgeblieben.

Unsere Nubier schreien uns ein Willkommen zu und

Digitized by Google

Insel Philae.

Digitized by Google

geben dann an ihre Arbeit. Wir fahren zwiſchen Maſſen von Granit; ſie ſind ſchwarz, naß und leuchtend und gleichen einer Heerde verſteinerter Büffel in verſchiedenen Stellungen. An dieſen Felſen werden Seile befeſtigt, und vermittelſt derſelben zieht man die Dahabieh langſam ſtromaus. Als wir eben den erſten Durchgang hinter uns hatten, brach der Abend herein und wir mußten zwiſchen zwei Stromſchnellen feſtlegen. Als dies geſchehen war, erhielten wir Glückwünſche von den Nubiern über die günſtige Fahrt. „Gott iſt groß; Ihr ſeid gute Franken, gebt uns ein Bakſchiſch!“ Dieſes unvermeidliche Bakſchiſch wurde denn auch willig geſpendet, und die Leute begaben ſich für die Nacht in ihre Dörfer zurück. Wir aber kletterten auf die nächſten Felſen, betrachteten das Chaos, welches uns umgab, und ſtaunten über die phantaſtiſchen Bilder; die ungeheuren Maſſen ſahen aus wie gigantiſche Menſchen. Das war kein Granit mehr, ſondern ein Volk von Titanen, deren Füße im Waſſer angefeſſelt zu ſein ſchienen.

Als der Morgen graute, waren unſere Nubier an Ort und Stelle und arbeiteten wieder, bis wir um drei Uhr

Ruinen von Karnak.

Nachmittags in einem ruhigen Waſſer waren. Jetzt hatten wir noch drei Stromſchnellen zu überwinden, und die letzte, El Kebir, bot die meiſten Schwierigkeiten dar. Dort wurde unſere Barke von etwa zweihundert Leuten gezogen.

Die „Kataraften“ ſind keine Waſſerfälle, ſondern nur Stromſchnellen, mit aufeinander folgenden Felſenbarren und heftigen Strömungen, oft ohne allen Schaum. Manche Stellen bieten allerdings einige Gefahren, aber dieſen weiß

Digitized by Google

der vorsichtige Schiffsführer auszuweichen und Unfälle sind äußerst selten.

Vor uns lagen die Zwillingsinseln Philae und Bigeh. Die letztere ist von Felsen umrandet, welche mit Hieroglyphen bedeckt sind, und liegt auf der libyschen Stromseite, die andere wird mit Recht als das „Juwel des Nils" bezeichnet. Sie ist das Entzücken aller Reisenden, so grün, einsam, friedlich, und hat herrliche, gesunde Luft. Auch Lepsius sagt, daß die acht Tage, welche er auf dieser „heiligen Insel" verweilte, eine seiner schönsten Reiseerinnerungen bilden. Auf der hochgelegenen Tempelterrasse, welche am östlichen Ufer steil über dem Flusse schwebte, pflegte er nach der Tages Arbeit mit seinen Gefährten zusammenzutreffen, um den Schatten des wohlerhaltenen, aus scharfgeschnittenen, dunkelglühenden Sandsteinblöcken aufgebauten Tempels über den Fluß hinüberwachsen und sich mit den schwarzen, vulkanischen, wild übereinander gethürmten Felsenmassen vermischen zu sehen. Zwischen diesen ergießt sich, Feuerströmen vergleichbar, der goldgelbe Sand in's Thal.

Die Insel, sagt der große Aegyptolog, scheint erst spät, unter den Ptolemäern, heilig geworden zu sein. Herodot, welcher zur Zeit der Perserherrschaft bis zu den Kataraften hinauf kam, nennt Philae gar nicht. Es war damals von Aethiopiern bewohnt, welche auch Elephantine noch zur Hälfte inne hatten. Die ältesten Gebäude, welche man jetzt auf der Insel findet, sind fast hundert Jahre nach Herodot's Reise vom dritt-letzten König ägyptischer Abkunft, von Nectanebus, auf der Südspitze errichtet worden. Viel ältere Inschriften sind auf der großen Nachbarinsel Bigeh, hieroglyphisch Senmut genannt. Diese war schon im alten Reiche mit ägyptischen Denkmälern geschmückt; Lepsius hat daselbst eine Granitstatue des Königs Sesurtesen des Dritten, aus der zwölften Dynastie, gefunden.

Auf Philae wurde ihm ein köstlicher Fund zu Theil; er entdeckte nämlich zwei bilingue (d. h. zweisprachige, hieroglyphisch und demotisch abgefaßte) Dekrete der ägyptischen Priester, von denen das eine denselben Text enthält, der auch auf dem Steine von Rosette vorkommt.

Die Menge der griechischen Inschriften auf Philae ist unzählig. Der Haupttempel war der Isis geweiht; sie heißt hier vorzugsweise „Herrin von Philä".

Am Ufer erwartete und ein Greis, welcher uns auf dieser zauberischen Insel umherführte. Er warf allerlei Dinge, welche keinen Zusammenhang haben, Isis, Mohammed und Jesus, durcheinander, und die Pharaonen und die römischen Kaiser bezeichnete er als Emire und Sultane. Wir gingen an der Westseite von Süden nach Norden und ließen uns durch seine archäologischen Barbareien nicht im Mindesten stören. Ich will hier nicht in die Einzelbeschreibung der Denkmäler eingehen, mit denen die Insel buchstäblich bedeckt erscheint. Sie ist etwa 1230 Fuß lang und 420 Fuß breit. Im zweiten Hofe des Isistempels giebt eine Inschrift des ägyptischen Instituts die Lage von Philae an: 24° 11′ 34″ N. Br., 30° 34′ 16″ O. L. von Paris. Wir hingen neben dieser Inschrift, im Schatten einer Säule, Mitte Januars, um Mittag ein Thermometer auf, das standhaft 33° C. zeigte.

Nubier.

Von einem etwa 35 Fuß hohen Granitfelsen hat man einen hübschen Blick über die ganze Insel. Geradeaus, in der Richtung nach Assuan, liegt, nebst anderen Monumenten, der Haupttempel; zur Linken sieht man einen Obelisk und eine lange Kolonnade (siehe unsere Abbildung); zur Rechten einen Tempel der Hathor, der ein Hypäthron bildet, also oben offen ist. Man gewahrt an demselben Kapitäler, welche aus Frauenköpfen mit Kuhohren bestehen. Hathor wurde, neben der Isis, auf Philae verehrt; von den Griechen wurde diese Göttin als Aphrodite bezeichnet, und in den Inschriften heißt sie: Auge der Sonne, Herrin der Scherze und des Tanzes. Ihre heiligen Thiere sind der weibliche Sperber und die Kuh; in ihrem Haupttempel wurde eine weiße Kuh gehalten, sie selbst wird mit Kuhkopf und Kuhhörnern abgebildet. Isis ihrerseits (ägyptisch Hes), die große Göttin, die königliche Gemahlin des Osiris (der seinerseits König des Lebens, Herr von unzähligen Tagen ist), ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch Osiris geweckt und befruchtet wird. Alle ägyptischen Göttinnen der Empfängniß und Geburt, z. B. die Neith, die Pacht und auch die Hathor, gehen in Isis über, während sie doch zugleich als besondere Gestalten neben ihr

Digitized by Google

stehen bleiben. Die Kuh, das Bild des bereiten Empfangens, der reichlichen Geburt, der mächtigen Nahrung, ist das heilige Thier auch der Isis; die Göttin selbst wird mit den Rindshörnern, mit dem Kuhkopfe, ja selbst als eine Kuh dargestellt, und Herodot sah ein solches Bild auf der Königsburg der letzten Pharaonen zu Sais. In einem schön geschmückten Gemache lag eine hölzerne Kuh, mit Gold überzogen, in natürlicher Größe auf den Knieen; zwischen den Hörnern trug sie eine Sonnenscheibe. Nur Hals und Kopf sah man, denn das Uebrige war mit einem Purpurmantel bedeckt. Vor diesem Bilde brannte am Tage stets Weihrauch und Nachts eine Lampe, und am Trauerfeste der Isis wurde es in Procession umhergetragen. Isis und Osiris wurden im ganzen ägyptischen Lande verehrt, auch an der Südgrenze des Reichs, zu Philae, wo des Osiris Grab, von hohen Tamarisken beschattet, auf einer kleinen Nebeninsel gezeigt wurde*); im Tempel der Isis auf Philae selbst war die Geschichte des Gottes dargestellt.

Die Tempel der verschwisterten Göttin sind durch zwei Säulengänge von ungleicher Länge mit einander verbunden; sie laufen von jenem der Hathor bis zu den Pylonen des Isistempels. (S. unsere Abbildung in der vorigen Nr.) Auf der Vorderseite jener Pylonen bringt ihr Erbauer, Ptolemäus Philometor (181 bis 145 v. Chr.), der als Riese dargestellt ist, der Isis und dem Horus Kriegsgefangene zum Opfer; in der einen Hand hält er menschliche Kopfhaare. (S. die Abbildung in der vorigen Nummer). Man gelangt vermittelst einer noch gangbaren Treppe auf die Pylonen und dann in einen Hofraum, dessen Seiten von Gebäuden gebildet werden. Diese waren von den Ptolemäern der Hathor und Isis geweiht. Dieser Hofraum wird von zwei anderen Pylonen geschlossen, die 41 Fuß hoch sind und auf einem Felsen stehen. Eine Inschrift im Granit sagt, daß Ptolemäus Evergetes (246 bis 221 v. Chr.) der Erbauer sei.

Vier Pylonen und zwei Hofräume sind des großen Tempels der Isis würdig. Verschiedene Ptolemäer haben an denselben gebaut. Er ist in seinem Grundrisse nicht regelmäßig, denn er hält keine bestimmte Richtung inne, sondern folgt der Krümmung der Insel. Man kann das Gebäude mehr als eine Gesammtheit von einzelnen Theilen, denn als ein Ganzes betrachten. In Folge seiner Lage hat er verhältnißmäßig wenig durch Verwüstungen gelitten. Der Schmutz, mit welchem koptische Christen die Wände seiner

Tempel von Tentyrah.

Die größere, westliche Kolonnade hat drei und dreißig Säulen, an denen jedes Kapitäl von den anderen verschieden ist; die östliche hat sechszehn Säulen, die bis in ein zum Theil verschüttetes Sanktuarium reichen, das dem Amuph (Aeskulap), dem Sohne der Hathor und des Phtha, geweiht war. Etwa in der Mitte der westlichen Galerie führt eine Treppe, deren unterer Ausgang oft mit Nilwasser bedeckt ist, zum Strome hinab. Dieses Prepyläen gemahnt an die römischen Zeiten und ist sehr schön; man sieht dort vielfach die Köpfe des Augustus, des Tiberius und des Claudius.

Weiterhin, neben Schutthaufen, unter denen man noch zwei verstümmelte Löwen erkennt, erheben sich zwei Pylonen, welche ein kleines Propyläon umschließen; dieses ist sehr hübsch gearbeitet und ist noch ein Ueberrest desjenigen Isistempels, welchen König Nectanebus auf Philae gebaut hat. Heiligthümer bewarfen, hat die reichbemalten Skulpturen verborgen, aber nicht verunstalten können, und die Palmblätter und Lotuskapitäler haben den noch beinahe ursprünglichen Glanz ihrer grünen und blauen Farben. Uebrigens ist der Peristerritor von 36 Säulen vor dem Tempel, welcher bis an das Südende der Insel reicht, niemals vollendet worden; denn einige Kapitäler, welche zuletzt aufgerichtet wurden, sind noch unbehauen oder zeigen den Fortschritt der Bearbeitung in verschiedenen Stufen.

Die Bildhauereien sind Hautreliefs und mit hellen, glänzenden Farben bemalt. Sie beziehen sich auf Isis, Osiris und den Horus, beider Sohn. An einer Stelle sieht man, wie Isis den jungen Gott säugt, und diese Gruppe erinnert lebhaft an christliche Gemälde, auf welchen Maria mit dem Jesuskinde dargestellt ist. Die Götter haben hier eine weiße, griechische Haut, sie sind nicht, wie in den alt-ägyptischen Gräbern und Tempeln, hellroth, ihr Profil ist symmetrisch und selbst schön und die Sinnbilder, mit welchen man sie umgeben hat, sind mit bewundernswürdigem Geschmack gezeichnet.*)

*) Es lag nicht auf Philae selbst, sondern auf der kleinen benachbarten Insel Phinch. Das sagen auch Diodor und Plutarch ausdrücklich: der Erstere sagt, daß dieses Eiland wegen des Grabes als das „heilige Feld" bezeichnet worden sei. „Das ist eine Uebersetzung von Ph-i-neb oder Ph-ih-neb, denn auch das h findet sich hieroglyphisch; koptisch Ph-iah-neb, der heilige Acker. Dieses heilige Feld war ein Adaton, also unzugänglich, außer für die Priester". Richard Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai ꝛc. Berlin 1852. S. 111.

*) Bayard Taylor, der Nordamerikaner, welcher auch den Isistempel auf Philae besucht hat, knüpft an denselben folgende Betrachtung, die wir registriren wollen, weil sie von einem Manne

Die Tempel der Isis und der Hathor würden sich leicht wieder herstellen lassen und dem weitern Verfalle der übrigen könnte man ebenfalls vorbeugen. Es wäre schon der Mühe werth. Unter den Ptolemäern nahm auch die Kunst einen neuen Aufschwung. Das Massenhafte und Kolossale im Bau machte dem Ebenmaß und der Anmuth Platz. Griechischer Einfluß machte sich in Aegypten schon vor Alexander geltend; er bewirkte Aenderungen in dem Ueberlieferten, ohne den Geist desselben zu vertilgen und Fremdartiges an dessen Stelle zu setzen. Die Pylonen passen recht wohl zum alten Hathortempel, und auf Philae erscheint das Aegyptische durch hellenischen Kunstsinn verschönert.

Philae bildet den Schlüssel zu den Katarakten, war, wie schon angedeutet wurde, eine Vormauer der thebaischen Dynastien gegen das Eindringen der äthiopischen Völker und wurde ihre Zufluchtsstätte, als die Hyksos das untere und mittlere Aegypten erobert hatten. Als die Pharaonen, Ptolemäer und Cäsaren nacheinander verschwunden waren, blieb Philae noch lange Zeit den alten Göttern treu. Hatte doch in dieser Inselgruppe Osiris sein Grab, und Isis wie Hathor einen Tempel, und die Priester wehrten sich mit Zähigkeit gegen den neuen Glauben. Noch in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurde auf Philae die Isis verehrt. Das Christenthum drang spät dorthin, wurde aber, gleich dem alten Götterglauben, von den Mohammedanern bedrängt und vernichtet.

Doch wir verlassen die heilige Insel und befahren nun den nubischen Nil, der auf vielen Strecken grüne, lachende Uferlandschaften zeigt. Wir sehen in der Ferne eine Kameel-Karawane ziehen; auf steilem Felsen erhebt sich ein koptisches Kloster, weiterhin liegt eine halbverfallene Moschee, und auch Ruinen aus den Tagen der Pharaonen sind in Menge vorhanden. Wir sind nun unter dem Wendekreise des Krebses, aber die Hitze finden wir keineswegs drückend, vielmehr hat die Luft etwas Balsamisches. Freilich sind wir im Winter, aber dieser gleicht unserm mitteleuropäischen Sommer. Um 6 Uhr früh ist seither der Thermometer nie unter 6° C. gefallen; Mittags zeigte er 29, um Mitternacht etwas weniger als 7° C. Vom 8. bis 12. Januar hatten wir um Mittag allerdings 32, Morgens früh 16 bis 17° C.

Das Volk sprach nun nicht mehr arabisch, und unser Dolmetscher mußte sich selber eines Matrosen bedienen, der das „Barbarinische" verstand. Die Nubier sind im Ganzen friedliche Menschen, aber es ist doch nicht mit ihnen zu spaßen; an ihrem Arme hängt ein Dolch; sie tragen einen Bogen aus Eisenholz und einen Schild aus Krokodilshaut. Die Bekleidung ist spärlich; die Frauen färben die Lippen und flechten das Haar in eine unendliche Menge kleiner Stränge. Mädchen bleiben bis zu ihrer Verheirathung, einen schmalen Gürtel abgerechnet, völlig unbekleidet. Die Dörfer liegen ziemlich nahe bei einander und bestehen gewöhnlich aus einem paar Dutzend oder auch mehr Erdhütten, die mit Palmblättern gedeckt werden.

Nil-Katarakten von Wadi Halfa.

In Nubien sehen wir Ruinen aus allen Zeiten und von allen alten Göttern. Noch in Debod finden wir Spuren von Isis und Osiris; auch in Kartas deuten die Kapitäler noch auf die Isis. Ganz herrlich ist der Tempel zu Kalabsche, das gerade unter dem Wendekreise liegt. Augustus begann den Bau, der zur Zeit des Septimius Severus noch nicht ganz vollendet war. Man benutzte zu demselben Steine von einem alten Tempel aus dem siebenzehnten Jahrhundert vor Christus. Der hieroglyphische Name für das heutige Kalabsche lautet Telmes, woraus die Römer Talmis machten. Auf einer Säule im großen Hofraume sehen wir eine berühmte griechische Inschrift des Königs Nuba Silco; auch demotische Inschriften kommen vor.

Weiter aufwärts liegt Dandur, gleichfalls mit einem Tempel aus der Römerzeit; zu Gherf Hosseïn am westlichen Ufer steht gleichfalls ein solcher aus den Tagen Rhamses des Zweiten, und so folgt ein Tempel dem andern, bis wir nach Korosko kommen. Dort macht der Nil eine

der „republikanischen", d. h. der abolitionistischen Lincoln-Partei herrührt. „Diejenigen Freunde der afrikanischen Rasse, welche auf Aegypten hinweisen, um zu zeigen, was diese Negerrasse geleistet habe, befinden sich gänzlich im Irrthum. Die einzigen Negerphysiognomien, welche in ägyptischen Bilderwerken dargestellt werden, sind die von Sklaven und Gefangenen, welche in den äthiopischen Kriegen der Pharaonen gemacht wurden. Im ganzen Nilthale findet man keinen Beweis, daß die Negerrasse eine höhere Stufe der Bildung erlangt habe als jene, welche sie heutzutage in Congo oder Aschanti besitzt."

Digitized by Google

Biegung nach Süden und dann einen sehr weiten Bogen. Wer nach dem Sennaar und Sudan reisen will, schließt sich hier einer Karawane an und zieht mit derselben durch die Wüste der Bischarin (Atmur bela ma) bis nach Abu Hammed, das an der Stelle liegt, wo der Nil auf seiner Biegung nach Norden den äußersten nördlichen Punkt erreicht.

In Korosko verweilten wir zwei Tage und betrachteten uns dort auch den Chan oder Bazar, der gerade mit Waaren, die für den Sudan bestimmt sind, reichlich gefüllt war. Unsere Matrosen wollten ausruhen und erzwangen sich einen ganzen Tag zum Trinken, denn das Bier sei in Korosko ganz ausgezeichnet. Wir selber gingen in ein solches Bierhaus, das am Eingange zu einer Schlucht lag. Welche Wirthschaft! Zwei abscheuliche Hexen mit einer tintenschwarzen Haut traten uns gleich an der Thür entgegen. Die Hausbesitzerin war mit allerlei Flitter und Armringen von Elfenbein angeputzt, schien ein sehr unzweideutiges Handwerk zu treiben und brachte eigenhändig das Bier in großen Krügen von Terracotta herbei. Uns wollte es nicht munden, aber unsere Schiffsleute thaten sich eine rechte Güte und sie tranken eine erkleckliche Menge. Ohnehin war gerade eine nubische Hochzeit. Bei der schon erwähnten in Aegypten ging es viel anständiger her und Alles war weit sauberer; hier aber war ein durcheinander lachender und singender Chor Männer und Frauen in Schmutz und Staub. Eine hochgewachsene Tänzerin trat auf, und ihrer Pantomime fehlte es weder an einer gewissen Zierlichkeit noch an Ausdruck; nach unseren Begriffen würde man allerdings ihr Gebahren nicht sittsam nennen können. Sie sah in ihrem blauen Ueberwurfe nicht unhübsch aus, und es störte uns nicht, daß sie ihr Haar mit unzähligen Glasperlen geschmückt hatte. Wohl aber störte uns die entsetzliche, übelriechende Ausrüstung der Schönen, welche sich den ganzen Körper mit Hammeltalg pomadisirt hatte. Uebrigens brannten

Aus den Ruinen von Karnak

Digitized by Google

wir zur Hochzeitsfeier ein bengalisches Feuer ab. Das blaue Licht fiel über ein paar hundert schwarze Köpfe, die Ballerina machte eine entzückte Miene, und wir galten natürlich für Zauberer und Hexenmeister.

Unsere Matrosen mußten sich am frühen Morgen, bei frischem Lufthauch, den Schlaf aus den Augen reiben, und unsere Dahabieh fuhr weiter stromauf. Auch jetzt Tempel und immer wieder Tempel; bei Derr zum Beispiel ein in den Felsen gehauener, welchen Rhamses der Zweite dem Ammon Ra geweiht hatte. Dann gerathen wir bei Ibsambul oder Abu Simbel in neues Erstaunen, nicht über ein paar Kolossale, welche wir zuerst in dieser Gegend am 17. Januar sahen (weiter stromab kommen sie nicht mehr vor), sondern über die Höhlentempel. Wir erreichten das Dorf erst gegen Abend, als eben die untergehende Sonne ihre horizontalen Strahlen auf die kolossalen Massen dieser Menschlichgebäude schoß, diese in der Welt einzig dastehenden Höhlen, welche durch Menschenhände in den Granit eingegraben sind und die bleiben werden, so lange unsere Erde ihre gegenwärtige Gestalt behält.

Die beiden Höhlentempel entstanden in der Zeit Rhamses (Rameses) des Zweiten (zwischen 1407 und 1341 v. Chr.), des berühmten Sesostris der Griechen. Der kleinere Tempel war der Hathor geweiht, welche auch hier in Gestalt einer beiligen Kuh abgebildet ist. Die Vorderseite ist mit sechs Kolossen von je 31 Fuß Höhe geschmückt; das Innere hat drei Haupttheilungen. Der große Tempel ist 136 Fuß lang, 132 Fuß hoch und glatt aus dem Felsen herausgehauen. Vier sitzende Kolossalstatuen, gleichfalls aus dem Felsen herausgehauen, lehnen sich an's Gebirge und haben mindestens 60 Fuß Höhe. Ungeachtet dieser gewaltigen Verhältnisse ist doch die Arbeit, namentlich am Gesichte, sehr hübsch. An dem schönen, noch fast ganz unversehrt erhaltenen Frontispiz läuft eine horizontale Reihe von Hieroglyphen bin und über derselben ein Karnis mit 22 hockenden Affengestalten und einer symbolischen Figur des Phreb. An der Basis einer der Kolossalstatuen sieht eine griechische Inschrift, welche von hellenischen Soldaten berührt; diese Söldner des Königs Psammetich hatten 650 bis hierher eine Schaar flüchtiger Aktomolen verfolgt.

Das Innere entspricht vollkommen der großartigen Außenseite. Es besteht aus vier Sälen, die zusammen eine Tiefe von 185 Fuß mit zehn Nebengemächer haben. Den ersten Saal stützen eine Reihe von 8 Pfeilern, an welche sich Kolosse von 16 Fuß Höhe lehnen. Der zweite Saal hat nur 4 Pfeiler ohne Statuen; aber man sieht deren 4, von mehr als natürlicher Größe, im Hintergrunde des Sanktuariums. Sie stellen Rameses dar in Gegenwart der Götterreibeit Amun, Ra (Phreb) und Phtah. Die Skulpturen an den Mauern, namentlich im großen Saale, beziehen sich auf Kriegszüge des Sesostris, und man sieht recht deutlich, mit welcher Genauigkeit in Bezug auf Gesichtszüge, Hautfarbe und Trachten die verschiedenen Völker dargestellt sind, mit denen die Aegypter in Berührung kamen.

Wir waren nun unserm Ziel immer näher gekommen, als wir von Abu Simbel abfuhren, wünschte uns der Ortsvorsteher glückliche Reise und fügte hinzu: „Allah bewahre euch vor dem Chamsin.“ Aber er bewahrte uns nicht vor diesem Glutwinde, denn unser Thermometer stieg einige Stunden nachher plötzlich auf 42° C. Es war uns als sollten wir in einem feurigen Ofen ersticken, und wir verspürten in unseren Lungen einen feinen, heißen Staub. Unsere Schiffsleute konnten nicht mehr arbeiten und die Anwohner des Ufers wollten nicht. Wir haben es ihnen auch nicht verdacht. Erst gegen Abend wurde die Hitze etwas weniger unerträglich und wir kamen bis Kosse, wo wir über Nacht blieben und außerhalb des Chamsinstrichs waren.

Am andern Tag endlich kam der Flecken Wadi Halfa in Sicht, und nach einer Rilfahrt von sechs Wochen waren wir hocherfreut, diesen Punkt erreicht zu haben. Wir waren am zweiten Katarakt, mithin am Ziel unserer Reise, und gingen mit dem Trajeman, dem Kawaß und mehreren Matrosen am sandigen Ufer hin. Im Hintergrunde dehnt sich die bleiche, flache Wüste aus. Nachdem wir etwa zwei Stunden weit gewandert waren, gelangten wir auf einen Hügel, von welchem aus wir den Katarakt überblicken konnten. Er ist weit beträchtlicher als jener von Assuan; seine Stromschnellen sind viel ausgedehnter und der Fall ist stärker. Jener bildet, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein mehr harmonisches Chaos. Dieser Katarakt von Wadi Halfa nimmt eine Stromlänge von ungefähr drei deutschen Meilen ein, und auf dieser ganzen Strecke ist das Bett mit Felsen nach allen Richtungen hin gleichsam übersäet. Das Gefäll beträgt ungefähr 100 Fuß, und in der Reihenfolge von Stromschnellen haben ein paar etwa 20 Fuß Gefäll. Früher kannten Barken nicht hindurchfahren, seitdem aber Mehemet Ali Sprengungen hat vornehmen lassen, ist es ihnen möglich, zur Zeit des Hochwasserstands hindurch zu kommen.

Wir kehrten um, die Dahabieh schwamm ruhig den Strom hinab. Unterwegs stiegen wir an manchen Punkten aus, um noch einmal an den Prachtwerken der Baukunst uns zu erfreuen und die Eindrücke, welche wir früher empfangen, wieder aufzufrischen. So besuchen wir zum zweiten Male den Tempel von Dendera, der noch vortrefflich erhalten ist. Er gehört freilich in eine verhältnißmäßig junge Zeit, da er unter den letzten Ptolemäern begonnen und unter Nero vollendet wurde; als Bauwerk macht er einen hübschen Eindruck, aber die Hieroglyphen wie die Skulpturen zeugen schon von einem Verfalle der Kunst.

Gewaltig wirkten auch jetzt die Ruinen von Karnak auf uns. Sie sind doch das wahre Kleinod aus dem alten Theben und die großartigsten und schönsten Ruinen von ganz Aegypten. Wie gewaltig wirkten die kolossalen Sphingen und Widder, die Tempel des Rameses des Vierten und des Ptolemäus Evergetes; die großartigen Pylonen, die mächtigen Säulengänge und Hofräume, der Palast des Thutmes! Diese Denkmäler reichen theilweise bis in das Jahr 2400 vor Christus, in die Zeiten der größten Dynastie hinauf. Jahrtausende hindurch ist an ihnen gebaut und ausgebessert worden bis auf die Tage der letzten Ptolemäer herab.

Welch ein Gegensatz, wenn man, in Stannen und Sinnen verloren, heute in diesen Ruinen wandelt, auf welche fünf Jahrtausende herabschauen, und eine Woche später in Kairo auf dem Esbekieh-platze Kaffee trinkt und bedrackte Europäer mit Glanzstiefeln und Cigarren sieht, oder in Alexandria einen Dampfer erblickt. Eben erst im Tempel des Rameses oder Amenephis und jetzt in einem modernen Salon zwischen frackbekleideten Männern und Frauen mit dem kolossalen Ungeschmacke des Reifrocks und des staubaufwühlenden Schleppkleides!

Digitized by Google

Eibofolke, die Inselschweden an der Küste von Ehstland.

Zweiter Artikel.

Das Jul-Fest. — Germanische Festgebräuche. — Der Tanz, Gesang und musikalische Werkzeuge. — Sprichwörter. — Altwäterische Sitten. — Gastfreundschaft. — Häusliches Leben. — Nerhholz- und Runenkalender. — Sprache. — Aberglaube.

Das Hauptfest der Schweden ist das alte heidnische Julfest, an dessen Stelle unser Weihnachtsfest trat. Tannenbäume mit Lichtern werden angezündet und der Hausvater macht, nachdem die Familie ein Bad genommen hat, mit Kreide über Fenster und Thüren der Badestube ein mit einem Kreis umgebenes Kreuz. Hierin liegt vermuthlich eine Erinnerung an den alten Namen des Festes, denn Hjul bedeutet das Rad, das sich umwälzende. Gegen Mitternacht wird der Julgalt oder Weihnachtseber, ein anderthalb Fuß langes Roggenbrot, in Form eines Schweines, hereingebracht und vertheilt. Auf ihn wird mit Kreide ein Rad gezeichnet.

Echt germanische Festgebräuche sind ferner noch: das Setzen von Maien, jungen Birken, zu Pfingsten, das Sammeln von Johanniskraut in der Johannisnacht, um sich gegen Hexerei zu schützen, und das Herumziehen der verkleideten Jugend am Martinitabend vor den Häusern, wofür sie Wurst und Brot erhält.

Den Tanz lieben die Weiber ganz besonders, der Walzer, Pardans, nimmt die erste Stelle ein. Sehr beliebt war früher und ist theilweise noch jetzt der Trippeltanz, bei welchem in einem Kreise getanzt wird, mit den Gesichtern nach außen, worauf man in einer langen Reihe schlangenförmig durch das Zimmer zieht und zuletzt die Kette in walzende Paare aufgelöst wird.

Unter den musikalischen Instrumenten nahm der Dudelsack, Sackpip, Drummpipa, der meist aus einem Schafsmagen verfertigt wird, die erste Stelle ein. Seit ihn aber ein „frommer“ Pastor als des „Teufels Blasebalg“ bezeichnete, kam er allmälig außer Gebrauch. Bei der Ernte ertönte er ehemals immer und in Tagö jüngen die Bauern nie ohne Dudelsack zur Arbeit, der sie fleißiger antrieb, als der Steg des Aufsehers. Mehr im Gebrauche, besonders auf Worms und auf Tagö, ist die alte Tannenharfe, Tallharpa, ein länglich viereckiges Instrument aus Tannenholz, mit vier in Quinten gestimmten Violinsaiten aus Pferdehaar. Das Hackebrett, Trumpa, welches besonders auf Nogö und Ordnsholm benutzt wird, ist ein viereckiger Kasten mit einem durchlöcherten Resonanzboden und elf Saiten; er wird auf den Tisch gestellt und mit den Fingern oder einer Feder gespielt.

Der Gesang, welcher früher das Leben des Landmanns verschönerte und erhob, ist mit den alten Volksliedern bis auf geringe Reste verschwunden. Selbst diese armseligen Trümmer von Liedern werden jetzt zumeist nicht mehr gesungen, sondern nur als halbverstandene Erinnerungen aus der Vorzeit deklamirt. Dabei ist von Harmonie keine Rede; selbst die Kirchenlieder erklingen unrein und ohne Takt. Die alten Skaldengesänge und die Volkslieder sind mit der Entfernung vom Mutterlande meist vergessen und das Kartenspiel und die Ereignisse der Gegenwart bieten der Unterhaltung den hauptsächlichsten Stoff. Die einzigen nationalen Lieder, die noch gesungen werden, sind, neben einigen improvisirten Trinkreimen, die kleinen Hochzeitslieder, einige Scherzlieder und Bruchstücke von Balladen. So lautet ein Scherzlied:

Alle Männer fuhren voraus,
Mein Mann fuhr nach;
Alle hatten sie neue Hemden,
Mein Mann hatte Nichts.
Nahm ich ein altes Fischnetz,
Machte meinem Mann ein neues Hemd.
Altes Netz, neues Hemd
Zog mein Mann sich an.
„O, sage!“ sagte mein Mann.

Ferner:

Hei, lustig zu leben,
Wenn Alles geht gut!
Wenn das Mädchen will spielen,
Muß das Spinnrad stille stehen.

Dann:

Ich wichse meine Stiefel,
Ich sattle mein Pferd!
Ich reite zum Mädchen,
Und werde Hauswirth!
Bekomme ich nicht die Gertrud,
So bekomme ich doch gewiß Marie.

Bruchstück aus einer Ballade:

„Die anderen werden gebolt und geführt
Nicht werde ich gebolt und geführt!
Die Zeit schwindet, das Jahr geht,
Nie bekomme ich einen Mann des Jahr!“
„„Spinn', meine Tochter!
Morgen kommt der Freier herein!““
Die Tochter spann, die Jahre rann,
Nie kamen Freier heran.

Wir führen hier auch einige charakteristische Sprichwörter und Redensarten der Inselschweden an, deren sie viele haben; sie zeigen manches Uebereinstimmende mit denen der übrigen germanischen Völker.

Schöne Worte machen den Kohl nicht fett. — Der Brei wird nicht so heiß gegessen, als er vom Feuer kommt. — Der Tod kennt keinen Kalender. — Wo bleibt der Teufel, wenn die Hölle voll ist? — Komm' dann mit Heu, wenn die Stute todt ist. — Mit der Zeit kann wohl die Maus ein Antertau abbeißen. — Weiberreden und Pferdefressen hat kein Ende.

Der Charakter der Inselschweden hat sich nicht gleichmäßig entwickelt; denn während die kräftigen Runder in jahrhundertelanger Freiheit die Fehler wie die Vorzüge ihrer Anlagen ungestört auszubilden Gelegenheit hatten und wiederum auf weiten Seereisen und in schwierigen Lebenslagen Gewandtheit und Anstelligkeit lernten, haben an der ehstnischen Küste schwedische Bauern durch Mißverhältnisse zu ihren Herren sich zum Aufgeben ihrer Freiheit genöthigt gesehen und sind in stumpfe Gleichgültigkeit versunken.

Aehnlich den Skandinaviern zeichnen sich die Inselschweden durch klaren, tüchtigen Verstand aus, der nicht selten in Schlauheit übergeht, und einen oft sarkastischen Witz, durch Ausdauer bei der Arbeit, durch Anhänglichkeit an alte Volkssitten, durch Beachtsamkeit, Geistesgegenwart, Muth und Freiheitsliebe, so wie durch Ehrlichkeit, Keuschheit und Gastfreiheit. Beim Fischfang oder der Seehundsjagd scheuen sie weder Gefahren der See, noch Unannehmlichkeiten der Witterung, weder kalte Feuchtigkeit im Herbste, noch scharfen Frost auf dem Eise. Weniger ausdauernd und thätig sind sie beim Landbau und der Viehzucht. Die Folge ihres Fleißes war Wohlstand, bis vor Kurzem gab es auf

Digitized by Google

Regö noch keinen Armen; seit der größern Verbreitung des Branntweins aber sind manche Bauern zu Bettlern geworden. Andere hat der Schmuggelhandel erst in moralischen, dann in materiellen Verderben geführt.

Die treue Beibehaltung der väterlichen Sitten, die Anhänglichkeit an die alten, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Gewohnheiten, welche im Charakter des schwedischen, wie überhaupt des germanischen Bauern liegt, und welcher er noch einen guten Theil seiner sittlichen Vorzüge verdankt, gilt auch unseren Schweden als heilige und unabweisliche Pflicht. Doch geht sie nicht selten in eigensinnigen Widerstand, Starrköpfigkeit und Hartnäckigkeit über. Auch Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist oft die Folge davon.

„Wir sind Männer von Runö", sprechen die Runöer Bauern mit stolzem Selbstgefühl. Ihr Selbstbewußtsein steigert sich nicht selten zum Stolz, wozu ihre gute Stellung, die Entfernung von allen Orten, wo sie etwas zu fürchten haben, die Unabhängigkeit auf der Insel und auf Reisen, so wie die Vergleichung mit den knechtisch gebrückten Bauern der Küste beiträgt.

Gröbere Verbrechen, Mord und Todtschlag, Kindesmord und Gewaltthätigkeit sind in den Annalen dieser Gegend unter den Schweden unerhört.

Die Gastfreundschaft, welche als eine Haupttugend aller skandinavischen Völkerstämme von den ältesten Zeiten her berühmt war, ist, wenngleich die Verhältnisse nicht die rücksichtslose Ausübung derselben erlauben, keineswegs verschwunden. Nicht allein tritt der Hauswirth dem Besuchenden freundlich entgegen, bietet ihm Speise und Trank an, und weist nicht selten das dafür gebotene Geschenk zurück, sondern, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen, hat jeder das Haus Betretende ein Anrecht auf Bewirthung; der Besuch von Leuten höhern Standes wird als eine große Ehre angesehen.

Die Treue und Ehrlichkeit der Schweden im Handel und Wandel ist von Riga bis nach Finnland hin bekannt. Auf Odinsholm hält man keine Hunde, weil man vor Dieben sicher ist. Auf Worms war früher ein Diebstahl unerhört und als einmal Einer sich an einem Stücke Leinwand, ein Anderer an einem Feuerstahl vergriffen hatte, reichte eine Ermahnung des Predigers von der Kanzel hin, den Thäter zu bewegen, das Gestohlene an den Platz, von dem er es weggenommen, wieder hinzulegen. Seit der Einwanderung der Ehsten sind sowohl in Worms als in Nuckö Fälle von Diebstahl nicht mehr selten. Einige Bauern von Nickholz wurden in Hapsal beschuldigt, ein Stück Wäsche gestohlen zu haben. Mit Selbstgefühl versicherten sie: „Kein Bauer von Nickholz stiehlt und keiner hat es nöthig." Auch fand sich sehr bald, daß die Anklage unbegründet war.

Mit der Reinlichkeit der Inselschweden steht es freilich nicht ganz so gut. Ihre Häuser und Geräthe halten sie allerdings sauber und stechen dadurch vortheilhaft von den esthnischen Bauern ab. Auch baden sie sich oft, doch wird Ungeziefer nicht als unreinlich angesehen.

Ihre Sittlichkeit steht auf einer hohen Stufe. Von Ehebruch ist unter ihnen fast nie zu hören gewesen. Die Zahl der unehlichen Kinder verhält sich zu der der ehelichen wie 1 zu 96. Höchst auffallend ist bei dieser Sittlichkeit der alte Gebrauch des Kiltgehens oder Nachtrennens, der an mehreren Orten noch nicht abgeschafft ist. Aber nicht leicht läßt ein junger Bursche diejenige sitzen, die ihn eingelassen hat.

Die Kinderzucht bleibt fast gänzlich dem weiblichen Geschlecht überlassen. Den Unterricht ist nicht viel die Rede, nur lehrt die Mutter das Kind, sobald es sprechen kann, das Vaterunser und leitet es zum Lesen in der Fibel an. Dann kommen das Gesangbuch und der Katechismus an die Reihe. — Schreiben können nur die Wenigsten, auf Runö nur der Küster; bei Unterschriften bedienen sich die Bauern ihrer Hauszeichen. In neuerer Zeit sind einige Schulmeister angestellt worden, die aber nur am Sonntag Unterricht ertheilen.

Eine uralte heidnische Sitte, die sich noch bei den Schweden an der ehstnischen Küste theilweise erhalten hat, ist der Gebrauch von Kerbholz- und Runenkalendern neben den gedruckten. Schon Saxo Grammaticus erwähnt „in Holz geschnittener Briefe", die auch in späteren Sagen vorkommen. Zur Bezeichnung der 365 Tage des Jahres schnitt man Striche, Runen oder lateinische Buchstaben in Holztafeln ein, unterschied durch besondere Zeichen die Heiligentage und bildete sich so Holzkalender, die wahrscheinlich schon zu heidnischer Zeit im Gebrauche waren; denn auch die heidnischen Feste, wie Jul und Disablot, richteten sich nach der Sonne und dem Mondwechsel.

Die an der ehstländischen Küste von den Schweden theils noch gebrauchten, theils als Andenken an die Vergangenheit aufbewahrten Holzkalender sind alle aus Erlen-, Birken- oder Tannenholz verfertigt und theilen sich in einfache und zusammengesetzte. Die einfachen sind schmale Bretter, auf denen die Tage durch Striche und jeder siebente Tag durch ein Kreuz bezeichnet erscheint. Die Bezeichnung der Tage beginnt mit Weihnachten; dieses Fest bildete ja in Skandinavien wie in Deutschland lange Zeit den Anfang des Jahres. Die zusammengesetzten Holz- oder Runenkalender bestehen aus acht gleichen Holzstäfelchen, die durch ein Loch am Ende zusammengebunden sind und von denen 7 die Zeichen für die 365 Tage des Jahres enthalten; ihr Name ist Rimstain, Reim- oder Zahlstab.

Die Heiligen- und Werk-Tage sind durch besondere Zeichen und Striche unterschieden. Der 6. Januar hat drei Kronen, der 25. December einen Weihnachtsbaum u. s. f.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Sprache. Die an den Küsten der Ostsee gesprochenen inselschwedischen Dialekte stimmen im Allgemeinen mit einander überein, doch lassen sich fünf Hauptmundarten unterscheiden. Die Abweichung derselben von der Schriftsprache ist nicht so groß, wie es scheint, wenn man die Bauern schnell und nachlässig mit einander reden hört; doch geben eigenthümliche, veraltete Ausdrücke, Dehnungen und Kürzungen der Vokale ihrer Aussprache etwas sehr Fremdartiges. Aber die Sprache hat schon viel Fremdes angenommen und besonders in Wichterpal und Nuckö dringt das Ehstnische ein, und es werden im gemeinen Leben ehstnische Wörter gebraucht, selbst wenn es dafür gute und noch ganz bekannte schwedische giebt. Auch die plattdeutsche und in sehr geringem Maße die russische Sprache haben eingewirkt.

Es ist begreiflich, daß bei einem von allen Beziehungen zur Außenwelt so abgeschieden lebenden Völkchen, wie diese Inselschweden, alte Ueberlieferungen, Sagen und Aberglauben bis auf unsere Tage mit vieler Treue bewahrt wurden. In der That haben sich viele Erinnerungen aus dem Heidenthum und der katholischen Zeit erhalten. Thieraberglaube und der Glaube an Zauberer und Hexen ist noch stark verbreitet.

Hindeutungen auf den Thordienst finden wir in einigen Ortsnamen: Tersgrunn, ein Riff bei Worms, Tertall und Torwäg auf Runö. Der dem Thor geheiligte Donnerstag wird noch jetzt als eine Art Feiertag angesehen; die Frauen mahlen an ihm nicht auf der Handmühle und spinnen keine Wolle, damit die Schafe nicht die Drehkrankheit bekommen. Das Mahlen auf Windmühlen wird aber nicht für unerlaubt gehalten, weil hier der Wind

Digitized by Google

die Arbeit verrichtet. Unbewußt hat sich noch eine Spur des Thorkultus im Namen des Mistkäfers, Thorbagge (Thorwidder) erhalten. Als Thor sich später in der christlichen Vorstellung in den Teufel umwandelte, ward dieser Käfer Thorsteufel (Tordiwel) genannt. Desgleichen erinnern die Donnerkeile an Thors Hammer, indem sie Glück und Heil bescheren, Zahnschmerz vertreiben und das Einschlagen des Blitzes verhindern. Er mögen diese Donnerkeile uralte Streithämmer oder auch alte Wetzsteine sein.

An den Tienst des Freyr erinnert der Julgalt (Weihnachtsober). Jede Erinnerung an Freyr aber und an die Bedeutung dieses Gebrauchs ist geschwunden und der Julgalt wird nur noch gebacken, weil es die Väter von jeher so gemacht haben; doch spricht sich die Verehrung des Ebers, des Lehrers des Ackerbaues, noch in manchen Gebräuchen aus.

Dem Odin war der Mittwoch (Oldag) geweiht. Auf der Insel Odinsheim soll er begraben liegen und man zeigt neben einem großen Feldblock eine Stelle, die sich durch das Verwesen seines Körpers gesenkt habe.

Eine Spur des alten Sonnendienstes liegt in dem Glauben, daß man beim Ausfahren auf den Fischfang das Boot nicht gegen die Sonne, sondern mit der Sonne herumwenden müsse und daß man es für Unrecht hält, nach dem Genusse des Abendmahls sich links herumzukehren.

Sind die Erinnerungen aus der Heidenzeit dürftig und unzusammenhängend, so sollte man erwarten, deren aus der katholischen Zeit mehr vorzufinden. Das Volk indessen verwechselt katholisch mit heidnisch, nimmt christlich und lutherisch als gleichbedeutend, und rechnet Mönche und Nonnen zu den Trollen oder bösen Geistern. Doch werden namentlich noch manche Feiertage gehalten; der häufige, oft abergläubige Gebrauch des Kreuzes stammt aus jener Zeit, und wenn Jemand einen Körperfehler hat, so gelobt er ein Opfer. An das Fegefeuer erinnert folgender Gebrauch: Wenn es Jemandem in den Ohren klingt, so schreien die Seelen der heimlichen Verfahren in der Qual oder vor der Himmelsthür. Man muß sagen: „Gott segne meinen Stamm und Geschlecht", dann hören die Töne auf.

Nach altgermanischer Sitte waren Bäume Stätten des Götzendienstes und wurden auch geradezu Gegenstand der Verehrung. Ganz nahe bei dem Dorfe Röicks stand eine große heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehs mit bunten Bändern und Kreuzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben.

Bäume, die sich über der Wurzel trennen und nachher wieder vereinigen, so daß man hindurchkriechen kann, gelten für heilkräftig und heilig. Vierblättriger Klee bringt Glück, und eine doppelte Nuß vergrößt man im Schafstalle, damit die Schafe gedeihen und Zwillingslämmer geboren werden.

Eine größere Rolle als der Pflanzenaberglauben spielt der Thieraberglauben. Um den Kornwurm am Weiterziehen zu hindern, umsteckt man die Stellen, wo man ihn bemerkt, mit Erlenstäbchen in ungerader Zahl. Ist der Kornwurm durch böse Menschen herbeigezaubert, was besonders durch neun in's Kreuz auf den Rand des Feldes gelegte Aehrenpaare geschieht, so sucht man diese Zaubermittel auf und verbrennt sie.

Die Schlangen sind mit dem Aal verwandt, deshalb essen die Schweden auf Worms keine Aale. Fische lassen sich durch geheime Worte in's Netz treiben. Die dicken Kröten sind Unterirdische; deshalb darf man keine tödt treten, da sonst die Kühe rothe Milch geben. Die Schlangen stehen in hoher Achtung, so daß nicht leicht Jemand wagt, eine zu tödten, weil sonst das Vieh nicht gedeihe und das Korn nicht wachse. In Worms und Ruckö giebt man den Schlangen den Namen Husbon (Schutzgeist des Hauses). — Wenn man den großen, weißen Lindwurm (Huita orm) fängt, das Fleisch kocht und ißt, dann versteht man, was die Vögel sprechen. Die Schlangen haben ihren König (Ormtungen), der eine goldene Krone auf dem Haupte hat; wer den Kopf eines solchen Schlangenkönigs bei sich trägt, hat Glück.

Der Kukuk verwandelt sich im Winter in einen Habicht, und aus seinen Eiern kriechen Habichte aus; hört man ihn nächtern rufen, so ist man das ganze Jahr hindurch hungrig oder kränklich. — Im Gestalt von Krähen und Dohlen fliegen die Hexen umher. — Eine zwischen Weihnachten und Epiphanias geschossene Elster brennt man zu Kohlen und giebt das Pulver als sicheres Mittel gegen Epilepsie ein. — Kräht eine Henne wie ein Hahn, so geschieht ein Unglück; legt ein Hahn ein Ei, dann kriechen Schlangen oder kleine Hausgeister daraus. — Der Schwarzspecht ist ein verwandeltes Weib, welches während des Gottesdienstes Brod buk. Das schwarze Kleid ward zu schwarzen Federn und aus der rothen Haube ward der rothe Schopf. — Das Pfeifen des Finken bedeutet Nordwind und Kälte.

Katzen, dürfen nicht beleidigt oder getödt werden, denn die Hausgeister oder Hexen stecken in ihnen. Thut man es doch, so bekommt man Geschwüre; man darf sie auch nicht im Wagen fahren, weil sonst die Pferde stürzen. — Das fluge und treue Pferd gilt für weissagend. Kommt der Pastor, um einem Kranken das heilige Abendmahl zu reichen, dann achtet man auf sein Pferd; hebt es den Kopf wenn es stehen bleibt, so wird der Kranke gesund; es ist ein übles Zeichen, wenn es ihn senkt.

Der Wolf ist wegen seiner schädlichen Eigenschaften, seines schleichenden Wesens und großer Stärke im Verdachte der Verbindung mit übernatürlichen Wesen. Er besitzt die Kraft und den Verstand von sieben Menschen und wird aus einer gewissen Scheu nie bei seinem wahren Namen, sondern stets Waldvater oder der „alte Graue" genannt. Der Glaube an Wärwölfe, d. h. in Wölfe verwandelte Menschen, ist unter den Inselschweden weit verbreitet, und in Arensburg wurde vor etwa zehn Jahren ein Weib vor dem Konsistorium verklagt, weil es Monate lang in den Wäldern als Wolf umhergelaufen sei.

Auf dem Gebiete des Aberglaubens, wie auf dem der Zauberei, haben Inselschweden und ehstnische Bieles gemeinsam. Diese Uebereinstimmung kann nicht auffallend sein, da gewöhnlich die Zauberer einer fremden Nationalität im höhern Ansehen stehen, weshalb auch der Sitz der Zauberer in fremde, entfernte Gegenden verlegt wird. Die Ruckör halten die Wormsschen, diese die Dagioten. Alle aber die Oeseländer für große Zauberer. Der Hauptort der Zauberei ist Finnland und Lappland. Die Zauberer geben sich mit der Heilung von Krankheiten ab, wozu sie segnende Worte anwenden; deshalb wurden sie Segensprecher genannt. Auf der Insel Worms geht eine Sage: Wenn die Hexen auf Ostern rücken, die sie durch ihre Zauberei in schwarze Pferde verwandeln, zum Blocksberge (Blåkerg) reiten, dann kann man ihre wahre Gestalt erkennen, wenn man in der Neujahrsnacht durch eine Erbsenblüte sie ansieht. — Um die Hexen, welche sich als schwarze Katzen unheilstiftend in die Häuser schleichen, abzuhalten, macht man fast überall in Worms am Weihnachtsmorgen früh einen ungeheuren Rauch vermittelst angezündeter Wachholderbüsche. — Kommt eine verdächtige Person in's Haus, dann wirft man, nachdem sie weggegangen, Salz in's Feuer, damit der etwa von ihr geübte Zauber nicht schade. — Um

Digitized by Google

zu prüfen, ob auf einer Stelle oder in einem Hause kein Fluch ruhe, wirft man an den Ort einen Lappen und schaut am andern Morgen früh zu, was für Ameisen sich darunter gesetzt haben. Sind es die kleinen rothen oder die ganz großen schwarzen, so ist der Platz verhext. — Um den Segen aus einem alten Haus in ein neues zu überfragen, bringt man etwas Erde aus demselben mit und streut sie durch ein Sieb in alle Zimmer und Stallräume. Dagegen darf man vom Acker keine Erde weggeben, weil man sonst den Segen mit weggeben würde. — Bei allem Thun achtet man auf die passende Zeit, um nicht Unsegen auf sich zu ziehen. Die Bäume müssen bei rechtem Mondlichte gehauen werden, Nadelholz bei Neumond. —

Alle Krankheiten, deren natürliche Ursachen man nicht alsbald ergründen kann, werden vom Teufel oder von bösen Menschen hergeleitet. Besonders sind Kräte und Flechten stets Folge der Einwirkung von Dämonen. — Manche Menschen verstehen die schwarze Kunst und haben ein Buch mit schwarzen Blättern und weißen Buchstaben, welches sie aber Niemandem zeigen. — Kinder, die mit den Füßen zuerst auf die Welt gekommen sind, haben den bösen Blick und die böse Zunge; hiermit können sie Zauber üben. — Hauptsächlich schaden die Zauberer dem Vieh, indem sie den Kühen die Milch entziehen. — Wenn man ein Stück Vieh verkauft und demselben noch nach dem Verkauf ein Büschel Haare ausreißt, so hat es keine Ruhe, sondern kehrt zurück.

Aber es giebt auch zauberische Gegenmittel. Kennt man den Urheber einer angezauberten Krankheit, so sucht man ein Stück von seinen Kleidern zu erhalten oder schneidet aus seinem Haus ein Stück Span heraus, den man mit Teufelsdreck zusammen anzündet, so daß der Rauch an die kranke Stelle dringt. Man schabt etwas von geerbtem Silber in's Wasser, wäscht sich damit und gießt das Uebrige nach Norden hin weg; das hilft gegen den Anschlag. — Ein Thier, das ein Bein gebrochen hat, bekommt geschabtes Messing von Schlittengloken ein.

In den Gegenden, wo so viele Kriege geführt worden sind, wie in den Ostseeprovinzen, und welche sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreut haben, kann es an vergrabenen Schätzen nicht fehlen, und wirklich sind hier und da größere und kleinere Mengen zum Theil werthvoller Münzen aufgefunden worden. Die Stelle, wo ein Schatz liegt, wird durch allerlei Schutzgestalten, Geister und andere Wesen bewacht. Auf Hartall zeigt sich da, wo ein Schatz liegt, eine rothe Ziege. Am gewöhnlichsten gewahrt man auf der Schatzstelle in der Johannisnacht eine blaue oder rothe Flamme. Durch Wünschelruthen, die in derselben Nacht geschnitten werden, kann man die Schätze entdecken; beim Heben des Schatzes muß das tiefste Stillschweigen beobachtet werden, sonst versinkt derselbe augenblicklich in die Tiefe.

Auch an Geistern fehlt es den Inselschwestern nicht. Feurige Drachen bringen die Schätze herbei; sie sind die liebsenden Hausgeister und heißen Strate. Mit langem Schweife zieht der feurige Strat als Katze, Huhn oder Möve Abends über die Erde hin und verschwindet im Schornsteine des Hauses. Er bringt Geld, Erbsen, Schinken, Grütze, Leinwand der andere Dinge, die er entwendet hat. Zugleich dient er seinem Herrn als schützender Hausgeist gegen Diebe und Feinde; dafür muß ihn aber der Besitzer mit Reisbrei und Butterbrot füttern. Man kann sich selbst einen Strat verfertigen, was auf verschiedene Weise geschieht: Einige nehmen eine bleiberne Röhre, mit Werg und Pech gefüllt, ein Stück von einem Wagen, den Sterz vom Pflug, ein Stück Egge und verschiedene Lappen und verarbeiten dies zu einer Gestalt. Diese Figur stellt man drei Donnerstage nach einander auf einen Kreuzgang; am dritten Donnerstage besprengt man sie mit Menschenblut und spricht: „Teufel, ich gebe Dir meine Seele, gieb mir Dein Geld!“ Dann wird der Strat lebendig und muß seinem Herrn dienen. Dem Strat verwandt ist der Bise, ein Hausgeist, der mit Blitz und Donner zu thun hat. —

Unter den Wassergeistern ist der im Meere wohnende Neck der vornehmste; er ist ein kleiner Teufel in Seehundsgestalt, mit scharfen Zähnen, und zieht den Menschen bei den Beinen in's Wasser. Er erscheint auch als Faß, als Pferd, Bod oder Fisch.

Die Nachtmähr (Mara), der Alpdruck, ist den Inselschweden auch bekannt. Wenn böse Menschen einem Pferd oder Rind etwas Uebles wünschen, so kommt die Mara, oft auch der Geist des mißgünstigen Menschen selbst, setzt sich dem Thier auf den Rücken und reitet auf ihm, bis es ganz matt wird. Auch Menschen quält und drückt der Alp.

Unter der Erde wohnen kleine Wesen, die alt, klug, stark und reich sind und Untenwohnende (Under-bjare) heißen. Es sind die bei allen germanischen Völkern vorkommenden Unterirdischen. Sie schaden Dem, der sich in ihr Gebiet wagt und geben sich dem Menschen durch Klopfen zu erkennen; meist sind sie aber gutmüthige, wohlwollende Geister in der Gestalt von Kröten. Was am Sonnabend oder Donnerstag Abend ohne Licht gearbeitet wird, gehört ihnen; oft nehmen sie die menschlichen Kinder fort und legen an deren Stelle ihre eigenen, ungestalten und häßlichen Kinder als Wechselbalg.

Ethnologische Beiträge.

V.

Fortschritt der Wissenschaft. — Die anthropologische Gesellschaft in London. — Bollaert's Vortrag über die ethnologischen Verhältnisse Amerikas. — Rassenverhältnisse. — Mischlinge.

Mit großem Vergnügen folgen wir dem Gange, welchen die anthropologischen und ethnologischen Studien seit einiger Zeit in Großbritannien nehmen. Im Allgemeinen hat der Engländer eine Scheu vor der Rücksichslosigkeit und Unumwundenheit, durch welche sich die wissenschaftliche Forschung bei uns Deutschen kennzeichnet. Bei uns sucht man lediglich die Wahrheit, sagt offen heraus, was man als richtig erkannt, und kümmert sich dabei nicht im Mindesten darum, ob man nach Rechts oder Links anstößt. Unbedingte Freiheit der Forschung gilt bei uns als die wahre Lebensluft, ohne welche ein Fortschreiten und eine Weiterentwickelung der Wissenschaft uns unmöglich dünkt, und von Verketzern ist bei uns längst keine Rede mehr. Unser Lessing hat nicht vergeblich gelebt.

Ganz anders in England, wo heute noch ein sehr beträchtlicher Theil der Gelehrten in den Banden des kirchlichen Dogmas festgeschnürt bleibt und Auftritte sich ereignen, die uns an die Tage des bannbrüchigen Hauptpastors Göze erinnern. Da ist ein Bischof, Herr Colenso, der zu Natal in Südostafrika mit

Digitized by Google

den Kaffern in Berührung kam. Diese Barbaren machten dem Kirchenmann einige Einwendungen gegen Dieses und Jenes, was in den fünf Büchern Mosis erhalten ist; sie fanden überhaupt im Pentateuch Manches, das nicht recht zusammenklappen will. Die Bemerkungen der Kaffern machten den Bischof nachdenklich, er begann den Maßstab der Kritik anzulegen und gab in England einen Kommentar zum ersten Buche Mosis heraus. Bei uns in Deutschland würde auch der ortsbereeste Theolog nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er auch von Colenso's Erklärungen abweiche. In England aber bäumte sich die Geistlichkeit der gesammten Hochkirche gegen den Bischof auf, verdammte ihn, ehe sie noch seine Vertheidigung gehört hatte, und seit nun einem halben Jahr erscheinen in jeder Woche ganze Dutzende von Schriften, zumeist contra Colenso, welchem durch das bekannte odium theologicum sein Leben gründlich sauer gemacht wird. Durch die Zweifelsucht der Kaffern ist die anglikanische Kirche in Aufregung gebracht worden!

Es giebt in Großbritannien noch Geologen, welche stramm an den sechs Schöpfungstagen festhalten. Andere glauben schon sehr weit zu gehen, indem sie diese „Tage" für große geologische Epochen ausgeben. Aber an dem mosaischen Schöpfungsmythus halten sie sich, unbekümmert um die Ergebnisse der Chronologie, der Alterthumsforschung ꝛc. Gleich den fatalistischen Mosammedanern sagen diese Leute: „Es steht geschrieben!" Gegenüber diesen Starren hat die freiere Regung in der Wissenschaft lange einen sehr harten Stand gehabt. Man muß sich diese Verhältnisse vergegenwärtigen, um zu begreifen, welch ein Aufsehen die Frage machen kann, ob ein Unterkiefer, den man in der Picardie im Kies gefunden hat, ein paläontologischer Knochen sei, oder ob er unserer gegenwärtigen geologischen Epoche angehöre. Bei uns wäre das einfach eine Frage paläontologischer Forschung; in England glauben aber viele Leute „das Wort des Herrn" und, was ihnen gleichbedeutend ist, ihre anglikanische „Kirche" dadurch gefährdet, wenn es sich herausstellt, daß in einer frühern geologischen Epoche schon neben den Mammuthen, den Höhlenbären ꝛc. Menschen gelebt haben und daß diese Steinwaffen besaßen. Davon steht ja Nichts in der Genesis, welche man nun einmal als den Kanon aller Wissenschaft und Naturwissenschaften betrachten will. So wird es auch begreiflich, daß man in England die Frage über eine „Verwandtschaft" zwischen den Menschen und den anthropoiden Affen mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit behandelt, die uns ein Lächeln abnöthigt. Und was für ein Sturm würde sich erheben, wenn ein Engländer sich einfallen ließe, ein Buch zu schreiben, wie des Naturforschers Karl Vogt „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde." (Gießen 1863).

Auch die Frage, ob die Menschheit von einem Paar, dem Adam und der Eva, abstamme, wird in England noch ernsthaft und polemisch behandelt, erörtert! Wir begreifen, daß ein orthodoxer Theolog sich für den Monogeniomus erklärt; es ist uns aber alle Zeit unverständlich und unbegreiflich gewesen, wie man es überhaupt nur vermocht hat, die Genesis als ein wissenschaftliches Compendium anzusehen, welches die Grundlage und Grundlagen für Anthropologie und Ethnologie enthalte. Durch eine solche Annahme sind dann die wunderlichsten Lustsprünge über die sogenannte Entstehung des Menschengeschlechts veranlaßt worden; man hat ganze Berge von Hypothesen übereinander gebläst, von denen die eine so wenig oder so viel werth ist als alle übrigen. Sie widersprechen einander nur dann zumeist mit dem gesunden Menschenverstande nicht das Mindeste zu schaffen, obwohl manche mit ganz ungeheurer, aber höchst unfruchtbarer Gelehrsamkeit ausstaffirt sind.

Das Licht unbefangener Forschung ist nun aber auch in England immer weiter vorgedrungen, und die Wissenschaft stellt sich dort mehr und mehr auf ihre eigenen Füße. Scheu seit längerer Zeit traten in der Londoner ethnologischen Gesellschaft scharfe Gegensätze zwischen den Männern der unbefangenen Prüfung und den belangenen Anhängern des Buchstabens zu Tage, und jene fanden einen Sammelpunkt in der neugegründeten anthropologischen Gesellschaft, welche in ihrem Programm offen ausspricht, daß sie das Studium der Anthropologie lediglich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — also mit Ausschluß alles Theologischen und Dogmatischen — fördern wolle. Sie will den Menschen in seinen physischen, geistigen und geschichtlichen Verhältnissen zur Aufgabe ihrer Forschungen machen, nicht minder die Gesetze seines Ursprungs und seiner Entwickelung. Sie veröffentlichte Uebersetzungen deutscher und französischer Werke (z. B. von Waitz und Rudolf Wagner) und ihre Verhandlungen (Anthropological Review and Journal of the Anthropological society of London), von denen die beiden ersten Bände uns vorliegen, liefern den Beweis für ein ernstes Streben und eine rührige Thätigkeit.

Von demselben Geist unbefangener Wissenschaftlichkeit ist auch die anthropologische Gesellschaft zu Paris durchdrungen. Am 4. Juni 1863 gab der Sekretär derselben, Paul Broca, eine Uebersicht dessen, was sie seit ihrem dreijährigen Bestehen für die Wissenschaft geleistet hat, und das ist sehr viel. „Die beiden verschiedenen Doktrine, sagt er, welche augenwärtig mit so großer Leidenschaftlichkeit einander bekämpfen, sind in unserer Mitte ruhig erörtert worden. Hier hat man weder die monogeniftische noch die polygeniftische Theorie als Kriegeswaffe betrachtet und weder politische noch religiöse Verurtheile hineinspielen lassen. Wir sind nicht in zwei einander feindliche Sekten gespalten; vielmehr wird durch die Mäßigung, den höflichen Ton und den guten Glauben, durch welchen Ihre Erörterungen sich kennzeichnen, der Beweis geliefert, daß es Ihnen lediglich und allein um die Wissenschaft zu thun ist. Jeder von uns spricht seine Meinung unumwunden aus; unsere Gesellschaft als solche und als eine Gesammtheit giebt aber eine solche nicht ab; sie ist weder monogeniftisch noch polygeniftisch, sondern ein wissenschaftlicher Verein, in welchem Jeder, der nach dem Richtigen und Wahren forscht, seine Stelle einnehmen kann, ohne daß er irgendwie Rechenschaft von seinen Ansichten zu geben hätte."

Wir unsererseits werden den Arbeiten der Londoner Gesellschaft, und nicht minder jenen des Pariser anthropologischen Vereins eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Heute beben wir aus dem so eben erschienenen zweiten Bande (August 1863) einen Vortrag B. Bollaert's: „Bemerkungen über die früheren und die gegenwärtigen Bevölkerungen in der Neuen Welt" hervor, weil er sich an unsere früheren „Ethnologischen Beiträge" anreiht, welche wir im Globus Bd. III, Nr. 33 bis 36, mitgetheilt haben. Der Leser wird bei einer Vergleichung finden, daß Bollaert in Bezug auf die Charakteristik dieser Bevölkerungen, über die Wirkungen der Rassenvermischungen, die nachtheiligen Einwirkungen derselben und über die trostlosen ethnischen Verhältnisse, welche dort eine Gesellschaft in unserm europäischen Sinne platterdings unmöglich machen, genau zu denselben Ergebnissen kommt, zu welchem auch der Herausgeber des Globus schon vor fünfzehn Jahren gelangte und die er seitdem vielfach erörtert hat. Man thut jetzt, was schon längst hätte geschehen sollen; die allgemeinen Phrasen von Gleichheit aller Menschen, welche einem verschwommenen Kosmopolitismus und der Denkfaulheit so großen Vorschub leisten, verschwinden. Man rückt den Sachen, wie sie sind, geradezu auf den Leib, man individualisirt beim Forschen und gewinnt dabei natürlich ganz andere Resultate, als ein „Philanthrop" erhält, der sein Gleichheitsschema fertig bat und seinen Phantasiegebilden nachjagt.

Was Herrn Bollaert's Vortrag anbelangt, so wollen wir bemerken, daß unsere Angaben in den oben erwähnten wir Ethnologischen Beiträgen in mancher Beziehung, z. B. auch in Hinsicht der Zahlenangaben genauer, sind als jene, welche B. mittheilte. Darauf kommt indessen für die vorliegende Frage weniger an; in

Digitized by Google

der Sache selbst sind wir mit ihm zumeist einverstanden. Als ein Mann der Forschung läßt er sich natürlich auf die „Menogenie“ gar nicht ein; er findet den sogenannten „rothen Mann“, wir wollen sagen den Urbewohner Amerikas, als Menschen einer und derselben Species, als ein mreigenthümliches Wesen, namentlich auch in Bezug auf die Stufe der Intelligenz, dessen Dasein schon in die Braunkohlenperiode (Pliocen und Miocen), vielleicht auch noch höher hinaufreicht.

Durch Vermischungen der verschiedenen Species auf Erden sind, wie B. meint, endlose Varietäten entstanden. Die Ureinwohner Amerikas mehr als 100 Millionen Seelen betragen habe (— das ist offenbar viel zu hoch gegriffen —); gegenwärtig sind sie auf zwölf und drei Viertel Millionen zusammengeschmolzen. Ganz Amerika zählt an numerischen und genialischen Bewohnern etwas über 73 Millionen Köpfe. Davon kommen 31½ M. auf die bisherigen Vereinigten Staaten, 25½ M. auf das ehemals spanische Gebiet auf dem Festlande; die übrigen vertheilen sich auf die übrigen Länder. Die aus Afrika hinübergebrachten Millionen Neger, Sklaven, worden gebeilt, um zu arbeiten und so den Ausfall zu ersetzen, welcher durch die Ausrottung einer großen Menge von Indianern entstand. In diesen allen war kein starker Trieb zur Arbeit.

Die Uramerikaner bildeten ein großes ethnisches Bereich, das in viele Völker und Stämme zerfiel. Sie bauten großartige Erdwerke, viele waren Jäger und Krieger; aber die zu einem Anfange brachten sie es nicht. Als eine besondere Gruppe können wir die Völker in Mexiko und Centralamerika betrachten. Sie waren bewerraagen in Steinbauten, hatten Sinn für Schmuck und Zierrathen, schon in einer weit hinaufreichenden Zeit. Von den Völkern, welche ihnen im Norden und Süden wohnten, unterscheiden sie sich durch manche Eigenthümlichkeiten.

Vom Festlande scheint nach den westindischen Inseln hinüber eine zweifache Wanderung stattgefunden zu haben, jene der friedlichen Lucayer, und die der kriegerischen Karaiben.

In Südamerika treffen wir auf dem Tafelland von Bogotá die Chibchas; aber sie fassen, gleich den Azteken und Peruanern, auf den Trümmern einer Civilisation, welche verschwundenen Völkern angehörte. Weiter gen Süden finden wir, gleichfalls auf einer Hochebene, die Quitus. Sie wurden von den Caranes bezwungen, welche von der Küste des Stillen Weltmeeres heraufstiegen, und überseits von den peruanischen Inkas unterjocht wurden.

In Peru war vor den Inkas eine alte Civilisation vorhanden; ihr gehören großartige Steinbauten an, namentlich jene von Tiahuanaco, auf einer Hochebene, die fast 13,000 Fuß über dem Meere liegt. Diese Ueberbleibsel einer frühern Kultur wurden schon von den Inkas als ein Wunder angestaunt, etwa so wie die heutigen Griechen auf die alten Kunstwerke der Hellenen hindsichen.

In Chile fanden die Europäer araukanische Völker; jenseits der Andes patagonische Horden; im heutigen Brasilien waren Guarani-Stämme bis weit nach Norden hin verbreitet, jedoma Karaiben. Fremde, außeramerikanische Menschen waren zur Zeit der Entdeckung nicht vorhanden. Wie stehen die Dinge, nachrem vierthalbhundert Jahre verflossen sind?

Mexiko hat gegenwärtig 8,283,088 Bewohner. Von diesen sind die meisten reine, unvermischte Indianer, die ihrem physiologischen Charakter durchweg treu bleiben; es ändert sich nichts an ihnen. Dann kommen Mestizen, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern, und Zambos, welche aus der Vermischung von Indianern und Negern entspringen. Diese beiden haben, als Mischlinge, keinen permanenten Charakter.

(— Ueber Mexiko äußerte sich Herr Bollaert nur kurz; wir wollen ihn deshalb hier ergänzen, weil wir in unseren früheren Beiträgen Mexiko noch nicht berührt haben. Die obige Ziffer ist um mehr als eine halbe Million zu hoch gegriffen. Lerdo de Tejada giebt in seinem vor mir liegenden „Cuadro sinoptico de la republica mexicana en 1850“ nur 7,661,919 Seelen an, und kommt damit der Wahrheit jedenfalls näher. Er bemerkt, daß sich nicht genau ermitteln lasse, wie viele Köpfe jede verschiedene Rasse oder Mischung zähle; als annähernd richtig dürfte man jedoch annehmen, daß

drei Fünftel unvermischte Indianer

seien; von dem Reste sei kaum ein Drittel von reinem europäischen Blute, — wobei man freilich keine strenge Blut- und Ahnenprobe anstellen dürfte — zwei Drittel seien Mestizen in sehr mannichfaltigen Abstufungen; die Zahl der Zambos sei von keinem erheblichen Belang.

Dann fährt Tejada, der als mexikanischer Finanzminister wohl ein Urtheil über seine Landsleute hatte, folgendermaßen fort: „Diese Verschiedenheit der Rassen ist seither gewesen und wird stets sein und bleiben, falls nicht eine von ihnen die unbedingte Oberherrschaft über alle anderen erringt, das größte Hinderniß für Mexikos Gedeihen und Entwickelung. Denn durch sie zerfällt die Gesellschaft in Bruchtheile, die von einander geschieden und verschieden sind durch ihren Ursprung, ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und sogar durch ihre Sprache. Jede einzelne Abtheilung hat Bestrebungen und Richtungen, welche jenen der übrigen widerstreben, und nimmermehr werden sie sich unter einander dahin vereinigen, daß sie gemeinschaftlich auf einen und denselben Zweck hinwirken.“ (Tiene cada una de ellas diversas tendencias, y jamas podran entenderse entre si para trabajar unidas hacia un mismo fin).

Damit ist das Urtheil über den Mangel an Lebensfähigkeit für die mexikanische „Republik“ gesprochen. Ohnehin finden wir, daß auch dort, wie in allen übrigen Kreolenrepubliken, die Argentinischen und Chile ausgenommen, die Zahl der Weißen, welche allein das Kulturelement bilden, in reißend schneller Abnahme begriffen ist. — A.)

Herr Bollaert hob folgenden Umstand hervor. Auf dem peruanischen Hochlande, z. B. in den Ruinen von Potosi, überhaupt in der Höhe von 12,000 bis 14,000 Fuß, lebten manche Altpanier, welche ihre Frauen bei sich hatten. Diese schickte man, wenn sie einer Niederkunft nahe waren, in's Unterland, wo sie auch noch monatelang nach dem Gebären verweilten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dasselbe auf so beträchtlichen Höhen bei weißen Frauen nur äußerst schwierig von statten geht.

Centralamerika hat noch nicht volle 2 Millionen Seelen (Globus III, 314), und Bollaert ist durchaus im Irrthum, wenn er 3 Millionen annimmt. Die Zahl der Weißen beträgt noch keine 100,000 Köpfe. In Nengranada finden wir höchstens 450,000 Weiße (Globus III, S. 380). Bollaert, der selbst im Lande war, stimmt mit der, von uns eingeschalteten Bemerkung des Präsidenten Mosquera in Betreff der Charakterschilderung der Neugranadiner völlig überein. Durch die Mischung der drei Farben: weiß, braun und schwarz, seien die Bastarde körperlich und geistig ungemein verschlechtert worden; Mulatten werden durch Inzucht, d. h. Verheirathung unter einander, nach einigen Generationen unfruchtbar. Es ist in manchen Theilen Amerikas sehr schwierig, Mestizen- und selbst Kreolenkinder überhaupt aufzubringen, und darin liegt wohl auch eine Hauptursache, daß die Volksmenge im Allgemeinen gar nicht oder doch nur so wenig anwächst. Ohnehin sind die Mischlingsvarietäten sehr wenig fruchtbar, und was sie erzeugen, ist es in noch weit niederm Grad oder oft gar nicht. „Der wirklichen Freiheit sind nur die weißen Menschen in Europa fähig. Man sehe doch nur wie im-

Digitized by Google

portirte weiße Nationalitäten in Nordamerika sich so schwer dem Gesetz unterordnen.

Samper sagt: „In Südamerika haben die Rassen Sem's, Ham's und Japhet's einander brüderlich umarmt, um die Einheit der Menschenfamilie wiederherzustellen." Bollaert bemerkt dazu sehr richtig, daß solch eine monogenistische Ansicht höchstens den Bastarden gefallen könne. *)

Venezuela hat unter 1,356,000 Einwohnern (— diese Zahl ist richtiger als 1,052,000, welche Bollaert angiebt —) nur 298,000 Weiße, von welchen überdies 100,000 von sehr zweifelhafter Farbe sind.

Wir müssen noch einmal von Herrn Bollaert abweichen. Er nimmt für Ecuador 2,200,000 Seelen an, wovon 607,219 Weiße seien. Nun hat aber diese Republik überhaupt nur 670,000 Einwohner, von denen allerhöchstens ein Sechstel weiß ist (Globus III. S. 379; wo wir auch die Bemerkungen Berthold Seemann's über die ethnischen Verhältnisse mitgetheilt haben). Peru hat etwa unter 2 Millionen Seelen höchstens 240,000 Weiße, und neben den an Zahl überwiegenden Vollblutindianern einige Dutzend Bastardvarietäten, zu welchen nun auch chinesische Blendlinge gekommen sind. Ueber Bolivia haben wir im Globus (III, 335) ausführlich gesprochen. General Belzu erzählte Herrn Bollaert 1860, er sei sieben Jahre lang Präsident dieser Republik gewesen und habe binnen dieser Zeit, wohlgezählt, dreißig Revolutionen zu bekämpfen gehabt. Im Jahre 1858 war die mexikanische Republik 58 Jahr alt; sie hatte damals schon nicht weniger als 36 größere Revolutionen gehabt.

Wir unterfertigte können hinzufügen, daß in den La Plata-ländern die verschiedenen Revolutionen und Pronunciamientos seit 1812 schon die ansehnliche Ziffer von mehr als 270 erreicht haben und daß Peru, Venezuela und Neu-Granada es an Wetteifer in dieser Beziehung eben so wenig fehlen lassen, wie Ecuador und die Centralamerikanischen Republiken. Wir könnten uns anheischig machen, für das sogenannte lateinische Amerika, die Kreolenstaaten, eintausend Revolutionen und Aufstände für das letztverflossene halbe Jahrhundert nachzuweisen.

Chile hat keine Neger und nur wenig indianische Elemente; mehr als 20,000 Europäer sind im Land ansässig; binnen dreißig Jahren ist das Grundeigenthum im Werth um das Zehnfache gestiegen; Ackerbau, Bergbau und Handel sind ununterbrochen im Aufschwunge, der Staatsschatz hat durchgängig einen Ueberschuß; die Eisenbahn von Copiapo zahlt 20 Procent Dividende; die Hauptstadt Santiago ist eine „Stadt der Paläste"; für Schulwesen und Unterricht geschieht Erspriessliches. Woher dieß im spanischen Amerika so auffallende Erscheinung, diese glückliche Ausnahme? Weil Chile eine überwiegend weiße Bevölkerung hat und die ethnische Anarchie, die Buntschäckigkeit der übrigen Kreolenländer nicht kennt.

Die Plataländer haben wenige Neger, nur an den Grenzen wilde Indianer, und ein gesundes Klima. Aber die Weißen sind zum Theil rohe Viehzüchter und das bürgerliche Element gewinnt im Innern nur langsam Boden. Weiße Einwanderung wird für jene Regionen ein großer Segen sein. Paraguay zählt höchstens 50,000 Weiße und viele Mischlinge, aber den Hauptstock der Bevölkerung bilden Guarani-Indianer. Brasilien ist ein Neger- und Mulattenland, in welchem unter 7 Millionen Menschen etwa eine halbe Million mehr oder weniger weiß sind. In Guyana leben viele Indianer und Mischlinge, auch Neger; Westindien fällt dem trägen Neger mehr und mehr anheim und barbarisirt sich; es hat in unseren Tagen auch Chinesen und Malabaren bekommen; die Bastardnuancen vermehren sich also noch.

Bollaert kommt zu folgenden Ergebnissen. Die Mischlinge gebören zu den schlechtesten Menschenprodukten; dafür zeugen ihre physiologischen und physhologischen Eigenschaften, dafür zeugt auch die Geschichte. Die Revolutionen im spanischen Amerika haben eine ihrer Hauptursachen in der Blutvermischung.

In Amerika ist die ureingeborene Indianerrasse auf etwa 13 Millionen Köpfe zusammengeschmolzen.

Im spanischen Amerika hat die Vermehrung der Weißen nicht nur nicht Schritt gehalten mit jener im germanischen Nordamerika, sondern ihre Zahl ist bedeutend zurückgegangen. Theilweise kommt das auf Rechnung des Klimas und auf den Mangel an frischem Zuwachs aus Europa. Die Einwanderung fehlt.

Die Fusion, oder besser gesagt die Konfusion, der weißen, schwarzen und braunen Elemente ist ungünstig für die Bildung eines kräftigen, gesunden, fruchtbaren Menschenschlages.

Gegen die Einwanderung spricht in den meisten Kreolenrepubliken die ewige Anarchie und vielfach auch das Klima.

Mischlingsvarietäten sind bei weitem nicht so fruchtbar, wie reinblütige Rassen. —

Dieser Vortrag gab zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß. Unser Landsmann Berthold Seemann trat auf, um aus eigener Beobachtung zu bestätigen, daß die Abkömmlinge von Europäern in Amerika vergleichsweise wenig Kinder zeugen und daß das in noch weit größerem Maße von den Mischlingen gelte. In Panama haben manche Mulatten viele Kinder; diese sterben aber früh. Auf die Bemerkung eines Herrn Bonneric Pusey, daß doch die Magyaren Mischlinge, aus gelbem und weißem Blute seien, entgegnete Bollaert, daß die weißen und gelben Menschen einander näher ständen als schwarze und weiße. Blake bestätigte, daß Rassenmischung durchaus demoralisirend auf ihr Produkt wirke; insbesondere befinde sich der Zambo, Mischling vom Indianer und Neger, auf der tiefsten Stufe sittlicher Entwürdigung und Niedrigkeit.

Der Präsident der anthropologischen Gesellschaft, Dr. Hunt, äußerte, daß in Bezug auf die Akklimatisirungs-Fähigkeit der Menschen eine andere Ansicht zur Geltung komme als die früher allgemein im Schwange gehabte. Man habe jetzt erkannt und nachgewiesen, daß dasselbe Gesetz, welches ein Aufziehen der von europäischen Eltern z. B. im bengalischen Tieflande geborenen Kinder, auch auf das tropische Australien und Amerika seine Anwendung finde. Der Mensch sei nicht befähigt, in allen Klimaten, wohin er als Fremder kommt, so zu leben wie in seiner Stammesheimat. und sich in der neuen Region in derselben fruchtbaren Weise fortzupflanzen, wie es in seinem eigentlichen Vaterlande der Fall ist.

*) Herr Samper ist ein neugranadinischer Mestize, der vor etwa einem Jahr in der geographischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag über Rassen und Mischungen hielt, welchen jene Gesellschaft ihrem Bulletin einverleibte. Er enthält die tollsten Behauptungen. Es wird sich wohl eine passende Gelegenheit finden, ein paar Proben mitzutheilen. A.

Ein deutsches Turn- und Gesangfest in Australien.

Melbourne, den 16. Mai 1863.

Mit Freuden lesen wir hier in den Zeitungen, die uns aus dem alten Vaterlande zukommen, wie man sich in Leipzig zum dritten großen deutschen Turnfeste rüstet. Man wird bei Ihnen bald von nichts Anderm mehr sprechen als vom Turnen, und da dürfte Ihnen wohl auch ein Bericht nicht unwillkommen sein, der Ihnen über den Stand der Turnerei bei Ihren Antipoden Auskunft giebt.

Digitized by Google

Leider hat man, theilweise nicht mit Unrecht, den Deutschen vorgeworfen, daß sie, einmal in der Fremde, gar bald das Heimische abwürfen und Sitte und Sprache der Fremden, unter denen sie gerade wohnen, annehmen. In unserer Zeit hat sich das entschieden zum Guten geändert und der Deutsche beginnt sich mehr zu fühlen; er tritt, auch fern vom Heimatlande, zu Vereinen zusammen, in denen vaterländische Art und Weise gepflegt werden. So auch bei uns hier in Australien. Wo nur in den schnell aufschießenden Städten und Flecken einige Deutsche zu finden sind, da gründen sie einen Gesang- oder Turnverein und erwerben sich dann, durch die Vereinigung erstarkt, die Achtung ihrer englischen Nebenwohner, die oft mit Neid und Freude zugleich dem herrlichen deutschen Liede lauschen oder mit Staunen den Turnübungen unserer kräftigen Jugend zuschauen.

Deutsche Vereine haben wir jetzt außer dem hiesigen, noch in: Maryborough, Tarrangower, Avoca, Maldon, Back-Creek, Ballarat, Geelong, Castlemaine und Daylesford, und von ihnen allen ward das erste australische Turn- und Gesangfest zu Melbourne vom 21. bis 25. November v. J. beschickt. Es gestaltete sich zu einem gemüthlichen, echt deutschen Feste, das wiederum den Beweis liefern mag, wie die australischen Deutschen fest am alten Heimatlande hängen.

Am Abend des 21. November waren bereits viele Fremde in Melbourne angelangt. Sie wurden von unseren Turnern und Sängern festlich begrüßt und in die erleuchtete und geschmückte Turnhalle geführt, wo zwischen den Wappen von England und Australien das transparente Bild der Germania thronte. Der Präsident des Melbourner Vereins, Herr Meyring, begrüßte die Gäste, welche mit einem dreifachen „Gut Heil!“ antworteten. In langer, gedrungener Rede trug nun ein Melbourner Turner den Festprolog vor, in welchem es unter Anderm heißt:

Denn dieser Tag hat höhere Bedeutung:
Er trotzt Marxeln weiterer Verbreitung
Und schließt die Zukunft in sich ein;
Er sei ein Markstein hier im fremden Leben,
An dem wir uns die Hände einig geben
Und heilig schwören: ewig deutsch zu sein!

Unter den vielen Sprechern, die nach guter deutscher Sitte an diesem Abende zur Versammlung sprachen, befand sich auch ein Engländer, Herr Weymouth, welcher auf einer deutschen Hochschule studirt hat. Er schilderte das deutsche Studentenleben, welches in Bildung und Gemüthlichkeit einzig dastehe. „Es ist“ — sagte der Redner — „unser inniger Wunsch, daß die Deutschen in Australien dieselben Rechte genießen, wie die Engländer. Die bessere Erziehung der Deutschen berechtigt sie vollkommen zu einer Gleichstellung; sie können schon stolz auf die Männer sein, die sich, wie Leichardt, so große Verdienste um diese Kolonie erwarben.“ Nachdem der Redner enthusiastisch die Anwesenden zur Vereinigung aller Deutschen ermahnt, damit sie gemeinschaftlich ihre Interessen in der Kolonie vertreten sollten, schloß er mit einem Trinkspruch auf die deutschen Hochschulen.

Ein Vortrag der Melbourner Deutschen Liedertafel machte den Schluß der Empfangsfeier.

Den Hauptjag des Festes, den 24. November, begrüßte gewiß jeder Deutsche und Festtheilnehmer mit einiger Bangigkeit, denn Tags vorher hatte ein heißer Nordwind geweht, der in der Regel mindestens einen derben Regenschauer bringt; der Wind schlug aber nach Süden um und nun erfreute sich das Fest eines angenehmen kühlen Wetters. Um 9 Uhr Morgens versammelten sich die Turner in ihrer einfachen, aber geschmackvollen Kleidung in der Turnhalle; das Musikcorps stellte sich an die Spitze, die schwarz-roth-goldenen Fahnen wurden entfaltet und in der festgesetzten Weise ging der Zug unter ungeheurem Menschenjubel und Staunen der Engländer durch viele unserer Straßen nach dem Festplatze, Cremorne Garten bei Richmond. Nach der Ankunft wurden die vielen deutschen und Sängerfahnen hoch oben auf den Turngerüsten angebracht; dort wehten denn auch die Flaggen anderer Nationen, der Amerikaner, Belgier und Engländer. An der Giebelseite des Pantheon, in welchem die Gesangaufführungen stattfanden, war die Statue der Germania angebracht, die gleichsam den Festplatz überschaute. Grünes Strauchwerk, Blumen- und Laubgewinde vollendeten den Festschmuck des Platzes.

Der erste Theil der gymnastischen Darstellungen begann mit dem Riegenturnen. Eine große Anzahl Turner zeigte sich ungemein gut eingeschult, und bei saft lautloser Stille sahen die vielen Zuschauer den gewandten Bewegungen der Turner mit großer Aufmerksamkeit zu. Nach Beendigung dieses ersten Theils ward im Pantheon von einem gediegenen Orchester die Ouvertüre zu Weber's Freischütz aufgeführt; dann sprach Herr Meyring seinen, von ihm zu dieser Feier gedichteten Prolog, aus dem ich folgende Stelle heraushebe:

Des Vaterlandes unverlöschte Sitten,
Auch in der Ferne halten wir sie werth;
Und ob wir auch bereitwillig stehn Inmitten
Des stolzen Volks, das ersten Preis begehrt,
Wir bleiben deutsch und zeigen doch dem Britten,
Daß deutscher Brauch ihm manches Gute lehrt:
Wir zeigen ihm des deutschen Volkes Fahne
Und heißen ihn wohl auch von manchem Wahne!

Er schloß seinen Prolog:

Gut Heil dem deutschen Fest am fremden Strande!
Doch auch Gut Heil dem deutschen Vaterlande!

Unter den hervorstechen und von den Männergesangvereinen sehr gut vorgetragenen deutschen Liedern erwähnen wir: O, Eintracht, aus Mozart's Zauberflöte; der Tag des Herrn, von Kreutzer; das Marschlied: Frisch, ganze Kompagnie, von Becker; die Kapelle, von Uhland; Abendständchen, von Härtel u. s. w.

Der zweite Theil des Turnens bestand im Preis- und Schauturnen, und jetzt erst zeigte es sich, welche Fortschritte viele Turner seit dem Bestehen des Vereins sich angeeignet hatten; die auswärtigen Vereine wetteiferten mit unserm Melbourner um die Siegespalme.

Als zum zweiten Mal eine gedrängte Zuhörerversammlung das Pantheon gefüllt hatte, erschien der Gouverneur, Sir Henry Barkly; die Versammlung brachte ihm ein dreimaliges „Hoch“. Der Engländer war besonders vom deutschen Quartettgesange sehr entzückt und sprach sich zu wiederholten Malen sehr lobend über die ganze Festlichkeit aus.

Fast mochte es scheinen, als ob bei dem herannahenden Ende der musikalischen Vorträge sowohl Sänger als Musiker durch das Bewußtsein, an diesem Festtage so Gediegenes geleistet zu haben, noch mehr zu ihrer Kunst gestärkt worden wären; aber die allgemeine Begeisterung für das theure Vaterland hatte die Künstler ergriffen, und so wurde denn Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ mit einem so warmen Gefühl und einer so strengen Präcision vorgetragen, daß nichts zu wünschen übrig blieb, und selbst Engländer, die den deutschen Text nicht verstanden, wurden von Reichardt's Melodie wie verzaubert.

Zum Schlusse der musikalischen Aufführung wurde das britische Nationallied, God save the Queen, vom Chor und Orchester in ausgezeichneter Weise aufgeführt und von der Versammlung mit unbedecktem Haupt angehört.

Die dritte Abtheilung des Turnens hatte für die Zuschauer ein noch größeres Interesse, als die schon vorher gesehenen Darstellungen, obgleich sie von den Turnern am leichtesten auszuführen war. Die Formirung schöner Gruppen, die Pyramide, der Triumphzug überraschten außerordentlich.

Im Ganzen wurden achtzehn Preise an die Turner vertheilt, darunter sehr werthvolle silberne Pokale. Ein Becher trug ein ganz specifisch australisches Ansehen. Er bestand aus einem Emu-Ei mit Deckel, worauf ein von Silber gearbeiteter Emu (australischer Strauß) stand. Auch die deutschen australischen Jungfrauen hatten für das Fest ihre fleißigen Hände in Bewegung gesetzt und Turnergürtel als Preisgeschenke gestickt.

Digitized by Google

Die Preise für die Sänger bestanden in thalergroßen silbernen Denkmünzen. Auf einer Seite steht eingegraben: Preis für Quartett-Gesang. 21. Nov. 1862; auf der andern Seite befindet sich das vierfache Turner-F, umgeben von einem Eichenkranz, ausgeprägt, und der Umschrift: Turn- und Gesangfest in Melbourne.

An das Turnen schloß sich ein Trinkspräthen gewürztes Festmahl, bei dem man mit australischem Weine die alte Heimat leben ließ; im Ganzen mögen an allen Festlichkeiten 3000 Personen theilgenommen haben. Als Nachfeier diente ein Ball in der Turnhalle.

Ich theile Ihnen diese Angaben mit, auf daß Sie sehen, wie auch in unserm fünften Erdtheile das deutsche Wesen kräftige und gesunde Wurzeln geschlagen hat. Sie finden deshalb wohl bei Ihren Lesern eine freundliche Aufnahme.

Der Verkehr des Hafens von London.

Die riesigen Werke, welche menschliche Thätigkeit in London hervorrief, erschienen den Bewohnern der Weltstadt, weil sie tiefselben täglich vor Augen haben, als etwas ganz Gewöhnliches. Der Fremde aber, welcher sie zum ersten Mal erblickt, würdigt sie in ihrem ganzen Umfange. So geht es auch mit dem kolossalen Hafen von London, oder sagen wir besser mit den Häfen Londons, denn es sind deren mehrere, welche als Einfuhr- und Ausfuhrplatz dem großen Flotten dienen, die hier jährlich verkehren.

Der Trinity-house-Hafen umfaßt einen bestimmten Raum unterhalb der Themsebrücke, wo ohne besondere Bewilligung kein Ballast abgeladen werden darf. Der Colliery-Hafen erstreckt sich bis nach Gravesend; über ihn hinaus darf kein mit Kohlen beladenes Schiff ohne Zeugniß des Hafenmeisters oder ohne gewisse Abgaben gezahlt zu haben, weiter westwärts steuern. Der Corporation oder Thames Conservancy-Hafen nimmt den Raum zwischen Staines westlich bis zu einem kleinen Zuflusse des Medway im Osten ein. Hier übt man die Aufsicht über Alles, was sich innerhalb dieser Grenzen auf Fischerei, Uferbauten, Dämme, Landungsbrücken, Mühlen und Wasserwerke bezieht. Der Custom-house-Hafen geht von der Londonbrücke bis Nord-Foreland an der Küste von Kent und bis Naze an der Küste von Essex; dieser Hafen ist in den englischen Blaubüchern gemeint, wenn von Ein- und Auslaufen der Schiffe die Rede ist.

Gleich vielen anderen großartigen Werken ist dieser Hafen nur allmälig entstanden. Bis in unser Jahrhundert gab es in London keine Docks, und diejenigen Schiffe, welche nicht an die Werfte oder am Kai anlegen konnten, waren genöthigt, mitten im Fluß auf- und abzuladen. Von Zeit zu Zeit mußte man Ausbilfswerfte und Freilager errichten, um nur die ankommenden Güter unterbringen zu können, bis der Zoll entrichtet war. Bei der fortwährend steigenden Einfuhr konnten natürlich diese mangelhaften Einrichtungen nicht genügen; man legte zu beiden Seiten der Themse in den letzten fünfzig Jahren Docks an, welche bereits annähernd die ungeheure Summe von zwölf Millionen Pfund Sterling gekostet haben.

Sechstausend Schiffe aller Nationen laufen jetzt alljährlich in ihnen ein, und der Werth der wieder ausgeschifften Waaren erreicht die kaum glaubliche Summe von dreißig Millionen Pfund Sterling, ganz abgesehen von solchen Gütern, die aus den anderen Häfen Großbritanniens verschifft werden. Der Werth der Einfuhr übertrifft den der Ausfuhr aber noch um ein Bedeutendes, so daß man den Import und Export mit fünfhundert Millionen Thalern nicht zu gering anschlägt.

Alle Docks sind mit Eisenbahnen und hydraulischen Krahnen zum Aus- und Einladen versehen; sie liegen voll von Schiffen jeder Größe, und doch wimmelt es auf der Themse selbst noch mehr denn je von Fahrzeugen. Zur Londoner Rhederei gehören allein 3000 Schiffe, je mit einem durchschnittlichen Gehalte von 300 Tonnen, was die ungeheure Zahl von beinahe einer Million Tonnen ausmacht, den vierten Theil des Tonnengehaltes aller britischen Schiffe! Fünfhundert dieser Schiffe sind Dampfer. Rechnet man aber alle Schiffe, welche überhaupt auf der Themse verkehren, zusammen, so kommt die Zahl 30,000 heraus, was etwas mehr als 80 für einen Tag ausmacht, und veranschlagt man den Gehalt eines jeden nur zu 200 Tonnen, so erhält man sechs Millionen Tonnen oder beiläufig 120 Millionen Centner.

Gegen 18,000 der erwähnten 30,000 Schiffe beschäftigen sich mit dem Küstenhandel und bringen nur Güter von verschiedenen anderen britischen Häfen nach der Weltstadt, die als eine großartige Verschlingerin dasteht, wenn man bedenkt, daß 9000 Schiffe, zumeist Kohlenschiffe, leer zurück gehen. Von den fünf Millionen Tonnen Kohlen, welche London jährlich verbrennt, kommen drei und eine halbe Million auf dem Seewege, die anderen auf den Eisenbahnen an. Alle Stunden im Jahre trifft durchschnittlich eine Ladung Kohlen in London ein. Die wenigsten Kohlenschiffe gehen in die Docks, die meisten legen in dichten Reihen hintereinander am „Pool“ der Themse an, wo ganze Regimenter von Lastträgern (Coal-whippers) die Ladung löschen.

Es ist oft erwähnt worden, daß trotz der vielen Eisenbahnen, die nach London hinführen, alle anderen Zufuhrmittel sich doch noch vermehrt haben. Die Kanalschiffe haben ihre Zahl verdoppelt und vertrachten mehr Güter denn je; ebenso geht es mit der Küstenschifffahrt. Kutschen, Frachtwagen und Pferde, welche durch die Eisenbahnen entbehrlich gemacht schienen, nehmen, den statistischen Ausweisen zu Folge, fortwährend an Zahl zu. Aus dem Berichte des General-Postmeisters für 1856 ergiebt sich, daß die englischen Fahrposten täglich 31,000 Miles machen — eine bedeutendere Zahl als je die englischen Posten vor Einführung der Eisenbahnen. Die Pferde und Bezugsmittel steigen fortwährend im Preise, weil die neugeschaffenen Verkehrsmittel ungleich mehr allein zur Ausbilfe brauchen, als die früher durch jene betriebene Personen- und Waarenbeförderung im Ganzen.

So wichtig aber auch der Küstenhandel Londons ist, so sehr tritt er doch gegen die Großartigkeit des Handels mit dem Ausland in den Hintergrund; es ist gleichsam, als ob alle Winkel der Erde in London ihren Brennpunkt gefunden hätten. Zwölftausend Schiffe aus den Kolonien und fremden Ländern langen jährlich dort an, um Alles, was werthvoll und schön ist, abzuladen. Alle vierzig Minuten durchschnittlich passirt an Gravesend vorüber ein Schiff, das mit fremden Waaren beladen ist. Sieben Achtel der Gesammteinfuhr Großbritanniens an Kaffee; sieben Neuntel des Viehs, die Hälfte aller Früchte, die Hälfte der Häute und Felle, das geräucherte Fleisch, der Butter, Eier und des Reises, fünf sechstel der Gewürze, zwei Drittel der Spirituosen, die Hälfte des Zuckers, Tabaks und der Wolle, sowie fünfzehn Sechszehntel des Thees, die überhaupt in Großbritannien eingeführt werden, gehen durch den Londoner Hafen. Natürlich ist aber die Hauptlast für den größten Theil dieser Waaren nur ein Durchgangsplatz; sie verbraucht einen Theil davon und sendet den Rest in die Provinzen. Der Handel Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Hollands wendet sich, wegen der geographischen Lage Londons, naturgemäß dorthin. Die alte ostindische Kompagnie hatte ihren Sitz in London, und so läuft hier, durch diese Beziehungen bedingt, der asiatische Handel zusammen. Amerika und Australien aber verkehren mehr mit Liverpool.

Digitized by Google

Aber auch die Ausfuhr ist eine großartige. Allein der Werth der exportirten Bekleidungsstoffe beträgt nicht weniger als zehn oder elf Millionen Pfund Sterling. Man denke sich eine Ausfuhr von Schuhen und Stiefeln im Werthe von sieben Millionen Thalern, eine ebenso große von Modewaaren und Putzsachen oder von Kleidern!

Um wieder auf die Einfuhr zurückzukommen, so stelle man sich ganze Schiffsladungen holländischer Aale, jede zu zwanzigtausend Pfund, vor; Ochsen, die in Schleswig-Holstein besonders für den Londoner Markt gemästet, und Kaninchen, die in Ostende eigens für die Zungen der Londoner gezüchtet werden. Am besten läßt sich aber die Großartigkeit des Handels und Bedarfs der Weltstadt dadurch kennzeichnen, daß jeder Artikel, es mag einer sein was immer, dort seinen Markt findet.

Mosaik aus dem Yankeelande.

I.

Die allgemeine Zerrüttung. — Das keltische Element und dessen böse Einwirkung. — Nachtheilige Einwirkung des Yankeewesens auf viele Deutsche. — Was heißt „Kunst des Bienlerismus?“ — Die Betheiligung im Kongreß. — Der Schuster-Senator Wilson und der Bankier-Kriegsminister Cameron. — Geschichte eines Lieferungscontractes über eine Million Soldatenstiefel. — Gouverneure und Legislatur von Wisconsin der Gaunerei überwiesen. — Eine Bereicherungsgeschichte aus Neu-York; die Stadtbehörde und der Millionär Vanderbilt.

Es giebt gegenwärtig keine Lichtseiten in den durch und durch zerrütteten Yankeestaaten; wir sehen nur tiefe Schlagschatten. Die romantischen Schilderungen haben sich als Nebelbilder erwiesen, und die gräßlichen Thatsachen ebenen deutlich genug. Bei uns in Deutschland fragen Viele, wie eine so entsetzliche Auszartung und Verwilderung, wie Nordamerika sie zeigt, auch nur möglich sei in unserm civilisirten Jahrhundert? Aber der Augenschein zeigt, daß auf der andern Seite des geoßen Wassers die Civilisation doch nur eine sehr oberflächliche ist, und daß im Yankeelande, bei der überwiegenden Mehrzahl der Volksführer, eben so wenig von einer sittlichen Kultur die Rede sein kann, wie bei den zum Theil wirklich „verthierten Massen“.

Unsere Leser wissen, welches Urtheil Gustav Stewe schon 1855 über die Yankeerepublik fällte, und welche Schilderungen er vom Staats- und Gesellschaftsleben entwerfen hat. Wir wollen, unserm Versprechen gemäß, dieselben durch eine Menge von Einzelnheiten erläutern. Wenn diese zusammengenommen einem abschreckenden Zerrbilde gleichen, so ist das nicht unsere Schuld, sondern jene der nordamerikanischen Zustände, Menschen und Thatsachen. Man bedenke auch wohl, daß der germanische Charakter des amerikanischen Staats- und Volkswesens durch das keltisch-irische Element mehr und mehr verändert worden ist. Man hat nicht ungestraft sechs Millionen Menschen irländischer Abstammung in einer großen Republik; dafür liefern die jüngsten Zustäge in Neu-York abermals einen Beweis.

Leider ist auch ein Theil unserer deutschen Landsleute in die amerikanische Verwilderung hineingezogen worden; sie haben das Aemterjagen gelernt, sind in dem politischen Parteitreiben entartet und verkommen, der Ränkesucht und dem Fanatismus verfallen. Das gilt vorzugsweise von Jenen, welche dem „menschenmordenden“ Abolitionismus sich zugewandt und mit den Vernichtern der Union, der radikal-revolutionären, sogenannten republikanischen Partei gemeinschaftliche Sache haben. Ein Blick in die Zeitungen dieser Leute reicht hin, um zu sehen, wie ihnen aller Sinn für Ehrenhaftigkeit, alles Gefühl für Anstand abhanden gekommen ist, und wie sie in allen schlechten Dingen den Yankees nacheifern. Es ist peinlich und unsanber obendrein, sich mit so entarteten Landsleuten auch nur zu befassen; man fühlt sich abgestoßen, wenn man Blätter wie den Neu-Yorker „Demokraten“, oder gar die Neu-Yorker „Abendzeitung“ sieht. Wenn wir aber das nordamerikanische Leben schildern wollen, können die Deutschen nicht bei Seite bleiben; ebenbin lassen wir sie selber sprechen.

Einer von ihnen, der bekannte Rheinländer Karl Heinzen, sagt einmal in seiner Zeitung „der Pionier“ mit jenem Cynismus, der in Nordamerika Beifall zu finden scheint, über seine neue Heimat:

„Nach Allem, was Erfahrung spricht,
Ist hier die beste Probeschul' auf Erden;
Wer hier nicht kann zum Vieh und Schwindler werden,
Der wird's in seinem Leben nicht.“

Die Deutschen, welche so thöricht waren, für die Yankees in den Krieg zu ziehen, haben nicht etwa Anerkennung gefunden, sondern zumeist nur Hohn. Bei einem großen Theile der englisch-amerikanischen Blätter ist es System, über die Deutschen gar nichts zu sagen, sie zu behandeln, als ob sie gar nicht da seien. Kann man aber bei irgend einer Gelegenheit nicht umhin, ihrer zu erwähnen, dann wird immer ein scheeler Seitenblick auf „die teutonischen Söldlinge“, teutonic mercenaries, geworfen. Die Norbunion wäre schon vor zwei Jahren in Trümmer gefallen, als bei Bulls Run die Yankees und Irländer vor den Konföderirten in wilder Flucht Reißaus nahmen, wenn nicht eben die Deutschen, und nur sie allein, Stand gehalten hätten. Wie werden an einer Stelle nachweisen, daß die Yankees in ihren Blättern drucken, ein einziger Irländer leiste im Kriege mehr und sei tapferer als drei oder vier Deutsche.

Also die „teutonischen Idealisten und Landsknechte“ erwerben sich dadurch, daß sie für die Sache des Zwangs, der Unfreiheit und der Barbarei, mit einem Worte für die Norbunion fechten, keinen Dank. Die Konföderirten dagegen, sie deren Reihen etwa 25,000 Deutsche aus den Südstaaten kämpfen, sprechen mit rückhaltloser Anerkennung von ihren deutschen Waffengefährten; der Reichsunder Korrespondent der Times stellt sie in einen Gegensatz zu den deutschen Soldaten der Unionsarmee. Da, wo er (Times vom 11. Juni) von der Schlacht bei Chancelorsville spricht, spöttelt er über Karl Schurz und dessen Flying Dutchmen. Bekanntlich nennt der ordinäre Yankee den Deutschen nicht gern German, sondern Dutchman, was eigentlich einen Holländer bedeutet, daher hier das Wortspiel mit dem fliegenden oder fliehenden Holländer. Er sügt hinzu: es sei merkwürdig, wie schlecht die Deutschen der Unionsarmee im Allgemeinen sich geschlagen hätten, und doch könne man sich kein besseres Material wünschen als das, woraus diese Regimenter bestänben. Sie hätten sich aber während des Kriegs hauptsächlich in der Kunst des Bienlerismus ausgezeichnet. Als sie bei Chancelorsville ausrissen, sei Hauptmann Schribeet, preußischer Kommissarius, der Bericht an seine Regierung über die Verhältnisse der Armee der Konföderirten abzustatten hat, bei General Lee gewesen und habe sich mit äußerstem Unwillen über das Benehmen der deutschen Unionstruppen geäußert.

Nun ist es aber Thatsache, daß diese mindestens eben so gut oder sicherlich nicht schlechter gefochten haben, als die Yankees und die Irländer, oder überhaupt das gesammte, buntscheckig zusammen

Digitized by Google

gewürfelte Volk, aus welchem die Unionsarmee besteht; aber im Yankeelande verstand es sich wohl ganz von selbst, daß die Deutschen, die damned Dutchmen, den Sündenbock abgeben mußten.

Was die Kunst des Blenkerismus anbelangt, so verhält es sich damit folgendermaßen. Der Weinhändler Blenker aus Worms, bekannt aus dem Jahre 1848, trat als General auf und leitete bei Bulls Run die Yankees vor Vernichtung. Späterhin führten dann Blätter aller Parteien eine Menge von Schandthaten und barbarischen Gewaltthandlungen auf, welche Blenker und dessen Regimenter verübt hätten. Blenker selbst wurde als Gauner und Betrüger hingestellt, verlor das Kommando, bezieht aber seinen Sold fort. Ausplündern, Gewalt an Frauen verüben, Dörfer und Städte verbrennen und was dergleichen mehr ist, geschieht zwar auch von Yankees und irischen Soldaten und gehört zum System in dem Unterjochungskriege; aber Blenker und seine Dutchmen müssen auch hier den Sündenbock abgeben. Noch scheußlicher hat aber der bekannte Willich mit seiner Soldateska am Mississippi gehaust.

Es schmerzt uns in unsere Seele hinein, daß wir über deutsche Landsleute dergleichen hören und lesen. Aber, wie schon bemerkt, es muß gesagt werden, Viele sind eben so roh und barbarisch wie Irländer und Yankees. Mehr als 30,000 sind freilich in dem Unterjochungskriege schon erlegen, und was ist das Ergebniß der vielen Opfer gewesen? Eine Niederlage nach der andern, Schimpf und Schande, womit die Dutchmen von den Yankees überhäuft werden, der Verlust aller bürgerlichen Freiheit, eine Diktatur, die von Kentuckyjägern der niedrigsten Art ausgeübt wird! Und das soll ein Krieg für Freiheit und Gesittung sein!

Strowe klagt über die Schamlosigkeit, mit welcher die Bestechung betrieben wird, und allerdings hat die Korruption einen Umfang gewonnen, für welchen in jedem andern Lande der Welt gar kein Maßstab vorhanden ist. Wenn der Kongreß in einer einzigen Sitzungsperiode mehr als vier Dutzend große Betrügereien, die gegen den Staatsschatz verübt worden sind, zur Untersuchung, an besondere Ausschüsse verweisen muß, so ist das schon bezeichnend genug; noch mehr aber der Umstand, daß gar kein Schuldiger zur Verantwortung, geschweige denn zur Bestrafung gezogen wurde, denn die Untersuchungskommission ist selbst aus „Gaunern" zusammengesetzt.

Hier ist ein charakteristischer Fall, welchen die Zeitungen sehr ausführlich besprachen. Der Präsident Lincoln ernannte zum Kriegsminister einen bekannten Handwerkspolitiker und Stellenjäger, den Spekulanten und Bankier Simon Cameron aus Philadelphia. Die Gaunereien, welche dieser Bankier-Kriegsminister verübte, waren aber so haarsträubend und wurden in so frecher Weise verübt, die Zeitungen wiesen so viele einzelne Fälle mit Namen und Zahlen nach, daß endlich die Sache im Kongresse zur Sprache kommen mußte. Da ist nun ein ehemaliger Schuhmacher, der sich in die Handwerkspolitik und in das Aemterjagen geworfen hat, Namens Wilson, Senator des nördlichen, puritanischen Yankeestaates Massachusetts, ein Hauptabolitionist und „Kriegsschrift". Dieser Mann erhob sich im Senate mit tugendhaftem Unwillen, hielt eine donnernde Philippika gegen die Bestrügereien des Kriegsministers Cameron, zählte eine lange Reihe derselben an den Fingern auf und verlangte nachdrücklich, daß ein Ausschuß niedergesetzt werde, um alle jene schnöden Gaunereien zu untersuchen und den eventuell Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Es handelte sich um Millionen.

In jedem andern Lande der Welt würde ein solchergestalt als Betrüger an den Pranger gestellter Mann gesagt haben: „Gut, ich lege mein Amt so lange nieder, bis ich mich gerechtfertigt habe"; oder eine ehrliebende Regierung hätte ihn des Amtes vorläufig enthoben und ihn erst wieder angestellt, wenn er rein von Flecken aus der Untersuchung hervorgegangen wäre. Aber eine solche Praxis kennt man in der Yankee-Union nicht.

Simon Cameron, der Bankier-Kriegsminister und Hauptdrahtzieher der republikanisch-abolitionistischen Partei, welcher viele verborgene Fäden in seinen Händen hatte, blieb ruhig auf seinem Platz und zeigte sich nicht im mindesten benuruhigt. „Ich weiß, wie solch ein Geist zu bannen ist." So mochte er wohl in Bezug auf Wilson sagen, und er hatte recht.

Das Kriegsministerium hatte einen Lieferungskontrakt über eine Million Soldatenschuhe zu vergeben. Der Untersuchungsausschuß von Senatoren, welcher Cameron's Betrügereien zu untersuchen hatte, war unter Wilson's Vorsitz an die Arbeit gegangen und brachte ganz merkwürdige Dinge zum Vorschein. Da ließ Kriegsminister Cameron Herrn Wilson fragen, ob er, der tugendhafte Senator und Ankläger, nicht geneigt sei, den Lieferungskontrakt über jene Million Soldatenschuhe zu übernehmen; der Staat werde für jedes Paar 2½ Dollars zahlen. Senator Wilson, der ehemalige Schuhmacher, begriff als sachverständiger Mann und als Massachusetts-Yankee, also als guter Rechner, sofort, welch ein Profit dabei für ihn herausspringen könnte, und der Vorsitzer des Ausschusses, welcher über Cameron's Gaunereien berichten und eine Anklage befürworten sollte, nahm den Lieferungskontrakt an. Aber er ist Politiker und das Wohl der Union, der Abolitionismus und der Krieg nahmen seine Thätigkeit so sehr in Anspruch, daß er sich entschloß, die Lieferung der Million Soldatenschuhe an Andere abzugeben. Er nahm mit den übrigen Senatoren, welche den Untersuchungsausschuß bildeten, Rücksprache, und überließ ihnen die Lieferung, zu 2 Dollars das Paar Schuhe.

So verdiente der tugendhafte Ankläger im Handumdrehen eine halbe Million Dollars.

Aber die anderen Untersuchungssenatoren gingen auch nicht leer aus. Sie waren nun Lieferanten, aber keine sachverständigen Schuster. Sie hielten es für angemessen, ihrerseits den Kontrakt einer Kompagnie wirklicher Schuhmacher zu überlassen, und diese lieferten das Paar Schuhe zu 1 Dollar 75 Cents. Eine Million Mal 25 Cents, sage 250,000 Dollars, verblieben für unter sich. So machten sie ein „gutes Geschäft"; Wilson hatte für seine Person eine halbe Million eingetrieben, und es versteht sich von selbst, daß von einer Untersuchung oder einer Anklage gegen Cameron weiter keine Rede war. Dieser blieb noch längere Zeit Kriegsminister und trieb die Dinge noch ärger; endlich mußte man ihn doch entfernen, weil seine Schamlosigkeit alle Grenzen überstieg; aber er war zu gut in alle Schliche eingeweiht, als daß man ihn zur Verantwortung hätte ziehen dürfen, und ging nach Philadelphia. Dort setzt er seine Politik bis heute fort. Wir lasen jüngst in den amerikanischen Blättern, daß er Stimmen gekauft habe, um von Seiten der pennsylvanischen Legislatur als Senator in den Bundestongreß gewählt zu werden. Wir erzählten diesen Vorfall ein andermal, im Zusammenhange mit ähnlichen Bestechungen, welche in der New-Yorker Legislatur zu Albany an's Licht gezogen wurden.

Die Käuflichkeit ganzer Legislaturen und ganzer Stadtkorporationen gehört in der Yankee-Union keineswegs zu den Seltenheiten; die Bestechung wird mit unübertroffener Schamlosigkeit angeboten und angenommen. Sie erklärt sich daraus, daß Alles als „Geschäft" betrachtet wird, und öffentliche Aemter als eine „Krippe" (so lautet der Kunstausdruck) betrachtet werden, aus der man so viel herauskraut, als sich irgend thun läßt. Gewöhnlich hat ja ein Stelleninhaber nur zwei Jahre Zeit, „an der Krippe zu fressen". Die meisten Aemter werden nur auf zwei Jahre vergeben, und in jeder Partei sind immer Handwerkspolitiker in Hülle und Fülle, die auch ihrerseits an die Krippe wollen.

Da hat sich nun eine sehr erbauliche Geschichte im Staate Wisconsin ereignet, die sogar im Yankeeland auf vierzehn Tage allgemeines Aufsehen machte und in allen Blättern besprochen wurde. Wir erzählen sie nach der New-York Times, welche in ihrer Nummer vom 25. Mai 1858 einen langen Artikel mit nachstehender festgedruckten Ueberschrift hat:

Digitized by Google

Eisenbahnverwaltung! — Ein Gros-Bestechung der ganzen Regierung von Wisconsin. Preistarif für die Stimmen. — Der Staatsgouverneur 50,000 Dollars. — Jeder Senator 10,000 Dollars. — Jeder Assemblyman 5000 Dollars. — Allgemeines Plünderungssystem, Raubwirthschaft im Großen, Schwindel aller Art bei der La Crosse- und Milwaukee-Eisenbahn. — Bericht eines Specialausschusses der Legislatur von Wisconsin! —

Der Hergang war folgender; wir bemerken, daß er hier nach amtlichen Quellen erzählt wird.

Die beiden Häuser der Legislatur von Wisconsin, also Senatoren und Assemblymen, setzten in Folge gemeinschaftlichen Beschlusses einen Ausschuß nieder, welcher untersuchen sollte, ob Mitglieder der Legislatur von 1856 und Andere der Korruption schuldig seien und sich hätten bestechen lassen. Auch sollte derselbe Einsicht in die Verhältnisse der oben erwähnten Eisenbahn und einiger anderen Korporationen nehmen. Der Bericht erschien und sagte ganz trocken Folgendes:

Die überwiegende Mehrheit der Legislatur von 1856 hat sich bestechen lassen, und es ist ein in der That seltener Scharfsinn aufgeboten worden, um die ganze Angelegenheit zu verdecken.

Die Bestechung bestand darin, daß man den Leuten Bonds und Aktien der La Crosse- und Milwaukee-Bahn gab.

Eine Namensliste weist nach, daß die in ihr aufgeführten Senatoren Gelegeschenke („pecuniary compliments") im Belaufe von 10,000 bis 20,000 Dollars per Kopf, und zwar in Bonds der Bahn, erhalten haben.

Bestechende und Bestochene trauten einander nicht. Die Verträge mußten bei einem Agenten der Kompagnie niedergelegt werden, der sie den Senatoren erst dann einhändigen sollte, wenn die Eisenbahnbill wirklich durchgegangen sei.

Fünfzig Mitglieder der Assembly erhielten jeder 5000 Dollars in Bonds; einige bekamen 10,000, und einer, der für sehr einflußreich galt, 20,000 Dollars. Alle nahmen das ihnen angebotene „Kompliment;" Keiner sagte Nein.

Vier Senatoren haben ohne „Kompliment" oder Entschädigung für die Bill gestimmt.

So fand es mit den Männern der Gesetzgebung. Aber auch die Staatsbeamten gingen nicht leer aus. Manche bekamen 5000, andere 10,000 Dollars; verschiedene Agenten, die als „Outsider" bezeichnet werden, wurden je nach ihrer Bedeutung mit Summen von 1000 bis 25,000 bedacht. In einer Quittungsliste der Eisenbahngesellschaft waren 5 Striche — 10. Als der Sekretär der Kompagnie, welcher die Liste entworfen hatte, gefragt wurde: „Was bedeuten diese fünf Striche?" entgegnete er: „Sie werden wohl für den Gouverneur gewesen sein", und sein Principal bemerkte: „Sehr richtig vermuthet."

Bei dem ganzen Geschäft handelte es sich vorzugsweise darum, für die Kompagnie möglichst viel Grund und Boden umsonst zu erhalten; durch den Bau der Eisenbahn mußte natürlich dasselbe im Werthe steigen. Der Präsident der Kompagnie gab vor dem Ausschusse die Erklärung ab, er habe einem seiner Agenten 200,000 Dollars in Bonds der Kompagnie gegeben, um dieselben zu verwenden, damit, durch Fürsprache der Legislatur, beim Kongreß mehrere Beschlüsse der letztern genehmigt würden, welche auf Ländereien und zur Fortlegung der La Crosse- und Milwaukeebahn nach Minnesota hinein Bezug haben.

Auch die Zeitungsbesitzer bekamen Antheil an der Beute. Aus der Liste der Bestochenen geht hervor, daß fünf Sechstel derselben *Yankees*, eingeborenes, amerikanisches Vollblut sind, „königliches Blut von Amerika". Kein Deutscher hat sich bei diesem schmutzigen Handel betheiligt.

Dieser Untersuchungsbericht über die „Verirrungen" der Legislatur von Wisconsin wurde, wie bemerkt, der Volksvertretung von 1858 abgestattet. Alle Gaunereien mit Namen und Betrag waren sonnenklar nachgewiesen. Natürlich wurden die Gauner alle zur Verantwortung und Strafe gezogen?

Mit nichten! Die Legislatur des Jahres 1858 vertagte sich, ohne irgend einen Beschluß darüber zu fassen, und die Sache blieb bis heute auf sich beruhen.

Aus der allernenesten Zeit liegt uns eine nicht minder großartige Bestechungsgeschichte aus der guten Stadt Neu-York vor, über welche wir in „Harper's Weekly" vom 11. Juli 1863 einen sehr ausführlichen Bericht finden. Es handelt sich dabei um die Kompagnie der Harlem-Eisenbahn und deren Hauptaktionär, den „Nabob" Vanderbilt, einerseits, und um die Väter der Stadt Neu-York (Stadträthe — Councilmen, und Stadtverordnete — Aldermen), andererseits.

Im vorigen Winter stellte sich unvorhergesehener heraus, daß die zu Albany tragende Volksvertretung des Staates Neu-York von einer Spekulantengesellschaft erkauft und beschen worden sei, um den Plänen jener Spekulanten die Genehmigung der Gesetzgebung zu ertheilen. Es handelte sich vor Allem darum, der Harlem-Bahnkompagnie die Erlaubniß zu verschaffen, daß sie auf dem Broadway, der Hauptstraße der Stadt Neu-York, eine Eisenbahn anlegen dürfe. Viele Bewohner dieser Straße wünschten aber eine solche Bahn nicht und boten Alles auf, um dieselbe abzuwenden. Aber mehrere Advokaten führten ein Gesetz der Legislatur aus dem Jahre 1832 auf, demgemäß die Harlem-Kompagnie ermächtigt wurde, Eisenbahnwagen die an den Park laufen zu lassen. Auch war ihr das ausschließliche Privilegium verliehen, dergleichen in anderen Straßen und Avenuen laufen zu lassen, falls die Stadtbehörde (Common Council) ihre Genehmigung ertheile.

In jener Zeit machte man nämlich noch die ersten Versuche mit Eisenbahnen in den Straßen der Stadt, und es war noch nicht ausgemacht, ob die Sache überhaupt rentiren werde. Das Extraprivilegium gab man den „Harlems" gewissermaßen als Aufmunterung. Seitdem hat sich herausgestellt, daß Bahnen in den Straßen allerdings glänzend rentiren. Wenn nun der Neuyorker Stadtrath erklärte, daß eine Eisenbahn im Broadway nothwendig sei, dann verstand es sich, in Anbetracht des Gesetzes von 1832, von selbst, daß die Harlem-Kompagnie das ausschließliche Recht hatte, dieselbe zu bauen und in Betrieb zu nehmen.

Nun kommt die „Transaktion". Man sondirte zunächst den Common Council, und fand, wie man erwartet hatte, die Mitglieder ganz loulant. Einige deuteten auf den Vers der Bibel hin, demzufolge jeder Arbeiter des Lohnes werth sei; Andere erklärten, die Sache werde sich schon machen lassen, wenn man loulant verfahre. Nun wurde eine Summe von 100,000 Dollars baar und außerdem ein Betrag von 200,000 Dollars in Aktien der Harlem-Bahnkompagnie stipulirt und man schritt zur Hauptsache, die sich aber, in Anbetracht der Gegner, nur durch schlaue Politik und Ueberrumpelung durchsetzen ließ.

Ursprünglich wurden an einem schönen Tage leidte Abtheilungen des Stadtraths einberufen; die Uneingeweihten wußten natürlich nicht, zu welchem Zwecke. Die Broadwaybahn kam aber gar nicht zur Sprache; nicht einmal eine Anspielung wurde gemacht. Die Harlemer hatten das Geld noch nicht beponirt, und auf bloßen Kredit hin wollten die Väter der Stadt nichts genehmigen. Am andern Tag um 1 Uhr wieder Versammlung, und abermals Schluß der Sitzung, ohne daß auch nur mit einem Worte der „Hauptsache" erwähnt worden wäre. Die Verhandlungen über das Geld waren bisher noch nicht zum Abschlusse gediehen. Die Väter der guten Stadt Neu-York, die Auserkorenen des allgemeinen Stimmrechts, verlangten nämlich, daß von Seiten der Harlemer die Summe beim Inhaber einer bekannten Spielhölle deponirt werden solle. Diesem Spielhöllenhalter trauten aber die Harlemer nicht: sie wollten das Geld bei einem bekannten Bankhause hinterlegen, gegen welches aber die Aldermen allerlei Einwendungen machten.

Die Sitzung von Mittags 1 Uhr brachte keine Resultate. Es

Digitized by Google

wurde deshalb abermals, auch demselben Nachmittag um 5 Uhr, eine zweite anberaumt. Auch kein Resultat. Dritte Sitzung um 9 Uhr Abends, auch an demselben Tage. Jetzt merkten die Broadwayleute Unrath; ein Gleiches war von Seiten der Harlemer der Fall, und diese verstanden sich dazu, das Geld bei dem Spielhöllenwirthe zu deponiren. Also um 9 Uhr Abends Sitzung, in welcher es zum handgreiflichen Skandale kam. Man ließ den Scheriff und dessen Ersatzmann nicht in die Sitzung; der Letztere wurde vom Thürsteher und einigen Raufbolden (Schulterstoßer, Shoulder hitters, nennt man solche Biedermänner in der politischen Sprache der Yankees) hinausgeworfen, und so erhielten dann die Väter der Stadt der Harlem-Kompagnie das Recht, auf dem Broadway, in der Fulton-Straße ꝛc. Schienen zu legen.

Damit schließt der erste Akt. Der zweite bringt eine neue Verwicklung, die in hohem Grad interessant ist. Die Arbeiter erhielten ihren Lohn auch in baarem Gelde. Mit diesem machten sie sofort eine gute Spekulation, indem sie Harlem-Aktien kauften, welche an jenem Tag auf 58 standen. Als am andern Tage ihr Beschluß bekannt wurde, stiegen sie auf 70 und dann rasch auf 118. Die Väter der Stadt machten glänzenden Profit, aber gerade dieser verwirrte ihnen die Köpfe. So viel hatte noch keine andere „Transaktion" abgeworfen. Bei Spekulationen gewöhnlicher Art, z. B. bei Vergeben eines Kontraktes über Straßenreinigung, fallen für jeden höchstens ein paar hundert Dollars ab; bei kleineren Angelegenheiten beträgt die übliche Taxe für den Verkauf der Stimme gar nur 100 Dollars. Nun aber sollte aus der einmal geöffneten Schleuse des Goldstroms noch mehr Gold fließen.

Die Väter der Stadt beriethen privatim und vertraulich. Sie sagten: „Wir haben etwas geschaffen, wir können es auch wieder zerstören. Weshalb sollen wir uns unsere Genehmigung nicht zum zweiten Male bezahlen lassen? Wir sagen, daß ein Irrthum, ein Versehen vorliege, daß wir die ganze Angelegenheit noch einmal in sorgfältige Erwägung ziehen. Und wirklich, was sollte aus dem Wohl und Gedeihen der Stadt werden, wenn wir, Menschen, die ja irren können, nicht das Recht hätten, uns selber und unsere Beschlüsse zu revidiren?"

Gesagt, gethan. Die würdigen Väter schicken zwei Vertreter zum Rabob Vanderbilt ab, also zum Präsidenten der Harlemer, und lassen ihm kundgeben, daß ein Widerruf des Beschlusses zu besorgen stehe. Der Rabob ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern erklärte, die Herren möchten thun, was sie für gut hielten, würden aber einen Widerruf schwer zu bereuen haben.

Die Väter rechneten so: Wenn durch die Genehmigung der Bahn die Harlem-Aktien von 58 auf 118 gestiegen sind, so muß ein Widerruf sie bis auf 50 herunterdrücken. Dann kaufen wir, genehmigen später noch einmal und verkaufen wieder zu hohem Cours, etwa zu 100 oder 115. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Vanderbilt hat von den 50,000 Harlem-Aktien für seine Person 50,000 Stück, und damit operirte er so, daß die Bestechenen, welche auf Lieferungszeit gekauft oder verkauft hatten, in den größten Schaden gekommen sind. Denn Vanderbilt war durch seine „Vertrauten" über alle Einzelheiten sehr wohl unterrichtet.

Die edlen Väter der Stadt hatten nämlich am 25. Juni ihre Drohung wirklich wahr gemacht und ihren Beschluß widerrufen. Am andern Tage ließ Vanderbilt alle Harlem-Aktien kaufen, die zu haben waren, und trieb sie bis auf 106. Er brachte die bestechenen Gauner um eine Menge Geldes. Auf diese Börsenintriguen gehen wir nicht ein, weil es hier nur darauf ankommt, das Gaunergetriebe der Vertreter einer Stadt wie Neu-York, darzulegen und an ihr den sittlichen und politischen Verfall klar zu machen.

Die Gauner hatten nun um Gnade bei Vanderbilt. Diesem stellte man vor, es sei nicht gut, die Stadtbehörde auf's Aeußerste zu treiben; sie werde an dieser Züchtigung genug haben. Wenn man diese „Halunken" beseitige, so kämen ja doch nur andere desselben Gelichters an ihre Stelle und das feuerzahlende Publikum gewönne nichts. Vanderbilt erklärte, daß er Gnade ergehen lassen wolle, wenn der Widerruf widerrufen und die Genehmigung wieder ertheilt würde."

Also versammelten sich die Väter der Stadt Neu-York am 29. Juni um 1 Uhr Mittags, nahmen die „wichtige Angelegenheit" wieder in Erwägung und erklärten, daß sie sich geirrt hätten, als sie die Genehmigung widerriefen, weshalb sie nun jetzt mit vollem Vorbedacht und sorgfältiger Prüfung, diesen Widerruf zu kassiren sich gedrungen fühen!

Vanderbilt's Freunde machten, mit dessen Genehmigung, die ganze Sache bekannt; die Blätter aber sprechen von den, natürlich nach wie vor in Amt bleibenden, Vertretern der Newyorker Bürgerschaften, z. B. dem Vorsitzenden Wallh, dem Alderman Farley, dem Stadtinspektor Boole und wie die Biedermänner weiter heißen, als „gepreßten Gaunern, Halunken und Betrügern, welche in Gegenwart des Volks haben Lauch hinunterwürgen und Schmutz fressen müssen".

Das ist die Geschichte von den Vätern der guten Stadt Neu-York.

Ein polnisches Sanddorf in der Tuchler-Haide.

Dorthin, wo die Wellen beider Völkerstämme einander zuerst berühren, wo das deutsche Interesse dem polnischen zuerst in den Weg tritt, wollen wir vor Allem unsere Blicke richten. Merkwürdigerweise stehen sich gerade hier die beiden Nationalitäten fast am schroffsten gegenüber, während weiter innen die gegenseitige eigentliche Ursprünglichkeit bereits vielfach in einander verschmolzen ist.

Wenn wir an einem lieblichen Frühlingsmorgen durch den Kiefernwald fahren, welcher sich in dem an die Provinz Posen lehnenden Theile Westpreußens viele Meilen weit ausdehnt, so beschleicht uns wohl ein eigen beengendes Gefühl. So weit das Auge zu reichen vermag, giebt es nichts als einförmige Nadelholz, öden Sand, mit darüber den schalkischgrauen Himmel der Haide. Keine bunte Scenerie, keine muntere Regsamkeit, wie die Laubwälder sie bieten, nicht einmal ein Vogel, kaum irgend ein lebendiges Wesen ist weithin zu erblicken. Und wenn wir nun auf eine Blöße gelangen, eine vom Wald umrahmte Ebene, da lachen uns keine üppigen Saaten entgegen; magere Roggen- und Buchweizpflänzchen — letzterer das „Korn der Haide" genannt —, dürftige Kartoffelstauden sind fast das einzige Grün, und ebenso einförmig und unbeschreiblich lebensarm wie der Wald erscheint uns die ganze Gegend. Selbst die Lieder der trillernden Lerchen hoch im Aether ertönen uns so schwermüthig, gleich als jubelten sie doch nimmer in der Frühlingsfreude aller Kreatur, sondern klagten über die Armuth, das Leid und Weh des Lebens. Endlich ahnen wir früh und erschüttert auf, denn drüben schimmern die ersten menschlichen Wohnstätten unter den Bäumen gastlich hervor.

Es sind wohl schwer zu schildernde Empfindungen, welche die Brust Desjenigen durchwogen, der lange Zeit hindurch allein im fernen Auslande geweilt, und nun, nach beschwerlicher Fahrt, die geliebte Heimat wiederfindet; noch ergreifender müssen die Gefühle des halbverschmachteten Pilgers sein, wenn er in der Wüste unerwartet auf eine Oase trifft. Doch auch der Eindruck ist, ohne Uebertreibung, ein gar mächtiger, den ein Dörfchen auf uns macht, in

Digitized by Google

das wir nach den langen Stunden einer einsamen Haidereise endlich gelangten.

Unsere Freude ist aber leider eine durchaus getäuschte, denn bald gewahren wir, daß es auch der allergrößten Genügsamkeit nicht möglich ist, ihre Ansprüche in einem polnischen Sanddorfe zu befriedigen. Schauen wir uns jedoch ohne Vorurtheil um.

Wir treten in die nächste Hütte. Du lieber Gott, was bietet sich uns dort für ein Anblick dar! Das große, meistens nicht einmal gedielte Zimmer, Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstube zugleich, zeigt in den Ecken Gestelle, welche Betten sein sollen, die jedoch Thierlagern weit ähnlicher sehen als menschlichen Ruhestätten. Das Stroh der Unterlagen ist meistens fast im Zustande der Verwesung begriffen und ihm entsprechen die Kissen und Pfühle. In gleicher Weise strotzt von Schmutz jegliches der ärmlichen und größtentheils sehr defekten Geschirre und Hausgeräthe. Ebenso verfallen ist meistens der gewaltige Ofen und neben demselben das nicht minder unförmliche Kamin, in welchem ein unsauberer Kessel über einem Feuer von Reißholz hängt, dessen Dampf und Qualm das ganze Gemach erfüllt. Und was für Ausdünstungen birgt diese Atmosphäre noch! Vor uns wimmeln fünf bis sechs Kinder von schwer zu beschreibendem Aussehen, mehrere Hühner, Kaninchen und wohl auch ein Ferkel.

Gäbe dich, daß du in dem Halbdunkel nicht etwa einem der Betten oder den Kindern zu nahe kommst. Du fischest dort jedenfalls einige lebende Wesen auf, mit denen deine Begriffe von Wohlbehagen sich schlechterdings nicht vertragen würden.

Mit Ekel und Trauer wollen wir eben uns abwenden von dieser Stätte des Elends, doch da fesselt noch etwas unsere Blicke. Ringsherum starren die meistens ungekalkten Wände von schreiend bunten Bildern. Wir finden die Muttergottes, strahlende Heilige, Märtyrer u. s. w., und in ihnen besteht das kostbarste Gut der Familie, denn die Armen haben diese Machwerke erschreklich theuer bezahlen müssen und oft nur mit den schmerzlichsten Opfern erkaufen können. Sonderbarerweise finden wir aber neben diesen Heiligthümern in der Hütte des gemeinen Polen nur selten die patriotischen Polenbilder, denen wir in den Zimmern des Adels und der Priesterschaft sogleich begegnen. Die Bauern haben in dieser Beziehung den richtigen Instinkt.

Dem Innern entsprechend erscheinen die Wohnhäuser dieser polnischen Bauern*) auch von Außen durchaus verwahrlost. Meistens sind sie von Bastleinen mit einem Holzgerippe aufgeführt und tragen Strohdächer, welche wohl mehr des Symbols als der Haltbarkeit wegen auf den Spitzen längs mit gekreuzten Hölzern belegt sind. Ebenso wohl die Dächer wie die Wände, Fensterscheiben, Thüren u. s. w. sind häufig in sehr verfallenem Zustande. Doch finden wir vielfach in den grellsten Farben und in der lemischen Art bemalte Fensterladen. Die Gebäude, Häuser, Scheunen, Ställe u. s. w. der Wohnwanderern sind öfters ganz aus Holz, zeigen interessen ebenfalls vielfach die Spuren der allgemeinen Vernachlässigung.

Während dessen hat sich in der Nähe unseres Fuhrwerks eine gaffende Menge versammelt, doch führt keineswegs die bloße Neugierde, wie wir sie anderwärts bei ungewohnten Erscheinungen finden, hier die Leute zusammen. Können wir ihre Aussprüche und Bemerkungen verstehen, dann fällt uns zunächst die Verschiedenheit der beiden Volkscharaktere auf eine bemerkenswerthe Weise in die Augen.

Der Deutsche wundert sich, staunt und ist begierig zu prüfen! Der Pole staunt eigentlich nie und ebenso wenig zeigt er das Verlangen, das Wie eines Dinges zu wissen. Ihm fallen nur die glänzenden Punkte eines Gegenstandes in die Augen, ihnen jauchzt er jubelnd zu in lebhafter Freude. Hierin liegt im Allgemeinen ein treffender Charaktergegensatz der beiderseitigen Bewohner dieses Landstrichs, wie der Polen und Deutschen überhaupt, in allen Schichten der Gesellschaft. —

In ihrem Aussern erscheinen diese Menschen ebenfalls entsetzlich verkommen; ihre Kleidung besteht oft nur aus Fetzen und Lumpen und ihre Gestalten tragen den Stempel der Noth und des Elends unverkennbar. Kleine, untersetzte Figuren, mager und starknochig, die Männer ohne Ausnahme mit Schnurrbärten, jedoch ohne mannhaftes Aussehen, die Weiber fast durchgängig grundhäßlich, mit plattgedrückten Nasen und flachen Zügen, das ist der allgemeine Typus dieser Dörfer. —

Der Appetit auf Milch, Käse und dergleichen ländliche Speisen ist uns freilich schnell vergangen, der mächtig erwachende Hunger erinnert uns jedoch daran, daß Eier mindestens ein Nahrungsmittel sind, über dessen Reinlichkeit, auch unter schwierigen Umständen, kein Zweifel walten könne. Alle unsere Fragen und Bitten sind indessen vergeblich, wir hören Nichts weiter als ein achselzuckendes nierozumiem*) oder niewiem.**) Obwohl nun mindestens drei Viertheile der Umstehenden ganz leidlich deutsch sprechen können, so lassen sie sich doch durchaus nicht mit dem Niemcze***) in eine Unterhaltung ein. Dies liegt jedoch keineswegs in der außerordentlichen Feindschaft, die sie etwa gegen ihn hegten. Nein, wer hier aufmerksam beobachtet hat und wahr und gewissenhaft sein will, der muß es mit mir bezeugen, daß der gemeine Pole durchaus keine Feindschaft gegen die Deutschen hegt. Sein nierozumiem hat einen ganz andern Grund. Sowohl das grenzenlose Elend, wie die Tyrannei, in der dies Volk Jahrhunderte hindurch von polnischen Großen gehalten worden, haben diese Armen mit unbestegbarem Mißtrauen gegen alle über ihnen Stehende erfüllt und ihnen ihr Selbstvertrauen geraubt. Daß sie jedoch noch Selbstbewußtsein und Ehrgefühl in hohem Grade besitzen, dafür zeugt eben dies nierozumiem, denn sie sprechen nur deshalb nicht deutsch mit uns, weil sie befürchten, ihres Radebrechens wegen verspottet und verachtet zu werden. Sie selber werden sich niemals über einen Fremden lustig machen, auch wenn er ihre Sprache noch so arg mißhandeln sollte, was übrigens der für uns so schweren Aussprache wegen fast regelmäßig der Fall ist.

Einen sichern Beweis für diese Behauptung giebt uns der schnelle Wechsel in dem Benehmen der gemeinen Polen, sobald sie von uns nur einige einheimische Laute hören. Da geht das lebhafte Geschnatter sofort polnisch und deutsch an und zeigt sich der Jegomosc†) nur herablassend genug, um irgend einen Spaß zu machen, so sind die finsteren, mißtrauischen Blicke augenblicklich verschwunden und das leicht erregte Völkchen lacht und jubelt um die Wette, mit lebendigstem Mienen- und Geberdenspiel.

Eier, Milch, Butter, Käse u. s. w. erhalten wir interessen auch jetzt nicht von ihnen, weil die Armen von alledem selten etwas vorräthig haben; kaum ein Stückchen schwarzes Brot vermöchten wir bei ihnen aufzutreiben.

Der Ort, in welchem wir uns befinden, gehört zu den größten Dörfern der Tuchler-Haide. Seine Bewohner sind theils besitzende Bauern, theils bestlose Arbeiter, die sogenannten Einlieger oder Tagelöhner, welche alle zusammen, wie bereits erwähnt, hier unter der Bezeichnung Bauern begriffen werden. Schauen wir uns die Leute noch einmal näher an. Im Alltagsanzuge, leinener Jacke und Hosen, meistens ohne Weste und oft ohne Hemde, gleichen diese Polen den Deutschen ihres Standes in dieser armen Gegend; doch bei näherm Blicke finden wir sogleich einige sichere Unterscheidungsmerkmale. Ein annäherndes bildet der bei fast keinem, auch dem allerniedrigststehenden Polen fehlende Schnurrbart. Dann sehen wir in seinem Anzuge jederzeit irgend etwas Schmückendes, Buntes, eine Pfauenfeder am Hute, Schnüre an

*) Unter der Bezeichnung Bauern begreift man hier Ackerbesitzer, Kühner und Tagelöhner zugleich.

*) Nierozumiem = ich verstehe nicht.
**) Niewiem = ich weiß nicht.
***) Niemcze = ein Deutscher
†) Ein gnädiger Herr.

Digitized by Google

der Jacke, ein grellfarbiges Bändchen im Knopfloch oder dergleichen. Dasselbe ist bei den Frauen der Fall, denn wenn ihre Kleider sonst auch noch so unfauber und unordentlich erscheinen, sie sind doch meist von schreiender Farbe, mit Fransen und Gimpe besetzt, und Haar und Hals zeigen Glas- oder Bernsteinperlen, bunte Nadeln oder andern Schmuck. Das charakteristische Erkennungszeichen des Polen bildet indessen die „Konföderatka“, jene viereckeckige, vierzipfelige und unten mit Pelzbrämen besetzte Mütze, welche ebenso wohl im Sommer als im Winter getragen wird. In ihrer Feiertagstracht lernen wir die Polen später kennen.

Während wir die meistens ungepflasterte Gasse hindahren, über Holzblöcke, Reisighaufen und durch große Düngerpfützen, bekommen wir einen Begriff von der sprichwörtlich gewordenen „polnischen Wirthschaft“. Die Gebäude, Höfe, Gärten, Felder u. s. w., Alles erscheint uns in gleicher Weise vernachlässigt und vernahrlost. Die Fensterscheiben der Häuschen sind vielfach zerschlagen, ganz offen, höchstens mit schmutzigem Papier verklebt oder mit hölzernen Brettchen ausgebessert. Aehnliche Dörfer finden wir wohl auch noch in anderen Gegenden, z. B. in den steirischen Theilen Hinterpommerns (Kaffuben); eine solche Vereinigung der Armuth mit Nachlässigkeit und Unsauberkeit kann es anderwärts aber doch selten geben.

Um so mehr werden wir überrascht, wenn wir, um eine Ecke biegend, jetzt plötzlich vor der Thür eines Hauses ein liebliches Gärtchen erblicken, das von einem hübschen, einfachen Holzzaun umgeben, mit seinen frischbestellten Beeten uns so wohlthuend entgegen lacht. Ein weiterer Blick zeigt uns noch etwas in diesem Dorfe ganz Ungewöhnliches und zwar Blumen vor den Fenstern auf der einen Seite dieses Häuschens. Jetzt fällt es uns auch auf, daß die Fenster weniger zerschlagen, die Laden neubemalt, die Wände ausgebessert und alle Gegenstände überhaupt besser in Ordnung gehalten sind.

Auch der Hofraum ist reinlicher und sogar die Straße in der Länge des Hauses gekehrt. Dünkt es uns aber nur so, oder ist es Wahrheit, daß auch in der Umgebung dieses Hauses Alles reinlicher und ordentlicher erscheint? Wir täuschen uns nicht; hier wohnt fast der einzige Handwerker des Dorfes, ein biederer deutscher Schneider mit seinem braven Weibe, und im harten Lebenskampf um das kärgliche tägliche Brod haben sie deutsche Sitte und deutsche Kultur hineingetragen und verbreitet, mindestens in den ihnen nächsten Kreisen dieser Dorfbewohner.

Vor etwa dreißig Jahren kamen die beiden eben verheiratheten Leute in dies ihnen ganz fremde Dorf, um Erwerb zu suchen und sich hier eine neue Heimat zu gründen, da sie in der alten beides mit ihren geringen Mitteln nicht finden konnten. Hier wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, denn damals war bei den Polen der Haß gegen die Deutschen noch nicht. Erst weit später wurde derselbe von den Pfaffen entflammt und geschürt, doch wenn er auch zeitweise in den armen dummen Volke Fuß faßte, so war er hier doch nie so dauernd und so heftig, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Unsere beiden Deutschen wußten mit ihrer Ausdauer und Ruhe auch in den Zeiten der heftigsten Feindschaft zwischen beiden Nationalitäten mit der Umgebung in Frieden zu leben, und während die Dorfbewohner auch in künstlich aufgestachelterm Hasse gegen den Deutschen doch die Unentbehrlichkeit des Schneiders immer mehr erkennen mußten, vermochten die beiden strebsamen Menschen stets mindestens das für ihre immer Käufer werdende Familie Nöthige zu erwerben.

Es ist wirklich nicht schwer, den Einfluß solcher einzelnen Pioniere des Deutschthums in stockpolnischen Ortschaften zu erkennen, und im Laufe der Jahre zu verfolgen. So lange die gemeinen Polen noch nicht mißtrauisch gemacht worden waren, nahmen sie den Fremden arglos und zutraulich auf und sahen ihn größtentheils als ein über ihnen stehendes Wesen an. Da ist es dann doch auch ganz natürlich, daß sie begierig alles Neue und in die Augen Fallende anzunehmen und nachzuahmen suchen. Freilich ist dies bei ihnen meistens nur der Fall, so lange es ohne Anstrengung und Unbequemlichkeit geschehen kann, und insofern es etwas recht Glänzendes betrifft, während die Deutschen in gleichen Verhältnissen bekanntlich das Fremde auch in der mühsamsten Weise und zuweilen sogar zu ihrem großen Nachtheile sich anzueignen suchen.

Etwas besonders Glänzendes konnte die deutsche Handwerkerfamilie ihren polnischen Nachbarn freilich nicht bieten, dennoch vermochte ihr Einfluß auch nur sehr langsam sich auszubreiten, und erst als eine innigere Berührung dadurch stattfand, daß die heranwachsenen Kinder in polnische Familien sich verheirateten, hatten sie durchaus festen Fuß gefaßt.

Fast noch größere Bedeutung mußten wir dem alten Besitzer des Kruges*) am andern Ende des Dorfes, dem deutschen Juden, beilegen. Sein Aeußeres, seine Häuslichkeit, seine ganze Habe gleicht zwar denen der Polen nur zu sehr und steht ihnen an Unsauberkeit gleich, dennoch ist sein Einfluß auf das ganze polnische Dorf seit vielen Jahren ein durchaus wohlthätiger.

Während der Schneider und seine Familie das deutsche Element in sittlicher Beziehung vertreten, gilt dies von dem Juden in civilisatorischer und geselliger. In der Umgebung der Ersteren geht's manierlicher zu, es wird nicht so viel gestucht, wir sehen nicht so viele zerrissene Jacken, ungewaschene Gesichter und ungekämmte Köpfe. In der Küche wird nicht mehr die ganze Woche hindurch das Essen in denselben unausgewaschenen Töpfen gekocht, und was nicht zu viel Mühe macht, wird in den Stuben, auf dem Hofe, an den Gebäuden u. s. w. bereits ausgebessert.

Der jüdische „Kaufmann“ ist ein noch weit unentbehrlicheres Mitglied der Dorfbewohnerschaft, als der Schneider. Sein Krug und Kramladen zugleich trägt die deutsche Inschrift „Gasthof“; dies ist nämlich für deutsche Reisende berechnet, denen er jedoch natürlich nur die allerbescheidensten Ansprüche zu befriedigen vermag, während er die Bedürfnisse der Dörfler nicht nur in jeder möglichen Weise stillt, sondern es auch versteht, dieselben zu heben und zu civilisiren. Er bringt regelmäßig aus den Städten Tuchel, Osche oder gar aus Bromberg neue Nachrichten nach dem einsamen Dorfe mit. Er hat es verstanden und wirkt unbemerkt immer mehr dahin, daß seine Gäste ihrem Appetit auf vergeschichtliche Speisen und Getränke immer mehr entsagen und den modernen Genüssen zugänglicher werden. Er weiß sämmtliche durstige Seelen des Dorfes an fast jedem Abend um seine Tische zu versammeln, und wenn er der tauschenden Geselschaft dann politische oder andere bildende Vorträge hält, dann ist die Andacht hier im Schenkzimmer wahrlich größer, als in mancher Kirche.

Der Jude ist hier Pole mit den Polen, denn er spricht ihre Sprache, beachtet ihre Sitten, nennt sich mit Alt und Jung Bruder und ahmt scheinbar ihr ganzes Wesen nach. Dennoch bleibt er in erster Linie stets seinem alten Beste treu, und in zweiter ist er vollständig Deutscher. Wir erkennen dies letztere sogleich, wenn wir nur bei ihm einkreten. Mit ungebrochenster Freude heißt er uns in deutscher Sprache willkommen, fragt in eifrigster Weise nach allen möglichen Neuigkeiten in unserer deutschen Heimat, und in zudringlicher nach unseren persönlichen Verhältnissen.

Endlich können wir uns nun durch ein saugutes Mahl aus ländlichen Gerichten, Eiern, Schalkartoffeln mit Häring oder Butter, Milch, Brod mit Käse oder wohl gar Wurst erfrischen. Auch können wir ein Getränk unter dem Namen Kaffee erhalten, auf Bier dagegen müssen wir verzichten, da wir sonst etwas durchaus Essigartiges bekommen; dagegen giebt's hier für den liebhaber leiblichen Schnaps — — als Nationalgetränk der Tuchler-Haide. —

Der dritte dieser ersten Apostel des Deutschthums in der polnischen Gegend ist ungleich trauriger daran als die beiden ersten. Unter der ungeheuern Zahl deutscher Lehrer, deren Lage eine so gar traurige ist, muß die der Wanderlehrer uns jedenfalls als die bereitleidenswertheste erscheinen, und unter diesen wiederum ist die jener,

*) Die Schenke.

Digitized by Google

welche in polnischen Landstrichen unterrichten, eine ausnahmsweise klägliche. Wie die Wanderlehrer überhaupt als die Märtyrer des ganzen Standes, so müssten wir viele auch noch als die des hiesigen Deutschthums betrachten.

Indessen muß ich wohl voranstellen, daß ein großer Theil der Leser davon noch eigentlich gar keine Ahnung hat, was denn eigentlich unter der Bezeichnung „Wanderlehrer" zu verstehen sei. Deshalb erlaube ich mir hier eine kurze Erklärung dieser sonderbaren Einrichtung einzuschieben.

In der Bilsezeit des Ministeriums Mantteufel-Westphalen in Preußen, als man sämmtliche preußische „Unterthanen" unbedingt und ohne Widerrede für den Himmel brauchbar machen wollte, und dies hohe Ziel, wenn nicht anders, durch Zwangsmaßregeln erreichen zu müssten glaubte, kam unter anderen Unsinnigkeiten auch diese zu Tage. Es wurden nämlich in Gegenden, wo die Protestanten sehr einzeln und zerstreut unter Katholiken wohnten, Lehrer für Kinder dieser letzteren angestellt, welche von einem Abhau zum andern meilenweit wandern, dort unterrichten und dafür, neben einem unglaublich geringen Gehalte, Kost und Herberge bei den Bauern, Küthnern, Tagelöhnern u. s. w. beanspruchen mußten.

Man denke sich nun diese meistens blutjungen Menschen, mit zerrissenen Stiefeln, durch die ungewohnte, im wahren Sinne des Wortes liederliche Lebensart heruntergekommen und verwahrlost am Körper und Geist, dabei allen möglichen Erobheiten der sehr armen und rohen Landleute ausgesetzt, denen sie ja aufgedrungen waren, und schließlich noch dem Spott oder gar den Mißhandlungen der polnischen Bevölkerung preisgegeben, durch deren Dörfer und über deren Aecker sie ja „wandern" mußten, ohne sich mit ihnen verständigen zu können. Wahrlich, kläglichere und bedauernswerthere Geschöpfe kann es wohl kaum auf der Welt geben, als diese Sündenböcke jener verschrobenen Beseligungs-Theorien! Daß diese Aermsten als Lehrer auch nicht den Geringste nützten, sondern im Gegentheile bedeutend schaden mußten, indem häufig die sonst anderen Dörfern zugetheilten Kindern durch sie völlig vernachlässigt wurden, das kann jeder verständige Mensch denken. Dagegen ist im Ganzen ihre Berührung mit den polnischen Dörfern nicht ohne Einfluß geblieben, denn hier und da eine Belehrung, eine Aushülfe in den gewöhnlichsten Fällen des Lebens, das Alles kann hier unter Umständen reiche Früchte tragen, wie denn überhaupt wohl kein deutsches Samenkörnchen hier nutzlos zu Boden fällt.

Karl Ruß.

Die tropischen Faserpflanzen und der neuseeländische Flachs.*)

Reichthum an Faserpflanzen in den Tropen. — Agaven und Bromelien. — Verschiedenartige Benutzung derselben. — Maschinen zur Gewinnung des Faserstoffes. — Faser-Palmen. — Neuseeländischer Flachs.

Als Squier das tropische Amerika bereiste, wandte er sein Augenmerk auf die dort in ungeheurer Menge vorkommenden Faserpflanzen. Ihre Nutzanwendung trat ihm überall, wenngleich in sehr beschränktem Maße, bei den Eingeborenen entgegen. Sein Paß, den er in Mexiko erhielt, war auf Papier gedruckt, das aus den Blättern der Maguey-Pflanze bereitet war. Er sah Millionen von Pflanzbäumen umbauen, nachdem man ihre Früchte geerntet hatte; die Blätter derselben, mit ihrem kostbaren Faserstoffe, verfaulten aber meist unbeachtet. An den unfruchtbarsten, sandigen oder felsigen Orten umgaben den Reisenden zahllose Agavepflanzen wie ein dichter Wald, und die Bromelien, mit ihren von Fasern strotzenden fleischigen Blättern, wurden als ein abscheuliches Unkraut ausgerottet, während in der ganzen civilisirten Welt ein Schrei nach Faserstoffen erklang!

Bis jetzt ist die Benutzung der köstlichen Faserpflanzen des tropischen Amerika noch eine höchst unbedeutende. Die im kräftigsten Wachsthum befindlichen Pflanzen werden abgeschnitten und in den feuchten Sand eines kleinen Flusses oder in den Schlamm eines Teiches vergraben, bis sie ganz verrottet sind, was je nach dem Wetter in zwei bis drei Wochen der Fall ist. Nach dieser Zeit nimmt man das übrig gebliebene Fasergerüste heraus, trocknet es in der Sonne, schlägt es mit Stöcken und entfernt die noch daran befindliche Schebe (Spreu, Abfall) durch Reiben zwischen den Händen. Gewiß ein sehr unzweckmäßiges Verfahren! Und mehr oder weniger macht man das jetzt noch überall so! Um den Sisalhanf der Henequin-Pflanze zu gewinnen, zerschneiden die Indianer in Yucatan die fleischigen Blätter derselben der Länge nach in mehrere Theile und reiben dieselben so lange mit den Händen, bis alle fleischigen und klebrigen Stoffe von den zurückbleibenden Fasern entfernt sind. Im besten Falle kann ein Arbeiter auf diese mühsame Weise täglich sechs Pfund Hanf gewinnen! Der werthvolle Manillahanf und der Neuseelandflachs werden auch durch Rotten und Schlagen gewonnen. Aber es liegt auf der Hand, daß der angewandte Fäulnißprozeß und das heftige Schlagen und Quetschen sowohl die natürliche Festigkeit als auch die natürliche weiße Farbe der Fasern sehr beeinträchtigen müssen. Es ist erwiesen, daß die Fasern aller Pflanzen ursprünglich ganz weiß sind und die schmutzig graue oder braune Farbe des Rohprodukttes nur durch die mangelhafte Bereitungsweise ihnen beigebracht wird.

Diesen Thatsachen gegenüber wandte Squier alle Energie an, daß eine Maschine hergestellt werde, welche die Fasern auf rationelle Weise aus den fleischigen Pflanzen bereite. Eine solche war bis dahin nicht bekannt; viele mißglückte Versuche wurden unternommen, bis es endlich im verflossenen Jahre den Amerikanern Sanford und Mallory gelang, dieses wichtige Problem zu lösen und eine Maschine herzustellen, von welcher Squier glaubt, daß sie eine förmliche Revolution in der Erzeugung der Faserstoffe hervorbringen werde*).

Unter den tropischen Pflanzen, welche bei der Faserproduktion in Betracht kommen, nimmt die in Amerika heimische Familie der Ananasarten eine der ersten Stellen ein. Die Ananas ist bekanntlich auch noch nach der Westküste Afrikas und nach Ostindien verpflanzt worden, hat aber doch ihre Hauptentwickelung auf dem westlichen Kontinent. Die am weitesten verbreitete Ananasspecies ist die Bromelia sylvestris, welche das Seidengras der westindischen Inseln und die Pita der Mexikaner liefert. Auch alle Arten der Musa oder Pfianggattung erzeugen zähe und dauerhafte Fasern, besonders die Musa textilis, von welcher das Manillagras gewonnen wird. Sie ist ursprünglich in Ostindien zu Hause, gedeiht aber im tropischen Amerika und auf den westindischen Inseln so gut wie dadrin.

Unter den Agaven ragt als nützlichste, faserhaltige Pflanze die Agave americana hervor; mit gutem Erfolge hat man sie im südlichen Europa und Algier heimisch gemacht. Ihre Verwandten, die Agave mexicana oder Maguey, sowie die unsichtbare Agave Sisilana oder Henequin, kommen bis jetzt nur in der neuen Welt vor. Die letztere liefert den bekannten Sisalhanf. Auch ihre

*) Nach: Tropical fibres: their production and economic extraction. By E. G. Squier. London and New-York, 1865. 64 Seiten mit 14 Tafeln Abbildungen. Der Agave sisilana; Furcraea gigantea; Agave mexicana; Agave americana; Agave virginica; Bromelia sylvestris; Bromelia karatis; Bromelia ananas; Musa rosacea (Banane oder plantain tree); Arenga saccharifera; Borassus flabelliformis; Fundanus odoratissimus; Yucca aloifera; Yucca gloriosa (bei sogenannte spanische Bayonnet); Yucca filamentosa und Phormium tenax.

*) Die Maschine, auf deren Technik wir hier nicht eingehen können, ist beschrieben in: Sanford and Mallory's american patent fibre extracting and flax scutching machines. Belfast 1862.

Digitized by Google

genügt, gleich der Bromelia, jeder Boden, denn auf Klippen und Felsen gedeiht sie so gut wie in den öden Sandwüsten, wo jede andere Pflanze eingeht. Und gerade darin, daß diese Agaven- und Pitangarten mit jedem Boden vorlieb nehmen, daß sie fast keiner Kultur bedürfen und doch ein so haltbares und festes Fasermaterial liefern, beruht ihr großer Vorzug vor unseren heimischen Flachs- und Hanfarten, die mit vieler Mühe angebaut werden müssen. Nahe an vier Millionen Dollars zahlen die Vereinigten Staaten jetzt noch allein für aus Ostindien zugeführte Faserstoffe, aus dem einfachen Grunde, weil dort die Arbeitskräfte billiger sind und die Maschinen, welche die Fasern aus den Rohstoffen bereiten, in Amerika noch nicht erfunden waren.

Auf dem Isthmus von Panama werden alle Schiffstaue aus einheimischen Faserpflanzen erzeugt. Die besten und haltbarsten Seile liefert die Cortéza (spanisch Tibourbon, aus der Familie der lindenartigen Pflanzen); Tauwerk geringerer Sorte kommt von der Majagua de playa (Paritium tiliaceum). Die Hängematten in Beragua bestehen aus den Fasern der Cabuya, einer Agavenart; den starken Zwirn, mit welchem die Schuster auf dem Isthmus ihr Schuhwerk nähen, gewinnen die Indianer aus einer Bromelia, Pita de zapateros genannt. Kleider, Matten, Seile, ja die Segel für Indianerkanoes liefert eine Daphneart.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die tropischen Faserpflanzen jetzt einzunehmen versprechen, lassen wir, nach Squier, eine Aufzählung der wichtigsten folgen.

Die Agave Sisilana führt ihren Namen von der Stadt Sisal in Yucatan, wo man sie zuerst entdeckt hat und von wo aus ihre Fasern unter dem Namen Sisalhanf oder Grashanf in den Handel kommen. Bei den Mexikanern heißt sie Sosquil, in Centralamerika Cabulla. Uebrigens findet man sie in allen Gegenden des tropischen Amerika; ihrem Anbau stehen, wie erwähnt, gar keine Schwierigkeiten im Wege, da sie mit trockenem Sandboden eben so gut wie mit Felsen vorlieb nimmt. In Yucatan unterscheidet man zwei Abarten, die Jaschqui-Henequin, welche den besten Sisalhanf, und die Sacqui-Henequin, welche den mittlen liefert.

Die Agave Mexicana oder Maguey ist eine in mehr als einer Beziehung merkwürdige Pflanze; von ihr kommt ein herrlicher Faserstoff und man gewinnt aus ihr das mexikanische Nationalgetränk, den Pulque.*) Die Blätter dieses Gewächses sind dicker, fleischiger und breiter, jedoch kürzer als die der A. Sisilana, deshalb sind auch ihre Fasern gröber und kürzer. Das aus ihnen erzeugte Papier gehört zu den bauerhaftesten Sorten; 1830 erließ der mexikanische Congreß eine Verordnung, demgemäß bei Ausstellung gesetzlicher Zeugnisse oder Dokumente nur dieses Papier benutzt werden sollte.

Mit den beiden vorigen Arten ist sehr häufig die Agave americana verwechselt worden; sein ihrem Blütenstamme, der eine Höhe von 40 Fuß erreicht, zweigen sich die kandelaberartigen Aeste mit den grün und rothen Blumen ab. Von dieser hat man gefabelt, daß sie nur alle hundert Jahre einmal blühe. Die Fasern sind wie jene der Maguey, und werden gleich dieser zu Papier von großer Festigkeit verarbeitet.

Unter der gleichfalls in Amerika heimischen Familie der Bromeliaceen oder Ananasgewächse zeichnet sich besonders die Bromelia sylvestris, die Itle der Mexikaner, aus. In Centralamerika nennt man sie Pita, auf den westindischen Inseln Pengain. Auch sie nimmt mit jedem Boden vorlieb und breitet sich von selbst wuchernd aus. Wegen der Stacheln an den bis acht Fuß langen, zwei Zoll breiten Blättern, benutzt man sie zur Anlage von lebendigen, undurchdringlichen Zäunen. Im Distrikt von Coatzacoalcos in Mexiko werden die weißen Fasern, Pita, aus ihr gewonnen.

Den Agaven und Bromelien stehen in Bezug auf den Werth ihrer Fasern die Musa oder Bananenpflanzen nach. Aber sie sind doch noch immer von großer Wichtigkeit, weil sie, neben den Fasern, den vielen Völkerstämmen zur Nahrung dienenden Pisang liefern; bis jetzt hat man die ersteren noch wenig benutzt. Die Musa textilis liefert, wie schon bemerkt, den bekannten Manillahanf; er ist eine seidenartige, runde und fast weiße Faser, deren gröbere Sorten zu Tauwerk verwendet werden, während man aus den feineren indische Musseline weibt.

Auch unter den Palmen finden wir mehrere Arten, welche Faserstoff liefern; vor allen ist es die in Ostindien und auf den Philippinen vorkommende Areuga saccharifera, die an der Basis ihrer Blattwedel, da wo diese den Stamm umfassen, einen roßhaarartigen Stoff hervorbringt. Der eingekochte Saft eines Stammes, der eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, liefert einen sehr feinen Zucker, ferner Sago und vier bis sieben Pfund Fasern. Andere Palmen, welche Gewebefasern hervorbringen, sind die Attalea funifera am Amazonenstrom, die Kokospalme, deren Fasern (Coir) von der allbekannten Nuß stammen und zu Seilen verwendet werden, und die in Europa und Nordafrika heimische Zwergpalme, die Chamaerops humilis, deren Fasern, als „afrikanisches Haar" in Frankreich zur Teppichfabrikation gebraucht werden.

Endlich gehören hierher noch einige nesselartige Pflanzen, z. B. der Papiermaulbeerbaum, aus welchem die Japaner und Chinesen Papier fabricieren; einige Malvenarten, z. B. Hibiscus arboreus und tiliaceus, und das Phormium tenax, von welchem der Neuseelandhanf stammt. Sie alle erreichen aber nicht die Bedeutung der zuerst genannten Agaven und Bromelien.

Ueber den neuseeländischen Flachs haben wir jüngst durch Hochstetter*) ausführliche Nachrichten erhalten, die wir anschließen wollen. Die Pflanze, von der er stammt, das Phormium tenax, wächst nur auf Neuseeland und einigen benachbarten kleineren Inseln. Was für die Bewohner des östlichen und südlichen Asien der Bambus ist, das ist für die Neuseeländer dieser Schilfstock. Zu unzähligen Zwecken des Lebens wird er benutzt. Ueber jeder Hütte, neben jedem Dorfe und an jedem Wege stehen seine Büsche, wild oder kultiviert, zu jeweiligem Gebrauche. Das schwertförmige Blatt, wohl auch die ganze Pflanze, heißt bei den Eingeborenen Harakeke, der agavenähnliche Blüthenschaft Korari und alle Theile der Pflanze: Blüten, Stengel und Blatt, liefern den Eingeborenen Stoffe zu Benutzung. Die gelbroten Blüthen enthalten einen süßen Honigsaft in großer Menge, der in Kalabassen gesammelt wird. Zwischen den Blättern findet sich eine gummiartige Masse, die den Maoris als ein Ersatzmittel für Siegelwachs und Kitt dient. Die mannichfachste Anwendung und Benutzung findet jedoch das Blatt. Frisch am Busch oder abgeschnitten dient es dem modernen, lese- oder schreibfähigen Maori anstatt Papier; mit einer scharfen Muschel kratzt oder schreibt er seine Gedanken ein. Einfach gefchlagt in breitere oder schmälere Streifen und je nach Bedarf länger oder kürzer zusammengebunden, erfetzt es durch die außerordentliche Stärke seiner Bastfafer Bindfaden, Stricke, Riemzeug und alle Arten von Bändern und Tauen; für die Eingeborenen ist es beim Hütten- und Kahnbau unentbehrlich. Die Frauen flechten aus dem rohen Material Körbe, die Männer Netze und Segel.

Die Phormium-Pflanze ist über ganz Neuseeland weit verbreitet, vom Norden bis zum Süden und Millionen Acker Landes sind damit bedeckt. Sie gedeiht auf jedem Boden, feucht oder trocken, an jedem Standort, hoch oder nieder; man trifft sie bis 5500 Fuß über dem Meer. Am üppigsten gedeiht sie aber in der Nähe von Sümpfen und Flüssen: dort werden die Blätter 10 bis 12 Fuß lang und der Stamm erreicht bei 2 bis 3 Zoll Dicke eine Höhe von 16 bis 20 Fuß.

Je nach dem Standort unterscheiden die Eingeborenen nun

*) Darüber haben wir im Globus II, S. 328 gesprochen. An der angeführten Stelle gaben wir auch die Abbildung der Pflanze.

*) Neuseeland. Von Ferdinand von Hochstetter. Stuttgart 1863. S. 419 ff.

Digitized by Google

drei Unterarten: 1) Tubara, Sumpfflachs, mit grober, gelblich-weißer Faser; er wird hauptsächlich zu Seilen verwendet. 2) Tibore, die kultivirte Abart, welche die beste seidenglänzende Faser von rein weißer Farbe liefert; sie wird zu Matten und Mänteln benutzt. 3) Wbararifi, Bergflachs, mit grober Faser; sie wird wenig verwendet.

An Stärke übertrifft der neuseeländische Flachs den europäischen um ein Drittel; trotzdem erscheint er, verhältnißmäßig, noch wenig auf dem europäischen Markt, und der Grund liegt auch hier, wie bei den meisten tropischen Faserpflanzen, in der Schwierigkeit, die Faser für den Markt rein genug zu bereiten. Es wurden Preise auf Reinigungsmaschinen ausgesetzt, aber sie brachten nur ein sehr unvollständiges Produkt hervor. Die Gesammtausfuhr von neuseeländischem Flachs betrug im Jahre 1860 nur 48 Tonnen zu 20 Ctr. In demselben Jahr aber erfand Hr. Purchas auf Neuseeland, nach Hochstetter's Bericht, eine Maschine, welche ziemlich einfach konstruirt ist und bei einer Dampfkraft von 8 Pferden täglich 15 Centner grüner Blätter 3 Centner Flachs liefert. Man glaubt, vermittelst dieser Maschine bald Flachs zu einem Hauptausfuhrartikel Neuseelands erheben zu können.

Im Vergleich zum Phormium tenax sind die übrigen Faserpflanzen nur von untergeordneter Bedeutung. Erwähnenswerth ist nur noch der „Ti“ oder Maulu der Eingeborenen, Gras- oder Krautbaum der Kolonisten (Cordyline australis), der besonders auf Buschheiden und in Sümpfen allenthalben vorkommt. Die Faser seines Blattes kommt der Phormiumfaser nahe, ist aber mehr gelb und hat weder den Glanz noch die Stärke der Flachsfaser, ist dagegen von den Eingeborenen hochgeschätzt wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit. Sie soll den zerstörenden Einflüssen der Atmosphärilien besser widerstehen, als Phormium. R.

Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Nach der amtlichen Zählung von 1860).

Städte.*)	Einwohnerzahl. 1850.	1860.	Zunahme.
Albany, N. Y.	50,763	62,367	11,604
Alleghany City, Pa.	21,261	28,702	7,441
Augusta, Ga.	11,753	12,493	740
Augusta, Me.	* 8,225	7,609	....
Auburn, N. Y.	9,548	10,986	1,438
Alexandria, Va.	8,734	12,652	3,918
Ann Arbor, Mich.	4,868	4,483	....
Annapolis, Md.	3,011	4,529	1,518
Alton, Ill.	3,585	7,338	3,753
Baltimore, Md.	169,054	212,418	43,364
Buffalo, N. Y.	42,261	81,129	38,868
Boston, Mass.	136,881	177,812	40,931
Bangor, Me.	14,432	16,407	1,975
Bath, Me.	8,020	8,076	56
Burlington, Vt.	6,110	7,713	1,603
Burlington, N. J.	4,536	5,193	657
Burlington, Iowa	4,082	6,706	2,624
Brooklyn, N. Y.	96,838	266,661	169,823
Camden, N. J.	9,479	14,358	4,879
Charleston, S. C.	42,985	40,578	....
Cincinnati, Ohio	115,436	161,044	45,608
Columbus, Ohio	17,882	18,554	672
Cleveland, Ohio	17,034	43,417	26,383
Charlestown, Mass.	17,216	25,063	7,847
Chicago, Ill.	29,963	109,260	79,297
Cambridge, Mass.	15,215	26,060	10,845
Canandaigua, N. Y.	6,143	7,075	932
Columbia, S. C.	6,060	8,059	1,999
Columbus, Ohio	17,882	18,629	747
Columbus, Ga.	5,942	9,621	3,679
Chillicothe, Ohio	7,100	7,626	526
Detroit, Mich.	21,019	45,619	24,600
Dover, N. H.	8,196	8,502	306
Dayton, Ohio	10,970	20,081	9,111
Davenport, Iowa	1,848	11,267	9,419
Dubuque, Iowa	3,108	13,000	9,892
Des Moines, Iowa	986	3,965	2,979
Fall River, Mass.	11,524	14,026	2,502
Frederick, Md.	6,028	8,143	2,115
Fayetteville, N. C.	4,646	4,790	144
Fredericksburg, Va.	4,061	5,022	961
Freeport, Ill.	1,436	3,529	2,093
Fort Wayne, Ind.	4,282	10,388	6,106
Gardiner, Me.	6,486	4,487	....
Gloucester, Mass.	7,786	10,904	3,118
Georgetown, D. C.	8,366	8,733	367
Galveston, Texas	4,177	7,307	3,130
Galena, Ill.	6,004	8,193	2,189
Hartford, Conn.	13,555	29,154	15,599
Hudson, N. Y.	6,286	7,187	901
Harrisburg, Pa.	7,834	13,405	5,571
Ithaca, N. Y.	6,909	6,843	....
Indianapolis, Ind.	8,034	18,611	10,577
Iowa City, Iowa	1,582	5,214	3,632
Jersey City, N. J.	6,856	29,226	22,370
Keokuk, Iowa	2,478	8,136	5,658
Lowell, Mass.	33,383	36,827	3,444
Louisville, Ky.	43,194	68,033	24,839
Lynn, Mass.	14,257	19,083	4,826
Lockport, N. Y.	12,323	13,523	1,200
Lancaster, Pa.	12,369	17,603	5,234
Lynchburg, Va.	8,071	6,853	....
Lexington, Ky.	9,180	9,321	141
La Fayette, Ind.	1,215	9,387	8,172
Lansing, Mich.	1,229	3,074	1,845
La Porte, Ind.	1,824	5,028	3,204
Manchester, N. H.	13,932	20,109	6,177
Mobile, Ala.	20,515	29,258	8,743
Montgomery, Ala.	4,935	35,902	30,967
Milwaukie, Wis.	20,061	45,246	25,185
Marblehead, Mass.	6,167	7,647	1,480
Middlebore, Mass.	5,336	6,272	936
Memphis, Tenn.	8,839	22,623	13,784
Muscatine, Iowa	2,540	5,324	2,784
Madison, Ind.	8,012	8,130	118

*) N. H. bedeutet = New Herl. Pa. = Pennsylvania. Ga. = Georgia. Me. = Maine Va. = Virginia. Mich. = Michigan. Md. = Maryland. Ill. = Illinois. Mass. = Massachusetts Bt. = Vermont. N. J. = New-Jersey. S. C. und N. C. = Süd- und Nord-Carolina. N. H. New-Hampshire. Ind. = Indiana. Conn. = Connecticut Ky = Kentucky. Ala. = Alabama. Wis = Wisconsin. Tenn. = Tennessee. La. = Louisiana. R. I. = Rhode Island. Del. = Delaware.

Digitized by Google

Städte.	Einwohnerzahl. 1850.	1860.	Zunahme.
New Haven, Conn.	20,345	39,267	18,922
New-York, N. Y.	515,547	805,651	290,104
Newark, N. J.	38,894	71,914	33,020
Norfolk, Va.	14,326	15,611	1,285
Nashville, Tenn.	10,478	16,988	6,510
New Brunswick, N. J.	10,019	11,256	1,237
New Orleans, La.	116,375	168,675	52,300
Nashua, N. H.	5,820	10,065	4,245
Nantucket, Mass.	8,452	6,094	....
Newburyport, Mass.	9,572	13,401	3,829
Newport, R. J.	9,563	10,508	945
New London, Conn.	8,991	10,115	1,124
Newburg, N. Y.	17,415	15,196	3,781
Newbern, N. C.	4,681	5,432	751
Natchez, Miss.	4,434	6,612	2,178
Norwich, Conn.	10,265	14,047	3,782
Pekin, Ill.	1,678	3,467	1,789
Portland, Me.	20,815	26,341	5,526
Portsmouth, Va.	8,122	9,502	1,380
Portsmouth, N. H.	9,738	9,335	....
Providence, R. J.	41,513	50,666	9,153
Philadelphia, Pa.	340,045	562,529	222,484
Pittsburg, Pa.	46,601	49,217	2,616
Petersburg, Va.	14,010	18,266	4,256
Plymouth, Mass.	6,024	6,272	248
Poughkeepsie, N. Y.	13,944	14,726	782
Paterson, N. J.	11,334	19,588	8,254
Peoria, Ill.	5,095	14,045	8,950
Quincy, Ill.	6,902	13,632	6,730
Rochester, N. Y.	36,403	48,204	11,801
Richmond, Va.	27,570	37,910	10,340

Städte.	Einwohnerzahl. 1850.	1860.	Zunahme.
Roxbury, Mass.	18,364	25,137	6,773
Reading, Pa.	15,743	23,161	7,418
Raleigh, N. C.	4,518	4,780	262
Richmond, Ind.	1,443	6,603	5,160
Red Island, Ill.	1,711	5,130	3,419
Springfield, Mass.	11,766	15,199	3,433
Salem, Mass.	20,264	22,252	1,988
Syracuse, N. Y.	22,271	28,119	5,848
Savannah, Ga.	15,312	22,292	6,980
St. Louis, Mo.	77,860	160,773	82,913
San Francisco, Cal.	34,776	56,802	22,026
Schenectady, N. Y.	8,921	9,579	658
Steubenville, Ohio	6,140	6,154	14
Thomaston, Me.	2,723	3,218	495
Trenton, N. J.	6,461	20,228	13,767
Troy, N. Y.	28,785	39,232	10,447
Taunton, Mass.	10,441	15,376	4,935
Utica, N. Y.	17,565	22,529	4,964
Vicksburg, Miss.	3,678	4,591	913
Washington, D. C.	40,001	61,122	21,121
Wilmington, N. C.	7,264	9,552	2,288
Worcester, Mass.	17,049	24,960	7,911
West Troy, N. Y.	7,564	8,820	1,256
Wilmington, Del.	13,979	21,508	7,529
Wheeling, Va.	11,435	14,083	2,648
Zanesville, Ohio	10,355	9,229	....

Abgenommen an Bevölkerungszahl haben nur 9 Städte.

Die Zunahme in Prozenten betrug bei Chicago 214%, bei Davenport 509%, Jowa City 229%, Jersey City 326%, Keokuk 225%, bei La Fayette 672%, Montgomery 627%, bei Richmond, Ind. 357%

Kleine Nachrichten.

Ein Urtheil über die Republik Chile. Ein jüngst in Berlin (bei Mäser und Scherl) erschienenes Werk: „Republik Chili, Erlebnisse und Beobachtungen daselbst, von August Ernst" ist klar geschrieben und enthält auch über die deutschen Kolonien in jenem Lande gute Nachrichten und Bemerkungen. Der Verfasser, jetzt Lehrer in Berlin, war vorher Direktor der deutschen Schulanstalt in Valparaiso. Bekanntlich ist Chile (Chili ist eine unrichtige, durch die Franzosen in Umlauf gesetzte Schreibart) die einzige Republik in ganz Amerika, die seit der Trennung vom Mutterland am allerwenigsten von Bürgerkriegen zu leiden gehabt hat. Einzelne Aufstände sind immer rasch beendigt worden. Der störenden Elemente sind gerade in Chile bei weitem nicht so viele vorhanden als in Peru, Bolivia rc. Namentlich in Hinblick auf Südamerika und Mexiko sollte man, beim Urtheil, nie die Thatsache außer Acht lassen, daß die Gesinnungsfrage eines Landes allemal und ganz wesentlich auch eine Rassenfrage ist. Wir haben das im Globus schon oft hervorgehoben und freuen uns, daß wir in dem Buche des Herrn Ernst auch in dieser Beziehung sehr verständige Bemerkungen finden. Er sagt:

Das Klima ist gesund, begünstigt den Anbau aller europäischen Produkte und gefährdet die Gesundheit der weißen Menschen auch bei schwerer Arbeit nicht; deshalb hat eine schwarze Bevölkerung in Chile nie aufkommen können. Der Grund, eine Sklavenbevölkerung, deren schwere (?) Arbeit allein den Anbau der tropischen Pflanzen zum Gegenstande eines reichen Gewinnes machen kann, einzuführen, ist hier nie vorhanden gewesen. Die Schwarzen sind daher auch stets in Chile an Zahl klein gewesen. Vor der Revolution soll ihre Anzahl beträchtlicher gewesen sein, allein der Krieg hat ihre Reihen gelichtet. General San Martin hatte aus den Negern ein eigenes Bataillon gebildet, welches sich der Befreiungsarmee anschloß und größtentheils unter dem spanischen Schwerte fiel. Nur wenige Schwarze kehrten aus diesem Kriege zurück, und in einzelnen Provinzen des Landes, wie z. B. in Concepcion, ist ein Neger eine ebenso große Seltenheit wie mitten in Deutschland. Man findet die Schwarzen wohl hin und wieder in den reicheren Familien zur Bebauung eines vornehmen Anstrichs, aber nie hat man sich ihrer auf dem Lande zur Arbeit bedient. Da nun Chile niemals eine erhebliche Zahl von Negersklaven besaß, so gehören eingeborene Mulatten ebenfalls zu den Seltenheiten.

Diesem Umstande, daß die Republik Chile unter ihren Bewohnern so wenig Farbige zählt, verdankt die junge Republik es ganz vorzüglich, daß sie sich schneller als irgend eine andere ihrer zahlreichen Schwestern aus dem anarchischen Zustande des revolutionären Kampfes erhob und mit einer Geschwindigkeit, die in jenem Welttheil ohne Beispiel dasteht, eine höhere Stufe von Bildung und Ordnung erreichte. Die Vermischung verschiedener Rassen lastet auf den schönsten Ländern Amerikas wie ein Fluch; Chile allein ist davon befreit geblieben.

Hier kennt man nicht die vielfachen Uebergänge der einen Rasse in die andere, und dadurch ist das Land sicher gestellt vor jenen schrecklichen Kämpfen, welche als ein dauerndes Uebel das Wohl auch der spätesten Nachkommen in den übrigen Staaten noch immer gefährden wird. Ist es für einen Staat schon von großem Nachtheil, zwei verschiedene Rassen unter seinen Bürgern zu zählen, so werden die Reibungen noch allgemeiner und verderblicher eintreten, wenn die Racen durch eine Vermischung entstehen, welche weder der einen noch der andern Partei angehören. Der Zustand der südamerikanischen Republiken wäre sicher weniger hoffnungslos, wenn die Bevölkerung nur aus Weißen und Indianern bestände. Diese Mischlinge aber, gebaßt von der dunkelfarbigen Mutter, mit Mißtrauen angesehen von dem weißen Vater, vergelten das mit Verachtung und Widerwillen, welche bei dem ihnen angeborenen Stolz unbeschgbar ist. Alle Versuche diese verschiedenen Elemente jener Bevölkerung so zu stellen, daß sie, ohne sich zu reiben, neben einander bestehen und zur Erhaltung des Staates gemeinschaftlich arbeiten könnten, sind vergeblich gewesen und werden es

Digitized by Google

auch stets bleiben. Was die Natur einmal entschieden getrennt hat, das vereint der Mensch nimmer zu einem legendringenden Ganzen. Daher ist an eine Einigkeit der Bevölkerung der südamerikanischen Republiken, wie sie zum Gedeihen unter seiner Regierungsform so erforderlich ist als unter einer republikanischen, gar nicht zu denken. Diese Reibungen werden nun und nimmer aufhören; in den größten Städten wie in den abgelegensten Gebirgsdorfe herrscht ein fortwährender und nie endender Streit um Autorität; daß regiert ein Weißer mit eiserner Ruthe, daß drückt der Mestize den Indianer, und so erweitert sich die Spaltung und der gegenseitige Haß, und nie kann und wird ein solches Volk sich im Genusse Bildung und Reichthum, im Aeußern Macht und Achtung zu verschaffen vermögen.

Die Republik Chile aber ist von diesem Uebel frei, denn die Rassenvermischung une also auch die Farbenverschiedenheit sind in den nördlichen Provinzen sehr unbedeutend und kaum in Anschlag zu bringen. Kennt man in ihnen auch die Namen, mit denen im übrigen Amerika die Kasten bezeichnen werden, so ist doch selten die Gelegenheit gegeben, sie auf einzelne Individuen anzuwenden. Nur in den unteren Ständen bemerkt man ein ungewöhnlich braunes Kolorit. In den Südprovinzen kennt man zwei Abstufungen von Farben zwischen dem europäischen Weiß und dem amerikanischen Braun und nennt sie Cholos und Chinos. Der erstere Name ist gleichbedeutend mit dem Worte Mestize und bezeichnet die Vermischung der Weißen mit den Indianern. Was eigentlich ein Chino sei, ist wenigee leicht zu sagen, denn selbst die Chilenen erklären diesen Namen für gleichbedeutend mit dem ersteren, aber sind der Meinung, daß allein das Kind, welches zwischen Weißen und Cholos erzeugt wird, also nur noch zum vierten Theil Indier ist, so genannt werden müßte. Sie sind von Dienerschaft und ausgezeichnet durch scheue Stellung der Augenspalte, eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Indier in einem hohen Grade.

So hat denn Chile weder unruhige Neger, noch die unbrauchbaren Indier, und durch die große Verdünnung des indischen Blutes gegenwärtig eine größere Nationalität als die übrigen spanischen Länder. Dazu kommt noch der Vortheil, daß die reine Sprache in allen Provinzen dieselbe ist; ein Vortheil, der schwer m's Gewicht fällt. In allen übrigen spanisch-amerikanischen Ländern wird die öffentliche Verwaltung und das Fortschreiten der Bewohner durch die große Verschiedenheit der Sprachen ungemein erschwert, ja vollständig gehemmt. Der Eingeborene von Lima z. B. versteht kein Wort von der Sprache des Indiers der Anden, der oft kaum durch die Umformung von einigen Tagereisen von ihm getrennt ist. Die Dekrete der Regierungen, welche sich vor allem auf die Lage der Indianer beziehen, werden, wenn sie nicht mit den Ansichten und Gewohnheiten der Gouverneure der Distrikte übereinstimmen, von diesen aus der spanischen Sprache, in welcher sie von der Regierung abgefaßt sind, mit Unverständniß und Entstellung übersetzt. Der Regierung, deren Gliedern selten die alte Sprache des Landes geläufig ist, fehlen mithin die Mittel einer direkten Verbindung mit den Indianern, folglich auch die Kenntnis über die Bräuchen solcher Provinzen, und doch ist sie unterstellen gezwungen, diese Bräuchen, wegen ihrer Kenntniß der Sprache, stets aus denselben Gegenden zu nehmen. Dergleichen Uebelstände sind in Chile nicht vorhanden; die Bestrebungen der Regierung für das Wohl der Landes können auf diese Weise nicht lahm gelegt werden, denn Spanisch ist die Sprache, welche in allen Provinzen und allen Ständen nur allein gesprochen wird.

Alle die von Jahr zu Jahr wachsende Prosperität Chiles müssen auch die Bestimmungen der Verfassung des Landes angeführt werden. Es giebt zwei Grundbedingungen, die man an jeden Staat zu machen berechtigt ist: die Ordnung und Sicherheit, verbunden mit dem größtmöglichsten Maße von persönlicher Freiheit. Diese Bestimmungen stehen an der Spitze der chilenischen Verfassung, und sie haben manchen Uebelständen vorgebeugt, gegen welche andere Republiken anzukämpfen haben.

Einrichtung einer chilenischen Hacienda. A. Ernst erzählt in seiner „Republik Chile“ über die Gegenstände, welche man bei der innern Einrichtung einer Hacienda (Fazenda) findet. Folgendes: Ein unendlich schweres Dach aus Hohlziegeln ruht auf niedrigen Mauern, aus hartgestampftem Lehm gefertigt, welche alles architektonischen Schmuckes entbehren. Die weiten, großen Thüren sind zu jeder Tageszeit offen und ersetzen so den Mangel an Fenstern. Nirgends ist die Mischung von Alten und Neuem zu verkennen; nur langsam weicht die altherkömmliche Sitte vor den neu von Europa eingeführten Gebräuchen. Reiche englische Teppiche bedecken den rohen Fußboden von Lehm oder Ziegeln; ein eleganter Kronleuchter hängt von der Decke herab; Möbel aus Nordamerika oder Frankreich stehen sonderbar ab von den halbvergoldeten und überaus geschmacklosen Zierraten, die noch aus alter Zeit herstammen. Ein Piano fehlt selten; doch behauptet die Zither, das Lieblingsinstrument des Volks, noch immer den ersten Platz.

Falk-Island. Zu der Nordsee, unter 59½° Grad nördl. Br. und 2 Grad westl. v. von Greenwich, liegt zwischen den Orkneys und Shetland-Inseln ein kleines bewohntes Eiland, mit dem flotzen Namen der schönen oder Feen-Insel. Und doch ist sie unter allen Besitzungen der englischen Krone vielleicht der ärmlichste und verlassenste Fleck Erde, ohne Dampfschiffverbindung, ohne Hafen und saß ohne alle Kulturerzeugnisse.

In geologischer Hinsicht gleicht sie den Orkneys und Shetland-Inseln zugleich. Uebrall sieht das Auge nur von Haidekraut überwachsene Felsenmassen, zwischen denen hier und da mit Moosen und Kartoffeln bestandene kultivirte Flecken sich hinziehen. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Fange der Stockfische, neben eigenthümlich gefärbte wollene Strümpfe und treiben Schmuggelhandel mit Branntwein. Andere Beschäftigungen haben sie eigentlich nicht. Der Pachtschilling für Grund und Boden wird in Fischen entrichtet, und deshalb sind die wenigen Bewohner der Insel oft auf der See, um diesen Pachtschilling zu erschwingen, und dann wieder zwischen den Felsenklüften, um den wenigen urbaren Boden zu bebauen; ihre Lebensweise ist also eine amphibische. Alles in Allem leben auf der Insel jetzt nur 260 Menschen, in deren Adern skandinavisches und schottisches Blut gemischt ist; denn in früheren Zeiten herrschten unter langwierigen Kämpfen hier bald die Normegen oder Dänen, bald die Pikten. Zu dieser Mischung gesellte sich nach der Zerstörung der Armada zur Zeit der Königin Elisabeth noch spanisches Blut, denn eines der geflüchteten Kriegsschiffe der unbezwinglichen Flotte, der großen Armada, strandete hier und die Mannschaft besselben wue gezwungen, auf diesem unwirthsamen Eilande zu bleiben.

Gleich den Bewohnern der bekannten Pitcairn-Insel gab sich auch dies abgeschiedene Völkchen seine eigenen Gesetze, von denen sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Freilich sind dieselben nicht immer beachtet worden, weil die meisten Leute das thaten, was ihnen gerade beliebte. Die Regierung hat jetzt einen Schulmeister angestellt; bis vor Kurzem kam aber nur jährlich einmal ein Geistlicher von der Shetland-Insel herüber, um die Taufen und Trauungen vorzunehmen; gegenwärtig ist von der schottischen Mission ein dauernder Prediger angestellt worden. Da es gar keine Regierungsbeamten auf diesem Stücke brüscher Erde giebt, so haben der Geistliche und Lehrer eine sehr umfassende Thätigkeit zu entfalten, sie sind Gouverneur, Minister, Magistratsverfonen und Aerzte, alles in Einem. Die Postverbindung mit England ist dem Zufall anheimgegeben; oft gehen Briefe die London sechs Monate, also eine ebenso lange Zeit, als ein Brief nebst Antwort nach und von Australien braucht. Wir haben im Globus bereits auf die Barbarei auf einigen Hebriden hingewiesen; hier ist noch ein Seitenstück dazu im europäischen Großbritannien, und habei wirft man jährlich viele tausende Pfund Sterling fort, um zweifelhafte Belehrungs- und Kulturversuche unter wilden Völkern anzustellen!

Ein Königsbegräbniß bei den Mongolen. Hue erzählt in seinen Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet, daß die mongolischen Herrscher manchmal ein Begräbniß veranstalten, das an Barbarei nicht übertroffen werden kann. Man trägt die Leiche des Herrschers in ein aus Backsteinen ausgeführtes Gebäude, das mit vielen steinernen Bildern ausgeschmückt ist; diese stellen Menschen, Löwen, Elephanten, Tiger und allerlei Gegenstände aus der buddhistischen Mythologie dar. Mit der Leiche, die man in eine ausgemauerte Höhlung beistellt, werden in der Mitte des Mausoleums sich befindet, begräbt man Gold- und Silbermünzen, kostbare Kleider und andere Sachen, deren man in einem andern Leben etwa bedürftig sein könnte. Bei der Feierlichkeit müssen dann viele Menschen ihr Leben lassen. Man wählt die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts aus; sie müssen so viel Quecksilber verschlucken, bis sie darüber sterben; dann behalten sie, sagen die Mongolen, ihre frische Gesichtsfarbe und sehen aus als ob sie leben. Diese Leichen stellt man um den todten Körper des Königs, den sie im Tode nur im Leben bedienen sollen; denn sie halten in den beiden Fächer, Pfeifen, das Schnupftabakfläschchen und andere derartige Dinge, ohne welche ein Tatarenfürst nicht sein kann. Damit alle diese begrabenen Schätze nicht geraubt werden, hat man ein finnreiches Mittel erdacht. Man stellt in das Gewölbe eine Art Bogen, der bei der Beerdigung eine Menge Pfeile zugleich abschleudert. Diese mongolische Höllenmaschine ist derartig angebracht, daß die Pfeile zumal den Menschen treffen, welcher es wagt, die Eingangsthür zu öffnen. Das Abschnellen des ersten Pfeiles löst einen Druck, welcher so wirkt, daß der zweite losgeht, der zweite wirft in derselben Weise auf den dritten und so fort bis zum letzten. Wer also aus Neugier oder Habsucht jene Thür

Digitized by Google

öffnete, würde in demselben Augenblicke von Pfeilen durchbohrt niederstürzen. Dergleichen gefährliche Maschinen stehen bei allen Bogenhändlern feil und die Chinesen kaufen sie manchmal, um damit ihre Wohnungen zu schützen, falls sie längere Zeit vom Hause abwesend sein müssen.

Die Bären und Bärenfeste im Amurgebiete. Der Bär steht bei den Jägervölkern Nordamerikas in hohem Ansehen. Sie halten es für eine große Ehre, mit einem so muthigen und kräftigen Thier in Verwandtschaft zu stehen, aber trotzdem ziehen sie demselben doch die Haut ab und zerstreuen ihn in Stücke. Freilich betrachten sie ihn, wie Dr. Richardson als Augenzeuge berichtet, mit tiefem Respekt und bitten jedesmal um Verzeihung, daß sie sich die Freiheit nehmen, die „Großmutter" ein Leid anzuthun. Die Tatze des grauen Bären gilt für ein eben so ehrenvolles Siegeszeichen wie ein Skalp.

Aehnliches berichtet ein deutscher Reisender, Arthur Nordmann (Erman, Archiv XXI. S. 350) von den Golden und Giljaken im Amurlande. Bei diesen ungesitteten Völkern gilt der Bär für eine Gottheit und spielt bei den Bärenfesten, welche alljährlich von den Giljaken veranstaltet werden, eine große Rolle. Das Ende ist allemal, daß man den Gott verzehrt.

Die Giljaken fangen junge Bären ein, die eingesperrt und ein paar Jahre lang mit Fischen gefüttert werden. In Ermangelung junger fängt man alte ein. Zehn bis zwölf Männer befestigen Hundeschlitten, welche mit Stangen, Spießen und Stricken beladen sind, und fahren im Januar nach einer ihnen bekannten Winterbehausung des Bären. Dort tragen einige Schamanen dem schlafenden Thier einige Lieder vor, um ihn aus seinem Versteck herauszulocken. Gewöhnlich kommt er zum Vorschein. Dann wirft sich die ganze Gesellschaft über den noch Schlaftrunkenen her, umschnürt ihn wie ein Wickelkind, schnallt ihn an einer Stange fest und legt ihn auf ein paar Schlitten. Gewöhnlich theilt er dabei noch einige Tatzenschläge aus, aber das macht ihr nichts aus, weil ein vom Bären Verwundeter für einen tapferen Mann gilt und deshalb in Ehren gehalten wird.

Man fährt unter großem Jubel den Bären zum Dorfe und setzt ihn in ein bereitstehendes Bärenhaus. Die Bärenfeste feiert man in den Monaten Januar bis März; die Hauptfestlichkeiten werden eingeladen. Die Feier findet allemal in der ersten Vollmondnacht statt. Die Schamanen stimmen feierliche, kläglich lautende Lieder an. Der älteste dieser Schamanenpriester holt den Bären aus dem Gefängniß, und dieser wird, unter Gesang und Paukenschlag, an allen Zinnen herumgeschleppt mit dem Bemerken, daß man ihn nicht mit Hohnlachen verspiert. In jeder Jurte wird er an allen vier Wänden herumgeschleppt und muß in einer der größten, auf einem über dem Feuer angebrachten Gerüste, die Nacht zubringen.

Die ganze Nacht hindurch halten die Giljaken einen lustigen Schmaus und thun sich gütlich mit ihren beliebten Leckerbissen, zu welchen Fischbrau mit Beeren gehört; warmer Reisbranntwein wird in großer Menge getrunken. Am andern Morgen wird auf einer schon hergerichteten Estrade mit Hundeschlitten um die Wette gefahren; der Bär, recht breit sitzend, hat auch die Ehre, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen.

Dann aber ändert sich die Scene. Der bisher hochgefeierte gottige Waldkönig wird Gott wie an einen in das Ein eingerammten Pfahl gebunden und von der hoffnungsvollen Jugend, die an ihm vorüberfährt, mit Pfeilen dermaßen bespickt, daß er bald wie ein Stachelschwein aussieht. Endlich erbarmen sich seiner einige Zauberpriester und geben ihm mit ihren Spießen einige Todesstöße, damit das Fleisch geschmitten und verbeilt werden könne. Das Fell endigt mit einem wilden Trinkgelage.

Auf einer Winterreise am Amur 1859, sagt Nordmann, kam ich in ein Dorf, wo eben die Giljaken ein Bärenfest feierten. Aber wer schildert den Schrecken der Leute, als sie von einer totalen Mondfinsterniß überrascht wurden? Doch die Heiterkeit kehrte wieder, als es den weisen Herren Priestern, den Schamanen, gelang, dem verdunkelten Monde sein volles Licht wieder zu geben.

Die Stadt Ofero (Ozer) auf der Insel Oberso im quarnerischen Busen des adriatischen Meeres wird durch bösartige Wechselfieber fast entvölkert, die seit einigen Dezennien dort wüthen, so daß es in dem hübsch gebauten Orte gegenwärtig mehr Häuser als Einwohner giebt. Die Auswanderung ist fortwährend im Zunehmen begriffen, von den Häusern stehen viele ganz leer und sind verschlossen, die Straßen sind verödet und die und da schleicht ein gelbbleichs Wesen mit aufgetriebenem Unterleibe und bedürftigenden Augen an den Häusern vorüber, oder ein Fremder, den irgend ein Anlaß für Augenblicke hierher geführt, eilt hastig vorbei, um nur aus der verderblichen Luft fortzukommen. Wenn man in Oberso oder Lussin einen ganz besonders bekrepiten, gelbsüchtigen Menschen sieht, sagt man: Er sieht aus wie von Ozero.— Die Ursache der verhängnißvollen Krankheit ist in einer bei der Stadt gelegenen, an Binsen nicht zugängigen, schlammigen Lagune mit fauler Ausdünstung zu suchen. Eine einfache Ausdämmung der Lagune würde dem Uebel ein Ende machen!

Madras in Ostindien hat nach den neuesten Zählungen in 32,340 Häusern 427,771 Einwohner. Unter diesen befinden sich nur 16,368 Europäer und in Indien geborene Weiße, ferner 21,389 eingeborene Christen, 325,678 Hindus und 63,886 Mohammedaner. Viele eingeborene Christen gehören ihrer Religion aber nur dem Namen nach an, denn sie tragen noch abheidnische Zeichen auf der Stirn, nur nicht mehr zur Ehre Siva's oder Krischna's, sondern — der heiligen Jungfrau.

Humboldt über seine Besteigung des Chimborazo. In dem nächsten erschienenden Briefwechsel Humboldts mit Bergbau, auf welchen wir bereits aufmerksam machten, finden wir in einem Briefe des Ersteren vom November 1825 folgende Stelle: „Ich habe mir mein Lebtag etwas darauf eingebildet, unter den Sterblichen Derjenige zu sein, der am höchsten in der Welt gestiegen ist — ich meine am Abhang eines Berges, am Abhange des Chimborazo! Die lange haben die Menschen gethaut über die Höhe der Cordilleren, die ihnen von Tacunbamine und den anderen peruanischen Grabmestern bekannt gemacht worden war, und ich habe dieses Staunen getheilt und bin stolz gewesen auf meine — Roseffen! Mit einem gewissen Gefühle von Neid habe ich darum auf die Entdeckungen gesehen, welche von Weeb und Hooker in den Bergen in Indien gegeben wurden, von deren kolossaler Erhebung man zwar eine Ahnung und Vermuthungen hatte, nicht aber beglaubigte, durch Messungen bestätigte Thatsachen. Ich habe mich über die Reisen des Himalaya — bendhalt, weil ich gerade annehmen zu dürfen, daß meine Arbeiten in Amerika den Engländern den ersten Antrieb gegeben, sich etwas mehr um die Schneeberge zu bekümmern, als es von ihnen seit undenklich Jahrhunderten geschehen, während welches langen Zeitraums sie den hohen Gebirgsmassiv im Norden der ungeheuren Ebenen, die der heilige Strom durchzieht, man kann sagen gedankenlos betrachtet haben, ohne auch nur von fern die Frage aufzuwerfen, wie hoch sind diese Kolosse des Himalaya? Ich habe mir gesagt: Die Andesketten von Quito bleiben hoch in ihrem Rechte für die neue Welt, in ihr sind die höchste Gebirge zu sein, und auf ihm der Chimborazo der erhabenste Scheitel; und damit habe ich das neidische Gefühl, welches mir die indische Gebirgswelt einflößt, zu beschwichtigen gesucht. —

Diese Ansicht mußte Humboldt natürlich später fallen lassen, seitdem z. B. Pentlands Messungen ergaben, daß der Chimborazo keineswegs der höchste Gipfel in Amerika sei und der Aconcagua in Chile auf diese Bezeichnung Anspruch hat.

Neue Häfen in Formosa eröffnet. Als eine wichtige Errungenschaft darf die Eröffnung der zwei neuen Hauptchäfen Kilung und Tatao auf der chinesischen Insel Formosa betrachtet werden. Ohne nach den Rechten des Landes oder nach diplomatischen Uebereinkommen zu fragen, kunschabsteten einige europäische Kaufleute alle Handelsbeziehungen der genannten reichen Plätze aus und eröffneten sie dem Verkehr. Ohne dieses kühne Vorgehen würden Kilung und Tatao wohl noch lange verschlossen geblieben sein. Die Chinesischen Behörden benahmen sich der vollendeten Thatsache gegenüber ganz vernünftig, errichteten sofort Zollhäuser und es wird nun an den Kaufleuten liegen, auf dem einmal errungenen Wege weiter fortzuschreiten.

Giftige Schlangen in Siud. Nach einem Bericht aus Karratschi mehren sich dort die Todesfälle, welche nach Schlangenbissen erfolgen, in beunruhigender Weise; besonders sind die ackerbautreibenden Klassen der Bewohner diesem Uebel am meisten ausgesetzt. Unter den verschiedenen in Siud vorkommenden giftigen Schlangenarten sind die Kuppers die gefährlichsten. Dieses Reptilchier, welches mit der an der Malabarküste vorkommenden Manillaschlange identisch zu sein scheint, ist nur einen Fuß lang; an seinem breitgestrichten, hässlichen Kopfe kann man aber gleich abnehmen, daß es sehr giftig ist. Der Tod erfolgt bei einem Menschen unfehlbar, bereits fünf Minuten nach dem Biß, unter den furchtbarsten Zuckungen. Die auffallende Vermehrung dieser schrecklichen Todesfälle hat bereits die Aufmerksamkeit der Behörden von Siud auf sich gezogen. Um dem Uebel entgegen zu wirken, hat man Prämien, die natürlichen Feinde dieser Schlange, in großer Menge eingeführt und einen Preis auf die Auffindung eines wirksamen Gegengifts gesetzt; außerdem wird für jede getödtete und abgelieferte Schlange eine „Anna" ausbezahlt.

Digitized by Google

Tigernoth in Indien. In einem zoologischen Garten ist ein bengalischer Königstiger eine stattliche Erscheinung; wer aber dem Herrn der Wälder in Ostindien begegnet, ist wenig erbaut von einem solchen Zusammentreffen. Die indischen Zeitungen sind angefüllt mit „Tigerabenteuern". Jüngst wurde ein Leutenant, Barrowsmith, von einem Tiger überfallen und beinahe zerrissen. Die Bestie packte ihn am Bein und schleppte ihn in den Wald. Die übrigen Jäger schossen ihr zwei und zwanzig Kugeln in den Leib, und zum Glücke wurde der Leutenant nicht getroffen. Der Autscut ereignete sich in der Nilgherrie, und man brachte den Verwundeten nach der Gesundheitsstation Otakamand. In jener Gegend haben sich, trotz der englischen Jäger, die Tiger ungeheuer vermehrt; im Januar hatte der Besitzer eines Cottage das zweifelhafte Vergnügen, an einem einzigen Tage Besuch von fünf Königen des Waldes zu erhalten. Er mußte mit ansehen, daß einer derselben ihm vom Hof einen Ochsen fortschleppte. Dasselbe geschah einem Deutschen, Herrn Rohde, gleichfalls in der Nähe von Otakamand; er erlegte einen Tiger, der wohl genossen mehr als 11 Fuß englisch lang war; ein paar Tage später wurde einer von mehr als 10 Fuß Länge geschossen. — Auch die Insel, auf welcher Singapore, vor der Spitze von Hinterindien, liegt, ist abermals sehr unsicher geworden; dort ist seitlich die Tigerplage etwas Alter Gewohnheit. Man rettet die Tiger auf der kleinen Insel selbst aus, aber fortwährend kommt neuer Zuwachs; sie schwimmen bei Nacht vom Festlande durch den Meeresarm zwischen diesem und der Insel herüber.

Der Umulsang im Baikalsee. Das Nordende des Baikalsees in Sibirien kontrastirt in auffallender Weise mit dem übrigen, meist klaren Wasser dieses großen Binnensees. Hier mündet nämlich etwa unter 55° 10' N. Br. die Angara, der Nordabfluß des Baikalsees, der Fluß mit mehreren Mündungen, mit morastigen Ufern, die, von einer dichten Sumpfvegetation eingefaßt, den Fluß hier ganz unzugänglich machen. In breiter Niederung fließt die Angara noch ziemlich rasch und bringt namentlich im Frühjahre viel Treibholz, feinen Gerölle und Sand mit, welches alles im See abgelegt wird und welches mehrere Untiefen oder theilweise schon Inseln bildet. An vielen Mündungen nun ist der Schauplatz des sehr ergiebigen Omulfanges.

Gustav Radde bemerkt in seinem, von uns mehrfach erwähnten Reisewerke Folgendes: Das reine, klare und kalte Wasser des übrigen Sees, sein meist steiniges Becken, die zahlreichen reißenden Gebirgsbäche, die in ihn münden, bedingen das vorzügliche Gedeihen einiger Lachsarten, welche im See ihr sesshaft und reich der Arten wie der Individuen alle übrigen Fische übertreffen. Die Anderte einiger kleineren Arten (Salmo oxyrhinus, S. kuvialitis, S. thymallus und S. coregonus) erreicht einen Gesammtwerth von 23,000 Silberrubeln. Dieser Gewinn teilt aber sehr zurück gegen den, welchen der Fang des Omul (Salmo Omul) gewährt. 4000 Tonnen jährlich gewonnenen Omuls verwerthen sich im Großhandel mit 120,000 Silberrubel.

Ein großer Theil dieses Gutes kommt unmittelbar einer Menge armer Menschen im Arkutskischen und Transbaikalischen Gouvernement zu Gute: dem gegenüber ist sehr zu beklagen, daß durch schonungsloses Wegfangen dieses Fisches während der Laichzeit sich seine Zahl bedeutend vermindert und daß, wenn nicht Gesetze den Fang auf irgend eine Weise einschränken und regeln werden, diese ergiebige Fastenspeisenquelle ganz verstechen muß. In Sibirien also dieselbe Klage wie in Europa! Außer den Menschen vernichten aber einige große Vögel bedeutende Mengen von Omulen, besonders die Scharmeeane und Sägetaucher (Mergus serrator), welche beide als natürliche Feinde dieses Lachses betrachtet werden können.

In der Mitte des Juli beginnt die Laichzeit der Omule und die Fische ziehen dann aus den Armen Gewässern des Baikalsees nordwärts dahin, wo die Angara mit ihren trüben Fluten mündet. Etwa vierzig Schiffe, jedes mit einem durchschnittlichen Gehalt von hundert Tonnen, erwarten die heranziehenden Fische. Die Bemannung eines Schiffes wechselt zwischen funfzig und dreißig Leuten, meist Burjäten aus Tibeln, die drei gemischt werden und dieselben kommen. Der Führer des Schiffes heißt Baschlyk; er besorgt die Beköstigung, ernnet den Fang an und verlangt unbedingten Gehorsam. Der Fang geschieht mit großen Wandnetzen (Nawodi), die unten mit Steinen beschwert sind und eben durch Schwimmer aus Birkenrinde auf dem Wasser erhalten werden.

Am Ufer errichtet man hölzerne Hütten, Ambaren, die mit Kiefernzweige bedeckt sind; in ihnen bewahrt man die Fässer und das Salz zum Einsalzen, sowie verschiedene bei der Fischerei nöthige Instrumente auf. Der eigentliche Ort, an welchem das Reinigen und Einsalzen der Omule vorgenommen wird, ist das Rybadjel, ein offener Schuppen, in dessen Mitte ein aus starken Brettern gezimmerter Trog steht, in welchem vom Weibern das Reinigen und Einsalzen besorgt wird.

So ist Alles zum Fange bereit. Wenn der Rauf erschallt: Die Omule zeigen sich! dann stechen die Fischer mit ihren Nehen auf kleinen Booten in See und der Fang beginnt. Diese Fischerei im See währt aber höchstens bis Mitte August; die wirklich ergiebige Ausbeute findet in der Angaramündung selbst statt, wo die Fische, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, leicht zu umgarnen sind.

Das Einsalzen der gefangenen Omule wird möglichst rasch vorgenommen; sie werden in den Trog des Rybadjel geworfen und hier von Tatarinnen gewaschen, in zwei Hälften gespalten, gesalzen und in Fässer gepackt. Man salzt nur Omule von zehn bis vierzehn Zoll Länge, größere gehören an der Mündung der Angara zu den Seltenheiten. Kleinere Fische werden nicht gesalzen, sondern, ohne gereinigt zu sein, in einem großen Kessel mit wenig Wasser gekocht, von den Gräten befreit und die kleineren Stücke an der Sonne getrocknet. Diese steckschwarze Masse kommt als Porsja in den Handel. Die meist sehr fetten Eingeweide werden mit den Ueberbleibseln der Porsja zu Fett verkocht, das von den Kaufleuten in den Bereich gebracht wird.

Das Vaterland des Truthahns. Bekanntlich wissen wir von vielen Hausthieren oder seit undenklichen Zeiten kultivirten Pflanzen die Abstammung noch immer nicht anzugeben. Ob z. B. unser Haushund vom Wolf, unsere Hauskatze von der wilden Katze u. s. w. abstammen, das sind noch immer offene Fragen. Ein zieht ganz bei uns eingebürgerter Hausvogel ist der Truthahn; bei den Engländern heißt er Turkey, bei den Franzosen Coq d'Inde, bei den Schweizern Kretzhan. Unsere deutschen Benennungen Truthahn und Puter sind wohl onomatopoetisch, während der Ausdruck Kalekuten nach Kalikut als Vaterland hinzuweisen scheint. Die Engländer machen dies Thier zu einem Tücken, die Franzosen zu einem Indier. Sein wahres Vaterland aber ist Nordamerika, wo er allerdings vor der sich immer mehr ausbreitenden Kultur allmälig zurückweicht. In Virginien und Pennsylvanien ist er jetzt sehr selten noch wild zu finden, häufiger schon in Ohio, Illinois und Kentuckia. In den wildärmeren Gegenden der übrigen Südstaaten kommt er aber noch in ungeheuren Wandeschwärmen vor. Eingeführt ward der Truthahn zuerst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Spanier, verbreitete sich dann namentlich nach England, wo Shakespeare desselben mehrere Male erwähnt. Jetzt findet man ihn auch schon in Asien als Hausthier. Zu bemerken bleibt noch, daß die wilden Thiere ursprünglich nur die bekannte dunkle Farbe haben; die meisten Exemplare verdanken ihre Färbung der Kultur.

Die Benutzung der Steinkohle wird eine immer verschiedenartigere. So kommen häufig fremde Schiffe nach Helgoland, um die dort vom Meere ausgeworfenen Tangmassen, welche zum Verdrieß der Badegäste einen üblen Geruch verbreiten, fortzuholen und als Dünger zu verwenden. Da die Helgoländer ihn selbst unter dem Verwande: die Kartoffeln erhielten durch ihn einen üblen Geschmack, nicht verwerthen. Das Einsammeln des Weeaic (Tang) ist auf den Kanalinseln Jersey u. s. w. sogar von Amtswegen auf zwei bestimmte Jahreszeiten beschränkt worden. Er wird entweder frisch von den Klippen als Dünger benützt oder nachdem er zuvor als Brennmaterial gedient hat. In der That ist der Seetang das wichtigste, ja einzige Brennmaterial der Kanalinseln. In Scheerund wurden vor der Einführung des Tabaks Tange allgemein als Nahrungsmittel benutzt und galten als blutreinigende Mittel (in Folge des Jodgehaltes).

Auf den Hebriden bildet der Blasentang (fucus vesiculosus) einen großen Theil des Schaf- und Rindviehfutters.

Der Raupenpilz. Unter den Insekten Neuseelands nimmt die große Raupe eines Nachtfalters eine interessante Stellung ein. Die Eingeborenen, welche sie verzehren, nennen sie Awete oder Hetete; sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß aus ihrem Kopf ein schmarotzender Pilz herauswächst, der von den Kolonisten als „vegetating Caterpillar", von den Naturforschern als Sphaeria Robertsii bezeichnet wird. Ein großer Theil der Raupen geht, wenn sie sich zur Verpuppung in die Erde vergraben, daran zu Grunde. Eine Eigenthümlichkeit dieses noch wenig gekannten Pilzes ist die, daß der ein bis zwei Zoll lange Stiel desselben, welcher die Fruchtsporen trägt, fast ausschließlich im Nacken der Raupe zwischen dem Kopf und dem ersten Leibesring entspringt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Von Täbriz nach Teheran. Isfahan die Hauptstadt der Sefiden.

Zeichnungen nach Originalskizzen des Herrn Major Kržiž.

Täbriz. — Verfall und Handel. — Von Täbriz nach Teheran. — Aussätzige. — Wanzen. — Der Kysyl-üzen. — Zendschan. — Sultanijeh. — Kaswin. — Teheran. — Der Palast des Schah. — Die Bevölkerung der Stadt. — Leben und Treiben in den Straßen. — Das Kadscharenschloß. — Isfahan. — Geschichtliches. — Verfall. — Der Königsplatz. — Die Brücken. —

Der Reisende, welcher bei Dschulfa den Grenzfluß zwischen Armenien und Persien, den alten Araxes überschritten hat, gelangt, wenn er einige Tage lang seine Rosse in südlicher Richtung forttreibt, an eine steile Bergkette, die vom gewaltigen, 8000 Fuß hohen Schändberg überragt wird. Am Fuße der mit Schnee bedeckten Gebirgsmasse liegt Täbriz, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan.

Die neuesten Nachrichten über Täbriz verdanken wir dem ehemaligen Mitgliede der preußischen Gesandtschaft nach Persien, Dr. Heinrich Brugsch.*) Nach ihm erscheint diese Stadt als eine große, weitausgedehnte, dunkelbraune Häusermasse, die sich zum Theil terrassenförmig erhebt.

In nördlicher Richtung vor der Stadt, deren Namen die modernen persischen Etymologen von „täb" fieber und „riz" zerstreuen, also gleichsam „fiebervertreibend", ableiten, fließt ein „Tschai" oder Fluß, den man auf einer Brücke ächt persischen Styls überschreitet. Dieselbe besteht aus einem aufsteigenden Damm, aus der eigentlichen hochgelegenen Brücke mit Bogen und einem abwärtsgehenden Damme; das Alles ist zwar mit Geländern versehen und roh aus Feldsteinen ausgeführt, aber entsetzlich schlecht gepflastert. An den Enden der Brücke stehen je zwei thurmähnliche Pfeiler mit kuppelartiger Oberwölbung. Man dankt Gott, wenn man zu Pferde sitzend eine solche Brücke im Rücken hat. Gewöhnlich vermeidet man sie am besten, wenn man quer durch's Wasser reitet.

Der Anblick der Straßen und Häuser von Täbriz (sprich Täbris) war für die Mitglieder der preußischen Gesandtschaft niederschlagend. Von der großen Stadt liegt etwa die Hälfte in Schutt und Trümmern da. Erdbeben, die sich sehr häufig wiederholen, die Hand des Menschen, Krieg, der Zahn der Zeit, mit einem Worte, jede nur denkbare Ursache der Zerstörung hat dazu beigetragen, einen so beträchtlichen Theil der Stadt in traurige Trümmerhaufen umzugestalten. Die Straßen, meist sehr eng und winkelig, bieten ein abschreckendes Beispiel orientalisch-asiatischer Liederlichkeit dar. Schmuz und Unrath in Löchern und Pfützen, Pflastersteine, die des Schicksals Tücke nach Orten befördert hat, wohin sie gar nicht gehören, Hunde und verwesende Körper — Alles liegt chaotisch durcheinander, so daß man genöthigt ist, die Augen mehr nach den Erdboden als auf die Umgebung zu richten. Die Häuser, eigentlich nur hohe Erdmauern mit kleinen Thüröffnungen, laufen in gewundenen Linien nach allen Richtungen hin und geben den Straßen von Täbriz, wie überhaupt allen persischen Städten, ein sehr häßliches Aussehen. Hier und da steckten Kinder und tiefverhüllte Weiber den Kopf neugierig über

Eine Brücke zu Täbriz.

*) Reise der königl. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861, geschildert von Dr. Heinrich Brugsch. Leipzig, 1862. Erster Band.

Digitized by Google

die Mauer hinweg, um den Einzug der preußischen Gesandtschaft näher in's Auge zu nehmen.

Trotzdem Täbriz so heruntergekommen ist, hat es doch als Haupthandelsplatz Persiens keine geringe Bedeutung. In der Nähe der russischen und türkischen Grenze, auf der großen Karawanenstraße von Teheran nach Trapezunt gelegen, ist es für den Verkehr ein Mittelpunkt geworden, der Innerasien mit Europa verbindet. Die bedeutendsten kaufmännischen Geschäfte sind in den Händen von Persern, Armeniern und Europäern. Zugleich ist dort die von der Regierung verpachtete Zollstätte, welche für aus- und eingeführte Waaren eine gewisse, gesetzlich vorgeschriebene Steuer erhebt, obwohl auch dabei, wie bei allen persischen Einrichtungen, das Willkürliche und Ungesetzliche in starkem Maße vertreten ist. Die Perser haben seit ihren Wanderungen nach Konstantinopel den europäischen Handel vielfach selber in die Hand genommen, aber griechische und eine Schweizer Firma vertreiben doch den größten Theil der eingeführten europäischen Waaren. Leider sind die Perser unzuverlässige Geschäftsleute, so daß dem Einflusse desselben zu leiden haben; der Sommer dagegen so drückend heiß und unerträglich, daß Europäer und Perser, besonders die persische Haremswelt, die Stadt verlassen, um auf den luftigen Berghöhen in der Umgebung, in Dörfern und unter Zelten ihr Sommerquartier aufzuschlagen. Der Frühling wird durch heftige Gewitterstürme und Regen eingeleitet. Das Obst erreicht in Täbriz, dessen Gartenreichthum einen gewissen Ruf erlangt hat, eine ganz vorzügliche Güte. Mandeln, Melonen und besonders Wassermelonen sind von einem unvergleichlichen Wohlgeschmack und ersetzen den Eingeborenen einigermaßen den Mangel guten Trinkwassers. Nach Islandin sinken sich in der Umgebung der Stadt schwefelhaltige Quellen.

Der Weg von Täbriz nach Teheran führt hinter der ersten Stadt bald in malerische Thäler abwärts, bald zu steilen Höhen aufwärts. Der landschaftliche Charakter bleibt unverändert der einer vulkanischen Gebirgsformation in allen ihren Eigenthümlichkeiten, bis zu den grün, roth und gelb schillernden Farbentönen, in welchen die vegetationsleeren Felsen, riesigen Maulwurfshügeln ähnlich, bis in die weiteste

Schloß des Prinzen Abbas Mirza zu Täbriz.

die Handelsverbindungen mit ihnen große Vorsicht erheischen und oft bedeutende Verluste herbeiführen. Dabei ist das Volk arm, große Geschäfte sind daher selten möglich, und die europäischen Kaufleute müssen sich oft mit kleinem Gewinn begnügen. Englische Waaren, die über Teheran und Meschhed von den Karawanen bis in das Herz Asiens, nach der Bucharei, China u. s. w. geführt werden, sodann deutsche und französische Handelsartikel kommen jährlich nach Täbriz und werden von dort nach allen Richtungen in das Innere von Persien versendet. Die Interessen der Europäer, welche in Täbriz ansässig sind, werden durch einen russischen und englischen General-Consul vertreten.*)

Das Klima der Stadt bietet, wie der ganze Nordrand des hochgelegenen Iran, die Eigenthümlichkeit extremer Jahreszeiten dar. Der Winter ist so streng, die Winde sind so stürmisch und kalt, daß selbst europäische Naturen unter

Ferne hin sich zeigen. Das nächste, ziemlich bedeutende Dorf ist Baschmisch; hier zeigt sich Baumwuchs, Wasser und eine hübsche Karawanserai. Die folgende Station, Sejidabad, ist ein kleiner, unbedeutender Ort, der aber wegen einer besonders guten Sahne eine große Berühmtheit erlangte. In der Folge wird die Karawanenstraße rechts und links von Bergzügen eingeschlossen; als die preußische Gesandtschaft im April durchzog, waren sie theilweise noch mit blendendem Schnee bedeckt. Kleine Bäche, vom schmelzenden Schnee auf den Bergen mit ziemlichen Wasservorrath gespeist, unterbrechen die Straße. Verfallene Karawanserais (siehe die Abbildung) aus älterer Zeit, die als Bauwerke des großen Schah Abbas bezeichnet werden, gewähren auf der traurigen Hochfläche die einzigen Ruhepunkte.

In dieser Gegend müssen sich die Aussätzigen aufhalten. Die Vorüberreisenden werden von den unglücklichen Menschen mit dem Geschrei: „Der Herr sei deine Hilfe!“ um ein Almosen angebettelt. Diese Armen, Männer, Weiber und Kinder, wohnen dort in elenden Hütten, fern von den Städten und Dörfern, und müssen, von aller Berührung mit ihren Landsleuten ausgeschlossen, in der traurigsten Wüstenei ihr elendes Dasein fristen. Der Aussatz zeigt sich in den abschreckendsten Formen, vor allem im Gesicht.

*) Die Handelsverhältnisse Persiens sind vortrefflich geschildert vom Consul Otto Blau, „Commercielle Zustände Persiens, Berlin, 1858“; sehr werthvoll ist auch die 1862 zu Wien veröffentlichte Schrift von v. Gasteiger, „die Handelsverhältnisse Persiens, in Bezug auf die Absatzfähigkeit österreichischer Waaren.“ Der Verfasser ist Generalkonsul in Persien und ein sehr guter Beobachter. A.

Digitized by Google

Rothe Beulen auf der Stirn, an den Backen, an der Naſe, ein verzerrter Mund, rothe, triefende Augen geben dem Unglücklichen ein entſetzliches Ausſehen. Die Regierung hat bis jetzt Nichts gethan, um den mit Ausſatz Behafteten Heilung oder wenigſtens Milderung ihres Leidens zu verſchaffen, ſondern ſich lediglich auf die ſchon von den Alten geübte Sanitätsmaßregel beſchränkt, die Ausſätzigen von der übrigen Welt ſtrenge abzuſperren.

Linker Hand vom Weg erſcheinen dann die Ausläufer des Boz-Kuſcht oder „Ziegentödter"-Gebirges, und zur Rechten verſchiedene Waſſerſtreifen; man hat nun Abwechſelung von Berg und Thal in ſchönſter Fülle. Turkmantſchai, wo Rußland einſt dem Schah einen verhängnißvollen Friedenstraktat abzwang, iſt ein in einer Niederung am Berge recht hübſch gelegener Ort, doch wegen ſeiner vielen Wanzen berüchtigt. Dieſe letzteren fangen bereits an den Reiſenden, Perſern wie Europäern, Schrecken und Beſorgniß einzuflößen, und lange bevor die nächſte Station, die „Reſidenz der Wanzen", die Stadt Mianeh, erreicht iſt, erzählt man bereits wahre Räubergeſchichten von der Sehnſucht dieſer giftigen Thiere nach dem Blut aller Reiſenden. Die Wanzen ſind platt, kreisrund geſtaltet, von der Größe eines preußiſchen Sechſers, dunkelbraun, mit einem hellen, beinahe durchſichtigen Ring um den Leib, und mit ſechs langſam ſchreitenden Beinen ausgeſtattet.

Mianeh dehnt ſich am Fuße des Kaflan-kuh in einer Ebene lang aus. Grüne Pappeln und weißblühende Fruchtbäume in der Umgebung gewähren ein freundliches, einladendes Ausſehen. Am ſicherſten bleibt es, hier unter freiem Himmel zu übernachten, da ſelbſt ganz neue Gebäude durchaus mit Wanzen überfüllt ſind. Dafür mag Folgendes als Beleg dienen. Der preußiſche Geſandte, Freiherr von Minutoli, welcher eifrig Inſekten ſammelte, wandte ſich an einen Einwohner des Orts, um durch ihn ein Dutzend jener gefürchteten Thiere zu erlangen, für welche er ein kleines Trinkgeld verſprach. Der Mann aus Mianeh blieb ruhig an ſeinem Platze ſtehen, öffnete ſeinen Gürtel und holte in kurzer Friſt aus den Falten ſeines Gewandes zu Aller Schrecken das gewünſchte Dutzend hervor. Der Stich der in Rede ſtehenden Wanzen verurſacht große Beulen, die äußerſt ſchmerzhaft ſind, aber wohl nicht, wie man erzählt, bei größerer Menge den Tod nach ſich ziehen. Die einheimiſchen Aerzte haben ein abſonderliches Heilmittel: es beſteht darin, daß man den Geſtochenen in ein warmes Bad führt und nachher in die Haut eines friſch geſchlachteten Ochſen einhüllt. Dann ſollen die Anſchwellungen nachlaſſen und die Schmerzen aufhören.

Alte Karawanſerei bei Täbriz.

Eine halbe Meile hinter Mianeh durchbricht der Kyzyl-üzen (Rothfluß) in einem langen Thalbette die Kette des Elburs-Gebirges und ergießt ſich nach ſeinem kurzen Laufe durch die Provinz Gilân in das Kaſpiſche Meer. Sein Durchbruch ſchreibt eine natürliche Straße vor, welche von Kazwin aus in nordweſtlicher Richtung abgeht, dann das linke Ufer des Kyzyl-üzen verfolgt und ſchließlich in Reſcht endigt. Der Weg hinter Mianeh gehört zu den am meiſten maleriſchen Theilen der ganzen Reiſe zwiſchen Täbriz und Teheran. Beim Herunterſteigen vom Kaflan-kuh zeigt ſich in bedeutender Breite und mit großem Getöſe dahinſtürzend der Kyzyl-üzen. Ein gewaltiger Felſen, der ſich links von der Straße, dicht am dieſſeitigen Ufer des Fluſſes, in mächtigem Steilabfall erhebt, iſt mit den Reſten einer uralten Befeſtigung gekrönt. Mauern und Thürme mit Zinnen laufen die ſteilen Felskanten entlang.

Später wird die Landſchaft hügeliger. Eine Menge

Digitized by Google

weißer und rother Blumen auf dem grünen Wiesenteppich erregen Heimatgedanken. Während man in Europa meint, blauer Himmel, Frühlingsluft, Nachtigallenschlag und Rosenduft seien die gewöhnlichste Unterlage des beneidenswerthen Daseins im Lande Persien, drücken sich die Reisenden in abscheulichen Schmutzlöchern herum, mit allen Entbehrungen kämpfend, hocherfreut und von heimatlichen Sehnsuchtstrieben erfüllt beim Anblick einer bunten Wiesenblume.

Die nächste Stadt von einiger Bedeutung ist Zendschan; sie liegt lang ausgestreckt auf einer 5600 Fuß hohen Hochfläche. Je näher man kommt, je mehr schwindet in gewohnter Weise das malerische Bild, welches sich aus der Ferne dem Auge darbietet. Die hohen Mauern und Thürme schrumpfen zu verfallenen Erdhaufen mit Rissen und breiten Oeffnungen zusammen, die Häuser und Moscheen zu elenden Hügel zu Hügel nach dem fernen Horizonte hinzogen, bezeichnen bis nach Teheran die Richtung des Marsches.

Von der Ferne aus gesehen, erscheint Sultanijeh gegenwärtig als ein großer Trümmerhaufen, bietet aber einen sehr malerischen Anblick dar. Zunächst zeigt sich ein sonderbares Gemisch halb festungsartig angelegter Baulichkeiten, die man als Palast des gegenwärtig regierenden Schahs bezeichnet. Hinter einem wüsten Striche zerfallener Wohnungen erhebt sich ein halbzerstörtes Festungsviereck, das aus Erdmauern und Thürmen besteht; endlich erscheint in langer Linie die eigentliche Stadt, eine traurige Ruine mit etlichen Moscheen, deren höchste und schönste wie ein Dom über der winzigen Häusermasse unter ihr emporragt. Das ist die berühmte und gepriesene Moschee des mongolischen Sultans Arschaitu Mohammed Chudabendeh. Die Bewohner-

Verfallene Moschee der mongolischen Sultane in Sultanijeh.

Ruinen. Die hübsche Moschee mit der grünen Kuppel scheint jeden Augenblick einstürzen zu wollen. Nach der gegenwärtigen Ausdehnung und dem Reichthum an Trümmern zu schließen, muß Zendschan früher eine bedeutende Bevölkerung gehabt haben. Das Innere der Stadt ist so traurig und düster als das Aeußere. Halbverfaultes Aas, mit Beulen bedeckte Hunde, Bettler, halbnackte Kinder, welche quer über den Weg hin liegen, bilden die elende Bevölkerung der ausgestorbenen Gassen.

Ueberall, wohin der Reisende seinen Fuß setzt, begegnet ihm Verfall! In weit höherm Maße als in Zendschan zeigt sich derselbe aber an dem nächsten Stationsort Sultanijeh. Die Hochebene von Zendschan ist von jener Sultanijehs durch ein niedriges Hügelland getrennt, das keine große Schwierigkeit in der Ueberwindung des Geländes bietet. Die Reihe hoher Telegraphenstangen, welche sich von schaft der großen Stadt wird heute an Zahl und Wohlstand von manchem persischen Dorfe übertroffen.

Wenige Reste aus der vergangenen persischen Zeit sind so belehrend für die Kenntniß ehemaliger besserer Zustände, als gerade dieser in seinem Verfall noch hervorragende Bau mongolischer Fürsten. Eine prachtvolle Kuppel überragt den massiven sechseckigen Unterbau und bedeckt einen gewaltigen Raum, der in alten Zeiten die fromme Zuhörerschaft in sich faßte. Die äußeren Verzierungen, bis zu den verfallenen Minarets an den Ecken der Seitenmauern, sind in einem vollkommen mustergültigen Geschmack angelegt und mit bewunderungswürdiger Sauberkeit und Genauigkeit in Ziegelstein und Glasurwerk ausgeführt. Die inneren Wände strotzen von dem Reichthum schöner Arabesken in bunten, gebrannten und glasirten Steinen, und selbst die in erhabener Arbeit dargestellten Koransprüche sind von den mannichfachsten

Digitized by Google

Blumen und Verzierungen eingefaßt. Die Nachfolger des ersten Erbauers haben das herrliche Werk durch aufgetragenes Mauerwerk mit grob gemalten Koranſprüchen greulich verpfuscht. Risse und Spalten, vielleicht in Folge von Erdbeben, haben so sehr die Festigkeit des Prachtbaues untergraben, daß der baldige Einsturz desselben über kurz oder lang unvermeidlich geworden ist. (Vergl. die Abbildung.)

Hinter Sultanijeh breitet sich, von Bergketten eingeschlossen, eine scheinbar endlose Ebene aus. Der Wind jagt mit gewaltigem Zug über die Fläche dahin. Im Winter gehört der Weg zu den gefährlichſten Reiserouten in Persien: Schneewehen machen jede Spur unsichtbar und begraben nicht selten den unglücklichen, vom winterlichen Sturm überraschten Reisenden. Während im Sommer ungeheure Schaaren großer Feldmäuse (hier einfach Musch, Maus, genannt) den Erdboden nach allen Richtungen durchwühlen und dadurch dem Getreide großen Schaden thun, ist im Winter der Wolf die Plage von Mensch und Vieh; dann zeigen sich große Rudel dieser Raubthiere auf der Hochfläche und fallen selbst Karawanen an, um ihren Heißhunger zu stillen.

Der nächste Ort von einiger Bedeutung ist Kaswin

verfallen, schonungslos geplündert, ohne Spur sorgender Erhaltung.

Das Portal des Imaret besteht aus höchst geschmackvollen Mustern in bunter, glasirter Ziegelarbeit, darunter das Bild des persischen Wappenlöwen. Schöne gewölbte Hallen, große geräumige Vorhöfe, schattenreiche Gärten mit künstlichen Wasseranlagen, zahlreiche Wohnungen — Alles verfallen, zerfressen, baufällig — gehörten zu den weit ausgedehnten Räumlichkeiten des Imaret. Die Stadt zählt etwa 70,000 Einwohner und ist der Sitz eines Gouverneurs. Die Armuth ist dort, nach Brugsch's Zeugniß, wahrhaft entsetzlich und fast unbeschreiblich. Krank, elend, nackt, obdachlos irren Gestalten, die den Namen Menschen führen, auf wüsten Leichenäckern, öden Straßen und auf den Trümmerhaufen vergangener Herrlichkeit wie Rachegespenster umher. Ohne Steck- und Peitschenhiebe ist der Reisende nicht im Stande, diese Unglücklichen von sich fern zu halten.

Der weitere Weg nach Teheran bietet verschiedenartige Abwechselungen. Zuerst kommen magere Felder, dann dürre Haidekrautsteppen; die einzige Abwechselung gewähren die fortwährend herumziehenden Karawanen der nomadischen

Das Reichsthor zu Teheran

(Kaswin). Unmittelbar vor der Stadt führt der Weg über einen großen Kirchhof. Die Gräber sind niedrig, etwa einen Ziegelstein hoch, von gebrannten Steinen zusammengesetzt; in der Mitte obenauf liegt eine Alabaster- oder Marmorplatte mit Inschriften und Hieroglyphen. Rings um den Friedhof und um die Stadt herum sind Weinberge angelegt, die mit Hülfe künstlicher Bewässerung sehr gut gedeihen. Die Weinberge sind in Gestalt viereckiger Gärten, mit hohem Erdrand, terrassenförmig gebaut, einer etwas höher als der andere. Wenn der höher gelegene Strich genugsam bewässert ist, wird der Erddamm an der Seite durchstochen, und das überflüssige Wasser läuft ab in die zunächst- und tieferliegende Abtheilung. Daxwiner Engur oder Weintrauben sind in Persien sehr gesucht und beliebt; die einzelne Beere ist meist kernlos.

Durch die Stadt führt ein breiter, hübscher Weg, der durch eine schöne Allee mächtiger, schattenreicher Sykomoren gebildet wird, nach dem freundlichen Marktplatze. Rechts und links sind Bazare angelegt; weiter nach dem Imaret oder Palaste zu zeigen sich sehr stattliche Gebäude, offenbar aus der alten guten Zeit, leider aber, wie alle früheren Bauten, Ilyats (Globus IV. 87). Die Feuerbügel der alten Guebern werden häufiger und gleichen auf der großen breiten Hochfläche riesigen Maulwurfshügeln.

Einen letzten Ruhepunkt vor Teheran bietet das Lustschloß des Schah, Suleimanijeh, das inmitten hübscher Gärten liegt. Neben mächtigen Platanen, kleinen Pappeln und anderen Bäumen stehen große Schneeballgebüsche, und in duftenden Rosenhecken schlagen die Nachtigallen. Das ist endlich ein Stück Persien, wie es sich der Reisende in Europa geträumt hat. Nach Teheran selbst zu aber zeigt sich keine Spur von Bäumen oder grünen Feldern; Alles öde, leer, eine todte Steinfläche, die sich aufwärts bis zu den schneebedeckten Kämmen des Elburs hinzieht.

Mit vielen schlanken Bäumen geschmückt, umgeben von Thürmen und Festungsmauern aus ungebrannten Erdziegeln, mit den goldenen und silbernen, im Strahle der Sonne leuchtenden Kuppeln der Moscheen, dehnt sich Teheran in der Nähe einer niedrigen Bergkette lang aus. Ein trockener Graben umgürtet die Stadt und zu jedem einzelnen Thurmstadtthore führt eine Brücke.

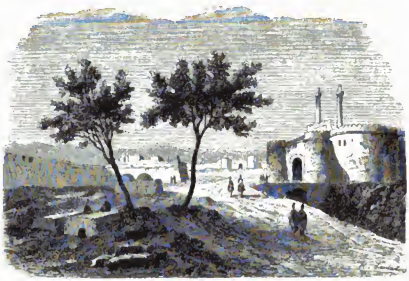
Die Stadt mit ihrem heiligen Namen als Dar-el-

Digitized by Google

Khelafeh, Wohnung des Khalifats, bezeichnet, liegt unter 35° 40′ nördl. Br. und 49° 2′ östl. L. Ihre Erhebung über den Meeresspiegel beträgt 1500 Meter.

Dicht hinter dem erwähnten trockenen Stadtgraben steigen die graufarbigen Erdmauern in die Höhe; in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritten werden sie durch Thürme unterbrochen, die in entsprechenden Absätzen halb aus der Mauer hervortreten und wie diese mit Schießlöchern, Mauernasen und runden Zinnen versehen sind. Die Thore geben dem einförmigen Anblick einige Abwechselung. Sie bestehen aus Durchgängen mit Thurmnasen in der Höhe, zwischen Doppelthürmen, die meist aus buntglasirten Steinen mit hübschen Mustern aufgeführt sind und im inneren, unbedeckten Thorraume zu einem Hofe führen mit allerhand Wandmalereien, die meist Gegenstände aus einem Heldengedichte Firdusi's in modern persischer Auffassung behandeln. Die Stadt hat im Ganzen sechs Thore. Von zweien derselben, dem „Thor des Reiches", Derwazeh-i-dewlet, und dem „Thor Dulab" theilen wir die Abbildungen mit.

Der Umfang Teherans beträgt etwa drei Stunden; Klafter hohen Lehmmauern, die an den Ecken mit runden, kreneliirten Vertheidigungsthürmen befestigt sind. Charakteristisch für das Schloß sind die vielen Blumenbeete, Gärten und Baumgänge, welche sich in allen Höfen finden. Unter den Zierbäumen nimmt die Platane (Chenar) den ersten Rang ein und gilt als bezeichnender Baum für Teheran. So nannte Pietro della Valle, der unter der Regierung des Schah Abbas des Großen die Stadt besuchte, Teheran „die Stadt der Platanen". Der kaiserliche Palast besteht aus vielen selbständigen Theilen, alle mit Hofräumen (Hajat) versehen. Diese Hofräume sind mit mit großen Ziegeln oder Quadern ausgepflastert, zwischen welchen man offene Plätze für Beete gelassen hat, aus denen Baumriesen ihre Gipfel hoch in die Lüfte strecken. In den dichten Büschen und im Strauchwerke der Gärten schlagen die Nachtigallen, die Rosen duften, und in den verschiedenen Becken und marmornen Kanälen plätschert das klare Wasser. Ein ächt persisches Bild. Spuren des Winters bemerkt man in diesen feenhaften Gärten nur in den Monaten December und Januar.



Das Thor Dulab zu Teheran.

die Einwohnerzahl wechselt, je nachdem es Sommer oder Winter ist, zwischen 80 und 120,000 Seelen. Das Herz der Stadt bilden, wie in allen Städten des Orients, die Bazare, in welchen fortwährend eine große Menschenmenge hin- und herwogt. Hier findet das öffentliche Leben seinen eigentlichen charakteristischen Ausdruck. Im Sommer gewähren die überwölbten Räume der Marktgassen Kühle und Schatten, im Winter schützen sie gegen Regen und Schnee. Von hier aus gehen wie Adern nach den einzelnen Thoren der Stadt die Hauptstraßen Teherans. Die kleinen, rechts und links abbiegenden Gassen derselben münden in einen Sack, so daß man eine sehr genaue Kenntniß der Stadt haben muß, um sich nicht zu verirren. An schönen, luftigen Plätzen ist großer Mangel. Der heiterste und am schönsten gelegene ist der sogenannte „grüne Platz", dicht vor dem Eingangsthore der kaiserlichen Burg.

Ueber diese letztere geben wir folgende Originalmittheilung des k. k. Majors Herrn August Krziz, gewesenen General-Instruktors des Schah von Persien.

„Die Residenz des Schah liegt innerhalb der Citadelle der Hauptstadt in dem nördlichen, dem Elbursgebirge zugekehrten Stadttheile. Ihre Umfassung besteht aus drei

Für seine Privatzwecke hat der Schah zwei Residenzräume, welche nie von einem weiblichen Wesen betreten werden dürfen. Seine prunkvollen Gemächer, Hallen und Thronsäle stehen nur mit den inneren Vorräumen in Verbindung und haben nicht die geringste Aussicht nach der Stadt.

Die Harems der Weiber liegen abgesondert. Es sind selbständige Paläste, kerkerartig mit sehr hohen Mauern umschlossen; sie werden ganz nach orientalischer Weise streng von Eunuchen bewacht. Auch diese Frauenwohnungen (Anderuns) sind von Gärten umgeben, in denen sich große Wasserbecken mit Springbrunnen, Glashäuser mit seltenen, fremden Gewächsen, schöne Vogelkäfige mit buntschillernden ausländischen Geflügel und wohlriechende, köstliche Blumen finden, um den armen, eingesperrten Weibern ihr zurückgezogenes Dasein einigermaßen kurzweilig und angenehm zu machen.

Auf dem Meidan-e-Sup, dem großen Kanonenplatze der Residenz, fallen hauptsächlich zwei einander gegenüberliegende Portale auf. Verziert sind sie mit Mosaiken, Gypsstuck und eingelegten Spiegeln. Das südliche Thor führt aus der Citadelle in die Stadt hinaus, das nördliche ist

Digitized by Google

der Haupteingang zu den Plätzen und Gärten des Garten-palaſtes, den die Abbildung zeigt.

In drei terraſſenartigen, mit Treppen verſehenen Abſätzen ſteigt der 300 Schritt lange und 100 Schritt breite ſtattliche Hof gegen den Palaſt an. Platanen, Cypreſſen, Waſſerbecken und Blumenbeete durchſchneiden in der oben angeführten Weiſe auch dieſen Hofraum. An der Hauptfronte des Palaſtes fallen zunächſt die großen Schubfenſter (Uruſſi) auf; ſie ſind aus kleinen Stückchen bunten Glaſes moſaikartig zuſammengeſetzt. Der Giebel des Palaſtes zeigt das perſiſche Wappen: die aufgehende Sonne und den ſtehenden Löwen.

In dem Hofraume dieſes ſtattlichen Palaſtes werden eine Menge perſiſcher Feſte gefeiert: das große und kleine Bairam, das Opferfeſt, die Flucht des Propheten u. ſ. w. Zu den glänzendſten gehört das Nuruz, das Feſt der Niederlage, kleine Gold- und Silbermünzen aus, die eigens zu dieſem Zwecke geprägt werden.

Tags darauf iſt wiederum die ganze Stadt in Aufregung, da ſich der Schah nochmals dem Volke in ſeiner ganzen Herrſcherpracht zeigt. Eine Stunde vor Mittag verſammeln ſich vor dem abgebildeten Gartenpalaſte alle Notabilitäten, unter ihnen der Sadr-i-azam, Premierminiſter, in ſeinem golddurchwirkten Kaſchmir-Kaftan, in den Tauſende von ächten Perlen eingenäht ſind. Auch die Prinzen und hohen Verwandten des Schahs, angethan mit köſtlichen Gewändern, ſind anweſend. Die mit Borten, Treſſen und Ordensſternen überſäeten Generalitäts- und Stabsofficiere ſtehen in beſondern Abtheilungen an den Stufen der Treppenterraſſen; abgeſonderte Plätze nehmen ferner ein: die großen Khane, die Geiſtlichkeit, die Aſtrologen und Poeten in ihren auffallenden Trachten; die Mirzas und

Der königliche Gartenpalaſt zu Teheran.

Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, deren genaues Eintreten die perſiſchen Aſtronomen ſehr gut zu berechnen wiſſen.

Den Beginn der Feſtlichkeit bildet das ſogenannte Tahwiel, oder das „Eintreten der Sonne in den Frühlingspunkt des Aequators". Der Schah, im großen Galakleide, mit der dreifachen Krone auf der hohen Pelzmütze, ſitzt an den offenen Schubfenſtern des prächtigen Kiosk, umgeben von den Prinzen, Miniſtern und der hohen Geiſtlichkeit; vor ihm die Bornehmſten aus dem Volke und das hohe Officierscorps. Ein Kanonenſchuß zeigt den feierlichen Augenblick des Frühlings an und Alle werfen ſich zur Erde: die Geiſtlichkeit murmelt arabiſche Gebete. Dann folgt eine ehrfurchtsvolle Gratulation einzelner Großen an den Schah und Jeder lispelt dem andern die Worte zu: „Aid-e-nuruz-mobaref-baſchet", d. h. das Feſt möge Glück und Segen bringen. Der Schah theilt nun an Jedermann, Hoch und Beamten, ſo wie mehrere Regimenter Soldaten, mit ihren ſchlechten Muſikbanden. Auch die eminöſen Gerichtsdiener, Sarkeſchektſchj, in ſcharlachrothen Kaftanen, mit den blanken Aexten auf der Schulter, haben unter der Menge ihren gebührenden Platz.

Gerade zur Mittagszeit läßt ſich ein ſchmetternder Trompetentuſch hören; die Muſikbanden der aufgeſtellten Regimenter ſpielen den Salam, Gruß, und von den Thürmen der Citadelle ertönen in langen Zwiſchenräumen 101 Kanonenſchüſſe. Es iſt dies das Zeichen, daß der Schah auf dem marmornen Throne Salomo's im Gartenpalaſt erſcheint. „Der König der Könige, der Mittelpunkt des Weltheils, der Anbetungsaltar des Univerſums, die unerſchöpfliche Diamantengrube u. ſ. w. u. ſ. w." ſtrahlt von überirdiſchem Schimmer; er iſt von den vornehmſten Prinzen ſeines Hauſes umgeben, welche die Reichsinſignien

Digitized by Google

ihm vortragen. Er raucht mit Grandezza aus seinem Staats-Kalinn (Wasserpfeife), nimmt einen Becher schwarzen Levante-Kaffees, und stellt, während die Geschütze fortdonnern, wichtige, das Staatswohl betreffende Fragen an die Minister und Prinzen, welche mit der gebührenden Ehrfurcht und Zerknirschung antworten. Ein Dichter, welcher für einen Abkömmling des Propheten gilt, tritt vor und trägt ein Lobgedicht auf den Herrscher von Iran mit sonderbarem Ton und arabischem Accent vor. Ihm folgt der Hofpoet, der von einem ellenlangen Streifen Papier ein schwülstiges, in dechtabenden Superlativen gehaltenes Verherrlichungsgedicht auf den Schah vorlies't. Zuletzt erscheinen zwei große und ein kleiner Elephant, so wie eine Giraffe vor dem Thron; diese Thiere sind abgerichtet, vor dem Herrscher ihre Komplimente zu machen, und ihre Führer werden mit reichen und an der Nase zusammenstoßende Augenbrauen und lange, bübsche Bärte. Neben den seßhaften Eyigenen der alten Perser bewohnen Mitglieder einzelner Nomadenstämme kurdischer und turkomanischer Herkunft die Stadt. (— Die kurdischen Reiter des Schahs, über welche wir im Globus schon früher sprachen, sind stattliche Leute —). Araber, Afghanen, Hindu und andere Grenznachbarn Persiens machen einen nicht unbeträchtlichen Theil der Einwohner Teherans aus. Der Jude des Orients, nämlich der Armenier, und der wirkliche, von den Persern sehr unterdrückte und verfolgte Hebräer, verschwinden dagegen in der großen Bevölkerungszahl. Dasselbe gilt von den Gebern oder Parsis, die als späte Jünger des Zoroaster eine besondere Aufmerksamkeit bei den Europäern erregen.

Die lustige, heitere Bevölkerung Teherans gehört, nach

Das Lustschloß der Kadscharen.

Geschenk bedacht. Eine Vertheilung von Silbermünzen, Trompetenstöße und der von den Musikbanden gespielte Salam beendigen die Feierlichkeit. Der Schah erhebt sich vom Thron und geht durch eine Seitenthür ab.

Ueber die großen Massen von Süßigkeiten und Pyramiden von Melonen, die am Rande des Bassins aufgethürmt liegen, stürzt der anwesende Pöbel her, zankt sich darum und entfernt sich, um in der Stadt anderweitigen Lustbarkeiten beizuwohnen. —

Die Bevölkerung Teherans, sagt Brugsch, besteht der Hauptmasse nach aus Tadschiks oder seßhaften Persern, welche in Körperbildung und in ihrer Physiognomie eine große Verwandtschaft mit den persischen Ureinwohnern bekunden. Es sind durchweg schöne Menschen von mittlerer Größe, welche die Vorzüge der kaukasischen Rasse mit den Eigenthümlichkeiten orientalischer Schönheit verbinden. Sie haben schwarze, brennende Augen, darüber rund gewölbte der Lebensstellung der Einzelnen, je einer der folgenden Kasten an, die sich ziemlich streng von einander unterscheiden, wenn auch diese Trennung mit dem indischen Kastenwesen nicht zu vergleichen ist. Die „Kasten" sind: die Priester, Beamten, Krieger, Kaufleute, Handwerker und Lutis oder Lumpen. Diese Letzteren bilden einen sehr gefährlichen und nicht unbedeutenden Theil der Einwohnerschaft. Sobald ein Aufstand oder eine Bewegung ausbricht und das Zeichen dazu durch Schließung und Sperrung der Buden und Bazare gegeben worden ist, kommen plötzlich Banden wie aus dem Erdboden hervor, durchziehen die Stadt und dringen raubend, und plünternd in die Wohnungen wohlhabender Bürger ein. Das sind die gefürchteten Luti, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten von Diebstählen und Straßenräuberei leben und ihre Seele für einen Pfifferling hingeben. Sie haben die hervorragenden und die schlechtesten Eigenschaften ihres Gleichen, sind verwegenene und kühne Rauf-

Digitized by Google

bolde, käufliche Mörder, Säufer und Opiumeſſer, die den Tag verſchlafen oder in den Bazaren herumſtrolchen, dagegen bei Nacht ihrem verbrecheriſchen Gewerbe nachgehen.

Die Bevölkerung Teherans belebt zu allen Tageszeiten dieſe Straßen und Bazare: die Einen ſind als Handwerker oder Kaufleute in ihren Buden beſchäftigt, die Anderen wogen hin und her, wie die Fluten des unruhigen Meeres. Die Armen gehen demüthig zu Fuße, die Reichen ſitzen ſtolz zu Pferde oder zu Maulthier, mit einem großen Troß übermüthiger Diener neben oder hinter ſich, welche Jeden zurückdrängen oder zurückſtoßen, der nicht im Stande iſt, es im Range mit ihrem Herrn oder mit ihnen aufzunehmen. Tief verhüllt vom Kopf bis zu den Füßen trippeln die Weiber auf ihren Schnabelpantoffeln mit hohen Abſätzen unſicher einher und wenden das Geſicht der Wand zu, wenn es ein Frengi (Europäer) iſt, der ihnen begegnet. Halbnackte Bettler ſitzen auf der Erde und ſchreien nach Geld, ſonderbar gekleidete Wahnſinnige durchirren mit gellendem Ruf und ſtieren Augen die Straßen, junge und alte Derwiſche unterhalten die Menge durch lebhafte Erzählungen und ſehen jeden ſchattigen und trockenen Fleck der Gaſſe als ihr Quartier an. Beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Eſel verſperren häufig genug den Weg und dazwiſchen erſcheinen nicht ſelten die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten wie biſſige Hunde, aber ohne Maulkorb, inmitten der Menſchenmenge ſpazieren geführt werden. Das Gemurmel und Getöſe in den Bazaren iſt ſo ſtark, daß man ſich mit ſeinem Nachbar kaum unterhalten kann, und nun gar erſt der Lärm in der Abtheilung der Kupferſchmiede, deren Gehämmer eine furchtbare Muſik erregt' Hin und wieder ertönen Glockenſchläge, aber nicht von Uhren, ſondern als einladendes Zeichen der Garköche, welche in den Straßen ihren Küchenherd mit den bunten Kacheln aufgeſchlagen haben und in gewaltigen Töpfen Hammelfleiſch, Pilau, Tſchilau und andere Lieblingsgerichte der perſiſchen Küche kochen. Sauber ſieht es gerade nicht aus. In der größten Tageshitze ſchlafen die meiſten Kaufleute und Arbeiter lang ausgeſtreckt in ihren Buden. Neben ihnen ſteht ein Gefäß mit Waſſer und Eis, ſaure Milch oder eine Waſſerflaſche und darin ein friſcher Strauß Roſen. Sieht man vor einer Bude ein weitmaſchiges Fadennetz aufgehängt, ſo iſt der Beſitzer augenblicklich abweſend und übergiebt ſein Eigenthum vertrauensvoll dem Schutze des Publikums.

Die Phyſiognomie der Stadt ändert ſich in entſprechender Weiſe je nach den Tageszeiten, und die Bazare erſcheinen

Ein Theil des Platzes Meidan-e-Schah in Isfahan.

bald belebter, bald ſtiller. Sind des Morgens die Bäder geheizt, alſo zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, dann hört man die Ruhreizenden der perſiſchen Poſaunen, welche die Weiber zum Bad einladen. Dann, eine Stunde ſpäter, entwickelt ſich das Leben auf der Straße bis zum gewaltigſten Lärmen. Um Mittag ruft der Muezzin oder Kantor von den Moſcheen ſein Mittagsgebet aus und fordert die Menge auf, an den Propheten zu denken. Hernach nimmt der Lärm von neuem ſeinen Anfang. Gegen vier Uhr Nachmittags wiederum das Geſchrei des Muezzin, auf das in der Zeit des Gebets eine entſprechende Stille folgt. Wenn die Sonne zu Rüſte geht, lärmen die Poſaunen und Pauken vom Burgplatze her ihre alten Weiſen. Ein wenig ſpäter trommeln und blaſen die perſiſchen Serbazen die franzöſiſche Abendmuſik, worauf ſämmtliche Hunde zu heulen und zu bellen anfangen, als ob ſelbſt ihnen die europäiſchen Klänge zu unperſiſch vorkämen. Die Bazare ſind geſchloſſen, nur die Wächter durch-

Digitized by Google

streifen die von Oellämpchen matt erleuchteten Hallen des Marktes und rufen sich mit gellenden Worten an. Auch sie hüllen sich in ihre Decken und Alles schläft.

Von der Bevölkerung Teherans pflegen alljährlich etwa 40,000 wanderlustige Seelen die Stadt zu verlassen, um Ende Mai und Anfang Juni nach den nahegelegenen Höhen des Elburs in die Sommerquartiere zu ziehen und unter Zelten ein vornehmes Nomadenleben zu führen. Der Schah selber, als Abkömmling eines Nomadenstammes, zeigt sich der Wanderlust so wenig abhold, daß er es eigentlich ist, welcher das Zeichen zum Aufbruche giebt. Die Hofbeamten, meist zum Kadscharenstamm und zu anderen verwandten Stämmen gehörig, die europäische und asiatische vornehme Welt, ein Theil der ärmern Klasse, welche das Nomadenleben nicht vergessen kann, folgen dem Schah und retten sich in die Berge, während die anfässige Perserwelt in Teheran der Sonne und der Plage sommerlicher Hitze in der Stadt Trotz bietet und bei saurer Milch, Wassermelonen und Eis ruhig den Geschäften des gewöhnlichen Lebens obliegt.

Zu den Lustschlössern des Schah, welche zum Sommeraufenthalt dienen, gehört Kasr-e-Kadschar, das Schloß Bau steht. Durch dieses Thor gelangt man in einen, von hohen Lehmmauern eingefriedigten Garten, in dem sich Alleen von hohen, schlanken Pappeln und mächtigen Cypressen rechtwinkelig durchschneiden. An großen Wasserbecken und künstlicher Bewässerung der Gartenräume fehlt es nicht.

Sechs verschiedene Abtheilungen, jede der andern gleichend und staffelförmig über einander gestellt, bilden das Schloß. Jede besteht aus einem Achteck von durchbrochenen Arkaden, über welchen ein flacher Pfeiler von mehreren Säulen getragen wird. In dem obersten Theile, der Krone des ganzen Schlosses, befinden sich ausgezeichnete Mosaikbilder, herrliche Glasmalereien, Portraits von Persern und Europäern, die bereits einige Jahrhunderte alt sind und wahrscheinlich aus Isfahan hierher gebracht wurden. Die Täfelung der Thüren ist mit Inschriften versehen und in die Gypswände und Marmorplatten sind Stellen aus beliebten persischen und arabischen Dichtern eingemeißelt. Mehrere hohe, schlanke Säulen an der Nordseite des Schlosses stehen durch ein Röhrenwerk mit den höher gelegenen Quellen des Elbursgebirges in Verbindung und spenden aus ihren oberen Oeffnungen ein durch den Druck herausfließendes, krystallreines Wasser, das über die mit Moos bedeckten

Brücke des Allah-Werdi-Khan in Isfahan.

der Kadscharen. Beistehendes Bild (S. 360) giebt einen deutlichen Begriff davon. Herrn Major Krziz verdanken wir folgende Beschreibung desselben: „Etwa auf halbem Wege zwischen der Stadt Teheran und dem südlichen Theile des gegen 12,000 Fuß hohen Elburs-Gebirges, an dem Wege der nach den Sommerquartieren in den Bergen führt, liegt das stattliche Schloß der Kadscharen. Die Hauptfacade desselben ist nach Süden hingekehrt, und die heißen Sonnenstrahlen prallen von den weißgetünchten Mauern ab, dergestalt, daß in der Umgebung des Lustschlosses eine furchtbare Hitze herrscht. Erbauer derselben war Feth-Ali-Schah, welcher im Jahre 1798 bis 1834 über Persien regierte. Er war der Zweite aus dem Geschlechte der Kadscharen und nannte nach diesen das neue Schloß.

Aus der Ferne betrachtet, erscheint Kasr-e-Kadschar wie ein ungeheures, aus mehreren Stockwerken bestehendes Gebäude. Kommt man aber näher, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß es aus verschiedenen, terrassenförmig hinter einander stehenden Bauwerken zusammengesetzt ist. Als Baumaterial wurden gebrannte Ziegel benutzt, doch hält die Festigkeit des Baues durchaus nicht den Vergleich mit älteren persischen Bauten aus. Störend wirkt beim Anblicke das allzuleine Thor, welches mit seinem winzigen Pavillon in gar keinem Verhältnisse zu dem ungeheuren Säulen herabströmt und in sprudelnden Kaskaden weiter fortrieselt.

Von Kasr-e-Kadschar an beginnt die Landschaft allmälig zu steigen, bis an dem etwa eine deutsche Meile entfernten Elbursgebirge das Terrain mannichfach durchschnitten erscheint. Die schönsten Pfirsichplantagen und Gärten voller Nuß- und Maulbeerbäume zeigen dort in der herrlichsten Gegend eine so üppige Entwickelung, wie man sie selten an anderen Orten findet. Diese von den Teheranern hoch gepriesene Gegend, welche ihnen als Zufluchtsort vor der heißen und ungesunden Sommerluft der Stadt dient, heißt Schimeran. Dort besitzt der Schah in den herrlichsten Fruchtgärten noch mehrere Paläste, die alle während der Sommerzeit besucht werden. Am längsten verweilt der Herrscher in dem am nördlichsten gelegenen Schlosse, Niavaran, weil hier die Temperatur am kühlsten ist; in dem beschriebenen, am südlichsten gelegenen Kadscharenschlosse bringt er gewöhnlich nur zehn Tage und zwar gleich nach dem großen Frühlingsfeste zu. In der Stadt residirt der Schah vom November bis in den April oder Mai.

Die Aussicht von allen diesen Lustpalästen ist eine wunderbar schöne. Im Norden erhebt sich das Gebirge, das vom November bis in den Juli auf den Gipfeln und in den Schluchten mit großen Schneemassen bedeckt ist.

Rauschende und lärmende Wasserfälle stürzen in großer Menge zwischen den kahlen, grauen Felsen hernieder und laben die durstigen Augen der vor der Hitze geflüchteten Teheraner. Im Osten zeigt sich eine liebliche Landschaft von Törfern, zwischen denen sich kleine grüne Wälder hinziehen. Ueber ihnen erhebt der nahe an 20,000 Fuß hohe Demawend seinen schneebedeckten Gipfel. Westlich begrenzt eine Hochebene den Horizont und im Süden liegt im Vordergrunde Teheran mit seinen blinkenden Kuppeln und Moscheen. Fünf Meilen hinter Teheran erblickt man die sägezahnartigen Granitberge, welche den Anfang der großen Salzwüste bezeichnen.

Zwischen diesen und der Hauptstadt zeigt sich als grüne Oase in der Wüstenei das blühende Dorf Schah-Abdul-Azim, welches auf den Ruinen des alten Rhages, des jetzigen Rhei, erbaut ist. Die hier befindliche Moschee, in welcher mehrere Imams, Abkömmlinge des Propheten, begraben liegen, dient zugleich als Gruft für die Glieder der königlichen Familie. Die reich vergoldete Kuppel strahlt weit hinaus in die Landschaft."

* * *

Isfahan, oder nach älterer Schreibart Ispahan, bedeutet Heerlager. Wie bei den meisten asiatischen Städten ist auch der Ursprung dieser einst so großartigen Hauptstadt Persiens im Dunkel der Sage verborgen. Als Nebukadnezar im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Juden aus der Heimat nach Medien in die Verbannung überführte, soll er auch einen großen Theil dieses Volkes in die Gegend von Isfahan verpflanzt haben. In der That ist noch heutigen Tages das jüdische Element in Isfahan auffallend stark vertreten. Man braucht nur die Bazare der Stadt zu durchwandern, um alle fünf Minuten jüdischen Physiognomien, besonders sehr ärmlich gekleideten Bettlern, am häufigsten jungen Mädchen zu begegnen, welche mehr durch das Elend ihres Zustandes, als durch die siebentlich ausgesprochenen Bilten Mitleid erregen. Die Bevölkerung der Stadt war in früheren Zeiten eine ungeheure. Timur's Erscheinen zerschnitt mit scharfem Messer den kräftigen Lebensnerv Isfahans. Er befahl dort eine Pyramide aus 70,000 Menschenschädeln aufzubauen. Erst zwei Jahrhunderte später sollte für Isfahan das eigentliche Morgenroth des Glanzes und der Pracht, der Größe und des Wohlstandes aufgehen. Schah Abbas der Große nannte, erhob Isfahan zur Reichshauptstadt. Er verschönerte sie durch Bauten; Handel und Wandel wurden durch armenische Kolonien gehoben. Neben ihnen saßen englische und holländische Kompagnien in dem persischen London der damaligen Zeit, dessen Bevölkerung über eine halbe Million Seelen betrug. Im Jahre 1722 sollte indeß Isfahans Sonne völlig untergehen. Die Stadt wurde von den Afghanen erobert und Alles ging zu Grunde, was die Sefiden-Dynastie an Größe und Wohlstand in kurzer Zeit geschaffen hatte. Mit dem Eintritte der jetzt regierenden Kadscharendynastie in die persische Geschichte hörte Isfahans Bedeutung auch als Residenz auf und wurde nur eine Stadt der Erinnerung an die Vergangenheit.

Der erste Anblick ist ein über die Maßen trauriger. Statt Größe und Herrlichkeit tritt dem Reisenden eine schauerliche, menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene Häuser, Paläste und Moscheen die ehemaligen Plätze und Straßen anzeigen. Die lange Zeile der zerstörten Häuserreihen wird bisweilen durch ein von Menschen bewohntes Haus unterbrochen. Die alten Stadtthore und Pforten hängen mit ihren Spitzbögen an den zerfressenen Pfosten und die glasirten Ziegel der Ornamente sehen wie Hohn und Spott aus. Nach langem Wandern kommt der Reisende erst in belebtere, aber elende Quartiere. Zwei architektonische Eigenthümlichkeiten unterscheiden zunächst Isfahan: die Sagga-thaneh's und die Galerien der

Brücke des Hassan Abad in Isfahan.

Muezzin, zum Ausrufen der öffentlichen Gebete, welche mit chinesischen Dächern gedeckt sind. Die Sagga-thaneh's sind Trinkwasserbehälter, viereckige, mit einem Gitter umschlossene Kästen. Eine kleine Oeffnung im Gitter gestattet das Schöpfen vermittelst eines Bechers.

Die Prachtbauten, welche noch aus den Zeiten der Sefiden übrig geblieben sind, spotten aller Vergleiche; ihre Großartigkeit wirkt fast erdrückend auf den Fremden. Zu den hervorragenden Gebäuden gehört unstreitig das Schloß Tschehil-situn, das „Vielsäulige". Es erhebt sich aus der Mitte wohlgehaltener Gartenanlagen und scheint an Höhe mit den alten Platanen seiner Umgebung zu wetteifern. Man glaubt sich bei dem Anblick in ein Märchen aus Tausend und eine Nacht versetzt. Das Gebäude, halb aus kostbaren Steinen, halb aus Holz aufgeführt, besteht aus einer Freihalle von 100 Fuß Breite, die von 18 dreißig Fuß hohen, gewundenen und vergoldeten Säulen getragen wird. Aus dieser Halle gelangt man in die Bibersäle: über den Kaminen des mächtigsten derselben prangen historische Wandbilder. Auf einem derselben ist Schah Abbas, der tapfere König, mitten im Schlachtgewühl abgebildet, wie er mit seinen Persern die feindlichen Usbeken zu Boden schlägt. Auf anderen sitzt der Schah beim fröhlichen Male, Wein zechend, umgeben von seinen Verwandten, Hofleuten und

Geſandten, vom türkiſchen an bis zu dem des Großmoguls, und in der Geſellſchaft von Tänzerinnen und Sängerinnen, thronte am Hofe zu Isfahan, wenn der König, ein Diener des Koran, vor Ungläubigen Wein pokulirte! Welch eine

Kurdiſcher Reiter aus des Schah's Gefolge.

welche die Freuden des Mahls durch ihre Künſte verherrlichen. Wie ganz anders war es damals, welche Toleranz Heiterkeit erfüllte einſt dieſe Säle, in denen nun der Perſer einſam und traurig unherſchleicht! Von dieſen Gemächern

aus gelangt man durch ein heilig gehaltenes Thor nach dem schönen Königsplatze, welchen unsere Abbildung vorführt.

Dieser Meidan-e-Schah verdient seinen Namen mit vollem Recht. Er ist etwa 1000 Fuß lang, über 300 breit und von einer Mauer umfaßt, hinter welcher sich die wundervollsten Moscheen und Paläste mit ihren buntglasirten Kuppeln und Thürmen in stolzer Pracht erheben. Es sind königliche Bauten im wahren Sinne des Wortes, seenhafte Lustschlösser. Doch heute ist der einst viel besuchte Platz, dessen Bazare die ganze Mauerlänge hinliefen, öde und todt, zerfallen und wankend. Ein Plundermarkt und in der Mitte der Galgenstein, Tafht, mit seinem düsteren Mastbaume, nehmen den Platz ein, wo das alte, heitere und belebte Treiben wogte.

Zu den bemerkenswerthen Bauwerken Jsfahans gehören auch die herrlichen Brücken, welche den Fluß Zajende-rud überjochen. Der französische Reisende Chardin, welcher sie bald nach ihrer Erbauung sah, giebt folgende Schilderung. Allah-Werdi-Khan, General des großen Schah Abbas, erbaute die Brücke, welche seinen Namen trägt. Die Länge derselben beträgt 360 und die Breite 13 Schritte. Das Baumaterial besteht aus Werksteinen, mit Ausnahme der Ziegeln, welche zu Seitenmauern und Verspringen benutzt wurden. Die Mauern haben eine Dicke von 6 Fuß, eine Höhe von 14 bis 15 Fuß, und sind der ganzen Länge nach von einem Ende bis zum andern mit schwibbogenartigen Fensteröffnungen versehen, die eine Aussicht nach dem Flusse hin gestatten. Getragen wird diese Prachtbrücke von 33 Bogen, die aus einem grauen, marmorharten Steine gebaut sind. Außer Brücke des Allah-Werdi-Khan nennt man sie noch Tschulfa-Brücke, weil sie Jsfahan mit der segenannten Christenvorstadt in Verbindung setzt.

Die Brücke hat sich herrlich erhalten. An Schönheit steht ihr eine andere, die Brücke des Hassan-Abad, kaum nach. Diese führt bei dem Schlosse Hest-dest über den Fluß. Ihr Kunstbau setzt sich bis zum Grunde des Wassers fort, wo Schleusen und kaskadenartig angebrachte Wassersperren in den letzten Bögen der Brücke sich herrlich ausnehmen. Dem ganzen Plane liegt der großartigste Gedanke und eine technische Vollkommenheit zu Grunde, die man heutigen Tages in Persien vergeblich suchen dürfte.

Die Ufer des Zande-rud liegen ziemlich weit auseinander, doch ist sein Wasser nur klein; es ist dunkel und schmutzig in Folge der Benutzung durch die Baufärber und scheint am allerwenigsten, was der Name besagt, „Lebenswasser" zu sein.

Die Mormonen am Großen Salzsee.

Wir ersehen aus nordamerikanischen Blättern, daß auch im laufenden Jahre die Zahl der einwandernden Mormonen sehr beträchtlich sei. Nachdem sie an der atlantischen Küste gelandet sind, ziehen sie sofort weiter nach Westen, durch die ausgedehnten Wiesensteppen, hinweg über die Felsengebirge und die Höhen der Wahsatsch-Kette auf die Hochebene, in welcher der Große Salzsee liegt. Ihr Ziel ist jene Region, welche von den „Heiden" als Utah-Territorium bezeichnet wird. Aber die Heiligen des jüngsten Tages, d. h. die Mormonen, benennen ihr Land mit dem mystischen Namen Des-er-et, das heißt Land der Honigbiene. Dort haben die Mormonen ihr neues Zion, ihren Staat, der eine Theo-Demokratie bildet oder vermeintlich bilden soll. Wer der Präsident der Kirche der Heiligen ist, soll auch Staatsgouverneur sein, denn „er ist der Seher des Herrn und regiert kraft des prophetischen Rechtes über die Heiligen auf Erden." Nur ein mit Offenbarungen vom Himmel herab Begnadeter kann bei ihnen ein Amt bekleiden; nur ein solcher ist Jnhaber der Wahrheit, welche ein „Heide" überhaupt nicht hat und nimmermehr haben kann.

Dieses Land der Heiligen zählt gegenwärtig etwas über 80,000 Einwohner, von denen mehr als 50,000 sich zur „Lehre des Propheten" bekennen. Wir lasen in New-Yorker Berichten, daß die mormonischen Einwanderer lithographirte Portraits des Propheten Joseph Smith und seines Bruders Hyram Smith bei sich führen und dieselben mit großer Ehrfurcht betrachten. Beide Männer sind mit einem Heiligenschein umgeben und halten die Mormonenbibel in der Hand, welche den Anhängern der Sekte für die einzig und allein wahre Offenbarung Gottes gilt.

An der Entstehung des Mormonenthums sehen wir, wie leicht es ist, eine Religionssekte zu stiften; an der Verbreitung derselben, wie leichtgläubig und einfältig die großen Massen sind. Wir sehen ferner, daß selbst ein so plumper und handgreiflicher Betrug viele Menschen bis zum Fanatismus aufstacheln und bis zum Martyrium begeistern kann. Die Mormonen sind Fanatiker, und es ist ihnen völliger Ernst mit ihrem Glauben und ihrer Ueberzeugung. Sie sind fest entschlossen, Alles dafür einzusetzen. Das Leben hat für sie verhältnißmäßig geringen Werth, weil es ihnen lediglich als Vorstufe für ihren Himmel erscheint, der allen Heiligen sicher ist, während die „Heiden" von demselben ausgeschlossen bleiben. Sie halten sich für die alleinigen Jnhaber und Bekenner des ächten Christenthums und behaupten, daß lediglich bei ihnen Logik und strenge Folgerichtigkeit in Glaubenssachen und religiösen Anschauungen zu finden sei.

Nun sind sie über alle Erdtheile verbreitet, haben Missionäre von Patagonien bis nach Jsland, von China bis Algerien und selbst Marokko. Die Zahl ihrer Anhänger übersteigt eine Viertelmillion.

Aber wer war der Stifter dieser Religion? Der „heilige Mann", welchen unsere Abbildung zeigt, Joseph Smith, ein Vollblut-Yankee aus dem Staate Vermont, ein Abenteurer und Schatzgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, und zuletzt ein vom Pöbel geschlachteter Märtyrer. Man versteht die Erfolge, welche er unter seinen Landsleuten hatte, nur, wenn man sich an die sittlichen und religiösen Zustände erinnert, welche in den Yankeestaaten während der ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts herrschend waren. Gleich einer physischen Seuche hatte sich weit und breit eine religiöse Aufregung verbreitet, die von Reisepredigern mehr und mehr gesteigert wurde. Der Fanatismus hielt eine reiche Ernte, manche Tausende von Menschen verfielen in

Digitized by Google

Zuckungen und hatten Erweckungen; der Teufel und der heilige Geist, die Hölle und die Gnade spielten eine große Rolle und die Zahl der zerknirschten Sünder war Legion. Bei den ungebildeten Klassen wurzelte der Wahn fest, daß das Ende der Tage herannahe, der Welt Untergang bevorstehe. Die Auserwählten und Alle, so sich für rechtfertig erachteten, wünschten auf den Knien und mit brünstigen Gebeten den Tag herbei, an welchem sie eingehen würden ins Paradies, um zu sitzen in Abrahams Schooß; die Sünder dagegen zitterten und bebten vor Satan und dem ewigen Feuer. Tagtäglich wurden die Prophezeiungen des Jesaias und Daniel's wiederholt. Das jüngste Gericht konnte nicht mehr lang auf sich warten lassen: waren doch schon alle Anzeichen und Vorwarnungen gekommen, als da sind: Erd-

Weissagung, sagte und meinte er, wohne ihm inne; er hatte für alle möglichen Vorgänge im Leben eine Prophezeiung. Wenn eine solche ihm gebot, von dem oder jenem Manne Geld zu borgen, so bekam er späterhin eine andere, welche ihm befahl, die geliehene Summe nicht zurückzuzahlen. Eine Offenbarung schärfte ihm ein, ein Mädchen zu entführen und dasselbe wider den Willen der Eltern zu heirathen, und was dergleichen mehr ist.

Doch das Alles waren nur Kleinigkeiten, die Hauptsache sollte hinterher kommen. Denn, so sagen die Mormonen, der Herr Herr erschien dem Propheten, nicht etwa in einem fenrigen Busche, sondern in einem lichtstrahlenden Bilde, und sagte ihm, daß er das auserwählte Werkzeug sein solle, um Gottes Pläne zu verwirklichen. Und einmal

Der Mormonenprophet Joseph Smith und sein Bruder Hyrum

beben, Stürme, Seuchen, Kometen, Kriege und andere „Zeichen der Zeit". Viele Bethörte warfen ihre bürgerlichen Kleider ab, legten das schneeweiße Gewand der Reinheit an und beteten Tag und Nacht auf Bergen und Hügeln, um das jüngste Gericht würdig zu begrüßen.

Auch Joseph Smith, eines Landmanns Sohn, hatte Heimsuchungen, seitdem 1823 ein Engel ihm erschienen war, dessen Offenbarungen der junge Mensch sich zu Herzen nahm. Er hatte eine nur dürftige Schulbildung genossen, war aber ein gewandter, schlauer Gesell, so „smart" wie nur ein Yankee sein kann. Wer seinen Lebenslauf und sein ganzes Treiben näher in's Auge gefaßt hat, wird nicht daran zweifeln, daß er zugleich Betrüger und Betrogener war, und daß sich auch an ihm eine psychologische Wahrnehmung bestätigt, die man häufig genug beobachten kann. Er glaubte selber an seine Lügen und Offenbarungen. Die Gabe der

wurde seine Kammer von einem Strahlenglanz erhellt, und es erschien ihm ein Engel des Herrn, um ihn des wahren Glaubens theilhaftig zu machen, den er verbreiten solle, weil auf Erden noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestanden, habe die richtigen Satzungen verleugnet, den ewigen Bund gebrochen, den Glauben verderbt und sei deshalb von der Erde hinweggenommen worden. „Aber Du, Joseph, bist dem Herrn angenehm, und sollst sein ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's, um wiederherzustellen die Lehre, und die Kirche zu bilden aus wahren Gläubigen. Und diese Kirche wird den Herrn empfangen im tausendjährigen Reiche. Für Dich, den wahren Propheten, soll die Wahrheit aus der Erde hervorspringen; ich, der Engel, will Dich geleiten zum Hügel Cumora." —

Dieser Hügel liegt bei Palmyra im Staate Neu-York. In ihm sollte Joseph prophetische Urkunden finden über

Digitized by Google

einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Judäa fortzog und über See nach Amerika gelangte. Bevor jedoch der Auserwählte des Herrn die heiligen Urkunden fand, hatte er viel auszustehen von den Anfechtungen des Satans. Als er aber dem Erzfeinde tapfer widerstand, erschien der Engel abermals und zeigte ihm einen steinernen Kasten. In demselben lagen, als heilige Kleinode, das Schwert Laban's, ein goldenes Brustschild, zwei hellglänzende Sterne und goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden. Diese waren nach Amerika hinübergeschifft und auch zu ihnen kam Jesus, nachdem er bei Jerusalem gen Himmel gefahren, und gab ihnen das Evangelium.

Joseph Smith, nun vermittelst der Urim und Thummim zum Seher bestellt, konnte die goldenen Schriftzeichen lesen und übersetzen. Er bekehrte zuerst einen Mann, dessen Name war Cowdery. Von diesem Mormonenjohannes ließ der Prophet sich im Flusse Susquehannah in Pennsylvanien taufen, und als Pathen waren zugegen die Geister des Moses und des Elias, und der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes. Und somit war Anno 1830 die Epoche der „Neuen Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage" begründet.

Jene goldene Platte war acht Zoll breit, auf beiden Seiten mit ägyptischen Schriftzeichen bedeckt, und das Ganze bildete einen Band von nur sechs Zoll Dicke. Der Verfasser sei ein gewisser Mormon; daher der Name der Sekte. Natürlich hat kein Sterblicher, gleichviel ob Heiliger oder Heide, diese goldenen Platten gesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nicht vorhanden sind, außer in der Phantasie des Propheten und der Schafe seiner Heerde.

Aber wie entstand das „Buch Mormon"? Der Prophet gab kund und zu wissen, daß er seinerseits ein Abkömmling des Stammes Joseph sei, von welchem man auch die Indianer Amerikas ableiten müsse. Dieser Zweig von Israel, welcher auf der westlichen Erdhälfte sich unzählig vermehrte, gerieth in Zwiespalt und Streit, und es fand eine große Schlacht statt. Mormon verfaßte ein Werk über die Geschichte, Prophezeiungen und Glaubenssätze dieser amerikanischen Israeliten, und schrieb sie auf zwei Goldplatten. Diese kamen als Erbstück in Besitz seines Sohnes Moroni, welcher sie in Folge einer Eingebung Gottes in die Erde vergrub, Anno 420, auf daß in späten Tagen sie wieder aufgefunden werden möchten von dem auserwählten Werkzeuge des Herrn.

So glauben die Mormonen. Der wahre Sachverhalt ist aber folgender. Ein Mann, Namens Salomon Spaulding, der Theologie studirt und oft gepredigt hatte, war Kaufmann geworden, machte im Jahre 1809 in New-York schlechte Geschäfte und ging nach Ohio. In jener Zeit machte man sich in den Vereinigten Staaten sehr viel mit der albernen Frage zu schaffen, ob die Indianer Abkömmlinge der verlorenen und zerstreuten Stämme Israel's seien. Spaulding hatte Muße genug, über diesen Gegenstand einen Roman zu schreiben, den er, als Theolog von Handwerk, mit vielen biblischen Flosseln ausschmückte. Nach drei Jahren war das Buch fertig und bekam den Titel: „Die aufgefundene

Landschaft am Großen Salzsee.

Handschrift". Mormon und dessen Sohn Moroni, welche in Joseph Smith's Goldenem Buch eine so wichtige Rolle spielen, gehören in Spaulding's Werke zu den Hauptpersonen. Im Jahre 1812 wurde dieses letztere dem Trucker Patterson in Pittsburg übergeben, der das Manuscript unbeachtet liegen ließ, weil Spaulding inzwischen gestorben war. Als Patterson 1826 seine Augen geschlossen hatte, nahm Sidney Rigdon, Faktor in der Druckerei, das Manuscript an sich. Dieser wurde mit Smith bekannt, beide gaben das Werk als „Buch Mormon's" heraus, der Prophet erklärte es für eine Uebersetzung der goldenen Platten, und Rigdon wurde ein feuereifriger Anhänger der neuen Lehre. Als er später mit Smith in Streit gerieth, machte er die ganze Betrugsgeschichte bekannt.

Man weiß also genau, wie der Mormonismus und seine „heilige Schrift" entstand; man weiß, daß der Prophet ein Abenteurer war. Aber seine Religion zählt 150,000 Bekenner, die steif und fest an die „alleinige Wahrheit und Göttlichkeit" dieses Fabrikats glauben!

Die „Kirche" bestand anfangs nur aus dem Propheten selber, dessen Vater, zwei Brüdern und einigen wenigen Anderen, gewann aber rasch viele Anhänger unter Leuten,

Digitized by Google

welche an das tausendjährige Reich glaubten, und sandte bald Apostel aus, um alle Heiden zu lehren. Die erste, eigentlich mormonische Ortschaft war Kirtland in Ohio; dort baute Smith einen Tempel, Mühlen und Magazine, gründete eine Bank und trieb kaufmännische Geschäfte, über welche ihm aber schlechte Offenbarungen zugekommen sein müssen, denn 1837 machte er bankerott und ließ seinen Gläubigern das Nachsehen.

Ein Engel hatte ihm enthüllt, daß das eigentliche Zion, das wirkliche und wahre neue Jerusalem, weiter nach Westen hin, im Staate Missouri, liege und zwar in Jackson County. Dort war, wie Joseph verkündete, das Paradies und dort wurde Adam geschaffen; er, der Prophet, sah mit eigenen Augen den Altar, auf welchem der erste Mensch dem Herrn sein Opfer darbrachte, und er legte den Grundstein zum Tempel genau auf derselben Stelle, an welcher Adam seinen Kindern den Segen ertheilt hat!

Die Heiden wollten aber an das Alles nicht glauben, sondern vertrieben den Propheten aus „Zion in Eden". Joseph ging bösen Tagen entgegen. In Ohio hatten seine Gläubiger ihn einst bestehlen und getheert; jetzt mußte er mit seinen Heiligen flüchten. Man sagte, sie seien ausgetreten nun ein Freund und Vertrauter des Propheten, Brigham Young, der noch heute als „Seher" großen Einfluß übt.

Die Mormonen sandten Vorläufer über die Prairien und über das Felsengebirge, um eine Stätte zu suchen, wo endlich ihres Bleibens sei. Das Volk in Masse wanderte hinterher, schlug unterwegs fliegende Dörfer auf und baute Korn. Der Winter war hart und die Zelte gewährten gegen den bittern Frost keinen Schutz. Späterhin richtete die Cholera große Verwüstungen an. Aber die 143 Bahnbrecher hatten weit im Westen eine Wüstenei mit grünen Oasen gefunden und flugs den Boden bestellt, damit das Volk Getreide finde. Am 24. Juli 1847 traf der Seher Brigham Young am Großen Salzsee ein, und noch ehe das Jahr seinen Kreislauf vollendete, hatten sich mehr als sechstausend Heilige aus aller Welt im obercalifornischen Binnenbecken zusammen gefunden. Die Felder wurden „dem Herrn geweiht", und man baute eine Burg zum Schutze gegen die Indianer. Aber die Prüfungen waren noch nicht zu Ende: eine Hungersnoth brach herein und im folgenden Sommer wurde die Ernte von schwarzen Heuschrecken bedroht. Indeß die Rettung blieb nicht aus, denn

An den Ufern des Utah-Sees.

schließlich und hochmüthig, nahmen es mit dem Eigenthum Anderer nicht genau, hätten Vielweiberei und strebten nach Alleinherrschaft in Missouri. Hierin ist Falsches mit Wahrem gemischt; aber gleichviel, die Mormonen mußten abziehen und gingen 1839 nach dem Staat Illinois, wo sie 1842 am Ufer des Mississippi die Stadt Nauvoo, d. h. in der Mormonensprache die schöne, gründeten und in derselben einen Tempel bauten. Der Prophet hielt seine Heiligen zu Uebungen im Waffendienst an und erklärte im Jahre 1843, daß er der geeignete Mann sei, die Stelle eines Präsidenten der Vereinigten Staaten zu bekleiden. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Auch in Illinois wollten die Heiden von den Mormonen nichts wissen, und die Reibungen nahmen kein Ende. Die Leute fingen den Propheten ein und warfen ihn sammt seinem Bruder, den Patriarchen Hyram Smith, zu Karthage in's Gefängniß, fintenalen er ein Hochverräther sei. Noch bevor Joseph sich vertheidigen konnte, erstürmte ein Volkshaufen den Kerker und der Prophet fiel als ein Opfer des Meuchelmordes. Dasselbe Schicksal wurde seinem Bruder zu Theil.

Auf solche Art bekam die neue Kirche ihre ersten Märtyrer, und die Geschichte der Leiden, welche sie nach manches Jahr hindurch zu bestehen hatte, ist lang, aber in mancher Beziehung ruhmreich. An die Spitze der Heiligen von den Inseln des Großen Salzsees kamen Scharen von Möven herangezogen und vertilgten die „Grasshoppers".

Das große Binnenbecken war von der übrigen Welt gleichsam abgeschlossen und ist im Norden wie im Süden durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen getrennt. Seine Gewässer haben nirgends einen Abfluß zum Meer. Im Allgemeinen trägt es den Charakter einer dürren Wüste, aber manche Strecken sind fruchtbar, besonders jene, welche bewässert werden können. Charakteristisch für das Becken sind: der Große Salzsee, der Jordanfluß und der süße Utahsee, welche mit einander in Verbindung stehen.

Seitdem die Mormonen dort sich niedergelassen, wurde in Californien Gold entdeckt, und jetzt geht der Karawanenzug von und nach jenem Lande durch das „Territorium Utah". Die „Heiligen" haben dasselbe in einen Garten verwandelt, soweit die Beschaffenheit des Bodens es erlaubt. Der Census von 1860 ergab für den Werth der liegenden und fahrenden Habe einen Werth von 5,596,118 Dollars; keine einzige Gemeinde ist ohne Schule.

Eigentlich sollen bei den Mormonen Staat und Kirche zusammen fallen, und so lange Brigham Young Gouverneur des Gebietes war, ist das auch der Fall gewesen. Aber in den Territorien wird der oberste Beamte von der Bundesregierung zu Washington ernannt, und diese hat die höchste

Digitized by Google

Staatswürde einem „Heiden“ übertragen, so daß ein den Heiligen höchst unwillkommener Zwiespalt herrscht, welchem sie gern ein Ende machen möchten. Im Frühjahr 1862 wählte die Legislatur des Gebiets Bevollmächtigte, welche eine Staatsverfassung entwarfen, die auch sofort genehmigt wurde. Diese „Konstitution für den Staat Deseret“ wurde der Bundesregierung eingereicht; der Kongreß in Washington übergab sie einem Ausschusse, der sich aber weiter nicht mit ihr bemühte. Der Congreß beantwortete das Verlangen der Mormonen, als Staat in die Union zugelassen zu werden, mit einem Gesetze: „zu bestrafen und zu verhindern die Polygamie in den Gebieten der Vereinigten Staaten und anderwärts“; dasselbe mißbilligte und erklärte für ungiltig gewisse Akte der legislativen Versammlung des Territoriums Utah. Demgemäß soll, wer sich der Bigamie schuldig macht, mit 500 Dollars und fünf Jahren Gefängniß bestraft werden. Keine Körperschaft zu geistlichen oder mildthätigen Zwecken in Utah soll mehr als 50,000 Dollars besitzen dürfen. Was sie mehr hat, ist dem Fiskus der Vereinigten Staaten verfallen.

Der Washingtoner Kongreß hat damit ein durchaus der Bundesverfassung widerstrebendes Gesetz gegeben; er hat gar kein Recht, sich in die religiösen Angelegenheiten der Mormonen zu mischen. Bekanntlich ist die Polygamie bei den Mormonen eine religiöse Einrichtung: man müsse, sagen sie, so viele Frauen nehmen als man unterhalten könne, „um ein heiliges Hauswesen zu haben für den Dienst des Herrn und ein heiliges Volk zu zeugen für das Reich Gottes“. Sie berufen sich auf eine Stelle im Propheten Jesaias, und halten die von diesem jüdischen Seher verkündete Zeit für nahe, „da sieben Weiber sich am Kleidersaume eines Mannes halten und sagen: wir wollen unser eigen Brod essen, aber Du, laß uns nach Deinem Namen genannt sein“. Auch berufen sie sich auf das Beispiel Gott wohlgefälliger Patriarchen und Könige, als da sind Jakob, David, Salomo ꝛc.

Die Mormonen sind eben Schwärmer und schwimmen gleichsam in einem Labyrinthe wüster Glaubensfätze. Es ist so Vieles in und an ihnen, was unseren europäischen Begriffen zuwider ist; gewiß bleibt aber, daß der Kongreß der Yankee-Union sich eines rechtswidrigen Uebergriffes und einer Ungesetzlichkeit schuldig machte, als er die Polygamie verbot. Er ist dazu verfassungsmäßig gar nicht befugt, eben so wenig zu einem Gesetz über den Betrug, bis zu welchem eine Körperschaft Vermögen besitzen soll. Die Mormonen haben Recht, wenn sie jenes Gesetz als platterdings unverbindlich für sich erklären. Es ist auch schon deshalb eine unkluge Maßregel, weil es gar nicht erzwungen werden kann.

Selbst ein offener Krieg würde zu keinem Ziele führen. Im Jahre 1857 wollte die Union einen solchen beginnen, wagte es aber nicht, erlitt Demüthigungen und suchte nach einer Ausgleichung. Die Schwärmer wollen die Vielweiberei nicht fahren lassen. Damals sagte ein Landvermesser: „Wenn der Kampf ausbricht, müssen wir sehr wünschen, daß sich unter den Mormonen kein Andreas Hofer und keine Tyroler finden, denn sonst ist ihr Land uneinnehmbar. Die Heiligen haben an 20,000 streitbare, in Waffen geübte Männer, und wohl eben so viele Indianer zu Bundesgenossen“. Sie glauben ohnehin, daß ihnen Unrecht geschehe, und eine allgemeine Verschwörung der Heiden darauf abziele, sie auszurotten.

Der Yankee-Union gegenüber sind die Mormonen verfassungsmäßig im Rechte, sie haben den Buchstaben der Verfassung für sich. Aber es erscheint als ein tragisches Geschick für diese wunderlichen Heiligen, daß überhaupt unter oder neben anderen Völkern für sie kein Raum ist. Ungeführt können sie ihr Ideal nur etwa auf einer Eilandgruppe in der Südsee verwirklichen, sonst aber wird man aller Orten in feindliche Berührung mit den Heiligen kommen!

Die ungarischen Ruthenen.

Die ruthenische Nationalität und ihre Stellung. — Ihr Gebiet in Ungarn. — Die Werchowiner, ein Hirtenvolk. — Familienleben. — Bambergladne. Hirtenköte. Dudelsack. Butter und Hayen. — Sitten und Kleidertracht. — Wohnungen — Die Dolischanen und die slowakisirten Ruthenen. — Ruthenisirte Goralen.

Zu den vielen Nationalitäten, welche bisher unbeachtet blieben, in neuerer Zeit aber gleichsam in die Erscheinung traten, gehören auch die österreichischen Ruthenen. Die kaiserliche Regierung, welche aus politischen Gründen den exclusiven nationalen Bestrebungen einiger Völker, z. B. der Magyaren, in ihrem großen, vielsprachigen Gebiet entgegen tritt, befolgt den Ruthenen gegenüber andere Grundsätze. Die Ruthenen halten zu Oesterreich, weil in mehr als einer Hinsicht die Interessen der ruthenischen Nationalität mit denen des österreichischen Gesammtstaates zusammenfallen. So hat man denn in den letzten Jahren gesehen, daß im Wiener Abgeordnetenhaus die vom Bischofe Litwinowicz und mehreren Geistlichen geführten ruthenischen Bauern mit den Deutschen im Bunde gegen die ihnen stammverwandten, aber kirchlich geschiedenen Tschechen und Polen stimmten. Und daran haben sie ganz recht gethan und sind entweder einem klugen Instinkt oder einer verständigen Berechnung gefolgt.

Die alte, tief eingewurzelte Feindschaft der Ruthenen gegen ihre Nachbarn, die Polen, trug hierzu nicht wenig bei; denn unter der polnischen Herrschaft hatten die Ruthenen oder Russinen geradezu eine wahre Leidensgeschichte durchlebt; der polnische Adel drückte schwer auf sie, die wie ein erobertes Volk behandelt wurden. Die Bestrebungen polnischer Jesuiten, sie von ihrer griechisch-orthodoxen Kirche abzuziehen und der römisch-katholischen in die Arme zu zwingen, erregten tiefen Haß. Dieser machte sich auch im gallizischen Bauernaufstande, 1846, Luft, in welchem polnische Edelleute zu Hunderten von ruthenischen Bauern todtgeschlagen wurden. Nach dem Prager Slavenkongresse schrieben die Ruthenen den Polen einen förmlichen Absagebrief.

Die Zahl der Ruthenen, Russinen oder Kleinrussen im österreichischen Kaiserstaate beläuft sich auf 2,950,000 Seelen. Von diesen leben die meisten in Gallizien und der Bukowina, gegen 500,000 aber in Ungarn. Diese nun, welche wir heute im Auge behalten, sind jüngst von Prof. H. J. Biedermann geschildert worden. Er liefert mit seinem Buch einen interessanten Beitrag zur Kunde der Nationalitäten in Oesterreich.*)

Den größten Theil der Bevölkerung bilden diese Ruthenen in den Komitaten Marmarosch, Zemplin, Bereg, Ung und Saros

*) Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte. Innsbruck 1862. 140 S.

Digitized by Google

sprich Scharosch). Hier wohnen sie längs der galizischen Grenze auf einem etwa vierzig Meilen langen und zwei bis acht Meilen breiten Landstriche dicht bei einander und im Zusammensange mit ihren galizischen Stammgenossen. Im Süden des Ungbre und Zemplíner, so wie im Szathmarer, Ugocsaer und Abauj-Tornaer Komitate sind die Ruthenen stark mit Magyaren, im Süden des Saroser Komitates und in der Zips stark mit Slowaken untermischt. Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir sie in diesen Wohnsitzen. Das Ruthenengebiet begreift also mit einigen Ausnahmen alles Land in sich, welches im Norden vom Kamme des ungarischen Waldgebirges, im Osten und Westen von den östlichen und westlichen Ausläufern dieses Gebirges und im Süden von der Theiß, so weit diese die westliche Richtung einhält, umschlossen wird. Mit Hinzurechnung der fremdartigen Enklaven beträgt die Größe des Gebietes 380, ohne dieselben 340 Geviertmeilen.

Den Norden dieses Gebiets nimmt das einförmige, zwischen Galizien und Ungarn sich hinziehende ungarische Waldgebirge ein; es erhebt sich zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß und wird im Westen von der Tatra (8354'), im Osten vom Pietrosz (6378') begrenzt, die so gleichsam als zwei Eckpfeiler des Ruthenengebietes dastehen. Südlich von dem Gebirge beginnt die Ebene; sie wird von zahlreichen Flüssen, welche der Theiß zueilen, so wie von vielen Sümpfen durchzogen. Durch diese Beschaffenheit des Ruthenengebiets erklärt sich auch die sehr verschiedenartige Fruchtbarkeit des Bodens, des Klimas und der Naturprodukte. Wiesen, Weiden, Ackerschläge, Rohrdickspaldäer und mit den verschiedensten Getreidearten bestandener Boden wechseln mit einander ab. Das Mineralreich ist durch werthvolle Erze, namentlich Eisensteine, stark vertreten.

Die ungarischen Ruthenen bilden in ethnographischer Beziehung kein gleichartiges Volk, da sich unter ihnen drei Hauptgruppen unterscheiden lassen. Die unmittelbar an Galizien angrenzenden Ruthenen, namentlich die in den gebirgigen Theilen der Komitate Marmarosch, Bereg und Ungh wohnenden, nennt man Berchowinaer, Bergbewohner, im Gegensatz zu den Dolischnianen, Thalbewohnern, welche die mehr flachen Gegenden der genannten Komitate und Theile des Szathmarer, Ugocsaer und Szabolcser Komitates einnehmen. Als dritte Gruppe sind die mehr oder minder slowakisirten Ruthenen in den Komitaten Zemplin, Saros, Abauj und Zips zu betrachten, denen als Ableger auch die ruthenischen Kolonien in den übrigen Theilen Ungarns beizuzählen sind.

Die Berchowinaer sind unter den Ruthenen Ungarns diejenigen, welche den ursprünglichen Typus eines kräftigen Hirtenvolkes bis auf den heutigen Tag am reinsten bewahrt haben. Sie zeichnen sich im Bergleich zu den übrigen, meist schwächlichen Ruthenen durch breite, gehobene Brust, größere Stämmigkeit des Leibes, starke Muskeln und durch eine oft imponirende Gestalt aus. Das Antlitz der Männer gefällt, wenn im Profil betrachtet, ist aber gerade nicht schön zu nennen, denn es wird durch die ungewöhnliche Breite des Stirnbeins, durch das starke Hervortreten der Jochbeine und die markirten Kaumuskeln entstellt. Den weitgeschlitzten Mund umrahmen dünne Lippen; das schen blickende, meist graue Auge ist von buschigen Brauen überdeckt; die Gesichtsfarbe ist frisch, doch gerade nicht gesund zu nennen; das Mienenspiel matt und abgestumpft. Weit hübscher sind die Frauen, zu deren Reizen anmuthige Beleibtheit, ein zierlich gerundetes Gesicht, ein kleiner Fuß und feuriges Auge gehören. Doch altern sie sehr rasch. Die vorherrschende Farbe des Haars ist bei beiden Geschlechtern die braune; oft spielt es in's Röthliche und namentlich hat der Bart oft diese Farbe. Unter den Kindern findet man viel flachshaarige Blondköpfe.

Der Berchowinaer ist im Allgemeinen gutmüthig, folgsam und dienstfertig, doch unzuverlässig. Er arbeitet gern, wenn ihm die Aussicht auf baldigen und sichern Lohn winkt und die Anstrengung nicht lange währt. Im entgegengesetzten Falle läßt er muthlos und widerwillig die Hände sinken und erwartet von den Fügungen des Schicksals sein Heil. Droht dagegen seinem Leben oder Eigenthum Gefahr, dann rafft er sich leicht zu energischem Widerstand empor und offenbart dann einen an Tollkühnheit grenzenden Muth. Das in den letzten Sthen Gesagte läßt sich mit einigen Abänderungen auch auf die meisten übrigen Slawischen Völkerschaften anwenden.

Die Lieblingsbeschäftigung der Berchowinaer ist die Viehzucht, die, gleich dem Viehhandel, ziemlich schwunghaft betrieben wird. Obgleich große Talente und geistige Befähigung bei diesem Volke nicht fehlen und einzelne Autodidakten Erspießliches leisteten, so kann doch von einer geistigen Bildung bis jetzt gar keine Rede sein; die Mehrzahl der Bewohner in der Berchowina kann weder lesen noch schreiben. Nur den Söhnen der Popen und einzelnen Bevorrechteten erschließen sich höhere Schulanstalten.

In moralischer Hinsicht sind der maaßlose Hang zum übermäßigen Branntweingenuß und die oft gehörte Hinterlist als Laster; dagegen die Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, die Achtung vor fremden Eigenthum und die Dienstfertigkeit als Tugenden hervorzuheben. Mit der Branntweinflasche in der Hand kann man den Berchowinaer zu den ärgsten Thorheiten und selbst — zu angestrengten Arbeiten bewegen.

Groß, ja wahrhaft rührend ist die Achtung vor dem Greisenalter und die Liebe zu Eltern und Verwandten. Häufig findet man drei bis vier durch gemeinsamen Ursprung mit einander verbundene Familien in einer armseligen Hütte vergnügt zusammenlebend und von einem ächt patriarchalischen Geiste beseelt. Das Haupt der Familie führt das Regiment mit absoluter Gewalt. Nach seinem Ableben treunen sich die Söhne in der Regel nicht, sondern bewirthschaften gemeinschaftlich den ungetheilten Nachlaß. Handelt es sich um die Verheirathung eines Mädchens, so wählten dessen Eltern den Bräutigam und stoßen dabei nur selten auf Widerspruch von Seiten der Braut, die freilich noch oft im kindlichen Alter steht.

Berchowinaer Bauern, die im nüchternen Zustande auf der Straße sich begegnen, grüßen sich mit einer Verbeugung, die dem Fremden ein Lächeln ablockt. Mit der Rechten fühlen sie den Hut oder die Mütze, während sie mit der Linken das zerzauste Kopfhaar ordnen; dann nehmen sie sich wechselseitig bei der Hand, und während sie diese schütteln, sprechen sie gedehnt den seltsamen Gruß: Daj Boże! Gebe Gott! An Sonn- und hohen Festtagen küssen sie sich wie Verliebte auf die Wangen oder auf die Stirne. Junge Weiber und Mädchen küssen älteren Frauen sogar oft demüthig die Hände und werden von diesen wieder auf's zärtlichste geliebkost und mit Segenssprüchen belohnt.

Zum Stehlen nimmt der Berchowinaer nur dann seine Zuflucht, wenn die Qual des Hungers ihn dazu treibt. Der beste Beweis dafür ist der gänzliche Mangel an Verkehrungen gegen Diebstähle und räuberische Einbrüche in den Gemeinden der Berchowina. Die Zäune, von welchen hier und da ein vereinzelter Bauernhof umgeben ist, bezwecken nicht den Schutz vor Dieben, sondern sind nur zur Abhaltung des zudringlichen Viehes errichtet.

In religiöser Beziehung folgt die Bevölkerung der Berchowina blindlings den ererbten Vorschriften des alten Glaubens oder jenen theilweise gefälschten Ueberlieferungen, die sie in ihrer Unwissenheit für solche halten. So groß auch die Achtung vor den Priestern im Allgemeinen ist, diesen Traditionen dürfen sie ohne Gefahr für ihr Ansehen nicht entgegentreten. Es hat sich schon der Fall ereignet, daß die ganze Gemeinde in lauten Unwillen und Schmähungen gegen den Priester sich ausließ, weil er es gewagt hatte, von Alters her in der Kirche befindliche obscöne Bilder zu entfernen. Denn die Berchowinaer halten, gleich den gemeinen Russen, ein Kirchengemälde um so höher in Ehren, je mehr es durch Jahrhunderte alten Staub gebräunt ist.

Unter den abergläubigen Vorstellungen ist der gräßlichste der

Digitized by Google

Glaube an Bampyre, an blutsaugende Gespenster, welche zur Nachtzeit umherirren und bald diesen, bald jenen Menschen anfallen und tödten. In früherer Zeit war es etwas ganz gewöhnliches, daß Leute, die bei Lebzeiten im Rufe der Hexerei standen, nach ihrem Tode für Bampyre gehalten wurden, die man nur dadurch unschädlich zu machen glaubte, daß man ihre Leichname ausgrub, zerstückte und verbrannte. Noch im Jahre 1817 geschahen Leichenschändungen, trotz allen Einsprüchen der Geistlichkeit.*)

Manche eigenthümliche Charakterzüge und Volkssitten der Werchowinaer lassen sich bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festen beobachten. Als größtes Fest gilt ihnen aber Ostern, Pascha, wie überhaupt allen Völkern, die sich zur griechischen Kirche bekennen.

Der Lieblingstanz der Werchowinaer Ruthenen ist die Kolomajka, ein Rundtanz, bei welchem der Mann die Arme an die Hüfte stemmt und die Füße auf alle mögliche Art und Weise hin- und herschlendert; die Tänzerin verwendet kein Auge von ihm und trippelt herum. Will der Mann, daß die Tänzerin sich drehe, so schreit er ein- oder zweimal auf und klatscht in die Hände. Hierauf umarmt er sie am Halse und beide schwanken vor- und rückwärts. Nie tanzen mehrere Paare zugleich in des Tanzreihens Mitte; sondern es machen die schon im Tanze begriffenen stets jenem Paare Platz, das sich drehen will.

Zu den Belustigungen des Werchowinaers gehört auch das Blasen der Hirtenflöte und des Dudelsacks. In früheren Zeiten, noch bis in das 17. Jahrhundert hinein, war die Bandura, eine Art Leier, das Lieblingsinstrument, welches zur Begleitung der Volkslieder von Blinden gespielt wurde. Bei seiner Kirchweih durfte solch ein Blinder fehlen; gierig lauschte das Volk den klangvollen Erzählungen, die bald zur Trauer stimmten, bald den Frohsinn wachriefen und noch lange, nachdem sie verklungen waren, im Gemüthe des Werchowinaers haften blieben.

Die Nahrung des Gebirgsruthenen besteht in einem aus Hafer bereiteten ungesäuerten Brotkuchen, „Ocrypka“, und aus einem „Tschir“ genannten Haferbrei. In den südlichen Theilen der Werchowina tritt an die Stelle des Haferbreis ein anderer aus Maismehl bereiteter. Von Gemüsen genießt man mit Vorliebe rothe Rüben, Kohl, Bohnen und Kürbisse. Fleisch wird höchstens zu Ostern und Weihnachten genossen. Butter ist trotz der starken Viehzucht eine große Seltenheit, weil jede Frau, die sich mit Buttern abgeben würde, als Hexe ausgeschrieen wird. Zu dieser magern Kost gesellt sich als Reizmittel der im Uebermaße genossene Branntwein.

Ein recht unvortheilhaftes Bild gewähren dem Fremden die Wohnungen der Werchowinaer; sie sind eng, düster und unrein. Durch die mitunter kaum faustgroßen und nirgends über einen Quadratschuh haltenden Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertreten, dringt weder Luft noch Licht genug ein. Wenn trotzdem die Leute rüstig aussehen, so ist dies nur ihrem guten Naturell und der vorwiegenden Beschäftigung im Freien zuzuschreiben. Die Bauernhäuser an sich sind indessen ziemlich groß, da sie oft drei bis vier Zwiege derselben Familie, mithin 20 bis 30 Menschen, mit Obdach zu versehen haben. Die Wände des Hauses bestehen aus in der Mitte gespaltenen Tannenbäumen oder Buchen, die weder außen noch innen verputzen werden, sondern lustlos aneinander gefügt sind. Die Ritzen werden mit Moos verstopft, um das Eindringen des Windes und der Kälte zu verhindern. Tritt man durch das kleine Hausthor in's Innere, so gelangt man zuerst in eine breite Vorhalle, wo allerlei Wirthschaftsgeräthe stehen. Von hier führt eine Thür in die Wohnstube, an deren südlicher Wand man drei bis vier kleine Lichtlöcher gewahrt. Ueber dem Backofen ist in der Decke ein Rauchloch. In einem Winkel der Stube steht ein ungehobelter Tisch aus Eschen- oder Ahornholz; an den Wänden ringsum befinden sich Sitzbänke. Außerdem erblickt man in diesem Gemach ebenso viele Bettstellen als Familien im Hause wohnen, und zwar sehr breite Betten, da jedes für eine ganze Familie dient. Ueber diesen Lagerstätten hängt von der Wand herab eine Wiege für das kleinste Kind, die von der Mutter in Bewegung gesetzt werden kann, ohne daß sie sich zur Nachtzeit vom Lager zu erheben braucht. Das älteste Glied der Hausgenossenschaft hat seinen Ruheplatz auf der Decke des Backofens. In den Abendstunden erleuchtet statt der Kerzen eine Holzfackel das Zimmer; vom jüngsten Familiengliede wird deren Bedienung besorgt. Einen Schornstein sieht es in den ruthenischen Bauernhäusern nicht, der Rauch dringt mühsam durch ein Loch in der Decke in's Freie. Infolge dessen ist das ganze Wohnzimmer mit all seinen Einrichtungsstücken von einer dicken Rußkruste überzogen; im Winter finden dann noch Krautfässer und das Vieh in derselben Stube ihr Unterkommen, und nun entwickelt sich ein Gestank, der die ohnehin unreine Luft mehrfach verpestet. Die Wohnungen der galizischen Ruthenen bieten denselben Anblick dar.

Die gewöhnliche Kleidung des Werchowinaers besteht in einem kurzen leinenen Hemd ohne Kragen, das vorn auf der Brust von einem messingenen Knopfe zusammengehalten wird. Darüber zieht er eine Jacke aus Schafspelz an, in welche bunte Blumen aus Leder eingenäht sind. Die Beine werden im Sommer mit einer Leinwandhose bedeckt, an deren Stelle im Winter ein eng anliegendes, wollenes Beinkleid tritt, das oben weiß, vom Knie abwärts aber braun ist. Zur Befestigung der Hosen dient ein schmaler Lederriemen, der mit Messingplatten ausgelegt ist und über welchem noch ein breiter Gürtel aus rothem Zuchten getragen wird. Dieser Gürtel dient als Tasche für Geld und Urkunden, ähnlich wie bei uns in Deutschland Fleischer und Viehhändler ihre „Kapen“ noch benutzen. Zieht der Ruthene zur Feldarbeit aus, so begleitet ihn stets eine breite Ledertasche, worin sich seine Tabakspfeife, eine Schlafhaube, eine Schachtel mit Fett zum Schmieren des Kopfhaares, ein Schnappmesser, Brot und allerlei Schnüre und Bänder befinden. Ueber die ganze Kleidung wird die Schuba geworfen, ein ärmelloser, zottiger Mantel aus graubrauner Wolle. Zuweilen tritt an seine Stelle im Winter ein Schafspelz. Den Kopf bedeckt im Sommer ein schwarzer Filzhut mit mäßiger Krempe, im Winter eine tief bis über die Ohren gehende Pelzmütze. Die Fußbekleidung bilden schafslederne Schnürstiefeln, postoly oder botschkory. Im Sommer führt der Werchowinaer, mag er nun im Walde, auf der Weide oder im Felde zu thun haben, stets entweder ein Handbeil oder eine Flöte oder die Hirtenpfeife mit sich.

Weit geschmackvoller ist die weibliche Kleidung. Der Hauptheil derselben ist ein knapp anliegendes Mieder mit geschlossenen oder offenen Aermeln. Die Oberärmel stimmen mit dem Mieder in der Farbe überein; doch werden an ihnen schon Aenderungen angebracht, die von den Walachen entlehnt sind, wohin namentlich die schottisch-karrirten Tuchpelzeinsätze hinten und vorn gehören. Zur Nationaltracht gehören auch schwarze Bortschker, welche mit einem bunten Saum eingefaßt sind. Viel Aufwand treibt man mit dem haubenartigen, hoch nach den Gegenden sehr verschiedenen Kopfputz. Ueber den Rücken herabwallende Bänder fehlen dabei eine Hauptrolle. In den südlicheren Gegenden des Ruthenengebiets gilt es für unanständig, wenn ein verheirathetes Weib seine Haare in Zöpfe flicht und diese herabhängen läßt; im Norden ist dies nicht der Fall. Eine große Rolle spielt der Halsschmuck. Monisse oder Lejelka: blanke Silber- und Kupfermünzen, falsche Perlen, flimmernde Steinchen, Messingringe und derlei Sachen werden auf Schnüre gezogen und in acht bis zehn Reihen über einander um den Hals getragen. An der galizischen Grenze scheiden sich die Weiber das Haar in zwei Hälften, aus deren jeder ein stattlicher Zopf geflochten wird, der in eine Quaste endigt. Beide Geflechte werden auf dem Rücken zusammengestenzen und hängen so herab. In den südlicheren Gegenden trägt man Haarrollen über jedem Ohr und hinten einen Zopf, welcher in drei

*) Der Glaube an Bampyre ist bei den slawischen Völkern weit verbreitet. Er findet sich noch in den germanisirten Wendendörfern im nordöstlichen Hannover; auch hier kamen vor nicht langer Zeit auf diesem Grunde noch Leichenschändungen vor.

Digitized by Google

Zipfel ausläuft. Die Fußbekleidung ist wie bei den Männern, nur an Sonntagen werden von den Ruthenerinnen rothe Schnabelschuhe getragen.

Bezüglich der Sprache unterscheiden sich die Berchowinaer von den Dolischnianen durch den Gebrauch des Wörtchens „schicho" statt des in den Ebenen gebräuchlicheren scho, was? Ferner durch den Gebrauch des i statt des o in einsilbigen Wörtern, gerade wie ihre Verwandten in Galizien und in Kleinrußland; sie sagen also statt kön (Pferd), boh (Gott), hrob (Grab): kin, bih, hrib.

Die Dolischnianen sind unter den Ruthenen Ungarns unstreitig der schönste, wenn auch nicht der kräftigste Menschenschlag. Viele unter ihnen erreichen eine ungewöhnliche Höhe, und Leute, die eine Klafter messen, sind keine Seltenheit. Er ist erregbarer, schlüssicher und unternehmender als der Hochländer, doch auch zorniger, empfindsamer und servoiler. Neben der Viehzucht treibt er Ackerbau und hier und da auch ein Gewerbe. Das mildere Klima, in dem er lebt, und die größere Fruchtbarkeit des Bodens gestatten ihm sich besser zu nähren, als es der Berchowinaer vermag. Er genießt Speck und Fleisch und statt des Schnapses Wein. In Anschung seiner Tracht und in der Bauart der Häuser hat er viel Magyarisches angenommen. Die Satzen (weite Hosen) und der Filzhut sind ganz magyarisch; die Wohnungen lustiger, sauberer als die der Hochländer.

Was die Denkungsart und Moralität der Dolischnianen betrifft, so sind sie weit mehr zu Excessen geneigt, minder gewissenhaft und minder religiös als ihre Brüder im Gebirge. Diebshöhle, Raufhändel und Injurien sind unter ihnen keine seltene Erscheinung.

Die slowakisirten Ruthenen bilden den Uebergang zu den stammverwandten Slowaken. Sie sind ein Gemisch einheimischer und zugewanderter Slaven und haben dort, wo sie mit den Magyaren zusammengrenzen, auch von diesen Manches in sich aufgenommen. Doch überwiegt noch das ruthenische Element. In physischer und moralischer Beziehung stehen sie unter den Ruthenen Ungarns am tiefsten. Ihr Knochenbau ist wenig entwickelt; ihre Muskulatur schlaff, die Gesichtsfarbe meistens fahl, die Beine sind verkümmert. Dazu kommen bei dem weibischen Geschlechte häufige Verschiebungen des Beckens und andere äußerlich minder wahrnehmbare Gebrechen. Das Aussehen dieser Leute macht beinahe einen widerlichen Eindruck. Denn der oft selbst bei zwanzigjährigen Männern nicht einmal die Höhe von fünf Fuß erreichende Körper ist in der Regel aufgedunsen, gleich als litte er an Wassersucht, oder er ist bis zum Skelett abgemagert um ihr höchsten Grade hinfällig. Unter zwanzigen ist nur einer zum Soldatendienst tauglich. Das kartiose, hagere Gesicht, der stiere Blick, der schleppende Gang, die schlotternden Gliedmaßen verrathen Elend und eine diesem sich muthlos beugende Ergebung. Den Formen der Frauen fehlt es ganz und gar an Rundung; der Oberleib ist kurz und gedrungen; die Brust tritt kaum hervor. Die Geschlechtsreife tritt spät ein und die Fruchtbarkeit endet schon wieder mit dem dreißigsten Jahre.

So lange nicht die äußerste Gefahr einer Hungersnoth droht, legen diese Ruthenen nie ernstlich Hand an eine irgend eine Arbeit. Verschlagenheit, Boshaftigkeit und Schadenfreude kennzeichnen ihren Charakter. Diebstähle, boshafte Beschädigungen fremden Eigenthums, Brandlegungen, Ehrenbeleidigungen und körperliche Verletzungen sind unter ihnen häufig. Im halbnüchternen Zustande fühlen sie sich am wohlsten; der Branntwein spielt eine große Rolle. Ihre religiösen Regungen arten in schwärmerische Bigotterie aus; beschwerliche Wallfahrten und asketische Bußübungen sind ihnen Bedürfniß. Dabei huldigen sie dem bäumlichen Aberglauben; Wahrsager und Wettermacher stehen im höchsten Ansehen. Bei andauernder Dürre pflegt man die Frauen zum Baden zu nöthigen und sie im Falle der Weigerung gewaltsam in's Wasser zu tauchen, damit sich zeige, welche unter ihnen die Hexe sei, auf deren Rechnung die Dürre geschrieben werden muß. Wohnung und Kost gleicht der des Berchowinaers; das Hauptgericht sind die Pyrohy, d. h. mit Kartoffeln gefüllter Strudel aus Hafermehl.

Ihre Sprache ist slowakisch, jedoch mit ruthenischer Färbung. Zum Unterschiede von den eigentlichen Slowaken werden sie Tschotaken genannt, weil sie das slowakische Wörtchen co, was wie „tscho" ausgesprochen. Andere nennt man Sotaken, weil sie das gebachte co wie „so" sprechen.

Es sind hier noch die ruthenisirten Goralen zu erwähnen, welche in geringer Anzahl die Zips bewohnen. Sie zeichnen sich durch Unternehmungsgeist, körperliche Behendigkeit und Munterweg aus. Man findet unter ihnen Männer, die als Hausirer halb Europa durchwandert und sich umfassende Kenntnisse erworben haben. Sie halten viel auf Schulbildung und seben es gern, wenn ihre Kinder im Rechnen und Schreiben Fortschritte machen. Doch sind sie verschmitzt, habgierig und unehrlich.

Die Kleidung besteht in einem langen braunen Oberrocke, der am Rande mit hellfarbigen Tuchstreifen benäht ist; aus enganliegenden, weißen Hosen von grobem Halinatuche, Bundschuhen, einem breitkrämpigen Hut und einem Schafspelze. Die Frauen hüllen sich zur Sommerszeit in weite Linnengewänder, im Winter tritt an deren Stelle ein Schafpelz. Zur Festtagskleidung gehören Schnürstiefelchen aus gelbem oder rothem Saffian, die jedoch erst vor der Kirchenthür angezogen und bis dahin in der Hand getragen werden. Am Halse prangen Glasperlen und bunte Maschen, während den Kopf eine buntfarbige Haube bedeckt. Die Sprache hat mit der polnischen die meiste Aehnlichkeit, doch macht sich eine fortschreitende Ruthenisirung bemerkbar.

Der Paußlipp bei Neapel und der Agnano-See.

Von **Friedrich von Hellwald,**
ordentlichen Mitgliede der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien.

Jenes Vorgebirge, das, sich von der Kuppe der Camaldali lostrennend, mit dem Bomero einen stumpfen Winkel bildet und, indem es auf eine Länge von etwa einer Stunde in südlicher Richtung in das Meer hinaustritt, den Golf von Neapel von jenem von Pozzuoli trennt, nennt man Paußlipp, was nach der Erklärung des Plinius so viel als Aufhören der Traurigkeit bedeutet.*) Und in der That konnte dieser Ausdruck nicht besser gewählt werden, denn wer möchte bei dem ewig heitern Grün, dem Schmelz der Blumen, bei dem Zaliospeln hoher Pinien und stolzer Pappeln, dem geheimnißvollen Rauschen der schattigen Akazien, nicht fröhlich sein? Wer möchte trauern, wo die Natur nie stirbt, wo sie mitten im Winter duftende Kräuter sprossen läßt, und die Myrthe sanft an den Lorbeer sich lehnt, dessen Wipfel sich hoch in den reinen tiefblauen Aether erstrecken?

Schon Sannazar*) hat die Küste treffend geschildert, wo er sie:

*) Aus dem Griechischen von παυσις Aufhören und λυπη Betrübniß.

*) Sannazar, Patrizier von Neapel, einer der besten lateinischen Dichter der neuern Zeit, starb im Jahre 1530.

Digitized by Google

Pozzo del ciel' caduto in terra,

nennt, und Capaccio *) erzählt uns folgende Anekdote, die wohl nur ein allegorisches Bild auf die Schönheit der Gegend sein soll. Ein Kapuziner predigte: — „Der Geist der Finsterniß habe, als ihm sein Reich auf Erden weggenommen und er zur Hölle verwiesen worden, sich von Gott erbeten, nur den Pausilipp behalten zu dürfen, wo er sich dann über seinen Verlust leicht trösten wolle, da er gewiß sei, daß durch die Reize und Annehmlichkeit dieses Vorgebirges alle bösen Lüste ausgeregt und ihm mehr Verdammte zufallen würden, als sonst überall auf der weiten Erde."

Die Schönheit dieser Gegend vermochte viele reiche Eingeborene und Fremde, sich hier Sommerpaläste zu erbauen; denn sechs Monate des Jahres, vom Mai bis Oktober, wohnt es sich fremdlich am Pausilipp. Und tritt dann das Aequinoktium ein, wo die Brandung höher geht, die Wellen ihren Schaum bis zu den Fenstern der am Ufer stehenden Gebäude emporsprizen, und die Seewinde rauher werden, auch dann noch, nimmt man nur ungern Abschied von dieser himmlischen Küste.

Das Vorgebirge des Pausilipp zeigt sich, von der Ebiaja aus betrachtet, wie eine bedeutende hohe Erdzunge, welche gegen ihre Mitte sanft, dann aber in einer dergestalt schiefen Böschung gegen ihr Ende abfällt, daß letzteres nur wenig über die Meeresfläche hervorragt. Allein dieses Ende, Capo di Pausilippo genannt, ist nicht das eigentliche, denn dieses wird durch einen Vorsprung verdeckt.

Die östlichen, der Stadt Neapel zugewendeten sanften Abfälle sind mit Obst- und Weingärten bedeckt, in welchen der Moscatello di Pausilippo gedeiht, während die entgegengesetzte westliche Seite, von der Grotte bis zur Spitze Coroglio, der Insel Nisida gegenüber, einen wilden, fast unerfreulichen Abfall bildet, der mit Stauden und Rankengewächsen bedeckt ist. Derselbe Fall findet sich bei der auf andern Seite des Golfs von Neapel gelegenen Bergkette, den alten Montes Lactarii, welche zwar auf der Westseite einen mehr oder minder starken Fall haben, den aber weite Schluchten durchschneiden. Diese bilden eben so viele herrliche und fruchtbare Thäler, während die Ostseite fast senkrecht abstürzt und, zwei bis drei Stellen ausgenommen, eine gefährliche und unwirthbare Küste bildet.

Es zeigt sich am Pausilipp keine Spur eines alten Kraters oder verwüsteter Lavaströme, und dennoch besteht der ganze Hügel aus vulkanischen Materien, nämlich aus der Asche des Vesuvs (einem Gemisch von kleinen Lavaströmmern und Bimsstein) auf der Oberfläche, und aus einer kompakten Tuffmasse im Kerne. Diese gelbliche, von horizontalen, aus Lapillo und größeren Lavageröllen bestehenden Schichten von verschiedener Mächtigkeit durchschnittene Masse tritt an mehreren Orten, besonders aber am östlichen Fuße des Berges, zu Tage, wo sie eine verschiedenartig hohe, durch das Meer benetzte Terrasse bildet. Der vulkanische Tuff, welcher den Kern aller um die Hauptstadt liegenden Hügel bildet, erscheint, wenn er gerade aus dem Bruche kommt und noch feucht ist, sehr weich und daher leicht zu behauen, verhärtet aber an der freien Luft und zeichnet sich durch sein geringes spezifisches Gewicht aus. Eben diese Eigenschaften machen ihn ganz besonders zu Bauten geschickt, und man kann daher auch ohne Uebertreibung sagen, daß die große Stadt Neapel ganz aus den Eingeweiden der sie umgebenden Hügel hervorgegangen sei.

Das wahre Ende des Vorgebirgs erhebt sich auf einer Breite von zwei neapolitanischen Meilen, stufenartig von Ost nach West, bis zur hohen Spitze von Coroglio, die mit dem Hügel von Pizzolalcone einige Aehnlichkeit hat und eine kleine Insel beherrscht, die zu ihren Füßen liegt. Diese Punta di Pausilippo ist reizend. Ein Oral Thurn hat hier früher einen englischen Park angelegt, dessen Gebäude bis an's Meer reichen. Der Vorüberschiffende unterscheidet von düsteren Akazien umringte niedliche Hermesſäulen und Altäre, geschmackvolle Tempel, Statuen und andere architektonische Verzierungen, unter den Bäumen halb versteckt liegende kleine Landhäuser und Strohhütten. Der nachmalige Besitzer dieser Villa, der Herzog von Terra nuova, hat gerrachtet, das Ganze den Verwüstungen des Meeres zu entziehen, die besonders dann verheerend sind, wenn der Südost- (Sirocco) oder Südwestwind (Libeccio) wüthen.

Letzterer ist viel ungestümer als der Sirocco, obgleich dieser einen ganz besondern Einfluß nicht allein auf die Animalien, sondern auch auf das Meer und die Atmosphäre ausübt. Man erkennt seine Nähe an dem Getöse der Wellen, welche sich mächtig erheben und zu entflehen scheinen. Die Fluten wälzen sich bleiern an das Ufer und prallen mit Krachen von dem Felsen zurück, den sie mit Schaum bedecken. Der feuchte und warme Hauch des Sirocco tritt oft die Reinheit des italischen Himmels und benimmt der Luft ihre ganze Elasticität; während seiner Dauer scheint „der die Natur belebende Grundstoff erstorben zu sein". Alles schmachtet dahin und der Mensch fühlt sich von einer Schlaffheit ergriffen und niedergedrückt, die selbst den Geist afficirt. Dieser Wind macht die Schiffahrt, besonders an der Küste, gefährlich; seine Gewalt ist die eines Schlauen, verborgenen Feindes, welchen ebemals unser Landsmann, der Maler Philipp Hackert, bewohnte. Das in der Nähe liegende Dörfchen Marcyiano *) nimmt den anziehendsten Platz auf dieser Küste ein, welche oberhalb von einer üppigen Vegetation bedeckt ist, und an ihrem Fuße große Blöcke nachten Tuffs zeigt, die weit in das Meer hinausragen und mehr oder minder scharfe Ecken haben; zwischen diesen sind eben so viel traulsche Stellen, wo die Wellen, nur sanft plätschernd, im Sommer zum Genusse des Bades einladen. Vor diesen Klippen liegen die Trümmer antiker Gebäude, und über selbe hinaus ist das Meer auf eine weite Strecke voll unter dem Wasserspiegel verborgener Riffe.

Der Pausilippus der Römer fing bei dem alten Mons olympicus an, erstreckte sich bis zur Insel Nesis (dem heutigen Nisida) und bildete in den ältesten Zeiten die natürliche Grenze zwischen den Gebieten von Cumae und Neapolis; man nannte ihn wohl auch Herma, weil hier der grenzenbildende Priap in einer kleinen Kapelle verehrt wurde. Diese ganze Küste war in den Zeiten der Römer mit Landhäusern bedeckt, von denen man tief unter dem Wasserspiegel die Ueberreste findet, welche, durch die Gewalt der Wellen und die Erderschütterungen in formlose Blöcke zerstückt, mit scharfen Kanten aus der Tiefe hervorragen.

Unterhalb Marcyiano scheinen viele Ruinen von Netikularmauern, an einem kleinen Busen liegend, die Stelle zu bezeichnen, wo sich die größte und prächtigste aller Villen am Pausilipp, jene des berühmten Bebius Pollio, erhob, welcher die großen Muränenweiher besaß, denen bekanntlich manche Sklaven zum Opfer fielen. Viele alte Grammatiker sind der Meinung, daß diese Villa allein anfänglich den Namen Pausilipp geführt, die Landzunge aber die Benennung Ammeni getragen habe. Die Fundamente der Fischbehälter von 50 Fuß Länge auf 18 Fuß Breite und 24 Fuß Tiefe sind noch sichtbar.

Auch Virgil besaß ein Landhaus am Pausilipp; Silius Italicus hatte dessen Wohnung und Grab noch lange Jahre nach dem Tode des großen Mantuaners inne. An der äußersten Spitze des

*) Il forestiere all' antichità di Pozzuoli.

*) Auch Mare Chiano genannt.

Digitized by Google

Pausilipp liegt die sogenannte Scuola di Virgilio oder Gajola, wohl nichts Anderes als ein ehemaliges Landhaus des reichen Lucullus, oder ein Tempel der Venus Cuplea, von Bädern und Landhäusern umgeben, an welche sich dann, mehr gegen Nisida hin, die Lucullanische Villa knüpfte. Umweit davon ist eine schauerliche Grotte, welche in der Gegend Grotta di Seano oder del truono genannt wird; sie ist aber nicht durch Menschenhände entstanden, sondern wohl nur durch das heftige Anschlagen der Meereswellen nach und nach ausgehöhlt worden. Aber es bleibt doch auffallend, daß dieselbe im Hintergrund einige kleine Thüröffnungen und Stücke von Reticulumarbeit in einem höchst zerstörten Zustande zeigt. An einigen Orten bemerkt man noch Spuren der Wasserleitungsanlage, die hier einst in großer Menge zu finden waren, denn jede Villa besaß ihre eigene Leitung, welche sich vom allgemeinen Aquädukte des Claudius als Seitenast losrennte. Von dem schiffbaren Kanale, dessen Plinius gedenkt,*) scheint noch ein Rest an jener Stelle übrig zu sein, die hinter der kleinen, von Sannazar Cuplea genannten Insel und dem Festlande durchführt, und auch jetzt noch von den Fischern, obwohl nicht ohne Gefahr wegen der unter dem Wasser liegenden Mauertrümmer, befahren wird.

Warum man das Ganze mit dem Namen Scuola di Virgilio bezeichnet, ist schwer zu begreifen. Alles zeigt hier wohl einen ungeheuern Bade-, nicht aber einen Lehrsaal, und ersterer läßt sich auch bei einem am Meeresufer gelegenen Landhause leichter vermuthen. Indeß sagt uns d'Ancora: „daß die Alten unter dem Worte Schola einen Badesaal mit ringsumlaufenden Säulengange verstanden hätten." Bis auf 18 Klafter vom Ufer entfernt sieht man noch Mauertrümmer im Meer und besonders die Fundamente der Fischbehälter. In der Nähe mag auch der Tempel der Fortuna gestanden haben, dessen in zwei aufgefundenen Steinschriften Erwähnung geschieht und den der Name der jetzigen, hier liegenden Kirche St. Maria del Faro oder della Fortuna andeutet.

Aber nur die Werke der Menschen haben in diesen Gegenden eine Veränderung erlitten, die Natur ist sich stets gleich geblieben sie ist durch alle Jahrhunderte hindurch noch lachend und reich; die Hügel sind wohlebaut, die Ufer kendirtet und wenigstens von den Fischern stark besucht. In den klaren Gewässern, unter den ausgewaschenen Klippen und Felsenriffen, fängt man die besten Fruti di mare, wie der Neapolitaner alle Arten Muscheln und Seethiere kleinerer Art nennt. Auch ist die Gegend äußerst fischreich und bei ruhigem Meere steht man viele Fischer stundenlang im Wasser stehen und mit den Händen die Seethiere ergreifen oder angeln. Mit ihrem Stab in der Hand, bemüht, sich ihre kärgliche Nahrung zu bewerben, erscheinen sie, um ihrer Unbeweglichkeit willen, wie in's Meer gestellte Bildsäulen, und ihr Anblick erinnert lebhaft an Pope's schöne Verse in seinem Windsor Forest, wo er das Fischen mit der Angel beschreibt. *)

Längs den östlichen Abfällen des Pausilipp, immer aufwärts an den Hügeln, zieht sich die Strada nuova di Pausilippo, welche überall herrliche Punkte für die Aussicht bietet. Diese Straße wurde zur Zeit der österreichischen Okkupation (1821 bis 1827) vollendet. Sie steigt von der Mergellina fast bis zur Spitze von Coroglio, überspannt den Rücken des Berges unterhalb des Dörfchens S. Strato, windet sich auf der Westseite bis an das Meeresufer, Nisida gegenüber, wieder hinab, und lenkt bei den Bagneli in die von Neapel durch die Grotte führende Straße nach Pozzuoli ein.

Die Scene ändert sich plötzlich, sobald man die Scuola di Virgilio umschifft hat. Man ist nun dem Kap Coroglio, der äußersten südwestlichen Spitze des Pausilipps, gegenüber. Die aus einer weichen Tuffmasse bestehende Küste fällt steil und ungleich ab; einige ihrer niedrern Spitzen haben der Gewalt der Wellen widerstanden und ragen verschiedenartig gestaltet in das Meer hinaus, welches sie aber dennoch unterwaschen hat und beträchtliche Höhlen bildet. Aber auch an dieser rauhen Stelle findet man doch Pflanzen, zwischen den zackigen Felsklöcken, wie man sie, in solcher Größe und Schönheit, in den Treibhäusern Deutschlands vergeblich suchen würde. Unter ihnen prangt die indische Feige (Ficus carica L.) Die Aloe (Agave americana L.) entfaltet ihre langen gekrümmten und gestachelten Blätter, und gelangt in der ganzen Umgebung der Hauptstadt nirgends früher zur Blüthe, als eben hier. Hoch über sie hinweg wiegen sich in melancholischem Schweigen ehrwürdige Pinien in den blauen Lüften, die, aus der Ferne gesehen, riesenhaften antiken Kandelabern gleichen.

*) Lib. IX. Cap. 54.

*) Where cooling vapours breathe along the shore,
The patient fisher takes his stand
Intent, his angle trembling in his hand.
With looks unmov'd, he tempts the scully breed
And eyes the dancing cork and bending reed.

Ich schließe hier einige Bemerkungen über den Agnano-See, am Golf von Neapel an.

Nur in dem Augenblicke, wo man ohne Hinderniße die ganze Ausdehnung des weiten Kraters ermessen kann, in welchem der See Agnano liegt, tritt man aus den dunkeln Gehölzen auf die weichen, grünen Matten, welche ihn umkränzen und ganz das Bild einer heitern, aber ruhigen Landschaft darstellen. Die Natur lächelt hier in einfacher, stiller Verborgenheit dem Forscher zu! Es ist die Einsamkeit eines glücklichen und befriedigten Gemüthes, das sich ganz vom Irdischen abgewendet hat.

Der Name Agnano soll von einer Stadt Anguianum*) herrühren, die am südlichen Ufer des Sees lag, wo man auch noch jetzt, oberhalb der Dunstdäder S. Germano, viele antike Ueberreste findet. Sie werden von Einigen für eine Villa des Lukullus**), von Anderen für eine Therme***) gehalten, und diese letztere Meinung hat noch die größte Wahrscheinlichkeit. Lalande*) redet gar von einer Stadt Agnano, die einst hier gestanden habe, was aber offenbar falsch ist. Nach Cofferdo's Angabe wäre der Name dem See entweder von dem griechischen ἀγνίζω, d. h. reinigen, oder auf eine ironische Weise von ἁγνός, d. i. rein, weil er einst voller Schlamm und Unrath gewesen — gekommen. Die Umgebungen bilden beträchtliche Hügel aus Tuffstein und sonstigen vulkanischen Aggregaten, deren Formen unter dichtem Gesträuche verborgen sind und den Aufenthalt zahlreicher Schlangen und Wasserfrösche bilden, von denen die ersteren, besonders im Frühjahre, von den nahen Hügeln herabschleichen und größtentheils im See ertrinken.

Der Umfang mag drei Viertelstunden betragen; seine stillen Gewässer, die nur in leisen Wellen auf der Oberfläche leicht vom Winde bewegt werden, treiben spielend auf den Rasen am Ufer, und sollen, wie das Aqua zolfa der Campagna romana, an manchen Stellen Schwefelwasserstoffgas**) ausdünsten, wovon auch das an manchen Orten auf der Oberfläche bemerkbare

*) Vasi, Itinerario da Roma a Napoli, pag. 130.
**) Mazzocchi, De castr. Lucull. p. I. cap. 4. — Summonte, Storia di Napoli.
***) de Jorio pag. 188.

*) Tom. III. pag. 316.
**) Romanelli S. 96.

Digitized by Google

Aufbrausen herzurühren scheint. Baki *) glaubt, daß dies der Entwickelung einer Gasart zugeschrieben werden könne; man brauche aber deshalb noch nicht anzunehmen, daß ein halberloschener Vulkan unter dem See gelagert sei, um so mehr, da dessen Wasser natürlich, ohne schwefligen Geschmack ist, kein Adstringiren auf der Zunge erregt, keinen höhern als den gewöhnlichen Wärmegrad besitzt und eine Menge Wasservögel sich darin aufhalten.

Die Tiefe des Sees von Agnane ist bedeutend und man will behaupten, daß derselbe früher mit dem Meere durch zwei Kanäle in Verbindung gestanden habe, welche von Menschenhänden durch die nahen Berge gebrochen sind *).

*) Romanelli, S. 131.

*) Romanelli, loc. cit.

Brautwerbung bei den Lappen.

Stockholm, im Juli 1863.

Mit den ehelichen Verbindungen steht es bei den Lappen, besonders den schwedischen Fjell- oder Gebirgslappen, sehr derblich aus. Das Herz hat nämlich bei der Wahl des Gatten und der Gattin eben so wenig Antheil, wie oftmals bei fürstlichen Personen, während bei den civilisirteren Völkern doch gewöhnlich von den kontrahirenden Theilen die Sache eingeleitet und abgemacht wird, so daß die Verwandten nur eine berathende oder bedingungsweise hindernde Stimme haben. Bei den Lappen dagegen ist es umgekehrt: die Verwandten und Angehörigen haben Alles zu bestimmen, und es ereignet sich wohl gar, daß das Brautpaar von seiner baldigen Verheirathung erst durch das Aufgebot in der Kirche benachrichtigt wird.

Der Hergang bei einer lappländischen Brautwerbung oder Freierei ist nach Petrus Lasstadius, der in den schwedischen Lappmarken geboren und erzogen ist, auch in denselben mehrere Jahre als Geistlicher gewirkt hat, etwa folgender: Die Eltern, Verwandten und Freunde des Freiers versammeln sich in großer Anzahl und versehen sich reichlich mit Branntwein, um die Eltern und Verwandten des Mädchens damit zu bewirthen und zu gleicher Zeit ihr Anliegen vorzubringen. Der Freier sagt, wenn er auch zugegen ist, kein einziges Wort, und die zukünftige Braut schweigt ebenfalls. Es sieht fast so aus, als ob die ganze Sache Beide gar nicht beträfe; denn sie sind die Einzigen, welche gleichgültig zu sein scheinen. Auch ist es ganz der Natur der Sache angemessen, daß sie bei einer solchen Gelegenheit keine Liebe an den Tag legen, wenn diese wirklich in ihren Herzen wohnen sollte, denn die Liebe scheut eine solche Menge forschender Augen und lauschender Ohren. Es geht hier nämlich Alles öffentlich zu. Außer der großen Menge von Verwandten, Freunden und Basen bis in's dritte und vierte Glied, welche den beiden kontrahirenden Theilen angehören, läuft eine zahllose Menge anderer neugieriger Leute zusammen, um zu sehen und zu hören, wie die Sache ablaufen werde.

Von Seiten der freienden Partei ist ein Hauptsprecher gewählt, den man Sognon-Dive, d. i. Hauptmann der Freierei, nennt. Dieser wendet sich mit seiner Branntweinflasche und mit seiner Rede an die Hauptpersonen der andern Seite, nämlich an den Vater und die Mutter des Mädchens. Die übrigen, weniger bedeutenden Sprecher aber wenden sich, je nachdem es sich trifft, an die entfernteren Verwandten der künftigen Braut, suchen es jedoch so einzurichten, daß Jeder, so oft wie möglich, dem Vater und der Mutter einschenkt und das Mädchen ebenfalls nicht vergessen wird. Nachdem man sich mit dem Nektar dermaßen exquickt hat, daß man lichteren Ideen zugänglich ist, und nachdem die Sache theils in Prosa, theils in Gesang*) gehörig ventilirt worden ist, dann ereignet es sich wohl, daß die Eltern der Braut die Freiergeschenke (Kileh) zu sehen begehren. Werden diese angenommen, so ist der Kauf abgeschlossen, und man beginnt sich entweder sogleich oder an einem der folgenden Tage zum Pasker, um das Aufgebot zu bestellen. Die meisten Partien werden bei Jahrmärkten und anderen großen Festen bei der Kirche (in der sogenannten Kirchstadt) abgeschlossen: doch will es sich ohne Branntwein nicht gut machen lassen. Die Redensart in der lappländischen Sprache „mit Branntwein freien" bedeutet ungefähr eben soviel, wie „förmlich um die Hand eines Mädchens anhalten, förmlich seine Liebe erklären". Ohne Branntwein geschieht es nicht ernstlich gemeint zu sein.

Inzwischen kann es sich wohl ereignen, daß selbst dieser Trank keine Wirkung hervorbringt und der Freier das Faß der Danaiden zu füllen versucht. Einen bessern Erfolg hat er kaum zu erwarten, wenn er selbst arm, die begehrte Braut dagegen reich ist. Ueberall hat zwar in dieser Angelegenheit der Reichthum einen mächtigen, ja einen entscheidenden Einfluß, anstatt des Herzens, das hier allein reden sollte; doch nirgends ist dieser Einfluß größer, als bei den Lappen. Bei ihnen ist der Reichthum der einzige Vorzug, den der Eine vor dem Andern hat. Die Unterm entscheidet hier gar nichts, der eine Platz gleicht ganz dem andern; Rang und Talent, welche bei den civilisirten Nationen eine größere oder geringere Opposition gegen den Reichthum bilden, sind hier ganz unbekannte Größen, und von dem Vorzug einer höhern Bildung, die etwa auf das Loos des einen Contrahenten entfallen wäre, ist dort ebenfalls nichts zu spüren. Daher wagt kaum der Sohn armer Eltern seinen Blick zu der Tochter des Reichen zu erheben, und der Sohn des Reichen blickt selten mit solchen Absichten herab auf die Tochter des Armen: es wäre dies ja gerade so, als wenn ein Herr sich mit einem Dienstmädchen oder ein Fräulein mit einem Knechte verheirathete. Ja, wie schon erwähnt, es kommt häufig vor, daß Bräutigam und Braut bei der Brautwerbung gar nicht zugegen sind und nicht einmal etwas davon wissen oder ahnen, sondern vielleicht erst von den aus der Kirche zurückkehrenden Personen erfahren, daß sie gesonnen sein sollen, in den heiligen Stand zu treten.

Alles trägt hier das Gepräge eines Kaufs und eines Handels: die erwähnten Freiergeschenke sind in der That nichts anderes als der Kaufpreis. Und dennoch leuchtet dabei die dunkle Idee hervor, daß hier von einer wichtigen Angelegenheit die Rede sei, als von dem Kauf und Verkauf eines Rennthieres; denn man hält es nicht für passend, Geld zu bieten, welches auch bei dieser Gelegenheit nicht sonderlich geachtet und nicht gern angenommen wird. Nein, es soll etwas anderes sein, am liebsten und gewöhnlichsten Silber-

*) Die lappländischen Melodien (Woulle, Piur. Woulleh), deren Zahl sehr groß ist, sind sehr verschieden, einige traurig, andere fröhlich. Sola u. s. w. Sie sind höchst ausdrucksvolle Naturlaute, klingen jedoch schneidenden Ohren, die durch die vielen herrlichen Nationalmelodien verwöhnt sind, meistens äußerst unangenehm, obgleich sie, von guten Stimmen gesungen, keineswegs einer gewissen Anmuth gänzlich entbehren. Die Melodien sind sehr einfach und monotropf, daher man auch leicht die Worte in eine derselben einpassen kann. Wenn nun bei dem Anblick einer schönen und herrlichen Naturscene das Gefühl des ungemein lebhaften Seins überströmt, oder wenn bei einem munteren Gelage der Lebensnektar auf die Sinne zu wirken beginnt, da hebt die Prosa auf; man ergießt seine Gefühle in Gesang, man redet, man unterhält sich in Gesang, man wird munterer und liebevoller. Der Eine fällt wohl dem Andern in die Arme; oft halten Beide sich lange umschlungen, reden mit einander in Gesang, weinen vor Schmerz oder vor Freuden, kurz der „Naturmensch" leuchtet unverdeckt hervor. Dieser Lappengesang, der so oft das Echo in den Bergen weckt und bei lebhaften Manifestationen auf bei sonstigen Zusammenkünften üblich ist, heißt Joikai.

Digitized by Google

arbeiten, wie Löffel, Becher, Dosen oder einige prachtvoller Putzsachen, den Silberkragen oder Silbergürtel. Sogar der Blanke, d. i. der Speciesreichsthaler, der sonst bei den Lappen eine größere Zauberkraft besitzt, als die Zaubertrommel, taugt nichts beim Brautkaufe.

Sollte es sich hernach ereignen, daß die beschlossene Partie wieder aufgefagt wird, so werden die Freiergeschenke in vollem Ernste zurückgefordert und auch zurückgegeben, ja im Weigerungsfalle kann man die Gerichte zu Hülfe rufen; lutz, man betrachtet die Sache ganz als einen nicht erfüllten Kaufkontrakt, wobei der eine Theil natürlich zurückgeben muß, was er als Handgeld schon erhalten hat für eine Waare, die er nun nicht liefert. Auch wohnt in den Meisten soviel Rechtsgefühl, daß sie ohne Annahmung nicht allein die Freiergeschenke zurückgeben, sondern auch noch ein Geschenk hinzufügen als Ersatz für den Freierbranntwein (Sagno-Vina), ja denselben wohl gar bezahlen, selbst wenn sie sogleich eine abschlägige Antwort auf die Freierei ertheilen.

Leicht aber läßt sich denken, welchen Segen eine auf solche Weise abgeschlossene Ehe anzuhoffen im Stande sein kann, bei der man auf die Stimme des Herzens gar nicht hört und eben so wenig die Eigenschaften des gewählten Gegenstandes in Erwägung zieht, sondern wobei der Einfall des Augenblicks über das ganze Lebensschicksal entscheidet und das Geplärr und Geschrei einer Menge von halberwachsenen Personen auf das Hauptresultat einen überwiegenden Einfluß hat.

Ein jetzt verstorbener Pastor, Fjellström, erzählte aus seiner Jugend, da er Student war, folgende Anekdote von einer Brautwerbung im Kirchspiele Jockmack, bei welcher er zuletzt die Rolle des Hauptsprechers (Sagnon-Oive) übernommen hatte. Der Freier hatte schon mehrere Sprecher gehabt und mehrere stets erfolglose Versuche gemacht. Da begab er sich in den Pfarrhof und war so glücklich, den Sohn des Pastors, den erwähnten Studenten, zu gewinnen, so daß dieser mit ihm in das Haus ging, in welchem die Unterhandlung auch in der Abwesenheit des Freiers fortgesetzt wurde. Hier war unter Andern auch ein altes Weib, eine Muhme im dritten oder vierten Gliede, die mit ihrer gellenden Stimme alle Uebrigen überschrie und immerwährend rief: „Nein, nein! Es geschieht nicht! Es wird nichts daraus! Es geschieht in Ewigkeit nicht! — Ja, wenn auch der Sohn des Fleischfressers*) herkommt, so geschieht es dennoch nicht!“ Unser Student ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; da er übrigens einsah, daß er nichts Gutes anrichten könnte, so lange diese Hexe bestrebt, sie störte er dem Länsmanne**), der ebenfalls zugegen war und die Freierei unterstützte, in's Ohr, er möchte die Alte mit guter Manier unvermerkt zur Thür hinaus werfen. Das that dieser auch wirklich. Die Alte, welche so plötzlich und ganz unvermuthet unter dem freien Himmel stand, summte zwar „wie eine Bremse in einer leeren Tonne“, schrie, schimpfte, fluchte, schlug an die Thür und suchte dieselbe aufzureißen; doch konnte ihr das Alles nichts helfen, denn herein konnte sie nicht kommen, da der Länsmann die Thür zuhielt, und im Hause ging die Brautwerbung ruhig ihren Gang und hatte einen guten Erfolg, wozu der Rang und das Ansehen des Hauptsprechers, vielleicht auch sein besserer Branntwein und seine bessere Rednergabe, so wie eine inzwischen herbeigeschaffte Vermehrung der Freiergeschenke das Ihrige beitrugen. Kurz, die Partie wurde abgemacht und die Geselschaft brach auf, um sich zum Pastor zu begeben und das Aufgebot zu bestellen. Die Thür wurde geöffnet und die Alte stürzte augenblicklich und in voller Wuth und Erbitterung herein, merkte jedoch in ihrer erregten Gemüthsstimmung nicht, daß die Gesellschaft im Abgehe begriffen war, und dieselbe List, welche sie erst hinausgebracht hatte, hielt sie jetzt auch zurück, denn der Länsmann schloß sie ein. So war denn der letzte Versuch, sich zu widersetzen, auch der erste, und die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert.

*) Ein den Lappen übliches Schmähname des Pastors.

**) Ein untergeordneter obrigkeitlicher Beamter auf dem Lande, ein Vogt.

Wie aus dem Angeführten hervorgeht, ist es bei solchen Umständen im Allgemeinen von großer Wichtigkeit, einen angesehenen und geschickten Freier-Hauptmann oder Werthführer zu haben. Daher geschieht es wohl, daß man bei einer Brautwerbung, deren glücklichen Erfolg man zu bezweifeln Grund hat, sich einen eminentern Freierkönig kauft und ihm eine Belohnung verspricht. Dies war auch bei dem eben erwähnten Ereignisse der Fall.

Heirathen zwischen Schweden und Lappen kommen sehr selten vor. Zwar pflegen in manchen Kirchspielen Schweden und Lappen freundschaftlichen Umgang und der Eine erbebt sich in seinen Gedanken nicht eigentlich über den Andern oder hält sich für besser als dieser; sobald aber von einer ehelichen Verbindung die Rede ist, nimmt das Ganze eine andere Gestalt an. Unmöglich kann ein Lappe, so lange er ein Lappe bleibt, d. h. seine nomadisirende Lebensweise führt, ein schwedisches Mädchen zur Frau bekommen, ja es hält noch schwer genug, wenn er ein „Schwede wird“, d. h. wenn er die schwedische Sprache, Kleidung und Lebensweise annimmt und ein Ansiedler wird. Das schwedische Mädchen sagt mit Stolz und mit der größten Verachtung, sie will keine „Lappenfrau“ werden. Eben so wenig aber will auch ein schwedischer Jüngling ein Lappenmädchen heirathen. Ist sie eine vollkommene Lappländerin, welche die Kleidung der Lappen trägt und die Lebensweise derselben führt, so ist es ganz unmöglich; hat sie dagegen seit ihrer Kindheit in schwedischen Häusern gedient, und die schwedische Kleidung angelegt, so ist es nicht ganz unmöglich, und ebenso kann es auf der andern Seite vielleicht geschehen, daß ein ganz verschwedischter Lappe eine wirkliche Schwedin zur Frau bekommt. Aber diese Fälle sind äußerst selten; denn so gering zuweilen auch der Unterschied zwischen den Ansiedlern ist, so scharf ist derselbe zwischen den Schweden und den Lappen. Die beiden Völkerstämme unterscheiden sich in ihrem Aeußern so groß von einander, daß eine nähere Verbindung zwischen ihnen sogar der physischen Natur widerwärtig zu sein scheint. Ist sie jedoch einmal geschehen, so bewirkt die veränderte Lebensweise bald eine große Veränderung. In der zweiten Generation ist der Lappe an Art schon so ziemlich ein Schwede geworden, und in der dritten ist die lappische Herkunft schon vergessen, dann tragen auch die Körperbildung und die Gesichtszüge nicht mehr das lappische Gepräge.

So war der Hergang bei Freierein in den schwedischen Lappmarken in den 1830er Jahren, und ungefähr so wird es noch jetzt sein, da die Lappen an herkömmlichen Gebräuchen außerordentlich starr festhalten. Gleichwohl ist in dem letzten Decennium durch höchst bedeutende Abgaben die Zubereitung des Branntweins in ganz Schweden, so wie die Einfuhr desselben in Lappmarken sehr erschwert worden; auch hat das Branntweinbrennen in Folge dieser Umstände außerordentlich abgenommen, wogegen der Genuß des Kaffees in ungemein starker Proportion zunimmt. Daher läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Lappen jetzt nicht mehr so häufig „mit Branntwein freien“ wie früher; denn theils ist ihnen der Branntwein zu theuer und theils können sie ihn kaum anschaffen.

Sehr verschieden sind die Sitten und Gebräuche in den nördlichen Theilen des großen Vaterlandes der Lappen, besonders in den norwegischen Finnmarken, welche Benennung ganz gleichbedeutend ist mit Lappmarken, da man die Lappen in Norwegen Finnen nennt. Darum führen wir hier über denselben Gegenstand noch eine Stelle aus dem 1800 erschienenen Tagebuche des ebenwürdigen, hochverdienten Pastors Nils Joachim Christian Vibe Stoffleth an (S. 139):

In Kautokeino (69.° N. Br.) trat im Winter 1812 zu mir ein Brautpaar mit dem üblichen Gefolge herein und verlangte aufgeboten zu werden. Da das Gebräuge ungemein groß wurde und die Hintersten auf Stühle, Kisten und Bänke steigen mußten, um sehen zu können, konnten wir vermuthen, daß die Braut viele Freier gehabt haben müßte, und so war es auch wirklich. Als ich ihr Namen des Brautpaars einschreiben wollte, trat ein junger Mann vor.

Digitized by Google

Still gab der Bräutigam der Braut ein Halstuch, das sie dem Vortretenden überreichte; still nahm dieser das Tuch an, machte eine Verbeugung und trat zurück; ebenso ging es mit einem zweiten und einem dritten, und während der ganzen Zeit herrschte eine vollkommene Stille und Ruhe. Als der dritte Freier das Halstuch entgegengenommen hatte, sagte er, er könne sich zwar auf kein bestimmtes bindendes Versprechen der Braut berufen, doch hätte sie einmal etwas geäußert, das gelingen hätte wie „vielleicht", und nun wollte er sie bitten, die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen und als Gegenständig oder Bezeugung, daß er die Wahrheit redete, solle ein Speciesthaler erlegt werden. Der glückliche Freier, nämlich der erkorene Bräutigam, fand dieses ganz in der Ordnung, meinte jedoch, da hier nicht die Rede war von einer Erstattung für die Braut, sondern nur von einem gegenseitigen Zeugniß, daß das erwähnte Verhältniß stattgefunden hätte, so wollte er dem Geistlichen einen halben Species überreichen, den dieser für die Armen anwenden könnte. Hiermit waren Alle vollständig und einverstanden. Man pflegt hierweilen eine Freierei damit zu beginnen, daß man einen Handschuh des Mädchens zu gewinnen sucht. Die größere oder geringere Schwierigkeit, mit welcher sie sich denselben nehmen läßt, ist entweder ein halbes Ja oder ein Nein. Auch schickt man ihr wohl durch einen Andern ein Halstuch. Der Bräutigam trägt an einigen Orten, am häufigsten in Kautokeino, ein langes, weißes Tuch, kreuzweise um den Hals, über die Brust und um den Leib gebunden. Die Braut trägt eine Krone. Nur in Kautokeino herrscht die Sitte, daß während der Trauung von zwei jungen Männern und zwei Mädchen ein großes seidenes Tuch wie ein Thronhimmel über den Häuptern des Brautpaares gehalten wird. Dieses Tuch heißt das Pell, gehört der Kirche und wird für 8 Schillinge geliehen; die Lappen nennen dasselbe nur Line (Tuch). Die Sitte stammt vermuthlich aus der Zeit, da Kautokeino zu Schweden gehörte.

Die Wälder im Banate.

Das Kaiserthum Oesterreich zeichnet sich vor vielen anderen Ländern durch die fast unerschöpfliche Ergiebigkeit seiner natürlichen Hülfsquellen aus. Unter diesen nehmen die noch vorhandenen, oft kolossalen Urwälder nicht den geringsten Platz ein. Im Westen der Monarchie sind dieselben freilich bereits bedeutend gelichtet worden, und namentlich nehmen die einst berühmten „böhmischen Wälder" immer mehr ab; auch in anderen Theilen der deutschslawischen Kronländer ist dies der Fall. Der Osten dagegen hat sich unabsehbare Strecken fast noch jungfräulichen Waldbodens bewahrt, so namentlich in Slawonien, der Militärgrenze, theilweise in Ungarn und im Banate. Hier fehlen noch die Verkehrswege, um das Nutz- oder Brennholz mit Vortheil weiter fortschaffen zu können; auch sind die industriellen Unternehmungen und Bauten, welche den werthvollen Stoff bedürfen, noch nicht in solcher Entwickelung begriffen, wie man sie in den westlichen Theilen des Kaiserthums findet.

Noch verfaulen jährlich hunderttausende von Klaftern des schönsten Holzes unbenutzt, während an anderen Orten eine geradezu verwüstende Waldwirthschaft getrieben und für eine Nachpflanzung wenig Sorge getragen wird. Wie es mit dem außerordentlichen Reichthume der Wälder im Banat und deren Bewirthung aussieht, darüber wollen wir einen praktischen Forstmann, den sächsischen Oberforstrath v. Berg, zu Rathe ziehen. Er giebt in seinem lehrreichen Buche: „Aus dem Osten der Oesterreichischen Monarchie. Ein Lebensbild von Land und Leuten, von E. v. Berg", eine klare Schilderung.

Die Hauptmasse der Wälder im Banate gehört jetzt der (französischen) Staats-Eisenbahn-Gesellschaft. Es sind durchgehends Gebirgsforsten, welche auf Kalk stocken. Vorherrschend ist die Rothbuche; neben ihr verdienen die Zerreiche und Stieleiche, der Ahorn, die Esche, Ulme, Linde, Weißbuche, Birke, Erle und viele andere Baum- und Straucharten von untergeordneter Wichtigkeit — von Nadelhölzern nur die Weißtanne — genannt zu werden. Zusammenhängende größere Bestände bildet nur die Buche, seltener die Eiche. Die Waldvegetation ist sehr reich. Bei einem Ausflug sand Berg in den Moldowaer Wäldern 52 verschiedene Baum- und Straucharten, während an dem, wegen seiner mannichfachen Vegetation bekannten Basaltberge Milleschau bei Teplitz deren nur 35 gezählt werden. Dabei zeigt sich überall eine üppige Entwicklung der einzelnen Individuen, in reicher Krone, vollen Blättern, hohen, glatten Stämmen. Man bedarf seiner lebhaften Einbildungskraft, um sich die Mannichfaltigkeit und Pracht dieser Wälder anzumalen. Die Berge, schön gewölbt, wie ein grünes, bewegtes Meer durch die welligen, übereinander gruppirten Baumkronen, wechseln anmuthig mit tiefen Thälern, in welchen man die versteckt liegenden Orte wohl ahnt, aber nicht sieht. Dann fesselt unser Auge eine lange, grüne Wand an einem Thalgehänge, aus dem einzelne Felsen hervorstehen, so wie schroffe Hänge oder Hochebenen. Wo man eine Umsicht hat, giebt es ein Waldbild, wie man es selten sieht: nichts als Berge und Bäume, während die Fernsichten in die Banater Ebenen zu unseren Füßen ein liebliches Bild der menschlichen Thätigkeit entrollen. Das Gebirge wäre wunderschön, wenn es mehr Wasser hätte.

Wie so ganz anders zeigt sich doch der lustige, bewegliche Laubwald gegen den düstern, starren und steifen Nadelwald! Ebenso verschieden ist der Eindruck, den dadurch das Gemüth empfängt. Niemand kann sich dieser Einwirkung entziehen, wenn er sich derselben auch nicht bewußt wird. Sonst überall findet man eine Uebereinstimmung des Volks mit dem Walde, nur hier nicht unter den Wallachen. Nadelwald stimmt den Menschen ernst; die Sagen, die Lieder tragen diesen Charakter, wogegen der Bursch oder das Mädel, im Laubwald erwachsen, eine fröhliche Weise singt und lustige Schwänke erzählt. Aber der Wallach ist ernst im Lied, im Tanz und seinem ganzen Auftreten.

Fern von den Orten menschlicher Thätigkeit stellt sich der Wald als ein geschlossenes Ganze dar, aber je näher man an Städte und Dörfer kommt, desto mehr bemerkt man die Eingriffe der Menschen, mehr aber noch deren Unverstand an den vielen kahlen, elenden Hutweiden. Eine Waldwirthschaft auf wissenschaftlicher Grundlage wurde zur Zeit der kaiserlichen Verwaltung nicht geübt, wenigstens sieht man im Walde nicht eine Spur davon, denn die Durchhiebe, welche gemacht sind, lassen nicht begreifen, was man für einen Sinn damit verbunden hat. Man hatte eben da, wo man es für gut befand, ohne einen erkennbaren Plan, eine Plünder- oder Plünderwirthschaft, wie es die Beschränkte der Werke und Bewohner mit sich brachten. Deshalb sieht man auch sehr wenig geschlossene Jungwüchse, wohl aber eine große Masse Urwald oder urwaldähnliche Bestände, wo junge und alte, faule und gesunde Bäume bunt durcheinander stehen, einen Wald, wo noch große Schätze aufgespart sind, aber auch große Massen verloren werden durch Lagerholz, Fanlwerden der alten Stämme und durch nicht entsprechenden Zuwachs des gesunden Holzes. Man sieht, daß es im Ganzen an Absatz fehlt, wenn auch die Wälder, welche den Holzkohlen verbrauchenden Hütten näher liegen, eine reichliche Abgabe tragen, wenn der Betrieb schwunghaft fortgeführt wird. Aber es fehlt im Innern des Waldes auch an nur einigen-

Digitized by Google

maßen guten Wegen, und doch sind sie für den Verkehr mit Holz eine unbedingte Nothwendigkeit. Die gegenwärtige Forstverwaltung (der französischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft) ist bemüht, Manches zu bessern.

Es fehlt im ganzen Banat an Nadelholz, denn die Tanne ist nicht so häufig, daß dadurch alle Anforderungen befriedigt werden können.

Das Wild ist in vielem Theile der Banater Wälder nicht häufig. Rehe, Hasen und Gemsen, letztere auf dem Hochgebirge in der Grenze, sind die einzigen nutzbaren Haarwildarten. Rothwild gab es vor 1848 in der Grenze nicht selten, allein die moderne Jagdbehandlung hat es ganz ausgerottet. An Vogelwild findet man Haselhühner, Rebphühner, Wachteln und besonders viele Schnepfen. In den sumpfigen Niederungen an der Donau giebt es Belassinen und Wasservögel aller Art in großer Menge. Drosseln und andere Singvögel beleben den Wald, am reichsten sind aber die Raubvögel vertreten, vom mächtigen Steinadler und vom Aasgeier bis zum Sperber, keiner fehlt. Auch die Raubthiere erfreuen sich im Schutze dieser Wälder ihres Lebens. Der Bär und Wolf, selten der Luchs, sind stets zu treffen; besonders der freche Wolf thut manchen Schaden. Das kleine Raubzeug, wie Fischse, Marder aller Art, Iltis, Wiesel, Fischotter und Dachs, sind in ziemlicher Anzahl vorhanden.

Eine Jagd im Banate versetzt den Waidmann in längst vergangene Zeiten zurück; sie ist noch lebhafter, urthümlicher als das langweilige Treibjagen bei uns. Man jagt im Walde stets mit Hunden, einer Art Bracken oder hochbeinigen Dachshunden. Wo man Wild vermuthet, werden sie abgekoppelt und die Jäger stellen sich entweder auf die bekannten Wechsel an oder folgen der Jagd. Wer dabei am schnellsten ist, trägt gewöhnlich die Beute davon.

Gewöhnlich reitet man mit Pferden zur Jagd aus, und auch Damen nehmen zuweilen daran Theil. Berg schildert einen solchen Jagdzug folgendermaßen: Voran ritten drei Waldaufseher mit hohen steirischen Hüten, bewaffnet mit Büchse und Hirschfänger, dann die Damen und wir fünf Forstleute; drei ebenfalls bis an die Zähne bewaffnete Waldaufseher machten den Schluß. Man befand sich in einem Landstriche, wo gewaltsame Angriffe gerade nicht zu den Seltenheiten gehörten. Die Munize Semenik, eine Almkuppe von 4590 Fuß, schaute uns hell und freundlich an. Durch schöne Jungwüchse kamen wir in ältere Buchen-Bestände und diese begleiteten uns, wenn auch nach der Höhe zu an Länge, Stärke und Schönheit des Wuchses abnehmend, bis an den Rand der Bergebene. Die Munize hat oben eine große Alpenwiese, und Wallachen waren beschäftigt, das Heu in Schober zu bringen. Nur einzelne Felsklegel von Glimmerschiefer stehen aus der Ebene hervor, von diesen aber hat man eine großartige Aussicht, sowohl in das Thal von Karansebes und auf das siebenbürgische Grenzgebirge, als auch auf die Banater Wälder und in die weite Ebene, durch welche man sich die Donau wie einen Silberstreifen winden sieht. Es war ein schönes, lebendiges Bild aus der Steppe oder dem amerikanischen Hinterlande, wie diese bewaffneten Männer und Frauen mit wehenden Schleiern auf ihren Rossen so durcheinander jagten, bald einzeln, bald in großen Trupps.

Ethnologische Beiträge.

VI.

Die Einwirkungen der verschiedenen Klimaten auf den Menschen. In Mexico.

Lange Zeit hat man angenommen, daß alle Menschen einer und derselben Species angehören, und daß die Verschiedenheiten, welche wir bei denselben finden, mehr scheinbar und zufällig als wesentlich und wirklich seien. Die Varietäten könnten durch Klima, Erziehung, Civilisationsbedingungen, Regierung ꝛc. entstanden sein, aber in seinem eigentlichen Wesen sei der Mensch, gleichviel wo wir ihn auch antreffen, einer und derselbe.

Diese Hypothese, welche schon Hippokrates aufstellte, galt für völlig ausgemacht. Nun lehrte freilich die Erfahrung, daß nicht jedes Klima jedem Menschen zuträglich sei, man behauptete aber dem zum Trotz, daß bei gehöriger Vorsicht und im Fortgange der Zeit Menschenvarietäten, die ihr Heimatland verlassen und sich in anderen Regionen angesiedelt haben, nicht nur sich völlig eingewöhnen, sondern in den letzteren auch durchaus lebensfähig und des Fortschritts fähig sein könnten; sie würden am Ende so, als ob sie von Anbeginn an Eingeborene des Landes gewesen seien.

In der Geschichte finden alle diese, im großen Publikum noch jetzt mehr oder weniger landläufigen, Annahmen gar keine oder doch nur eine sehr bedingte Bestätigung; sie sind lediglich Theorien, für welche Beweis und Bestätigung fehlen, wurden aber unbesehen geglaubt, weil sie vortrefflich zu den bekannten theologischen Hypothesen paßten. Man ging in unbewiesenen Annahmen noch weiter, und behauptete, die verschiedenen Thierspecies seien Hybrida, Gebilde, welche aus der Vermischung einiger weniger Urarten entstanden seien.

Die Erfahrung und die umfangene Forschung giebt dagegen Folgendes an die Hand:

Zwischen den verschiedenen großen Menschenrassen herrscht eine innere, gegenseitige Abneigung; sie sind einander antagonistisch.

Die Natur mag und will keine Bastardschläge veredeln.

Der Mensch kann sich nicht in all' und jedem Klima einbürgern, fortpflanzen und in demselben kräftig gedeihen.

Ein wirkliches Eingewöhnen findet nur bedingt und unter großen Einschränkungen statt.

Ueber diese Akklimatisirungsfrage hat der englische Naturforscher R. Knox eingehende Untersuchungen angestellt. Er sagt, wenn Menschen ihre Urheimat verlassen und nach einem andern Kontinent in eine ganz verschiedene Zone wandern, dann sind sie dort gleichsam Treibhauspflanzen und sterben mit der Zeit aus. Entweder gehen sie, wenn sie z. B. als Eroberer kommen und in dem neuen Lande die Minderzahl der Bevölkerung bilden, in den Bewohnern, welche sie vorfanden, ganz auf, wie z. B. die Gothen, die Bandalen in Afrika ꝛc.; oder sie arten aus, sobald sie nicht unablässig frischen Zuwachs aus der eigentlichen Heimat bekommen, und verlieren an kräftiger Lebensfähigkeit, an Produktivität. Dafür liefern z. B. die Kreolen im tropischen Amerika, die Portugiesen in Afrika, überhaupt die Europäer in heißen Ländern, den Beweis.

Um das Richtige zu finden, muß man, wenn es sich um physiologische und zoologische Theorien handelt, eine bestimmte Species genau beobachten und die Beweise nicht auf Analogien stützen wollen, die man von andern Species herholt.

Ein vorurtheilsfrei forschender Mann, so äußert Knox weiter, der einen tiefen Blick in das Getriebe des Völkerlebens während der letzten zwanzig Jahre wirft, wird einräumen müssen, daß unter dem Wortschwall über nationale Interessen und dynastische Ansprüche die Rassenfrage liegt, und durch diese wird ohne allen Zweifel, über kurz oder lang, die ganze Welt eine völlige Umgestaltung erfahren. Alle großen Bewegungen im heutigen Amerika lassen sich auf den Rassenkampf zurückführen, der ihre wesentliche Quelle bildet. Und so überall,

Digitized by Google

in Skandinavien, in den germanischen Ländern, in den slawischen Gegenden, in der Türkei, in Indien, in China. Der Antagonismus von Rasse zu Rasse, dieser geheimnißvolle aber unverrückbare Widerstreit, ist thätiger als je zuvor.

Humboldt schrieb 1805 in seinem berühmten Buch über Neuspanien, man könne Mexiko nicht zu den tropischen Ländern rechnen, weil dort die Mitteltemperatur der großen Ebenen zwischen den Wendekreisen in einer Höhe von 984 Fuß über dem Meere, 77° F. (also 17°,5 C.) nicht übersteige, alle nur um 44 oder 45° F. höher sei als die mittlere Jahrestemperatur von Neapel. Man könne, mit dem Thermometer in der Hand, auf einem Raume von nur wenigen Geviertmeilen sich eine beliebige Temperatur auswählen, von der trockenen Hitze Algeriens bis zum eisigen Lappland. Am Abhange der Cordilleren giebt es Regionen mit ewigem Frühling, wo der Temperaturwechsel überhaupt nur 4 bis 5° C. beträgt. In der Hauptstadt Mexiko fällt der hundertheilige Thermometer manchmal bis unter den Gefrierpunkt. Wenn in einem solchen Klima Europäer nicht gedeihen, wo sollen sie dann es können? Das mexikanische Tafelland hat im Allgemeinen eine Mitteltemperatur wie Rom, und man findet in Mexiko Alles, was der Mensch sich nur wünschen kann. Humboldt meinte, daß die Zunahme der Bevölkerung in Mexiko und in Nordamerika eine Folge des anwachsenden innern Gedeihens sei, aber seine Schlußfolgerungen waren irrig. Er prophezeite für Mexiko eine glänzende Zukunft. Er ließ die Vergangenheit und die Naturgeschichte des Menschen außer Acht, ihm entgingen alle moralischen und physischen Umstände, von welchen die Zukunft, das Leben der Völker geregelt wird; er sah in Verpflanzung der Menschen aus einem Kontinente nach einem andern kein Hinderniß und keinen Nachtheil. Er war ein politischer Oekonom geworden, ein Schüler von Adam Smith, ein Kollege jener Mathematiker und Statistiker, welche bei ihren Berechnungen die Natur außer Acht lassen. Zu seiner Zeit bestand die Bevölkerung von Mexiko aus 1) in Europa Geborenen; 2) spanischen Kreolen, d. h. Abkömmlingen von Europäern, im Lande geboren; 3) Mestizen, als Mischlingen von Weißen und Indianern; 4) Mulatten, d. h. Mischlingen von Weißen und Schwarzen; 5) Zambos, Mischlingen von Indianern und Negern. 6) braunen Indianern; 7) Negern. Dazu sind während der letztverflossenen Jahrzehnte noch Malayen und Chinesen, wiewohl in geringer Anzahl, gekommen.

Mit einer Bevölkerung von so buntscheckigen Wesen glaubten Canning, Guizot und andere hochweise Staatsmänner etwas Gedeihliches schaffen zu können! Ein englischer Premierminister kann allerdings wunderbare Dinge verrichten, Könige machen, Königreiche dekretiren, aber er kann keine Rasse machen!

So lange Spanien Menschen nach Mexiko schicken konnte, behauptete es die Herrschaft und hielt die ethnischen Gegensätze nieder; aber durch den Menschenabzug nach Amerika erschöpfte Spanien sich völlig. Als in den Cortes zu Madrid die mexikanischen Angelegenheiten erörtert wurden, wies ein Redner, Herr Pacheco, nach, daß die Zahl der eigentlichen Spanier in Mexiko auf etwa 8000 zusammengeschmolzen sei. Er war in amtlichem Auftrage dorthin geschickt worden, um die Bevölkerungsverhältnisse zu beobachten, und seine Ansichten laufen darauf hinaus, daß die Elemente der gegenwärtigen Bevölkerung unfähig seien, etwas Gedeihliches zu schaffen, daß ein großer Theil dem Untergang anheimfallen müsse, daß das europäische Element ausbluten werde, sobald es seinen Zuwachs mehr aus der alten Welt bekomme. Die Mischlinge aller Art müssen auch zu Grunde gehen, falls sie nicht unabhängig aus den reinen Typen festes Blut erhalten; ein Rückschlag zum Indianischen sei gar nicht zu verkennen, der Indianer aber sei im Wesentlichen heute so geblieben, wie Ferdinand Cortez ihn gefunden habe.

Pacheco entwarf dann ein Gemälde der durch und durch zerrütteten Zustände Mexikos, auf das wir hier nicht weiter eingehen. Er hob hervor, daß die Mehrzahl der spanischen Partei aus Weißen, die antispanische fast durchgängig aus Leuten von gemischtem Blute bestehe. Die Indianer seien im Allgemeinen unterwürfig und leicht zu regieren. Binnen vierzig Jahren hat Mexiko nicht weniger als fünf und fünfzig verschiedene Regierungen gehabt. Auf Jamaika kamen 1787 auf je 100 Einwohner 10 Weiße, 4 Farbige und 86 Neger; jetzt sind von etwa 400,000 Köpfen nur 13,000 Weiße, 90,000 Mulatten, die Uebrigen Neger. „Ja, Haiti, Jamaika und Mexiko machen wunderbare Fortschritte — nach abwärts in den schwarzen Abgrund hinunter, wo alle Civilisation ein Ende hat. Freilich hat jede Rasse ihre eigenartige Civilisation, aber sie ist auch oft danach!“

Vielerlei Bemerkungen finden auch auf Brasilien Anwendung und auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika. Lustsamen schickte sein bestes Blut über See, und das Resultat ist gleich Null. Man lese nur die Reisebeschreibungen, auch die neuesten, über Brasilien; die Unwissenheit der sogenannten Brasilianer ist in vielen Fällen haarsträubend. (— Ein Beispiel Globus III, S. 190. —)

Den Nordamerikanern stellt Knox folgendes Prognostikon: „Ein ähnliches Schicksal erwartet die sogenannten Angelsachsen in den Vereinigten Staaten, sobald ihnen die Flut der Einwanderung aus Europa nicht mehr zuströmt.“ Den Leuten europäischer Abkunft in Australien und Tasmanien werde es ebenso ergehen. Die Mongolen waren einst im Besitz eines großen Theils von Osteuropa, aber wo sind sie nun? Norditalien war keltisch und Mailand eine gallische Stadt; aber wo sind die cisalpinischen Gallier geblieben? Wie viel fränkisches Element ist im eigentlichen Frankreich noch vorhanden, wie viel vandalisches in Nordafrika, wie viel gothisches in Spanien und Italien? „Allerdings betone ich, daß es Ausnahmen von diesen Gesetze giebt, und daß gewisse Völkerstämme eine Verpflanzung vertragen können. Es geht ihnen wie manchen Pflanzen und Thieren. Weizen gedeiht auch in Mexiko, unser Rindvieh hat in ganz Amerika. Es mag Rassen geben, auf welche das Gesetz keine Anwendung findet.“ (— Es ist wohlgethan, daß Knox die Klausel hinzufügt. Die Verpflanzung allein bedingt gar keine Ausrottung, wohl aber wird sie durch große Gegensätze im Klima herbeigeführt. Der Neger aus dem tropischen Afrika verkümmert in nördlichen Ländern und ist gleich seinem Landsmanne, dem Affen, in kalten Regionen der Schwindsucht unterworfen. Die Portugiesen geben zu Grunde in Angola und Benguela wie in Mosambik und Inhambane; es giebt kein Beispiel, daß unvermischte Europäer es dort bis zur dritten Generation gebracht hätten. Ihre Kinder kommen bei ebenso wenig auf, wie in den Tiefebenen Bengalens; selbst in Südchina überleben sie selten das achte oder neunte Jahr, und man muß sie nach Europa oder in's Hochgebirge schicken, wenn sie dem Klima nicht zum Opfer fallen sollen. Namentlich wirken heißfeuchte Länder erschlaffend auf Körper und Geist zumal, die Spannkraft geht verloren. Das Gegentheil ist der Fall, wenn die Wanderung und Verpflanzung innerhalb eines und desselben großen klimatischen Gürtels, in nicht zu entgegengesetzten Regionen, stattfindet. Alle Völker arischen Stammes sind in Europa gediehen, und die Araber reichen, überall völlig akklimatisirt, von Yemen bis Marokko und weit in das trocken-heiße Afrika hinein. Wo eine Rasse sich von einem Kontinente nach einem andern in annähernd gleiche Boden- und Lufterhältnisse verpflanzt, dort kann sie eben so wohl gedeihen wie in ihrer Heimat. Der Mensch ist kein absoluter Kosmopolit, aber er ist hiezu mehr anziehung sfähig bis zu einem gewissen Grade. Freilich, am Niger kann kein Eskimo, am Eisfap kein Neger gedeihen; ein Deutscher paßt nicht für Bengalen und der Hindu aus Calcutta nicht für Norwegen. — A.)

Knox bemerkt weiter, daß die Beharrlichkeit, die „Persistenz“ einer Rasse als Beweis für besonderheit der Species angeführt werde, und zwar mit Recht. Er beruft sich auf die ägyptischen Denkmäler, auf denen die verschiedenen Rassen genau so dargestellt

Digitized by Google

sind, wie wir noch heute sie finden; auch sei der uraite Antagonismus der verschiedenen Rassen in unseren Tagen noch ebenso stark wie im hohen Alterthum. „Ich möchte die Leute, welche so viel von Auswanderung und Kolonisirung reden, von Bevölkerung der ganzen Erde mit Angelsachsen, von Umwandelung des Indianers in einen Angelsachsen, Spanier, in einen civilisirten Mann und guten Christen, — ich möchte sie auf die Resultate hinweisen, welche die spanische Kommission in Mexiko gewonnen hat. Das Indianerthum und die Bastarde haben die Oberhand; ein Vollblutindianer, Zuarez, ist Präsident." Knox hätte hinzufügen können, daß in den meisten übrigen Kreolenrepubliken Mischlinge oder Vollblutindianer an der Spitze stehen, in Guatemala, seit 1839, der braune Bielstreiber Carrera.

Knox stellt auch, wie wir schon sagten, den Nordamerikanern sein gutes Prognostikon; er spricht ferner über die „Kelten" in Canada, nämlich über die französischen Ansiedler am St. Lorenz. „Klima, Regierung und äußere Umstände verändern die Rassenanlage nicht. Es kann sein, daß diese von jenen berührt und im Verlaufe der Zeit durch sie zerstört wird, aber sie können nimmermehr eine neue Rasse schaffen. Binnen einem halben Jahrhundert sind die Träume Humboldt's, Canning's und Guizot's zu Schanden geworden; die Natur behauptet ihr Recht. Der Indianer ist noch nicht völlig verschwunden, aber er ist auch nicht civilisirt; dreihundert Jahre hat man an ihm herumcivilisirt, erzogen, getauft, und er ist im Wesentlichen derselbe geblieben, der er war. So geht es auch in Neuseeland und mit Australien." Hier wird der demokratische, skeptische Angelsachse seine geliebte Verfassung einführen, er wird ein Native-Australier, ein Know-Nothing, ein ächter Australier ein Demokrat werden, und die abgestandene anglikanische Kirche aufrichten, und sie verehren wie Kinder ihre Puppen. Aber schon jetzt artet die Rasse in Australien aus, und es fragt sich, was nach dreihundert Jahren von ihr übrig sein wird."

Die Schlußfolgerungen, zu welchen Knox gelangt ist, sind folgende:

Die verschiedenen großen Menschenspecies bilden eine große natürliche Familie.

Jede Art oder Rasse hat einen höhern oder geringern Grad von Antagonismus den anderen gegenüber.

Wo Vermischung stattfindet, läßt dieselbe sich wieder in ihre Urelemente auf. (— Genauer ausgedrückt soll das heißen: Mischlinge, Hybridäten will die Natur nicht in der Art fortpflanzen, daß sie Typen werden könnten; sie dauern nicht. können sich aus sich selber nicht ergänzen und gehen zu Grunde, falls sie nicht unablässig Blutzuwachs aus reinen Typen erhalten. —)

Mit den theologischen Systemen, welche den Ursprung des Menschen erklären wollen, kann ein Mann der Wissenschaft sich gar nicht befassen. Unglücklicherweise enthalten einige dieser Systeme auch eine Kosmogonie und eine Zeitrechnung, welche ganz und gar der Wissenschaft widerspricht und mit der Geschichte nicht übereinstimmt.*)

*) Wir haben jetzt nahe an achtzig verschiedene Systeme oder Theorien über die sogenannte Weltschöpfung, und alle weichen mehr oder weniger von einander ab. Unter solchen Umständen wird es doch wohl erlaubt sein, die Meinung auszusprechen, daß wir darüber gar nichts wissen. Hegel sagt sich gegenüber diesen wüsten und leeren Kosmogonien und theologischen Phantasien und Mythologien dadurch aus der Affaire, daß er die gar nicht so unverständige Behauptung vorbrachte: „Es hat gar keine Weltschöpfung gegeben." A.

Jagderinnerungen aus Brasilien.

Während einer vierzehntägigen Jagdpartie, die ich mit einigen Freunden in die Urwälder des Gebirges der Provinz Rio Grande im Anfange des Januars 1862 machte, hatten wir Gelegenheit, neben vielen anderen Thieren, einige Exemplare der drei interessantesten vierfüßigen Bewohner des Rio-Grandenser Urwaldes in ihrer Lebensweise zu beobachten und zu tödten.

Die Anta wird von fast allen indianischen Stämmen Brasiliens als Tapira bezeichnet. Dieser Tapir ist der größte unter den Vierfüßlern von Südamerika. Man findet ihn fast in allen unseren Wäldern. Er hat manches Aehnliche mit dem Schweine, nicht nur in der Gestalt, sondern auch im Wesen. Sein Körper ist für die Größe zu dick und zu gedrungen. Die Anta ist selten kleiner als ein dreijähriges Kalb; ihr Fell, auf dem Rücken aschgrau und am Leib in's Weißliche spielend, ist von kurzem und wenigem Haar bedeckt. Der Kopf ist groß und länglich, die Augen sind klein und befinden sich in großer Entfernung vom Maul und von den Ohren, die groß, gerundet und von einer weißlichen Kante umgeben sind. Das Maul zählt 6 Schneidezähne in jeder Kinnlade, und 10 Backzähne in der unteren und 12 in der oberen. Die Oberlippe ist ein muskulöser Appendix, den das Thier etwa 5 Zoll weiter ausschwenkt als die Unterlippe, und den es einziehen und mit ihr gleichwachen kann. Diese Art Rüssel hört in runder Form auf und hier sind die Nasenlöcher, wie am Rüssel des Elephanten, mit dem die Nase der Anta viel Aehnlichkeit hat, denn das Thier bedient sich derselben ungefähr auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so empfindlich und beklar wie der Rüssel ist; trotzdem aber nimmt die Anta mit derselben Alles, was man ihr giebt. Ihre Beine sind dick und kurz; die Hinterfüße haben drei Nägel, die Vorderfüße vier, von denen drei der mittelste ist am längsten) sich vorn befinden und der vierte nach innen zu. Der Schwanz der Anta ist kurz und von dreieckiger Form.

Die Anta lebt einsam und flieht die Gesellschaft ihres Gleichen; sie sucht die Tiefe der Wälder und meidet die Nachbarschaft bewohnter Oerter; weidet, ähnlich wie die Pferde und ernährt sich von Kräutern und Früchten; aber die, welche jung eingefangen und von Menschen im Hause aufgezogen wurden, fraßen auch vielerlei Anderes. Trotz des schweren Körpers läuft das Thier mit unglaublicher Schnelligkeit; seine Art zu gehen ist ein harter Trab, wie der des Schweines, und wenn es verfolgt wird, galoppirt es, wenn auch schwerfällig.

Furchtsam und gutmüthig, wie die Anta ist, kann sie leicht gezähmt werden, thut Niemandem, nicht einmal dem Hunde, Schaden, und nur im Falle der Verfolgung, wenn sie, schon ermüdet, nicht mehr fliehen kann, setzt sie sich zur Wehre, wobei sie, auf den Hinterpoten stehend, mit den Vorderpoten die angreifenden Hunde niederschlägt. Sie schwimmt und taucht gut und geht lange Zeit auf dem Grunde unter dem Wasser hin, ohne Athem zu holen. Sie zieht Orte vor, wo es Sümpfe und Wasserpfuhle giebt. Dadurch sind einige Naturforscher zu dem Irrthume verleitet worden, die Anta als eine Art von Amphibie zu bezeichnen. Den größten Theil des Tages bringt sie liegend zu, schlafend oder nur ausruhend, und beginnt gewöhnlich ihre Streifzüge erst des Nachts. Ihr Fleisch ist geschmacklos und sehr gesucht. Das Fell ist von außerordentlicher Dicke und Stärke, und ist besser zu gerben, wenn es von einem magern Thiere kommt. Die weibliche Anta ist größer als die männliche und erreicht oft die Größe einer Kuh; in der Farbe ist sie auch verschieden, denn das Grau ihres Felles spielt in's Röthliche.

Digitized by Google

Mit fünf Mann tödteten wir in sieben Tagen, die wir im hohen Urwald zubrachten, 5 weibliche und 2 männliche Anteá. Sie werden mit der Kugel geschossen, und diese muß in's Auge oder in's Ohr treffen, sonst dringt sie nicht durch die Haut.

Tamanduá bandóira, der große Ameisenbär. Wir zählen zwei Arten von Tamanduás in den brasilianischen Wäldern: den kleinen Tamanduá und den Tamanduá bandéira. Dieser letzte ist der größte und schönste von der ganzen Familie, von der Größe eines mittlern Schweines, sein Fell von dunkel aschfarbigen, harten und dichten Haaren besetzt, die auf dem Kopfe kurz sind und je näher dem Schwanze desto länger werden. Er hat einen schwarzen Streifen auf jeder Seite des Körpers; die Ohren sind gerundet und ungemein klein; die Schnauze ist länglich und spitz und beinahe wie die des Hammels; das Maul ist klein und sowohl oben wie unten zahnlos; die Zunge dagegen sehr lang, schmal, von Cylinderform und elastisch; sie legt sich im Maule zusammen und ist von einer klebrigen Feuchtigkeit bedeckt; das Thier hat kleine und tiefliegende Augen, langen und langbehaarten Schwanz, der am Ende spitz ausläuft und von spannenlangen Haaren bedeckt ist, die eine Art Federbusch bilden; den Schwanz trägt der Tamanduá bandeira nach dem Halse zu übergebogen, wovon sein Name (Fahnenträger) herkommt. Die kurzen und dicken Beine haben 5 Zehen in jeder Hinterklaue, von denen jeder einen kurzen und starken Nagel hat. An den Vorderklauen hat er je drei Zehen, wovon die an der Seite sehr klein und die in der Mitte nicht groß sind, aber einen schwarzen Nagel von circa 4 Zoll Länge haben, den der Ameisenbär immer nach inwendig einbiegt; dadurch wird verhindert, daß die Nägel sich abschleifen, wenn das Thier auf der Erde geht.

Der Tamanduá lebt einsam, nährt sich nur von Ameisen und anderen Insekten, und um sie zu bekommen, reißt er mit den Nägeln ihre Baue auf; sobald er seine Beute sieht, streckt er die Zunge aus, die er zurückzieht, wenn sie von den Thieren bedeckt ist. Er wiederholt diese Bewegung, bis er gesättigt ist, und thut es mit solcher Fertigkeit, daß er zum Ausstrecken und Einziehen der Zunge voller Insekten nur etwa zwei Minuten braucht.

Beim Trinken läuft ihm die Hälfte von dem Wasser wieder aus der Nase heraus. Er schwimmt sehr gut und selbst durch große Flüsse. Sein Gang ist langsam: er läuft so wenig, daß man ihn ohne große Mühe erreichen kann; außerdem sieht er auch nicht sehr vor dem Angreifer; wenn er aber gereizt wird, setzt er sich selbst gegen den Menschen zur Wehre. Um ihn zu tödten, ist es hinreichend, ihn mit einem starken Stock über die Schnauze zu hauen.

Wenn er angegriffen wird, so legt er sich auf den Rücken, öffnet die Beine, erwartet den Feind, und wenn dieser herankommt, umarmt er ihn, wirft ihn nieder und läßt ihn nicht los, bis man ihm die Beinsehnen durchgebauen hat.

Er ist das einzige Thier unserer Wälder, welchem die Unze nichts anzuhaben vermag. Oft hat man todte Unzen gefunden, die der Tamanduá noch fest umschlungen hielt. Er schläft viel und hält viele Tage ohne irgend welche Nahrung aus. Beim Schlafe liegt er auf der Seite, steckt den Kopf zwischen die Vorderfüße, vereinigt diese mit den Hinterfüßen und bedeckt den Körper mit dem Schwanze. Sein Fleisch ist von schlechtem Geschmacke, wird aber von den brasilianischen Aerzten in gewissen Krankheiten empfohlen.

Ich tödtete einen Tamanduá mit einem Schusse. Schrot vor den Kopf, und die uns bedienenden Schwarzen schlugen einen andern sehr großen mit Knüppeln todt.

Onça oder Jaguar, Unze. Die Unze oder der Jaguar ist jedenfalls das wildeste und blutgierigste der Raubthiere Brasiliens, der König unserer Wildnisse.

Gleich allen Thieren, die zur Katzengattung gehören, besitzt auch sie alle charakteristischen Abzeichen derselben: gerundeten Kopf und Schnauze, kurze Kinnladen mit 6 Schneidezähnen in jeder, 2 starke Hauer und 4 Backzähne auf jeder Seite; fünf Zehen an den Vorderfüßen und 4 an den Hinterfüßen, mit großen, starken Krallen, die sie im Raume zwischen den Zehen verbirgt.

Die Unze ist eine wilde Katze von bedeutender Größe und furchtbarem Raubtrieb; die größte, welche ich hier in Brasilien gesehen habe, hatte 6 Fuß Länge vom Kopfe bis zum Anfange des Schwanzes, und 3 Fuß Höhe. Der Schwanz war 24 Zoll lang.

Man unterscheidet fünf verschiedene Arten von Unzen: die schwarze, die entweder ganz schwarz ist oder schwarze kleine Flecken auf röthlichem Grunde hat; diese Art wird Tiger genannt (d. h. von den Brasilianern). Die zweite Art ist gesprenkelt, mit großen gelben Flecken von runder Form mit schwarzem Rande, auf beiden Seiten des Körpers symmetrisch geordnet; diese besonders werden mit dem Namen Unze bezeichnet. Die dritte Art hat kleine und viele Flecke und einen Haarbüschel am Schwanze; diese nennt man Canguçu; eine vierte Art, die röthlich ist, nennt man Suçuaranas, und endlich die fünfte Art, die klein ist und nicht über die Größe einer wilden Katze hinauskommt, und deren Farbe auch in's Röthliche spielt, nennt man Maracajées.

Die Unze lebt in den Höhlen der Berge und in hohlen Bäumen im tiefsten Walde; sie ernährt sich von Fleisch und Blut und lebt in fortwährendem Kriege mit allen Thieren, von denen sie gefürchtet ist. Sie geht schnell und schleichend, macht große Sprünge und klettert mit Leichtigkeit auf Bäume. Ihr Gebrüll, welches selbst den Menschen mit Grauen erfüllt, hört man eine halbe Meile weit.

Die Unze, mit einer ungemeinen Kraft ausgerüstet, schleppt ihre Beute, und möge dieselbe noch so groß sein, nach einem Orte, der ihr zusagt. Die Art und Weise, wie dieses Thier seine Beute fängt, ist dieselbe, welche die Katze den Ratten gegenüber anwendet. Sie wartet im Hinterhalt, oder schleicht hervor, ohne gesehen zu sein, springt auf den Rücken der Beute, schlägt die Zähne in's Genick, ergreift mit einer der Vordertatzen den Hals, mit einer andern die Schnauze des Thieres, und tödtet es mit großer Leichtigkeit, indem sie ihm den Hals umdreht. Manchmal trinkt sie nur das Blut, andere Male frißt sie etwas Fleisch, läßt den Rest liegen, kommt am nächsten Tage wieder, und nachdem sie eingeharrum alles gezerrt hat, nähret sie sich dem Aase und fährt fort sich zu sättigen. Bei dieser Gelegenheit pflegt der Jäger ihr aufzulauern.

Höchst interessant ist die Art und Weise, auf welche sich verschiedene Thiere gegen die Unze vertheidigen. Das Rindvieh z. B., welches vom Jaguar angegriffen wird, bildet einen Kreis, läßt alle Kälber in der Mitte und erwartet, mit den Köpfen nach außen, festen Fußes den Angriff. Die jungen Ochsen und Kühe (dreijährige) gebören nicht zur Bildung dieser Mauer; sie bleiben draußen und umschwärmen fortwährend den Kreis, wobei sie ihre Hörner an der Erde reiben und schleifen, als ob sie den Angreifer provociren wollten. Dieser nimmt gar keinen Anstand sie anzugreifen: die jungen Stiere kämpfen mit Heldenmuth, fallen jedoch gewöhnlich ihrem blutgierigen Verfolger zur Beute. Manchmal geschieht es aber auch, daß der heldenmüthige Stier in den Kuhzwinger (Corral) zurückkehrt und die Unze auf die Hörner gespießt trägt. Der Kopf dieser Unze wird sodann an die Thür des Zwingers genagelt, als Zeichen des errungenen Sieges, und der Stier bleibt für sein ganzes Leben privilegirt.

Wir schossen eine schwarze Unze, zwei gelbe, großgesprenkelte Jaguars und eine von der Art Canguçu.

Rio Grande, 27. Januar 1863.

Karl von Koseritz.

Digitized by Google

Mosaik aus dem Yankeelande.

II.

Gefahren für die Republik. — Verlangen nach einem Wohlfahrtsausschuß. — Volksversammlungen. — Protest gegen den Despotismus

Wir fahren fort, bunte Bilder aus dem Yankeelande zusammenzustellen. Der New-York Herald schrieb im Mai, in Anblick auf die Verwirrung im ganzen Lande, daß der Himmel für die Amerikaner gewiß keine Wunder thun werde, Folgendes:

„Die amerikanische Regierung ist lediglich eine Modifikation früherer Regierungsformen, ein repräsentativer Bund von Republiken, welche durch die Verfassung zu einer unauflöslichen Union werden sollte. Aber ihre Gründer selbst erklärten, daß sie nur ein Versuch sei, und daß ihre Fortdauer davon abhänge, ob das Volk in allen Theilen Verstand und Mäßigung bewahre. Allem Anschein nach sind aber die Tage unserer Republik schon gezählt, die Katastrophe ist unabwendbar, außer wenn ein ehrgeiziger General nicht auftritt, und wenn wir nicht mit der allzuhäufig wiederkehrenden Präsidentenwahl eine Aenderung treffen. Dann mag es wohl sein, daß andere gesartete Männer, als die jetzt am Ruder befindlichen, die Zügel der Regierung in die Hand nehmen, und daß der jetzt in äußerster Gefahr schwebenden Republik noch eine neue Lebenskraft vergönnt bleibt! Wenn wir in der That unfähig sind, uns selber zu regieren, dann werden die Ereignisse bald einen Despoten ebenauf bringen, der uns mit eiserner Ruthe regiert. Es ist noch nicht lange her, daß wir in den bedeutendsten südbentschen Blatte, in einer Korrespondenz aus Neu-York, lasen: „Nur noch ein Mittel kann die Republik retten: gewaltsamer Sturz der Bundesregierung durch einen Wohlfahrtsausschuß und Einführung eines Schreckensregiments gegen die Rebellengenossen (— die Konservativen Nationaldemokraten sind gemeint —) im Norden. Aber um sich zu solchen Maßregeln zu entschließen, dazu ist das amerikanische Volk zu germanisch-gesetzliebend. Lieber wird es sich an seinem Legalitätszopfe den Hals zuschnüren. Hebaut sibi!"

So schrieb Hermann Raster, ein Stellenjäger der republikanischen Partei und Schildknappe des „schwarzen Jakobiners", Horace Greeley, der Augsburger Allgem. Zeitung (Nr. 55).

Nun, den Wohlfahrtsausschuß hat der Yankee-Norden allerdings nicht in französisch-jakobinischer Gestalt bekommen, wohl aber in Form einer Diktatur, unter deren Druck er fröhnt, und welchem er sich doch nicht mehr entziehen kann. Und wer übt diese Diktatur? Eine Regierung, die aus den Häuptern der republikanischen Exterminatorenpartei besteht und welche Herr Raster, ein Anhänger der Partei, selber in folgender Weise charakterisirt: „Eine solche Unsumme von geistiger und sittlicher Impotenz, von Halbheit, Unentschlossenheit, Kurzsichtigkeit und verrätherischer Gesinnung, wie sie in dieser unglücklichen Bundesregierung gefunden wird, kann und muß auch die ungeheuersten Opfer und Mühen eines großen Volkes zu nichte machen." Sie ist diesem Schwarzradikalen also noch nicht exterminatorisch genug! Und doch, wie verführt sie? Die Thatsachen mögen reden. Wir accentuiren hier nicht, daß sie Alles, was Recht, Freiheit und Verfassung heißt, täglich mit Füßen tritt, daß sie, wie ein New-Yorker Blatt ihr in's Gesicht sagt, aus „einer Horde von Gaunern und Dieben" bestehe. Wir wollen nächstens beweisen, wie diese Herrscher und ihre Leute den Krieg führen.

Den Freiheit kann längst keine Rede mehr sein. Volksversammlungen stehen fast überall unter Controle der Soldateska. In den letzten Tagen des Maimonats hielten die Demokraten zu Newark im Staate New-Jersey eine Versammlung. Sofort rückten Soldaten aus mit aufgepflanztem Bayonnet. Als Leute vom Lande mit einer Fahne hereinkamen, auf welcher der von einem Lorbeerkranz umgebene Name Ballandigham stand, — des von Lincoln verbannten Demokraten aus Ohio —) rückten sie vor und ein Blutvergießen stand in Aussicht. Zur rechten Zeit trat der Scheriff des County vor und erklärte, daß er sosort die Miliz aufrufen werde, wenn der Kommandant seine Befugnisse überschreite und sich in bürgerliche Angelegenheiten mische.

In Philadelphia, wo 40,000 Demokraten eine Volksversammlung hielten, um gegen die „tyrannische Willkür" der Washingtoner Regierung Protest einzulegen, wurde den Soldaten mit Lebensmitteln auf 24 Stunden und mit 60 scharfen Patronen versehen. Die Führer und Hauptredner der Versammlung und Viele aus der Menge waren bis an die Zähne bewaffnet und entschlossen, jeder Gewalt sich zu widersetzen. Da die Versammlung so ungemein zahlreich war, blieben die Soldaten fort und Alles verlief ruhig.

In dieser Massenversammlung zu Philadelphia wurden folgende Beschlüsse gefaßt, welche einen Einblick in die despotische Wirthschaft des Yankeelandes gewähren.

„Das Volk der Vereinigten Staaten ist schwer gekränkt, die Gesetze des Landes und die Grundsätze menschlicher Freiheit sind unter die Füße getreten worden. Clement L. Vallandigham, ein Bürger von Ohio, ist von Soldaten verhaftet, von Soldaten gerichtet und dann verbannt worden, wegen einiger Worte, die er in einer öffentlichen Versammlung gesprochen. Das Alles ist geschehen unter Verletzung der Rechte, welche jeden Bürger in einem freien Lande zusteben, mit kecken, frevelhaften Trotze, der Bundesverfassung zuwider, welche ausdrücklich besagt, daß jeder Angeklagte vor ein Geschworenengericht gestellt werden solle. Sie besagt ferner ausdrücklich, daß niemals ein Gesetz gegeben werden dürfe, durch welches die Redefreiheit Beeinträchtigung erfährt; sie besagt weiter, daß Person, Haus und Schriften unverletzlich seien. —

Die Maßregeln der Regierung sollen und müssen der freiesten Erörterung anheimgegeben werden, denn wenn eine Erörterung nicht frei ist, dann ist sie gar keine. Wenn der Mensch den Mund nur öffnen darf, um die Gewaltthaber zu preisen und ihnen zu schmeicheln, und wenn der Mund geschlossen wird, wenn die Gewaltthaber Anstoß an den Worten nehmen, dann ist die Erörterung nur eine hohle Redensart und die Freiheit lediglich ein Schatten."

Weiter heißt es: daß man der ärgsten Knechtschaft verfallen sei. Aber das Volk sei entschlossen, die persönliche Freiheit und die Rechte der Einzelnstaaten gegen die Usurpationen der Bundesregierung zu vertheidigen. und wolle Hand an's Werk legen, um die Union wieder aufzubauen. Es sei offenbar die Absicht der Washingtoner Gewalthaber, einen Aufstand des Volks zu provociren, um einen Vorwand zu noch ärgern Eingriffen in die Freiheit zu finden und die Wahlfreiheit zu beeinträchtigen.

Man sieht, wie weit es in der Union schon gekommen ist. wenn solche Rodrufe und Stoßseufzer erhoben werden.

Kleine Nachrichten.

Südamerikanisches. Wir verdanken Herrn Karl von Koseritz in Rio Grande do Sul folgende Notizen:

Statistik der Salzfleischfabrikation in La Plata-Staaten. Wie allgemein bekannt, ist die Fabrikation des getrockneten Salzfleisches (carne seca), beim großen Viehreichthum der La Platastaaten, die Hauptindustrie derselben. Folgende statistische Angaben, die dem amtlichen Berichte des brasilianischen Generalkonsuls in Montevideo an seine Regierung entnommen sind, geben eine Idee von der großen Anzahl Vieh, die alljährlich in den dortigen Saladeros (so heißen die Salzfleischfabriken) geschlachtet werden. Vom Januar bis Ende März des laufenden Jahres (1863) wurden in den Saladeros der Republik Uruguay 400,000 Stück

Digitized by Google

Rindvieh geschlachtet; in denen von Buenos-Ayres und Enter-Rios 236,000 Stück, welche zusammen 945,000 Centner Salzfleisch lieferten, welches nach den Häfen des Kaiserreichs Brasilien und nach Havana exportirt wurde.

Auswanderung nach Brasilien. In der Provinz Rio Grande do Sul des Kaiserreichs Brasilien kamen im letzten Semester des vorigen Jahres (1862) 94 Familien deutsche Auswanderer, zusammen 363 Köpfe, an. Von denselben waren 364 Katholiken und 199 Protestanten.

Schiffahrt. In dem Hafen der Stadt Rio Grande (brasil. Provinz S. Pedro do Rio Grande do Sul) liefen im Semester vom Juli bis Ende December des Jahres 1862 285 überseeische Schiffe ein, von denen 182 unter brasilianischer und 106 unter fremder Flagge fuhren; von hier liefen 196 Schiffe aus, von denen 106 brasilianische und 90 fremde waren.

Der Talghaum in der brasilianischen Provinz Ceará. Unter den vielen botanischen Reichthümern, die Bonpland's Blick vorzugsweise auf Brasilien gerichtet haben, sind manche, die von der Wissenschaft noch nicht klassifizirt und von der Industrie noch nicht ausgebeutet sind.

In diesem Jahre hat man in der genannten Provinz einen neuen, sehr nützlichen Pflanzenstoff entdeckt, dessen Beschreibung wir dem amtlichen Berichte des Präsidenten der Provinz Ceara entnehmen: „Ich habe die Beschreibung eines Baumes erhalten, welcher an den Abhängen des Gebirges von Ibiapaba, im Distrikte von Villa Viçosa, wild wächst, und aus dem man eine dem Wachse täuschend ähnliche und ebenso nutzbare Substanz zieht. Dieser Baum, den die Einwohner jener Gegend gewöhnlich Talghaum nennen, hat einen Stamm mit pyramidenartiger Form, seine Blätterkrone ist nicht groß, und im Zustande der höchsten Entwickelung erreicht er eine Höhe von 70 Fuß, mit einem Stamme von 10 Fuß Dicke. Das Holz, seiner Konsistenz und seines geringen Gewichts halber, würde sehr gut zur Verfertigung von Schiffsmasten dienen, teren Form der Baum hat. Er beginnt zu blühen in der Sudeinlage zu Anfang Januar und Februar bedeckt er sich mit kleinen Früchten. Sobald diese reif sind, öffnet sich die Kapsel und läßt eine Art von Kern zum Vorschein kommen, aus dem man den vegetabilischen Talg gewinnt. Das Verfahren zu der Gewinnung des Talges ist höchst einfach. Man zerstößt die Kerne, und die dadurch gewonnene Masse läßt man im Wasser einige Zeit sieden. Nachdem man dasselbe hat kalt werden lassen, beginnt die talgartige Substanz auf der Oberfläche zu schwimmen, und nachdem sie geronnen ist, bietet sie einen, dem Rindertalg ganz ähnlichen Fettstoff, der sich vortrefflich zum Brennen eignet. Es ist von Wichtigkeit, daß die Anpflanzung von Talghäumen zu versuchen, da diese Industrie einst bedeutend werden kann, wie die des Carnauba-Wachses bereits ist.“ Dieses Carnauba-Wachs ist eine Substanz, welche, angemessen verwendet, einen dem Stearin ähnlichen und zum Brennen ausgezeichneten Stoff liefert. Die Carnauba ist in ganz Brasilien häufig.

Europäische Einflüsse in China. Ein Europäer, der jetzt Canton besucht, wird überrascht durch ein großartiges Gebäude, dessen Grundmauern bereits über den Boden emporragen. Es ist die neue französische Kathedrale, welche genau nach dem Plane der Notre-Dame-Kirche in Paris errichtet wird. Zwei französische Architekten und eine große Anzahl französischer Arbeiter sind seitdig daran beschäftigt, und wenn einst das Werk vollendet dasteht, wird der Anblick der Stadt Canton jedenfalls ein ganz anderer werden. Man denke sich zwischen dem einförmigen Meere von Baumwipfeln und chinesischen Dächern einen kolossalen gothischen Dom! Aus alledem geht hervor, wie Frankreich festen Boden in China faßt. In seinem Gefolge arbeiten Bäter von der Gesellschaft Jesu mit unermüdlichem Eifer und staunenswerther Ausdauer für die Verbreitung des römisch-katholischen Glaubens. Der Kampf gegen den großartigen Buddhismus ist kein leichter. Aber die Jesuiten scheinen sich China zu ihrem besondern Wirkungsfelde ausersehen zu haben. Sie sind längst bis in die entferntesten Provinzen vorgedrungen. Kapitäin Malcolm fand in Sze-tschuen, im Westen Chinas, mehrere jesuitische Missionäre, welche dort schon seit zwanzig Jahren lebten, ohne in dieser Zeit jemals einen Europäer gesehen zu haben.

In den ersten Tagen des Monats Juni 1863 hat man zu Wantschi auch eine protestantisch-chinesische Kapelle eröffnet, in der abwechselnd in englischer und chinesischer Sprache gepredigt wird.

Zunftverfassung in Tiflis. Freiherr von Haxthausen erzählt in seinem trefflichen Werke: Transkaukasien, daß sich unter den Handwerkern in Tiflis, so wie in den meisten kleinasiatischen Städten, eine vollkommen geregelte Zunftverfassung finde, wie sie sich vom Mittelalter her in Deutschland ausgebildet hat. Allein sie stammt in Grusien nicht aus Deutschland, sondern aus Persien her und wurde zur Zeit der Unterjochung Grusiens durch die Perser vom persischen Statthalter eingeführt und geregelt. Jedes Handwerk, selbst die Sackträger oder Tagelöhner, bildet eine Zunft. Die Vornehmsten sind die Kaufleute (Soldagar), die Eisenwaarenhändler (Tzgoltzacho) und Weinhändler (Duchantschit). Die russischen und deutschen Kaufleute sind nicht zünftig, dagegen sind die deutschen Schuhmacher in die grusisch-armenische Zunft aufgenommen worden. Nur Meister bilden die Zunft. Wer nicht zünftig ist und öffentlich arbeiten will, kann nimmt die Zunft Schuh und Handwerkszeug weg. Ein eigentliches Meisterstück wird nicht verlangt; der Beleg, welcher Meister werden will, bezahlt 10 Silberrubel in die Handwerkslade und hält die alten Meister zechfrei. Ebenso müssen die Lehrlinge zahlen, wenn sie Gesellen werden wollen. Es ist Alles, wie es bei uns war, theilweise leider noch ist. Sein die deutschen Schuster in die Tifliser Zunft eingetreten sind, haben sich drei manche deutsche Gebräuche, z. B. die offene Lade, verbreitet. Herbergen kennen die dortigen Zünfte nicht, dagegen ist den Armeniern und Grusinern der blaue Montag bekannt. Es ist der Gerichtstag des Handwerks. Fahnen und Embleme sind wenigstens bei einigen Zünften gebräuchlich.

Aus Guadeloupe und Martinique. Die Lage dieser französischen Antillen ist nicht günstig; manche Pflanzer sind tief verschuldet und klagen über niedrige Zuckerpreise. Mit den Negern als Arbeitern, oder vielmehr Nicht-Arbeitern, läßt sich nicht viel anfangen, und man hat deshalb Kulis aus Indien geholt. Dabei wurde aber nicht die nöthige Vorsicht beachtet und die Auswahl ist nicht gut ausgefallen; man ist aber doch froh, daß man überhaupt Arbeiter hat. Den Negern sind aber diese Indier ein Dorn im Auge. Am Mai wurde auf Guadeloupe ein Prozeß verhandelt, der sehr bezeichnend ist. Ein Schwarzer von 26 Jahren, John Baptist, von herkulischer Gestalt, war von der benachbarten englischen Insel Dominica entflohen, trieb sich auf Guadeloupe als fahrlenzender Kunstreicher herum und verübte allerlei Unfug. Darauf wurde er zu sechsmonatlichen Zuchthausstrafe verurtheilt. Als er seine Freiheit wieder erhalten hatte, lockte er einen arbeitsamen indischen Kuli, Namens Tinggassamin, in ein Bananenfeld und sagte ihm den Hals ab. Warum? Weil angeblich der Inder vor etwa drei Jahren eine Missethat des Negers anderen Leuten erzählt hatte.

Die französische Insel Réunion im Indischen Ocean bekommt jetzt Kreuzer und Cochinchina. Die Regierung brachte auf einem Staatsschiff eine erste Ladung nach Sainte Marie auf Madagaskar, wo aber sofort unter den „freien Auswanderern“ Fieber und Dysenterien ausbrachen und viele starben. Die zweite Ladung, 130 Mann, ist im Maimonat auf Réunion selbst angekommen. Diese armseligen oder cochinchinesischen Arbeiter sind friedliche Leute, aber äußerverkehrtlich unfähig. Man will deshalb chinesische auch nach den französischen Antillen bringen.

Uebrigens treiben Franzosen in den indischen Gewässern fortwährend einen verdeckten Sklavenhandel. Sie nehmen z. B. auf Madagaskar Malgaschen an Bord, führen dieselben in der Schiffstoilette als Haudiener auf, zwingen aber auf Réunion diese gefälschten Leute zur Feldarbeit. Die dortige Regierung hat eine Verordnung gegen derartige Betrügereien erlassen.

Die Landenge von Tehuantepec in Mexiko. Es versteht sich von selbst, daß die französische Politik sich für ihren vom Zaune gebrochenen „Kreuzzug zum Vortheil der Civilisation“ in Mexiko eben so wohl „in uneigennütziger Weise“ schadlos halten wird, wie in Italien und Cochinchina geschehen ist. Ein Regierungsblatt, das in der Chambagne erscheint, erklärt, daß man jedenfalls auf längere Zeit hinaus in Mexiko Truppen stehen lassen werde. Es sei aber zweckmäßig, daß Frankreich sich die Landenge von Tehuantepec aneigne. Das Land sei fruchtbar und eigne sich für die Anlage eines interoceanischen Kanals, der hier am besten stattin, und nimmermehr auf dem Isthmus von Panama oder in Nicaragua möglich sei.

Aus Algerien. Die Warnungen, welche vor einiger Zeit Justus Liebig in Betreff des Raubbaues bei der Landwirthschaft erhob, sind in Algier wohl beachtet worden. Ein verständiger Beobachter, H. Blanchy, hebt hervor, daß Alles was Liebig sagt, nur allzusehr auch auf Algerien Anwendung finde. Wir geben, spricht er, dem Boden keinen Dünger und gewähren ihm doch keine Zeit zum Ausruhen und Erholen. Der Ansiedler besät mit einer wahrhaft kläglichen Hartnäckigkeit jahrein jahraus dasselbe Feld mit demselben Korn, und denkt an keinen Wechsel. Den schlechten Ertrag legt er nicht sich selber und seiner schlechten Methode zur Last, sondern alle Schuld wird auf die Sonne geschoben. Die Regierung hat selber ihre Mißgriffe wesentlich

Digitized by Google

zur Verschlechterung beigetragen, hier ein Beispiel. Sie wollte in Algerien den Tabaksbau in Aufschwung bringen, vertheilte Samen und gedruckte Anweisungen und zahlte für den Tabak ganz unverhältnißig hohe Preise, um solchergestalt dem Anbau eine „Prämie" zuzuwenden. Der kolonist pflanzte nun ohne jede Unterbrechung immer und immer wieder auf demselben Felde Tabak, der ihm theuer bezahlt wurde. Aber die Folge war, daß dieser algerische Tabak nicht mehr brennen wollte. Trotzdem wurde das Gebeihen der afrikanischen Tabakkultur von den pariser Blättern in den Himmel erhoben. Herr Blanko gesteht offen ein, daß sowohl im Tabaksbau, wie im Obstbau die Araber weit verständiger zu Werke gehen, als die europäischen Ansiedler. Jene, die schon man lange so vornehm herab sah, dienen, mit ihrer alten Routine, nun als Muster und Lehrmeister.

Wir wollen beiläufig bemerken, daß wir aus Mauritius und Reunion ähnliche Klagen über Raubbau und Aussmergelung des Bodens gelesen haben. Man pflanzte unablässig Zucker und nur Zucker; als dann begreiflicherweise die Felder nichts mehr hergaben, brachte man Guano in ganz unverhältnißmäßiger Menge auf dieselben, und findet jetzt mit Schrecken, daß dieses Düngungsmittel, wechselnd mit Überdies noch ausschließlich angewandt, die Boden arm macht und förmlich versengt.

In Algerien scheint jetzt der Flachsbau in Aufnahme zu kommen. Die Kolonialregierung hat eine verhältnißmäßige Prämie getroffen. Fortan verschenkt sie kein Land mehr, läßt aber Grund und Boden gegen einen mäßigen Kaufpreis ab.

Die Gesammtlänge der deutschen Eisenbahnen erreicht, nach den statistischen Daten, die beim Kongreß der deutsch-österreichischen Eisenbahnverwaltungen in Salzburg jüngst vorgelegt wurden, die überraschend hohe Ziffer von 2497 deutschen Meilen.

Ostindische Eisenbahnen. Nach den Berichten der Regierungsdirektion der indischen Eisenbahnen zu Kalkutta sind im Jahre 1862 im Ganzen 747 engl. Meilen neue Eisenbahnen dem Verkehr in Ostindien eröffnet worden, wozu seit jener Zeit noch weitere 184 engl. Meilen kamen. Die Strecke der bis Jahresende fertig gestellten Eisenbahnen im britischen Gebiet Ostindiens beträgt jetzt 2528 engl. Meilen oder ungefähr 350 deutsche Meilen. Im nächsten Jahre schon werden die Hauptbaumwollendistriete von Centralindien und Gujerat in unmittelbarer Verbindung mit Bombay stehen und Delhi wird in zwei Tagen von Kalkutta aus zu erreichen sein.

Einwohnerzahl von Turin. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik hatte die Bevölkerung der Stadt Turin am Ende des Jahres 1862 eine Stärke von 204,715 Seelen und somit innerhalb dreier Jahre einen Zuwachs von mehr als 25000 Seelen erhalten.

Guanovorrath an der peruanischen Küste. Die Regierung hat im April 1863 die Guanomassen genau untersuchen lassen, und eine Berechnung ergiebt, daß gegenwärtig noch vorhanden sind: etwa 1,500,000 Tonnen, je zu 2000 Pfund, auf den Mocade-Inseln, 2,500,000 T., auf der Guanape-Gruppe, welche der St. Helenaspitze gegenüber liegt, und 4,000,000 auf der Lobos-Insel. Der Gesammtwerth beträgt, nach jetzt gegenwärtigen Preisen berechnet, 230,000,000 Silberpfunder oder 46 Millionen Pfund Sterling.

Austern à la Maori. Hochstetter erzählt von einer eigenthümlichen Zubereitungsweise der Austern, die er während seines Aufenthaltes auf der Nord- Insel Neu-Seelands kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Von einem Ausfluge nach dem Takapuna, Schalenkriegel, zurückgekommen, lud er bei den Zelten eine aus Landsleuten gebaute Schutzwand und hinter dieser ein lustiges Feuer, über welchem der Theekessel hing, während seine Maori am Strande Austern sammelten. Im Zelte fand er ein vortreffliches Mittagsmahl, wartete jedoch vergeblich auf die Austern. Er ging deshalb selbst zu den Eingeborenen, die er in voller Thätigkeit traf, die Deckel loszuschlagen und den Inhalt der Muschel auszuschlürfen. Drei große, mit den schönsten Austern bedeckte Steine lagen noch auf den Kohlen. Die Maoris, auf die Steine deutend, meinten: Kapai, sehr gut; und rollten einen solchen Stein vor ihn hin. Hochstetter langte zu und fand, daß Austern à la Maori auf Kohlen gebraten ein vortreffliches Mahl seien. Die Deckel ließen sich leicht abheben und die in ihrem Safte gebratenen Austern mundeten ausgezeichnet.

Die Deutschen im Banate. Der Königl. sächsische Oberforstrath von Berg, welcher Ungarn und Siebenbürgen aus eigener Anschauung kennt, ergeht sich in seinem Buche: „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie", über unsere Landsleute im Montandistrikte des Banats Folgendes: Die Deutschen finden wir in allen Bergorten, wo sie gemeinschaftlich mit den Walachen wohnen, doch giebt es auch einige, wie z. B. Steierdorf, wo wenige Familien ausgenommen, eine rein deutsche Bevölkerung lebt. Die meisten Deutschen waren Berg- oder Hütteleute und sind bei der Aufnahme des Bergbaues aus Oberungarn und den deutschen Provinzen Oesterreich eingewandert, theils schon im 15. Jahrhundert, theils erst unter Maria Theresia. In der neuesten Zeit sind diese Einwanderungen für die Vermehrung der Arbeitskräfte beim Bergbau von der Eisenbahngesellschaft wieder lebhafter aufgenommen und man hat vorzugsweise Böhmen und Land gezogen. Aufsteigen aber finden sich auch bei den deutschen Arbeitern im hüttenmännischen Betrieb manche einzelne deutsche Arbeiter angezogen, und so sieht man Erzgebirger und Harzer, Wesstalen und Schwaben hier vertreten. Auch von den Nachkommen der früheren Einwanderer werden deutsche Sitten, Gebräuche, Kleidung und Sprache beibehalten. Solche Anwärterungen an die Eingeborenen, wie man sie bei den Deutschen in Ungarn gewahrt, findet man hier nicht. „Ich glaube, es liegt das theils an der klimatischen Lage der Bergorte, welche hier in Mittelgebirgshöhen mehr entspricht, wodurch eine Umänderung der Kleidung, wie in den heißen Ebenen Ungarns, nicht geboten war, und in dem Berufe, welcher die Menschen mehr isolirt. In Steierdorf trat ich eines Sonntagabends Abends in ein Bergmannshaus, das von Nachkommen eingewanderter Steiermärker bewohnt war. Die Wohnräume waren reinlich gescheuert und geputzt, das Küchengeschirr blank und der Mann saß bei einem tüchtigen Stück Schweinebraten. Ich äußerte meine Verwiedigung über die Ordnung und Reinlichkeit im Hause, worauf der Bergmann mit einem gewissen Stolz und einem Anflage von Empfindlichkeit, als ob sich das von selbst verstehe, erwiderte: „Ja, Herr, wir sind aber auch Deutsche!" Und ich freute mich, hier noch das lebhafte Nationalgefühl zu finden."

Die Abkunft der Baiern. Es ist im Globus zu wiederholten Malen darauf hingewiesen worden, wie viel Verwirrung in der historischen Forschung bezüglich der Abkunft mancher Völkerstämme von den Kelten sich eingeschlichen haben. Auch die Baiern sollten zu Abkömmlingen derselben gemacht werden; fand doch Karl Singert bis in die letzte Zeit hinein in allen oberdeutschen Dorfnamen mit raumenwerther Gedult und Ueberzeugungstreue keltische Etymologien heraus; auch die keltische Abkunft der Tyroler fand er mit ihnen zu einem Stamme gehörigen Baiern) tauchte wieder auf. Aber seit dem Auftreten des Volks der Baiwaren, Baiern, in der Geschichte läßt sich in dessen Verfassung, Sitte und Sprache nur germanisches Element nachweisen. Wenn wir in seinen sultungsgeschichtlichen Momenten, durchaus nichts fremdes zu finden ist. Den kündigen faktischen Beweis von der germanischen Abstammung der Baiern, lieferte Dr. A. Quitzmann in seinem Werke: „die heidnische Religion der Baiwaren". An der Hand all der zahlreichen Sagen des vom bairischen Stamme bewohnten Landes von der Oberpfalz bis zur Etsch, von der Ilar bis zum Marchfelde, wird die Gemeinsamkeit der alten heidnischen Religion desselben mit der nordisch-germanischen Mythologie übergezeugt und unwiderleglich nachgewiesen. Ein zweiter Theil des Werkes soll die Kirchenfabulmer der Baiwaren enthalten. Hierdurch wird der Beweis geliefert werden, wie neben Franken, Sachsen, Schwaben und Alamannen die Baiern der fünfte Hauptstamm des germanischen Völkerbundes waren. In der größten Verehrung stand bei den Baiwaren die Göttin Ila-Nerthus, die Frau Cysen des Aventin. Diese ward nur bei den südöstlichen Donauslaven, also den Markomannen und Quaden verehrt. Da nun die Baiern ihrer Religion nach von diesen abstammen müssen und ihr eines bistorisches Auftreten bald nach dem Verschwinden der Markomannen und Quaden aus der Geschichte erfolgt, so glaubt sich Quitzmann berechtigt, das plötzliche Erscheinen der Baiwaren durch Vereinigung mehrer Barbar aus ihren Sitzen vertriebener markomannischer und quadischer Gefolgschaften und ihren Namen durch Bai-varas, das Volk der beiden Bünde, erklären zu können. Als Süd-Sueven gehörten die Baiwaren zu den Hermionen und noch jetzt finden in bairischen Sagen, Orts- und Personennamen zahlreiche Anklänge an den Stammheros Irmin, Hermin, damit stimmt die uralte, in der Kaiserchronik und im Annolied überlieferte Stammsage überein, wonach die Baiern aus Armenien kamen, welche sonst unverständliche Mythe durch Deutung auf das alte Hermionenland, wo die Väter der Baiwaren, Markomannen und Quaden hausten, volles Licht erhält.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

BAYER. SCHWERSTBESCH
ARBEITSFÜRSORG
MÜNCHEN 22
LEOPOLDSTR. 155 TEL.

Digitized by